

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY













NEUE JAHRBÜCHER

FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG

NEUNUNDVIERZIGSTER BAND



VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER LEIPZIG · BERLIN 1922

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG

FÜNFUNDZWANZIGSTER JAHRGANG 1922

MIT EINEM BILDNIS IM TEXT

180716
22/5/23.

VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER LEIPZIG · BERLIN 1922

PA
3
N664
Bd. 49-50

ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND XXXVII (1916), XXXIX (1917), XLI (1918), XLIII (1919), XLV (1920), XLVII (1921) UND XLIX (1922)

Karl Hartmann in Bayreuth (XLIX 309)
Justus Hashagen in Bonn (XXXVII 546. 666, XXXIX 254, XLI 343, XLV 178, XLVII 407)
Karl Heinemann in Leipzig (XLV 400, XLVII 78)
Richard Heinze in Leipzig (XLIII 305, XLVII 229)
Siegmund Hellmann in München (XXXIX 604)
Richard Hennig in Düsseldorf (XLIX 364)
Paul Herrmann in Dresden (XLIII 230, XLVII 224)
Karl Heussi in Leipzig (XXXVII 107)
Fritz Hoeber (†) (XXXIX 338, XLI 356. 475 XLIII 139)
J. K. von Hoesslin in München (XLV 288)
Hermann Hofmeister in Lübeck (XLI 79)
Karl Holl in Charlottenburg (XXXVII 253)
Wilhelm Holtschmidt in Eschweiler (XLVII 45)
Isidor Hopfner in Feldkirch (XXXVII 148. 226)
Ernst Howald in Zürich (XLI 81)
Christian Hülsen in Heidelberg (XXXIX 570, XLI 282)
Johannes Ilberg in Leipzig (XXXIX 144, XLI 141. 353, XLIII 382, XLV 237, XLVII 31. 452, XLIX 233. 460)
Otto Immisch in Freiburg i. B. (XLVII 409)
Günther Jachmann in Basel (XLIX 101)
Werner Jaeger in Berlin (XXXVII 81)
Paul Joachimsen in München (XLIII 495)
André Jolles in Leipzig (XLV 214)
Walther Judeich in Jena (XLIX 135)
Ulrich Kahrstedt in Göttingen (XLIII 71)
Ernst Kalinka in Innsbruck (XLV 401, XLIX 417)
Willy Kaspers in Köln a. Rh. (XLV 396)
Alfred Klotz in Erlangen (XLV 145, XLVII 403)
Friedrich Koepp in Frankfurt a. M. (XXXVII 139)
Josef Körner in Prag (XXXVII 474, XLI 358, XLIX 166)
Alfred Körte in Leipzig (XXXIX 281, XLV 201. 299, XLVII 173. 308, XLIX 15. 313)
Johannes Kohl in Bingen (XLVII 198)
Johanna Kohlund in Freiburg i. B. (XXXIX 404)
Ernst Kornemann in Breslau (XLIX 42)
Walther Kranz in Berlin-Grunewald (XLIII 145)
Wilhelm Kroll in Breslau (XXXVII 93, XXXIX 145, XLVII 97. 180)
Johannes Kromayer in Leipzig (XLIX 157)
Karl Kunst in Wien (XLV 355, XLIX 453)
Franz Kuntze in Weimar (XXXVII 151, XXXIX 447, XLI 77, XLIX 189)
Rudolf Lange in Berlin (XXXIX 61)
Richard Laqueur in Gießen (XLV 241, XLVII 233)
Arthur Laudien in Düsseldorf (XLVII 215)
Hans Leisegang in Leipzig (XLIX 1)
Albert Leitzmann in Jena (XXXVII 21, XXXIX 473)
Bernhard Lembke in Stettin (XXXVII 539)
Heinrich Lemcke in Minden i. W. (XXXVII 270, XLI 460)
Sigmund v. Lempicki in Lemberg (XLI 480)
Ernst Leumann in Freiburg i. B. (XLV 399)
Friedrich v. d. Leyen in München (XLI 426)
Richard Linder in Wurzen (XXXVII 595, XLIII 54)
Wolfgang Lindner in Brandenburg a. H. (XLIX 416)
Hugo Lötschert in Köln a. Rh. (XLIX 128)
Karl Löwer in Berlin-Wilmersdorf (XXXVII 541, XLIII 79. 138. 232. 498. XLVII 407, XLIX 190. 191)
Bernhard Luther in Mülheim a. d. Ruhr (XXXVII 518)
Ernst Maass in Marburg i. H. (XXXVII 122. 300. 613, XXXIX 345. 409, XLV 270, XLIX 205)
Ludwig Mader in Essen (XLVII 358)
Wolfgang Martini in Dresden-Blasewitz (XLV 341)
Georg Mayer in Eßlingen a. N. (XLI 330)
Harry Maync in Bern (XXXVII 654)
Arthur Mentz in Königsberg i. Pr. (XXXVII 493)
Paul Merker in Greifswald (XLV 63)
Eduard Metis in Breslau (XXXVII 609)
Heinrich Meyer-Benfey in Hamburg (XLV 159)
Theodor A. Meyer in Stuttgart (XLIII 233, XLVII 449)
Wilhelm Meyer-Lübke in Bonn (XLV 445)
Johannes Moeller in Demmin i. P. (XXXVII 149)
Eugen Mogk in Leipzig (XLIII 103)
Georg Müller in Leipzig (XXXVII 492)
Hermann Friedrich Müller (†) (XLIII 199)
Friedrich Münzer in Münster i. W. (XLIX 302)
Mathias Murko in Prag (XLIII 273)
Hans Nachod in Leipzig (XLV 324)
Alfred Nathansky in Wien (XLI 483, XLIX 288)
Wilhelm Nestle in Stuttgart (XXXVII 435, XLI 225, XLVII 81, XLIX 137)
Friedrich Neumann in Leipzig (XLIX 388)
Martin Ninck in Riehen b. Basel (XLIX 439)
Eugen Oder in Berlin (XLI 286, XLV 303)
Friedrich Oertel in Graz (XLV 361)

Axel Olrik (†) (XLI 38)
Otto Ostertag in Stuttgart (XLVII 439)
Rudolf Pagenstecher (†) (XLVII 271)
Erich Pernice in Greifswald (XLI 321)
Rudolf Pestalozzi in Zürich (XXXIX 190, XLI 192)
Heinrich Peters in Hannover (XLVII 318)
Robert Petsch in Hamburg (XXXVII 337, XXXIX 70. 118. 522, XLI 68. 142, XLIII 11. 407, XLVII 75)
Ernst Pfuhl in Basel (XLV 46)
Kurt Plenio (†) (XXXIX 269)
Max Pohlenz in Göttingen (XXXVII 57. 549, XLIII 340, XLV 186)
Georg Raddatz in Pr.-Friedland (XXXIX 587, XLI 409)
Otto Regenbogen in Berlin (XLVII 185)
Richard Reitzenstein in Göttingen (XLIX 24)
Julius Richter in Frankfurt a. M. (XLI 204)
Alexander Riese in Frankfurt a. M (XXXVII 77)
Gerhart Rodenwaldt in Berlin (XLVII 1)
Eduard Roese in Merseburg (XXXIX 35)*
Georg Rosenthal in Lübeck (XXXIX 403, XLI 171)
Walter Ruge in Bautzen (XXXVII 294)
Gerhard Salomon in Berlin-Steglitz (XLVII 305)
Richard Samter in Charlottenburg (XLI 138)
Bruno Sauer (†) (XXXVII 285, XXXIX 577, XLI 69)
August von Scheindler in Kirchschlag b. Linz a. d. D. (XLIX 307)
Hellmut Schmidt-Breitung in Meißen (XLIII 142)
Hermann Schneider in Leipzig (XLIX 89)
Max Schneidewin in Hameln (XXXVII 379)
August Schnizlein in Rotenburg o. d. Tauber (XXXIX 624)
Otto Schrader (†) (XLIII 75)
Adolf Schulten in Erlangen (XXXVII 153, XXXIX 209)
Bertha Schulze in Groß-Lichterfelde (XLVII 170)
Karl Paul Schulze in Nikolassee b. Berlin (XXXI 226)
Walter Schwering (†) (XXXVII 167)
Eduard Schwyzer in Zürich (XLIX 458)
Friedrich Seiler in Wittstock a. d. D. (XLIII 435, XLVII 76)
Max Siebourg in Koblenz (XXXVII 305)
Heinrich Sponsheimer in Düsseldorf (XXXVII 304)
Wolfgang Stammler in Hannover (XXXIX 278, XLV 114)
Ernst Stein in Wien (XLIII 480)
Georg Steinhausen in Cassel (XLVII 379)
Eduard Stemplinger in Rosenheim (XLIX 378)
Julius Stenzel in Breslau (XLV 89, XLVII 152)
Karl Strecker in Berlin (XLVII 289)
Franz Studniczka in Leipzig (XLI 1, XLVII 395)
Rudolf Stübe in Leipzig (XLVII 450)
Heinrich Stürenburg in Dresden-Loschwitz (XXXVII 297)
Franz Stürmer in Weilburg (XLV 297, XLIX 181)
Wilhelm Süss in Leipzig (XLV 28)
Frida Teller in Prag (XLV 225)
Paul Ueding in M.-Gladbach (XXXIX 416)
Heinrich Ludwig Urlichs in München (XLV 394, XLIX 82)
Oskar Viedebantt in Potsdam (XXXVII 321)
Oskar Vogt in Barmen (XLIII 137)
Hendrik Wagenvoort im Haag (XLV 101)
Albert Malte Wagner in Berlin (XXXIX 608)
Richard Wagner in Dresden (XLV 434)
Joseph Waldis in Luzern (XLIX 404)
Oskar Walzel in Bonn (XXXVII 186. 542, XLI 49, XLV 443)
Nicolaus Wecklein in München (XLIII 375)
Wilhelm Weinberger in Brünn (XLVII 164)
Otto Weinreich in Tübingen (XLIII 132, XLV 87. 185, XLVII 129)
Hermann Weller in Ellwangen (XLV 183)
Paul Wendland (†) (XXXVII 233, XXXIX 1)
Emil Wendling in Ludwigsburg (XLV 396)
Ludwig Weniger (†) (XXXIX 238, XLI 474)
Albert Werminghoff in Halle a. d. S. (XXXVII 76. 367, XLV 414)
Hans Werner in Zürich (XLI 389)
Simon Peter Widmann in Münster i. W. (XLI 363)
Georg Wissowa in Halle a. d. S. (XLI 44, XLIII 379, XLVII 14)
Helmut Wocke in Liegnitz (XLIII 300, XLV 302, XLVII 75, XLIX 232. 279)
Eugen Wolf in Stuttgart (XLIII 453)
Gustav Wolf in Freiburg i. B. (XXXIX 478, XLV 440)
Max Wundt in Jena (XLI 32. 140)
Marcus Zucker (†) (XXXVII 164)
Konrat Ziegler in Breslau (XLIX 193)
Hans Zwicker in Leipzig (XLVII 447)



INHALT

NEUE WEGE ZUM KLASSISCHEN ALTERTUM

Von Hans Leisegang

Jedes Zeitalter sah die Antike mit anderen Augen, hatte zu ihr ein anderes inneres Verhältnis, dachte, schaute und fühlte in sie etwas anderes hinein und ging auch mit einer anderen Methode an ihre Erforschung heran. Der Scholastiker las aus seinem Aristoteles eine andere Vorstellungswelt heraus als wir. Unsere Blicke sind andere als die, mit denen ein Winckelmann und Lessing die Kunstwerke der Alten betrachteten. Uns ersteht aus den klassischen Tragödien eine andere Welt der Gefühle als einem Goethe und Schiller. Aber nicht nur für die Kunst, auch für die Wissenschaft gilt dasselbe. Auch die philologische Forschung hat sich nicht abgespielt auf einer einsamen Insel, die, abgeschlossen vom lärmenden Treiben des Tages, ein Reich für sich bildete. Die innere psychische Struktur eines Zeitalters, ja oft genug auch eines einzelnen Volkes mit seinen individuellen Anlagen drückt auch ihr den Stempel auf. Auch der klassische Philologe kann nicht immer ganz aus der Haut fahren, in die ihn seine Zeit hineingeboren hat. Umgekehrt kann man eine Zeit und eine Kultur gerade danach beurteilen, welche Stellung sie zur Antike einnahm, was ihr das Griechentum zu sagen hatte und wie sie es deutete. Man vertiefe sich in ein Buch wie Karl Heinemanns 'Tragische Gestalten der Griechen in der Weltliteratur' (2 Bde., Leipzig 1920, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) und wird hierfür die reichste Bestätigung finden.

Darf man davor zurückscheuen, diese Beobachtung auch auf die unmittelbare Gegenwart anzuwenden? Leben wir nicht gerade in einer Zeit der Kulturschwankung, in der sich nicht nur im lauten Brausen der Großstadtstraßen, im wirtschaftlichen und politischen Leben, sondern auch in den Studierstuben, im Theater und im Konzertsaal, in der Schule und im Hause ein Neues ankündigt, das aller besonnenen Mahnung zum Trotz nach Platz, Licht und Luft verlangt? Vieles starrt uns da rätselvoll an. So manches 'moderne' Buch legen wir kopfschüttelnd aus den Händen und wissen nicht, was wir damit anfangen sollen. Aber ein Eindringen modernen Geistes in die Wissenschaft, ja sogar in die zurückhaltendste, am weitesten den Forderungen des Tages entzogene der Geisteswissenschaften, in die Philologia Classica, sollte das schon möglich sein? Tatsächlich beginnt auch hier ein Neues sich zu regen, das weniger von den zünftigen Vertretern der Altertumswissenschaft selbst als von außen herkommt. Welcher Philologe hätte sich nicht über die von Sachkenntnis so wenig getrübte Darstellung der apollinischen Kultur in Spenglers so rasch zum Modebuch gewordenen 'Untergang des Abendlandes' gründlich geärgert? Aber

Spengler ist wohl einzig in seiner Art, im ganzen aber doch nur der erste Abschaum einer großen Welle neuer Ideen, die alle einen verborgenen, noch gar nicht recht faßbaren Ursprung in einem neuen, andersartigen, auch an die Antike mit anderer Einstellung herantretenden Welt- und Lebensgefühl haben. Ich möchte Spenglers Buch als eine unglückliche Frühgeburt bezeichnen, die wohl die Züge des Wesens ahnen läßt, das da zur Welt kommen sollte, der aber noch die rechte Nahrung und die rechten Kräfte fehlten, um lebensfähig zu werden. Andere Werke führen besser zu einem Einblick in das Keimen und Werden eines neuen, inneren Verhältnisses zur Antike. Ich nenne eine Anzahl Bücher, die alle in den letzten Jahren entstanden und zum Teil eben erst erschienen sind, ohne damit eine irgendwie vollständige Aufzählung von Werken dieses Charakters geben zu wollen. Da schreibt Leopold Ziegler einen dicken Folianten mit dem Titel 'Gestaltwandel der Götter' (Berlin 1920, S. Fischer, Verlag), sucht hinter den mannigfach sich wandelnden Gestalten vor allem der griechischen Götter die treibenden seelischen Kräfte, deren innere Entwicklung sich im Wechsel der Götterwelt, der Mythen und des Kultus widerspiegelt. Er liest gleichsam an dem Gestaltwandel der Götter den Rhythmus des ganzen abendländischen Kulturgeschehens ab. Da schickt Albrecht von Blumenthal seine 'Griechischen Vorbilder' (Freiburg 1921, Theodor Fisher) in die Welt, die er den 'Versuch einer Deutung des Heroischen im Schrifttume der Hellenen' nennt: 'Darzustellen, wie das Heroische in jeder der fünf Epochen: der epischen, lyrischen, athenischen, sokratischen und makedonischen sich seine besondere Form geschaffen, von einer Inkarnation zur anderen sich gewandelt und alle großen oder bedeutenden Menschen durchdrungen hat, ist die Aufgabe, die hier gestellt wird, indem wir versuchen, das zu leisten, was Plutarch gewollt hat, aber aus der Perspektive des römischen Imperiums heraus nicht mehr vermochte. Wir wagen es in dem Bewußtsein, dankbar und verehrend den Wegen zu folgen, welche Winckelmann, Goethe, Hölderlin, Nietzsche und Burckhardt gewiesen haben: denn nur so glauben wir von antiquarischer Sachkenntnis vordringen zu können zu dem glühenden Kern, wo allein neue Flamme auch nach den Jahrtausenden sich entzünden kann und soll' (S. 3). Als Motto aber setzt er seinem Buche das Goethewort vor: 'Ich bewundere, was über mir ist, ich beurteile es nicht.' Und gerade jetzt erscheint Karl Joëls 'Geschichte der antiken Philosophie' (I. Band '990' Seiten bis Platon ausschließlich. Tübingen 1921, Mohr), die ich mich nicht scheue, das geistreichste Buch über diesen Gegenstand zu nennen, ein Werk, in dem mit einer unerhörten Kraft der Einfühlung die spröden Fragmente der Vorsokratiker zu einer gewaltigen Einheit zusammengeschaut werden, wobei jener 'glühende Kern' zutage tritt, von dem Blumenthal schreibt. Und dann das wunderlich rätselvolle zweibändige Werk von Hans Ehrenberg 'Tragödie und Kreuz' (1. Band: Die Tragödie unter dem Olymp. Würzburg 1920, Patmos-Verlag), in dessen Vorwort der Verfasser den Leser auffordert: 'Du sollst mit deinem ganzen Menschen zu meinem Buch Stellung nehmen, gleichwie als stände ich, der Verfasser, in Person vor dir und stellte dir eine Frage, die nur dein Gewissen, nur dein Glaube beantworten

kann.' So wie Leopold Ziegler am Gestaltwandel der Götter, so entwickelt Ehrenberg am Motiv des Tragischen eine Geschichte der griechischen Seele, hinter der ich die dicke Luft der anthroposophischen Ideenwelt wittere. Jedenfalls hätte folgende Sätze Rudolf Steiner ebenso schreiben können (S. 246): 'Das antike Weltgebäude geht Stück um Stück in den Menschen über; das Ich besiegt und erobert die Welt und verleibt sie sich ein. . . . Der Mensch trägt von nun an die Welt in seinem Busen, und das Ich als Herr der Welt ist anerkannter König des Lebens. Das Erbe des Heidentums an das christliche Weltalter ist nichts anderes als das Ich. Denn im Ich stirbt der heidnische Mensch.'[1]) Hierher gehört vor allem auch das Buch von Edgar Salin 'Platon und die griechische Utopie' (München und Leipzig 1921, Verl. Duncker & Humblot) mit seiner neuen Beleuchtung der platonischen Staatslehre, die aus mystisch-romantischem Nachfühlen des aus Platons innerstem seelischen Erleben organisch herausgewachsenen Staatsideals entspringt, das hier nicht in dem üblichen Sinne einer rationalistischen Utopie und Weltverbesserungslehre, sondern als letzter und höchster Ausdruck der von mystischen Antrieben ganz durchzogenen platonischen Weltanschauung gedeutet wird: 'Die «Drei» ist für Platon die Zahl der organischen Harmonie, der geordneten Teilung, der natürlichen Ordnung — sie gestaltet sich als Einheit von Natur, Reich, Mensch in dem Gesamt: Welt, als Einheit von Priester-, Krieger- und Werker-Kaste in dem Gesamt: Reich, als Einheit von Vernunft, Eifer und Begierde in dem Gesamt: Mensch. Die Anschauung, es bringe Platon zuerst eine organische Staatsauffassung zum Ausdruck, findet, wenn auch in sehr anderem Sinne, als sie meist gesagt wird, in diesen Zusammenhängen ihren festen Beleg. Faßt man nämlich das «Organische» nicht wie üblich als die mehr oder minder künstliche Übertragung des menschlichen Körpers und seiner Teile auf den Staat, sondern als die Grundsubstanz und Grundform alles Lebendigen, so ist tatsächlich das Erlebnis begrifflich gefaßt, das Platon zur Ebenstellung von Staat und Mensch veranlaßt' (S. 11 f.). An Salin ließe sich zwanglos anreihen Horneffers Schrift 'Der Platonismus und die Gegenwart' (Gießen 1920), sowie der soeben erschienene erste Teil seines Platon-Werkes 'Der junge Platon' (I. Sokrates und die Apologie, Gießen 1922), in dem er es unternimmt, aus der bisher üblichen rationalistischen Auffassung die tief im Religiösen verankerten Grundlagen der philosophischen Tätigkeit des Sokrates herauszuarbeiten. Weiter könnte man Hans Blühers Gedanken einer 'Wiedergeburt der platonischen Akademie' (Jena 1920) und wohl noch manches andere neue Buch heranziehen.

Legt man dem Philologen von Fach eins dieser Werke zur Rezension auf den Tisch, so wird man ihm damit keine reine Freude machen. Hier versagen die gewohnten Mittel der Kritik. Das alles führt so weit ab von den gewohnten Pfaden. Das ist alles so von Grund auf umstürzend. Will man die Kritik mit Einzelheiten anfangen, so findet man kein Ende; man müßte ein neues Buch schreiben, um gründlich zu sein. Das Ganze aber als Ganzes auszuheben, es an

[1]) Vgl. R. Steiner, Die Rätsel der Philosophie. 1914. 3. Aufl. 1918 S. IX ff.

seiner Wurzel anzupacken, die letzten Ursprünge seiner gedanklichen Verankerung zu finden, dazu fehlen meist die Mittel. Denn diese Autoren gehen immer aufs Ganze; der Philologe aber ist gewöhnt, ein Teilgebiet, dies aber gründlich, zu beackern. Diese Werke sind herausgeboren aus geistigen Strömungen der Gegenwart; der klassische Philologe aber hat zu diesen eine noch geringere Fühlung als andere in ihrer Fachgelehrsamkeit vergrabene Wissenschaftler. So treffen die meisten Besprechungen nicht den Kern der Sache und noch weniger den Verfasser. Aus der Beobachtung dieser Tatsache ist der Gedanke zur Abfassung dieses Aufsatzes entsprungen. Es handelt sich nicht darum, diese neuen Wege zum klassischen Altertum als gut, schön und richtig zu erweisen. Es soll hier nur ein Verständnis für das Neue angestrebt werden, das uns hier nur scheinbar so überraschend entgegentritt.

Die Zusammenstellung der angeführten Werke mag manchem auf den ersten Blick ungerechtfertigt erscheinen; behandeln sie doch ganz verschiedene Stoffe in ganz verschiedener Weise, steht doch hinter jedem eine in ihrer Art ganz eigene und scharf ausgeprägte Individualität. Und doch sind eine Reihe gemeinsamer Züge zu entdecken. Zunächst äußerlich. Da fällt der meist sehr große Umfang dieser Arbeiten auf. Er ist durch die angewandte Methode bedingt. Die Verfasser wollen sich einfühlen in den Geist der Schriftsteller bis in die zartesten Verästelungen seiner psychischen Struktur, in den Geist einer ganzen Kultur mit allen ihren, auch den kaum fühlbaren Lebensäußerungen. Das läßt sich nicht mit knappen Worten abmachen. Hier muß der Leser langsam geführt, hier müssen ihm erst die Augen aufgeschlossen werden, und dazu braucht man Raum, und der Leser braucht Zeit. So wird auch möglichst vermieden, seine Augen hin- und hergleiten und die Aufmerksamkeit dadurch stören zu lassen, daß neben dem Text noch ein umfangreicher Anmerkungsapparat zu bewältigen ist, ganz abgesehen von der bewußten Opposition gegen die übliche Form des deutschen Gelehrtenbuches. Und dann der Stil! Sie schaffen sich fast alle ihre eigene Sprache, die sie sorgfältig dem Gegenstande anpassen, in die man sich erst hineinlesen, an deren ständiges Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten man sich erst gewöhnen muß. Die Sprache entspricht der Absicht der Verfasser,

> die, was nicht deutbar, dennoch deuten,
> was nie geschrieben wurde, lesen,
> Verworrenes beherrschend binden
> und Wege noch im Ewig-Dunklen finden.
>
> (Hugo von Hofmannsthal)

Jedenfalls haben sie das gemeinsam, daß sie aufs peinlichste die trockene Sprache deutscher Wissenschaft vermeiden und sich lieber eine neue Terminologie suchen als Worte und Begriffe gebrauchen, die nach der Studierstube riechen. Und die Methode! Der handfeste wissenschaftliche Beweis, die mit logischer Schärfe und voller Beherrschung des Stoffes geführte Quellen- und Textkritik sind entweder gar nicht vorhanden oder treten nur nebenbei auf. Die Hauptsache ist etwas anderes. Es gilt ein Erfühlen der inneren Form und

ein Zusammenschauen des durch die Fachwissenschaft säuberlich Geschiedenen. Nicht das Wort, an das man trefflich glauben kann, von dem sich kein Jota rauben läßt, sondern das Seelenhafte, der geistige Inhalt, die Nuance, der Gefühlswert, der hinter dem Worte steht, darauf kommt es an. Und dem, der hier nicht mit will oder nicht mit kann, klingt es zwischen den Zeilen mit oft merklicher Arroganz entgegen: 'Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!' Von dem Gefühl, daß sie selbst es erjagt, daß sie die einzig richtige Wahrheit gefunden haben, sind die genannten Autoren fast alle überzeugt. Sie wissen, daß sie etwas Neues bringen, sie sind stolz darauf, und dieser Stolz äußert sich oft in einer nicht immer maßvollen und sachlichen Polemik gegen die Resultate, die Methoden und auch die Vertreter dessen, was man bisher als Wissenschaft bezeichnete. Diese Methode aber entspringt im letzten Grunde aus dem, was diese Werke im Innersten trägt: das Suchen nach der großen Synthese, in der sich die durch die Naturwissenschaft in Atome zerlegte Welt und das durch die Geschichtsforschung in Einzelheiten auseinandergerissene Leben der Menschheit wieder zu einer Einheit zusammenfügt. Diese Einheit aber soll nicht durch äußeres Aneinanderleimen gefunden werden, die Seele soll sie von innen heraus neu erschaffen, die Seele, zu der die Geister der Vergangenheit zu reden beginnen, wenn sie es versteht, sich liebend in die Kulturdenkmäler der Antike zu versenken und sie nachfühlend zu deuten.

> Vielleicht ganz falsch, was tut's . . . die Seele will's . . .
> So, dünkt mich, ist das Leben hier gemalt
> mit unerfahrnen Farben des Verlangens
> und stillem Durst, der sich in Träumen wiegt. (Hugo von Hofmannsthal)

Die treibende Kraft aber, die hierzu führt, das ist bei diesen feinsinnigen Naturen — von Spengler abgesehen — eine glühende Liebe zur Antike. Es reden hier Menschen, die das Land der Griechen wahrhaft mit der Seele suchen. Wir finden bei ihnen allen denselben Wunsch, mit dem Karl Joël sein Buch in die Welt schickt, 'daß es den Leser nicht etwa bloß zu den Griechen entrücke als zu Phäaken des Geistes auf seliger Insel oder zu einem Asyl des Schmerzes, der heute Weltflucht sucht hinter einer Hecke von Bücherstaub und Spinnweben ferner Vergangenheit, nein, daß es ihn vielmehr zu den Griechen führe als zu den Vätern Europas, dessen Geltung und Leben heute in Frage steht, zu den Griechen als den Sternbildern unserer Klassik, als den Offenbarern der klaren Vernunft, der geistigen Freiheit und Harmonie, die heute im Chaos wilder Kräfte, im Kampf der Brutalität gegen die Sentimentalität zu schwinden drohen, zu den Griechen als den wahren Begründern nicht nur aller Wissenschaft, sondern aller Weltanschauung, nach der heute die dumpfe Gärung der Zeit aus tiefer Not wieder heißer als je verlangt, zu den Griechen endlich, die uns gewiß nicht das Letzte und Höchste gaben an Denken, Wollen und Glauben, die aber gerade durch Weltanschauung den Menschen hochtrugen, durch Horizontsinn und durch Ideenkraft wie kein Volk der Erde reich und schöpferisch waren an dem, was dem führerlosen Massentreiben unserer Tage am meisten mangelt, an Persönlichkeit' (S. XIV).

Ist nun aber das alles im ganzen genommen so etwas durchaus Neues bisher noch nie Dagewesenes? Steigt da nicht Nietzsche vor uns auf mit seiner, 'Geburt der Tragödie' und seiner 'Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen', vor allem aber mit seiner Abhandlung 'Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben'? Treffen nicht fast alle gemeinsamen Merkmale dieser Art der Betrachtung und Erforschung des Altertums auch auf Nietzsche zu? Auch bei ihm finden wir die Antipathie gegen das deutsche gelehrte Buch und die Philologenzunft, die nach neuen Ausdrucksformen suchende und dem Gegenstand sich anschmiegende von innerer Leidenschaft und Glut durchbebte Sprache, den kühnen Mut zur großen Synthese, in der sich die griechische Tragödie und das Musikdrama Richard Wagners, griechischer Pessimismus und Schopenhauersche Philosophie ineinander schlingen, und die bewußt geübte Kraft sich einfühlender Intuition, durch die so Überraschendes, so ganz Unerhörtes gefunden wird. Auch er ist getragen von der glühenden Liebe zur Antike. Aber der Hinweis auf Nietzsche, den ja Blumenthal und Joël auch selbst geben, genügt nicht zur Erklärung dessen, was wir hier vor uns haben. Nietzsche war seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus. Gerade seine Stellung zum Altertum war an seinem ganzen Werke der Teil, der auf seine vielen Mit- und Nachläufer am allerwenigsten gewirkt hat und der in der Philologenwelt durch Wilamowitz' wuchtige Polemik ein- für allemal erledigt schien. Man findet eine glatte Brücke von Nietzsche zu der uns hier beschäftigenden geistigen Strömung der Gegenwart auch dann nicht, wenn man Nietzsche als Romantiker zu verstehen sucht. Dann muß man den Begriff des Romantischen schon so weit fassen, wie es Karl Joël in seinem wundervollen Buche 'Nietzsche und die Romantik' getan hat. Ja, ich glaube, man tut allen den von mir zusammengestellten Autoren überhaupt unrecht, wenn man ihre Geistesart mit irgendeinem summarischen Begriff wie Romantik, Expressionismus, Intuitionismus und dergleichen abstempeln will. Es bereitet sich hier vielmehr etwas Neues vor, das sich zunächst noch nicht abstempeln läßt, wohl aber als eine energische Reaktion gegen die Vergangenheit begriffen werden kann, eine Reaktion, die auf anderen Gebieten, insbesondere auf dem der Philosophie, schon wesentlich greifbarere Formen angenommen hat.

Wendet man Hegels Wort: 'Wie jedes Individuum ein Sohn seiner Zeit ist, so ist auch die Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt', auf die Gegenwart an, so läßt sich aus den philosophischen Strömungen der letzten Jahrzehnte sehr wohl eine Erklärung für die in den gekennzeichneten Werken durchbrechende neue Einstellung auf das Leben und die Geschichte finden. Die Philosophie der Gegenwart läßt sich am besten begreifen als eine scharfe Reaktion gegen die materialistisch naturwissenschaftliche Weltanschauung, die Mitte und Ende des neunzehnten Jahrhunderts beherrschte und heute aus den damals führenden geistigen Schichten nach unten in die breitesten Massen gesunken ist, in denen der historische Materialismus eines Karl Marx und der naturwissenschaftliche Materialismus etwa im Sinne Häckels in praktische Lebensweisheit umgesetzt erscheinen, während in den oberen Regionen das Denken bereits ganz

andere Wege eingeschlagen hat. Immer siegreicher brach sich hier die Erkenntnis Bahn, daß die Naturwissenschaft und eine sich auf ihr aufbauende Naturphilosophie zur Lösung, ja auch nur zur Formulierung der letzten Probleme des Menschendaseins nicht ausreichte. Ob das Universum aus Atomen oder Energien zusammengesetzt ist, mag unseren Wissenstrieb lebhaft beschäftigen — unsere Persönlichkeit bleibt davon unberührt. Wir werden unser Verhältnis zum Universum nach der einen Auffassung genau so gut regeln können wie nach der andern. Anders jedoch verhält es sich mit den Fragen des Sollens. Mit der Beantwortung dieser Fragen steht und fällt unsere Persönlichkeit ... Was meine Art — in diesem Falle das Menschengeschlecht — gehoben, gesittigt, geschmeidigt, geadelt, vorwärtsgebracht hat, das erfahre ich nie und nimmer aus Mathematik und Physik, wohl aber aus der Geschichte in ihrem weitesten Verstande, nämlich aus der Universalgeschichte der menschlichen Kultur. Diese ist das große Laboratorium der Geistesforscher ... Droysen gibt diesem Gedanken einmal folgenden Ausdruck: 'Die Geschichte ist das Wissen der Menschheit von sich, ihre Selbstgewißheit. Sie ist nicht das Licht und die Wahrheit, aber ein Suchen danach, eine Predigt darauf, eine Weihe dazu.' Die Universalgeschichte als oberste Lehrmeisterin des Menschengeschlechtes — das ist der Höhepunkt der Hoffnungen und Träume der historischen Schule sowie der geistesgeschichtlichen Bewegung unserer Tage.[1]) So schob sich neben die Naturphilosophie, die selbst vom Materialismus abrückte und in Energetik und Vitalismus umschlug, die Kulturphilosophie, die Philosophie der Geschichte. Als ihr Geburtsdatum kann man wohl das Erscheinungsjahr von Diltheys 'Einleitung in die Geisteswissenschaften' (I. Band 1883) angeben. Sie ging hervor aus einer prinzipiellen Negation der bisher geübten Methoden begrifflicher Erfassung historischer Vorgänge und aus einem Kampfe nach mehreren Seiten hin. Es galt dieser Kampf in erster Linie der auf fast allen Gebieten wissenschaftlicher Forschung zur Alleinherrschaft strebenden naturwissenschaftlichen Methode, die durch die neubegründete experimentelle Psychologie auch die Geisteswissenschaften in ihren Machtbereich zu ziehen begann. Es richtete sich dieser Kampf weiterhin gegen die bereits vorhandene Geschichtsphilosophie des Positivismus, die, als Soziologie durchaus naturwissenschaftlich orientiert, einen

[1]) Ludwig Stein, Philosophische Strömungen der Gegenwart, Stuttgart 1908, S. 248f. aus seiner Darstellung der Philosophie Wilhelm Diltheys. — Wer sich von dem großen Gedanken der 'Universalgeschichte als oberster Lehrmeisterin des Menschengeschlechts' und seiner philosophischen Fruchtbarkeit in der Gegenwart eine Vorstellung verschaffen will, sei hier hingewiesen auf das imponierende Unternehmen Hermann Schneiders (Prof. d. Philosophie a. d. Universität Leipzig), eine ganze 'Entwicklungsgeschichte der Menschheit' unter philosophischen Gesichtspunkten zu schreiben, von der bisher vorliegen: I. Band, Kultur und Denken der Ägypter (XXXVI u. 565 S. Hinrichssche Buchhandlg. 1909), II. Band, Kultur und Denken der Babylonier und Juden (XVI u. 665 S. Ebd. 1910). Leider kann das Werk in dem geplanten Umfange unter den gegenwärtigen Verlagsverhältnissen nicht fortgesetzt werden. Einen Einblick in das, was hier unternommen wird, aber gibt in übersichtlicher, zusammengedrängter Darstellung das kleinere Buch desselben Verfassers: Religion und Philosophie (XIII u. 232 S. Ebd. 1912).

Wiedereinbruch westeuropäischer Wissenschaft (St. Simon, Auguste Comte, J. St. Mill, Herbert Spencer) in das deutsche Denken darstellt. Schließlich hatte sich die neue Geschichtsphilosophie auf der einen Seite mit Kants im Neukantianismus wieder erstandenen wesentlich naturwissenschaftlich fundierten Kritizismus und mit der ausgebauten Geschichtsphilosophie des Hegelschen Idealismus auf der andern Seite auseinanderzusetzen. Eine ungeheure Fülle von Problemen, die alle in dem geschichtlichen Erkennen verborgen liegen, wurde in diesem Kampfe zum ersten Male aufgerollt. Ein Windelband, Rickert, Simmel und viele andere stellten scharf den Unterschied der geschichtlichen Methode von der naturwissenschaftlichen heraus und gewannen dabei zugleich eine tiefere Erkenntnis des Wesens der Geschichtschreibung selbst. Man erkannte, daß das Wesen der Geschichte im Unterschied zur Naturwissenschaft darin beruht, daß sie an die Fülle alles Geschehens einen Wertmaßstab anlegt, nach diesem die Auswahl unter allen Dingen und Ereignissen trifft. Die Einführung dieses Begriffs des 'Wertes' ist für die ganze moderne Philosophie von außerordentlicher Fruchtbarkeit geworden. Auf dem Gebiete des historischen Erkennens aber führte sie zunächst zu einer scharfen Absage aller von außen her an die geschichtlichen Tatsachen herangetragenen Werte, mögen sie nun religiöser Natur sein und die Geschichte an dem Prinzip der Auswirkung eines göttlichen Willens messen, mögen sie metaphysisch begründet sein durch die apriorische Setzung eines Allgeistes oder Gesamtgeistes, aus dem sich die Geschichte entwickelt und in ihn wieder eingeht, mögen sie einer formalistischen Ethik entnommen werden, die in der Geschichte ein Aufwärtssteigen von niederen zu höheren Formen der Moral, der Gesittung und des Rechts sucht, oder mögen sie irgendein rationalistisches Prinzip als Maßstab an die Geschichte legen wie etwa den Begriff einer Entwicklung von niederen zu höheren Formen des Gattungslebens oder den des Klassenkampfes und des größtmöglichen Glückes der größtmöglichen Zahl. Alle solche von außen an die Geschichte herangetragenen Beurteilungsmaßstäbe und Wertschätzungen, die, meist aus einzelnen historischen Tatsachen einseitig abstrahiert, nun für die gesamte Historie rationale Allgemeingültigkeit beanspruchen, werden dem vollen Wahrheitsgehalt des aus unendlichen irrationalen Individualitäten sich zusammenfügenden Historischen niemals gerecht werden können. Die Wahrheit der Geschichte liegt nicht in der Übereinstimmung unseres Denkens, unserer Begriffe mit den gegebenen Gegenständen, sie läßt sich vielmehr nur erkennen, wenn wir es vermögen, uns unseres Denkens und unserer Begriffe zu entäußern und uns in einen historischen Gegenstand, eine geschichtliche Persönlichkeit, eine Epoche, einen Kulturkreis so hineinzuversetzen — mit möglichst völliger Aufgabe unseres eigenen geistigen Selbst —, daß wir die immanenten Wertbezogenheiten innerhalb der einzelnen historischen Faktoren als solche erkennen, um nach den aus ihnen selbst gewonnenen Maßstäben zu einer Beurteilung des Ganzen und seiner Teile zu kommen. Damit aber sind wir zugleich an der Grenze des Rationalen überhaupt angelangt. Die Forderung der Selbstentäußerung des eigenen Denkens und des möglichst restlosen Aufgehens in einem anderen richtet sich weniger

an unsere Vernunft, als an unseren Willen. Es hat dieser Willensakt der Ablösung von unseren eigenen Begriffen und Wertschätzungen und der Versetzung in jenes Reich immanenter Wertbezogenheiten historischer Gegenstände viel Ähnlichkeit mit jenem psychischen Akt, der sich im Bewußtsein des Menschen vollzieht, wenn er sich in reiner Kontemplation dem liebenden Sichversenken, dem Sichhineinschauen in ein Kunstwerk hingibt. In diesem Sinne sind Goethes Worte zu verstehen: 'Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß die Liebe, ja Leidenschaft sein', Worte, die Max Scheler seinem schönen Kapitel 'Liebe und Erkenntnis' (Krieg und Aufbau, 1916, S. 393) voranstellt und denen er dann den Ausspruch Pascals hinzufügt: 'Liebe und Vernunft sind ein und dasselbe', zu dem er bemerkt: 'Und das ist hierbei Pascals tiefere Meinung, daß im Verlaufe und Prozesse der Liebe erst die Gegenstände auftauchen, die sich den Sinnen darstellen und die die Vernunft hernach beurteilt.' In denselben Gedankengang biegt Theodor Lessing ein in seinem 1919 in erster Auflage erschienenen, jetzt schon in zweiter vorliegenden Buche 'Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen', wenn er (1. Aufl. S. 244f.) schreibt: 'Darum ist die ästhetische Geschichtsbetrachtung, wenn auch nicht die höchste, so doch die ursprünglichste und lebensnächste. Denn wie jedes unmittelbare Schauen eine Entselbstung und Ichauflösung im Gegenstande, also die Aufhebung des Gegensatzes (Ich und Gegenstand) benötigt, so ist die Kraft der ästhetischen Geschichte eine Hingabe und Anerkennung des «anderen», befreiend von aller Not des eigenen zeitlichen Daseins . . . Beobachten wir näher den Schlag des ästhetischen Geschichtschreibers, so fällt uns auf: die bewundernswerte Freiheit von aller Stellungnahme zum eigenen Erlebnis und der Verzicht auf das Auswertenwollen der Tatsachen, die als Lebensgeschehnis eben jenseits von Vernunft und Sinn beharren . . . Der ästhetisch gerichtete Historiker (mag das nun naive Ursprünglichkeit des Gefühls oder letzte menschliche Weisheit sein) hat alle Geschichtsereignisse, selbst auf die Gefahr hin, mitleidlos, grausam, unsozial, unbewegt, uninteressiert zu heißen, lediglich als Bild der Anschauung vor Augen. Und während der moralische Mensch im Grund sich selber liebt, erlebt der Schauende, im fremden Dinge weilend, die Liebe des fremden Dinges zu sich selbst und lernt es auf diese Art bestätigen.' — Von hier aus ist auch wieder die Methode Spenglers zu verstehen, der die einzelnen großen Kulturen mit allen Formen, in denen sie in die Erscheinung treten, als Individualitäten auffaßt, denen man nicht näher kommt durch Wertmaßstäbe, die unserem abendländischen rationalen Denken entnommen sind, sondern mehr durch ein intuitives Erschauen und eine für jeden Kulturkreis wieder andere Einstellung unseres eigenen Selbst, die, so vollkommen sie auch gelungen sein mag, doch schließlich immer noch ein Letztes, Irrationales, für uns eben nicht zu Erkennendes, sondern nur zu Erfühlendes als den unzugänglichen Kern der geschichtlichen Wahrheit übrig läßt. Es ist wohl kaum ein rein zufälliges, sondern vielmehr ein aus dieser zum Ausdruck strebenden Gedankenströmung der Gegenwart zu erklärendes Zusammentreffen, daß fast gleichzeitig mit Speng-

lers Werk ein anderes ebenso viel gelesenes oder doch wenigstens gekauftes Modebuch entstand, in dem ein Philosoph von seinem Unternehmen berichtet, das innerste Wesen anderer, uns fern stehender Kulturvölker nicht durch bloßes Bücherstudium und verstandesmäßige Reflexion zu begreifen, sondern dadurch, daß er sich auf die Weltreise macht und es versucht, mit Selbstverleugnung seines eigenen Ich und seines abendländischen Kulturbewußtseins mit dem Inder ein Inder, mit dem Chinesen ein Chinese, mit dem Japaner ein Japaner zu sein. Was die deutschen Geschichtsphilosophen in ihrem Ringen um die theoretische Erkenntnis des Wesens der Wahrheit auf dem Gebiete der Geschichte als ihre letzte Weisheit verkünden: das Verzichtleisten auf eine a priori deduzierte absolute Wertung und die Gewinnung der Wertmaßstäbe durch unmittelbare Einfühlung in das gegebene oder zu erschließende Objekt, das setzt Keyserling in die Praxis und in die persönliche Tat um. Daß er hierbei, ebenso wie Spengler, zu oft sehr fragwürdigen oder auch oft gar nicht so sehr neuen Ergebnissen kommt, kann hier, wo es sich nur um die methodischen Fragen handelt, nicht erörtert werden. Jedenfalls ist es das harte und ehrliche Ringen um Erkenntnis des überall auf dem ganzen Erdball historisch bedingten Menschenlebens in seinen immer wieder anderen Formen und Wesenheiten, das Keyserlings Werk den menschlich und wissenschaftlich hoch bedeutsamen Wert gibt. Wenn von den Anhängern der alleinseligmachenden Methode der Naturwissenschaft auch auf dem Gebiete der Geschichte, die sie am liebsten ganz in Soziologie oder in Völkerpsychologie auflösen möchten, den neuidealistischen Geschichtsphilosophen zum Vorwurf gemacht wird, daß sie ihre Forschung auf Gefühle gründen, Gefühle aber seien subjektiv, sie könnten und müßten den objektiven Bestand einer Wissenschaft vernichten, so zeigt uns gerade Keyserlings Ringen um tiefere Erkenntnis geschichtlicher Gegebenheiten, wie es sich hier durchaus nicht um ein schrankenloses Walten subjektiver Gefühle handelt. Wir erleben vielmehr mit ihm einen zähen Kampf gegen allen Subjektivismus. Das Gefühl tritt bei ihm gänzlich in den Dienst des Intellekts und des Willens. Erst wenn alle subjektiven Gefühle durch den Willen ertötet sind, gelangt der Forscher in den von ihm erwünschten gefühlsleeren Zustand, mit dem er nun an die Objekte herangeht, um sie auf sich wirken zu lassen und die dem Objekte entsprechenden und von ihm ausgehenden Gefühle in sich erstehen zu lassen und zu belauschen. Nicht am Anfang, sondern am letzten Ende des ganzen Erkenntnisprozesses steht die Intuition, die Divination, das gefühlsmäßige Erfassen des innersten Wesens der Objekte, oder wie wir es sonst nennen wollen; handelt es sich doch stets um dieselbe Sache: um ein letztes Irrationales, das uns in der gegebenen Tatsächlichkeit geschichtlicher Gegenstände überall entgegentritt, wo der Versuch unternommen wird, von der toten Überlieferung nicht nur dies oder jenes zu wissen, sondern sie in ihrem Wesen zu verstehen. Paul Natorp charakterisiert das Verhältnis rationaler Erkenntnis zu den Stoffen der Geschichte in dem Sammelwerk 'Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen' (I. Band 1921 S. 167 f.) mit folgenden Worten: 'Erkenntnis wirft gleichsam nur ihr Gradnetz über die Karte. Das ist

dienlich zur Ausmessung, zur Ortsbestimmung, zum Zurechtfinden, aber wer im Lande daheim ist, braucht weder Gradnetz noch Karte. Will das nun gar das Leben erschöpfen, dann wird es Fälschung, Vergewaltigung, das Leben wird dadurch in fremde Formen gezwängt, verrenkt, entstellt. Es mag wohl einen letzten, tief verborgenen Einklang in sich bergen, den wir in seinem letzten, stillsten Grunde vielleicht erlauschen, erahnen; Erkenntnis aber betrügt uns mit einer Scheineinheit, von zweifellosem Wert für sie selbst, aber nicht für das, was sie zu erfassen meint und ganz und gar nicht erfaßt, das Leben. Diese Einheit ist, wie sie selbst sich ja dessen rühmt, selbstkonstruiert — also eingetragen, dem Leben angedichtet, willkürlich aufgezwungen. Es ist Einheit der Struktur, der Methode, vielleicht des Systems — aber in jedem Falle bloß formal, instrumental. Damit arbeitet man, aber schafft nicht. Am Material mag man so arbeiten, an der echten Form des Lebens vergreift man sich damit . . . Erkenntnis ist nicht Leben, Leben nicht Erkennen. Mag Erkenntnis am Leben irgendwie auch teilhaben, so ist sie doch das Geringste an ihm, abnehmend an Kraft und Bedeutung, je mehr das Leben zu seiner Fülle kommt, d. h. je mehr es Leben ist. Gab es diese Stimmung schon immer, so ist sie heute geradezu die allgemein herrschende geworden.' — Es ist die Stimmung, aus der Theodor Litts schönes und besonnenes Buch 'Geschichte und Leben' (Leipzig u. Berlin 1918) hervorgewachsen ist. Es ist die Stimmung, aus der heraus Ernst Troeltsch in seiner Kaisergeburtstagsrede an der Berliner Universität vom Jahre 1916 die Worte sprach (S. 41): 'Dem Gesamtflusse des Lebens selbst . . . kann man mit keiner Wissenschaft beikommen. Er kann nicht ohne Einheit, Zusammenhang und Sinn sein, sonst würde unser Denken nicht seine einzelnen Konstellationen empirisch-wissenschaftlich und normwissenschaftlich erfassen und fixieren können. Aber Einheit und Sinn des Ganzen läßt sich nur ahnen und fühlen, aber nicht wissenschaftlich ausdrücken und konstruieren. Nicht aus dem All können wir den einzelnen Moment befestigen, sondern aus den Festigkeiten des einzelnen Moments können wir das All in seinem Gesamtsinn als ein immer lebendiges und tätiges ahnen.'

Aber diese Stimmung, die darauf hindrängt, nicht nur mit dem Verstande, sondern mit allen Kräften der Seele zu werben und zu ringen um den innersten Kern des Menschenlebens aller Zeiten und Zonen, die hinter der äußeren die innere Form, hinter der Erscheinung die lebendige Seele sucht, die auch vor dem Irrationalen nicht zurückschreckt, die durch liebende Versenkung in das Objekt überall nach dem Seelenhaften forscht und es zu einer großartigen Einheit zusammenschauen will, sie drängt auf den Höhen der Kulturphilosophie nur darum zu klarem Ausdruck, weil sie unser ganzes Gegenwartsleben, soweit es nicht hoffnungslos dem Materialismus verfallen ist, im Innersten durchzieht. Gerade auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften können wir sie deutlich verfolgen. Lamprechts Bestreben war es ja, 'bis zu dem tiefsten gemeinsamen Grunde aller geschichtlichen Lebensvorgänge vorzudringen, bis zu den innersten Anreizen seelischer Regungen, aus denen alles geschichtliche Werden ausstrahlt; und wie durch Vereinigung verschiedener künstlerischer Ausdrucks-

weisen das Gesamtkunstwerk mit erhöhter Wirkung entstand, so wollte er eine Gesamtgeschichte schaffen, in der mit der Ausdrucksmöglichkeit der historischen Darstellungsform die dahingegangenen Geschlechter zu neuem vollen Leben erstehen sollten. Denn nie haftete sein Blick an den Einzelerscheinungen; dem ganzen Menschen war er zugewandt'.[1]) Aus dem Gebiete der Kunstgeschichte aber brauche ich nur als auf einen mustergültigen Typus auf Wilhelm Worringers Buch über die 'Formprobleme der Gotik' (8.—12. Aufl. München 1920) hinzuweisen. Da finden sich die Worte (S. 2): 'Sobald der Historiker über die bloße Eruierung und Fixierung der historischen Fakten hinaus zu einer Interpretierung dieser Fakten strebt, kommt er mit bloßer Empirie und Induktion nicht mehr aus. Hier muß er sich seinen divinatorischen Fähigkeiten überlassen. Sein Arbeitsprozeß ist hier der, aus dem vorliegenden toten Material auf die immateriellen Voraussetzungen zu schließen, denen es seine Entstehung verdankt'. Dieselbe Methode aber wird heute auch auf das Gebiet der klassischen Philologie mit größtem Ernste und von einem Fachmann übertragen, ich meine Karl Reinhardt und sein vor kurzem erschienenes großes Werk 'Poseidonios' (München 1921, Oskar Beck 475 S.). Er kritisiert die Methode der bisher geübten Quellenkritik (S. 208): 'Diese Methode besteht darin, Gedankenmassen, die sich in verschiedenen Schriften wiederholen, zu vergleichen, auseinander zu ergänzen, Unterschiede ihrer Reihenfolge, Fassung und Verwertung durch das, was man Interpretation nennt, Umstellungen, Annahme von Lücken und dergleichen zu beseitigen, dann aus den einzelnen anscheinend mangelhaften Exemplaren ein vollkommenes, großes Uropus, wie aus Handschriften einen Archetypus, zu konstruieren, in dem alles das vereint gestanden haben müsse, was verstreut in den verschiedenen Exemplaren steht, um endlich, ausgerüstet mit so reichlichen Erkennungszeichen, in der literarischen Überlieferung von Haus zu Haus ziehen, um dem großen, angewachsenen, aber immer noch namenlosen Kinde einen Vater zu verschaffen. Was dann gewöhnlich auch mit leichter Mühe gelingt.' Dieser rationalistischen, am Äußeren haftenden Methode stellt er aufs schärfste die seine gegenüber, die nach der 'inneren' Form sucht (S. 1): 'Diese Form ist etwas anderes als die Persönlichkeit, der Mensch als Gegenüber seines Werks, was doch nur wieder ein anderer, ebenso oberflächenhafter Inhalt wäre, äußerlich lebendiger vielleicht für Schaulustige anzusehen, doch starr wie das Modell eines verschwundenen Tieres, das man nach seinen Knochen konstruiert: die innere Form ist für uns das, was im Erstarrten und für wahr Gehaltenen selber für uns nicht erstarrt, so wenig wie die Lebenskraft in dem Fossil, uns als das Lebendige berührt, woran auch wir noch teilhaben. — Was wir innere Form nennen, steht nicht in unserem Belieben; für uns liegt darin ein unpersönliches und allgemeines Muß. Ein solches Muß, wo es bewußt wird, führt zur Wissenschaft. So wird die innere Form bedürftig und befähigt, wissenschaftliches Objekt zu werden. In ihrer

[1]) Kötzschke und Tille, Karl Lamprecht. Eine Erinnerungsschrift der Deutschen Geschichts-Blätter. Gotha 1915 S. 26.

Erfassung dürfen wir wieder hoffen, was man so nennt, Wissenschaft und Leben zu versöhnen.' Diese Worte stehen auf der ersten Seite eines philologisch höchsten Ansprüchen gerecht werdenden Werkes eines Universitätsprofessors der klassischen Philologie.[1])

Doch dieser Prozeß einer Umkehr, der sich hier innerhalb der Philosophie und der Geisteswissenschaften vollzieht, ist nichts künstlich Gewolltes und Erdachtes. Das Arbeiten nicht nur mit dem Verstande, sondern mit allen Kräften der Seele, das Werben um das Seelenhafte hinter der Erscheinung, die Betonung des Irrationalen, die liebende Versenkung in das Objekt und der Wille zur großen Synthese, das alles wächst aus einem neuen Lebensgefühl, einer anderen Stellung zur Welt und zum Leben heraus, die heute ganz allgemein verbreitet ist und nichts anderes als eine Reaktion gegen den Materialismus, Naturalismus und Rationalismus der jüngsten Vergangenheit bedeutet. Das tritt besonders deutlich hervor in der modernsten Dichtung. In dem 1916 erschienenen Almanach neuer Dichtung 'Vom jüngsten Tag' faßt Kurt Pinthus das Streben der in diesem Bande vereinigten dreißig Dichter in folgenden Sätzen zusammen (S. 232f.): 'Die Wirklichkeit, die starr und wild, mild und sanft uns umgibt, jene Wirklichkeit, die unsere Sinne lockt, ätzt, quält, entzückt, jene Wirklichkeit, von der wir nicht wissen, was eigentlich an sich sie ist, jenes uns ganz Fremde, das außer uns ist, ohne uns ist, Chaos, jenseits unseres geistigen Willens, in das mühsam wir Gesetze hineininterpretieren, — und jene Kunst, die ganz und gar aus uns selbst strömt, die ganz in der Idee, in der von uns gegebenen Form lebt, also ganz und immer Schöpfung und Werk unseres Gefühls, Geistes und Willens ist . . . was eigentlich haben sie miteinander gemein? . . . Was anderes, als daß wir der Kunst Ausdrucksmöglichkeiten, Requisiten wie eine Haut abnehmen von den Erscheinungen, welche die Wirklichkeit unseren Sinnen darbietet, — um das der Wirklichkeit Fremdeste: Geist, Fühlen, Wollen einander sichtbar zu machen. Die Wirklichkeit vom Umriß ihrer Erscheinung zu befreien, uns selbst von ihr zu befreien, sie zu überwinden, nicht mit ihren eigenen Mitteln, nicht indem wir ihr entfliehen, sondern, sie um so inbrünstiger umfassend, durch des Geistes Bohrkraft, Beweglichkeit, Klärungssehnsucht, durch des Gefühles Intensität und Explosivkraft sie besiegen und beherrschen, . . . das ist der gemeinsamste Wille der jüngsten Dichtung.' Auch hier scharfe Absage an die Vergangenheit. Er schildert das Versinken der Dichtung in den Realismus und Naturalismus im 19. Jahrhundert: 'Bis allmählich in der Seligkeit des Seins leise anklingend, dann posaunenhaft dröhnend die Erkenntnis aufschwoll: . . . Wir sind! Und sind Menschen! Uns Menschen soll nicht die Welt, sondern die Menschheit das Wichtige sein. «Die Welt fängt im Menschen an» (Werfel). . . «Uns dient die Erde nur, uns selbst zu sehen» (Wolfenstein). . . Alle unsere Wege sollen nicht weg von uns, son-

---

[1]) In meiner Rezension dieses Buches für die Orientalistische Literaturzeitung werde ich auf die Methodik ausführlich eingehen und zugleich ihre hier noch vorhandenen Schwächen aufdecken. Nach meiner Ansicht ist die Erfassung der inneren Form der poseidonischen Philosophie nicht ganz gelungen.

dern zu uns hin führen. Nicht wollen wir einen Mikrokosmos in die Welt, sondern den Makrokosmos in unseren Mikrokosmos hineinprojizieren und umgebären. Von der Expansion hin zur Konzentration! Nicht Erschütterungen der Sinne, sondern Erschütterungen der Seele!' 'Wie fleht der Sinn, den wir zu tragen haben, uns um sein Wort!' So beginnt Franz Werfel eins seiner Gedichte. Dieses Ringen nach Ausdruck des Seelenhaften, das ist der Expressionismus, das ist die Stimmung der Zeit. Aus ihr erklärt sich der fabelhafte Erfolg, den Spengler mit seinem Werke hat, weil er 'was nicht deutbar, dennoch deutet', weil er in seiner ganz auf Symbolik gestimmten Darstellung des Seelenhaften in den Kulturen des Abendlandes den Ausdruck findet; und mag er noch so falsch sein, es ist ein Ausdruck, der Erlösung von der Erscheinung und Erfüllung der Sehnsucht nach Begreifen und Verstehen von innen heraus verheißt. Das ist die Stimmung, aus der Graf Hermann Keyserlings Schule der Weisheit erwuchs, aus der die Begeisterung für einen Rabindranath Tagore verständlich wird. Das ist auch die Stimmung, auf die mit den gröbsten, aber darum nicht weniger zugkräftigen Mitteln ein Rudolf Steiner spekuliert, indem er das Ringen um den hinter der Erscheinung verborgenen tieferen Sinn des Lebens einfach dadurch befriedigt, daß er aus dem reichen Material der mystisch-religiösen Spekulation seine 'höheren Welten' wiedererstehen läßt, so daß alles zu einem Ausdruck, zu einer Inkarnation seiner Geister- und Seelenwelt wird. Das ist allerdings der älteste, aber auch der allerleichteste und in seiner Primitivität sowohl wie in seiner modernen Aufmachung für flache Geister verlockendste Weg. Hier werden Menschen- und Seelenrätsel, die Rätsel der Philosophie und die des politischen Lebens, die Probleme der Kunst ebenso wie die der Pädagogik so prompt gelöst, daß einem vor Steiners Gottähnlichkeit wahrhaft bange werden kann. Steiner bedeutet für die idealistisch-expressionistische Strömung etwa dasselbe wie der Löser der 'Welträtsel' für die materialistisch-impressionistische der jüngsten Vergangenheit.

Wir sehen, es ist dies alles der große, tiefe und breite Strom einer neuen Sehnsucht, eines in seiner Eigenart gewiß ganz neuen Lebensgefühls, der, von vielen noch gar nicht beachtet, durch die Gegenwart rauscht einer neuen Zukunft entgegen. Weltanschauungen werden oben, in den Köpfen der geistig Arbeitenden, mit sich selbst und der Welt Ringenden geboren und sinken langsam nach unten in die Massen. Der Materialismus in seiner Theorie und Praxis, der heute noch den weiten Kreis des Alltagslebens beherrscht, entstand vor mehr als einem halben Jahrhundert in den Köpfen der damals sich gegen eine Welt von engherzigen Vorurteilen und kleinlichem Spießbürgertum heldenhaft durchsetzenden kleinen Schar von Intelligenzen. Die idealistische, um die Seele der Menschheit ringende Strömung setzt heute viel stärker und plötzlicher ein als die materialistische damals in den Tagen eines Büchner, Voigt, Moleschott, Feuerbach, Bauer, Strauß, Marx, Engels usw. Wo aber nicht die Natur, sondern die Kultur zur Lösung der Weltanschauungsprobleme herangezogen wird, da ist es ganz selbstverständlich, daß die edelste aller Kulturen, die der Griechen, in der zugleich der Ursprung unseres abendländischen Denkens, Fühlens

und Wollens zu suchen ist, als für uns ausschlaggebende Lehrmeisterin innerhalb der ganzen Universalgeschichte befragt wird. Wieder steigt der Humanismus als Lebens- und Erziehungsideal in verjüngter und vertiefter Auffassung vor uns auf, der Humanismus, in dem das Studium der Antike nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Ausbildung einer wahrhaft menschlichen, aus der Menschheitskultur hervorwachsenden Persönlichkeit sein muß. Und so darf ich mit dem scheinbar seltsamen Bekenntnis schließen, daß ich selbst nicht so sehr durch das Studium der Antike als vielmehr durch das Ringen um ein Verständnis für die modernsten geistigen Strömungen der unmittelbaren Gegenwart zu einem unbedingten Anhänger gerade der Schule geworden bin, die heute in der Tagesmeinung als der Typus des Unmodernen und Veralteten gilt: des humanistischen Gymnasiums mit seinem alten und nur in dieser alten Form echten Ziele der Pflege des klassischen Altertums als ein Mittel zum Zweck. Nur die durch die materialistische Weltanschauung herangezogene Unfähigkeit, Fragen der geistigen Kultur ernster zu nehmen als den äußeren Fortschritt der Zivilisation, kann das humanistische Gymnasium zerschlagen; die heraufziehende neue Kultur wird die Trümmer sorgsam sammeln und zu einem vielleicht äußerlich ärmlicheren, im Inneren, am Geiste gemessen, reicheren Bau zusammenfügen.

DIE TENDENZ VON XENOPHONS ANABASIS[1]

Von Alfred Körte

Einer der heutzutage unter den Philologen wenigst bekannten griechischen Klassiker ist Xenophon. Das gilt ganz besonders von der Anabasis. Gerade weil jeder Tertianer den Marsch des Kyros parasangenweise von einer bevölkerten, glücklichen und großen Stadt zur andern bedächtig durchmessen mußte, ist bei den meisten, die später die Philologie zu ihrem Lebensberuf wählten, die Neigung gering, sich mit dieser Schrift, die sie genugsam zu kennen glauben, wissenschaftlich zu beschäftigen. Auf den Universitäten wird sie in Vorlesungen und Übungen nur recht selten behandelt, und die ihr im letzten Menschenalter gewidmete Literatur ist nicht sehr umfangreich. Und doch birgt das Werk unter seiner glatten Oberfläche Probleme, die dem Tertianer natürlich nie zum Bewußtsein kommen — und seinem Lehrer wohl auch nicht immer. Am meisten in die Augen springend und auch am meisten erörtert ist die Frage nach dem Wege der Zehntausend von Kunaxa bis ans Meer, die noch keineswegs in allen Teilen befriedigend gelöst ist, aber von dieser möchte ich heute nicht zu Ihnen sprechen. Wichtiger noch als die Feststellung, ob Xenophon den rechten oder linken Quellfluß des Euphrat überschritten hat, ob er den Phasis stromauf- oder stromabwärts gezogen ist, dünkt mich die Beantwortung der Frage: Warum hat Xenophon die Anabasis geschrieben, was bezweckte er mit dem Buch? Und hierauf läßt sich m. E. eine bestimmtere und befriedigendere Antwort geben, als sie bisher erteilt worden ist.

[1]) Vortrag, gehalten auf der 53. Philologenversammlung in Jena am 27. September 1921.

Die nächstliegende, von jedem naiven Leser gegebene, es drängte Xenophon, seinen Landsleuten von dem interessanten, für die Hellenen so rühmlichen Abenteuer zu erzählen, zumal er selbst bei diesem eine hervorragende Rolle gespielt hatte —, ist deshalb unzureichend, weil er sein Werk erst mehr als 30 Jahre nach den Ereignissen herausgegeben hat, und weil der Kyreerzug damals bereits mindestens von einem anderen Teilnehmer, dem Strategen Sophainetos von Stymphalos, beschrieben war, den Reiz der Neuheit also verloren hatte.

Diese späte Abfassung der Anabasis ist längst von Schenkl erwiesen worden und wird sehr mit Unrecht immer wieder bezweifelt.[1]) Ich muß auf diese Frage etwas genauer eingehen. Entscheidend ist die Stelle V 3, 7—13, wo er das von ihm in Skillus aus den Beutegeldern gestiftete Heiligtum der ephesischen Artemis samt dem ihr gewidmeten Fest so liebevoll mit unverkennbarer Wehmut beschreibt. Wenn er in der Festschilderung immer wieder das Imperfektum gebraucht: *καὶ τὸ λοιπὸν δὲ ἀεὶ δεκατεύων τὰ ἐκ τοῦ ἀγροῦ ὡραῖα θυσίαν ἐποίει τῇ θεῷ. καὶ πάντες οἱ πολῖται καὶ οἱ πρόσχωροι ἄνδρες καὶ γυναῖκες μετεῖχον τῆς ἑορτῆς. παρεῖχε δὲ ἡ θεὸς τοῖς σκηνοῦσιν ἄλφιτα, ἄρτους, οἶνον, τραγήματα, καὶ τῶν θυομένων ἀπὸ τῆς ἱερᾶς νομῆς λάχος, καὶ τῶν θηρωμένων δέ. καὶ γὰρ θήραν ἐποιοῦντο εἰς τὴν ἑορτὴν οἵ τε Ξενοφῶντος παῖδες καὶ οἱ τῶν ἄλλων πολιτῶν, οἱ δὲ βουλόμενοι καὶ ἄνδρες συνεθήρων κτέ*, so geht daraus unzweifelhaft hervor, daß dies schöne Fest, bei dem sich der fromme Gutsherr so recht in seinem Element fühlte, nicht mehr bestand, daß also dies Kapitel nach Xenophons Vertreibung aus Skillus infolge der Schlacht bei Leuktra geschrieben ist. Nur deshalb teilt er ja auch, was ich bisher nicht beachtet finde, am Schluß des Kapitels wörtlich sein Tempelgesetz mit, das auf einer Stele neben dem Tempel stand, und das bekanntlich im II. Jahrh. n. Chr. ein Xenophonschwärmer auf der Insel Ithaka wörtlich auf Stein wiederholt hat[2]): *ἱερὸς ὁ χῶρος τῆς Ἀρτέμιδος. τὸν ἔχοντα καὶ καρπούμενον τὴν μὲν δεκάτην καταθύειν ἑκάστου ἔτους. ἐκ δὲ τοῦ περιττοῦ τὸν ναὸν ἐπισκευάζειν. ἐὰν δέ τις μὴ ποιῇ ταῦτα, τῇ θεῷ μελήσει* — der neue Besitzer des Gutes hatte eben die Pflichten gegen die Göttin nicht erfüllt, das Opferfest eingehen lassen, und die Wiederholung des Gesetzes in der Anabasis ist gewissermaßen eine Erneuerung des Fluches — die Göttin wird sich zu rächen wissen.

Haben wir hier einen *terminus post quem* für die Vollendung der Anabasis, so ergibt sich, wie Eduard Meyer gesehen (Gesch. des Alt. III 278), ein *terminus ante quem* aus der geflissentlichen Vertuschung des Anteils, den die spartanische Regierung an Kyros' Zug hatte. Als Xenophon schrieb, muß es in Spartas Interesse gelegen haben, Artaxerxes nicht durch Aufwärmen der Unterstützung seines Bruders zu reizen, denn diese hatte den Großkönig ja viel persönlicher getroffen als nachher die Feldzüge des Thibron und Agesilaos gegen Tissaphernes. Nun hat Artaxerxes noch im Sommer 369 den Spartanern gegen Thebaner und Arkader 2000 auserlesene Söldner zur Verfügung gestellt (Diod. XV 70), aber im Herbst 367 gelang es Pelopidas als thebanischem Ge-

[1]) S. Christ-Schmidt, Gesch. der griech. Lit. 6. Aufl. I 502.

[2]) L. Ziehen, L. Gr. S. nr. 83.

sandten den Großkönig ganz auf die Seite Thebens hinüberzuziehen[1]), was Antalkidas, den alten spartanischen Unterhändler und Günstling des Artaxerxes, zum Selbstmord trieb — mit dieser entschiedenen Schwenkung des Großkönigs fiel für Sparta und seinen Freund Xenophon jeder Anlaß fort, Kyros' Unterstützung durch Sparta künstlich zu verschleiern. Somit wird die Herausgabe der Anabasis durch die Jahre 370 und 367 begrenzt. Die ganze Anabasis ist meiner Überzeugung nach ein Werk aus einem Guß. Hartmanns[2]) neuerdings wieder von Münscher in seiner so verdienstlichen Schrift 'Xenophon in der griech.-röm. Literatur'[3]) verteidigte Annahme einer Zweiteilung ist schon von Dürrbach[4]) mit Recht abgelehnt worden. Hartmann meint bekanntlich, Xenophon habe zunächst nur die ersten vier Bücher mit dem Marsch bis Trapezunt unter dem Namen des Themistogenes erscheinen lassen, die letzten drei viel später, um sein Verhalten beim Küstenmarsch und im Dienst des Seuthes zu rechtfertigen, hinzugefügt, und dann das Ganze unter eigenem Namen herausgegeben. Diese Vermutung scheitert schon daran, daß die Pseudonymität für den zweiten Teil ebenso unumgängliche Voraussetzung ist wie für den ersten. Ferner aber ist die Ankunft am Meer wirklich kein Abschluß des Zuges, denn die Lage der Kyreer war bei Trapezunt kaum besser als in den armenischen Bergen, mochte auch im Augenblick der Anblick des geliebten Meeres auf die Soldaten wie eine Erlösung wirken. Nach wie vor war man in Feindesland, die anfängliche Hoffnung, nun gleich zu Schiff in die Heimat fahren zu können, erfüllte sich nicht, der spartanische Nauarch Anaxibios ließ die Landsleute aus Angst vor dem Großkönig im Stich, und die Hilfe der pontischen Griechenstädte, denen das Heer höchst lästig und bedrohlich war, erwies sich als unzureichend. Ja, in gewisser Weise war die tapfere Schar in den Küstenlandschaften viel gefährdeter als in den Bergen Armeniens. Dort hatten sie am schwersten mit den Unbilden des Gebirges und Winters zu kämpfen gehabt, die Eingeborenen waren zwar kriegerisch, aber militärisch nicht organisiert und in keiner Weise für das persische Reich interessiert. An der pontischen Küste dagegen stießen die Kyreer bald auf viel besser organisierte Barbarenstämme, besonders der Paphlagonierfürst Korylas verfügte über eine vortreffliche Reiterei (V 6, 8), und je weiter sie nach Westen kamen, um so mehr wuchs auch die Gefahr, daß die Kräfte des persischen Reichs ernsthaft gegen sie aufgeboten würden. Tatsächlich haben die Kyreer in keinem früheren Gefecht so große Verluste gehabt wie in Bithynien unweit des Hafens Kalpe durch die Reiterei des Pharnabazos, Xenophon gibt VI 4, 24 die Zahl der hier Gefallenen auf mindestens 500 an. Auch zeitlich nimmt der Rückzug bis ans Meer noch nicht die Hälfte des ganzen Rückmarsches in Anspruch: zwischen der Schlacht von Kunaxa und der Ankunft bei Trapezunt liegen fünf, zwischen dieser und dem Übergang nach Byzanz sieben Monate, und weitere fünf vergehen, bis sie zu Thibron stoßen. Die ganze von Xenophon beschriebene Expedition dauert ziemlich genau zwei Jahre, und die Ankunft am Pontos fällt in die Mitte dieses

[1]) Xen. Hell. VII 1, 33; Plut. Vit. Artax. 22; Pelop. 30. [2]) Anal. Xenoph. 27 ff.
[3]) Philol. Suppl. XIII 15, 2. [4]) Rev. des ét. gr. 1893, 365 ff.

Zeitraumes. Schwerlich konnte ein Teilnehmer des ganzen Zuges sich mit der Beschreibung der ersten Hälfte begnügen, wenn diese auch für uns die weitaus interessantere ist. Dazu kommt noch, daß die Anhänger der Hartmannschen Hypothese in den ersten Büchern erhebliche Umarbeitungen annehmen müssen; nach Münscher sind z. B. die ausführlichen Charakteristiken des Kyros im I., des Klearchos, Proxenos, Menon im II. Buche Zutaten der zweiten Ausgabe.

Wenn man immer wieder versucht, die Entstehung der Anabasis möglichst hinaufzuschieben, so wird man bewußt oder unbewußt durch die große Frische der Darstellung, die Fülle lebendiger Einzelzüge bestimmt, die eine möglichst kurze Spanne Zeit zwischen Erlebnis und Niederschrift zu legen raten.

Aber man muß sich hüten, Xenophons Gedächtnis mit modernem Maßstab zu messen. Einigermaßen können wir ja seine Arbeitsweise nachprüfen. Es ist zweifellos, daß er während des ganzen Zuges sorgfältig Tagebuch geführt hat, sonst wären die ständig fortlaufenden genauen Angaben über Marschzeit und Entfernungen ganz unmöglich. Man sieht ja auch deutlich, wie er in der Kunst des Tagebuchführens Fortschritte macht. Solange er auf dem Hinmarsch noch keinerlei Verantwortung hat, sondern sich einfach als Frontsoldat führen läßt, sind seine Aufzeichnungen eintönig und dürftig. Er vermerkt Entfernungen und Marschtage von einem wichtigeren Ort zum anderen nebst der Dauer der Ruhepausen, erwähnt Brücken und Flußbreiten, vereinzelte Sehenswürdigkeiten und die Hauptereignisse, das Eintreffen der verschiedenen Söldnerabteilungen, die Zahlung oder Nichtzahlung des Soldes, die Ankunft der Frau des Syennesis, die große Parade vor ihr und ähnliches. Von einer lebendigen Schilderung des Landschaftscharakters ist ebensowenig die Rede wie von inneren Erlebnissen. Wie unbekümmert, um nicht zu sagen gedankenlos, Xenophon mitgelaufen ist, dafür sind zwei Lücken der Darstellung kennzeichnend. Wir hören weder, warum Kyros gleich in Kelainai 30 Tage liegen blieb — offenbar verspäteten sich die hier erwarteten Abteilungen des Klearchos, Sosis und Sophainetos über Erwarten — noch erfahren wir, warum Kyros von Kelainai aus einen gewaltigen Umweg, von etwa 100 km, über Peltai und Keramon Agora bis an die Grenze Mysiens macht, einen Umweg, den auch v. Hoffmeister[1]) vergeblich zu erklären sucht. Xenophon scheint sich damals den Kopf über die Marschrichtung noch wenig zerbrochen zu haben, er zog eben mit, wie es befohlen wurde.

Im weiteren Verlauf des Zuges werden dann die Schilderungen des Geländes unvergleichlich anschaulicher. Namentlich seit er selbst mit die Verantwortung trägt, sieht er ständig die Gegend mit den Augen des Heerführers an, der unablässig das Gelände auf die militärischen Vor- und Nachteile prüfen muß; da wird ihm jede Bergnase, jeder Abhang, jede Schlucht lebendig. Man muß ja bewundern, wie treu Xenophon auf Grund seiner Tagebücher den Marsch hat beschreiben können, aber offenbar hat er im Schnee und Eis der armenischen Berge seine Aufzeichnungen doch nicht immer mit gleicher Sorgfalt führen und auch ihre Lücken nicht immer aus dem Gedächtnis ergänzen

[1]) Durch Armenien 190. v. Hoffmeister hat irrige Ansichten über den Verlauf der großen persischen Königstraße; vgl. Gött. gel. Anz. 1897, 394.

können, daher die dunklen Punkte, die der Scharfsinn moderner Forscher noch immer nicht hat erhellen können.

Neben den eigenen Tagebüchern hat er sicher auch schriftliche Quellen benutzt, vor allem Ktesias' Persika, die er für Einzelheiten der Schlacht von Kunaxa I 8, 26 f. ausdrücklich nennt, gegen die er ohne Namensnennung II 1, 7 deutlich polemisiert, und die auch gewiß dem ersten Kapitel des Werkes zugrunde liegen. Weiter lag ihm wenigstens eine Darstellung des ganzen Abenteuers durch Sophainetos von Stymphalos vor; denn da mehrfach[1]) betont wird, daß dieser von allen Feldherren der älteste war, kann er schwerlich so lange mit der Abfassung seiner Anabasis gezögert haben wie der junge Xenophon.[2])

Aber Tagebücher und literarische Quellen gaben ihm doch nur gleichsam das Knochengerüst seines Werkes, das blühende lebendige Fleisch mußten zwei andere Helfer hinzufügen, künstlerische Phantasie und ein ungewöhnlich treues Gedächtnis für Einzelheiten. Daß die Fülle der längeren Wechselgespräche und größeren Einzelreden, die bis zu 27 Paragraphen anwachsen (VII 7, 21—47), ihren Wortlaut nur der künstlerischen Phantasie verdanken, ist ja ohne weiteres klar. Diese langen Reden konnte Xenophon weder seinem Tagebuch anvertrauen, noch im Wortlaut auch nur ein Jahr im Gedächtnis behalten. Trotz eines leichten, geschickt aufgetragenen Lokalkolorits reden ja auch Lakonen, Arkader und Barbaren alle die gleiche, durchaus nicht kunstlose Sprache wie Xenophon selbst, und z. B. der Schluß von Tissaphernes' Rede II 5, 22 zeigt unverkennbar Gorgianische Schule. Natürlich will ich nicht leugnen, daß ihm auch aus den Gesprächen und Reden, die er selbst gehalten oder von anderen gehört hat, einzelne glückliche Wendungen im Gedächtnis geblieben sind; denn das ist sicher, Xenophons Erinnerungsvermögen war beneidenswert stark. Wie lebendig er auch nach langen Jahren charakteristische Einzelszenen wiederzugeben weiß, dafür liefert der Agesilaos ein vortreffliches Beispiel: Wenige Szenen des Enkomion sind so anschaulich erzählt wie das Benehmen des Königs gegen Megabates, den Sohn des Spithridates V 4—6. Agesilaos ist in den schönen Jungen leidenschaftlich verliebt, aber gerade deshalb verweigert er seinen nach persischer Sitte angebotenen Kuß und spricht sich gegen den Gefährten, natürlich Xenophon, sehr offen über den inneren Kampf aus, den ihn das kostete. In den Hellenika erfahren wir davon nichts; Xenophon erzählt die Geschichte im Agesilaos, wie Walter Seyffert[3]) gesehen hat, um die Bemerkung des Historikers von Oxyrhynchos XVI 4 zu widerlegen, Agesilaos habe den Spithridates hauptsächlich wegen seines schönen Sohnes aufgenommen: *λέγεται γὰρ ἐπιθυμητικῶς αὐτοῦ σφόδρα ἔχειν.* Man hat durchaus den Eindruck, daß Xenophon hier ein wirkliches Erlebnis wiedergibt, aber dies doch keineswegs wichtige Erlebnis lag etwa 38 Jahre zurück, als Xenophon den Agesilaos schrieb.

So darf man auch an der Lebendigkeit, mit der in der Anabasis 30 Jahre nach dem Kyroszuge gerade die Einzelheiten berichtet werden, keinen Anstoß

[1]) V 3, 1; VI 5, 13. [2]) So schon Hartmann, Anal. Xen.
[3]) De Xenoph. Ages. quaestiones, Gött. Diss. 1909, 62 f.

nehmen, Xenophons treues Gedächtnis, unterstützt von seiner künstlerischen Phantasie, hielt eben die Eindrücke so lange fest.

Also ich komme wieder mit Schenkl, Richter[1]), Eduard Schwartz[2]) u. a. zu dem Schluß: die Anabasis ist zwischen 370 und 367 als einheitliches Werk verfaßt und herausgegeben. Dann wird aber die Frage brennend: warum schrieb Xenophon damals das Buch? Ohne einen bestimmten Zweck hat der fanatische Nützlichkeitsapostel, wie Schwartz sehr richtig betont, niemals etwas geschrieben. Abzulehnen ist ein Motiv, aus dem Richter[3]) seine rege Schriftstellertätigkeit nach dem Verlust von Skillus überhaupt zu erklären sucht, die Notwendigkeit als Verbannter Geld zu verdienen. So dürftig unsere Kenntnisse von den Einnahmen antiker Autoren sind, das läßt sich doch mit Sicherheit sagen, in der ersten Hälfte des IV. Jahrh. konnte niemand, der nicht etwa im Auftrage eines Königs oder Tyrannen schrieb, von der Veröffentlichung eines historischen Werkes einen nennenswerten Gewinn haben, weil es einen organisierten Verlagsbuchhandel, auch nur im Sinne der Ciceronischen und Augusteischen Zeit, nicht gab.

Einen gewissen Antrieb zum Schreiben mochte ja der Wunsch geben, die landläufigen Ansichten über den Kyreerzug zu berichtigen. Wenn z. B. Isokrates in seinem vielbewunderten Panegyrikos 146 die Zahl der Kyreer auf 6000 angegeben und sie für zusammengelaufenes Gesindel erklärt hatte, *οἳ διὰ φαυλότητας ἐν ταῖς αὑτῶν οὐχ οἷοί τ' ἦσαν ζῆν*, so mußte die Verringerung der Zahl wie die niedrige soziale Einschätzung Xenophons Widerspruch herausfordern, und ich glaube auch mit Schwartz[4]) und Münscher[5]), daß er VI 4, 8 ganz ausdrücklich gegen diese Stelle des Panegyrikos polemisiert. Noch mehr Anlaß zum Widerspruch wird ihm die Darstellung des Sophainetos von Stymphalos gegeben haben, in der seine Verdienste gewiß nicht gebührend gewürdigt waren. Aber schwerlich kann der Wunsch, eine beiläufige Bemerkung in dem 380 erschienenen Panegyrikos oder die aller Wahrscheinlichkeit nach noch ältere Schrift des Sophainetos zu bekämpfen, gerade 470 Xenophon die Feder in die Hand gedrückt haben, es mußte ein aktuelleres Motiv hinzukommen. Dies Motiv haben Eduard Schwartz und mit ausführlicherer Begründung Dürrbach in seinem vortrefflichen Aufsatz L'apologie de Xénophon dans l'Anabase (Rev. des ét. gr. 1893, 343 ff.) in dem Wunsche Xenophons gesehen, sich vor seinen Landsleuten zu rehabilitieren. Gewiß war der Augenblick, als Sparta und Athen sich 469 eng aneinander anschlossen, und die Spartaner Xenophons Begnadigung erwirkten, sehr geeignet, um den athenischen Landsleuten auseinanderzusetzen, daß sie auf seine Leistungen bei jener Expedition stolz sein könnten, daß er auch im Kyreerheere stets ein treuer Sohn seiner Vaterstadt geblieben, und daß sein Anschluß an Thibron durch die Macht der Verhältnisse herbeigeführt sei; aber ich möchte dies Motiv doch nicht als das Hauptmotiv gelten lassen. Xenophon war doch nicht wegen der Teilnahme am Zuge des Kyros, so anstößig sie den athenischen Patrioten auch sein mochte, ver-

[1]) Jahrb. f. cl. Philol. Suppl. XIX, 1893, 152. [2]) Rh. Mus. XLIV, 1889, 193.
[3]) A. a. O. 152. [4]) A. a. O. 193. [5]) A. a. O. 8.

bannt worden, sondern wegen der Teilnahme an der Schlacht von Koroneia auf der Seite des Agesilaos; und aus seinem Anschluß an Thibron konnte ihm damals niemand einen Vorwurf machen, denn er traf ja bei diesem ein athenisches Hilfskorps, das der Staat, freilich mit Hintergedanken, geschickt hatte.[1]) Stärker noch als der Wunsch, sich selbst zu rechtfertigen, tritt m. E. aus allem, was er sagt, und was er nicht sagt — Xenophon ist bekanntlich ein Meister in der Kunst des Verschweigens —, das Streben hervor, durch die Darstellung des Kyreerzuges für sein politisches Ideal zu wirken, für den Zusammenschluß der beiden Mächte Sparta und Athen, denen, wenn sie einig sind, die Führung von Hellas naturgemäß zufällt. Dort im fernen Asien hatten Männer aller griechischen Stämme Schulter an Schulter gekämpft, unter spartanischer und athenischer Führung. Athener und Spartaner können sehr wohl gemeinsam zum Wohl aller Hellenen wirken, wenn nur die Athener klug auf äußerliche Prätensionen verzichten; das ist gleichsam die Moral des Buches. Daß diese Lehre gerade nach der Schlacht von Leuktra, als sich Athen an Spartas Seite stellte, aber eine starke Minderheit der Athener gegen diese Politik mißtrauisch blieb, zeitgemäß und wirkungsvoll war, leuchtet ein.

Als die Zehntausend durch den Tod des Kyros ganz auf sich selbst gestellt werden, fällt zunächst die Führung ohne weiteres dem Spartaner Klearchos zu: II 2, 5 *καὶ τὸ λοιπὸν ὁ μὲν ἦρχεν, οἱ δὲ ἐπείθοντο, οὐχ ἑλόμενοι ἀλλ' ὁρῶντες, ὅτι μόνος ἐφρόνει οἷα δεῖ τὸν ἄρχοντα, οἱ δ' ἄλλοι ἄπειροι ἦσαν.* Xenophon hat die Härten des brutalen Condottiere[2]) nicht ganz verschwiegen, aber er hat sie doch sehr wesentlich gemildert, er ist bei ihm der eiserne Führer, wie die buntscheckige Söldnertruppe ihn braucht, — daß der beschränkte Eigensinn des Klearch die Hauptschuld an dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Kunaxa trug, erwähnt Xenophon mit keinem Wort, vielleicht hat er es wirklich nicht durchschaut, während Plutarch es im Leben des Artaxerxes 8 ganz richtig hervorhebt. Als dann Tissaphernes' Hinterlist die Truppe dieses natürlichen Führers beraubt, und dem ganzen Heere der Untergang droht, ist es der Athener Xenophon, der die entscheidenden Entschlüsse faßt. In der berühmten Schilderung seiner Überlegungen in jener Schreckensnacht nach Festnahme der Feldherren spricht Xenophon es aus, daß er sich als Athener zur Führung berufen fühlt: III 1, 14 *ἐγὼ οὖν τὸν ἐκ ποίας πόλεως στρατηγὸν προσδοκῶ ταῦτα πράξειν;* Er ruft die noch übrigen Offiziere zusammen, er belebt ihren Mut, aber als dann der Spartaner Cheirisophos sich wieder einfindet, überläßt er ihm das erste Wort an die versammelten Soldaten, und Cheirisophos erkennt Xenophons Verdienst rückhaltlos an: III 1, 45 *ἀλλὰ πρόσθεν μέν, ὦ Ξενοφῶν, τοσοῦτον μόνον σε ἐγίγνωσκον ὅσον ἤκουον Ἀθηναῖον εἶναι, νῦν δὲ καὶ ἐπαινῶ σε ἐφ' οἷς λέγεις τε καὶ πράττεις καὶ βουλοίμην ἂν ὅτι πλείστους εἶναι τοιούτους· κοινὸν γὰρ ἂν εἴη τὸ ἀγαθόν.* Xenophon ist durchaus nicht gleichgültig gegen den Ruhm der Führerstellung, das spricht er offen aus, als ihm, nach seiner Darstellung, bei Sinope der Oberbefehl angetragen wird (VI 1, 20), aber er sieht

---

[1]) Xen. Hell. III 1, 4. [2]) S. Lenschau, R.-E. XI 575 ff.

ein, daß die allgemeinen griechischen Verhältnisse nur einen spartanischen Führer gestatten; die Opfer bestätigen diese Einsicht, und so tritt er auch in Sinope zugunsten des Cheirisophos zurück.

Während des ganzen Marsches herrscht zwischen ihm und Cheirisophos das schönste Einvernehmen, wie immer wieder betont wird[1]), nur ein einziges Mal kommt es wegen der Behandlung eines eingeborenen Führers zu einer kleinen Mißhelligkeit: IV 6, 3 *τοῦτό γε δὴ Χειρισόφῳ καὶ Ξενοφῶντι μόνον διάφορον ἐν τῇ πορείᾳ ἐγένετο, ἡ τοῦ ἡγεμόνος κάκωσις καὶ ἀμέλεια.* Allein dem einmütigen Zusammenwirken des Atheners und Lakedaimoniers verdanken die Kyreer ihre Rettung. Dürrbach hat schon mit Recht hervorgehoben[2]), daß keiner der andern Strategen jemals einen klugen Rat gibt oder auf eigene Faust etwas Verdienstliches tut, sie scheiden vollkommen aus. Nur Nachteiliges wird gelegentlich von den übrigen Strategen berichtet, besonders von dem alten Arkader Sophainetos. Bei der Euthyna der Strategen in Kotyora (V 8, 1) wird Sophainetos wegen Nachlässigkeit zu einer Buße von 10 Minen verurteilt, und in Bithynien (VI 5, 13) bringt er durch seine Zaghaftigkeit — er weigert sich eine Schlucht zu überschreiten — das Heer in die größte Gefahr, nur Xenophons rücksichtsloses Eingreifen rettet die Situation. Alles Licht soll auf den Athener Xenophon und den Spartaner Cheirisophos fallen: solange die beiden einig sind, geht alles gut; die Schwierigkeiten entstehen immer, wenn Xenophons Einvernehmen mit den Spartanern gestört wird. Das geschieht z. B. durch den Verleumder Dexippos, keinen richtigen Spartaner, sondern, wie V 1, 15 hervorgehoben wird, *Λάκωνα περίοικον.* Der hat Xenophon bei dem spartanischen Nauarchen Anaxibios angeschwärzt, wie Cheirisophos offen zugibt (VI 1, 32). Sobald sich Xenophon mit den spartanischen Machthabern aussprechen kann, wie VI 6, 34 mit dem Harmosten von Byzanz Kleandros, werden die Mißhelligkeiten rasch beseitigt. Ganz klar tritt immer wieder Xenophons Absicht hervor, die Spartaner zu schonen. Die empörende Behandlung, die der Nauarch Anaxibios und der Harmost Kleandros sowie ihre Nachfolger den Kyreern zuteil werden lassen, kann freilich auch Xenophon nicht totschweigen. Einmal wird auch das Hauptmotiv der spartanischen Regierung, die Angst vor dem Großkönig, dem gegenüber sich Sparta durch die Unterstützung des Kyros schwer kompromittiert hatte, ziemlich offen ausgesprochen: VII 2, 4 *Ἀναξίβιος δ' ἔχαιρε ταῦτα ἀκούων, διαφθειρόμενον τὸ στράτευμα· τούτων γὰρ γιγνομένων ᾤετο μάλιστα χαρίζεσθαι Φαρναβάζῳ.* Aber im ganzen herrscht unverkennbar die Absicht vor, die brutale Rücksichtslosigkeit der Spartaner gegen die eigenen Landsleute in der Erzählung möglichst zu mildern. Daß z. B. die sich bereits entwickelnde Kolonie der Kyreer am Hafen von Kalpe einzig durch das spartanische Eingreifen vernichtet wird, ist VI 6 nur zwischen den Zeilen zu lesen; gesagt wird es nicht. Und selbst den empörendsten Zug, Anaxibios' Befehl, jeden in Byzanz angetroffenen Kyreer als Sklaven zu verkaufen (VII 2, 6) und die Befolgung dieses Befehls durch den neuen Harmosten Aristarch, mildert

[1]) III 4, 38; IV 1, 6; 2, 23; 3, 15. [2]) A. a. O. 354 ff.

Xenophon durch den Zusatz, Aristarchs Vorgänger Kleandros habe das nie getan, sondern im Gegenteil die Kranken versorgt und gepflegt.

Ganz im Gegensatz zu dieser Schonung der Spartaner selbst da, wo sie direkt feindlich gegen die Kyreer auftreten, steht die Behandlung der übrigen griechischen Staaten. Alle Torheit und alle Uneinigkeit des Kyreerheers, dieses Abbildes der hellenischen Staatenwelt im kleinen, geht immer aus von Angehörigen derjenigen griechischen Stämme, die sich der Leitung der beiden Führerstaaten entziehen wollen — und das in den Jahren, als Xenophon die Anabasis schrieb, nur zu erfolgreich taten.

Ganz besonders gilt das von den Thebanern: Xenophons alter Gastfreund Proxenos wird freilich sehr sympathisch geschildert, aber später spielen die Boioter immer die Rolle der Stänker und Friedenstörer. Gleich in der Nacht nach Festnahme der Feldherren ist III 1, 26 ein *Ἀπολλωνίδης τις βοιωτιάζων τῇ φωνῇ* der einzige Unterführer, der behauptet, ohne Verständigung mit dem Großkönig sei der Rückzug aussichtslos, — freilich wird bei ihm dann wegen seiner für Ohrringe durchbohrten Ohren sogar die griechische Nationalität angezweifelt. Die ersten Kolonialpläne Xenophons werden von dem Dardaner Timasion und dem Boioter Thorax aus egoistischen Gründen, um von den Sinopensern und Herakleoten Geld zu bekommen, zu Fall gebracht, und da heißt es von Thorax: V 6, 25 *ὃς περὶ στρατηγίας Ξενοφῶντι ἐμάχετο*, der Boioter, der bisher noch kein Mal erwähnt wurde, war also ein dauernder Rivale Xenophons. Die Versprechungen, die Thorax den Soldaten macht, erweisen sich als eitel Wind. Vor Byzanz erscheint wieder ein Thebaner Koiratadas VII 1, 33, der sich überall als Führer aufzudrängen sucht: *περιῄει . . . στρατηγιῶν καὶ ἐπαγγελλόμενος, εἴ τις ἢ πόλις ἢ ἔθνος στρατηγοῦ δέοιτο.* Er findet zunächst bei den Soldaten Gehör, fällt dann aber kläglich ab, weil er seine Versprechungen nicht halten kann. Dieser Thebaner und seine Prätensionen werden mit bitterer Ironie geschildert.

Ähnlich steht es mit den Arkadern. Freilich gibt es unter ihnen wackere Leute, wie Xenophons oft genannten Freund Agasias von Stymphalos, aber wie wenig günstig dessen engerer Landsmann Sophainetos abschneidet, erwähnte ich schon, und der einzige Lochage, der sich schon vor Festnahme der Führer von den Persern zur Desertion verleiten läßt (III 3, 5), ist der Arkader Nikarchos, der nachts mit etwa 20 Mann überläuft. Vor allem aber führt Unbotmäßigkeit der Arkader und Achäer vorübergehend zu einer völligen Spaltung des Heeres, beendet die Oberbefehlshaberstellung des Cheirisophos nach wenigen Tagen und gefährdet die Gesamtheit der Kyreer auf das schwerste (VI 2). Als Cheirisophos und Xenophon sich weigern, als Gesandte zu den Herakleoten zu gehen, um von der Griechenstadt große Geldsummen zu erpressen, als dann die Stadt die Tore schließt und den Marktverkehr abbricht, meutern die Arkader und Achäer: Es sei ein Skandal, daß ein Athener und ein Lakedaimonier die Peloponnesier beherrschten, während doch Arkader und Achäer den Kern des Heeres bildeten. Sie verlassen Cheirisophos und Xenophon und wählen eigene Feldherren. Hier sagt Xenophon offenbar nicht alles, denn das Heer spaltet sich

nun nicht in zwei, sondern in drei Gruppen, die eine bilden die Arkader und Achäer, mehr als 4000 Hopliten, die zweite Cheirisophos mit 1400 Hopliten und 700 Peltasten, die dritte Xenophon mit 1700 Hopliten, 300 Peltasten und 40 Reitern. Warum auch Xenophon und Cheirisophos sich trennen, wird nicht recht klar, begründet wird es mit einem Rat des Neon von Asine, der die im Hafen Kalpe erwarteten Schiffe des Kleandros für Cheirisophos' Abteilung allein sichern will. Offenbar hat es hier auch zwischen Xenophon und Cheirisophos ein ernsteres Zerwürfnis gegeben, das Xenophon totschweigt, um alle Schuld an der Spaltung auf die Arkader zu häufen. Bei dem getrennten Vorgehen der drei Abteilungen kommen die Arkader bald in die größte Not, Xenophon rettet sie mit Aufgebot aller Kraft, und als sich die drei Gruppen in Kalpe wieder zusammenfinden, bekennen die Arkader und Achäer reuig ihre Schuld, und es wird Todesstrafe darauf gesetzt, wenn wieder jemand an Trennung des Heeres denke (VI 4, 11). Bedenkt man, daß der Abfall der Arkader von Sparta und die Gründung eines selbständigen arkadischen Staates für Sparta eine der schlimmsten Folgen der Schlacht von Leuktra war, so erscheint die Ausführlichkeit, mit der die Loslösung der Arkader von Cheirisophos und Xenophon samt ihren bösen Folgen geschildert wird, nicht frei von politischer Absicht.

Es liegt mir natürlich fern anzunehmen, daß Xenophon die Ereignisse, bei denen Thebaner und Arkader eine üble Rolle spielen und die Gesamtheit des Kyreerheeres schädigen, erfunden habe, aber die Art, wie er sie erzählt, die Worte, die er den Handelnden in den Mund legt, sind gefärbt durch die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit.

Das ganze Kyreerheer ist für Xenophon ein Mikrokosmos der Hellenenwelt, in ihm hat sich sein politisches Ideal, Vereinigung von Sparta und Athen — wobei Sparta die Führung zu Lande gebührt —, glänzend bewährt, und aus dem Bilde dieses Mikrokosmos soll der hellenische Makrokosmos lernen. So ist auch die Anabasis durchtränkt von einer praktisch politischen Tendenz, die Xenophon freilich, wie das seine Art ist, nicht so aufdringlich vorträgt, daß dadurch die Freude an der Erzählung selbst leiden könnte.

HORAZ ALS DICHTER[1]

Von Richard Reitzenstein

Fünfzig Jahr ist es her, daß die aus der modernen Lyrik, hauptsächlich der deutschen, erwachsene ästhetische Kritik an Horaz in der Ausgabe der Oden von Lehrs ihren Höhepunkt und zugleich den Beginn des Zusammenbruchs erlebte. Der Widerspruch zwischen der traditionellen Bewunderung des Dichters und der individuellen Geringschätzung der überlieferten Gedichte war zu schreiend, die Forderung, daß das ästhetische Urteil von letzteren ausgehen müsse, zu selbstverständlich, als daß nicht die Würdigung wenigstens des Lyrikers Horaz jäh sinken mußte. Man spöttelte vom Katheder über die Oden als Lieblinge

[1]) Vortrag, gehalten auf der Philologenversammlung zu Jena am 27. September 1921.

der alten Herren und den Gegenstand künstlicher Begeisterung der Primaner oder zensierte sie wie Schulhefte: ungenügend, kaum genügend, ziemlich befriedigend, fast gut, in drei Fällen sogar als gut. Wer ein tieferes Verständnis erstrebte, suchte für den Dichter nach Nebenzwecken oder doch nach mildernden Umständen. Ein gewaltiger Philologe glaubte in einzelnen Stellen einen gewollten Doppelsinn zu entdecken, dessen Empfinden dem Kenner statt der ästhetischen wenigstens eine intellektuelle Befriedigung verschaffen könnte; in den Worten *animaeque magnae prodigum Paulum* z. B. sollte er den reizvollen Gegensatz von *magnum* und *paulum* mithören; die Nachfolger fanden dann überall solche Dilogien oder Wort- und Gedankenspiele, und reizvoll schien es selbst in dem patriotischen Hochgesang an den Herrscher *Herculis ritu* die Andeutung einer Zote zu finden. Leichter hatte es sich schon vorher eine verwandte Richtung gemacht, die schließlich selbst in der sechsten Römerode *Delicta maiorum immeritus lues* humoristisch-satirischen Klang zu empfinden vermochte, und eine wahre Begeisterung für den Schalk Horaz entstand, die freilich in ihren Ansprüchen an Schalkhaftigkeit sehr bescheiden blieb und wenigstens im Gespräch ihr Urteil manchmal so motivierte, wie mir gegenüber ein älterer Fachmann sein Verdikt über II 20: das Lied verstehe ich nicht, das muß humoristisch sein. Innerlicher suchte Kießling in dem geistvollen Aufsatz der Philologischen Untersuchungen die Mängel aus dem Wesen der Übersetzungspoesie und der aus IV 2 erschlossenen Arbeitsart des Horaz zu erklären, aber er erreichte zunächst nur, daß die Formel gebildet wurde: was gut ist, hat Horaz aus der alten Lyrik übersetzt, was mißraten ist, ist sein eigen. Daß von einer Übersetzung in größerem Umfang gar nicht die Rede sein kann und aus der Stelle, in der Horaz sein eigenes Schaffen charakterisiert, zu viel herausgedeutet ist, dürfte jetzt wohl allgemeine Überzeugung sein, und daß auch die Oden, an denen Kießling das langsame und daher nicht einheitliche Schaffen des Dichters nachweisen wollte, von ihm mißverstanden sind, weil er z. B. in die Winterschilderung *Vides ut alta* ein modernes, nicht aber horazisches Winterempfinden hineintrug, ließe sich leicht beweisen. Langsam, aber stetig ist dann, zunächst wohl unter der Einwirkung gerade von Kießlings letztem Werk, dem wundervoll frischen und feinfühligen Kommentar, die Schätzung der Odendichtung wieder gestiegen, wir nehmen den Dichter wieder ernster, und derjenige Führer unserer Wissenschaft, der einst das herbste Urteil über ihn gefällt hat, weiß jetzt nicht nur die Selbständigkeit des Römers gegenüber der altgriechischen Lyrik, sondern auch seine dichterische Leistung so warm zu würdigen, wie es noch vor zwanzig Jahren in Deutschland unmöglich erschienen wäre.

Hatte ich früher — auf der Philologenversammlung zu Basel — versucht, zu erweisen, daß gerade eine Anzahl der schönsten Lieder durchaus hellenistisches Empfinden zeigt und aus der bloßen Nachahmung der alten Lyrik gar nicht zu erklären ist[1]), so veranlaßt mich jetzt das Werk eines geistreichen

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1908 XXI 81.

und gelehrten jungen Italieners, Giorgio Pasquali, dem Horaz ganz hellenistischer Dichter ist und nur Vers und Stil der alten Lyrik auf diese Poesie überträgt, dem unsere neuere Auffassung entgegenzustellen und auf die Gefahren dieses in vieler Hinsicht lehrreichen und die Erkenntnis seiner Technik fördernden Versuches hinzuweisen. Wieder scheint mir das Eigene in Horaz durch willkürliche Verallgemeinerungen verdeckt, das Verständnis für die Dichtung als Ganzes gefährdet. In dem stärkeren Zurückgreifen auf die alte Lyrik könnte man bekanntlich ein Eigenes nicht sehen: im sympotischen Epigramm benutzt Asklepiades 'Mottos' des Alkaios wie Horaz in den Oden, und daß er dem Lesbier eine Hauptform seiner Lyrik entnimmt, zeigt der Name *versus Asclepiadeus,* Theokrit benutzt im Epithalamium der Helena Sappho, wie im Hieron Pindar, Catulls hexametrisches Epithalamium geht über Parthenios und Eratosthenes auf Sappho zurück, die *Παιδικὰ Αἰολικά* auf Alkaios, auch die lesbische Strophe ist schon gebraucht, vielleicht selbst im römischen Kulte, und für das eigene Lied in ihr sucht schon Catull (c. 11) einen neuen gehobenen Ton, den man nie als parodisch hätte fassen dürfen, zumal Horaz ihn im ernsten Liede nachahmt. Ferner: schon die Odendichtung bleibt für Pasquali kein Ganzes: unvermittelt müssen wir neben Horaz den Hellenisten Horaz den Römer stellen, dem wir die Römeroden und vielleicht noch ein paar politische Gedichte als etwas ganz Eigenes lassen; die Erklärung durch Alkaios ist ja geschwunden. Aber ist eine solche Scheidung überhaupt möglich? Ist nicht gerade unsere wichtigste Aufgabe, zu verfolgen, wie der Hellenist Römer wird, also wie der Geist dieser Dichtung sich wandelt? Alle augusteischen Dichter beginnen ja mit der damaligen Modedichtung, also der hellenistischen, und sie bleibt weiter herrschend; nur zwei uns erhaltene wachsen innerlich über sie heraus, Horaz und Vergil, und beide müssen eben darum die hellenistische Form verlassen und zu der klassischen Dichtung der Griechen zurückkehren. Es ist gerade ihr Römertum, das sie dazu zwingt. Aber weiter: das Urteil über die innere Selbständigkeit des Horaz hat sich uns dadurch gefestigt, daß wir die klassische Lyrik der Griechen in vollerem Umfang kennen gelernt haben, ihre Eigenart und den überall in ihr herrschenden Stilzwang klarer empfinden. Wir sehen, ihre Gesamtheit wirkt auf Horaz — nicht die lesbische Liederdichtung allein —, aber kein *εἶδος* übernimmt er; eine strophische Einzelform macht er in leichter Umgestaltung durch wechselnde Elemente für sich zur Norm und schafft sich selbst für den Stil im höheren Sinn einen gewissen, von den wechselnden Metra unabhängigen Grundtypus, der dann nur durch leichte Steigerung oder Dämpfung der Färbung einer älteren Liedart angeglichen wird — trotz der offenbaren Nachbildung eine gewaltige formelle Neuschöpfung. Mit welchem Recht setzen wir jetzt eine, soweit sie auf Rom bis dahin nicht gewirkt hat, im wesentlichen unbekannte Dichtung, die eigentliche Lyrik des Hellenismus als sein Vorbild und seine Hauptquelle an? Ich greife den wichtigsten Punkt gleich heraus: ein Fünftel aller horazianischen Lyrik trägt paränetischen Charakter, und nehmen wir die innerlich noch verwandten Lieder hinzu, so wird die Zahl noch viel größer. Diese Verstandeslyrik hat bisher als Eigentümlichkeit des

Horaz gegolten und ist oft genug verhöhnt oder entschuldigt worden. In der Tat bietet die alte Lyrik keine Liedart, die uns *Nullus argento* oder *Rectius vives* wirklich erklärte. Pasquali, für den diese Dichtung, wie er selbst sagt, tot ist, sucht ihre Vorbilder im Hellenismus. Aber die Trivialitäten der Choliamben eines Phoinix und Genossen, auf die er verweist, haben mit der Lyrik nichts zu tun, und daß ein Philosoph, der Kyniker Kerkidas, in barocker Stilmischung auch die Lyrik nachbildet wie andere Kyniker die Tragödie, beweist nicht einmal die Existenz einer dem Horaz ähnlichen paränetischen Lyrik im Hellenismus überhaupt und noch weniger ihr Fortwirken bis auf Horaz. Die hellenistische Dichtung, die auf Rom wirkt, ist vollkommen unphilosophisch, weil die Philosophie für den Hellenismus zur Fachwissenschaft geworden ist; selbst der Sittenspruch wird, soweit wir sehen können, als trivial gemieden. Ich sehe für paränetische Lyrik keinen Boden. Und dabei kann ich die 'römischen' Lieder des Horaz gar nicht von der Paränetik loslösen. Ich brauche ja nur an die erste Römerode zu erinnern, welche in offenbarer Nachahmung der *κύριαι δόξαι* Epikurs die Grundsätze einer neuen Weltanschauung wie mächtige Granitblöcke übereinandertürmt, um im Schluß die Folgerungen für den Dichter selbst zu ziehen, oder an *Intactis opulentior*, wo Horaz klar ausspricht, daß diese Neubegründung der Sittlichkeit allein vor der Wiederholung der Bürgerkriege und dem völligen Untergang des Staates bewahren kann. Nur aus dem Werden einer neuen Empfindung läßt sich das Werden der neuen Form begreifen, in die dann auch die hellenistisch empfundenen Lieder sich kleiden. Für den Griechen ist trotz der ästhetischen Schätzung der alten die alexandrinische Dichtung stets die herrschende Poesie geblieben, weil sich ihm keine neue Weltanschauung mehr bildete; weil sich eine solche dem Römer erschloß, mußte er über den Hellenismus herauswachsen. Ich darf Ihnen Allbekanntes nur kurz in Erinnerung rufen, um die Voraussetzungen für die Einzelbetrachtung zu gewinnen.

Als im Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts die römische Militärmacht die hellenistischen Reiche zerbrach und auf sich den Ruf übertrug, die in ihrer Kriegstechnik unüberwindliche Kraft darzustellen, konnte der einsichtige Grieche selbst des Mutterlandes ohne allzugroße Bitterkeit die Vorherrschaft des Barbarenstaates anerkennen. Längst hatte jene große Bewegung begonnen, die wir jetzt in der orientalischen Kunst am besten verfolgen, in der griechischer Einfluß allmählich durch den ungeheuren Kontinent Asiens bis nach Japan und Java dringt: der Typus des Auslandsgriechen beginnt sich neu zu bilden, der in der Fremde rein aus sich selbst sein Leben baut, und dieser Typus wirkt notwendig zurück oder schafft sich ähnlich, auch wo ein Herrscher griechischer Abkunft ein barbarisches Volk regiert. Der Nationalstolz dem Barbaren gegenüber hat dem Bildungsstolz Platz gemacht, und selbst wo ein Staatsgefühl noch vorhanden ist, in einzelnen Teilen des fast einflußlos an der Peripherie liegenden Mutterlandes und auf ein paar Inseln, hat die Erweiterung des Gesichtskreises mit der Empfindung der Kleinheit der eigenen Verhältnisse die Gleichgültigkeit gegen das allgemeine politische Geschehen geweckt, die

schon in der attischen Komödie fühlbar zum Ausdruck kommt. Für den Osten ist das Griechentum die Weltkultur, deren Interessen von den Gegensätzen der einzelnen Reiche nicht allzutief berührt werden; ihre Sonderung und daher ihr Patriotismus wurzelt in den barbarischen Unterschichten; die griechisch gebildete, immer noch dünne Oberschicht nimmt nur offiziell an ihm Anteil. Für den ihr Angehörenden oder durch Erwerb dieser Bildung ihr Angegliederten besteht wohl, wenn er am ägyptischen, syrischen oder pergamenischen Königshofe lebt, ein persönliches Verhältnis zu dem Herrscher, aber nicht zu dem Volke oder Staate, und leicht ist der Wechsel des Dienstes für den Gelehrten oder Schriftsteller wie für den Söldner. Für beide hat der Stand höheres Interesse als der Staat. Gewiß mag manchem dieser ἐπὶ μισθῷ συνόντες das Bewußtsein, Kulturträger zu sein, seinen Beruf adeln und ihm einen höheren Sinn geben, und aus dem höheren Wert, den das Privatleben jetzt empfängt, folgt unzweifelhaft auch eine gewisse Bereicherung des Seelenlebens. Philosophische Schulung bietet, besonders im Mutterlande, einer größeren Zahl ernster Geister auch außerhalb der eigentlichen Schulen den Ersatz für die kraftlos gewordene Religion und gewährt ihnen Unabhängigkeit von dem wechselnden Geschick und festen Halt in den Stürmen des Lebens. Die Fachwissenschaften entfalten sich und sondern sich voneinander ab; auch sie füllen vielen das Leben. Aber für die Mehrzahl bleibt dennoch nur das eigene Ich, ein rein selbstisches Glück: sentimentaler Naturgenuß, Freude an der Kunst oder doch der Eleganz der äußeren Form, Hingabe an tändelndes Liebesspiel und Genuß der flüchtigen Stunde. Die Dichtung, die sich ganz von dem Ernst des Lebens zu lösen scheint, sucht dies Genußleben zu verschönen und zu adeln. Im Gegensatz zu aller Philosophie bildet sie wohl die ästhetische Freude an der Leidenschaft, besonders der erotischen aus; aber dies Geschlecht ist zu schwach, sie innerlich selbst zu erleben: es konstruiert sie psychologisch, schildert sie rhetorisch und genießt sie als Kunstwerk. Die Nation, wenn man von einer solchen überhaupt noch reden kann, ist innerlich verarmt; der ungeheure Raum, den der antike Stadtstaat im Leben und Denken des Bürgers gefordert hatte, läßt sich so nicht ausfüllen. Das Griechentum hat von der großen Kulturmission, die es an anderen treu erfüllt hat, selbst wenig gehabt. Wir sehen das in der Dichtung an der Rolle, die das Gelegenheitsgedicht — im engeren Sinne — spielt, das Hochzeit oder Geburtstag, Freud und Leid der Bekannten 'verewigt' oder dem kleinen Geschenk oder Scherz poetischen Schmuck und Wert verleihen soll. Kunst der Sprache oder Zierlichkeit des Gedankens wird allein erstrebt, und weil ein großes und allgemeines Interesse fehlt, gewinnt schlechthin jedes eigene Erlebnis, auch das nichtigste, Wichtigkeit. Tändelei und Eitelkeit, die steten Begleiter eines schrankenlosen Individualismus, treten ein.

Es ist diese rein individualistische Weltanschauung, die sich, zunächst in ihren Grundzügen, auf die höheren Kreise Roms überträgt und zu der Brutalität des Machthungers und der Habgier des Römertums eine von allen Schranken der Sitte gelöste wilde Sinnlichkeit fügt. Die chauvinistisch-nationale Opposition auf dem Lande und in den italischen Bergstädten wäre durchaus be-

rechtigt gewesen, wenn sie nicht sofort in Kulturfeindschaft und Verlogenheit ausgeartet wäre. Der Schluß der Epoche zeigt uns in der Eleganz der äußeren Formen und der Roheit des Empfindens in dem Kampf aller gegen alle die volle Auflösung alles Volkstums. Jeder auf irgendeinem Gebiet Tüchtige beansprucht für sich so viel, als er meint erraffen zu können, und ist sich selbst das Maß aller Dinge. Dem Genie ist alles erlaubt. Das Staatsgefühl scheint völlig erstickt. Entsetzlicher als die schamlose Ausplünderung der Provinzen, in denen glühendster Haß gegen das herrschende Volk sich bildet, entsetzlicher als jene Kriege, die nur der ins Gigantische gesteigerten Beutegier der Oberfeldherren wie ihrer Offiziere und Soldaten dienen, ist die Gleichgültigkeit, ja Abneigung, mit der Roms regierende Kreise die größten Erfolge römischer Waffen, die Befreiung der Meere, die Eroberung des Ostens oder die Unterwerfung Galliens hören, die nichtigen Gründe, welche die politischen Fehden eines Catull veranlassen, und das heuchlerische Mitgefühl für die Besiegten, das uns nicht bei ihm nur, nein, auch bei dem Sittenrichter dieser Zeit, Sallust, entgegentritt. Nur zwei Güter erkennt dieser an, zwischen denen der Mensch wählen muß, Sinnengenuß oder Nachruhm. Selbst der Prediger kennt nur die nackteste Ichsucht, und mit dem Gefühl für den Staat ist diesem Geschlecht jedes Empfinden für Pflicht überhaupt entschwunden, jede Schranke zerbrochen. Die Religion hat alle Kraft verloren, die Ehe ist trotz, ja vielleicht wegen eines künstlich gesteigerten Kultes der Frau zum Spott geworden, und mit der Gleichgültigkeit gegen fremdes Leben verbindet sich erbärmlichste Todesfurcht. Ein Empfinden für Roms Ehre scheint nur noch in den Heeren zu walten, die freilich zum Privatbesitz der Feldherren herabgesunken sind, und eine gewisse Begeisterung für den Staat der Ahnen lebt noch in den weltfremden, vom Kampf der Parteien wenig berührten Kleinstädten. Das alte Rom liegt außerhalb der Hauptstadt; wenigstens der Rohstoff für die Neubildung einer italischen Nation scheint noch vorhanden.

Und auch ein neuer Kulturfaktor fehlt nicht ganz, nur geht er nicht vom Hellenismus, sondern vom Griechentum aus. Gewiß konnte die Vorstellung, daß das Griechentum das wahre und volle Menschentum ist, in Griechenland selbst nur als Ahnung entstehen und bewußte Form erst in einem fremden Volkstum gewinnen. Es ist die gewaltige Leistung des Römers für die Weltkultur. Daß dem Erben eines jener römischen Fürstenhäuser schon als Jüngling die Ahnung davon aufgegangen ist, daß das Griechentum über alle äußere Eleganz und praktische Dressur hinaus einen Seelenadel geben könne, der dem Römer bisher unerreichbar war, und daß er zunächst in dem nüchternen Staatsmann und später in dem von Platos Geist berührten Stoiker für sich und seinen Freundeskreis den Lehrer gefunden hat, der ihn römische Staats- und Familienpflicht mit der höheren Menschenpflicht verbinden und wenigstens im Privatleben sein Ich in jeder Regung der Seele zum harmonischen Kunstwerk gestalten lehrte, ist für die Geistesgeschichte Europas von entscheidender Bedeutung geworden, und ward es vor allem dadurch, daß mit den letzten Überlebenden seines Kreises der Jüngling zusammentraf, dem glühende Vaterlands-

liebe, leidenschaftlicher Wissensdurst, die Schönheitsbegeisterung des schaffenden Künstlers und der Ehrgeiz des Emporkömmlings die ganz anders kräftige Wirkung sicherten. Daß in Cicero trotz all seiner menschlichen Schwächen Griechentum und Römertum sich zur organischen Einheit verbanden, hat es ermöglicht, daß das ursprünglich übernationale Ideal jener *humanitas* für die folgende Generation zum nationalen wurde; daß ihm in der schwersten Zeit seines Lebens die Philosophie der Griechen Trost und innerer Halt geworden war, hat seinem Volk bis zum Untergang der antiken Welt, ja bis über ihn hinaus die Begründung aller sittlich-religiösen Weltanschauung gegeben.

In der Kraft dieser aus der unverbrauchten Tiefe italischen Volkstums aufsteigenden Persönlichkeiten liegt die Überlegenheit der lateinischen über die hellenistische Literatur. Sie läßt den Jüngling Catull, der so ganz in der Modedichtung und Modeempfindung des Hellenismus aufzugehen scheint, wenigstens den furchtbaren Schluß seines Liebesromanes so tief empfinden, wie es nie ein Dichter des Altertums wieder getan hat und wie es nur einer von dem Schmutz des weltstädtischen Alltagslebens doch nur äußerlich berührten und im Kern rein gebliebenen Natur möglich ist. Sie läßt einen reifen Mann, Lukrez, den scheinbar unpoetischen Stoff, die Lehre Epikurs, mit so hingebender Begeisterung meistern, daß statt des billigen Spottes über die Wahl des Themas uns nur das Staunen über die einem Griechen der Zeit ganz unmögliche Empfindung des Ernstes seiner Kunst ergreifen dürfte, die hier seinem Volke die Befreiung von den Leidenschaften und Ängsten des Lebens vermitteln soll. Sie läßt, als Augustus das Reich befriedet hat, dem Kaiser den stolzen Plan selbstverständlich erscheinen, die im Grunde so kleine lateinische Sprachinsel zum Grundstock einer westlichen Kultursphäre zu machen, die, in anderer Art und doch ähnlich wie im Osten das Griechentum, durch Bildung und Literatur zur Volksgemeinschaft werden soll. Sie endlich läßt ihn, der so eifrig alle nationalen Traditionen und Instinkte des Italertums pflegt und begünstigt, doch ruhig die bedeutendsten Lehrer und Literaten der Griechenwelt nach Rom ziehen, um dies zu der großen Universität des Westens zu machen.

Erst damals bildet sich tatsächlich eine neurömische oder italische Nationalität, und die Literatur der Augusteischen Zeit spiegelt uns den bewußten Kampf um die Bildung einer neuen Weltanschauung. Ungeheures hat das italische Volk geleistet und ertragen, in fast zwanzigjährigem, kaum unterbrochenem Kriege sich beinahe unheilbar verblutet, Verödung seiner Fluren, Hunger und Not aller Art ertragen und doch zuletzt noch die Kraft bewahrt, dem Führer, dem gerade der kleine Bürger immer mehr sein Vertrauen geschenkt hat, zu dem letzten Entscheidungskampf Mann für Mann die Treue zu schwören und in langem Ringen zu halten. Ungeahnt reiche Erfolge haben es zur Weltherrschaft wieder erhoben, die nationenbildende Kraft des Krieges muß sich geltend machen. Aber die volkszersetzende Kraft der endlosen Kämpfe nicht minder. Ich bekenne gern, nie ist mir die sittliche Not der Zeit, die so manche Einzelangabe uns erkennnen läßt, die wilde Habgier und die wahnsinnige Verschwendung der jäh Reichgewordenen, die Not der Masse, un-

gesühnte Mordtat am hellen Tage und in den Straßen der Hauptstadt, blutige Schlachten bei den im Grunde bedeutungslosen Wahlen, frecher Unterschleif öffentlicher Mittel, nie die dreimal in rascher Folge wiederholten Schreie des Volkes nach einer unbeschränkten Gewalt zur Wiederherstellung seiner Sittlichkeit oder jenes tiefe und verzagte Schuldgefühl der Massen, dem der Kaiser noch nach zwölf Jahren durch jenes wunderbare Fest der Entsühnung seines Volkes und des Eröffnens einer neuen schuldlosen Zeit zu begegnen suchte, so zum Bewußtsein gekommen als in dieser Zeit, wo wir selbst Ähnliches erleben. Der Anteil, mit dem ich stets den Kampf der Dichtung um die Seele des Volkes, das Streben nach der Begründung einer neuen Nationalität empfunden habe, hat sich mir vertieft, und dieser Gesichtspunkt scheint mir immer wichtiger für die Erfassung der einzelnen Gestalt, die dadurch weit über den Hellenismus hinauswächst, wie für den Kampf, den wir alle jetzt um die Bildung unseres Volkes zu führen haben.

Lassen Sie mich den Unterschied des Empfindens zunächst in ein paar Einzelzügen verfolgen!

Keinem Beruf und Tun hatte die hellenistische Zeit feindlicher gegenübergestanden als dem des Soldaten. War es doch jahrhundertelang nur der Söldner gewesen, der aus Beutegier oder Abenteuersucht hinauszog, im Dienst eines Fremden sein Leben zu wagen, und wenn er heimkehrte, in Prahlerei und Verschwendung sich eine Rolle zu sichern suchte. Die bildungsstolze attische Komödie prägt für ihn frühzeitig das Wort: 'ein Soldat, kein Mensch'. Auch in Rom ist ein Jahrhundert lang der Kriegsdienst Erwerb und die Offizierslaufbahn die letzte Rettung jugendlicher Verschwender gewesen, und aus diesen 'Raubtieren' hat Cäsar sich seinen Stab herangezogen. Aber seltsam berührt es doch, wenn der einzige augusteische Dichter, der in den jetzt nationalen Kämpfen unter einem befreundeten General mit Auszeichnung gefochten hat, wenn Tibull von dem Krieger nur verächtlich als von dem Plünderer zu reden weiß, wenn der Kriegsdienst ihm im Grunde als Frevel erscheint, den er an sich selbst entschuldigen muß, oder wenn er in der Schilderung des Abschiedes von der Heimat nur für das tiefe Grauen davor Worte findet, daß vielleicht schon ein Feind den Stahl trägt, der für des Dichters Brust bestimmt ist. Welcher Wahnsinn, sich im Kampfe dem Tode auszusetzen; nur der Venus leichte Kriege ziemen dem Jüngling! Dieselbe in der Poesie herrschende Modestimmung finden wir bei den beiden anderen großen Elegikern. Properz entrüstet sich über den Gedanken, daß ein Nachkomme von ihm einmal Krieger werden und dem Kaiser zu Parthersiegen verhelfen könnte, und faßt die Schlacht von Actium, die Rom von der Herrschaft des Orients errettete, nur als Unglückstag: da so viele dahinsanken, die nicht begriffen, daß Liebe und Wein dem Menschen das einzig wahre Glück geben. Es ist die rein auf den Genuß gerichtete Lebensanschauung der hellenistischen Dichtung, nicht die Frivolität der erotischen Schilderung, die den Kaiser und seinen Vertrauten den *lascivi elegi* abhold macht. Im großen Publikum findet sie noch immer begeisterte Aufnahme; sie gebärdet sich bei Ovid als feinste Blüte der Kultur, als die

moderne Richtung gegenüber altväterischer Pedanterie, und ist doch nur in etwas geändertem Gewand das innerlich schon Überwundene, Ewiggestrige der internationalen Mode gegenüber einer zum Bewußtsein erwachenden nationalen Empfindungsart. Gleichzeitig mit Properz und Tibull stimmt der Sänger der Römeroden das Lied an: die knappe Armut froh zu ertragen lerne in hartem Kriegsdienst sich stählend der Jüngling und bedränge in ritterlicher Rüstung den trotzigen Parther mit dräuender Lanze. Der Preis der Tapferkeit, die jahrhundertelang dem Kulturmenschen nur noch standhaftes Ertragen des Unglücks bedeutet hatte, lebt als Bewunderung der Kampfesfreude und des persönlichen Heldentums wieder auf, und der seit einem halben Jahrtausend verklungene Spruch des spartanischen Volksdichters vom Heldentod ersteht in klangvoller Formvollendung für römische Jünglinge wieder — selbstverständlich nicht in der solchen Klanges gar nicht mehr fähigen Elegie.

Einen ähnlichen Wandel des Empfindens gewahren wir ja bei Vergil. Die hellenistische Jugenddichtung, die den Zeitgenossen als ideale Schilderung des Landlebens galt, in Wahrheit doch nur das Muster aller künstlichen Schäferpoesie der Folgezeit, gibt zunächst nur das Empfinden des Städters wieder, dem nach der Unrast und Überkultur des eigenen Lebens die Einfachheit und der Friede der Natur eine wohlige Erholung bringt. Kein Wunder, daß auch der hellenistische Preis des goldenen Zeitalters mit hineinklingt, in dem die Natur von selbst und ohne Arbeit einem glücklichen Geschlecht alles bietet und kein Hader oder Krieg die ruhige Wonne des Genießens stört. In dem Lehrgedicht, das auf Wunsch des Kaisers in dem Gebildeten wieder die Freude am Landbau wachrufen sollte und acht Jahr später vollendet wurde, sind wir wirklich bei dem Landmann auf der Scholle, und das Landleben ist harte Arbeit. Aber mächtige Verse verkünden uns: die Arbeit ist nicht die Strafe der Sünde; in Weisheit und Gnade hat der himmlische Vater sie dem Menschen auferlegt, weil von ihr alle Tüchtigkeit und alle Glückseligkeit abhängt. Das ist nicht mehr Empfindungsart des Hellenismus und Modestimmung, sondern die sittliche Überzeugung einer neuen Zeit und zugleich der Grundton jenes ersten griechischen Lehrgedichtes. Trotz aller alexandrinischen Einzelkunst empfindet die Zeit mit Recht: Ἡσιόδου ὁ τρόπος. Und doch bietet es noch mehr. An das italische Volk wendet es sich, der Heimaterde Italiens gilt das wunderbare Preislied, und wenn der Dichter im Schluß berichtet, daß er dies Lied im Glück stiller Verborgenheit und seligen Friedens auf seinem Gütchen bei Neapel gesungen habe, und hinzufügt: während mein erhabener Herrscher fern im Osten im Kriegswetter daherfährt und die Barbarenreiche römischer Ordnung beugt, so hören wir in der Tat in der fast unwillkürlichen Verbindung von Privatmann und Herrscher etwas auch für Rom ganz Neues und Eigenes, den ersten Ton dankbaren Untertanengefühls.

Als das fünfzehnjährige Ringen um die Macht abgeschlossen war, das zu letzt fast in jähem Umbruch von der äußersten Gefahr zu der vollen Wiederherstellung, ja Erweiterung des Reiches geführt hatte, glaubte Octavian selbst, aber nicht er nur allein, das sichtbare Walten der Gottheit zu empfinden. Der

Augur Messalla lehrt damals, daß Rom, die Siebenhügelstadt, der Sitz des die Welt regierenden Gottes Aion oder Ianus sei und Roms Herrschaft darum endlos und grenzenlos sein müsse — ein orientalischer Glaube, der unendlich weit über die volkstümliche Zuversicht auf den Schutz der Vesta oder gar des Palladiums hinausgeht und von Octavian planmäßig gefördert wird. Der eigenartige Bau seines Mausoleums, den er nach der Heimkehr beginnt, zeigt, daß er selbst für Rom eine ähnliche Stellung beanspruchen will, wie sie Alexander für das Ptolemäerreich gehabt hat: als dem Aion eng verbundener Schutzgeist und zweiter Gründer hofft er schon damals nach dem Tode weiterverehrt zu werden; die Idee des Divuskultes muß bis in diese Zeit zurückreichen. Klar spricht sie ja auch Vergil in den Georgica aus und verbindet sie schon mit der Aionvorstellung. Er erhält gleichzeitig von Octavian den Auftrag, in epischem Liede das Walten der Gottheit in seinem Aufstiege und die glanzvolle Gegenwart als Vollendung eines über seinem Geschlecht und über Rom seit der Urzeit waltenden Schicksals darzustellen. Wohl war der Stoff übergewaltig, aber der Gedanke blieb noch durchaus im Rahmen der Modepoesie. Der *Romulus Arpinas*, der in dem Epos *De consulatu suo* sich selbst in den Rat der Götter einführen ließ und so gern von anderen ähnlich besungen sehen wollte, würde allein genügen, das zu beweisen, und seit wir erkennen, daß der Spätling Claudian in einer festen Tradition alexandrinischer Dichtung wurzelt, dürfen wir auch dessen Zeitgedichte, wie etwa *De consulatu Stilichonis*, hinzunehmen. Vergil empfand, daß in solchen mit der Prosa wetteifernden Enkomien Götterwille und Schicksalsbestimmung zur leeren Formel werden müssen und der große Stoff eine neue Form verlangt. Nur in dem noch unversuchten freien mythologischen Epos läßt sich ein Zusammenwirken von Gott und Mensch darstellen, die Gegenwart sich als Götterbeschluß wirksam vorausverkünden. Ein ganz unhellenistisches Wagnis, bewußte Rivalität mit dem Nationalepos der Griechen, mit Homer, muß sich daraus ergeben, und dabei kann der römische Stoff nicht aus lebendiger und darum plastisch gestalteter Volkssage übernommen, sondern muß aus farbloser Gelehrtentradition herausgesponnen werden wie ein historischer Roman, und wenn ein solcher noch den Reiz haben könnte, daß der leidenschaftlich bewegte Held die Handlung bestimmt, muß die philosophisch-religiöse Auffassung der Gottheit sie allein durch die ganz anders gewertete *βουλὴ Διός* bestimmen und den Helden immer geführt, ja oft geschoben zeigen lassen. Die Aufgabe ist unlösbar, die Kunst, mit der Vergil sie wenigstens annähernd zu bewältigen sucht, wunderbar. Aber wenn er — ich denke mit Bewußtsein — das Höchste der dichterischen Leistung aufgibt, um national und ethisch erzieherisch zu wirken, so empfinden auch wir, daß diese sittliche Größe seinem Werke einen Adel gibt, den das Kunstepos bei den Romanen nie mehr auch nur annähernd erreicht hat, und für sein Volk ist er tatsächlich geworden, was Homer für den Griechen war. Auch Horaz hat sich als Lyriker an den gleichen Stoffen versucht. Hat er schon vorher, als er den Wandel des eigenen Empfindens Octavian gegenüber während der langen Zeit des Elends darlegte, zum Schluß gefragt, ob der Mann, den er dereinst nur für den Rächer

Cäsars gehalten und darum bekämpft hat, nicht vielleicht nach dem Volksglauben wirklich der als Soter herabgesandte Götterbote sei, so schildert er in dem dithyrambischen Gedicht *Quo me Bacche rapis,* wie ihn die Begeisterung überwältigt, als er der Göttlichkeit dieses Herrschers sich voll bewußt geworden ist, und will ein erhabenes, unvergängliches Lied singen, das jenen unter die Götter entrückt und an den Beratungen Juppiters teilnehmen läßt. Das Empfinden ist trotz der mächtigen Form noch hellenistisch; wie es etwa für einen der ersten großen Diadochen möglich gewesen wäre; selbst daß ein Versprechen oder eine Ablehnung eines Liedes für das Lied selbst eintritt, ist, wie wir aus der Elegie wissen, hellenistischer Brauch. Horaz hat das Versprechen später in der dritten (und vierten) Römerode eingelöst; aber wenn er auch immer noch über die eigene Kühnheit erschrickt, das Thema in derselben Weise wie Vergil umgeformt; in der dritten kehrt der ganze Grundgedanke der Aeneis wieder, die Rückverlegung der Gegenwart in die Sage, der Ratschluß der Götter, die Bedingung der Juno, daß der Troer zum Italer werden muß, der Hinweis auf Augustus als Vollender der Schicksalsbestimmung, die Begründung in der gleichen Form stoischer Philosophie. Beide Dichter beeinflußt eine Anregung aus dem alten Nationalepos Roms und das allgemeine Empfinden der Zeit; um dies nationale Empfinden würdig darzustellen, müssen sie die erhabenste Form wählen, welche die griechische Dichtung ihnen bieten kann. Aber Augustus ist zunächst für Horaz noch Mensch, und in der vierten Ode, auf die Pindar, besonders die erste pythische Ode, fühlbar einwirkt, geben das *lene consilium* die Musen; der Princeps wird beschrieben, wie Cicero ihn ersehnt.

In diesem Glauben an die Schicksalsbestimmung des eigenen Volkes und Roms, der nach dem wunderbaren Neuerstehen des Reiches so begreiflich, ja notwendig ist, möchte ich den tiefsten Grund für die Änderung der philosophischen Anschauung beider Dichter oder, wie man bei Horaz wohl lieber sagen muß, für die Änderung der Stimmung seiner Lieder suchen. Die Religiosität findet in jener Zeit den nationalen Anhalt wieder, den sie im Altertum immer bedarf und selbst in unserer Zeit bei jeder großen Schicksalswende unwillkürlich sucht. Wenn dabei auch der persönliche Glaube des Neubegründers des Reiches mitgewirkt hat, so werden wir Älteren, die wir uns des Wechsels der Stimmung nach der Neugründung unseres Reiches durch einen allen ehrwürdigen Herrscher noch erinnern, uns hüten, von Liebedienerei zu sprechen. Auch ist die treibende Kraft bei diesem Umschwung ja offenbar das tief menschliche Empfinden, das Gottfried Keller so anmutig an dem armen Schulmeisterlein schildert, das, wenn es ihm schlecht ging, für sich seinen Gott absetzte und leugnete, und wenn ihm ein unerwartetes Glück widerfuhr, ihn schnell wieder schuf und einsetzte, um jemanden zu haben, dem es danken könne. Nicht die Not allein lehrt beten. Daß man in der sehr zurückhaltenden Verheißung einer zukünftigen Göttlichkeit in den Römeroden keine Schmeichelei zu sehen braucht, sollte man nicht erst aus der damals offiziellen Lehre von den *dei ex hominibus adsumpti,* den Betrachtungen Ciceros und Varros, den Ehrungen, die damals der Senat beschließt und das Volk schon lange erweist, oder dem

absichtlich dunkeln Namen Augustus folgern. Solche im Augenblick selbstverständliche Ehrung braucht innerlich noch nicht viel zu bedeuten. Horaz gibt sie später auf; schon in dem Preis der großen Römer *Quem virum*, wo der Princeps als die λῆξις des Zeus dargestellt wird wie bei Kallimachos der König, und in dem Festlied *Herculis ritu* ist der Herrscher nur Mensch, und als Menschen gelten später die Halbgötter. Eine Vertiefung des Empfindens ist eingetreten, die rein römisch ist.

Wie der hellenistische Dichter seinem Fürsten gegenübersteht, wissen wir durch Theokrit und Kallimachos. Er preist seine Macht, denn er ist sein Mann, der von des Fürsten Gnade lebt. Aber stolz empfindet er: auch er ist dem Fürsten unentbehrlich, denn er allein kann ihm ewigen Ruhm sichern. Der in der alten Lyrik noch berechtigte Gedanke, der schon bei Theokrit als Anachronismus wirkt, kehrt auch bei Horaz einmal wieder, aber zeitgemäß übertragen auf den Adel Roms und eigenartig umgebildet. Er will im vierten Buch trotz seiner Ablehnung unmittelbarer Pindar-Nachahmung wie dieser eine Sammlung von Epinikien, aber von römischen Epinikien bieten und kündigt sie in IV 8 unter fühlbarem Verweis auf IV 2 an. Zum Wettkampf fordert der Dichter auf und setzt als Preis nicht Dreifüße oder Schalen und Siegerstandbilder, sondern sein Lied. Daß es allein Unsterblichkeit verleihen kann, sagt er mit den Worten der alten Lyrik, die auch Theokrit gebraucht hat, aber zu haben ist es nur für die wahre *virtus*, die Großtat im Kampf oder den Lebensdienst am Staat. Jede Gegenleistung ist dann natürlich ausgeschlossen. Der Dichter hat, wie nach Tacitus der Historiker, die sittliche Pflicht, zu sorgen, *ne virtutes sileantur*, und übt sie mit besonderem Eifer gerade gegen den Helden des Unglücks. Indem er den sittlich Tüchtigen als *exemplum* hinstellt, übt er, wie wir aus I 12 hinzunehmen können, für sein Volk die Dankespflicht. Daß auch der Herrscher die Dichtung braucht, wird ganz anders begründet: er bedarf ihrer, nicht damit sie seinen Ruhm künde, sondern damit sie ihm die Seele adle und durch das Schönheitsempfinden jenes besonnene Maßhalten gebe, ohne das auch die größte Macht zuletzt scheitern muß. Die Dankespflicht für sein Volk wird der Dichter natürlich auch gegen ihn üben, aber immer mehr spricht Horaz dabei nicht mehr als der Dichter, sondern als der kleine Landmann oder der einfache Mann aus dem Volk zu dem menschlichen Herrscher. Ich erinnere an die beiden innigsten Lieder IV 5 *Divis orte bonis* und IV 15 *Phoebus volentem*. Da sie offenbar einander entsprechen sollen, so mögen vielleicht mit Absicht in dem ersten mehr griechische Bilder, in dem andern mehr der Lapidarstil der lateinischen Ehreninschrift und der Hinweis auf eine angeblich urrömische Sitte verwendet sein; griechisch empfunden ist dennoch keins von beiden, kein hellenistischer Herrscher ist mit diesem Gefühl der Ehrfurcht gepriesen worden, und für den älteren Lyriker wäre selbst die Fiktion, aus dem Munde des Volkes oder des kleinen Mannes zu reden, ganz unwahrscheinlich. In einer langen, für Italien im wesentlichen glücklichen Zeit hat sich dies Gefühl für den Princeps vertieft; er hat einem verwilderten und zuchtlosen Volk wirklich mit dem Bürgersinn das Gefühl der Ehrfurcht wiedergegeben. Wenn die

älteste annähernd datierbare Ode, das Lied an das Staatsschiff, im Gedankeninhalt noch am stärksten von Alkaios beeinflußt scheint — etwa wie die Epode auf Maevius von dem Haßgedicht des Archilochos —, so können wir wenigstens ahnen, daß zunächst gerade die politische Dichtung, für die er in der hellenistischen Poesie kein Vorbild findet, und ein Empfinden, das mit ihr wie mit dem Epikureismus in Widerspruch steht, die Wahl der älteren und höheren Form mitveranlaßt, und aus I 32, der Anrufung der Lyra des Alkaios, folgern, daß die gleiche Lebenslage in dem Feldlager vor Aktium ihn in der Nachahmung bestärkt; immer beherrschender tritt dann die Person des Kaisers in seine Dichtung, und gerade in diesen Liedern fühlen wir, wie sie immer eigener wird, bis der Nachahmer des Archilochos und des Tyrannenhassers Alkaios zum Sänger der Ehrfurcht geworden ist. Keine andere Beziehung, auch nicht die zu Maecen, hat seine Lyrik innerlich beeinflußt, die zu dem Princeps von Anfang an.

Wenn Horaz in den Satiren von sich berichtet, er habe sich seit frühester Jugend mit dem eigenen Ich beschäftigt und an ihm gearbeitet, so glauben wir das gern; denn das eigene Ich genügt ihm zunächst ganz; einen Drang, in die Weite zu wirken, spüren wir nicht. Er ist stolz, daß er, der Sohn des Freigelassenen, die volle *παιδεία* erwerben durfte wie einer der Großen, und stolzer noch, daß er sich selbst zum eigenen und wertvollen Menschen herangebildet hat; zum letztenmal im Römertum klingt in ihm jene ruhige Selbstgewißheit wider, die trotz des Bewußtseins mancher Schwäche sich selbst als *purus et insons* empfindet, und zugleich jener innere Gegensatz zu der Menge, der ihn innerlich mit dem römischen Dichter verbindet, der zuerst als seinen tiefsten Wunsch ausgesprochen hat, nicht ein Typus, sondern eine volle Persönlichkeit zu werden. Das führt ihn wie diesen zum Privatleben, das für ihn ein Leben äußerer Abhängigkeit werden muß; es gilt, in ihm die innere Freiheit zu wahren. Er wird als Dichter der Unterhalter, der durch seine Eleganz fesseln, aber auch durch Lehre nützen will, und birgt unter allerhand lustigen Geschichten und drolligen Einfällen die moralischen Plaudereien über die eigenen Fehler und die Fehler der Freunde, in gewolltem Gegensatz zu der verletzenden Übertreibung und der trivialen Weisheit der Moralprediger der Gasse. Eigentlich veröffentlicht sollten, wie Sat. I 4 zeigt, diese Dichtungen nicht werden, dem Dichter genügte das Urteil des kleinen Kreises und das eigene Empfinden, daß er damit ein Höchstes und Neues erreicht habe. Erst Indiskretionen und Angriffe zwangen zu der Herausgabe, und nun folgte sogar noch ein zweites, von Anfang an für ein Lesepublikum verfaßtes Satirenbuch; aber es macht einen gezwungenen Eindruck, die intime Form will nicht recht zu der allgemeinen Adresse passen, die Ungezwungenheit wird erkünstelt, der Dichter spielt Versteck mit seinem Publikum. Er ist zu der intimen Form dann in höherem Alter zurückgekehrt und hat im poetischen Briefe an Nahestehende sittliche und ästhetische Fragen in zwanglos elegantem Geplauder erörtert, und selbst eine theoretische Abhandlung über die Dichtkunst, ihm tiefste Herzenssache, hat sich der ihm vertrauten weltmännischen Form fügen müssen. Ist doch die künstlerische Ausbildung des Gesprächs wie des Geplauders alte For-

derung der *humanitas*. Die innere Fortbildung jener ersten Lehrdichtung gibt eine neue Form, die Ode. Sie gibt der Lehre die neue Wendung, erst in ihr wird Horaz ganz Dichter, und nur in ihr liegt für mich das Problem, ihn als Dichter zu würdigen.

Voraus liegt ein Versuch, Stil und Empfindungsart der Modedichtung, wie sie Catull, Cornelius Gallus und zunächst auch noch Vergil gestaltet haben, durch Anlehnung an ein altes Vorbild kräftiger und herber zu machen. Soll dies fühlbar werden, so können direkte Nachbildungen auch der Stoffe nicht ganz fehlen, aber der Ton liegt fühlbar schon auf der Umgestaltung moderner Dichtung. Schon hier begegnen die charakteristischen Elemente der späteren Lyrik des Horaz, das politische Lied und die Paränese, sicher nicht nur, weil auch Archilochos beide geboten hat. Gerade das schönste der Mahngedichte kehrt in Umgestaltung später in den Oden wieder. Das Grauen vor einem scheinbar unentrinnbaren Verhängnis will Horaz durch starkmütigen Augenblicksgenuß niederzwingen und erinnert an Achill, der, des nahen Todes sicher, mit Wein und Lied der Trübsal wehrt: 'Trübsal ist häßlich, sie sind zaubersüßer Trost'. Die ästhetische Begründung, die noch in der zarter und weicher gewordenen Ode nachklingt, darf ich weder in dem derben Reckentum eines Alkaios oder Archilochos noch in der übersteigerten Sentimentalität der Modedichtung suchen. Sie ist sein Eigenstes wie der Hinweis auf die befreiende Kraft des Liedes in diesem Zusammenhang. In der Tat beherrscht ja dies Empfinden die ganze horazische Lyrik, die mancherlei Andeutung von Druck und Leid enthält und doch nie bei ihnen verweilt. Er erwähnt sie, aber nur, um zu schildern, wie er sie von sich wirft: 'Hinweg mit ihnen; noch liebt die Muse mich ja; ich will lieber meinen teuren Lamia mit dem Kranz der neuen Dichtung schmücken; er hat es verdient'. Nur dieses Auffahren, dieser Entschluß ist Gegenstand des Liedes; nach dem Anlaß zu der Ehrung möchte ich nicht fragen, von einem Gelegenheitsgedicht nicht reden. Gealtert läßt er das zur Resignation mahnende Lied an seine letzte Liebe in die Worte verklingen *minuentur atrae carmine curae*. So kennt auch die Erotik seiner Manneszeit wohl stürmisches Begehren, oder will es wenigstens kennen, aber nicht weichliches Klagen um Verlorenes oder die übliche Versicherung ewiger Treue gegenüber der Ungetreuen — er nennt sich mit Stolz *levis* —, und wie sie zu Anfang den Klagen des Gallus das harsche Gegenbild *ast ego vicissim risero* entgegenhält, weiß sie in ihrer Reife Tibull mit seinen 'Jammerelegien' humorvoll mit dem eigenen, geradezu in Verlegenheit setzenden Liebesglück zu trösten und — zu necken. Eine ganze Tonart der hellenistischen Erotik fehlt und soll fehlen.

Daß Horaz in den Oden die poetische Technik der großen hellenistischen Dichter kennt und oft auch verwendet, ist im Grunde selbstverständlich; er geht ja von dem in seiner Zeit modernen Leben, notwendig also auch von der modernen Dichtung aus, und gerade der Lyriker ist stärker als ein anderer Dichter an die seiner Zeit üblichen und wirksamen Stoffe gebunden. Nur das eigentliche Gelegenheitsgedicht der *poetae νεώτεροι* wird fühlbar als zu klein gemieden. Vereinzelte Ausnahmen, wie das Briefchen mit der Selbsteinladung

als *gratus conviva per imbrem* bei Aelius Lamia, dem Abkömmling des alten Lästrygonenkönigs, oder die Antwort auf ein ähnliches Billett Maecens, der ja Catull nachahmt, *Vile potabis,* zeigen, wie er dann ernst oder heiter zu steigern suchen muß; mehr noch in der späteren, schon manierierten Zeit das Gegenstück zu Catulls Einladung an Fabullus *Iam veris comites.* Welche Form die moderne Vorlage dabei hatte, dürfen wir in der Regel ebensowenig fragen wie sondern wollen, was das Leben selbst, was literarische Erinnerung ihm bot und wo beide zusammenwirken. Positives für die hellenistische Lyrik gewinnen wir nicht mehr aus Horaz als für die alte. Aus einem ganz andersartigen Liedchen entnimmt er bisweilen das 'Motto', wie in *Quem tu Melpomene* aus Kallimachos' Ep. 21, oder einen Einzelzug, wie in *Donec gratus eram* aus Asklepiades A. P. IX 63. Nur daß er oft mit den Gedanken des hellenistischen Paignion oder der Elegie seiner Zeit spielt, können wir mit Sicherheit erkennen. Das *regnare inter puellas,* dessen der Elegiker gern sich rühmt, hat keiner so anmutig und anschaulich geschildert wie er in dem ganz modernen Gesprächslied *Donec gratus eram,* wo die trotzende Schöne, so sicher sie weiß, daß er sie wieder verlassen wird, sich ihm auf die erste Andeutung der Neigung für Leben und Tod ergibt, idyllischem Naturempfinden, wie es in der peloponnesischen Epigrammatik herrscht, keiner reizvolleren Ausdruck gegeben als er in *Montium custos* oder dem Lied an den bandusischen Quell. Mit den bukolischen Sehnsuchtsträumen Tibulls wetteifert die Schilderung *Velox amoenum saepe Lucretilem.* Kein Zweifel: hätte Horaz überwiegend derartige Lieder dichten und nur bisweilen das hellenistische Empfinden individuell vertiefen wollen, wie in dem Jubelliede glückseliger Liebe *Integer vitae* oder dem Sehnsuchtsliede des verkannten Dichters am Schluß des zweiten Buches, er wäre trotz manchen Fehlgriffs der begeisterten Aufnahme der neuen, kunstvolleren Dichtung sicher gewesen. Freilich auch: ein Grund, diese neue Form zu wählen und ausschließlich zu gebrauchen, hätte kaum vorgelegen. Von Anfang an soll diese Dichtung vor allem einen tieferen und ernsteren Teil tragen und stützen; er ist es, der für sich die neue Form verlangt, der dann auch die hellenistisch empfundenen Lieder sich anpassen müssen. Daß ernste Betrachtung oder gar Mahnung an sich wenig geneigte Ohren finden würde, konnte gerade dem Dichter der Satiren nicht verborgen sein. Aber einst war doch der Lyriker noch in ganz anderem Sinne der Lehrer seines Volkes und die *σοφία,* deren er sich rühmte, mehr als die für Kenner bestimmte Wort- und Verskunst des *doctus poeta* gewesen. Höchster Adel der Form muß auch die Lehre an sich eindringlich und dem Hörer wertvoll machen können. Freilich kann sie sich nicht mehr wie bei den großen dorischen Dichtern in eines jener *εἴδη* einfügen, die in den Verhältnissen ihrer Zeit bedingt und für Horaz nicht nachahmbar sind; sie wird selbständig. Der Inhalt, der an sich nicht notwendig immer aus der Philosophie zu stammen brauchte, wächst, wie die Worte zeigen, für Horaz aus einer philosophischen Weltbetrachtung hervor; eine lyrische, Bakchylides entnommene Beschreibung, *Non ebur,* wird im Ton der philosophischen Predigt fortgeführt; stoische und epikureische Lehrsprüche wirken ein und nehmen in

der scharf gegliederten Form der lesbischen Strophe eine ganz andere Harmonie von Form und Inhalt an, als wir sie in den moralischen Betrachtungen eines Simonides oder Pindar finden. Bewahrt ist in der Regel die dem Horaz so besonders genehme Form, daß die Mahnung sich an die bestimmte Persönlichkeit richtet und der Leser sich nicht direkt angesprochen zu fühlen braucht. Einen äußeren Anhalt wird für diese Dichtung schon Alkaios selbst gegeben haben. Ich schließe das weniger aus dem neuen Fragment, das im Verlauf eines Liedes am Beispiel des Sisyphos erläutert, daß wir dem Hades nicht entrinnen können, als aus den *εἴδη* der Lyrik, die Didymos, d. h. Proklos, Orion und der Scholiast zu Dionysius Thrax, als zwar nicht im Brauch begründet, aber von den Dichtern für die verschiedenen Lebenslagen hinzuerfunden in Auswahl anführt *εὐκτικά, πραγματικά, ἐμπορικά* usw. Didymos kennt Lyriker-Ausgaben, in denen diese Gattungsbezeichnungen mit den ursprünglichen, wie *θρῆνος, ὕμνος, σκόλιον,* vereinigt sind. Das weist auf Alkaios, und zu seinen Fragmenten passen die Charakteristiken, die er anführt. Sie machen uns die Aufschriften der Horazgedichte verständlich, die Ed. Zarncke behandelt, aber nicht erklärt hat. Sie stammen aus mindestens zwei alten Horazausgaben, in denen die Artbezeichnungen der *ᾠδαί* des Alkaios — diese Bezeichnung für das Einzellied war bei ihm auch üblich geworden — in etwas abweichender Terminologie eingetragen waren — eine auch für die Überlieferungsgeschichte des Horaz wichtige und für mich gegen Vollmers bekannte Theorie sprechende Tatsache. Wenn sich nun in der Aufzählung des Didymos auch *γνωμολογικὰ μέλη* finden und als ihr Inhalt *παραινέσεις ἠθῶν* angegeben wird — von den Ausgaben des Horaz gebrauchte die eine die Charakteristik *παραινετική*, die andere *ὑποθετικὴ ᾠδή* —, so dürfen wir auch für Alkaios derartige, freilich recht ursprünglich derbe Paränesen voraussetzen und den Anfang des Liedes an Bykchis vergleichen (fr. 35) *Οὐ χρὴ κακοῖσι θυμὸν ἐπιτρέπην.* Horaz erweitert diese Art Mahnung aus der dorischen Lyrik, vertieft sie aus dem modernen Gedankenkreis und paßt sie den Bedürfnissen des geänderten Staatslebens an. Es schließt den Hauptteil der Gebildeten von sich aus; ihnen für das bescheidene Privatleben und seine innere Bereicherung Mahnungen zu geben, soll die Dichtung an ihrem Teil versuchen. Auch hier ist also griechisches Empfinden römisch umgebildet.

Die Zeitgenossen mußten dabei wissen, daß der Dichter selbst sein Leben nach seinen Lehren gestaltet hat. Er hat die Reichtümer, die nach dem aktischen Kriege Maecen in überschwenglicher Dankbarkeit ihm geboten hat, zurückgewiesen — nie hätte sonst die erste Epode in dieser Form und an dieser Stelle veröffentlicht werden können — und hat Einfluß und Macht, die Augustus ihm einräumen wollte, ruhig abgelehnt — auch hierauf verweist er deutlich —, voll zufrieden mit einem reichen Innenleben bei denkbar bescheidenem äußeren Lose. Er stellt sich, wo er dies Glück von der Gottheit erfleht oder sich seiner rühmt, stolz in Gegensatz zu der Masse, aber er wirbt doch auch wie jeder Dichter bewußt oder unbewußt in der Schilderung des Ich für seine Weltanschauung und wirbt auch in unmittelbarer Mahnung immer wieder um

die Seelen der einzelnen oder will wenigstens dem heranwachsenden Geschlechte künden, welche Lebensauffassung allein sein Volk vor einem neuen Zusammenbruch retten und einer immer herrlicheren Zukunft entgegenführen kann.

Und noch auf einen letzten Mann müssen wir wenigstens flüchtig den Blick lenken, um die Einheitlichkeit und das Ziel dieser neuen Bewegung voll zu empfinden, auf den Historiker, der die römische Geschichtschreibung vom Parteidienst befreit und in hingebender Lebensarbeit der neu sich bildenden Nation ein künstlerisches Gesamtbild ihrer Entwicklung gegeben hat, das für alle Folgezeit maßgebend blieb. Wie stark es auf seine eigene Zeit wirkte, zeigt das Geschichtchen von dem Spanier, der aus dem fernen Gades, nur um Livius zu sehen, nach Rom reist, und als ihm dies gelungen ist, schnurstracks wieder zurückkehrt. Dem Provinzialen, der sich an Rom anschließen wollte, hat dies Werk ja Volk und Heimat gegeben. Wohl ist auch es ein Wagnis, ja in gewissem Sinne ein Opfer; langweilig scheint die allbekannte Urzeit, die Erzählung *de Romulo et Remo*, mit der man beginnen muß, veraltet und kunstwidrig die nationale Form der Chronik gegenüber dem nach Kunstgesetzen komponierten kleinen Corpus. Der auf die Person gestellten, effekthaschenden oder rührenden rhetorischen Historiographie des späteren Griechentums muß eine einfache, das Geschehnis in den Vordergrund stellende Erzählung gegenübertreten, die wohl mit allerhand auch hellenistischen Mitteln Anschaulichkeit zu erreichen und für die Einzelperson Interesse zu wecken sucht, aber nie vergißt, daß der Held in Wahrheit das Volk selbst in seiner früheren schlichten Größe ist, an Stelle des manierierten und aufreizenden Stiles der Vorgänger muß eine gehobene und doch immer gleichmäßige, aus Cicero individuell fortgebildete Sprache treten. So wirkt Livius durch die ruhige Einfachheit der großen Linie und den warmen inneren Anteil, und wie die Aeneis das Epos der schönen Empfindungen, so wird sein Geschichtswerk die unerschöpfliche Fundgrube der *exempla*. Moralisch erziehen soll es — das ist ja die allgemeine Forderung der Zeit an die Geschichte, die selbst einem Diodor als die μητρόπολις τῆς φιλοσοφίας gilt —, aber erziehen nicht im Sinne einer farblosen und volkslosen Moral, sondern erziehen zu altrömischem Sittlichkeitsempfinden mit seiner vollen Hingabe an den Staat. Daß dabei für Livius dieses römische Empfinden unbewußt mit den Forderungen der Philosophie zusammentrifft, darf man wohl auch daraus schließen, daß neben der geschichtlichen Arbeit theoretisch-philosophische Schriften und Dialoge hergehen, in denen Geschichte und Philosophie sich verbinden, wie sie es etwa in den Loghistorici Varros getan haben mögen. So wirkt er im Sinne des Kaisers, der ja auch in Edikten und Denkmälern seinem Volk die *exempla* der eigenen Vorzeit vorhält und zugleich als Literat Ermahnungen zur Philosophie, also Predigten, schreibt, und führt Grundgedanken und Technik der philosophischen Schriftstellerei Ciceros weiter, der bewußt römische Sittlichkeit durch die griechische Philosophie neu begründen will. Wenn Livius trotz seines nahen Verhältnisses zu Cicero das Wort *humanitas* in dem weiteren Sinn, den es bei diesem hat, nur zweimal, offenbar aus der gleichen Quelle, übernimmt und es mit der augusteischen Zeit ganz entschwindet, so

lehrt diese Tatsache, die ich früher falsch erklärt habe, zwingend, daß jenes Ideal echten Menschentums nicht mehr als übernational und damit als eine Art Gegensatz zu dem nationalen empfunden wird. Das Wort wird gemieden, weil für die Besten dieser Zeit echtes Römertum und echtes Menschentum zusammenfallen. Der Weg hat wirklich durch das Menschheitsideal zum nationalen geführt und der Grieche hat ihn gewiesen.

In diesen Gedankenkreis müssen wir nicht nur die daktylische Dichtung, sondern vor allem auch die Lyrik des Horaz hineinstellen. Gewiß, er hat in der Theorie wie der Praxis der Poesie jenen Doppelzweck als höchsten gesetzt, zu erfreuen und zu lehren; aber er hat es getan in einer Zeit, als die Verbreitung der griechischen Ethik verbunden mit der Erinnerung an die nationale Vergangenheit den Besten das einzige Mittel schien, ihr Volk wieder aufzurichten. Über die Berechtigung der Reflexion in der Lyrik entscheidet der innere Anteil, den der Dichter an ihr nimmt, und sein Können. Den Vergleich mit Schenkendorf würde ich nicht ablehnen, wenn nicht der Römer für ihn zu mannigfaltig, zu sprachgewaltig und zu schöpferisch in der Form wäre. Seine Lieder sind nicht nur Zeitgedichte, und gerade unter den Zeitgedichten erhebt sich mehr als eines zu Ewigkeitswert. Wenn das höchste Ziel auch ihm wie Vergil versagt blieb. wir alle wünschten unserer Zeit und unserem Volke wohl eine solche Dichtung wieder und könnten in unserem Wunsche wohl bestärkt werden durch die Beobachtung, daß damals ein so kleiner Kreis von Männern, von denen trotz reicher Begabung keiner die Bezeichnung als Genie verdient, in treuem Dienst an ihrem Volke diesem gewiß nicht volle Gesundung, aber doch so viel geistigen und sittlichen Besitz wieder gebracht hat, daß die Sonderentwicklung des Westens für zwei Jahrtausende gesichert bleibt. Nur wenig haben die folgenden Jahrhunderte diesen Besitz gemehrt, aber noch in dem letzten Geisteskampf des Römertums lassen Cicero und Livius, Vergil und Horaz sich nicht verdrängen, das Christentum muß mit ihnen paktieren. Auch dem Schriftsteller gibt schließlich erst die sittliche Persönlichkeit die volle Wirkung.

Wenn wir jetzt im Kampf um die Erhaltung unserer humanistischen Bildung — für uns in doppeltem Sinne das Erbe der Alten — hervorheben, was sie unserer Jugend und unserem Volke geleistet hat und weiter leisten soll, so, meine ich, dürfen wir nicht vergessen, daß die lateinische Literatur uns dies eigenartige Schauspiel des Werdens einer Nation in klarster und zugleich die Gedanken an Staatsgröße und S t a a t s p f l i c h t in vollendetster Form bietet. Sie können und wollen wir im Jugendunterricht in der Zeit der Erniedrigung und des Elends weniger als je entbehren. So kann gerade der Horaz-Unterricht heut tiefere Bedeutung als früher gewinnen; daß, wo er gut erteilt wurde, die Begeisterung für den Dichter nicht erkünstelt oder erzwungen war, wissen unter uns Alten so manche, denen das dankbare Gedächtnis an diese Stunden und ihre Leiter unverlöschlich geblieben ist. Aber auch uns selbst kann gerade jetzt dieser Dichter und seine Zeit innerlich wieder näher treten und hat uns mehr zu sagen als einst in den Zeiten ruhigen und allzu sicheren Genusses, wo er uns nur als der große Lebenskünstler erschien.

P. QUINCTILIUS VARUS

Von Ernst Kornemann

Die deutsche Geschichte beginnt mit der Schlacht im Teutoburger Wald. Der Cherusker Arminius ist der erste Nationalheld unseres Volkes. Sein Bild ist in der Geschichte von Anfang an mit so lichten Farben gemalt, daß selbst der große Historiker Roms wärmere Töne anschlägt, als er sein trauriges Ende berichten muß.[1]) Um so schlimmer ist es seinem Gegner ergangen, der in der großen Entscheidungsschlacht vom Jahre 9 n. Chr. nicht nur sein Leben, sondern auch seine Ehre verloren hat. Ich will nicht davon reden, wie ihm bei uns mitgespielt worden ist, bis Scheffel ihn schließlich durch sein bekanntes Kommerslied zum Gespött der deutschen Jugend gemacht hat, nein, auch im eigenen Lager hat der Ärmste alle Schuld zu tragen bekommen und sind sein Charakter und seine Fähigkeiten nur schwarz in schwarz gemalt worden. Heute, da wir nach dem für uns so furchtbaren Ausgang des Weltkrieges vielfach Ähnliches bei unseren großen Männern erleben müssen, ist doch wohl die Zeit gekommen, die Frage von neuem zu stellen, ob man nicht auch römischerseits, wie so oft in der Geschichte, den geschlagenen und gefallenen Feldherrn zum Sündenbock für alles gemacht hat, während die dahinterstehende falsche Regierungspolitik, die die eigentliche Schuld trägt, künstlich im Dunkeln gehalten worden ist. Die Tat des Arminius gewinnt doch nur an Bedeutung, wenn der Gegner ein Mann von wirklichem Können war, den man ernst zu nehmen sich entschließen muß.

Varus entstammte einer Familie der höchsten römischen Aristokratie. Die Quinctilier gehörten zu den sechs sogenannten albanischen Geschlechtern, die, wie der Name sagt, ihre Ahnenreihe bis auf die Fürsten von Alba Longa zurückzuleiten suchten. Sein Vater Sextus hatte zuerst gegen Julius Cäsar, dann bei Philippi gegen die Triumvirn gefochten und hatte sich nach der Doppelniederlage bei dieser Stadt, wie so viele andere republikanische Offiziere, selbst getötet, um nicht den Siegern in die Hände zu fallen. Der Sohn war wie seine Schwester Quinctilia zwischen 50 und 46 v. Chr. geboren. Ums Jahr 22 wurde er Quästor und kam — ein Beweis, wie früh er trotz des Verhaltens seines Vaters in nähere Beziehung zu dem Herrscher getreten ist — in Begleitung des Augustus im folgenden Jahr nach Asien, wie Inschriften zu seinen Ehren von der Insel Tenos[2]), aus Pergamon[3]) und Athen[4]) beweisen. Im Jahre 13 v. Chr. wurde er Konsul und zwar *consul ordinarius* in höchst ehrenvoller Weise zusammen mit Tiberius, dem späteren Kaiser. Als solcher hielt er die Spiele ab, die im genannten Jahr zum Dank für die glückliche Heimkehr des Augustus aus Gallien und Spanien gefeiert wurden.[5]) Wahrscheinlich war er damals auch schon Pontifex.

[1]) Tacitus, Ann. II 88.
[2]) Dittenberger, Orientis graeci inscriptiones II 463 = Dessau, Inscr. lat. selectae II 2 8812.
[3]) Ebd. II 464. [4]) IG. III 584[c] S. 498. [5]) CIL. VI 386 = Dessau I 88.

Nach dem gesetzmäßigen Zeitraum von fünf Jahren, der zwischen Konsulat und Prokonsulat verstreichen mußte, erhielt Varus im Jahre 7 v. Chr. die neben Asien vornehmste senatorische Provinz Afrika als Statthalterschaft. Nur Münzen geben uns davon Kunde, die teils in Hadrumetum, teils in Achulla, einem Küstenstädtchen südlich von Hadrumetum, geprägt sind.[1]) Die letzteren zeigen auch das Bildnis des Varus. Das bartlose Gesicht des damals etwa vierzigjährigen Prokonsuls macht mit der scharf hervorspringenden geraden Nase und den breiten Lippen gerade keinen hervorragend sympathischen Eindruck.[2])

Unmittelbar nach Ablauf seines Amtsjahres in Afrika vertraute ihm der Princeps die wichtigste Provinz an, die er zu vergeben hatte, nämlich Syrien, eine um so größere Auszeichnung, als diese Statthalterschaft sonst nur älteren Konsularen gegeben zu werden pflegte. Der Statthalter war gleichzeitig Kommandeur der größten kaiserlichen Armee des Orients, der Euphratarmee. Im Alter von etwa 42 Jahren ist also Varus als Nachfolger des C. Sentius Saturninus zu dieser führenden Stellung im Osten gekommen. Er blieb dort mindestens drei Jahre lang, von Mitte 6 bis Mitte 3 v. Chr. Bald nach seiner Ankunft in der neuen Provinz besuchte Varus seinen Nachbar, den König Herodes den Gr., in Jerusalem, und gegen Ende seiner Amtsperiode im Sommer 4 schlug er nach dem Tode des Herodes einen Aufstand der Juden nieder. Noch unter seiner Statthalterschaft hat wohl Jesus von Nazareth das Licht der Welt erblickt.

Nach der Verwaltung Syriens scheint Varus fast ein Jahrzehnt hindurch kein bedeutendes Amt bekleidet zu haben. Im Jahre 6 n. Chr. wurde er dann in Germanien der Nachfolger desselben Mannes, den er auch in Syrien beerbt hatte, des C. Sentius Saturninus, eines Mannes, der sich hier so bewährt hatte, daß er in diesem Jahre die *ornamenta triumphalia* erhielt. Sicher hat also das Jahrzehnt ohne Amt keine Kaltstellung für Varus bedeutet, sondern, da er relativ jung Syrien erhalten hatte, mußte er warten, bis die nächste große Position, eben Germanien, frei wurde. Wenn wir die Reihe der damaligen Verwaltungsbeamten des Reiches in höchster Stellung durchmustern, zeigt sich der damals sich bildende Verwaltungsgrundsatz der Regierung, die in Syrien an der Euphratgrenze bewährten Beamten nach Germanien, also an den Rhein, avancieren zu lassen, wie es nach dem Zusammenbruch der Germanenpolitik des Augustus dann umgekehrt unter Tiberius Brauch wurde, die Rheinkommandeure nach Syrien zu senden, allen voran Germanicus.

Die neuere Forschung hat nun die Gründe für diese unstreitig große Karriere, die Varus durchlaufen hat, nicht in seinen Qualitäten als Verwaltungsbeamter und Offizier gesucht, sondern in Tatsachen, die von außen her herangetragen werden. Kein Geringerer als Mommsen[3]) und ihm folgend der einzige Ehrenretter, den bis jetzt Varus gefunden hat, Paul von Rohden[4]) sowie der Biograph des Augustus, Victor Gardthausen[5]), finden die Ursache in einer vor-

[1]) Ludwig Müller, Numismatique de l'ancienne Afrique II, 1861, S. 44 u. 52.

[2]) Paul von Rohden, Festschrift zur Einweihung des neuen Progymnasialgebäudes zu Steglitz 1890 S. 39.

[3]) Röm. Gesch. V⁴ 40. [4]) A. a. O. S. 39. [5]) Augustus und seine Zeit I 1195.

nehmen Heirat des Varus. Tatsache ist, daß er nach dem Tode seiner ersten Frau, von der er einen Sohn hatte, um das Jahr 7 v. Chr. eine zweite Ehe eingegangen ist, nämlich mit Claudia Pulchra, einer Enkelin von Augustus' Schwester Octavia, daß er also tatsächlich von da ab mit dem Kaiserhaus verwandt war. Doch diese Kombination schwebt schon deshalb in der Luft, weil die chronologische Grundlage nicht ganz sicher ist, und dann, weil das ehrenvolle Konsulat vom Jahre 13 zusammen mit dem kaiserlichen Stiefsohn Tiberius auf alle Fälle sicher bereits vor dieser Verheiratung liegt. Daher hat auch ein anderer Forscher, Friedrich Münzer, der uns neuerdings das schöne Buch über die römischen Adelsparteien und Adelsfamilien[1]) geschenkt hat, diese Argumentation stillschweigend fallen lassen. Er meint vielmehr, daß die Rücksichtnahme des Augustus, der durch Adoption ein Julier und damit auch ein Mann albanischen Geschlechts geworden war, auf den albanischen Uradel des allein noch übrigen Quinctiliers die große Karriere des Varus bewirkt habe. Bei den einen verdankt also Varus seine Laufbahn seiner Frau, bei den anderen seinen großen Ahnen. Ich glaube, daß beides falsch ist, daß vielmehr, wie eine unvoreingenommene Betrachtungsweise ergibt, Varus, bis ihm das Unglück im Teutoburger Walde zustieß, einfach als einer der tüchtigsten Beamten gegolten hat, den Augustus auf den schwierigsten Posten des Reiches stellen zu können glaubte. Sein Lieblingsstiefsohn Drusus hatte diese Position im Norden durch seinen Tod fürs Vaterland, den er dortselbst erlitten hatte, zu einer höchsten Ehrenstellung gemacht, die Augustus seitdem nur an auserwählte Männer von ganz hervorragenden Qualitäten vergab. Die Reihe der germanischen Statthalter nach Drusus' Tod im Jahre 9 v. Chr. weist nur Namen allerersten Ranges auf: nach Drusus zunächst sein Bruder Tiberius (8—6), dann L. Domitius Ahenobarbus (6—3 v. Chr.), der Großvater des Kaisers Nero, dann ein M. Vinicius, der sich vorher in Pannonien hervorragend ausgezeichnet hatte und dem die hohe Ehre der Aufstellung seiner Statue auf dem Forum Augusti, der Ruhmeshalle des römischen Volkes, zuteil geworden ist, darnach C. Sentius Saturninus, von dem wir schon sprachen. Man beachte weiter, daß die Kommandoübertragung an Varus in dem Augenblick stattfand, als die Nachbararmee an der Donau in die schwersten Kämpfe mit den Pannoniern in den Jahren 6—9 n. Chr. verwickelt war. Es wäre unverantwortlicher Leichtsinn seitens der Regierung gewesen, in diesem Moment nach Germanien einen Mann zu senden, von dem man nicht die höchsten Leistungen hätte erwarten können. Wer schützt nicht ganz besonders sein Haus und trifft alle nur irgend möglichen Sicherheitsmaßregeln, wenn das Nachbarhaus brennt? Aus alledem geht hervor: Varus galt als bewährtester und erfahrenster Statthalter, den Rom damals zur Verfügung hatte. Als solcher übernahm er die Verwaltung Germaniens in dem Augenblick, als im heutigen Österreich ein furchtbarer Aufstand gegen die römische Herrschaft tobte, und der große Markomannenkönig Marobod in Böhmen sich eben erst zu einem Frieden mit Rom auf dem Boden des *status*

[1]) Stuttgart 1920, S. 133/4 Anm. 1.

quo ante aus eigener Entschließung herbeigelassen hatte, einem Frieden, den der König jederzeit brechen und dann die Römer in die schwerste Notlage versetzen konnte, nämlich zu dem inneren Krieg in Pannonien noch einen großen äußeren zu führen.

Nun wird aber dem neuen Statthalter in unseren Quellen[1]) vorgeworfen, daß er kein Verständnis für die Germanen gehabt habe und daß er in allzu großer Hast und durch Überspannung des Bogens namentlich in zweierlei Hinsicht, einmal bezüglich des Steuerdrucks und dann durch Einführung römischer Rechtsprechung mit Anwendung körperlicher Strafen, viel böses Blut gemacht und schließlich den Ausbruch der Volksleidenschaft hervorgerufen habe. Hier gerade ist nun die Frage erlaubt, ob nicht dies, was hier dem einzelnen Manne zur Last gelegt wird, die Folge des römischen Systems überhaupt war, für dessen Scheitern dann später der besiegte Feldherr in einseitiger Weise verantwortlich gemacht worden ist. Es ist zunächst einmal die sicher ganz berechtigte Vorfrage zu beantworten, wie weit die Unterwerfung Germaniens vorgeschritten war, und in welchem Rechtszustand das Land sich befand, als Varus es betrat. Darauf ist kurz zu erwidern: Das heutige Norddeutschland, mindestens bis zur Weser, dazu wohl auch Süddeutschland bis zum Böhmerwald wurden damals, wenn auch noch nicht in ihrem ganzen Umfang, sondern nur in denjenigen Teilen, die von den römischen Truppen durchzogen worden waren[2]), als unterworfen angesehen und waren schon längere Zeit als Provinz unter dem Namen 'Germania' organisiert. Wenn dies aber der Fall war, wenn hier eine regelrechte Provinz vorlag, dann konnte, ja mußte Varus so vorgehen, wie er vorgegangen ist, Steuern ausschreiben und Gerichtstage abhalten.

Können wir aber beweisen, daß Germanien damals schon zum größten Teil römische Provinz war? Ich glaube, ja, obwohl die römische Regierung begreiflicherweise dies später verschleiert hat. Wir haben bei Tacitus die wichtige Nachricht[3]), daß ein junger Cherusker namens Segimund, der Sohn des Römerfreundes Segestes, beim Ausbruch der Verschwörung gegen Varus *sacerdos aput aram Ubiorum* war, aber im Moment der Erhebung seiner Stammesgenossen die Priesterbinde zerriß und zu den Aufständischen flüchtete. Hier tritt uns also etwas entgegen, was die bereits eingetretene Verrömerung beweist und was nach einer zweiten Stelle des Tacitus[4]) ganz besonders den Zorn der Germanen erregte. Die Ara Ubiorum war ein Kaiserheiligtum, d. h. genauer eine Ara Romae et Augusti, und die Tatsache, daß im Jahre 9. n. Chr. ein Cherusker dort zum Priester bestellt war, zeigt, daß es trotz des Namens des Altars, den Tacitus abgekürzt wiedergibt, sich nicht um ein lokales Heiligtum, sondern um eine provinziale Kultstätte handelt. Das Vorbild war der große Roma- und Augustusaltar zu Lyon, der im Jahre 12 v. Chr. geweiht worden war als Kultmittelpunkt für den ganzen Provinzenkomplex des Nordens, die sogenannten

[1]) Man vgl. Velleius II 117, Cassius Dio LVI 18, Florus II 30—32, Tacitus, Ann. I 59.

[2]) Cassius Dio LVI 18, 1. [3]) Ann. I 57.

[4]) Ebd. c. 59 ruft Armiuius seinem Oheim, um ihn als Landesverräter zu brandmarken, spöttisch zu: *coleret Segestes victam ripam, redderet filio sacerdotium hostium.*

Tres Galliae. Von ihm wissen wir, daß von Jahr zu Jahr das höchste Priesteramt an dieser Kultstätte zwischen den Vertretern der einzelnen gallischen Volksgemeinden (*civitates*) wechselte.[1]) Was hier für Gallien, und zwar wohlgemerkt im äußersten Süden in einer durchaus exzentrisch gelegenen Stadt, geschaffen war, ist also für Germanien im Oppidum Ubiorum, dem heutigen Köln, nachgeahmt worden mit der Bestimmung, daß das Priestertum ebenso unter den germanischen Stämmen wechsele, beginnend wahrscheinlich mit den Ubiern selbst, den treuesten Römerfreunden Germaniens, wie in Gallien mit den Häduern. Im Jahre 9 n. Chr. war nun in dem festgesetzten Turnus der Stamm der Cherusker an der Priestergestellung. Wenn also ein provinzialer Kult in dieser Weise ganz deutlich sich nachweisen läßt, dann war das Land Germanien für die Römer sicher damals eine Provinz, was Tacitus gelegentlich deutlich ausgesprochen hat[2]), und Varus war berechtigt sich als Provinzialstatthalter zu gerieren.

Wann aber ist die neue Provinz errichtet worden? Ich glaube, auch diese Frage können wir beantworten. Sueton erwähnt im Leben des Kaisers Claudius (Kap. 1) unter den Ehren, die dessen Vater Drusus, dem Eroberer von Germanien, zuteil wurden, unter anderem folgendes: *ceterum exercitus honorarium ei tumulum excitavit, circa quem deinceps stato die quotannis miles decurreret Galliarumque civitates publice supplicarent.* Es handelt sich um das Kenotaph, welches Drusus bekanntlich am Rhein errichtet wurde, und das man seither immer fälschlich in Mainz gesucht hat, indem man den dort erhaltenen Eigelstein damit in Verbindung brachte. Ein Denkmal aber, an welchem jährlich an einem bestimmten Tag eine militärische Parade (*decursio*) und ein öffentliches Dankfest (*supplicatio*) von *civitates* stattfand[3]), kann nur errichtet worden sein an einer Stelle, die militärisches Standlager und Kultstätte zugleich war, und

[1]) Otto Hirschfeld, Kl. Schrift. S. 495.

[2]) Ich meine die Stelle Ann. I 58, wo Germanicus dem Segestes einen Wohnsitz *vetere in provincia* verspricht, womit der Teil von Germanien, der auf dem linksrheinischen Ufer sich befand, gemeint ist (s. Nipperdey zur Stelle). Was die Römer vor der Niederlage des Varus auf der rechten Seite besessen hatten, war nicht nur als neue Provinz 'gedacht', wie Nipperdey ausführt, sondern war in Wirklichkeit die *nova provincia,* auf die Arminius Bezug nimmt (an derselben Stelle c. 59), wenn er sagt: *Germanos numquam satis excusaturos, quod inter Albim et Rhenum virgas et secures et togam viderint. Aliis gentibus ignorantia imperii Romani inexperta esse supplicia, nescia tributa*, womit deutlich noch einmal auf den vorübergehenden Provinzialcharakter des Landes, kenntlich durch die Einführung der römischen Gerichts- und Steuerverfassung, vor allem aber dadurch, daß der Römer hier sogar in der Toga schon erscheinen konnte, angespielt wird. Auch die Quelle, der Florus (II 30) folgt, stellt Drusus als Begründer einer neuen Provinz dar, vgl. II 30, 26: *praeterea in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit.* Bezeichnend ist, daß der Bericht über die Varusschlacht eingeleitet wird mit den Worten: *sed difficilius est provincias optinere quam facere; viribus parantur, iure retinentur. Igitur breve id gaudium* (II 30, 29).

[3]) Auffällig ist nur, daß der Biograph von gallischen statt von germanischen Civitäten spricht; es hängt das wohl mit der Neuordnung der Kultstätte nach dem Scheitern der germanischen Politik zusammen.

beides war nur der Fall in Köln.[1]) Es ist nicht anzunehmen, daß das Ehrenmal erst längere Zeit nach dem Tode des beliebten Feldherrn erstand. Wir werden vielmehr nicht fehlgehen, wenn wir mit Mommsen[2]) annehmen, daß es noch im Jahre 9, spätestens im Jahre 8 v. Chr., erbaut worden ist. Wenn nun aber die Verbindung mit der Herrscherkultstätte von vorneherein ins Auge gefaßt war, muß damals die Ara Romae et Augusti schon errichtet oder im Bau begriffen gewesen sein. Dann folgt aber daraus, daß schon Drusus an die Einrichtung der Provinz herangegangen ist, auf alle Fälle die provinziale Kultstätte nach dem Muster des Lyoner Altars zu bauen begonnen hat, mit der dann nach seinem Tode ein Denkmal zu seinen eigenen Ehren und jährliche Totenfeiern seitens der Militär- und Zivilbehörden verbunden wurden.

Und nun die Probe auf das Exempel. Bekanntlich ist Köln von Kaiser Claudius, dem Sohne des Drusus, zur Stadt erhoben worden unter dem Namen Colonia Claudia Ara Agrippinensis oder Agrippinensium.[3]) Der Name der Stadt lautete also Ara mit dem Zusatz Agrippinensis, weshalb bei Heimatangaben von Soldaten, die aus Köln stammen, abgekürzt Ara steht oder Cl. Ara bzw Ara Agrippinensis. Wie aber ist dieser seltsame Stadtname entstanden, und wie ist er zu erklären? Aus Tacitus können wir den Beweis führen, daß der Ort schon vor der Erhebung zur römischen Kolonie, also schon vor dem Jahre 50 n. Chr., Ara geheißen hat. Ara Ubiorum ist nämlich bei Tacitus eine synonyme Bezeichnung für Oppidum Ubiorum, den Hauptort der gleichnamigen Volksgemeinde.[4]) Daraus folgt, daß, trotzdem die Stätte auch Legionslager oder genauer Legionsdoppellager war, dem Altar eine so überragende Bedeutung zukam, daß er der Örtlichkeit den Namen verliehen hat. Noch nicht erklärt aber ist die Bezeichnung Agrippinensis, die bei der Erhebung zur Stadt dazukam. Tacitus hat an der entscheidenden Stelle[5]), an der von der Gründung der Stadt die Rede ist, die Bemerkung, Agrippina, Claudius' Nichte und Gemahlin, die Tochter des Germanicus, habe die Stadtgründung von ihrem Gemahl erlangt, weil sie dort geboren war. Aber dieser Hinweis erklärt noch nicht den neuen Namen. Denn dieser Name ist doch wohl von Ara nicht zu trennen. Wie vorher Ara Ubiorum zur Bezeichnung des Vorortes der Ubier, so gehört jetzt im Stadtnamen Ara Agrippinensis bzw. Agrippinensium eng zusammen. Die Erklärung wird darin zu suchen sein, daß neben dem ehemaligen Provinzialkult der Roma und des Augustus im Anschluß an das erwähnte Ehrenmal des

[1]) Hirschfeld S. 454; CIL. XIII S. 505.

[2]) Röm. Gesch. V 32; vgl. Bergk, Zur Gesch. der Rheinlande S. 140; Hirschfeld S. 454.

[3]) Die Volksgemeinde der Ubier (*civitas Ubiorum*) blieb bestehen; nur der Vorort der *civitas* wurde Kolonie; das ergibt sich aus Plinius, N. H. IV 106: *in Ubiis colonia Agrippinensis* und aus Tacitus, Ann. XIII 58, wo von der *civitas Ubiorum* gesprochen wird und dann von den *moenia coloniae in ipsa* (*sc. in civitate*) *conditae nuper*.

[4]) In der Schilderung des Aufstandes der germanischen Legionen nach Augustus' Tod wird bei Tacitus, Ann. I 36, 37 u. 39 dieselbe Örtlichkeit bald als Oppidum Ubiorum, Civitas Ubiorum, Ara Ubiorum bezeichnet. Daß auch Ara Ubiorum Ortsbezeichnung wie die vorhergehenden Ausdrücke ist, beweist das Wörtchen *ibi* I 39: . . . *aput Aram Ubiorum* . . . *Duae ibi legiones* . . . *hiemabant*.

[5]) Tacitus, Ann. XII 27.

Drusus ein Lokalkult des Drusus und seiner Familie, vor allem des Germanicus, entstanden war, in welchen jetzt Agrippina, als sie im Jahre 50 den Augustatitel von ihrem Gemahl erhalten hatte, aufgenommen wurde. Damit war sie in der Reihe der Divi bzw. Divae die jüngste, und zur Feier dieses Aktes wurde die gleichzeitig gegründete Kolonie Ara Agrippinensium genannt. Denn die ganze Bürgerschaft der neuen Kolonie erhielt nach Tacitus und den Inschriften den Namen Agrippinenses. Sie waren gewissermaßen die Kultgemeinde der vergöttlichten Drususdeszendenz in der ehemaligen Ubierstadt. Bei nationalen Erhebungen, wie der vom Jahre 69, zeigt sich, daß dies von den Stammesgenossen sehr übelgenommen wurde.[1]) Aus allem Gesagten sehen wir noch einmal die hohe Bedeutung der Kultstätte, von der wir ausgegangen waren, bestätigt, sehen aber andererseits, wie nach dem Verlust der Provinz, für die eigentlich der Kult geschaffen worden war, der Gegenstand der Verehrung ein anderer wurde. Der Kult des Drusus und seiner Nachkommenschaft trat an die Stelle des allgemeinen Reichskultes, einfach deshalb, weil nach Aufgabe der Provinz die provinziale Kultstätte zu einer Lokalkultstätte geworden war. Dieser Spezialkult erschien dann auch im Namen der neuen Stadt, die nach Beseitigung des Legionslagers von Claudius gegründet wurde. An dieser Kultstätte hängt die Entstehung der Stadt Köln[2]), und ihre Existenz im Weichbild der Stadt ist der strikte Beweis, daß Köln kurze Zeit die Hauptstadt der Provinz Germanien gewesen ist wie Lyon der Vorort der Tres Galliae.

Aber noch eine andere Probe auf das Exempel läßt sich durch folgende Betrachtung anstellen. Es ist bekannt, daß die Germanenpolitik der römischen Kaiser seit dem Emporkommen der flavischen Dynastie ganz neue Wege gegangen ist. Die großen Pläne, die einst Augustus und seine Nachfolger in Germanien zu verwirklichen gesucht hatten, waren schon von Tiberius seit der Abberufung des Germanicus im Jahre 17 n. Chr. fallen gelassen worden. An Stelle der Bekämpfung der Deutschen mit dem Schwerte erfolgte jetzt der Kampf vermittels des Geldes. An Stelle der Provinzialisierung Germaniens trat das Klientelstaatensystem, d. h. der Versuch, einzelne Stämme durch Geld und andere Mittel an das römische Reich zu fesseln und gegen die übrigen auszuspielen. Der neue Augustus, der seit dem 1. Juli 69 regierte, faßte, gewitzigt durch die Gefahren des Civilis-Aufstandes, in welchem das Klientelstaatensystem Schiffbruch erlitten hatte, den Gedanken einer erneuten Provinzgründung ins Auge, aber ihm war es um viel Näherliegendes zu tun, nämlich um eine engere Verbindung zwischen Rhein- und Donauarmee.[3]) Das bedeutete, daß die römische Expansion nicht in Norddeutschland, wie einst unter Augustus und Tibe-

[1]) Tacitus, Hist. IV 28, 5: *actae utrobique praedae, infestius in Ubiis, quod gens Germanicae originis eiurata patria Agrippinenses vocarentur*; ähnlich Germ. 28.

[2]) Die Lage der Kultstätte ist grundlegend für die Topographie von Köln. Was Poppelreuter in der Festschrift des Wallraf-Richartz-Museums (Köln 1911, S. 113) zusammengestellt hat, ist noch nicht entscheidend.

[3]) E. Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer, Neujahrsblätter der Bad. hist. Kommission, N. F. 8, Heidelberg 1905, S. 40.

rius, sondern in Süddeutschland einsetzte. Und als dann sein Sohn Domitian daran ging, gleich nach dem Jahre 90 die Provinz und zwar jetzt als Doppelprovinz (Germania superior und inferior) zu begründen, da tauchte auch sofort in Obergermanien wieder eine Kultstätte auf, offenbar für die ganze obere Provinz: es sind die Arae Flaviae in Rottweil, die als Ortsname dieses Platzes im II. Jahrh. erscheinen, genau wie Ara Agrippinensis für Köln.[1]) Wir haben also in zwei Fällen, die zeitlich weit voneinander liegen, denselben Verlauf vor Augen. So dürfen wir unsere Rekonstruktion der Geschichte der größeren Provinz des Augustus sowohl durch den Blick in die spätere Geschichte des Oppidum Ubiorum wie durch den Vergleich mit der kleineren Provinzgründung der Flavier in Süddeutschland als gesichert betrachten. Unser Ergebnis lautet: Germanien ward bald nach Drusus' Tod im Jahre 9 v. Chr. zur römischen Provinz erklärt, und in dieser Provinz war der Vorort der Ubier, die Stätte eines Legionsdoppellagers damals, als Hauptstadt und Kultmittelpunkt zugleich gedacht.

Für die Schaffung der Provinz durch Augustus kann aber noch ein zweiter Beweis beigebracht werden. In dem großen Tatenbericht des Kaisers, den dieser zur Aufstellung vor seinem Mausoleum in Rom verfaßt hat, und von welchem eine Kopie in Angora in Kleinasien erhalten ist[2]), steht die Notiz über die Befriedung Germaniens in einem Kapitel (dem 26.), das im übrigen von den Provinzen des Reiches handelt. Genau genommen sind es zwei Kapitel (26 und 27), die von den Provinzen reden, und zwar ist der Stoff so gegliedert, daß das erste der beiden Provinzenkapitel von der Erweiterung der seitherigen Grenzprovinzen und der Befriedung der Innenprovinzen des Reiches handelt, das zweite dagegen von der Neuerwerbung bzw. Wiedererwerbung verlorener Provinzen. Die Erwähnung von Germanien geschieht nun, wie gesagt, im ersten der beiden Provinzenkapitel, wird also als Erweiterung des großen Grenzprovinzenkomplexes im Norden, der von Caesar eroberten Tres Galliae, angesehen. Nun aber das Seltsame: Germanien steht zwar in dem wichtigsten der beiden Provinzenkapitel, wird also damit deutlich von dem Schreiber als Provinz gekennzeichnet, andererseits aber ist das Land durch eine merkwürdige Manipulation, die mit dem Text vorgenommen worden ist, auch wieder als Nichtprovinz erklärt. Es steht nämlich hinter den beiden vorhergenannten Provinzialgebieten '*Gallias et Hispanias*' noch einmal ganz unnötigerweise das Wort '*provincias*' (genauer '*provicias*'), wodurch diese ausdrücklich als Provinzen bezeichnet werden, während '*Germania*', das dann ohne diesen Zusatz folgt, obwohl im Provinzenkapitel stehend, deutlich als Nichtprovinz dargestellt wird. Auf diese Unstimmigkeit habe ich schon vor langen Jahren und auch kürzlich wieder hingewiesen.[3]) Sie wird mit vielen anderen Unstimmigkeiten in dem wichtigen Dokument nur dadurch behoben, daß man eine sukzessive Entstehung des Berichtes annimmt. Augustus hat den ältesten Teil des Ganzen schon abgefaßt, als er sein Mauso-

[1]) Ernst Kornemann, Vom römischen Rottweil, Tübinger Blätter N. F. Heft 1 (1914) S. 44.

[2]) Th. Mommsen, Res gestae Divi Augusti, 2. Aufl. 1883.

[3]) Ernst Kornemann, Mausoleum und Tatenbericht des Augustus, Leipzig 1921, S. 58 f. und 101 f.

leum im Jahre 28 v. Chr. baute. Es entspricht antiker Sitte, daß man ein Grabdenkmal, und dazu noch ein so gewaltiges, sich nicht baut, ohne daß man die Inschrift für das Monument gleichzeitig feststellt. Der große Hypochonder auf dem Throne hat niemals geglaubt, daß er so alt werden würde, wie er tatsächlich geworden ist, und hat daher frühzeitig für seinen Tod Vorsorge getroffen. Nun hat man eine Beziehung zwischen den erwähnten Provinzenkapiteln und dem vorhergehenden Kapitel 25, in welchem der Treuschwur der westlichen Provinzen Gallien, Spanien, Afrika, Sizilien und Sardinien für Octavian vom Jahre 32 erzählt wird, gar nicht beachtet. Diese selben fünf Namen bilden nämlich auch das Gerippe der beiden nachfolgenden Kapitel: Galliae et Hispaniae in c. 26, Africa, diesmal vertreten durch Aegyptus und Cyrene, dann Sicilia et Sardinia in c. 27. Ihre Nennung stellt also den ältesten Bestandteil dieser Kapitel dar, der zusammen mit c. 25 entstanden ist, gelegentlich der grundlegenden Niederschrift dieses Abschnittes im Jahre 23 v. Chr., einem furchtbaren Krisenjahr für Augustus, da er den Tod nahe fühlte und wieder einmal Anordnungen für sein Lebensende getroffen hat. Wie schon Mommsen gesehen hat, hat er dann sicher wieder in den Jahren 5 u. 2 v. Chr. an dem Dokument gearbeitet, und in dem ersten dieser beiden Jahre ist wohl die Notiz über Germanien in das erste der beiden Provinzenkapitel hineingekommen[1]), wodurch ausgesprochen worden ist, daß das Land seit dem Tode des Drusus als Provinz angesehen wurde. Zurückgenommen ist dann diese Hereinnahme wieder dadurch, daß das Wort '*provincias*' nachträglich in den Text gesetzt worden ist, wodurch nur Gallien und Spanien als Provinzen bezeichnet werden und Germanien diese Bezeichnung wieder abgesprochen wird. Dies ist durch Tiberius gelegentlich der Herausgabe des Ganzen geschehen, dessen Hand wir auch sonst im Dokument verfolgen können. Worauf es mir hier ankommt, ist der Hinweis auf die Tatsache, daß Germanien von Augustus auch in seinem Tatenbericht unter die Provinzen des Reiches aufgenommen worden war, wie auch das in diesem Zusammenhang gebrauchte Verbum '*pacavi*' zeigt, von dem Mommsen in seinem Kommentar sagt[2]): '*pacandi vocabulum non usurpatur de agro hostium prospere peragrato sed de terra imperio subiecta devictis rebellibus ad pacem revocata.*' Mit anderen Worten: auch durch die Verwendung dieses Verbums wird Germanien vom Autor als Untertanenland behandelt, das vielleicht einmal Beruhigungsaktionen erforderte, aber nicht mehr erobert zu werden brauchte. Wir erhalten also auch von hier aus ganz dasselbe Bild wie aus den seitherigen Betrachtungen: eine Provinz Germanien, die als zum größten Teil unterworfen galt und nur noch der friedlichen Durchdringung, vor allem vermittels des Kaiserkultes, bedurfte.[3])

[1]) Ernst Kornemann S. 75. [2]) S. 102.

[3]) Der Hildesheimer Silberschatzfund hat mit Varus sicher nichts zu tun; das kostbare Tafelgerät ist vielmehr wahrscheinlich schon in der Zeit, da Germanien wirkliche Provinz war, in das Land gekommen und zwar in den Besitz eines germanischen Fürsten. Wir haben hier einen greifbaren Beweis in Händen, wie sehr die materielle Kultur der Römer in den höchsten Kreisen Germaniens schon Platz gegriffen hatte: eine Illustration zu den

Und nun kehren wir endlich zu Varus zurück. Ihm ist die Provinz im Jahre 6, nachdem im Jahre vorher Tiberius seine große Expedition zu Land und zu Wasser bis zur Elbe unternommen hatte, die Augustus im Tatenbericht so wortreich feiert[1]), als in den Hauptteilen befriedet übergeben worden. Die beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius hatten hier nach Ansicht des Augustus ihr Meisterstück vollbracht. In der offiziellen Auffassung war damals sogar die Elbgrenze erreicht, wie auch der Feldzug gegen Marobod beweist, der im Jahre 6 Böhmen noch hinzugewinnen und damit die Grenzen der neuen Provinz vollends schaffen sollte. Die Schuld für das, was im Jahre 9 dann passierte, liegt also nicht so sehr bei Varus als bei der obersten Reichsleitung in Rom, in letzter Linie bei Augustus selber. Es ist keine Frage, die schwächste Seite im Neuaufbau des römischen Staates durch diesen Herrscher ist die militärische. Augustus war im Gegensatz zu Caesar kein Soldat, sondern ein Staatsmann. Nach der Niederwerfung der inneren Gegner in der Triumviratszeit zeigt sein Werk eine stark pazifistische Richtung, was vor allem in der großen Heeresreduktion nach der Schlacht bei Aktium und in der Verherrlichung des 'Kaiserfriedens' (*pax Augusta*) zutage tritt. Der große Soldat neben Augustus, der eigentliche Schöpfer des neuen Staates, Agrippa, hat die gewaltige Entmilitarisierung des Reiches nach Aktium sicher nur zugelassen, weil auf jede expansive Politik über die damaligen Reichsgrenzen hinaus von Augustus von nun ab Verzicht geleistet wurde. Kaum hatte aber Agrippa im März des Jahres 12 v. Chr. die Augen geschlossen, als die großen Feldzüge des Tiberius und Drusus an der Donau und am Rheine begannen, durch die das ältere Programm der reinen Defensive verlassen worden ist. War dies, wie man richtig gesagt hat, auch nur eine Offensive im Dienste einer besseren Grenzregulierung im Norden, so war es doch immerhin eine Offensive, die ein Aufgebot militärischer Machtmittel erforderte, wie sie das Reich nicht zur Verfügung hatte. Man merkt, der alte militärische Berater des Princeps war tot, und die neuen Männer, die jetzt an seiner Stelle standen, waren in den Anschauungen des Augustus erzogen und ohne Verständnis für die Notwendigkeiten, die solche Aufgaben auferlegten. Das Schlimmste, was in der auswärtigen Politik eintreten konnte, trat ein: man überschätzte die militärischen Machtmittel des Reiches und unterschätzte die Schwierigkeiten. Um nur eines zu erwähnen: wenn die Einrichtung der Provinz Germanien bald nach Drusus' Tod irgendwelche Aussicht auf die Dauer haben sollte, mußte vor allem für den nötigen militärischen Schutz an Ort und Stelle gesorgt werden. Hier vermißt man aber eigentlich alles. Augustus hat es unterlassen, die große Gebietserweiterung im Norden, in Ländern, die von sehr kriegerischen Völkern bewohnt waren, mit einer Heeresvermehrung zu verbinden. Nur eines geschah: da die Eroberung zum größten Teil über den Ozean hinweg erfolgte, so ist eine große Flottenverstär-

Worten des Florus (II 30, 30): *Germani . . . mores nostros magis quam arma sub imperatore Druso suspiciebant.*

[1]) Res gestae Divi Aug. Lat. Text V 14—18, zu der Stelle Kornemann a. a. O. S. 58 und 79.

kung, die Schöpfung einer Kriegsflotte für die Nordsee, Hand in Hand mit der Eroberung Germaniens gegangen. Große Schwierigkeiten bei den germanischen Heereszügen hat offenbar die Verpflegung der ins Land vorgeschobenen Truppenkörper gemacht, weshalb man die Umfassung Germaniens vom Meere her und die Benützung der großen Ströme zum Eindringen in das Land als strategischen Grundplan aufstellte. Aber wie man für die Lippeflotte die Kastelle an diesem Fluß entlang schuf, so hätte man vom Ozean her auch die unteren Flußläufe der großen Wasserstraßen Norddeutschlands, der Ems, Weser und Elbe, mit solchen Stützpunkten versehen müssen. Da man dies nicht, oder wenigstens nicht ausreichend[1]), tat, entstand der merkwürdige Zustand, daß man eigentlich nur im Sommer Germanien militärisch vollständig in Händen hielt und jedesmal im Herbst, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit den Legionen in die Winterquartiere am Rhein zurückging und den Auxiliartruppen die Bewachung des Landes überließ. Varus hatte fünf Legionen zur Verfügung, und diese hatten ihre Dauerlager am Rhein, anstatt daß ein Teil dieses Heeres Sommer wie Winter über ganz Norddeutschland verteilt gewesen wäre. Hier rächte sich das augusteische Sparsystem in Heeressachen ganz ungemein. Obwohl man Germanien als 'Provinz' erklärt hatte, verzichtete man auf die Hinausverlegung der Truppen vom Rhein zum mindesten an die Weser. Abgesehen von den schon erwähnten Schwierigkeiten, die die Verpflegung soweit hinausverlegter Truppen bereitet hätte, ist daran schuld der Umstand gewesen, daß das Rheinheer im Grunde zwei Zwecken diente, der Bewachung Germaniens und gleichzeitig dem Inschachhalten der Gallier im Rücken. Das letztere war unstreitig auch nötig, und die richtige Folgerung aus dieser Sachlage wäre gewesen, daß man das Rheinheer da belassen hätte, wo es stand, daß man aber für Germanien ein neues Heer geschaffen hätte, das im Lande selber stationiert wurde mit Etappenstationen zum Ozean hin, von dem aus die Verpflegung zu Schiff hätte erfolgen müssen. Fünf Legionen am Rhein und zum mindesten drei Legionen im Inneren Germaniens, in Dauerlagern untergebracht, wären nötig gewesen, zumal, wie oben erwähnt, das Nachbargebiet an der Donau im Aufstand sich befand und dazwischen Marobod herrschte, mit dem man eben noch im Krieg gelegen hatte. Ob Agrippa, wenn er länger gelebt hätte, den Freund nicht vor diesem schweren Schlag, den er im Teutoburger Wald erlitten hat, bewahrt hätte, diese Frage darf man wohl stellen. Die stark dynastisch gerichtete Politik des Augustus in der zweiten Hälfte seiner Regierung hat unstreitig dem jeweils in Aussicht genommenen Thronfolger Aufgaben in der Außenpolitik zugewiesen (erinnert sei nur an das, was an Aufgaben seinem Enkel und Adoptivsohn Gaius Caesar im Orient zugedacht worden war bis hin zur Eroberung Arabiens[2]), etwas, was nur durch dessen Tod verhindert wurde), die mit den geringen militärischen Machtmitteln des Reiches nicht zu lösen waren. Das Opfer einer dieser zu hohen Zielsetzungen aus dem zweiten Teil

[1]) Wir hören nur von einem Kastell im Lande der Chauken zwischen Ems und Weser, Tacitus, Ann. I 38.

[2]) Siehe darüber Internationale Monatsschrift für Wiss., Kunst u. Technik XV 1921 S. 458.

der Regierung ist Varus geworden, der dafür nach seiner furchtbaren Niederlage und seinem traurigen Tod bei der Katastrophe von der Geschichte viel übler behandelt worden ist, als er es verdient. Es liegt hier vielmehr, wie so oft, der Fall vor, daß das System schuld ist, nicht der einzelne, der diesem System zum Opfer gefallen ist. Varus ist sicher nicht so schlecht gewesen, wenigstens nicht als Verwaltungsbeamter, wie ihn alte und neue Geschichtschreiber und Dichter hinzustellen belieben. Als Offizier dagegen hat er im letzten Augenblick sicher versagt. Wir schließen wie v. Rhoden mit dem Hinweis auf Grabbe, der im Gegensatz zu anderen Dichtern in seiner 'Hermannsschlacht' den armen Sünder in Schutz nimmt, indem er ihm die folgenden Worte in den Mund legt: 'Solange das Rad der Weltgeschichte in seinen Achsen sich dreht, wird man sagen, die Feigheit und Dummheit des Varus verlor dem Augustus seine besten Legionen, und ich sage: ich war ein zu weit vorgeschobener Posten und habe oft deshalb nach Rom geschrieben, fand aber kein Gehör. Ich tat, was ich konnte, ich bin besser als der Ruf, den mir die Nachwelt geben wird. Ich ward betrogen — geschieht das nicht den Besten oft am ersten?'

* * *

Es sei mir gestattet, diesen Ausführungen noch eine kurze Darlegung meiner Auffassung bezüglich des Schauplatzes der Varuskatastrophe folgen zu lassen, ohne daß ich damit das so unendlich viel behandelte und mißhandelte Problem in seinem ganzen Umfang wieder aufrollen möchte.[1]) Ich glaube aber, daß wir in manchen Punkten weiter kommen können, als heute vielfach angenommen wird.[2])

1. Vielleicht läßt sich aus dem Schicksal der drei Legionsadler, die die Römer bei der Katastrophe verloren haben, etwas für die Feststellung der Örtlichkeit gewinnen. Es ist auszugehen von der Notiz bei Florus II 30, 38: *signa et aquilas duas adhuc barbari possident, tertiam signifer prius quam in manus hostium veniret, evolsit mersamque intra baltei sui latebras gerens in cruenta palude sic latuit.* Sie stammt aus einer zeitgenössischen Quelle, die schon vor der Wiedergewinnung der Adler geschrieben ist, und zeigt uns, daß die Überlebenden von zwei Adlern sicher wußten, daß sie in die Hände der Feinde gefallen waren, während das Schicksal des dritten, da der betreffende Adlerträger gesehen worden war, wie er ihn an sich genommen hatte, unsicher geblieben war.[3]) Wir wissen nun aus Tacitus, Ann. I 60, daß der Adler der 19. Legion von L. Stertinius i. J. 15 bei den Brukterern wieder erbeutet wurde. Von dem zweiten verlorengegangenen Adler wird Ann. II 25 zum Jahre 16 die folgende Geschichte erzählt: *ipse (Germanicus) maioribus copiis Marsos inrumpit, quorum dux*

[1]) Man vgl. zum Folgenden die Zusammenfassung des Standes der Forschung zur Jubiläumsfeier der Schlacht von Erich Wilisch in diesen Jahrbüchern 1909 XXIII 322 ff. und H. Dragendorff, V. Bericht der Röm.-Germ. Kommission, 1909, S. 73 ff.

[2]) Sehr resigniert äußert sich u. a Fr. Koepp, Die Römer in Deutschland, Monogr. zur Weltgesch. XXII, 2. Aufl. 1912, S. 24 ff.

[3]) Manche Forscher, darunter Mommsen, Ges. Schriften IV 209, 3 u. 235, fassen die Nachricht des Florus fälschlich so auf, daß der Adlerträger verwundet mit dem Adler im Moore sich verbarg und dadurch gerettet wurde; vgl. E. Wilisch S. 326. Die Tatsache, daß die drei Adler später in den Händen der Feinde sich befanden, hätte diese Version nicht aufkommen lassen dürfen.

Mallovendus nuper in deditionem acceptus propinquo luco defossam Varianae legionis aquilam modico praesidio servari indicat. Missa extemplo manus, quae hostem a fronte eliceret, alii, qui terga circumgressi recluderent humum; et utrisque adfuit fortuna. Mit diesen Worten soll zum Ausdruck gebracht werden, daß auch dieser Adler in die Hände der Römer zurückgelangt ist, und dementsprechend wird an anderer Stelle die Errichtung des Triumphbogens für Tiberius geschildert *ob recepta signa cum Varo amissa ductu Germanici, auspiciis Tiberii.*[1]) Von dem dritten in die Hände der Feinde gefallenen Adler heißt es endlich, daß er unter Kaiser Claudius im J. 41 von P. Gabinius zurückerobert wurde: Cassius Dio LX 8, 7. Leider ist in unserem Texte der Name des Volkes verderbt, dem er abgenommen wurde. Es ist überliefert *Μαυρουσίους*, wofür man bald diesen, bald jenen germanischen Stammesnamen eingesetzt hat. Am meisten Beifall fand die Abänderung des Textes durch Leunclavius[2]), der *Καύχους* statt *Μαυρουσίους* schrieb unter Heranziehung von Sueton, Vita Claud. 24: *Gabinio Secundo Cauchis, gente Germanica, superatis cognomen Cauchius usurpare concessit.* Trotz dieser Parallelstelle, die die Änderung auf den ersten Blick empfiehlt, ist mir das Verfahren zu radikal, und ich möchte zu erwägen geben, ob das auf uns gekommene Wort *Μαυρουσίους*, dessen Hereinkommen in den Text man gewöhnlich durch die unmittelbar vorher und nachher erfolgte Erwähnung von *Μαυριτανία* bzw. *Μαῦροι* erklärt, nicht doch durch Verderbnis eines ähnlich lautenden Germanennamens entstanden ist. Ich denke dabei an *Χαιρουσκούς*, eine Nebenform von *Χερούσκους*, die z. B. bei Ptol. II 11, 10 steht[3]), in welchem Falle nur drei Buchstaben der Vorlage von dem Abschreiber verlesen sind. Ist mit dieser Konjektur das Richtige getroffen, so müssen wir aus der Stelle lernen, daß der Chaukenfeldzug des Gabinius im Anfang der claudischen Regierung auch in das Cheruskerland übergegriffen hat und daß dabei die Rückgewinnung des letzten in den Händen der Feinde befindlichen Adlers gelungen ist. Wer dieser Konjektur ablehnend gegenübersteht und lieber an dem Vorschlag von Leunclavius festhält, muß annehmen, daß der hier in Frage stehende Adler von dem Haupt der Varus feindlichen Koalition, den Cheruskern, zu irgendeiner Zeit an die Chauken gelangt ist. Denn der Schluß, der auch gezogen worden ist[4]), daß die Chauken Teilnehmer an der Koalition gewesen seien, ist, wie wir heute wissen, falsch. Alle Seestämme blieben bis zum Friesenaufstand vom J. 28 n. Chr. den Römern treu.[5])

Worauf es uns hier ankommt, ist die Tatsache, daß die drei in die Hände der Feinde gefallenen Adler offenbar unter die siegenden Stämme verteilt worden waren, und zwar neben den Cheruskern an die Brukterer und Marsen. Man kann sagen, um diese

---

[1]) Vgl. die Reste der Inschrift des Bogens CIL. VI 906, dazu Gardthausen, Augustus II 805, 23; über die Darstellung auf dem sog. Schwert des Tiberius derselbe II 770, 24; auch bei Dio-Xiphil. LVII 18, 1 heißt es von Germanicus: *καὶ τὰ σημεῖα τὰ στρατιωτικὰ ἀνεκτήσατο.*

[2]) Die gewaltsame Abänderung ist angenommen worden von K. Zangemeister, Westd. Zeitschr. VI, 1887, S. 251, 45 und XI, 1892, S. 312, 1, sowie von A. Riese, Das rhein. Germanien ind. ant. Lit. I 111, endlich von Smilda, Vita divi Claudii, Groninger Diss. von 1896, K. 24 Anm. (S. 116) und Karl Vivell, Chronologisch-kritische Untersuchungen zur Gesch. des Kaisers Claudius, Heidelb. Diss. 1911, S. 7. Boissevain hat sie nicht in seinen Text aufgenommen.

[3]) Vgl. über die verschiedenen Schreibungen des Namens R. Much, Reallex. der germ. Altertumsk. I 374.

[4]) Selbst von Mommsen, Ges. Schr. IV 209.

[5]) L. Schmidt, Allgem. Gesch. d. germ. Völker; v. Below-Meinecke, Handbuch d. mittelalterl. u. neueren Gesch. II 1909 S. 152.

Art der Verteilung zu erklären, daß die beiden bedachten Stämme die mächtigsten neben dem führenden Stamm der Cherusker waren. Möglich wäre aber auch, daß die Abgabe der beiden hervorragenden Beutestücke an die erwähnten Stämme deshalb erfolgte, weil auf ihrem Gebiete die Schlußkatastrophe stattgefunden und sie vielleicht als Inhaber des Grund und Bodens ein gewisses Anrecht auf die Beute hatten. Dann käme man zu der Ansicht, daß auf der Grenze der Brukterer und Marsen die Varusschlacht geschlagen wurde. Was die Marsen betrifft, würde diese Ansicht noch eine Stütze erhalten, wenn es Tatsache wäre, was ich vermute, daß der in einem Haine ihres Landes vergrabene Adler derjenige gewesen ist, der von dem Adlerträger heruntergerissen und mit dessen Leichnam in den Sumpf geraten war.

2. Es lohnt sich, diese Hypothese an der übrigen Überlieferung erneut zu prüfen. Fr. Koepp sagt allerdings[1]): 'Im Cheruskerland ereignete sich nach Strabo die Katastrophe', und benutzt diese Feststellung, um die von anderer Seite außerhalb des Cheruskerlandes vermuteten Schauplätze als unmöglich abzutun. Bei Strabo (VII S. 291) aber steht zu lesen: *οἱ Χηρουσκοι καὶ οἱ τούτοις ὑπήκοοι. παρ' οἷς τρία τάγματα Ῥωμαίων . . . ἀπώλετο ἐξ ἐνέδρας.* Es wird dann weitererzählt, daß alle beteiligten Stämme von Germanicus bestraft und ihre Angehörigen, darunter auch die Brukterer, in seinem Triumphzug aufgeführt wurden (S. 292). Es bleibt also bei dieser vom Schriftsteller beliebten Fassung vollkommen offen, ob die Niederlage im Gebiet der Cherusker oder im Lande einer der mit ihnen verbündeten Völkerschaften (diese meint wohl Strabo mit *ὑπήκοοι*[2])) stattgefunden hat. Weiter kommt man, wenn man von der berühmten Stelle bei Tacitus, Ann. I 60 ausgeht, wo es heißt: *Ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum, quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter, vastatum, haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur.* Und gleich darauf wird in c. 61 das Schlachtfeld betreten und vom Schriftsteller beschrieben. Wir werden also bis an die Grenze der Brukterer und zwar, da Germanicus von Norden (von den Chauken) kommt, bis an die Südgrenze dieses Volkes geführt, d. h. nach der vorher umgrenzten Verwüstungszone bis an oder in die Nähe der Lippe, mit anderen Worten an die Grenze des Marsenlandes. Nur die *ultimi Bructerorum*, das muß man sich immer vor Augen halten, werden gelegentlich der Bestimmung des Schlachtfeldes erwähnt: in deren Nähe war das Schlachtfeld. 'Nun ist ja «nahe» ein relativer Begriff', aber 'Neubourg glaubte durch eine Besprechung aller Tacitusstellen mit *haud procul* feststellen zu können, daß diese Wortverbindung bei Tacitus nie mehr als 3—4 Stunden bedeute'.[3]) Diese Beobachtung ist sehr nützlich. Wenn man nun auch noch den Fehler vermeiden wollte, immer von den Brukterern aus nur ostwärts statt auch südwärts den Blick zu richten, dann befände man sich auf der richtigen Spur. Dazu kommt: Durch die Einführungsworte von c. 61 (*igitur cupido Caesarem invadit* = *πόθος λαμβάνει* bei Arrian passim nach Aristobul[4])) wird der Besuch auf dem Schlachtfeld als ein Abstecher des Germanicus von seiner eigentlichen Marschroute bezeichnet, was gerade bei einer Richtung auf die Lippe und das südlich der Lippe gelegene Marsenland einleuchtender ist, da die fernere militärische Aktion (c. 63) gegen Arminius, also gegen die Cherusker ostwärts sich fortsetzte. Zu dieser Auffassung der

[1]) A. a. O. S. 26.

[2]) Die richtige Auffassung schon bei K. Zangemeister, Westd. Zeitschr. VI 246 7, 33. Wilisch S. 325 übersetzt: 'Die Cherusker und die unter ihrem Einfluß stehenden Völkerschaften'; vgl. auch Tac. Ann. II 45 *Cherusci sociique eorum.*

[3]) Wilisch S. 347.

[4]) F. Wenger, Die Alexandergesch. d. Aristobul v. Kassandrea, Würzb. Diss. 1914, S. 65 ff.

hier behandelten Tacituskapitel stimmt weiter gut die Tatsache, daß die Rachefeldzüge im Jahre 14 mit einer ganz exemplarischen Bestrafung der Marsen beginnen, wobei weder Weiber noch Kinder noch das Heiligtum des Volkes geschont werden[1], worauf dann im Jahre 15, wie wir eben sahen, die Brukterer an die Reihe kommen, während im Jahre 16 ein erneuter Plünderungs- und Verwüstungszug gegen die Marsen zur Rückeroberung des dort befindlichen Adlers unternommen wird (II 25). Und den letzten Nachklang der furchtbaren Wut der Römer gerade über diese Völker haben wir in dem bekannten Kapitel 33 der Germania, wo die Vernichtung der Brukterer durch die benachbarten Stämme mit der übertriebenen Zahlenangabe (60000 Gefallene) zum Jahre 98 berichtet wird, und zwar in einer Weise, die höchst auffällig genannt werden muß. Die Vernichtung ist geschehen *seu superbiae odio seu praedae dulcedine seu favore quodam erga nos deorum. Nam ne spectaculo quidem proelii invidere. Super sexaginta milia non armis telisque Romanis sed, quod magnificentius est, oblectationi oculisque ceciderunt. Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil iam praestare Fortuna maius potest quam hostium discordiam.* 'Denn selbst den Anblick des Kampfes mißgönnten sie uns nicht: über 60000 fielen nicht durch die Waffen und Geschosse, sondern, was noch herrlicher ist, zur Augenweide der Römer. Bleiben und dauern möge, so bitte ich, der Haß der germanischen Völker untereinander, da wir auf ihre Liebe nun einmal verzichten müssen. Denn in schwerer Lage des Reiches kann uns die Schicksalsgöttin kein besseres Geschenk machen als der Feinde Zwietracht.' Man fragt sich, warum an dieser Stelle so fortgesetzt von den Römern gesprochen wird und schließlich der allgemeine Wunschsatz folgt, wenn nicht diese Selbstvernichtung der Germanen als die letzte Rache für die Varuskatastrophe, die im Bruktererlande stattgefunden hatte, aufgefaßt wird.

3. Gegen diese Ansetzung des Schlachtfeldes außerhalb des Osning und Wiehengebirges wird nun in der Regel angeführt, daß wir durch die Quellen gezwungen würden, den Schauplatz in einem Gebirge zu suchen. Dafür wird immer wieder auf die Bezeichnung *Teutoburgiensis saltus* (= Waldgebirge) zurückgegriffen. Die Berechtigung dieser Beweisführung werden wir nachher prüfen. Zunächst sei darauf aufmerksam gemacht, daß nur der griechische Berichterstatter (Cassius Dio) von gebirgigem Terrain spricht. Die entscheidenden Worte (LVI 20, 1) lauten: *τά τε γὰρ ὄρη καὶ φαραγγώδη καὶ ἀνώμαλα . . . ἦν*, was Riese[2] lateinisch wiedergibt mit '*montes erant angustiis impediti et asperi*', Delbrück[3] dagegen in deutscher Sprache: 'denn die Berge waren voller Schluchten und Unebenheiten', d. h. Riese drückt sich um die Schwierigkeit herum, Delbrücks Übersetzung läßt dagegen den Unsinn, der in dem griechischen Texte steckt, deutlich hervortreten. Denn man braucht doch wohl einem Gebirge nicht zu bescheinigen, daß es uneben ist! Diese Unstimmigkeit wie die dann gleich folgenden Ausführungen über die dicht stehenden und mächtigen Bäume zeigen, daß die lateinische Vorlage des Griechen an der Stelle von *ὄρη* das Wort *saltus* im Texte stehen hatte, und zwar *saltus* im Sinne von Wäldern, was auch durch die kurz vorhergehenden Worte *ἐπῆλθον αὐτῷ ἐν ὕλαις ἤδη δυσεκβάτοις ὄντι* bewiesen wird. Das lateinische Original gebrauchte

[1]) Tac. Ann. I 50 u. 51. H. Schiller, der den Zusammenhang noch nicht ahnt, bemerkt (R. Kaiserz. I 262): 'Durch die Niedermetzelung einer ahnungslosen Bevölkerung und durch die Zerstörung eines hochverehrten Heiligtums war die Erbitterung und der Fanatismus der Nachbarstämme wachgerufen worden, ohne daß sich für ein solches Verfahren auch nur entfernt ein Grund finden ließ.'

[2]) A. a. O. S. 69. [3]) Geschichte der Kriegskunst II^2 1909 S. 86.

genau so wie Tacitus an vielen Stellen[1]) *silvae* und *saltus* abwechselnd und synonym, während der griechische Übersetzer *silvae* mit ὕλαι, *saltus* dagegen mit ὄρη bzw. 21,1 noch genauer mit ἐν ὄρει ὑλώδει (= *in saltu*; dagegen 21,3 wieder ἔς τε ὕλας αὖθις ἐσέπεσον) wiedergab und dadurch fast alle Neueren irreführte. Wenn diese Auffassung des Diotextes das Richtige trifft, hängt das ganze Problem an der Interpretation des Wortes *saltus*. Kein Geringerer als Mommsen sagt[2]): 'Die Bezeichnung *saltus* fordert eine Gebirgsgegend', er muß aber gleich darauf zugeben, 'daß außer den Wäldern mehr als die Berge die Moore (*paludes*) den Marsch der Römer behinderten und die Katastrophe herbeiführen halfen', wozu dann in der Anmerkung noch gesagt wird: 'In den Berichten wird der Berge nicht anders gedacht, als daß nach Dio LVI 21 nach erfolgtem Angriff das erste Lager ἐν ὄρει ὑλώδει geschlagen wird, während am zweiten Tage das Heer ἔς ψιλόν τι χωρίον gelangt; auch hier treten Wald und Blößen mehr hervor als Berg und Ebene. Allgemein sagt Dio LVI 20: τὰ ὄρη καὶ φαραγγώδη καὶ ἀνώμαλα καὶ τὰ δένδρα καὶ πυκνὰ καὶ ὑπερμήκη ἦν. Und ebenso spricht Tacitus vom Teutoburgiensis saltus.' Man sieht, wie hier Mommsen das Problem, das vorliegt, erkannt, aber nicht zu meistern vermocht hat. Durch den Bericht des Dio und das Wort *saltus* ist für ihn eine Gebirgsgegend gegeben, aber zugestanden wird dann, daß die Berge in der Katastrophe keine Rolle spielen, was ihn aber in seltsamem Widerspruch mit dem vorher Dargelegten nicht abhält, auf Grund einer falschen Interpretation des dionischen Wortes στενοχωρία die eigentliche Schlußkatastrophe wie viele andere in einen Engpaß zu verlegen. στενοχωρία heißt ganz wörtlich der enge Raum, der, wie Dio weiter auseinandersetzt, durch den dichten Baumbestand des Waldes, nicht durch Erhebungen hervorgerufen wird und daher größere Truppenbewegungen hindert. K. Zangemeister, der sich in der Behandlung des ganzen Problems eng an Mommsen anschließt, sagt ganz kurz[3]): 'Was *saltus* heißt, ist bekannt genug. Es sei nur noch daran erinnert, daß Tacitus die Ann. I 63 erwähnten *silvae paulatim adclives* gleich darauf (I 65) *resultantes saltus* nennt'. Trotz alledem ist der Schluß von *saltus* auf eine Gebirgsgegend nicht zwingend. Denn man hat längst gesehen, daß *saltus*, dessen Etymologie dunkel ist[4]), nicht nur Waldgebirge, sondern auch Wald schlechthin und Wald in der Ebene bedeuten kann. Es sei nur auf Ann. XIII 54 hingewiesen. Hier ist von *saltus* neben *paludes* im Friesenland die Rede, wo man doch wahrhaftig keine Berge suchen und finden wird.[5]) In engster Verbindung mit Sümpfen steht das Wort auch bei Caesar, Bell. Gall. VII 19, 2: *omnia vada ac saltus eius paludis* und Tacitus, Ann. XII 39 (Britannien). Sobald man nun an den zwei Stellen, an denen Dio von Bergen spricht, in seiner Vorlage *saltus* in der Bedeutung 'Wälder' einsetzt, ist aller Widerspruch beseitigt, und wir lernen aus seinem Bericht noch, daß eine Zeitlang das römische Heer auch über offenes Gelände (21, 1 ψιλόν τι χωρίον) zog. Was bei ihm dagegen fehlt, sind die Sümpfe (*paludes*), die in allen anderen Berichten neben den

[1]) Z. B. Ann. I 50f. I 63. [2]) Ges. Schr. IV 205.

[3]) A. a. O. S. 247 mit Anm. 34.

[4]) Neuerdings sucht A. Nehring (Glotta XI 291) Zusammenhang mit nhd. 'Wald' zu erweisen. Der Übergang des Wortes in die Bedeutung Weideplatz, Viehtrift, Landgut, Domäne zeigt, daß eher ein feuchter, nasser Boden der Ausgangspunkt ist. Daß der Begriff Gebirge dem Wort nicht innezuwohnen braucht, zeigen Verbindungen wie *montes saltusque* (Iustin. XLIV 4. 8). Mein Kollege Appel macht mich darauf aufmerksam, daß das Wort im Spanischen (*soto*) und Portugiesischen (*souto*) noch vorkommt und hier nur in der Bedeutung Wald (Gebüsch, Gehölz, Lustwäldchen, Kastanienwald) erscheint.

[5]) Wilisch S. 349.

Wäldern (*silvae*) eine so große Rolle spielen.[1]) Dafür hat Dio Hinweise auf den schweren Regen der kritischen Tage, durch den das tiefer gelegene Waldgelände schnell in Sumpf und Morast verwandelt wurde. Und dazu stimmt auch der Befehl an Caecina, den Führer der Vorhut bei Germanicus' Anmarsch nach dem Schlachtfeld (Tac. Ann. I 61), *ut occulta saltuum scrutaretur pontesque et aggeres umido paludum et fallacibus campis imponeret.* Hier wird, wie *occulta* zeigt, deutlich auf einen Wald angespielt, wozu bei der Beschreibung des Schlachtfeldes selber die Baumstämme mit den angenagelten Schädeln und die Haine mit den Opferaltären passen, ebenso erscheinen wieder *paludes*, daneben aber als etwas Neues die *fallaces campi,* 'das trügerische Gelände'. Mit Rücksicht auf diese Worte hat schon Nipperdey im Kommentar zu der Stelle den *saltus* lieber 'westlicher zwischen Stromberg, Beckum und der Lippe' suchen wollen, weil dieses Gebiet zu den berüchtigten Kleigegenden Westfalens gehöre.[2]) Also, um alles zusammenzufassen, das Schlachtfeld liegt in dem Waldgebiet eines Hügellandes (*φαραγγώδη καὶ ἀνώμαλα* bei Dio) und enthält auch *paludes*[3]) sowie *fallaces campi* und eine Lichtung (*ψιλὸν χωρίον*), die überschritten werden muß, ehe die Schlußkatastrophe stattfindet. Germanicus sieht daselbst noch zwei Lager des Varusheeres, 'ein normales, die Arbeit dreier Legionen, und eines mit halbeingefallenem Wall und wenig tiefem Graben, die Lagerstätte schon zusammengeschmolzener Reste des Heeres'.[4]) Dann kam das eigentliche Totenfeld im offenen Gelände (*medio campi*). Dies alles muß in einem und demselben Waldgebiet gelegen haben. Natürlich kann es sich daher bei dem 'normalen Lager' nicht um das Sommerlager des Varus gehandelt haben, sondern um das letzte Marschlager des noch intakten Heeres. Die Schlußkatastrophe erfolgte, wie Strabo (VII 291) es ausdrückt, *ἐξ ἐνέδρας*, wohl mit Benutzung der Fluchtburg, von der wir gleich reden werden, etwa in der Kampfesart der Kelten, die Caesar mehrfach beschreibt.[5])

4. Tacitus hat uns allein den Namen des großen Waldgebietes hinterlassen, in dem die Katastrophe stattgefunden hat, ähnlich wie er kurz vorher den Namen eines anderen Waldgebietes gibt, der Silva Caesia, durch die hindurch Germanicus die von Tiberius begonnene strategische Einfallstraße (*limes*) fertig gestellt hat, um einen schnellen Einmarsch in das Marsenland jeder Zeit möglich zu machen.[6]) Warum das

[1]) Diese Darstellungen erinnern an ähnliche Kampfesschilderungen bei Caesar, vor allem aus dem Menapier- und Morinerland, wie sie unten S. 60 A. 5 zusammengestellt sind.

[2]) Über die 'Kleigegenden' habe ich auch bei Fachleuten keinen befriedigenden Aufschluß erhalten. Ich wurde von dieser Seite aber darauf hingewiesen, daß die Moorböden des Münsterlandes (darüber A. v. Hofmann, Das deutsche Land u. die deutsche Gesch. 1920 S. 52) in alter Zeit wahrscheinlich sehr viel weiter südlich sich erstreckt haben, als das heute der Fall ist. Über den westfälischen Klei ('Kreidemergel, in welchem bei Regenwetter ein sonst unbehinderter Fußgänger sich nur mit Mühe fortbewegen kann') vgl. M. J. Essellen, Das varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum in Virchow-Holtzendorff, Sammlung gemeinverst. wiss. Vortr. IX. S. Heft 200 (1874) S. 19. Wegen der *fallaces campi* ist aber, wie mich mein Kollege Ehrenberg belehrt, vielleicht eher an die von Schwing- oder Schwimmrasen' überzogenen, wohl für einzelne Einheimische, nicht aber für fremde Truppenmassen gangbaren Flächen an offenen oder versumpften Wasserläufen zu denken. Dadurch kämen wir wiederum in die Nähe eines Flusses, der nach unseren Ausführungen nur die Lippe gewesen sein kann.

[3]) Ann. I 65 steigt dem Caecina der Geist des Varus auch aus Sümpfen empor.

[4]) Wilisch S. 325. [5]) Caesar, Bell. Gall. II 18f., V 32 usw.

[6]) Vgl. über dieses Waldgebiet K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 222 und R. Much, Reall. d. Germ. Altertumsk. I 365: 'Übrigens sollte man Chaesia erwarten und

eine Waldgebiet als *silva*, das andere als *saltus* bezeichnet wird, ist schwer zu sagen. Beiden gemeinsam ist der Gegensatz zum offenen Gelände[1]) (*campus*). *Silva* wird, wie es scheint, auch bei Niederwald, Gehölz angewendet, während *saltus* mehr den Hochwald und Urwald andeutet.[2]) Die Bezeichnung Teutoburgiensis saltus setzt ein Teutoburgium voraus. Dieses aber ist ein Ortsname, ähnlich wie das ebenso zusammengesetzte Asciburgium am Niederrhein. Wenn wir nun Umschau halten nach solchen Teutoburgia anderswo, so machen wir die seltsame Entdeckung, daß eine gleichnamige Anlage nur noch in Niederpannonien nahe der Mündung der Drau in die Donau bei Esseg (Mursa) vorkommt, und zwar bei Ptolemäus genau in derselben Form *Τευτοβούργιον*.[3]) Diese auf den ersten Blick merkwürdige Tatsache verliert an Seltsamkeit, wenn man genau dieselbe Erscheinung bei Asciburgium wiederkehren sieht. Neben dem Ortsnamen Asciburgium, am Niederrhein gegenüber der Ruhrmündung (Asberg bei Mörs), begegnet das *Ἀσκιβούργιον ὄρος* auf der deutsch-böhmischen Grenze bei Ptol. II 11, 5 zur Bezeichnung des Riesengebirges, das in der Fortsetzung westwärts dann *Σούδητα ὄρη* heißt[4]), wobei wohl bei dem Askiburgischen Gebirge genau so wie bei dem Teutoburgischen Wald ein Ortsname der Ausgangspunkt ist.[5]) Dazu kommt noch ein *Λακιβούργιον* bei Ptolemäus, auf dem rechten Elbufer gelegen.[6]) Es handelt sich bei allen diesen Stellen um die ehemalige Grenze zwischen Kelten und Germanen, die in Mitteldeutschland für die älteste Zeit durch eine Linie von der Nordwestecke des Askiburgischen Gebirges am Nordrand des mitteldeutschen Waldgürtels, der Hercynia silva[7]), entlang zur Rheinmündung bezeichnet wird. Nur das pannonische Teutoburgium liegt weit von diesem Gebiet entfernt, und die Versuche der Neueren zur Erklärung dieser Fernlage befriedigen nicht.[8]) Kelten und nicht Germanen haben m. E. auch das dortige

die Schreibung Caesia läßt vermuten, daß es sich hier um die keltische Form eines Kelten und Germanen gemeinsamen Namens handelt'; s. auch Ihm, Pauly-Wissowa, R.-E. III 1311. Über den Limes des Tiberius durch diesen Wald Oxé, Bonn. Jahrbb. 114/5 S. 99 ff. und Gebert, ebd. 119 S. 185 ff. Der letztere sucht die Silva Caesia nördlich der mittleren Ruhr zwischen diesem Fluß und der Lippe.

[1]) Vgl. Tac. Ann. II 14.

[2]) Der Hercynische Wald heißt bald *silva*, bald *saltus*, Caes. B. G. VI 24 f.; Tac. Germ. 28 und 30.

[3]) Teutiborgium in der Not. Dig., Teutiburgio It. Ant., Tittoburgio Tab. Peut.; vgl A. Holder, Altcelt. Sprachschatz II 1806; Konrad Miller, Itin. Rom. S. 434

[4]) J. Partsch, Schlesien I, Breslau 1896, S. 332.

[5]) E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tac. Germania 1920 S. 489; R. Much, Reallexikon I 131, der annimmt, daß in dem nördlich der *Σούδητα ὄρη* bei Ptol. eingetragenen *Βικούργιον* ein [*Ἀσ*]*κιβούργιον* sich verberge.

[6]) R. Much, Zeitschr. für deutsches Altertum XLI 103 ff.; Derselbe, Reallex. I 130, Th. Siebs bei E. Norden a. a. O. S. 490.

[7]) O. Schlüter, Reallexikon I 409 f. Sprachlich kehrt, nebenbei bemerkt, auch die Hercynia silva in Pannonia inferior im Stamm der Hercuniates (Ercuniates) wieder, Patsch, Pauly-Wissowa Kroll, R.-E. VIII 614; A. Holder a. a. O. I 1458.

[8]) R. Much, Reallex. IV 314 sagt: 'Der in diesen Gegenden auffallende germanische Name wird auf eine germanische Niederlassung zurückzuführen sein.' F. Stähelin, Zeitschr. für Schweiz Gesch. 1921 II 148 behauptet in einer Polemik gegen E. Nordens Versuch einer Bestimmung des Rheinübergangs der Kimbern bei Zurzach (a. a. O. S. 239 ff.): 'Es ist sehr wohl möglich, daß die pannonische «Volksburg» Teutoburgium ursprünglich eines der Kimbernlager gewesen ist und zu den von Tac. Germ. 37 erwähnten *castra ac spatia* gehört'. Davon kann natürlich keine Rede sein. Vgl. die vorhergehende Anm. über eine ähnliche Namenswiederkehr aus Mitteldeutschland in Niederpannonien.

Teutoburgium gegründet, wegen der Mischbildung des Namens aber Kelten, die irgendwo mit den Germanen schon Berührung gehabt hatten. Damit komme ich zu der sprachlichen Seite des Problems, worüber ich nur kurz einiges zusammenstellen möchte. Der Name der an das Askiburgische Gebirge angrenzenden Sudeten ist keltisch[1]), und von dem ersten Bestandteil des Wortes Teutoburgium sagt der Germanist R. Much[2]) dasselbe. Die Versuche, den ersten Teil von Asciburgium aus dem Germanischen zu erklären, haben zum Teil Schiffbruch gelitten. Th. Siebs hat gezeigt[3]), daß die unmittelbare Verbindung der ersten Silbe mit germ. *aska*, 'Esche', nicht aufrechterhalten werden kann. Er möchte dafür eine Deutung wie 'Burg des Asko' setzen. Da also das sprachliche Problem nicht eindeutig gelöst worden ist, dürfte es zur Stütze der Anschauung, daß es sich hier überall um ursprünglich keltische Gründungen handelt, sich empfehlen, auf folgendes aufmerksam zu machen. Fast alle diese 'Burgen' liegen mehr oder weniger in der Ebene, wenn unser Ansatz des westfälischen Teutoburgium richtig ist. Es sind Fluchtburgen, die sich offenbar nicht wie die mittel- und süddeutschen Ringwälle[4]) der Bergeshöhen, sondern des Wassers bzw. des Waldes als Schutzmittel bedienten. Da ist es wohl angebracht, die Schilderung Caesars, Bell. Gall. V 21, 3, von ähnlichen Waldfluchtburgen der britannischen Kelten heranzuziehen. Hier wird das Oppidum Cassivellauni erwähnt und beschrieben als *silvis paludibusque munitum, quo satis magnus hominum pecorisque numerus convenerit.* Daran wird die allgemeine Bemerkung angeschlossen: *oppidum autem vocant, cum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandae causa convenire consuerunt.*[5]) Daß etwas Ähnliches auch auf dem Kontinent Sitte war, ergibt sich aus Stellen wie Bell. Gall. III 28, wo es von den Menapiern und Morinern heißt: *continentesque silvas ac paludes habebant; eo se suaque omnia contulerunt* oder IV 38, 3 von den Menapiern: *se omnes in densissimas silvas abdiderant* und kurz vorher von den Morinern, daß sie im vorhergehenden Jahr zum gleichen Zweck *paludes* benutzt hätten.[6]) Diese Stellen lesen sich wie Schilderungen der Wasserwaldburgen auf germanischem und pannonischem Boden, und wir dürfen vielleicht so weit gehen, anzunehmen, daß statt *burgium* ehemals das keltische Wort *dunum* (Burg, Feste, etymol. Zaun, *town*[7])) an die Namenstämme angehängt war, ehe die keltisch-germanischen Mischbildungen entstanden sind, daß also gerade das Umgekehrte stattfand, wie später bei den keltisch-römischen Mischformen z. B. Augustodunum (Autun). Ein keltisches Teutoburgium, das womöglich ein *Teutodunum zur Voraussetzung hat, führt uns ebenfalls dem Rheine näher in die ehemals keltischen Gebiete Westfalens.

---

[1]) A. Holder a. a. O. II 1654; E. Norden a. a. O. S. 489.

[2]) Reallex. IV 314; vgl. auch Th. Siebs bei Norden S. 492. Über den Versuch Fr. Kluges, Zeitschr. für deutsche Wortforschung VII 165 ff., mit Hilfe des Ortsnamens Teutoburgium das Germanentum der Teutonen zu retten vgl. jetzt F. Stähelin a. a. O. S. 147 f., der mit Recht auf dem Standpunkt der keltischen Herkunft der Teutonen steht, allerdings in der Behandlung des Teutoburgium-Problems fehlgreift.

[3]) Bei Norden S. 490 ff.

[4]) Vgl. hierzu Eduard Anthes, VI. Bericht der röm.-germ. Kommission 1910/11, Frankfurt 1913, S. 3 ff.

[5]) Ähnlich B. G. V 9 (ebenfalls aus Britannien) und VI 5 (von den Menapiern); die Verbindung von *silvae* und *paludes* auch VII 32.

[6]) *Qui cum propter siccitatem paludum quo se reciperent non haberent, quo perfugio superiore anno erant usi, omnes fere in potestatem Labieni venerunt.*

[7]) Ed. Norden a. a. O. S. 198.

5. Wir sind uns wohl bewußt, daß wir trotz dieser Darlegungen von einer wirklichen Lokalisierung des Schlachtfeldes noch weit entfernt sind. Die Schwierigkeit liegt darin, daß wir die Grenzen des Brukterer- und Marsenlandes nicht genau genug bestimmen können. Die Brukterer waren ein großes Volk, das, geschieden in die kleinen und großen Brukterer, südlich von den Friesen und Chauken wohnten, die kleinen Brukterer westlich, die großen östlich der Ems. Daß sie ziemlich weit an der Ems abwärts gewohnt haben, also mindestens bis zur mittleren Ems, ist der Tatsache zu entnehmen, daß Drusus ihnen auf diesem Fluß eine Schlacht lieferte.[1] Was die Südgrenze betrifft, so ergibt sich aus der oben behandelten Tacitusstelle (Ann. I 60), daß das Land im Winkel zwischen Ems und Lippe größtenteils brukterisch war. Daß die Lippe wohl auch im Mittellauf noch von den Brukterern berührt wurde, zeigt der Bericht bei Tacitus, Hist. V 22, wonach die Germanen i. J. 70 einen erbeuteten römischen Dreiruderer zur brukterischen Seherin Veleda (Hist. IV 61) auf der Lippe transportierten. Daß die Brukterer auch südlich der Lippe gewohnt haben, darf nicht aus der schlechten Quelle bei Strabo VII 291 geschlossen werden.[2] Umgekehrt ist eher anzunehmen, daß stellenweise die Marsen über die Lippe hinausgegriffen haben, da Tacitus, als er von der Verwüstung des Landes zwischen Ems und Lippe spricht (Ann. I 60), nicht ausdrücklich angibt, daß das gesamte verwüstete Land brukterisch war. Falls noch ein anderes Volk Inhaber dieses Landes war, dann kommen hier nur die vorher schon vielgenannten Marsen in Betracht. Im allgemeinen wohnten diese südlich der Lippe im Gebiete der oberen Ruhr, nach Westen hin durch die Silva Caesia (Tac. Ann. I 50) begrenzt. Es scheint der Sammelname einer ganzen Gruppe von Stämmen gewesen zu sein[3], weil das bei ihnen gelegene Heiligtum der Tanfana von Tacitus (Ann. I 51) als *celeberrimum illis gentibus* bezeichnet wird; darunter befanden sich die Chattuarier, die Strabo unter den im Triumph des Germanicus aufgeführten Stämmen nennt, während an dieser Stelle (VII 292) der unbedingt erwartete Name der Marsen fehlt. Bei dieser Auffassung erklärt sich auch die Nachricht desselben Geographen (290), daß sie sich aus der ποταμία, dem Land in der Nähe des Rheins, weiter in das Binnenland, also auf die Ostseite des erwähnten Waldgebietes zurückgezogen hätten und nur Reste auf der anderen Seite zurückgeblieben seien, die sich den Sugambrern angeschlossen hätten.[4] Eine Schlacht, die nach unseren früheren Ausführungen auf der Grenze des Brukterer- und Marsenlandes geschlagen worden ist, kann also nur an der oberen oder mittleren Lippe lokalisiert werden, und da eine Überschreitung des Flusses durch Germanicus nicht berichtet wird, eher wohl nördlich davon. Doch ist auch eine Stelle südlich des Flusses nicht ausgeschlossen, da die Möglichkeit besteht, daß Varus die südlich der Lippe verlaufende Bergstraße[5] zu gewinnen gesucht hat. Dazu paßt die Tatsache, daß die Trümmer des geschlagenen Heeres sich nach Aliso retten konnten,

---

[1]) Strabo VII 290.

[2]) *Λουπίας ποταμός, διέχων Ῥήνου περὶ ἑξακοσίους σταδίους, ῥέων διὰ Βρουκτέρων ἐλαττόνων.* Die Quelle verwechselt den Vidrus (Vechte) mit der Lippe, im übrigen vgl. Ihm, R.-E. III 899 ff.; R. Much, Reallex. I 354 f.

[3]) Dafür spricht auch die bekannte Stelle im Anfang der Germania (c. 2), wo die Marsen unter den wahren alten Namen für die großen Teilstämme des germanischen Volkes neben Gambriviern, Sueben und Vandiliern erscheinen.

[4]) R. Much, Reall. III 199 ff.

[5]) Über die westfälische Bergstraße, den Hellweg, vgl. A. v. Hofmann, Das deutsche Land S. 18 ff. Er ist vielleicht für die Römerzeit im westlichen Teil mit dem von Tiberius begonnenen *limes* durch den Cäsischen Wald zu identifizieren

das an der mittleren oder unteren Lippe zu suchen sein wird, wenn es auch mit einem der bis jetzt gefundenen Lippekastelle noch nicht einwandfrei identifiziert werden kann.[1]) Bezeichnend ist, daß Delbrück, der die Schlußkatastrophe in der Dörenschlucht des Osning stattfinden läßt, eine lange Auseinandersetzung geben muß[2]), um Aliso an der oberen Lippe zu lokalisieren, wohin es sicher nicht gehört. Er hat wie viele andere, die mit dem Problem gerungen haben, ganz richtig gesehen, daß das Schlachtfeld und das Kastell nicht allzu weit voneinander liegen können. Man darf aber nicht Aliso aus allgemeinen strategischen Erwägungen an das Schlachtfeld heranrücken, sondern muß zuvor sich die Mühe nehmen, die Quellen wirklich abzuhören und die Quellenverhältnisse aufzuklären, um dem Schlachtfeld den richtigen Platz anzuweisen. Von den drei Möglichkeiten der Schlachtfeldlokalisierungen, Wiehengebirge, Osning, Lippegegend[3]), hat nach allem Dargelegten unseres Erachtens die zuletzt genannte Möglichkeit die größte Wahrscheinlichkeit für sich.[4]) Dies und nicht mehr will das Resultat dieser Auseinandersetzung sein. Bei dem heutigen Stand der Forschung kann das Ziel nur sein, auf der Suche nach dem Schlachtfeld den Kreis der Möglichkeiten allmählich einzuengen.[5]) Wenn wir so vorgehen, werden wir vielleicht doch noch, wenn auch nach langer, schwerer Arbeit an der Quellenliteratur und im Gelände, die stets in engster Fühlung miteinander vorwärtsschreiten muß, das große Ziel erreichen, den Schauplatz der ersten Großtat unserer Vorfahren zur Befreiung deutscher Erde im Gelände festzulegen.[6])

---

[1]) Vgl. die vorsichtigen Bemerkungen zur Frage von H. Dragendorff, V. Bericht der röm.-germ. Kommission, 1909, S. 81 ff.

[2]) Geschichte der Kriegskunst II² 131—150.

[3]) Siehe die Karte bei Wilisch S. 351.

[4]) In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf das schon mehrfach erwähnte Buch von Albert v. Hofmann (Das deutsche Land und die deutsche Geschichte, 1920) hingewiesen, das in einem vertieften Sinn die deutsche Geschichte (einschließlich der Kunstgeschichte) aus der deutschen Landschaft zu verstehen sucht. Für unser Problem ist sehr wichtig die Herausarbeitung des Gegensatzes des nach dem Rhein hin geöffneten 'Übergangs-' und 'Straßenlandes' Westfalen (Lippestraße und Hellweg S. 16 ff.) zu der von ihm sogenannten 'Weserfestung', d. h. dem von den Parallelketten des Osning und Wiehengebirges eingeschlossenen Weserlandes (S. 25 ff.), 'der natürlichen Festung und Volksburg des Landes, die den alten Sachsen die Stadt ersetzte'. Der Verf. stellt hierbei den Satz auf, daß alle Verteidigungsschlachten in oder um diese natürliche Festung des Landes geschlagen worden seien. Dagegen 'wenn die Sachsen im Angriff sind, entfernen sich die Schlachten von der großen Volksburg.' Was die Varusschlacht betrifft, steht v. Hofmann noch im Banne der Lokalisierungen im Osning oder Wiehengebirge (zur Barenauhypothese vgl. S. 287) und sagt daher (S. 29): 'Die Schlacht im Teutoburger Walde nimmt unter den westfälischen Schlachten eine Sonderstellung ein, da sie ein Überfall der Römer (*sic*) im Frieden war und von strategischen Zusammenhängen daher losgelöst werden muß.' Mit der Ansetzung näher dem Rheine, als wir seither meist glaubten, verschwindet die Notwendigkeit, eine 'Sonderstellung' zu statuieren.

[5]) So richtig schon Fr. Koepp, Die Römer in Deutschland, 2. Aufl. S. 30.

[6]) Nach Abschluß dieser Abhandlung bin ich erst mit der Arbeit von William A. Oldfather und H. V. Canter, The defeat of Varus and the German frontier policy of Augustus, University of Illinois Studies in the social sciences IV (1915) S. 166—284, bekannt geworden. Hier wird die meinen obigen Ausführungen entgegengesetzte Auffassung vertreten, daß Augustus aus Germanien keine Provinz, sondern einen 'Pufferstaat' machen wollte. Ich bin durch die Lektüre der Schrift nur in meiner Ansicht von neuem bestärkt worden; man vgl. auch die eingehende, mit Recht vollkommen ablehnende Rezension von E. Sadée, Berl. phil. Wochenschr. 1916 S. 459 ff. sowie Fr. Koepp, Neue Jahrb. 1915 XXXV 673 ff.

LESSINGS NATHAN

Ein Blick in die künstlerische Werkstatt des Dichters

Von Hans Dütschke

I. 'Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, welche von der Theologie am wenigsten wußten', hat Lessing einmal gesagt (Axiomata 510), und tatsächlich erklärte er alle Theologie für zwecklos, wenn nicht werktätige Liebe damit verbunden wäre. In solchen Äußerungen zeigt sich wohl Lessings Drang, für die Wahrheit mutig und rückhaltlos einzutreten, Lebensklugheit aber verrät es gewiß nicht, einer ganzen Gruppe von Gelehrten so offen den Krieg zu erklären. Es hat sich bitter an ihm gerächt. Noch an seinem hundertjährigen Todestage verbat sich der Bewohner des Kamenzer Pastorhauses das Anbringen einer Gedenktafel für den großen Toten. So wenig grün waren ihm die Theologen im allgemeinen. Und wie sie geflissentlich die Ansicht verbreiteten, als sei Lessing kein eigentlicher Künstler, so hat auch die von kirchlicher Seite gelegentlich beeinflußte Schule jene Behauptung kaum ernstlich zu widerlegen gewagt.

Lessing kein Künstler? Wenn für den Künstler eine gewisse Weltfremdheit bezeichnend ist — sein Reich ist ja nicht von dieser Welt —, so würde Lessing als Musterbeispiel eines Künstlers in Anspruch zu nehmen sein. Ihn zeichnete weder Menschenkenntnis aus, noch wußte er sich in den Dingen dieser Welt zurechtzufinden. Daß er seine Freunde geistig überragte, ist vielleicht der Fluch jedes großen Mannes. Was konnten ihm wohl ein Mylius, Nicolai, Gleim sein? Gelegentlich, z. B. während seines Aufenthaltes in Breslau, gab er allen den Laufpaß. Über seine Beziehungen zu Menschen entschied die unbewußte Neigung; das Urteil seines Verstandes war dabei ausgeschaltet. Mit einem so unbedeutenden Menschen wie dem Leipziger Winkler konnte er sich vertragsmäßig für Jahre verbinden, um Europas Kunststätten gemeinsam mit ihm zu durchwandern, und wenige Tage genügten, um dies Zusammenleben unmöglich zu machen. Bediente bestahlen ihn. Sie gerichtlich zu verfolgen, fiel ihm nicht ein. Er ließ die Dinge laufen, wenn sie ihm zuwider waren. Einen festen Lebensplan hat er nie geschmiedet. Fast in allen geschäftlichen Unternehmungen verrechnete er sich. Über sein geschäftliches Unternehmen mit Bode würde heute jeder Kaufmann lächeln. Einen äußeren Vorteil wußte er nirgends herauszuschlagen, weder aus dem Hamburger Theater noch aus dem Dienste bei Tauentzien. Gelegentlich packte ihn so die Verzweiflung, daß er lieber als Bettler in Rom zu sterben gedachte. Wer würde, wenn er nichts von Lessings literarischen Leistungen wüßte, aus solcher Anlage auf den kühl rechnenden Verstandesmenschen schließen?

Trotzdem kehrt die Behauptung, Lessing ist mehr Verstandesmensch als Dichter, immer wieder. Unter solcher Vorstellung hat sein Haupt- und Lebenswerk, der Nathan, am meisten zu leiden. Man hat es zu einem Tendenzstück schlimmster Art herabdrücken wollen, das als solches gar keinen Anspruch auf

künstlerische Beurteilung habe. Diese Folgerung ist sehr ungerecht. Schiller wollte im Don Carlos die ganze beleidigte Menschheit rächen! Wer würde es wagen, solchem Tendenzstücke den künstlerischen Wert abzusprechen? Und Kleists Hermannsschlacht? Ist denn nicht der Haß gegen den fremden Eroberer, den es atmet, die ganze Seele des Werkes? Aber im Nathan fallen einige grelle Streiflichter auf das unchristliche Christentum, d. h. eine rechtgläubige Kirchlichkeit. Das können die Vertreter der Kirche dem Dichter nicht verzeihen, und so hat sich über den Nathan ein geradezu schulmäßiges Urteil herausgebildet, welches nicht nur den Wert des Stückes angreift, sondern auch das Bild seines Dichters verzerrt. Ja, diese 'tendenziöse' Beurteilung geht so einseitig zu Werke, daß man wohl über den Wert der lehrhaften Parabel von den drei Ringen Unendliches zu schreiben und zu reden weiß, aber vor den künstlerischen Schönheiten der Dichtung fast die Augen schließt.

Der seichte Strom der falschen Meinung fließt so schwer dahin, daß ihn auch klare Springquellen[1]), welche dann und wann reineres Wasser hineintreiben, nicht wesentlich ändern. Gewisse Schönheiten der Dichtung gibt wohl jeder zu. Sie leugnen, hieße dem Geschmack des ganzen Volkes ins Gesicht schlagen. Denn das Volk hat über Lessings Nathan längst entschieden, und entscheidet noch stets, wenn es, andächtig lauschend, den Vorgängen der Bühne folgt. Der sog. Gebildete aber bleibt bei dem Urteil der gewöhnlichen Literaturgeschichten: der Nathan ist ein vom bloßen Verstande ausgerechnetes Tendenzdrama, ein gegen das Christentum gerichtetes Parteistück, also selber ein kaltes, undichterisches Werk.

An solcher negativen Kritik ist bei der im Grunde unkünstlerischen Anlage des deutschen Volkes kein Mangel. Aber mit Gelehrsamkeit dringen wir nicht in das Verständnis eines Kunstwerkes ein. Sie kann höchstens bestätigen, was das künstlerische Empfinden geahnt hat. Dieses ist das unbedingt Wesentliche, jene nur das Abgeleitete, Unwichtigere, nicht umgekehrt. Karl Werders, von wärmster Empfindung getragene Vorlesungen über Lessings Nathan stehen hoch über aller bloß negativen Kritik. Sie werden von G. Kettner (Lessings Dramen, Vorrede III) wegen 'phrasenhafter Überschwenglichkeit' kurzerhand beiseite geschoben. Mit welchem Recht? Man kann ein Buch von 511 Seiten über Lessings Dramen schreiben und jede Zeile des großen Dichters unter die Lupe nehmen, man kann dem Buchstabengläubigen Schritt für Schritt nachweisen, daß jede Wendung der großen Dichtung ihr Vorbild in der '*comédie larmoyante*' gehabt hat, und vermag trotz aller aufgewandten Gelehrsamkeit doch das Rätsel nicht zu lösen, warum von jener *comédie larmoyante* auch nicht ein Stück lebendig geblieben ist, jene Nachahmung aber, die wir Lessings Nathan nennen, ein Recht auf Ewigkeitsdauer erlangt hat. — Sollte hier nicht ein Unrecht wieder gutzumachen sein?

II. Wäre Lessings Nathan das Erzeugnis des nüchteren Verstandes, ein Werk, das nur auf eine, wenn auch noch so wichtige Lehre abzielte, so wäre

[1]) Darunter rechne ich vor allem C. R. Pabst, Vorlesungen üb. L.s Nathan (Bern 1881).

es als Kunstwerk verfehlt. Und das sollte Lessing entgangen sein? Keiner war sich klarer darüber, worin Zweck und Wesen jeder Kunstgattung bestand, keiner mehr darauf bedacht, die Gattungen reinlich voneinander zu sondern, alles an seinen richtigen Ort zu stellen, wie Danzel einmal so hübsch gesagt hat. Das Lehrgedicht dient einem äußeren Zweck. Die echte Kunst ist frei. Belehrende Nebenzwecke aber duldete Lessing so wenig in der Dichtung wie in der Malerei. Aus jener schied er die Fabel, aus dieser die Allegorie aus. Und da sollte er auf der Höhe seines reifen Lebens den Fehler begangen haben, die glücklich geschiedenen Gattungen wieder unbesonnen zu vermischen? Zu welchem Zwecke? Konnte er den belehrenden Grundgedanken des Nathan nicht viel zweckentsprechender in einer Parabel ausdrücken, als daß er den Hauptgedanken einer solchen unter der Fülle dramatischer Begebenheiten versteckte?

Nun wirft man mir ein, jene Parabel des Boccaccio habe nach Lessings eigenstem Geständnis den ersten Anstoß zur Dichtung gegeben, ohne ihren Grundgedanken sei mithin der Nathan nicht denkbar. — Wie verhält sich diese Sache?

Am 11. August 1778 schreibt Lessing seinem Bruder Karl, er habe 'vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen', dessen Inhalt mit seinen gegenwärtigen Streitigkeiten eine Art von Analogie habe. Was seinen Inhalt beträfe, so möge er nur Boccaccios Dekameron aufschlagen. Zu der Geschichte vom Juden Melchisedek habe er eine 'sehr interessante Episode erfunden', mit welcher er den Theologen (jetzt!) einen ärgeren Possen spielen wolle, als noch mit zehn Fragmenten. Das sieht allerdings auf den ersten Anblick so aus, als sei eine polemische Tendenz die Grundlage des Nathan. Aber auch nur auf den ersten Anblick. Sieht man nämlich genauer zu, so muß jene Entstehung des Nathan aus der Novelle des Boccaccio sich gerade umgekehrt vollzogen haben, als man nach Lessings Bemerkung zu seinem Bruder annimmt. Zunächst sagt Lessing mit keinem Worte, daß die italienische Parabel ihn auf seinen Nathan gebracht habe. Was Lessing von frühester Zeit her in der Seele lag, war der Gedanke, den wir als die Grundlage seines ersten theologischen Aufsatzes, den Gedanken über die Herrnhuter aus dem Jahre 1751 bezeichnen müssen. Er gipfelt in dem Satze, daß allein Liebe zu tugendhaften Handlungen das Kennzeichen des wahren Christen ist, und das ist ja eben der Grund, aus welchem die Handlung des Nathan aufwächst. Lessings ganzes Leben kreist eigentlich um diesen Gedanken. Mit ihm reicht der zweiundzwanzigjährige Jüngling dem Dichter des Nathan, welcher 1778 am Ziele eines irdischen Lebens stand, gleichsam die Hand. Darum eben nannte Lessing in jenem Brief den Entwurf seines Nathan so alt, daß er nicht einmal mehr sagen konnte, wann er entstanden war. Wir dürfen in einem höheren Sinne Nathan ebensogut ein Werk seines Alters wie seiner frühesten Jugend nennen. Erfüllt von dem Gedanken werktätiger Liebe, war Lessing beim Blättern im Dekameron des Boccaccio auf jene Novelle gestoßen, in welcher sich der Jude Melchisedek listig aus der ihm von Saladin gelegten Schlinge zieht, als er, nach dem Wert der besten Religion gefragt,

seine Erklärung in die bekannte Ringparabel kleidet: er ist nicht imstande, den Wert der Religionen nach ihren Glaubenssätzen zu entscheiden.

Diese Wendung war für eine Novelle ausreichend, für ein Drama ergab sie so gut wie nichts: sie konnte nimmer der Keim zu einem solchen werden. Den müssen wir wo anders suchen. Erich Schmidt nennt in seinem Lessing (S. 508) die Novelle mit vollem Recht 'handlungsarm'; sie ergibt kaum fünf Auftritte. Es galt hier also, einen rein lehrhaften Stoff erst in einen dramatischen umzuschmelzen, und das war so leicht nicht. Die Novelle ist geradezu undramatisch. Nur das kann Lessing meinen, wenn er an Bruder Karl schreibt, 'die Parabel sei ihm am sauersten' geworden. Von der Parabel als einfachem Lehrgedicht hätte er das unmöglich sagen können; er brauchte sie ja nur dem Boccaccio nachzuerzählen. Der Ausdruck beweist also schlagend, daß die Ringparabel vielmehr ein Fremdkörper im Ganzen der Nathanhandlung war. Mithin kann sie auch nicht sein Keim gewesen sein.

Mit der nichtssagenden Antwort des Juden Melchisedek konnte sich der rastlos arbeitende Geist eines Lessing unmöglich begnügen. Aber als er beim weiteren Blättern im Dekameron auf eine Novelle des zehnten Tages stieß und in der Figur des guten Nathan die eigentliche Verkörperung seines Gedankens erblickte, nach welchem ihm der Wert der Tugend in selbstloser Liebe und Hingabe des eigenen Besitzes erschien, da muß es wie ein Licht in seiner Seele aufgeblitzt haben: die Figur des guten Nathan, nicht der schlaue Erfinder der Ringparabel steht im poetischen Brennpunkte von Lessings Nathan. Nun wachsen dem Dichter mit einem Male der kluge Melchisedek und der gute Nathan in eine Figur zusammen, die den Namen Nathan davontrug: *a potiori fit denominatio.* Das und nichts anderes war es, was Lessing in jenem Briefe als 'Episode' bezeichnet, was man besser mit 'Zusatz', nicht 'Zwischenglied' übersetzen sollte. Mit diesem 'Zusatz' war die positive Antwort auf die Frage des Sultans gegeben, die Melchisedek nur negativ mit einem '*non liquet*' beantwortet hatte, und von diesem Augenblicke an konnte Lessing allerdings vom Entwurf eines Schauspiels reden. Die Handlungen Nathans, nicht die listige Antwort der Parabel bildeten ihren Gehalt. So gefaßt, erhält auch die weitere Bemerkung Lessings an seinen Bruder erst ihren rechten Sinn: 'Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen, doch dawider sich öffentlich zu erklären werden sie wohl bleiben lassen.' Sehr richtig! Wie hätte es wohl einem Theologen einfallen können zu behaupten, auf gute Werke käme in einer Religion nichts an? Das wußte Lessing; daraus folgt aber noch lange nicht, daß der Nathan gedichtet wurde, um den Theologen eine Lehre zu geben. Als Lessing seinem Bruder schrieb, war der Nathan fast vollendet. Zwischen seiner Vollendung aber und seinem Entwurf liegt das Leben Lessings, ein Leben, das denn doch mit erheblich anderem Gehalt erfüllt war als mit dem neckischen Einfall, 'den Theologen einen Possen zu spielen'.

Welche Bestandteile sich sonst noch an jenen Kern der Dichtung angegliedert haben, können wir im einzelnen nicht nachweisen. Erich Schmidt

zählt in seinem Lessing (S. 512ff.) ihrer eine ganze Reihe auf. Anderes bei Caro, Lessing und Swift. Mit jenem Zusammenwachsen der beiden Boccaccio-Erzählungen war die dramatische Arbeit am Nathan keineswegs abgeschlossen. Lessing arbeitete sehr langsam, weil er den Anregungen seines Genius folgte. Sein Arbeiten erfolgte ruckweise wie bei Heinrich v. Kleist — man denke an dessen Robert Guiskard! — Ebbe wechselte mit Flut. Waren die Schleusen geöffnet, dann ergoß sich der Strom ungehemmt. Man erinnere sich nur seines Ausdrucks von den 'Röhren und Pumpen' seines Geistes, zu welchem ihn seine verzweifelte Stimmung am Schlusse der Dramaturgie trieb. Wie hämisch und verkehrt sind nicht jene Worte dazu verwandt worden, Lessing überhaupt jede dichterische Anlage abzusprechen! Sie beweisen das Gegenteil. Die Poesie zu 'kommandieren' wagte nicht einmal Goethe. Übrigens gelten für den Künstler und seine Beurteilung seine Werke, nicht seine Worte. Die Stelle am Schlusse der Dramaturgie beweist nichts; sie würde auch dann nichts beweisen, wenn Emilia und Nathan damals schon geschrieben gewesen wären, was nicht der Fall ist. Man vergißt dabei außerdem, wie Lessing in anderen Stimmungen seinem Dichterstolz in allerbestimmtester Weise Ausdruck gab, so, wenn er in einem Briefe an Gleim (vom 1. Febr. 1767) sagt: 'ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald in aller Arbeit des Genies(!) würden unfähig gemacht haben'; oder wenn er in dem Literaturbrief vom 14. Febr. 1759, wo er mit Gottsched abrechnet, seiner Faustszene, die wir heute nicht mehr so hoch stellen, einen Vergleich mit Shakespeares Genie als Empfehlung mit auf den Weg gibt: 'Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Szenen hätte? Ich auch.' Und das sagt Lessing zu einer Zeit, wo die Welt, abgesehen vom Philotas, noch wenig genug von seinen dramatischen Plänen und Schöpfungen wußte. Man sollte gerade des sonst so scharfsinnigen Lessings Gelegenheitsbemerkungen nicht pressen.[1]) Wie oft ging nicht sein Künstlertemperament mit seinem klaren Urteil durch! Der Philotas war zwar im Drange glühender Vaterlandsliebe geschrieben, und doch konnte Lessing zu derselben Zeit, man möchte sagen in einem Atem in einem Briefe an Gleim (14. Febr. 1759) die Vaterlandsliebe als eine 'heroische Schwachheit' bezeichnen.

Wie oft mag er nicht versucht haben, den Nathan zu vollenden, als von seinen theologischen Händeln noch keine Rede sein konnte! Es geschah wohl immer, wenn sein Geist von Sorgen frei war. So wissen wir, daß er Januar 1778, als er, durch seine Reise erfrischt, sich den Staub der Bibliothek noch eine Weile fernhielt, sofort zum Nathan griff, freilich, um ihn fast zwei Jahre wieder liegen zu lassen. Als er das vollendete Werk an F. H. Jacobi sandte, begleitete er es mit einigen höflichen Zeilen: 'der Verfasser des Nathan möchte dem Verfasser des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieser gemacht hat, gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl schwerlich. Nathan ist ein Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik hat entbinden helfen.' Was hat nicht alles plump zufahrende Kritik aus diesen artigen

[1]) Vgl. Rich. M. Meyer, Die deutsche Literatur bis z. Beginn des XIX. Jahrh., 415.

Worten machen wollen? Gewiß gab die Polemik mit dem Hamburger Hauptpastor den Anstoß, dem wir die Weiterarbeit am Nathan verdanken, aber auch nicht mehr. Sehr richtig sagt Gundolf (Goethe 21): 'der Anstoß zu einer Produktion ist nicht der Stoff dazu' und (S. 45): 'Der Zeitpunkt, der eine potentielle Tätigkeit aktuell macht, ist Sache des Schicksals. An den Leistungen selbst, nicht an den Umständen ihres Hervortretens ist zu erkennen, ob sie ursprünglich oder abgeleitet wurden.'

Der Nathangedanke war mit Lessings Wesensart innerlich verknüpft. Will man weitergehen, so kann man sagen, Lessing ererbte ihn von seinen Ahnen; hatte doch schon sein Großvater über religiöse Toleranz disputiert. Der Nathan lag somit längst in der Seele des Dichters, wie die duftende Blume in der geschlossenen Knospe, wie der Goethesche Faust schon unbewußt seinen jugendlichen Dichter bedrängte und erst viel später zum Sinnbilde von Goethes Gesamtzustand, seinem eigentlichen Leben geworden ist.[1]) Auch der Nathan war für Lessing eine innere Notwendigkeit, die früher oder später einmal in Erscheinung kommen mußte. Einmal mußte sich der deutsche Geist zu jener Höhe reinster Menschlichkeit aufschwingen, über die Moses Mendelssohn nach Lessings Tode so warme Worte gesprochen hat. Unsere größten Geister folgten seinem Urteil, Goethe an ihrer Spitze.[2]) Nathan war das Ereignis jener inneren Notwendigkeit, welche jenseits aller menschlichen Einsicht unser Dasein beherrscht. Er ist das Symbol der deutschen Aufklärung und ebenso wie diese eine geschichtliche Notwendigkeit! Nur, daß es sich hier nicht um ein Erzeugnis des gelehrten Denkens handelt. Lessing hatte die Idee des Nathan erlebt. Dies Erlebnis, nicht seine gelehrte Untersuchung ist die Bedingung seines Kunstwertes. Diese führte ihn bloß zur Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente, jene macht ihn zum Dichter des Nathan.

Wie ein Ring hatte sich Lessings dichterische und geistige Entwicklung zusammengeschlossen. Der zweiundzwanzigjährige Jüngling hatte in den Gedanken über die Herrnhuter zum erstenmal ausgesprochen, was dereinst die Grundanschauung des Nathan bilden sollte, aber erst die Erfahrung eines reichen Lebens zur Reife bringen konnte. Was Lessing dachte, hatte er erlebt. Schon das hebt ihn hoch heraus aus der Welt des nüchternen Rationalismus, in die er durch seine Geburt gebannt war.[3]) Schon deshalb mußte der Nathan ein Werk seines Alters werden. In der Minna hatte Lessing das Leben froh bejaht; die ganze Frische des Jünglings lacht uns aus dem Lustspiele entgegen. Aus der Emilia klingen uns die bitteren Worte des Mannes ins Ohr, den das Leben arg gezaust hat und der seinen Wert verneint. Es sind die Pole, zwischen welchen sich in typischer Weise alles dramatische Schaffen bewegt. Aber für Lessing gab es noch ein Drittes, wenn sich hoch über allem Elend des Lebens der menschliche Geist an stiller Gottergebenheit emporgeläutert hat, zu jener Stimmung, in welcher wir Nathan finden, wenn der schwer Gemarterte sich zu jenen Worten aufringt:

[1]) S. Gundolf, Goethe, 131. [2]) Erich Schmidt, Lessing, 572 ff.

[3]) Vgl. Gundolf, Shakespeare u. d. deutsche Geist, 124.

Doch war auch Gottes Ratschluß das, wohlan!
Komm, übe, was du längst begriffen hast!

Diese Synthese der Lebensbejahung und Lebensverneinung vollzog Lessings Dichtergeist auf der Höhe seines Lebens, und wenn irgendwo, wird hier die Wahrheit der Schillerschen Worte offenbar:

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem höheren Weltenplane.

Solchem 'Weltenplane' nachzudenken ist freilich nicht jedermanns Sache, und ob die Handbücher der Poetik und Literaturgeschichte eine Formel für solche Synthese bieten oder nicht, kann uns in dieser Auffassung nicht irremachen. Es ist kein Wunder, wenn der Nathan gerade seiner inneren Form wegen in unserer Literatur vereinzelt geblieben ist. Wurde doch sogar ein Schiller stutzig, ob er Nathan als Lust- oder Trauerspiel bezeichnen sollte. Freilich ist er nicht so dreist gewesen wie Vischer u. a., die das Werk für dramatisch verfehlt halten, weil es keine tragischen Konflikte auf die Bühne brachte. Doch gerade darüber dürfte nach den feinen Ausführungen von K. Werder kein Wort mehr zu verlieren sein. Der Nathan will durchaus an sich selbst, nicht an anderen Werken gemessen werden, und wer hier wie Vischer u. a. tragische Konflikte vermißt, hat eben keine Ahnung von der eigenartigen, notwendigen Form dieses Gedichtes.

III. Mit jenem Einwurf, welcher die Tendenz des Nathan aus der Benutzung der Novelle des Boccaccio erklären will, ist es also nichts. Die Idee des Nathan war auch vor der Bekanntschaft mit Boccaccio schon in Lessings Geist lebendig, als er noch nicht daran dachte, sich in eine literarische Fehde mit den 'Rechtgläubigen' einzulassen.

Aber die Gegner verstecken sich hinter einem zweiten Einwurf, indem sie sagen: Lessing hat ja jene Parabel in der Unterredung zwischen Nathan und Saladin im dritten Aufzuge zum Mittel- und Höhepunkt des Dramas gemacht! Wie steht es damit?

Es ist nicht zu leugnen, daß die Begegnung Nathans mit dem Sultan und sein längerer Vortrag vor diesem eine gewisse Feierlichkeit erzeugt, auch wenn man davon absieht, daß der Spieler des Nathan seine höchste Kunst aufzuwenden pflegt, mit diesem Vortrag auf die Zuhörer (!) zu wirken. Schon zweimal hat der Sultan nach dem Juden verlangt. Daja ist in größter Aufregung darüber Wir sind also gespannt, was die Begegnung bringen wird.

Nun befindet sich doch der Höhepunkt eines Dramas naturgemäß am Ende, nicht in der Mitte. Darüber konnte sich ein Lessing am allerwenigsten täuschen Und in der Tat löst sich die Spannung, in welche wir für das Schicksal der Personen geraten, erst am Schlusse aus, wo die lange vorbereitete Erkennung der Verwandten endlich eintritt. Sie allein ist es auch, die uns mit solcher innerlichen und erhebenden Rührung erfüllt, wenn wir sehen, daß es eine von Menschen zwar nicht gewollte, aber doch bewirkte, also göttliche Fügung war, die jene Verwickelung auflöste. Erst in diesem Augenblick erfüllt die Hand-

lung ihren Zweck und erreicht ihren Haupt- und Höhepunkt. Wer aber in diesem ergreifenden Augenblick, wo der Sultan den Tempelherrn an sein Herz zieht und, um von seiner Ergriffenheit nicht überwältigt zu werden, zu dem Mittel eines Scherzes greift:

Seht den Bösewicht!
Er wußte was davon und konnte mich
Zu seinem Mörder machen wollen. Wart!

— es ist wie ein Lachen unter Tränen —, wer, sage ich, in diesem Augenblick imstande ist, an die schöne Lehre der Ringparabel zurückzudenken, für den ist überhaupt der Nathan nicht geschrieben. Wer fühlte sich von einer auch nur ähnlichen Rührung ergriffen, wenn der kluge Nathan durch seine Parabel so geschickt der übrigens doch ziemlich harmlosen Schlinge, welche ihm der Sultan legt — Schiller sprach von Sittahs 'plumper List' —, ausweicht? Von Rührung? Es wäre lächerlich, daran zu denken. Und demnach kann bei jener Parabel von dem dramatischen Höhepunkt schon deshalb keine Rede sein. Da greift uns der wunderbare Auftritt Nathans mit dem Klosterbruder (IV 4) ganz anders ans Herz, denn er zeigt uns, was sich der gottergebene Mensch 'für Taten abgewinnen kann'. Es ist, als ob da ein Licht durch die Wolken bricht, das mit einem Schlage die ganze Schönheit eines menschlichen Herzens, seine Lust und seine Qual, in eins geflochten, offenbart. Läßt sich das etwa mit der Rührung vergleichen, welche den Sultan beim Anhören der Parabel überkommt? Jenem erschütternden Selbstbekenntnis Nathans gegenüber klingen Saladins Worte: 'Ich Staub! Ich nichts' fast wie eine rednerische Phrase, bei der wir kühl und ruhig bleiben können. Kurz, ich wüßte nicht, was der Dichter getan hätte, um die Ringerzählung zu einem äußeren oder inneren Höhepunkt des Dramas herauszuarbeiten. Das spricht so der eine dem anderen nach, daß nämlich die Parabel der Höhepunkt des Dramas sei. Es ist ja auch erheblich leichter, eine in so kurzen Worten ausgeprägte Lehre, also etwas rein Stoffliches, zu erfassen, als Zusammenhang und Wesen einer künstlerischen Gestaltung zu begreifen. Freilich ist auch die Parabel ein wesentliches Glied in der Entwicklung der ganzen Handlung, aber diese Bedeutung teilt sie eigentlich mit jedem Auftritt im Drama. Der Auftritt arbeitet nämlich der großen Erkennung am Schlusse vor; er allein gibt ja dem Sultan Gelegenheit, mit Nathan Freundschaft zu schließen, und zwar eine Freundschaft alleredelster Art, ein Bündnis 'schöner Seelen'. Es lag das so ganz im Geschmacke der Zeit und wurde damals gewiß noch inniger empfunden als heute. Dazu eben gab die Parabel den Anlaß.

Zu einer flüchtigen Bekanntschaft oder Geschäftsbeziehung bedurfte es wirklich einer so ernsten Unterhaltung über Dinge, die in die Tiefe der menschlichen Seele dringen, nicht. Hier handelt es sich um mehr. Nicht Geschäftsfreund des Sultans sollte Nathan werden, ein Motiv, das vielleicht für ein Lustspiel ausgereicht hätte. Freilich schließt auch der erste Teil der Rede Nathans mit jenem '*non liquet*' des Melchisedek bei Boccaccio. Aber gerade diese Bescheidenheit ist ja so bezeichnend für das versöhnliche, rein menschliche Wesen

des Helden, das ja doch die ganze Nathanhandlung trägt. Mindestens ebenso wichtig zu der Anbahnung einer Freundschaft zwischen Jude und Muselmann ist der innere Zweck des Dramas, Nathans Wesen zu beleuchten. Nur ein so edler Mann, nur ein so reifer Geist konnte Anspruch erheben, dem Sultan so nahe zu kommen. Zur Begründung dieser Freundschaft aber dient die Parabel und die Art, wie ihr Erfinder, Nathan, sich dabei gibt, die Art, wie er klug und freundlich, offen und klar seinen Standpunkt vor dem Andersgläubigen entwickelt. Das ist die Hauptsache, der gegenüber Inhalt und Bedeutung der Parabel, als eine mehr außer der Handlung liegende Tendenz, gar nicht in Frage kommt.

Ja, diese Parabel selbst, von der man so viel Rühmens macht, ist bei Licht besehen nicht einmal ganz in Ordnung. Sie wäre unbedingt eine andere, als reine Parabel vielleicht bessere geworden, wenn Lessing sie, losgelöst aus allem dramatischen Zusammenhang, als wirkliches Lehrgedicht dem Boccaccio nachgebildet hätte. Hier ist sie nicht mehr als ein Ausweg des in Verlegenheit geratenen Juden, dem im Augenblick nichts Besseres einfällt, und der ja, wie Erich Schmidt so hübsch sagt, die Parabel nicht wie ein fertiges Buch in seinem Kaftan mitgebracht hat, sondern der sie im Augenblick, wo er gefragt wird, e r f i n d e t. Sie braucht also überhaupt keine allgemeine Gültigkeit zu haben. Sie braucht das um so weniger, als nach Lessings Anweisung in der Dramaturgie[1]) Gemeinplätze im Drama zunächst als bezeichnend für ihren Sprecher nur bedingten Wert haben können. Der Zweck unserer Parabel ist also erreicht, wenn sie den Sultan in freundlicher Weise auf das Schiefe seiner Frage aufmerksam macht. Im übrigen hinkt ja jedes Gleichnis, und hinkt um so mehr, je mehr man die von ihm angedeuteten menschlichen Verhältnisse zu entwickeln sucht. Da ergeben sich sofort Schwierigkeiten und Widersprüche.

Es soll noch gar nicht die Rede davon sein, daß die zwar von Boccaccio angenommene, aber von Lessing abgelehnte Beziehung des Vaters auf Gott nicht mit wünschenswerter Klarheit von vornherein beiseite geschoben wird — es würde ja sonst Einheit hierüber unter den Erklärern herrschen —; schon vor länger als einem halben Jahrhundert hat der Philosoph Erdmann mit Recht scharfsinnig hervorgehoben, daß der ausgebrochene Zwist der Söhne mit der Wunderkraft des Ringes nicht zusammenstimmt, auch die Vermutungen des Richters, daß der echte Ring verloren gegangen sei und der Vater vielleicht seine Absicht geändert habe, sind Zusätze des dichtenden Nathan, welche wohl unterhaltlich hübsch, aber eigentlich logisch nicht berechtigt sind.[2]) Aber was tut das? Soll Nathan etwa als geschickter Parabeldichter erwiesen werden? Er wäre eher ein ungeschickter, denn seine Erfindung zeigt Risse und Sprünge im Bau, die vor dem scharf blickenden Verstande nicht standhalten, die wir aber trotzdem als Züge harmloser Plauderhaftigkeit nicht missen möchten. Es war eben der D i c h t e r Lessing, der hier am Werke war, nicht der Erfinder

[1]) 'Allgemeine Sätze gelten nur als Resultat von Eindrücken, welche individuelle Umstände auf die handelnden Personen machen.'

[2]) Vgl. hierüber Creizenach, Neue Jahrb. 1917 XXXIX 572.

eines Lehrgedichtes. Mithin kann dieses selbst auch nicht als Mittel- und Höhepunkt der Handlung angesehen werden. Wollte man die Parabel als Gipfelpunkt Lessingscher Erfindung ansehen, so würde sich Lessing für solche Anerkennung vermutlich bedanken.

Er hat während seiner Arbeit mit dürren Worten alles Tendenziöse seiner Nathandichtung abgelehnt. Er sagt ganz ausdrücklich im Briefe vom 7. Nov. 1778 an Bruder Karl: 'Mein Stück hat mit unseren jetzigen Schwarzröcken nichts zu tun, und ich will ihm den Weg nicht selbst verbauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre.' Und ebenso schreibt er an Moses Mendelssohn: 'Der Nathan wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer eins gemacht habe.' Nun haben wir oben freilich bemerkt, wie mißlich es ist, Bemerkungen des Dichters als unbedingte Urteile über sein Werk zu bewerten. Aber es ist doch ein Unterschied, ob ein Dichter seine eignen Leistungen beurteilt, oder ob er Tatsächliches berichtet. Im ersteren Falle mag seine Stimmung, die durch Mißerfolg getrübt, oder durch Erfolge gehoben ist, die gerade Bahn des Urteils kreuzen und verwirren, im andern Falle liegt dazu keine Veranlassung vor. Und daß Lessing etwa aus Angst oder Feigheit durch seine brieflichen Äußerungen den Zweck seiner Dichtung habe bemänteln wollen, das wird ja im Ernst keiner, dem Lessings Bild vor der Seele steht, behaupten. Wenn also der Dichter während der Arbeit am Nathan mit dürren Worten erklärt, daß ihm jede polemische Tendenz fernliege, so haben wir das einfach zu glauben.

Doch Tendenz hin — Tendenz her! Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Dichter zu ganz anderem Ziele gelangt, als er sich ursprünglich vorgenommen hat. In welche Bahnen lenkt nicht Schiller während seiner Arbeit an Don Carlos ein! Und was ist nicht aus dem Goetheschen Urfaust geworden! Ähnlich ging es wohl Lessing mit seinem Nathan. Den Streitigkeiten mit Götze verdanken wir vielleicht, daß Lessing seinen Nathan wieder vornahm: 'die Polemik half ihn entbinden'; einmal zum Leben erweckt, tat sich ihm die Welt des Ideals auf, die ihm neue, ungeahnte Gesichte bot. Was anfangs wie der Rumpf des Stückes ausgesehen hatte, war nun ein untergeordnetes Glied des Ganzen, eine Welle im Strome der Dichtung, die von den folgenden, höheren fortgespült wurde.

Jetzt hatte Lessing den Standpunkt erreicht, den er schon in seiner Rettung des Horaz als den bezeichnete, welcher einzig und allein dem Dichtergeiste entsprach. Der Dichter ist, so etwa sagte er da, um so größer, je weiter sich das, was er von sich selber sagt, von der Wahrheit (soll heißen 'Wirklichkeit') entfernt; denn es sei der Vorzug des Dichters vor anderen Sterblichen, durch seine Einbildungskraft seinem geschmeidigen Geist alle möglichen Formen zu geben. Es ist eben das die Natur des echten Kunstwerkes, daß es, wie Schiller sagt, 'jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit' ausgestoßen hat. Und da bemüht man sich bei Lessing der genauen Wirklichkeit nachzuspüren

und seiner Zeit und Umgebung gewisse Züge abzulauschen, die höchstens als 'Rohstoff' eine Rolle gespielt haben, die aber das Feuer des dichterischen Schaffens fortgeläutert hat! Ideale des Dichters laufen wirklich nicht auf der Straße herum, wo man sie einfach einfangen kann.

Nicht einmal die Zurückführung des Patriarchen auf Hauptpastor Götze bietet den Schlüssel zum Verständnis seines Wesens. Diese Zurückführung ist vollständig aus der Luft gegriffen. 'Ich will hoffen,' schrieb Lessing an Herder am 10. Jan. 1779, 'daß Sie keine Satire auf Götze erwarten.'[1]) Die Schöpfung des Patriarchen war erheblich älter als Lessings Bekanntschaft mit Götze. Will man durchaus nach einer äußeren Anregung für diese Figur suchen, so muß man sich schon an den geschichtlichen Heraklius von der Auvergne halten. Er wirkte, bevor Saladin Jerusalem eroberte, dort als christlicher Hoherpriester und war ein mit allen Lastern beflecktes Scheusal. Aber gerade hier zeigt sich die idealisierende Kraft von Lessings Dichtergeist auf ihrer Höhe. Denn jener Heraklius von der Auvergne wäre für uns ungenießbar, weil unglaublich, und wenn seine Art durch noch so viele geschichtliche Zeugnisse erhärtet wäre. Der Dichter ist eben der Herrscher auch im Reiche der Geschichte. Möglich, daß jener Heraklius Lessing die erste Anregung zu seinem Patriarchen gab. Einmal in seinen Geist aufgenommen, ward die Figur seine eigenste Schöpfung.

Man spricht so viel von den verstandesmäßigen typischen Zügen der Lessingschen Charaktere. Ich glaube, man läßt sich dazu durch den Umstand verführen, daß sämtliche Charaktere des Stückes mehr oder weniger sittlich gerichtet sind. Das liegt an dem lehrhaften Zeitgeschmack der Aufklärung, dem bis zu einem gewissen Grade auch Lessing unterlag. Daß ein Kunstwerk auch ohne Berücksichtigung des moralischen Standpunktes möglich sei, war vor Goethes Werther, der damit eine ganz neue Zeit einleitet, noch nicht ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Dies Beleuchten der eignen und fremden Tugend war die Lebensluft, in welcher man atmete, auch für den dichterischen Geist. Ganz ohne einen Tropfen dieses rationalistischen Wesens ist keine dichterische Gestalt der Zeit Lessings denkbar. Jener Vorwurf trifft also nicht eigentlich Lessing. Er ist aber, wenn man darunter den Begriff typischer Allgemeinheit versteht, nicht einmal bei der scharf umrissenen Gestalt des Patriarchen berechtigt. Wer nach einem kirchlichen Eiferer vom reinsten Wasser sucht, der möge sich etwa an Schillers Kapuziner halten. Jene derbe Komik seiner Rhetorik ist typischer als das Originalbild des Abraham a Sancta Clara. Wenn er die Bühne verläßt, sind wir froh den Eiferer los zu sein. Kein menschliches Lächeln vermag uns seine Schwäche abzugewinnen. Nimmer würde er, wie der Lessingsche Patriarch mit seinem stotternden

Ja? — Nun so — nun freilich — dann

und seinem kriechenden

---

[1]) Vgl. Boxberger, Lessings Nathan bei Kürschner, N.-L. XXX S IX.

Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin. Ich bitte meiner nur
Im besten bei ihm eingedenk zu sein,

alles widerrufen, was ein zelotisches Poltern ausgesprudelt hat. Dieser Tropfen Humor versüßt uns den bitteren Trank seines Zelotismus, und unsere anfängliche sittliche Entrüstung, die uns bei seinem starren 'Der Jude wird verbrannt' überkommt, macht mit ihrem fast komischen Beigeschmack einer geradezu heiteren Empfindung Platz. Es ist unbegreiflich, wie Kettner (a. O. 541) die Charaktere Lessings als 'zunächst (!) wesentlich verstandesmäßig erfundene Typen' bezeichnet, welche mit 'einzelnen, scharf charakteristischen und mit sicherem Blick für die theatralische Wirkung gewählten Zügen ausgestattet sind'. Er vergißt nur dabei, daß in jenem 'Erfinden' und 'Ausstatten' sich gerade die geheime Kraft des Genies verrät. Der nüchterne Verstand schafft solche Figuren nicht. Erst der Künstler verleiht ihnen die Blutwärme, die sie unserem Empfinden nahe bringt und sie von allen verwandten Erscheinungen unterscheidet. Man kann die 'gute böse' Daja wohl als 'Betschwester' verspotten. Aber wie tief unter ihr, weil rein typisch, steht z. B. Gellerts gleichnamige Figur! Den Tempelherrn nimmt man als einen Freigeist, der allen religiösen Fragen gegenüber den Gleichgültigen spielt. Aber wie ist doch gerade bei ihm dem Dichter jene wundervolle Mischung jugendlicher Unreife des Urteils und Reinheit des Empfindens gelungen! Der angeborene Adel seiner Seele, durch die ritterliche Erziehung gelegentlich zum Hochmut entartet, das hastige Zufahren seiner Neigung, die ebensoschnell in Abneigung umschlägt, — es ist, als ob des Dichters Blick mit besonderem Wohlgefallen auf dieser seiner Schöpfung geruht habe: bei keiner hat er auch die äußere Erscheinung so scharf betont. Es ist des Dichters Auge, das in der Rolle Nathans so liebevoll jeder Bewegung des Jünglings folgt:

Ich mag ihn wohl
Den guten, trotzigen Blick! Den prallen Gang!

Und dann all die anderen feinen Züge, die ihm das Bild des Jugendfreundes vor die Seele rufen:

Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch seine Stimme. So,
Vollkommen so warf Wolf sogar den Kopf,
Trug Wolf sogar das Schwert im Arm, strich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichsam das Feuer seines Blicks zu bergen.

Was ist an solcher Figur typisch? Diese Kunst, wahre Menschen zu bilden, ist ganz eigenartig, ganz Lessingsch, hat ihren Wert ganz in sich.

Als eine der vielleicht weniger farbereichen Personen des Stückes möchte man den Sultan bezeichnen. Er gilt schlechthin als Vertreter der Aufklärung, und die unselige Ringparabel verführt vollends dazu, seine Charakteristik durch die aufklärerischen Züge, welche die Unterredung mit Nathan ergibt, zu erschöpfen. Aber welch ein Reichtum von Einzelzügen haftet auch an dieser

Figur! Die *milte* des geschichtlichen Saladin war schon im Mittelalter sprichwörtlich geworden. Lessing mußte sie natürlich festhalten. Dazu kam seine Ritterlichkeit. Vorübergehend wird auch auf seine feine Form im Verkehr mit Frauen angespielt. Aber die geschichtliche Figur konnte dem Dichter nicht genügen, und was von orientalischer Farbe an ihm haften geblieben ist, geht nicht über Äußerliches hinaus. Der Harem kommt kaum in Frage; Schachspiel und Freude am Märchenerzählen ist allen Orientalen gemein. Dieser Sultan aber ist in jeder Beziehung eigenartig, fast mehr eine germanische als orientalische Natur. Es ist etwas Weltfremdes, nach innen Gekehrtes in ihm. Die Reize der Welt nehmen ihn nicht gefangen, und das leidige Geld macht ihm nur Sorge. 'Ein Kleid, ein Pferd, ein Gott' — das ist sein Wahlspruch, und seinem Gott muß ein reines Herz genügen. Zartes Empfinden Frauen gegenüber und Sinn für Freundschaft halten seiner kraftvollen, männlichen Natur die Wage. Aber über das alles, was so gesund und kräftig erscheint, breitet sich wie ein leichter Schatten die Ahnung des nahen Todes: 'Einmal bleiben wir doch alle weg', ruft er wehmütig aus, als sich sein Blick in die Züge des geliebten, nun entschwundenen Bruders versenkt, und wer fühlte nicht das Schlagen seines Herzens mit, wenn er am Schlusse des Dramas überglücklich im Tempelherren das Ebenbild des teuren Bruders an seine Brust drücken darf? Diese Mischung von ritterlicher Männlichkeit und zartester Empfindung — was hat sie mit einem Typus der Aufklärungstendenz zu tun? Es ist der Germane Lessing, dessen Züge sich in seiner Schöpfung widerspiegeln, und germanisch, ja echt deutsch ist der Traum des 'Bloß Mensch sein Wollens', der das Empfinden dieses Sultans ausfüllt. Und all das wird nicht lehrhaft, im Predigtton vorgetragen, es quillt ungewollt aus seinem Herzen, je nachdem die Lage ihn dazu drängt. Ich verstehe nicht, wie daraus der Eindruck des Gemachten, Ausgeklügelten erwachsen sollte.

Und was vom Sultan gilt, gilt auch von den anderen Personen. Man widersteht nur schwer der Verlockung, der fein modellierenden Hand des Dichters auch bei den Personen zweiter Ordnung zu folgen, bei Daja, von der schon die Rede war, bei dem in seiner frommen Einfalt entzückenden Klosterbruder und dem genialen Weltverächter Al Hafi. Und nun gar an ihrer Seite Nathan! Er ist es, der die ganze Handlung lenkt, und sie lenkt durch sein feines Empfinden, die reife Abgeklärtheit seiner Gesinnung, die zarteste Rücksichtnahme auf die Eigenart seiner Mitmenschen. Er steht auf der Höhe der Menschlichkeit, denn er hat überwunden, und wenn Lessing in der Dramaturgie meinte, die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmut als die wesentlichsten Züge des wahren Christen vertrügen sich nur schwer mit dem ganzen Geschäft der Tragödie, welche Leidenschaften darzustellen verlange, und darum sei sein Rat, man ließe alle bisherigen christlichen Trauerspiele unaufgeführt, — im Nathan hat er ein christliches Drama geschaffen, das jene Klippen vermeidet. Die grausigsten Leidenschaften durchtoben den Gesamtstoff des Nathan, aber sie sind in die Vorfabel gerückt. Der Held, der so namenlos durch Not und Qualen gelitten hat, ist auch geläutert und weiß, 'was für Taten sich der

gottergebene Mensch' abringen kann, wenn er auf Gottes Willen horcht. Und wodurch lenkt er die Handlung des Dramas, das doch ohne Handlung nicht bestehen kann? Durch seine Frömmigkeit, d. h. das feine sittige Empfinden vor jeder Handlung, dem nicht einmal er selbst, wohl aber die fromme Einfalt des Klosterbruders schlichte, und doch so tiefe Worte leiht:

> Denn seht, ich denke so! Wenn an das Gute,
> Das ich zu tun vermeine, gar zu nah
> Was gar zu Schlimmes grenzt, so tu' ich lieber
> Das Gute nicht, weil wir das Schlimme zwar
> So ziemlich zuverlässig kennen, aber
> Bei weitem nicht das Gute.

Das ist auch Nathans innerste Überzeugung. Dem Tempelherrn Recha zur Ehe zu geben, erschien ihm menschlich zwar als eine gute Tat. Aber wußte er denn, wem er sie gab? Ein einfaches Ja, und Blutschande wäre es gewesen, in die er wissenlos den Tempelherrn und die geliebte Recha gestürzt hätte. Wunderbar war seine Erinnerung an den entschwundenen Freund durch den Tempelherrn erregt worden. Dunkle Schicksale versperrten ihm den Blick. Hier kann nur Gott helfen. Darum zögert er mit seiner Zusage; so leid es ihm um den in Leidenschaft aufbrausenden Jüngling tat, er denkt eben wie der Klosterbruder. Diese ängstliche Scheu vor allem Bösen, dieser Glaube an den Sieg des Guten, wenn nur der Mensch sich nicht auf sein eignes Selbst versteifen will — ja, der Klosterbruder hat ganz recht, wenn er sagt:

> Nathan, Ihr seid ein Christ.
> Ein beßrer Christ war nie.

Das soll keine Ermahnung zur Toleranz sein, als was es gewöhnlich aufgefaßt wird, es soll nur den Blick auf das Innere Nathans lenken und zeigen, daß sein Christentum, das wahre Christentum im gut Handeln besteht. Daß es ohne das nicht bestehen kann, ist ja jedermann klar. Aus solcher christlichen Gesinnung Nathans geht all sein Handeln hervor, auch diese gute Handlung, die er am Tempelherren, sehr wider dessen Wunsch vollzieht. Gerade mit dieser seiner Weigerung, Recha jenem zu geben, wird ja die ganze Handlung des Dramas in Bewegung gesetzt. Sie ist es allein, welche die dramatische Verwicklung auslöst, nicht die Parabel von den drei Ringen, denn sie führt zur Enthüllung des großen Geheimnisses.

Aber, wirft man mir ein, ist denn nicht Lessing, als er diesen lauteren Charakter seines Helden schuf, auch in einen bei andern getadelten Fehler verfallen? Sagt er nicht schon bei der Besprechung des Cronegkschen Olinth, daß der Charakter des wahren Christen 'ganz untheatralisch' ist? Lessing müßte nicht der große Dichter und scharfe Denker sein, wenn er Nathan zu solchem rein typischen Ideale geschaffen hätte. Er ließ ihm vielmehr die volle Menschlichkeit und gab ihm Züge, die man gewiß nicht als allgemein christlich bezeichnen wird, die ihn aber doch unserem Herzen nahe bringen. Zu ihnen gehört jene gemütvolle Heiterkeit, die im Verkehr zu harmlosem Scherz, ja zur

Neckerei greift, wenn es gilt, die Menschen auf ihre Fehler aufmerksam zu machen. 'Bist du denn Braut?' sagt er zu der alten Daja, wenn diese vor lauter Heiratsplänen, die ihr am Herzen liegen, nicht begreifen will oder kann, daß Nathan jene Kostbarkeiten für sie mitgebracht hat. Und wie köstlich weiß er seinen Al Hafi in seiner einseitigen Kennerschaft des Schachspiels aufzuziehen, wenn er meint, es schreit um Rache, wenn der Sultan solchen 'Adlerblick' nicht bewundern wolle! Zudem, wo sagt denn der Dichter, daß Nathan trotz seiner edlen Anlage und ihrer christlichen Betätigung nicht auch von Schuld bedrückt ist und schwere Kämpfe mit seinem Gewissen auszukämpfen hat? Zwar, von jener Schuld, die zu äußerlich greifbaren Verbrechen führt, ist der edle Dulder natürlich frei, aber es gibt Wendungen im Menschenleben, wo sich Recht und Schuld so fein miteinander verschlingen, daß ein Menschenauge sie nicht zu sondern vermag. War es etwa Recht, Recha, das Christenmädchen, ohne Christentum zu erziehen? Es war eine Schuld. Aber wo waren die Christen, die sie hätten erziehen sollen? Mithin war jene Schuld keine Schuld vor Menschen. Ob auch vor Gott? Eben das war es, was Nathans Seele 'so bange machte'. Und darüber hat der Dichter nicht den leisesten Zweifel gelassen. Kaum hat der Klosterbruder durch Assads Brevier, das er Nathan überreicht, diesem die Lösung des Geheimnisses an die Hand gegeben, da ist es diesem, als ob es ihn auf die Kniee zwinge, um Gott im Gebet zu danken, daß nun endlich der Knoten, der so oft 'ihn bange machte', sich von sich selber löst:

Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe, daß ich vor
Den Menschen nun so frei kann wandeln als
Vor dir, der du allein den Menschen nicht
Nach seinen Taten brauchst zu richten, die
So selten seine Taten sind, o Gott!

Solche Schuld hatte der zartfühlende Mann mit sich herumgetragen, und nur seine Scheu vor den großen Worten, — 'fromme Bravaden' nennt sie Lessing einmal — war es, die ihn zurückhielt, sie laut zu bekennen. Man hat das dramatische Pathos am Nathan vermißt, jenes innere, ich möchte sagen, keusche Pathos fehlt ihm gewiß nicht. Es ist die Lebensluft, von der alle dramatischen Motive des Stückes getränkt sind. Gerade diese Innerlichkeit der Motive und die bei allen drohenden Zufällen fast heitere Sicherheit, mit welcher man ihren Wirkungen entgegensieht, gibt dem Stücke mit Notwendigkeit jene innere Form, die es zu einem über Lust- und Trauerspiel erhabenen Werke stempelt, zu einem Weihespiel, das mit der gewöhnlichen Theaterkost nichts gemein hat. Jene Innigkeit und Wärme aber, welche diese Charaktere durchfließt, die eben deshalb nichts weniger als bloße Typen sind, ist echt deutsch. Die große Geste teilen wir mit den Romanen, das zarte Empfinden, das oft sogar vor der Gestaltung durch das Wort zurückscheut und höchstens in den Tönen der Musik sich zu offenbaren wagt, ist unser Eigentum.

IV. Was es mit dem Vorwurfe der Tendenz auf sich hatte, haben wir gesehen. Der Vorwurf der Typik bei den Charakteren ist ebenso verfehlt. Von der dichterischen Gestaltung der Handlung im einzelnen pflegt wenig die Rede zu sein. Man kommt nicht dazu, weil die Besprechung der Ringparabel gewöhnlich soviel Zeit und Gedankenaufwand verlangt. Und doch, wer die Entwicklung der einzelnen Auftritte einmal unter diesem Gesichtspunkte betrachten wollte, würde mit Staunen bemerken, wie auch hier der Dichter aller Typik, allem Hergebrachten und Schablonenmäßigen aus dem Wege geht.

Greifen wir zum Belege dafür einmal die Liebesszene zwischen dem Tempelherrn und Recha heraus! Eine Liebesszene? Man kennt ihren Typus zur Genüge. Solche Liebesszenen bewegen sich von Shakespeares Romeo bis zu Schillers Max auf der gleichen Bahn und unterscheiden sich fast nur durch die mehr oder weniger herbe oder süße Gestaltung der dichterischen Erfindung.

Daß der Liebhaber gewöhnlich der 'Prinzessin' zu Füßen fällt, bemerkt schon Lessing als typischen Zug solcher Szenen. Im Nathan ist es gerade umgekehrt. Hier erwartet man von Recha einen Fußfall. Aber gerade dazu kommt es nicht.[1]) Denn Recha, das feinfühlige Kind, das mit ihrem Blick in die Ferne das Nahen der Kamele ihres Vaters schon bemerkt, als sie ihrem leiblichen Auge noch fern sind, und das nun der Erscheinung jenes 'Engels' harrt, dem sie durch einen Fußfall ihre Lebensrettung danken will (!), schrickt schon bei dem ersten Anblick des Tempelherrn zurück: so wenig glich dieser ihrem Phantasiebilde. Nicht Engelsmilde, kalter Hochmut ruhten auf den Zügen des Ritters. Dies zu erkennen, ist Sache eines Augenblicks: Recha ist geheilt. Ihr Blick war ja rein seherisch gerichtet. Diesem Manne hatte sie nichts zu danken, sein sittlicher Wert schien ihr den eines eingelernten Hundes nicht zu übersteigen, und von nichts war ihr Herz weiter entfernt als von einer sinnlichen Regung oder gar Liebe zu diesem Jüngling. Abweisend, ja bitter wird ihre Rede, als sie bemerkt, daß sie sich getäuscht und die Wirklichkeit ihren Traum zerstört hat; zerstört natürlich auch jede Grundlage zu einer typischen Liebesszene. Diese Erfindung des Dichters ist überaus fein. Das rein schwesterliche Empfinden Rechas am Schlusse des Dramas, woran man auch törichterweise Anstoß genommen hat, weil man eben alles durch die typische Brille der 'Liebesszene' zu sehen pflegt, kann durch keine sinnliche Regung in peinlicher Weise gekreuzt werden. Denn Rechas Empfinden ist schon in der ersten Begegnung mit dem Tempelherrn festgelegt, und von ihrer Neigung kann gar keine Rede sein. Aber die kluge und wohlerzogene Tochter Nathans weiß sich zu fassen: ihr sittiges Wesen behandelt den Jüngling, ihren Lebensretter, mit der Offenheit und Freundlichkeit, die sie schon dem Freunde ihres Vaters schuldig ist. Daher keine Spur von Ängstlichkeit, etwa vom Ausschauen nach der Hilfe des Vaters; heiter, bis zum neckischen Scherz weiß sie die Unterhaltung leicht und sicher zu führen. Geschickt geht sie an dem wenig erfreulichen Treubruch der Templer bei Tebnin vorüber, und von der etwas un-

[1]) Erich Schmidt irrt, wenn er a. O. 554 von einem 'raschen Kniefall' Rechas redet.

bedacht angebrachten Bemerkung des Tempelherrn, der nicht einmal jetzt seine Neigung zur Religionsspötterei bekämpfen kann, biegt sie ernst, aber anmutig in eine rein sachliche Bemerkung über den Abstieg des Sinai ein. — Und der Tempelherr? So überrascht Recha über ihn war, so überrascht ist auch er. Nur daß sie bei ihrem Irrtum verlor, er gewann. Sie verlor den Gedanken an ein Engelsbild, er gewann aus dem verachteten Judenmädchen den Eindruck einer nicht nur reizenden Jungfrau, sondern einer ihn auch sittlich und geistig überragenden Seele. Darum beginnt er zu stottern, wird verschüchtert, und zwar desto mehr, je sicherer sie wird. Zwischen Aug und Ohr ist sein Wesen geteilt und nicht ihr sinnlicher Eindruck, nein was sie sagt und wie sie's sagt, ist, was ihm jetzt die Seele füllt, was ihn zu ihr hinzieht. Es ist auch bei ihm fast mehr eine geistige Teilnahme als ein sinnlicher Naturtrieb, der sich in ihm regt. Wäre letzteres der Fall, so würde er Dajas kupplerisches Anerbieten, sich einen Augenblick zu entfernen, mit Dank annehmen. Aber sein Empfinden ist so keusch, darum drängt es vielmehr ihn, sich zu entfernen. Sein Zartgefühl will dem Mädchen nicht zusetzen, sie nicht in eine bedenkliche Lage bringen. Und wenn sie seinen Antrag abwiese? Das zu ertragen wäre er nicht imstande. Darum verläßt er Recha. Aber wie er für sie ins Feuer gesprungen war, ohne sich zu besinnen, so wird er auch jetzt nach dem empfangenen ersten Eindruck sich das Mädchen von Nathan erbitten, ohne sich zu besinnen. Er folgt seinem Empfinden. Das ist seine Art.

Und auf dieser Grundlage baut sich ebenso eigenartig die auf die Liebesszene notwendig folgende Werbung auf. Auch sie nichts weniger als ein Muster von 'Typik', sondern wieder ganz eigenartig in der Erfindung. Der Werbung ist ein Selbstgespräch des Tempelherrn vorausgeschickt, das in seinem stürmischen Hin- und Herwogen die ganze innere Qual des Liebenden aufdeckt. Ein Opfertier nennt er sich geradezu. Und wenn es nur Liebesqual von der gewöhnlichsten Art wäre! Aber — und das ist das Wunderbare in der Erfindung — die Liebe kämpft nicht nur mit seinem Ordensschwur, sondern noch viel mehr mit einer dunklen Empfindung, bei welcher ihm das Bild seines Vaters wie eine Warnungsstimme aus dem Dunkel der Erinnerungen hervortaucht. Es ist dasselbe dunkle Verhängnis, welches den Sultan beim Anblick des Tempelherrn stutzig werden ließ, welches bei Recha vor demselben ein rein schwesterliches Empfinden weckte und, wie wir gleich sehen werden, den frommen Nathan die Werbung des Jünglings zurückzuweisen heißt. Gerade hier auf demselben Boden, wo vielleicht sein Vater der Liebe erlag, unter demselben Himmel ist ja der Tempelherr ein andrer geworden, hat er die Ideale seiner Jugend, die ihn dem Tempelorden eingliederten, im freien Denken des Mannes abzulegen gelernt. Und sollte sein Vater hier gestrauchelt sein, hat der Sohn ein Recht sich für den Besseren zu halten? In diese Erkenntnis hakt die Sophisterei der Leidenschaft ein: sein Kopf war ja verwirkt, der ihm von Saladin neu geschenkte ist ein anderer. Fort also mit allen Bedenklichkeiten der Sitte der Ordensregeln! Er wird Nathan sofort um die Hand des Mädchens bitten. Und da ihm der Gedanke, daß der Jude dem Christen das

Mädchen versagen könne, natürlich ganz fern liegt, ist er sich des Erfolges schon gewiß. Da erscheint Nathan. Ohne sich zu besinnen, fällt ihm der hitzige Jüngling um den Hals: 'Mein Vater', ruft er. Damit glaubt er seine stürmische Werbung vertreten zu können, und als der betroffene Nathan die Umarmung nur mit einem erschrockenen 'Junger Mann!' erwidert, da läßt er ihn ebenso plötzlich wieder los. Je heißer sein Empfinden war, um so schmerzlicher ist er durch die scheinbar kühle Rede des andern getroffen. Der Gereizte, dem der Christenstolz noch immer im Nacken sitzt, greift, um seinen Mißerfolg vor sich selber und vor dem Juden zu beschönigen, zu dem bedenklichen Scherz über seine Geburt vom Gegensatz zu der bis auf Jehovah führenden Ahnenreihe des Juden. Man sieht, die Weigerung Nathans hat ihn fassungslos gemacht und völlig aus der Bahn des Rechten geworfen. Man begreift auch, diesem Hitzkopf ist jetzt alles zuzutrauen. Nathan sucht einzulenken, aber es ist zu spät. Als ihm Daja das Geheimnis von der jüdischen Erziehung des Christenmädchens verrät, stürzt er zum Patriarchen — ohne sich zu besinnen. Aber die Besinnung kommt beim ersten Anblick des heuchlerischen, wohlgenährten Prälaten. So hin- und hergeworfen zwischen widerstreitenden Empfindungen, bricht er — wieder ganz unbesonnen! — beim Sultan in unverantwortliche Schmähungen des vor einer Stunde noch hochverehrten Nathan aus. Es bedarf harter Zurechtweisung durch den Fürsten, bis der Brausekopf endlich gefügig wird, sich der Macht der Verhältnisse beugt und am warmen Herzen des blutsverwandten Saladin einsehen muß, daß dem Menschen wahres Glück nur aus Selbstüberwindung wird. Das alles ist nicht nur so folgerichtig und spannend in seiner Entwicklung, sondern auch so treffend in der Erfindung der einzelnen Wendungen — ein anderer Dichter hätte auch anders erfinden können —, daß man sich wundern muß, daß gerade auf solche Erfindungen bei der Beurteilung der Dichtung so wenig aufmerksam gemacht wird. Und dabei ist gerade der Tempelherr der Träger der ganzen Gegenhandlung Nathan gegenüber. An seiner jugendlich hitzigen Unbesonnenheit droht alles, was Nathans Güte hervorruft, zuschanden zu werden, wenn nicht durch Nathans sittlich hohen Standpunkt das Verworrene erklärt und das Verkehrte wieder eingerenkt wird. Davon war schon oben die Rede.

Wo aber, frage ich, bleibt bei alledem die Wirkung der Ringparabel? Auch nicht die leiseste Wendung der dramatischen Handlung ist mit innerer Notwendigkeit an sie geknüpft. Die Erzählung beim Sultan könnte ohne Schaden auch eine ähnliche oder andere sein, um die Freundschaft der beiden Männer einzuleiten. Die dramatische Handlung ruht durchaus auf der Lebenskraft, welche der Dichter seinen Figuren eingehaucht hat, vor allem der Nathans und des Tempelherrn, welche beide nichts weniger als typische Vertreter von Tendenzen sind.

Tendenzen sind für die Handlung des Nathan so wesenlos, daß es müßig ist, danach zu forschen. Vorhanden sind sie bei allen Beurteilern des Stückes, welche bestrebt sind, das Bild eines deutschen Künstlers möglichst tief zu hängen, damit er doch ja nichts vor dem gewöhnlichen Menschen voraus hat.

Wer nicht imstande ist, den künstlerischen Wert der Empfindung und Erfindung des Dichters nachzufühlen, der flüchtet hinter ausgeklügelte Gedankenreihen, die ganz abseits vom Werte des Stückes liegen. Wagte doch sogar ein so geistreicher Mann wie Vischer (Ästh. § 400) die Behauptung, Lessing habe gegen die Natur des Stoffes Zeit und Ort der Kreuzzüge gewählt, um die Vorstellung einer diesen Verhältnissen unnatürlichen 'Duldung' recht stark hervortreten zu lassen.[1]) Fand denn Lessing nicht schon bei Boccaccio den Orient zur Zeit Saladins als den Schauplatz der Novelle und der daraus gewonnenen Parabel? Der ganze Stoff und seine orientalische Färbung reizte ihn. Das war Sache seines künstlerischen Geschmackes, nicht seines Verstandes, und da meint man allen Ernstes, die dramatische Handlung hätte sich besser in der Zeitfarbe der 'Aufklärung' ausgenommen? Ja, vielleicht, wenn der Dichter auf polemische Tendenzen ausgegangen wäre.

Daß das nicht der Fall war, und Lessings Nathan vielmehr das notwendige künstlerische Ergebnis einer geistigen Entwicklung war, die ohne oder trotz gelehrter Bemühungen ans Licht dringen mußte, das glaub ich gezeigt zu haben. Und da wäre die Ringparabel die Hauptsache des Stückes?

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Franz Dornseiff, Pindars Stil. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1921. 134 S. 8°. 12 Mk.

Ders., Pindar, übersetzt und erläutert. Leipzig, Inselverlag 1921. 262 S. 8°. 45 Mk.

Eine stattliche Doppelleistung. Gleichzeitig führt sich D. in die Wissenschaft ein und in weiteren Kreis literarisch und ästhetisch Interessierter. Erläutert das Stilbuch die Übersetzung, so kontrolliert diese jenes ehrliche ernste Arbeit. Zum ersten Mal wird der Versuch gemacht, den Stil ('Kontur, Physiognomie') nicht in seinen äußeren Erscheinungen statistisch darzustellen, sondern zu erläutern aus dem Leben, für das er dichtete, und der literarischen Entwicklung, in der er stand, ihn psychologisch zu begreifen und durch Vergleichung mit alttestamentlicher und mittelalterlicher, gelegentlich auch neuerer Literatur verständlich zu machen. Solch Versuch lag in der Richtung, die auch die klassische Philologie in den letzten Jahren immer entschiedener aufnimmt. Daß er gemacht wurde und gerade an Pindar, dem geeignetsten, freilich auch schwersten Objekt, sichert ihm das Interesse. Ich habe das Buch mit lebhafter Teilnahme gelesen und danke ihm Belehrung und Anregung. Der Verf. verfügt über eine überraschend breite Kenntnis auch abgelegener ästhetischer Abhandlungen alter, neuerer, neuester Zeit, poetische Literatur hat er gut und nicht wenig gelesen, von moderner Kunstgeschichte hat er viel gelernt, und Musikgeschichte ist ihm nicht fremd. Das Erquickliche aber ist, daß ihm das alles nicht papierner Besitz ist, daß er es aus innerem Triebe und mit eigener Empfindung aufgenommen hat und lebendig in sich wirken fühlt. So hat sein Buch einen persönlichen Ton und Wärme bekommen, wirkt gelegentlich prickelnd. Zwei Beispiele mögen seine Art erläutern.

D. stellt nicht einfach fest, Pindar koordiniere, setze mit tönenden Beiwörtern ausgezeichnete Substantive von Gewicht, sogar Vergleiche unvermittelt nebeneinander, er erklärt es aus dem Bedürfnis der Chordichter, den Hörern trotz des gesungenen und getanzten Rhythmus verständlich zu werden. 'Alles, was dem Bau des Satzes dient, entging sicherlich dem Ohr leicht bei der äußerst archaischen fremdartigen

[1]) Über das Ungeschichtliche der Vorstellung eines 'unduldsamen' Mittelalters s. W. Scherer, Gesch. d. dt. Lit. 97, 99; Lamprecht, Dt. Gesch. IV 170.

Weise des Vortrages. Es geht nicht an, auf einen Taktteil zu singen *ἀναξιφόρμιγγες*, dann auf einen musikalisch ebenso wichtigen *οἵ δ' ὅτε δή* oder *ἦ ῥά νύ τοι.*' Das einzelne inhaltschwere Wort soll wirken, weil allein es wirken kann, ein logisch gebauter hypotaktischer Satz würde sich verlieren. Das Wort soll als Bild wirken auf das Ohr und innere Auge, ein gedanklicher Fortschritt wird nicht erstrebt. Ja, D. leugnet, daß solcher in Pindars Gedichten überhaupt anzuerkennen sei, er verurteilt all die mühsam ausgetüftelten Dispositionen und Gedankengänge. Ihm sind sie lose, gelegentlich grillige Zusammenstellungen immer derselben obligaten Teile, wobei es dem Dichter auf Abwechslung und Buntheit mehr als auf strenge Gedankenverbindung angekommen sei. 'Der Anfang muß schön sein, dann wuchert und kriecht das übrige unzentriert irgendwie weiter. Jede Steigerung fehlt.'

Bei Behandlung der Beiwörter hebt er den Unterschied der Chorlyrik gegen Homer hervor: hier anschauliche, festgeprägte, immer wiederkehrende; dort erlesene, neu umgebogene, abwechselnde, die 'mit starken Begleitgefühlen verbunden sind'. Allgemein entwickelt er dann den Gegensatz zwischen der göttlichen Helle und Bestimmtheit der klassischen Vollendung und Rundheit Homerischer Dichtung und dem Geblümten, Überladenen, dem Schwelgen im Symbolischen und Andeutenden Pindarischer Kunst, die 'ernst und *ἀρετή*-haft sich auf ein Gedankliches gründet'. Er sucht diesen Wandel uns verständlicher zu machen durch Hinweis auf den analogen Wandel 'von der naiven homerischen Üppigkeit der Hochrenaissancedichter Bojardo, Ariost zu der empfindsam gedämpften Klassik des Francesco Berni und Torquato Tasso, die dem geistigen Zustand der Gegenreformation gemäß war', was er durch eine interessante Bemerkung Rankes erläutert.

Ganz ohne Widersprüche und Unklarheiten geht es nicht ab, aber das tut nichts. Es regt an so wie manche andere kecke Vergleichung und Extratour.

Die größte Schwierigkeit für innerliches Verständnis und richtige Wertung des fremdsprachigen Dichters, nun gar einer fremden Kultur, liegt darin, daß wir die durch Wort, Bild, Klang ausgelösten Gefühlswerte nicht mitfühlen, höchstens durch langen Verkehr vielleicht einigermaßen, aber niemals ganz mitfühlen lernen. Nur deutsche Lyrik kann der Deutsche voll genießen. So kann jede Übersetzung fremder Poesie immer nur unzureichende Vorstellung geben. D. führt das lebhaft und treffend aus. Er übersetzt deshalb Pindar in Prosa, schließt sich so eng wie möglich an Satzbau, Wortbildung, Wortstellung an (nicht freilich in Hölderlins die deutsche Sprache vergewaltigender Art), die Strophen absetzend. So kommt die harte Eigenart, Schwerverständlichkeit, Unausgeglichenheit Pindars zur Geltung. Er ist eben ganz anders, als Goethe ihn sich dachte nach Horazens irreführender Schilderung C IV 2. Manches ist treffend wiedergegeben, gerade weil D. es frei wiedergibt, z. B. *παντὶ δ' ἐπὶ φθόνος ἀνδρὶ κεῖται ἀρετᾶς* (B 104[c]) = 'überall liegt Neid auf dem Manne, der etwas taugt', oder O VI 8 *δαιμόνιον πόδ' ἔχων* = 'ruht sein gesegneter Fuß'.

D. gibt die Gedichte, auch größere Bruchstücke, unter denen Herrlichstes ist, mit kleiner Einleitung und knappen Erklärungen jedes in ihrer Entstehungsfolge im Anschluß an O. Schroeder und Wilamowitz. Ihnen folgt er auch in der Auffassung Pindars als vornehmen Edelmannes, der selbst mit Hieron als Freund verkehrt. Ich kann das auch jetzt nicht anerkennen. Für schöne Ausstattung mit hübschem Einbande hat der Inselverlag wie immer gesorgt. Erich Bethe.

Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. I. Das Altertum. 11. Auflage.[1]) Nach Adolf Michaelis bearbeitet von Paul Wolters. Mit 1038 Abbildungen im Text und 12 Farbendrucktafeln. Leipzig, Alfred Kröner 1920. 559 S. Geb. 100 Mk.

Wilhelm Lübke, Grundriss der Kunstgeschichte. I. Die Kunst des Altertums. 15. Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Erich Pernice. Mit 14 Kunstbeilagen und 664 Abbildungen im Text. Eßlingen a. N., Paul Neff (Max Schreiber) 1921. 482 S. Geb. 68 Mk.

Fast gleichzeitig erscheinen längstbewährte Sammelwerke über die Antike in

[1]) Besprechung der 10. Auflage in diesen Jahrbüchern 1915 XXXV 474 f.

neuer Ausgabe, aber alter Ausstattung, Springer nur wenig verändert, Lübke zum erstenmal von einem Fachmann in gründliche Kur genommen, beide sind Handbücher geblieben, *ἐγχειρίδια* im eigentlichen Wortsinne, ergiebige und zuverlässige Quellen zur Einsicht in die alte Kunst von Uranfängen über Orient nach Hellas, von da nach Italien-Rom bis zum Nachleben ins Mittelalter hinein. Alle Bearbeiter pflegen das ursprünglich von Nichtfachmännern überkommene Gut mit entsagungsvoller Gewissenhaftigkeit, haben mit Recht den alten Bau, in dem Generationen sich eingerichtet hatten und nachfolgende Generationen sich einrichten werden, nicht eingerissen, sondern ausgestaltet; er bleibt heutzutage neben zahlreichen Sonderpublikationen erst recht eine unbedingt nötige Zufluchtsstätte, ist für den meist mit Bildern sich begnügenden Exoteriker zur Rekapitulation und Erweiterung der Heimatstudien oder Reiseeindrücke ebenso geeignet wie für den mit wissenschaftlichem Interesse lernenden Esoteriker, bietet für den nachprüfenden Zunftgelehrten eine bequeme Zusammenfassung von kaum mehr zu übersehenden Einzelresultaten der stets fortschreitenden Forschung. Dem Neuling wird man zu erster Orientierung zunächst einen kurzen Leitfaden in die Hand geben. Pernice mag in leichter Lesbarkeit dem großen Publikum, Wolters in knappem, inhaltschwerem Texte den engeren Kreisen mehr zusagen. Jener gewährt über die verschiedenen Kunstzweige, deren jeder nach Lübkes Vorgang historisch entwickelt wird, durchweg eine faßbare Übersicht, im Abschnitt über die vorgeschichtliche Zeit von Hellas sowie über die griechische Malerei eine durch Klarheit und Prägnanz sogar dem Spezialisten willkommene Darlegung, während von Wolters Michaelis' Gliederung der gesamten Kunst nach Perioden beibehalten ist. Wer in seinem Besitztum sich auskennen will, wird in jedem der beiden Systeme bald sich heimisch fühlen und zerrissene Abteilungen ohne Schwierigkeit wieder organisch verbinden. Zuerst ist peinlich genaue Ortsangabe sämtlicher Denkmäler billige Forderung, schwerwiegender das unabänderliche Verlangen nach ausnahmslos mustergültiger Vervielfältigung des reichen, verständnisvoll weither zusammengebrachten Bildermaterials. Hierin vereinigen sich mit vollem Verantwortungsbewußtsein die sachkundigen Herausgeber und opferwilligen Verleger mit dem nur das Beste erstrebenden Besprecher. Keine schwächlichen Heilmittel, gegebenenfalls eine energische Operation; also hinaus mit den kostspieligen Farbtafeln, soweit sie in allzu grellem oder allzu mattem Kolorit von Polychromie eine falsche Vorstellung vermitteln, buchhändlerischer Lockspeise für kritiklos anstarrende Massen, dafür tadelfreie Reproduktionen nach Meisterphotographien, wie die von Brogi nach der Aldobrandinischen Hochzeit mich am Schreibtisch gar oft aus des Werkeltags Arbeit zu weihevoller Stimmung erhebt; hinaus mit manchen, in ihrer Kleinheit und Dunkelheit undeutlichen, ja unkenntlichen Mißgebilden des Textes, *αὐτίκα πρῶτον* Schatzhaus der Siphnier, Idolino (W. Nr. 400, 546), Tazza Farnese, Mosaik der Alexanderschlacht (P. Nr. 486, 532) *καὶ τὰ λοιπά, καὶ τὰ ἑξῆς, ἀποτρόπαια θεάματα* heiße ich sie, für vieler Betrachter Ästhetik verhängnisvoll das ganze Leben hindurch. Einen guten Ersatz liefern Kupfertiefätzungen auf Sondertafeln, die meist mehrere Monumente aufnehmen können. Weiter empfiehlt sich die Einreihung von geographischen Karten mit Kennzeichnung weitreichender Einflußgebiete von bestimmten Epochen, wie der sogenannten mykenischen Kultur, der frühionischen Plastik; das sind gedächtnisunterstützende, in Auge und Sinn springende Anschauungsmittel. — Im Gegensatz zu den Illustrationen ist der Text durchaus auf der Höhe gehalten. Darin sichere man schwankende Betonung von Fremdnamen, wie Dionysos, unter Anwendung eines didaktisch erprobten Hausmittels durch Akzente. P. beschränkt sich im wesentlichen auf das Tatsächliche, das in einfacher Gestaltung auch dem Laien einleuchtet, W. bewährt sich nach Inhalt und Ausdruck als vorsichtig, maßvoll, in Selbstprüfung ausgereift, sagt mit wenig Worten sehr viel. Zwischen den Zeilen klingt's leise und doch vernehmlich durch wie eine stumme Mahnung an Stürmer und Dränger '*Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν· ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν*'. Um so zaghafter wagt man

einige Einwände: Pheidias als ἀνθρωποποιός über den Anadumenos hinaus ward von mir vor 27 Jahren W. f. kl. Ph. II (1894) Sp. 487 f. durch Schriftstellen erhärtet. Myrons *pristae* (Plin. Nat. Hist. XXXIV 4,57) erwähne man zum mindesten und denke sie sich als Einzelfiguren in ruhiger Situation oder als Gruppe in Tätigkeit am liebsten zu Athen auf der Akropolis aufgestellt ἔργων ἀπαρχήν, Weihgabe von Zunftgenossen an Athene. (Vgl. auch O. Roßbach, Festschrift für Blümner [1914] S. 91 ff.). Vor nochmaliger Antastung der handschriftlichen Überlieferung nach Loeschckes leichtfertiger Konjektur (*pyctae*) wird hoffentlich der Hinweis auf die inschriftlichen Rechenschaftsberichte über den Neubau des Heiligtums der Athene Polias auf der Burg endgültig bewahren, wo in den Lohnlisten der Handwerker die πρίσται, Marmorsäger, mehrmals verzeichnet sind (Jahn-Michaelis, Arx Athenarum[3] [1901]. Appendix epigraphica S. 103 Nr. 25, 105 Nr. 27, 106 Nr. 28). — Wie übrigens W. bei Hausers Deutung des polykletischen Doryphoros auf Achill mit Plinius' Gepflogenheit der ausdrücklichen Namensnennung von mythologisch oder geschichtlich bekannten Personen statt der verallgemeinernden Gattungsbezeichnung sich abfindet, das wird er in dem für die 12. Auflage erforderlichen Anhange gerne aneinandersetzen. In diesem muß, abgesehen von kurzen, zweckmäßigen Literaturangaben, ausführlich zu den schwebenden Fragen Stellung genommen werden. Dort darf die Charakteristik der Eigenart von speziell westgriechischer d. i. ionisch-italischer Kunst im Zusammenhang mit der auch in ihrer Entstehung nach Großgriechenland lokalisierten Sitzgöttin reifarchaischen Stils in Berlin bestimmt erwartet werden. An gleicher Stelle wird man gewiß den Beweis für die Einreihung des Vorbildes einer vielgepriesenen Götterstatue, des Ehrfurcht gebietenden Apoll Barberini in der Münchener Glyptothek, aus pheidiasischer Epoche ins IV. Jahrh. finden, möglicherweise zugleich als Probe der Beurteilung von Originalität und Nachahmung an einem zwar komplizierten, indes interessanten Muster, während der künftige Bearbeiter einer von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften aus der Zographosstiftung gestellten Preisaufgabe aus zahlreichen Einzelfällen Analogiegesetze formulieren muß, um τὸ ἀριστεῖον zu erringen. So wird der namentlich von Amelung, Arndt, Furtwängler verheißungsvoll in Angriff genommene Plan dem Ziele nähergerückt. Für das bezeichnete Beispiel überblickt man den Forschungsstand in Savignonis Ausführungen (Ausonia II [1907] S. 16 ff.). Was Flasch vor 24 Jahren in feinem Stilgefühl aus Kopf, Gestalt, Gewand für das IV. Jahrh. μαντικῶς erschaut und ἐμπαθῶς geltend gemacht hat, scheint eine gewisse Bestätigung durch den Apoll von Gortyn auf Kreta zu gewinnen, vorausgesetzt, daß für ihn das nämliche Archetypon angenommen werden darf. Denn ein Merkmal der zweiten attischen Schule, τὸ πρᾶον, τὸ μειλίχιον des Antlitzes, das in der Münchener Statue nur allmählich dem scharfen Auge sich erschließt, tritt deutlich sogar in jenem sehr geringwertigen Werke hervor. Jedenfalls können nicht erst zwei römische Kopisten so viel von echtem Wesen des IV. Jahrh. in ein Urbild aus der zweiten Hälfte des V. Jahrh. hineingemodelt haben. Übrigens findet der Apoll Barberini wenigstens durch die Formen des Kopfes in der Kunstrichtung des Kephisodot nahe Verwandte. Ob nun in einem dritten Apoll von gleichem Typus im Konservatorenpalast zu Rom die Replik eines nachparthenonischen Originals mit Amelung zu konstatieren ist, diese Frage berührt im gegenwärtigen Augenblicke nicht unmittelbar das durch W. zur Erörterung gestellte ἀπόρημα. Sicherlich darf die Existenz eines älteren Skopas durch eine schnell hingeworfene Idee Furtwänglers, der den Apoll Barberini auf den von Skopas gearbeiteten Apollo Palatinus der Cella des Tempels (Plin. XXXVI 25) zurückführt und gemäß seiner frühen Datierung ersterer Statue einen *Scopas maior* braucht, nie und nimmermehr sich festigen. Als literarische Hauptstütze gilt Plin. XXXIV 90 '*Simon canem et sagittarium fecit. Stratonicus caelator ille philosophos, scopas uterque*'; sie ist längst von Habich, Die Amazonengruppe des Attalischen Weihgeschenks (Berlin 1896) S. 64[2], erschüttert. Wie bei den *pristae* des Myron bleibt nach einem obersten Grundsatz für die *recensio*

die Lesart, wenn erklärbar, unangefochten.[1]) Auf der Münchener schönrotfigurigen Pelike mit Herakles' Apotheose (Furtwängler-Reichold, Griechische Vasenmalerei Taf. 109, 2, Text II S. 256 [Hauser]; Charlotte Fränkel, Satyr- und Bakchennamen auf Vasenbildern [1912] S. 11 f. 67 f.) lugt ein Satyr — Σκόπα —, die linke Hand zum Schutze gegen das blendende Feuer des Scheiterhaufens vor die Augen haltend, wie ein Späher aus, seinem Namen adäquat, wie der Satyrus aposcopeuon des Malers Antiphilos (Plin. XXXV 138). Sowohl Simon wie Stratonicus (*uterque*) haben das bei Satyrn seit alters beliebte Motiv in Erzfiguren angewandt, Plinius' Bezeichnung *scopae-Scopae* war populär oder wenigstens in der Kunstschriftstellerei gebräuchlich.

Die anspruchslosen Beiträge zur Lösung vielerörterter Hypothesen mögen wie ein ἕρμαιον προγνωστικόν für W.s Anhang hingenommen werden. Durch solche Beigabe erhöht sich der wissenschaftliche Wert des Buches; Springer-Wolters wird, wenn einmal das Bild dem Worte ebenbürtig sich zeigt, als Musterleistung deutschen Gelehrtentums ebenso wie Lübke-Pernice eine der kostbarsten Errungenschaften des Altertums, die antike Kunst, in würdiger Form weithin verbreiten als vornehm wirksame Kulturträger über Deutschland hinaus.

Heinrich Ludwig Urlichs.

Friedrich Knapp, Die künstlerische Kultur des Abendlandes. Das Werden des künstlerischen Sehens und Gestaltens seit dem Untergange der antiken Welt. Bd. I Vom architektonischen Raum zur plastischen Form. Mittelalter und Frührenaissance. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder 1921. XVI u. 464 S. mit 364 Abbildungen. 80 Mk.

Wenn Bücher ihre Schicksale haben, so muß das Wort auf das vorliegende Werk seine Anwendung finden, denn Knapps groß angelegtes Werk erfüllt eine hohe Aufgabe. Der Kampf des Geistes mit dem rohen Stoff, der unsere Tage mehr als andere durchschüttert, spiegelt sich hier. Es gab eine Zeit, da sahen wir die Aufgabe der Wissenschaft vornehmlich im Stoffsammeln, im Zusammentragen und Anhäufen des Rohmaterials. Alles, was mit Augen zu fassen war, was sich der unmittelbaren Beobachtung erschloß, wurde gesammelt, gesichtet und nach den verschiedensten Kategorien verarbeitet. Ein möglichst großer Zettelkasten, eine möglichst umfassende Statistik! Man sehe sich unter diesem Gesichtspunkt die Monographien über einzelne Künstler, ja selbst die berühmten Kunstgeschichten von Springer und Lübke an! Die Mehrzahl dieser Werke entbehrte des einheitlichen geistigen Zentrums, von dem aus sie Stellung zu Stoffen, Künstlern und Problemen nahm. Diese Art der Auffassung entsprach dem relativistischen Charakter der Philosophie. An Stelle des Geistes trat die Akribie, der Begriff der wissenschaftlichen Objektivität in seiner äußersten Überspannung. Man übersah, daß den Leser, den Hörer, den Zuschauer nach Führung, nach persönlicher Stellungnahme verlangt, wenn anders er nicht im Stoff versinken will. Andersartige Versuche — man denke an den Streit um Lamprecht, der aus veränderter seelischer Einstellung an das Material herantrat — fanden in der Wissenschaft erbitterte Feinde. Alle diese Gedanken ziehen vorüber, wenn man Knapps gewaltigem Versuch gerecht werden will, der keinen Vorgänger hat und ganz aus dem neuen geistigen Willen unserer Tage herausgewachsen ist. Ihm ist die Kunst ein 'Innenprodukt des Denkens und Fühlens zugleich', und spätestens seit der Renaissance, d. h. seit dem Augenblicke, wo sich das unpersönliche religiöse Pathos in subjektive Leidenschaftlichkeit wandelt, kennen wir die Hingabe des Künstlers zum schöpferischen Werk, die Leidenschaft als formbeseelende Kraft, das Kunstwerk zugleich als psychisches Problem. Allein um der künstlerischen Verkörperung eigenster Gedanken oder starken Innenlebens, nicht um der Außenwelt willen oder um irgendeinem rituellen Bedürfnis zu genügen, sehen wir jetzt Künstler ringen, schaffen, leiden, siegen oder untergehen. Das Kunstwerk wird zur Auseinandersetzung des Künstlers mit der Außenwelt, wie sie durch die Sinnesorgane

[1]) Der letzte Vorschlag (Archäol. Anz. 1919 Sp. 126 f.) verdient keine ernste Beachtung, weckt höchstens Mitleid mit dem sogar von hervorragenden Archäologen infolge philologischer Unmethode oft genug grausam mißhandelten Autor.

auf ihn einstürmt und der er die Zeichen seiner Kunstsprache ablauscht. In diesem Sinne formuliert Knapp seine Auffassung in den kurzen Worten: 'Kunst ist problematischer Selbstzweck.' In diesem Augenblick wird dem Verfasser die Kunst wieder zum Erlebnis, zum Bekenntnis; damit wendet er sich gegen die leere Atelierkunst, gegen das seelenlose L'art-pour-l'art-Experiment.

Von dieser Anschauung aus tritt der Verfasser ein für eine künstlerisch-persönliche Betrachtungsweise, für eine neue künstlerische Kultur, die wieder Kunst zu genießen und in künstlerischen Schönheiten sich auszuleben vermag. Indem somit Stoff und Seele, Objekt und Subjekt der Betrachtung von neuem eine veränderte Einschätzung erfahren, verliert der Verfasser gleichwohl nicht den Boden unter den Füßen.

Auch ihn beschäftigt das Verhältnis von Persönlichkeit und Zeitgeist, von Individuum und Masse. Er löst es dadurch, daß er die große Menschheit als ein Ganzes faßt, im historischen Wesen einen Organismus ahnt, der 'in steter Fortentwicklung ein fortschreitendes Spiel und Gegenspiel der Kräfte bedeutet'. Nicht als seelenloser Mechanismus, sondern als lebendiges Wesen steht ihm die Kunst vor Augen, wobei er in Anlehnung an den Zoologen Boveri in dem mächtigen Zellengewebe Urzellen und peripheres Gewebe voneinander scheidet: gestaltende Persönlichkeiten vom Zeitgeist; Kraftzentralen, das erfinderische Gehirn der Menschheit von seinem Körper. Es heben sich die Größen der Kunst lichtvoll von ihrer Zeit ab, und manche Formulierung wird anders gegeben, als man sie bisher sah; ich denke an die eindringliche, tiefschürfende Bewertung von Claes Slueter, Witz und Pacher. Aus dieser Anschauung gewinnt Knapp auch den Standpunkt zur Beurteilung der deutschen, französischen und italienischen Gotik. Diese Art der Betrachtung zwingt ihn dazu, die Individualität der schöpferischen Meister in fesselnder Synthese zu gestalten und die Zustände des jeweiligen Zeitalters nur als den für sie notwendigen Rahmen bereitzuhalten. Wie überzeugend hebt sich die Tat der Brüder Eyck ab, wie wachsen aber auch die großen Meister der italienischen Frührenaissance aus ihrer Zeit überragend hervor! Von dem Neuschöpfer und Gestalter Giotto an, der die Forderung der Zeit in technischer wie seelischer Hinsicht erfüllt, dessen kompositionelle Gedanken nicht der Berechnung, sondern dem Innenleben entspringen und der damit die Kraft des seelischen Ausdrucks offenbart. Dann die Bedeutung Donatellos, der nicht aus ästhetischer Spekulation schafft, sondern aus dem Boden seines Volkes erwächst, indem er die menschliche Figur freimacht von der gotischen Gebundenheit, indem er den Menschen nicht mehr in der Verklärung des Mittelalters, sondern in Kampf und Streit des Alltags zeigt. Darüber hinaus erhebt sich Verrocchio, der den 'Aktivismus im Bildhaften' gibt, Masse und Bewegung als Grundbegriffe der lebendigen Form erkennt. Sein Colleoni bringt die plastische Form zu wundervoll lebendiger Ausdruckskraft.

In den Mittelpunkt des Werkes, wie sich schon aus dem Untertitel des ersten Bandes ergibt, hat der weitblickende Verfasser die organische Fortentwicklung des Sehvermögens der Menschheit gerückt, die sich nach seiner Überzeugung deutlich zwischen den beiden Gegenpolen des objektivistischen Realismus und der subjektivistischen Stilisierung bewegt. Da nun in der Kunstentwicklung verstandesmäßiges Erkennen und sinnlich-gefühlsmäßiges Erleben in dauerndem Wechselspiele bei den abendländischen Völkern stehen, so liegt darin nicht nur die Lebenskraft des Abendlandes, sondern der lebendige Austausch der Kräfte und individuellen Begabungen hat die Kunst zu immer neuem Blühen geführt. In einer dreifachen Stufenfolge, die der Befreiung des Individuums aus den Fesseln von Sitte und Herkommen entspricht: vom architektonischen Raumideal über das plastische Formideal zum malerischen Bildideal. 'Im Mittelalter hat das religiöse Jenseitsgefühl im architektonischen Raum seine Form gefunden, in der Renaissance wuchs das individuelle Daseinsgefühl zur plastischen Form empor und suchte im Kampf von Masse und Bewegung, von erdenlastender Schwere und sich aufbäumender Erregung den Ausdruck starken Innenlebens. Endlich lebte sich das Allgefühl im malerischen

Raumbild des Barock als ein Vibrieren der Seele aus. Schließlich wird von der erkennenden und alle Fasern des Geistes wie der Seele anspannenden Menschheit der Begriff des künstlerischen Problems auf die Spitze getrieben. Dies Problematische, d. h. die bewußte Zerlegung der künstlerischen Aufgabe in eine reflektierende und konzipierende Seite, was ja die bedeutsamste Eigenart der abendländischen Kultur ist, wird in gelehrt materialistischer Weise zu doktrinärer Kunstprogrammatik entwickelt, die jedes natürliche Gefühl abtötet'. Mit diesem letzten Satze wendet sich Knapp gegen den französischen Einfluß im Zeitalter des Impressionismus. Fordert auch dies scharfe Urteil zu Widerspruch heraus, so wird es sich doch empfehlen, erst darauf einzugehen, wenn der Schlußband vorliegt.

Vorläufig hat Knapp von seinem großzügigen, ideenreichen, auf drei Bände geplanten Werke den ersten herausgegeben, der Mittelalter und Frührenaissance umfaßt und schon im Untertitel 'Vom architektonischen Raum zur plastischen Form' die Entwicklungslinie andeutet. Das erklärt auch, was zunächst befremdet, daß die Darstellung gerade mit dem Ende des Quattrocento abbricht, d. h. in dem Augenblick, wo die Renaissance ihre gewaltigsten Gestalter schafft. Genau wie heute suchte starrer Doktrinarismus alle Innerlichkeit zu ersticken. Wenn auch die europäische Entwicklung geschildert wird, so spürt man allüberall die besondere Liebe, mit der die deutsche Kunst dargestellt wird. Im Mittelpunkt steht die Betrachtung der zwei verschiedenen Anschauungen des Mittelalters und der Renaissance: der architektonische Geist des Mittelalters wandelt sich zum plastischen Sinn der Renaissance. Das Kunstproblem vom Architekturganzen, von der großen Raumrealität, die immerhin kein organisch-naturalistisches Objekt ist und höchstens die sinnliche Verkörperung der großen, irrealen religiösen Idee genannt werden kann, mußte mit dem Wechsel der Macht und dem Zurücktreten kirchlicher Gewalt einem andern Problem weichen. Ganz allmählich vollzog sich dieser Übergang, und erst das ausgehende 16. Jahrhundert brachte den vollen Sieg der plastischen Form als die Folge des erstarkten Naturgefühls, das die neue Zeit vom Mittelalter völlig scheidet.

Wenn wir zuletzt kurz noch den Inhalt des reichen Buches skizzieren, so sind wir uns dessen bewußt, daß in einem solchen raschen Überblick vieles verloren gehen muß. Der Gang der geistigen wie künstlerischen Entwicklung des Abendlandes verweist auf den Osten, und Knapp betont in Anlehnung an die neuesten Forschungen den starken byzantinischen Einfluß. Das plastische Formideal der Antike war zerbrochen, die Malerei noch nicht zum eigenen Erleben reif, so blieb der Architektur die Führung. Es bedeutete die erste kunstschöpferische Tat des Christentums im Mittelalter, das Bauganze als eine innere, organische Einheit zu begreifen. Und die Architektur bleibt für das gesamte Mittelalter, das in großen Menschheitsidealen schwärmte, charakteristisch. Nicht optische Effektberechnung, sondern lebendig gefühlte realistische Kunst ist diese mittelalterliche Architektur, die in vielfältig empfundener Raumdynamik die verschiedenen Individualitäten der Menschen wie der Völker spiegelt. Wundervoll klar legt nun der Verfasser dar, wie das deutsche und das französische Lebensgefühl sich verschiedenartig in den Bauten äußern, und wie damit zugleich eine verschiedene Bewertung des plastischen Schmuckes sich ergibt. Dort als Portalschmuck, hier vornehmlich als Schmuck breitflächiger Wände, womit viel eher die Möglichkeit gegeben ist, die Statue aus dem Rahmen der Architektur zu lösen. In den Naumburger und Bamberger Plastiken erreicht die deutsche Kunst jener Zeit ihren Höhepunkt, was Knapp in trefflicher Analyse zeigt. Zwischen 1150—1250 erwuchs das Volk zu machtvoller Individualität, erwuchs eine Kunst ohne Künstlernamen aus starkem Volkstum. Erst das 14. Jahrhundert als eine Zeit des Verfalls hat den plastischen Sinn hingemordet, und der 'weiche' Stil etwa eines Multscher erscheint als Protest gegen die lineare Übertreibung der Spätgotik, wie sie vornehmlich aus Burgund zu uns kam, bis die drei großen Charakterbildner der Plastik Krafft, Stoß und Riemenschneider nochmals frei von allen akademischen Formeln schaffen.

Auch hier gelingt es dem Verfasser, den Eigenwillen der drei Künstler klar und überzeugend herauszustellen.

Wenn auch die deutsche Malerei erst spät einsetzte, so hatte sie doch in den vergangenen Jahrhunderten eine bedeutsame Leistung in der Entwicklung der zeichnerischen Ausdruckskraft und der Linienenergie hinter sich. Wie auf diesem Boden im 15. Jahrhundert ein mächtiger Schöpfertrieb durchbrach, das muß man in Knapps Buch lesen. Zu gleicher Zeit eroberte sich die schöpferische Phantasie auch die notwendigen technischen Hilfsmittel, um ihre Ziele zu erreichen. Die Brüder van Eyck — und darin besteht ihr unvergänglicher Ruhm — erfaßten das kompositionelle Problem der Malerei, Raum gegen Raum zu stellen. Eine Fähigkeit, in der dann die schöpferische Genialität der beiden Deutschen Witz und Pacher sich auslebt. Nebenher läuft eine stilisierende Unterströmung bei Roger van der Weyden und Hugo van der Goes.

In diesem Augenblicke greift die italienische Entwicklung, deren Vorgeschichte kurz skizziert wird, in die europäische Bahn ein. Die Renaissance ist der Wirklichkeitsdrang, der vom verlorenen Schauen zur Erfassung des Realen führt, bedeutet Verinnerlichung weit über das Mittelalter hinaus. Indem man sich zu gleicher Zeit der Grenzen der Kunst bewußt wird, tritt das Problem der Form immer mehr in den Vordergrund, wird die Renaissance weniger eine Wiedergeburt der Antike als eine Rückkehr zur Natur. In dem Streben zur absoluten Form liegt Donatellos Bedeutung, das andere wird fein an dem Gegensatz von Ghiberti und Brunelleschi erhärtet. Damit bedeutet, so seltsam das klingen mag, die Renaissance eine eigentliche Absage an die Architektur. Plastik und Malerei übernehmen die Führung. Klar tritt die überragende Rolle von Giotto, Giovanni Pisano, den Knapp mit Grünewald vergleicht, Masaccio, der die räumliche Macht der plastischen Form in der Malerei entdeckt, Piero, der die Farbe zur atmosphärischen Substanz werden läßt, und Mantegna hervor. Als Wegebereiter des Cinquecento erscheinen Perugino und Ghirlandajo. Indem das plastische Formprinzip in der Renaissance zum Siege gelangt, muß auch die Architektur das Formprinzip der Plastik in sich aufnehmen, und Michelangelos Kuppel ist das genialste Dokument, die architektonische Baumasse zu bezwingen.

Mit ungeheurer Kraft hat Knapp seinen Stoff gebändigt, und mehr als 300 Abbildungen erleichtern es, seinen Ausführungen zu folgen Bedauerlich bleibt nur, daß einzelne Bilder allszusehr verkleinert sind, und daß bei den Plastiken oft die Lichtreflexe stören. Eine Reihe von Druckfehlern und Irrtümern lassen sich in einer neuen Auflage leicht bessern. Als Ganzes aber ist das Werk ein achtunggebietender Wurf, das Bekenntnis und Erlebnis bedeutet, das nicht in den technischen Vollkommenheiten den Wert des Kunstwerkes sucht. Aus diesem Grunde muß dem Buche Knapps die denkbar größte Verbreitung geschaffen werden. Wo aber gehört es mehr hin als in die Hand des Schulmannes! Beide haben die gleiche Absicht und das gleiche Ziel: den Stoff zu sichten und die Ewigkeitswerte herauszuheben. Das Buch Knapps ist für den Unterricht, besonders den in der Geschichte, nicht nur eine Quelle reicher Belehrung und Förderung, sondern unmittelbarer seelischer Bereicherung. Daher sehen wir dem folgenden Bande, der den 'Sieg des Malerischen im Bilde' bringen soll und die Zeit der Hochrenaissance, des Barocks und des Rokoko umfaßt, mit ungeteiltem Interesse entgegen.

Otto H. Brandt.

(27. Januar 1922)

ZUR ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER KLASSISCHEN ALTERTUMSWISSENSCHAFT IN DEUTSCHLAND

Eine geschichtsphilosophische Betrachtung

Von Hermann Schneider

In den letzten beiden Jahren ist eine Reihe von Werken erschienen, die neue Wege zum klassischen Altertum weisen wollen.[1] Sie haben gemeinsam, daß sie in der Art der Arbeit (Methode) die gefühlsmäßige Erfassung des Altertums stark betonen im Gegensatz zu verstandesmäßiger Herstellung und Ausdeutung der Denkmäler, und daß sie im Stoffe die wider- und überverständigen (irrationalen) Elemente als die wesentlichen und beherrschenden bevorzugen im Gegensatz zu den 'begrifflichen'. Die Verfasser stehen großenteils in scharfer Kampfstellung gegen die 'herrschende Richtung' in der klassischen Philologie; sie fühlen sich geradezu als Propheten einer neuen, echten, lebendigen und mit dem Leben versöhnten Wissenschaft. Und sie werden dabei getragen von einem allgemeinen Zug unserer Zeit, die überall zum Leben strebt. Nietzsche (geb. 1844), der Philosoph des Lebens, ist ihr anerkannter Meister.

In der Tat sind sie durchweg Nietzscheschüler, nicht nur in der allgemeinen Einstellung zu 'Leben' und 'Wissenschaft' als Werten, sondern auch in der besonderen Arbeit an der Seite der hellenischen Kultur, die Nietzsche in seiner Schrift: 'Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik' der Altertumswissenschaft erschlossen hat. Dies Werk ist vor 50 Jahren (1870/71) aus der leidenschaftlichen Hingabe an Schopenhauers Philosophie, an Wagners Musik und Person und an die Altertumswissenschaft entstanden; aus lebendigster Gegenwart und einem großen Wissen vom Altertum geht eine philosophische Arbeit hervor, in der die Zeitbeziehungen bewußt und stark betont werden: auf die Gegenwart will Nietzsche wirken, als Verkünder eines kommenden Zeitalters des Mythos und der Tragik in Deutschland tritt er auf, das einem 'alexandrinischen' Zeitalter lebensfremder einzelwissenschaftlicher Geschäftigkeit und blutloser flacher Zufriedenheit ein Ende bereiten soll.

Die Kultur der Hellenen, von ihm gesehen, war zwar auch verstandesklar, maßvoll und heiter, wie sie bis dahin erschien — besonders seit Sokrates, mit

[1] Die Bekanntschaft mit diesen Werken und die Anregung zur Anwendung älterer geschichtsphilosophischer Gedanken auf die Geschichte der Altertumswissenschaft verdanke ich einem Vortrag von Hans Leisegang, den die Leser der 'Neuen Jahrbücher' im vorigen Heft als Aufsatz umgearbeitet finden; auch mein Aufsatz war zunächst ein Vortrag, gehalten im Verein für klassische Altertumswissenschaft zu Leipzig, und schloß an den Vortrag von Leisegang an.

dem ihr Verfall beginnt; vor dem Verfall, auf ihrem Weg zur Höhe und auf der Höhe, war sie voll dunkler Trieb- und Gefühlsschwere, maßlos und schwermütig, heldenhaft bestrebt, sich zur Lebensbejahung durchzutäuschen und durchzuringen. Das Hellenentum Homers, der bildenden Künste und des Sokrates hat seine notwendige Ergänzung im Hellenentum der Mänaden, des Musikdramas und der gottbegeisterten Seher; ist das Hellenentum apollinisch — einmal, als es jung und lebendig war, war es dionysisch.

Diese Erkenntnis bedeutet zunächst die Erschließung eines neuen Arbeitsgebiets, der hellenischen Mystik, für die Altertumswissenschaft. Dann bringt sie eine neue Anregung zur entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung[1]): wo die Tragödie entsteht, nach Homer, vor Perikles, liegt die Zeit, in der alles eigentlich Hellenische keimt und erblüht, mit Sokrates beginnt das Absterben bewußt zu werden; lebendige Völker sind gefühlsstark, dunkel, absterbende werden verständig, klar, maßvoll und heiter. Endlich haben wir in der Gegenüberstellung des tragischen, schwermütig-heldenhaften, künstlerischen Menschen und des theoretischen, begrifflich-heiteren, wissenschaftlichen Menschen eine erste allgemeine Wertung des Denkers Nietzsche für die Gegenwart, den Schritt vom toten Wissen als Wert weg zum lebendigen Schaffen aus erregtem Gefühl.

Die Form, in der diese Gedanken auftreten, ist wissenschaftlich; wir haben Begriffsbildungen, allerdings in ungewohnt schöner Sprache vorgetragen; überall wird mit unterscheidenden Entgegensetzungen und mit Gleichungen, die aufs Gemeinsame gehen, gearbeitet. Aber die Wissenschaft, der die Schrift angehört, ist Philosophie, nicht Philologie.

Das hat einer der begabtesten Vertreter der herrschenden Fachwissenschaft, U. v. Wilamowitz, sofort erkannt und mit lautem Hohn unter dem Schlagwort der 'Zukunftsphilologie' öffentlich geltend gemacht. Ohne Frage mit Recht — das war weder in der Arbeitsart noch im ganzen Inhalt und der äußeren Gestaltung Arbeit, wie sie der Fachmann vom Fachmann fordern muß.

Und doch mit Unrecht: Nietzsche erschloß der Fachwissenschaft hier neue Gebiete für strenge, fruchtbare Arbeit. Das sah ein anderer Fachwissenschaftler und erwies es durch die Tat: Erwin Rohde (geb. 1845) schuf nach zwanzigjähriger Vorbereitung seine 'Psyche', ein Denkmal seiner Jugend- und Philologenfreundschaft mit Nietzsche, das der Philolog dem Philosophen nach Jahren schmerzlichster Entfremdung als einem geistig Toten gesetzt hat.

Wie Nietzsche der geborene große Philosoph, so ist Rohde der geborene große Altertumswissenschaftler, der Fachmann von Gottes Gnaden. Er war Nietzsches Freund, der jahrelang sein ganzes Leben teilte; als Freund trat er für ihn ein, als er einen Fachmann als Eideshelfer brauchte: aber er blieb dabei Fachmann. Er sah, so gut wie Wilamowitz, was an Nietzsches Arbeit nicht fachmännisch war, und ließ es weg, als er Nietzsches Hypothese fach-

[1]) Erst viel später tritt daneben die Zeit des entstehenden Christentums, der Mystik und Gier der kleinen Leute ins Gesichtsfeld des Denkers, mit derselben Gegenwartsbeziehung, aber mit umgekehrter Wertung.

wissenschaftlich auswertete. Von den Gegenwartsbeziehungen, die die 'Geburt der Tragödie' kennzeichnen, von Schopenhauer und Wagner, von den Wertungen Nietzsches findet sich nichts in Rohdes Buch, obgleich er alles mitfühlend aufgenommen hatte. In einer gründlichen und rein sachlichen Untersuchung über den Seelenkult und Unsterblichkeitsglauben der Hellenen wird das Neue, nur noch eine fruchtbare Anregung, verarbeitet. Ein ganz kleiner Abschnitt handelt von dionysischer und apollinischer Religion und anerkennt in der Annahme von Nietzsches Formel die Abhängigkeit von der 'Geburt der Tragödie', die eben ein berühmtes Buch geworden war; sonst fehlt in Rohdes Buch (soviel ich sehe) sogar der Name des Freundes.

Rohdes 'Psyche' ist ein Meisterwerk der Fachwissenschaft und dadurch geeignet, als Typus fachwissenschaftlicher Arbeit der 'Geburt der Tragödie' als Typus geschichtsphilosophischer Arbeit gegenübergestellt zu werden; wir haben kaum irgendwo sonst ein so schönes Beispiel zur Erläuterung des Wesens von philosophischer und einzelwissenschaftlicher Arbeit.

Beide Autoren sind gleich alt, aus gleichen, bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, unter gleichen Zeit- und Bildungseinflüssen an der gleichen Hochschule zum gleichen Fach herangebildet, gleich gerichtet und gleich stark begabt — der Philosoph gestaltet früh einen großen Zusammenhang im Gegenstand unserer Erfahrung wissenschaftlich, den er zuerst wissenschaftlich gesehen hat; er gestaltet ihn voll leidenschaftlicher Gegenwartsbeziehung, wertend, voraussagend, fruchtbar anregend nach vielen Seiten, aber eben als anregende Mannigfaltigkeit mit der Bestimmung, zersetzt zu werden, indem er wirkt; der Philolog schafft, zwanzig Jahre später, ebenso aus dem Innersten heraus ein ganz andersartiges Werk, die genaue und vollständige Übersicht alles Stoffes, den die alten Schriftsteller für die Entwicklung des Seelen- und Unsterblichkeitsglaubens der Hellenen darbieten, eine ganz selbständige Herstellungsleistung, bewußt getrennt vom Namen des Philosophen und doch angeregt von ihm, ein Ergebnis der Nachprüfung, Verfolgung und Erweiterung seiner kühn hingestellten Forschungsannahme, die wissenschaftliche Vollendung dieser Gedanken nach einer Seite hin, deshalb eine bleibende Leistung, fertige, bestätigte wissenschaftliche Erkenntnis.

Rohde geht von Nietzsche aus, der Fachmann wird vom Philosophen angeregt; Nietzsche empfängt klar erkannte Anregungen von Schopenhauer, der Philosoph vom Philosophen. Aber den wesentlichen Kern seiner Erkenntnis hat ein anderer vor ihm geschaut: Heinrich von Kleist (geb. 1777).

Der Philosoph sieht große Zusammenhänge zuerst wissenschaftlich und gestaltet sie in Begriffen; vor ihm geht der Dichter her, schaut sie künstlerisch in Bildern und verkörpert sie in Gestalten. Kleist hat in der 'Penthesilea' die rasende Bakchantin, im 'Amphitryon' die mystische Vereinigung des Menschen mit der Gottheit und deren Tragik nach beiden Seiten, damit das Wesentliche der dionysischen Religion in Gestalten aus der hellenischen Mythologie erfaßt; er hat diese dionysischen Hellenen neben und gegen die apollinischen der 'Iphigenie' gestellt, ein 'fremdes Geschlecht', keine Griechen für Goethe. Nietzsche

hat gewiß an diese Gestalten nicht gedacht, als ihm seine wissenschaftliche Einsicht aufging — unbewußt war er vom Dichter angeregt.[1])

Wir haben in Kleist, Nietzsche, Rohde ein Verhältnis der zeitlichen Folge und Anregung, der dichterischen, ersten wissenschaftlichen und endgültig wissenschaftlichen Gestaltung eines neuen Zusammenhangs durch Dichter, Philosoph und Einzelwissenschaftler. Ist das zufällig oder wiederholt es sich in anderen Menschen und Zeiten? Wurzelt vielleicht alles Große und Eigene, was eine Kultur an Gedanken und wissenschaftlichen Ergebnissen hervorbringt, in ihren großen Dichtern, dem Ersten und Höchsten, worin ein Volkstum sich gestaltet?

Es liegt nahe, bei der Aufsuchung eines zweiten Falles zu unserem Urbild, die Richtung der Altertumswissenschaft auf ihre Entstehung zu untersuchen, die eben herrscht und von den Neuerern auf Nietzsches Spuren bekämpft wird. Wir fragen: 'Wer hat das Bild des apollinischen Griechentums als Dichter zuerst geschaut, als Philosoph zuerst gedacht?'

Der Dichter kann nur Goethe sein; der Gegensatz von 'Iphigenie' und 'Penthesilea' ist bereits erwähnt. Aber wenn wir Goethes Stellung zum Altertum nun genauer ins Auge fassen, so zeigt sich gleich, daß er mehr gesehen und begründet hat als die apollinische Seite des Hellenentums. Goethe hat in seinen großen Dichtungen, in der 'Iphigenie', dem 'Prometheus' und dem zweiten 'Faust' (um nur drei Hauptwerke aus drei Lebensaltern zu nennen), ein Idealbild höchster Menschlichkeit in Gestalten der hellenischen Mythologie geschaffen; aber dies Bild ist nicht einfach 'apollinisch'. Im Gegenteil, die apollinische Götterwelt in der 'Iphigenie' versinkt, und 'Prometheus' mußte Bruchstück bleiben, weil der menschliche Titan über seinen göttlichen Gegenspieler Zeus so vollkommen hinauswuchs, daß eine Tragödie nicht mehr möglich war. Im 'Faust' tritt dem Idealbild der Helena, der Verkörperung südlich klarer und reifer, aber gar nicht heiterer Natur im Weib, Faust selbst als reifer Mann, die Verkörperung nordischer, ins Unendliche strebender Geistigkeit, ebenbürtig zur Seite, und die ganze Welt hellenischer Ungeheuer und Unholden regt sich in der klassischen Walpurgisnacht als Gegenstück zum deutschen Brockenspuk des ersten Teils. Neben dem Dichter Goethe muß aber der Schriftsteller, der Forscher und Sammler berücksichtigt werden, wenn seine Wirkungen vollständig erkannt werden sollen, der Mann, der Winckelmann feiert und von Lessing und Herder beeinflußt ist, der die bildende Kunst seiner Zeit durch ein Ideal des Hellenentums etwas schulmeisterlich zu erziehen sucht, und der die Kultur des Altertums in ihrem ganzen Umfang, Literatur, bildende Kunst und Altertümer, übersieht und beherrscht wie keiner und künstlerisch und kulturgeschichtlich zugleich sammelt und genießt, was er als Dichter beiseite läßt.

Für Goethe ist das Altertum Ideal und Kulturgeschichte; der älteren Richtung Herders, die menschliche Ideale in der alten Kultur suchte und fand, hat Goethe in der 'Iphigenie' das vollendende Symbol geschaffen, so groß und so deutsch, daß das Altertum dahinter zurückblieb und diese Richtung dadurch

[1]) [Der Herausgeber erinnert sich aus Jugendgesprächen mit Otto Crusius, daß dieser bereits in den achtziger Jahren die gleiche Auffassung vertrat.]

überwunden wurde; einer jungen Richtung, die Kulturgeschichte wollte, gab Goethe die entscheidende Anregung und spät im Alter (nach frühen Gesichten) im zweiten 'Faust' das Symbol; schon Herders Geschichtsphilosophie wird unter Goethes Einfluß immer mehr Kulturgeschichte.

Der große Fachmann, der die Altertumswissenschaft im ganzen Umfang zur Kulturgeschichte machen wollte, ist August Boeckh (geb. 1785). Schon als ganz junger Mann hat er von einem vollständigen Bild der hellenischen Kultur geträumt (1809). Als reifer Mann hat er der Altertumswissenschaft die kulturgeschichtliche Aufgabe gestellt und den neuen Standpunkt (so sehr ihm, wie Goethe, die Alten Ideal blieben als Mensch) in der Fehde mit Gottfried Hermann öffentlich vertreten und behauptet. Neben großen Arbeiten zur Literatur hat er in grundlegenden Werken über den Staatshaushalt der Athener, die Astronomie, Chronologie und Metrologie der Alten den 'Sachen', den 'Altertümern' zur Geltung verholfen; auch die Sammlung aller hellenischen Inschriften hat er in die Wege geleitet.

Daß er von Goethe beeinflußt war, ist wohl sicher, obgleich er sich der wissenschaftlichen Abhängigkeit kaum bewußt war und in späteren Jahren seinerseits den Forscher Goethe anregte.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob ein Philosoph als Anreger vermittelt hat zwischen Goethe und Boeckh, und welcher. Fraglos ist ein Einfluß Kants (oder Fichtes) auf den Versuch Boeckhs, die Philologie in der Wissenschaftslehre abzugrenzen; auch ein Einfluß Herders ist wohl sicher zuzugeben; die 'Ideen' Herders enthalten ein starkes kulturgeschichtliches Element, das der Fachmann wohl verselbständigen konnte. Vielleicht aber darf auch geradezu von einem Einfluß des Denkers auf Boeckh gesprochen werden, der Goethes kulturgeschichtliche Anregungen gedanklich vollendet; Hegel (geb. 1770) könnte Boeckh angeregt haben.

Hegels Hauptwerk, die 'Phänomenologie des Geistes', erschien 1806, drei Jahre vor den ersten Träumen des jungen Philologen von der Herstellung der ganzen hellenischen Kultur; sie war lang erwartet und erregte Aufsehen; bei dem damaligen Aufnahmevermögen der Gebildeten für Philosophie ward sie schnell wirksam. Daß Boeckh eine etwa empfangene Anregung nicht betonte, entspräche dem Verhalten Rohdes gegen Nietzsche; er fühlte sich mit Recht ganz selbständig und mußte den Gegensatz um so stärker unterstreichen, je mehr Hegel Mode und eine Gefahr für die jungen Philologen wurde.

Um aber die Möglichkeit der Beeinflussung Boeckhs, des strengen Fachmanns, durch Hegel, der auch heute noch leicht als allzu kühner Gedankenbaumeister erscheint, ganz verständlich zu machen, müssen wir uns klar darüber werden, was Hegel seiner Zeit bedeutete. Er war für sie keineswegs der gewalttätige Dialektiker, der die Wirklichkeit in ein formales Schema preßte — daß er späteren Fachleuten so erschien, ist sein Philosophenschicksal; der Kern war gegessen, soweit er genießbar schien, nun sah man nur noch Schalen und Ungenießbares. Für seine Zeit war Hegel der erlösende Zusammenschauer, der die unübersehbare Fülle neuer Gedanken, die Goethe und Schiller, Kant,

Fichte und Schelling gebracht hatten, einheitlich übersehbar machte in einem Entwicklungsschema einfachster Art; er war der Mann der vollen, lebendigen Wirklichkeit, der Ideal und Leben zur Versöhnung brachte: bis dahin gab es große Gedanken und Forderungen der Dichter und Denker und eine Wirklichkeit, die veraltet und unbefriedigend war (die Romantiker waren in diesem Zwiespalt ins Allzupersönliche und Phantastisch-Religiöse abgeirrt), nun traten klare, lösbare Aufgaben hervor, für die Wissenschaft, für den Staat — man konnte die großen Gedanken wenigstens teilweise in Taten umsetzen.

Für die Altertumswissenschaft ist Hegel zum Anreger geworden durch seine entschiedene kulturgeschichtliche Einstellung; die Weltgeschichte ist 'Auslegung des Geistes in der Zeit'. Er hat Herders 'Ideen' als einen Hauptteil seines Systems vollends zur Kulturgeschichte der Hauptvölker entwickelt — die Volkstypen, die Ideale werden aufgelöst in Entwicklung; jedes einzelne Volk entwickelt sich in drei Stufen, jedes Ideal ist ein Durchgang, notwendig erreicht und überwunden in der Menschheitsentwicklung zur Gegenwart hin, die alle Ideale enthält, begreift, versöhnt zur Wirkung bringt, die die Vollendung, die Selbstbesinnung des Geistes auf seinen Werdegang in Freiheit, die Verwirklichung seiner Bestimmung, die vollendete Wissenschaft im vollendeten Staat, erleben soll. Die wissenschaftliche Form, das Spiel von Satz, Gegensatz und Versöhnung, gibt dem Ganzen und den Teilen die leicht behaltbare Gliederung.

Wie Nietzsches geschichtsphilosophische Gedanken aus den Gegenwartsbeziehungen und aus ihren logischen Formen gelöst werden mußten, um einzelwissenschaftlich fruchtbar zu werden, so geschah es Hegels Gedanken. Nur die schwachen und halben Fachleute blieben in seinen Äußerlichkeiten hängen und vergewaltigten den Stoff von der Hypothese aus, statt die Hypothese im Stoff nachzuprüfen und umzubilden; die starken und ganzen nahmen die Anregung und warfen weg, was sie als Fachmänner nicht oder noch nicht brauchen konnten. Die entwicklungsgeschichtliche Gesamtidee, die Menschheitskultur als eines Geistes Auswirkung, trat zurück (erst heute kommt sie zur Wirkung); der Dreitakt fiel weg; aber die Kulturgeschichte der einzelnen Völker blühte auf als Entwicklungsgeschichte unter Hegels Einfluß — Otfried Müller (geb. 1797), wenn nicht Boeckh, ist von ihm befruchtet, wie Ranke in der Einführung der 'Leitideen' in die Weltgeschichte von ihm abhängig ist (die 'Leitideen' waren das von Hegels Geistesentwicklung, was damals allein fachwissenschaftlich, d. h. zur genauen Herstellung der Denkmäler brauchbar war).

Der Vertreter der herrschenden älteren Schule im Kampf gegen Boeckhs 'kulturgeschichtliche' Philologie war Gottfried Hermann (geb. 1772); ihm war die Literatur der Alten die wichtigste 'Sache' — 'die eigene Seele zu bereichern und zu veredeln', versenkt man sich ins Altertum. Menschheits- und Deutschheitswerte, unerreichte Ideale für die deutsche Gegenwart und für alle Zeiten und Völker, sucht die Schule, für die er spricht, bei den Alten. — F. A. Wolf (geb. 1759) ist der erste Vertreter dieser Facheinstellung, der Meister dieser Richtung.

Der Philosoph, der ihn angeregt hat, ist Herder (geb. 1744). Er faßt 1774 in der Schrift 'Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit' die Ergebnisse Winckelmanns, Lessings, Wielands und seine eigenen Forschungen zu einem großen Entwicklungsbild zusammen. Die einzelnen Völker des Altertums werden darin ideale Typen; der Hellene ist 'der ewige Jüngling unter den Völkern, bei dem die Kräfte des menschlichen Geistes im schönsten Eben- und Unebenmaß stehen', der Römer der Mann, 'mit dem Helden mut, zu harren, zu überlegen, zu bereiten und zu tun'. Der neue große Zusammenhang ist ganz aus dem Sturm und Drang der damaligen Gegenwart gesehen, und bestimmt, auf diese Gegenwart zu wirken; der Aufklärung, dem Materialismus und der Papierkultur der Westvölker wird der Krieg erklärt.

Goethe gab dieser Philosophie ihr Symbol in der 'Iphigenie'; es ist sehr bezeichnend, daß Herders 'Ideen', 1788 erschienen, 'Menschlichkeit' als klares Ziel für die Entwicklung setzen und kulturgeschichtlich runder und mannigfaltiger geworden, gegen die Schrift von 1774 fortgeschritten sind.

Auch vor Herder haben wir deutsche Dichter, die sich mit den Alten sehr lebhaft und liebevoll beschäftigen und die Herder angeregt haben; aber sie schaffen nur Teile, die der Philosoph zusammenfaßt, auf dem Weg zum neuen, deutschen Ideal des Altertums, keine bleibenden Symbole dafür. Hier ist Lessing (geb. 1729) zu nennen, der im 'Philotas' das Römertum zum schwärmerischen Hellenentum weitertreibt, und im 'Laokoon' und der 'Hamburgischen Dramaturgie' sich der Verwandtschaft des neuen Deutschtums mit den Hellenen aus tieferem als französischem Verständnis bewußt wird; auch Wieland (geb. 1733) darf nicht vergessen werden.

Neben diesen Dichtern steht aber, als der Älteste, am Anfang dieser Zeit ganz deutscher Altertumswissenschaft ein 'Fachmann' allerersten Ranges, Winckelmann (geb. 1717). Allerdings ein Fachmann ganz eigener Prägung, ohne Schulvorbildung im strengen Sinn, Vertreter eines Faches, das er erst schaffen will; ein nachgeborener Hellene, wie ihn Goethe schildert, ein vorgeborener Deutscher, der das Ideal eines neuen Deutschtums empfindet als Gegensatz zu seinem deutschen Vaterland, als Hellenentum der edeln Einfalt und stillen Größe. Die hellenische Kunst ist ihm Ideal — und doch sieht er sie schon geographisch bedingt und geschichtlich entwickelt.

Wir sind auf unserem Weg aufwärts in vergangene Jahrhunderte an die Stelle gekommen, wo die Geschichte der Altertumswissenschaft Deutschland, als ein Hauptgebiet, eben betritt (von Reuchlin, Erasmus und den andern Humanisten des XVI. Jahrh. in Deutschland kann in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein; sie gehören einem andern Deutschland an). An dieser Stelle fehlt der große Dichter natürlich, er entsteht erst aus der Kulturwelt der großen Vorklassiker, die sich als Deutsche vom beherrschenden Französischen lösen, besonders auch, indem sie sich im Altertum suchen.

Daß aber hier am Anfang ein großer Fachmann stehen kann, erklärt sich nur dadurch, daß die Wissenschaft in dem neuzeitlichen Europa von Volk zu Volk fortschreitet und daß sie vom Altertum ererbt ist: bei den älteren Kultur-

völkern der Neuzeit, bei Engländern und Italienern, müssen wir die Philosophen und Dichter suchen, die den Fachmann Winckelmann angeregt haben — oder bei den Alten selbst. So steht am Anfang der neuzeitlichen Astronomie der Fachmann Kopernikus mit einer großen Einsicht, die bei den Pythagoreern ihre philosophische Vorstufe hat; und am Anfang der neuzeitlichen Physik finden wir Atomisten — Fachmänner, die von Demokrit angeregt sind.

Drei Zeitalter der Altertumswissenschaft haben wir seit etwa 1750 in Deutschland erlebt: das erste ist das Zeitalter Herders, der von Winckelmann, Lessing und Wieland herkommt und in F. A. Wolf den großen Fachmann findet; ein Zeitalter der Idealisierung des Altertums, das Urbilder der Menschlichkeit, Schönheit, Weisheit und Bürgerlichkeit liefert;

das zweite Zeitalter ist das Hegels, Goethe ist sein Dichter (allerdings auch der des ersten), Boeckh sein erster großer Fachmann, ein Zeitalter des Überwiegens der kulturgeschichtlichen Betrachtung des Altertums, zuletzt der reinen Kulturgeschichte;

das dritte Zeitalter ist das Nietzsches, von Kleist begründet, von Rohde fachmännisch eingeleitet; das Gefühlsmäßige, Irrationale im Hellenentum wird Gegenstand der Forschung, menschlich Lebendiges wird ersehnt.[1])

Jedes dieser Zeitalter geht aus dem vorhergehenden hervor, benutzt die Ergebnisse seiner Arbeiten, dankt nicht dafür, sondern fühlt nur den Gegensatz und seinen 'Fortschritt'.[2]) Am Anfang des zweiten Zeitalters steht die Fehde zwischen Boeckh und Hermann, am Anfang des dritten die von Rohde und Wilamowitz.

Wenn die jüngsten Nachfolger Rohdes heute die 'alte Richtung' ganz verwerfen, obgleich sie ihre Ergebnisse verwerten, so haben sie ein Recht des Herkommens für sich oder ein Kriegsrecht, das nur die eigene Fahne kennt; auch wenn sie einseitig sind und nun überall nur Gefühl und Mystik im Hellenentum finden.

Anders liegt die Sache, wenn sie mit Prophetengebärden daherkommen, eine neue Methode an Stelle der alten setzen wollen und von ihren Entdeckungen eine Versöhnung von Leben und Wissenschaft erwarten.

Das gefühlsmäßige Sichversenken in die Denkmäler (z. B. um ihre 'innere Form' zu erfassen) ist gewiß eine Bedingung für fruchtbare wissenschaftliche Arbeit, die besonders zum Bewußtsein kommt, wenn man das Irrationale in einer Kultur erschließen will; wer über Mystik und ihre Ekstasen arbeiten will, muß

---

[1]) Natürlich geht von Winckelmann an eine Reihe von rein fachmännischen Anregungen und Abstoßungen vor sich; in einer Geschichte der Altertumswissenschaften muß sie genau untersucht werden; hier, wo gezeigt werden sollte, wie die Fachwissenschaft eines Volkes in ihren Hauptrichtungen im Besten, was ein Volk besitzt, seiner klassischen Dichtung, verankert ist, durfte dies vernachlässigt werden.

[2]) Ein Gesetz kommt hier zur Geltung, das Hegel entdeckt hat: in Satz, Gegensatz und Versöhnung beider schreitet die menschliche Erkenntnis fort; die Bildung ausschließender Gegensätze stellt die Leidenschaft, die Rechthaberei in den Dienst der Forschung und erschöpft so den Gegenstand mit Hilfe unserer Allzumenschlichkeiten.

sich das mystische Erlebnis nachfühlend vergegenwärtigen (aber immer als Forscher, sonst bleibt er im Erlebnis stecken, unfähig, wissenschaftlich seiner Herr zu werden). Die Bedingung ist aber psychologisch, nicht logisch, und sie muß ebenso erfüllt werden bei der Arbeit über ein ganz rationales Gebiet der Kultur, wie bei der über Mystik. Der Gegensatz ist nicht der von 'alter' und 'neuer' Methode, sondern von Psychologie und Logik des Forschens und von fruchtbarer, innerer Arbeit und unfruchtbarer Kärrnerei.

Wer sich nicht in seinen Stoff einlebt, einfühlt, mit ihm eins wird, der wird ihn nicht fruchtbar bearbeiten können, ganz gleichgültig, ob der Stoff geometrische Figur oder Erlebnis eines Künstlers ist, ob die Lampen der Alten oder eine Statue des Phidias, die sprachliche Form eines Regierungserlasses oder ein Mysterium hergestellt werden sollen. Alle bedeutenden Fachmänner aller drei Zeitalter haben das Altertum mit dem Gefühl erfaßt, Winckelmann und Wolf, Boeckh und Hermann, Rohde und Wilamowitz; nur dadurch sahen sie Neues und konnten andere begeistern. Nur bei den unbedeutenden ist ein leeres, äußerliches Zusammensetzen an die Stelle fruchtbarer Gestaltung getreten.

Einfühlen muß man sich, selbstverständlich, das gibt den psychologischen Zustand, aus dem die Arbeit fruchtbar wird — aber diese psychologische Bedingung der Forschung braucht dem Forscher nicht bewußt zu sein, ja, sie kann, allzubewußt geworden, stören. Das Einfühlen ist eine Gabe, man kann sie nur haben oder nicht, man kann nichts dazutun, als immer wieder an die Quellen, die Denkmäler, gehen und sie studieren: hier beginnt das Lehr- und Lernbare, deshalb beginnt die Methode, die Logik des Forschens, mit der Empfehlung solchen Fleißes. Methode lehrt weiter, wie man einen Stoff sammelt und übersehbar ordnet, wie man klar fragt, um klare Antworten zu bekommen, wie man störende Meinungen und Leidenschaften fernhält. Auch das gehört in die Logik, daß bei aller wissenschaftlichen Arbeit Begriffe gebildet werden, daß Begriffsbildung Ziel und Wesen aller Wissenschaft ist.

Wenn die Neuerer 'gefühlsmäßiges Erfassen' als 'neue Methode' der alten 'toten Begriffsbildung' gegenüberstellen, so zeigen sie, daß sie Psychologie und Logik des Forschens nicht unterscheiden können und von der Aufgabe der Wissenschaft unklare Vorstellungen haben. Es gibt nur eine Methode der Philologie, die lang und erfolgreich geübte, exakte Methode, und verschiedene Gebiete, auf die sie angewendet wird; mag in einem Sondergebiet oder für einen einzelnen das gefühlsmäßige Versenken bewußter oder weniger bewußt sein, das Verfahren wird immer Begriffsbildung, das Ergebnis werden immer Begriffe sein müssen.

Ebensowenig wie die Neuheit der Methode und der Kampf gegen den Begriff ist die Hoffnung der Neuesten erfüllbar, durch gefühlsmäßige Erfassung der Gefühlswelt der Alten Wissenschaft und Leben zu versöhnen. Auch dabei spukt die falsche Anwendung neuerer psychologischer Erkenntnisse und das allgemeine gläubige Vertrauen unserer Zeit auf Psychologie herein. Weil wir gelernt haben (von Schopenhauer angeregt), daß dunkle Triebe und Ge-

fühle unser Handeln vielfach beherrschen, sind uns die Triebe und Gefühle der Alten augenblicklich interessant; weil im Gefühl Fremdes sich manchmal leichter aneignen läßt, hofft man, das Altertum, das uns fremd werden will, so wieder zu gewinnen. Aber das ist irrig: das Gefühlsleben der Alten verkörpert sich überall, im Rationalen wie im Irrationalen — wem das Rationale fremd ist, dem wird auch die Mystik und die 'innere Form' des Altertums zuletzt nur ein Stück fremder Kulturgeschichte sein.

Allerdings geht durch unsere Zeit ein Sehnen nach Lebendigem — aber die Deutung dieses Sehnens bei den Jungen ist falsch: es gilt nicht dem Gefühl und der intuitiven Welterfassung, es gilt der lebendigen Tat; es wendet sich nicht gegen den Begriff, sondern gegen alle Wissenschaft und Kunst, die Selbstzweck sein oder nur der persönlichen Kultur dienen will; es will keine Theorie mehr und kein Artisten- und Genüßlertum, sondern Praxis, Praxis im Dienst des Volks und des Staats.

Wir stehen am Ende eines Zeitalters der Theorie in unserer deutschen Kultur; seit 1870 ist bei uns eine ungeheure Masse von Einzelwissen und Einzelkunst, von technischen Errungenschaften, von Einzelbildung und Einzelreichtum aufgehäuft worden; gleichzeitig hat sich die Welt der Werte, die Hegel aus unserem klassischen Zeitalter nutzbar gemacht hatte, aufgelöst — politisch, wissenschaftlich waren sie zumeist Erfüllung geworden: der bürgerliche, kleindeutsche Staat Bismarcks, die blühende deutsche Wissenschaft waren solche Erfüllungen, in einer Wirtschaftsblüte ohnegleichen, in einer Blüte der Technik genoß man sie aus. In der allgemeinen politischen Müdigkeit und im wachsenden Wohlstand lebte jeder sich selbst; das Ideal der Theorie, der Wissenschaft und Kunst für sich, der Persönlichkeit, die sich genießt, und der rücksichtslosen Sorge jedes einzelnen, jedes Standes für sich selbst gehören zusammen; immer romantischer lebte man, dem Ich, der Theorie und Kritik und dem Gewinn — jeder nach Anlage, ohne die anderen. Manches Neue und Gute hat diese Zeit gebracht — an erster Stelle die Öffnung der Quellgebiete in unserem klassischen Zeitalter, die bis dahin verschlossen geblieben waren, ein tieferes Verständnis Goethes, Schillers, Kleists, Kants, Fichtes, Hegels; neue Ideale eines großdeutschen und sozial gerechten Staatslebens da und dort (wenn auch als Klassenideale); eine hohe persönliche geistige und materielle Kultur und viel Fachtüchtigkeit in allen Gebieten. Aber zuletzt war alles nur zersetzend wirksam. Nun kam über diese Romantik, wie über die von 1806, der Zusammenbruch — wir stehen vor der Aufgabe, aufzubauen, aus dem Wust von Einzelwissen und -kunst eine deutsche Bildung, aus den Genießern und Verdienern einen deutschen Staat, aus den Ergebnissen der letzten 200 Jahre eine deutsche Kultur zu machen.

Das kann nur geschehen durch Wertung, durch Auswahl des Wertvollen, durch Verwerfung alles Unnötigen oder Hinderlichen; wir ziehen die Summe für unser Volkstum und seine werdende Kultur: 'Was hat für unser Volk, für seine Gegenwart und Zukunft bleibenden Wert?', das ist die Frage, mit der wir an alle Ergebnisse der Vergangenheit herantreten, unsicher noch, denn das

Ideal, von dem aus wir kritisieren, ist erst im Werden, aber entschlossen, ganze Arbeit zu machen.[1])

Für die klassische Altertumswissenschaft bedeutet diese Wendung eine Rückkehr zu ihren Anfängen in Deutschland. Wenn die Winckelmann, Lessing, Wieland, Herder, Goethe das klassische Altertum mit dem Herzen erfaßten, es nicht nur bewundernd, sondern liebend neu zu beleben suchten, so geschah das, weil sie sich selbst, deutsches Wesen in ihm fühlten, weil sie sich, als Deutsche, an ihm finden und entwickeln wollten. In jeder Wiederbelebung eines älteren Volkes sucht das junge Volk nur sich selbst; die Verwandtschaft oder vermeinte Verwandtschaft soll ihm Halt und Richtung geben, zu sich selbst hinzukommen; aus dieser Verwandtschaft und diesem Ziel, sich zu finden, erklärt sich die Anteilnahme, die verstehende und belebende Kraft für dies Fremde und längst Abgestorbene.

In der großen Folge der Wiederbelebungen des Altertums durch die neuzeitlichen europäischen Kulturvölker in ihrer jeweils klassischen Zeit und der folgenden Wissenschaft ist uns Deutschen die Wiederbelebung der Hellenen besonders zugefallen, weil unser deutsches Wesen, unsere theoretische Anlage, unsere mystischen und monistischen religiösen Regungen, unser Zug zu reiner, edler Menschlichkeit, hier vorgebildet lag. Wie das Christentum sich bei uns eingebürgert hat, weil es in seinem Kern deutschem Wesen verwandt war, so das Hellenentum; nicht trotzdem sie fremd sind, sondern weil sie sind wie wir, sind sie deutsch geworden; sie haben nichts gebrochen, sondern das Deutsche voll entfaltet.[2])

Darum fand die Idealisierung des Altertums so vollen Anklang, darum die hellenische Kultur so schnelle Aufnahme bei allen Urteilsfähigen: die ewigen Menschheitswerte, die edle Ruhe in der Kunst, die freie dienende Einordnung in den Staat, das sind unsere deutschen Ziele, nicht ewig unerreichbar, sondern mit der Seele gesucht, und zu erreichen. Die Auslegung dieser Menschheitswerte in den Alten war nichts als Auslegung deutschen Wesens.

Zugleich aber mit dem Ziele, uns im Altertum zu finden; aus der Anlage, die hier eine Verwandtschaft ergab, war uns Deutschen im Kreis der Völker die wissenschaftliche Aufgabe gestellt, die Kulturgeschichte der Menschheit zu schaffen, d. h. uns den Unterschied aller Völker, auch der Hellenen, von uns unbeteiligt bewußt zu machen (andere Völker durften wissenschaftlich beim Gemeinsamen stehen bleiben).

Als durch unsere Klassiker das deutsche Wesen sich in großen Symbolen gestaltet hatte, da trat diese Aufgabe (angelegt schon bei Winckelmann und Herder) für die Fachwissenschaft beherrschend hervor — die Altertumswissenschaft wurde Kulturgeschichte.

---

[1]) Hier liegt der Sinn der 'Umwertung aller Werte' für unser Volk: Nietzsche hat auch hier das Schlagwort geschaffen, er hat vorgefühlt und vorgewollt eine deutsche Kultur, die europäische Kultur werden sollte.

[2]) So haben die Engländer sich am alten Rom der Kaiserzeit entwickelt: es ist nicht Zufall, daß Shakespeare große Römer, aber keine großen Hellenen darstellen kann.

Es lag im natürlichen Lauf dieser Entwicklung, daß sie die Idealisierung des Altertums, seine Verdeutschung, immer mehr erkannte und abstreifte; während der erste gemeindeutsche Staat in die Wirklichkeit trat, ward das Idealaltertum wissenschaftlich erledigt; die Auslegung der 'Menschheitswerte' erschien nun als unwissenschaftliche Kindlichkeit; unbeteiligt, ohne Liebe und Haß, wie ein Naturforscher, als Völkerkundler, wollte der Altertumswissenschaftler im jungen deutschen Reich feststellen, was Hellas wirklich war.

Große wissenschaftliche Aufgaben waren hier gestellt und sind gelöst worden; deutscher Fleiß, deutsche Gründlichkeit, deutsche Hingabe an die Denkmäler hat Wunder getan in der sachlichen Herstellung der alten Kulturen; niemals hat man mehr gewußt von den alten Hellenen und Römern als in unseren Tagen, mehr davon, wie sie wirklich gelebt, gefühlt und gedacht haben; niemals sah man diese Kulturen so im einzelnen genau, und doch ging die große Übersicht, die Entwicklungslinie nicht verloren.

Hierin liegt die Größe — und die Grenze dieser wissenschaftlichen Leistung: Durch ihre Sachlichkeit hat die Altertumswissenschaft als Kulturgeschichte die enge Beziehung des Altertums zu uns nicht gesteigert, sondern aufgelöst; diese Hellenen in ihrer kulturgeschichtlich so klaren und wissenschaftlich so interessanten Sonderart sind uns Deutschen fremd geworden; der Gelehrte hat seine Freude an ihnen, dem Volk bedeuten sie so gar nichts.

Die Erschließung der hellenischen Mystik und Gefühlswelt ist nur ein letztes Ausbauen der Kulturgeschichte — sie muß mit der Erkenntnis enden, daß auch der dionysische Hellene kein Deutscher ist, daß Kleists Achill und Penthesilea so wenig Hellenen sind als Goethes Orest und Iphigenie. Auch dies Stück hellenischer Kultur wird als bloße Kulturgeschichte eines fremden Volkes bald nicht mehr begeistern.

Was kann die Altertumswissenschaft dem deutschen Volk unter diesen Umständen heute noch bedeuten?

Für kleine Kreise kann sie eine Kulturgeschichte des Altertums, ein schönes Stück Entwicklungsgeschichte der Menschheit geben, genau und reich, lebendig und reizvoll. Dem ganzen Volk (nicht einem kleinen Kreis von Gebildeten, die Stand, Geld oder Zufall bestimmen) muß sie die Meisterwerke der Hellenen deutsch auslegen, mit reicherer Kenntnis des Kulturgeschichtlichen als im XVIII. und der ersten Hälfte des XIX. Jahrh., mit Hinweis auf die Unterschiede im Volkswesen, vor allem aber mit Betonung der Menschheits- und Deutschheitswerte, der Deutschheitswerte, die Menschheitswerte sind; dessen, was Winckelmann und Lessing, Herder und Goethe, Schiller, Hegel und Kleist begeistert hat.

Die Altertumswissenschaft als Kulturwissenschaft bleibt eine Sache kleiner Kreise, Sache der Theoretiker, der Forscher und gelehrten Feinschmecker, der Artisten verfeinerten Menschentums und der voraussetzungslosen Internationalen; die Altertumswissenschaft als Wissenschaft von dem, was uns Deutschen lieb und wert ist am Altertum, weil es unseren Großen geholfen hat, deutsch zu werden, weil es uns fördert im Deutschsein und Menschsein, muß Volkssache werden.

DIE DICHTERISCHE TECHNIK IN VERGILS BUKOLIKA

Von Günther Jachmann

Vergils Eklogen sind Gebilde zart wie Regenbogen. Sie schillern in vielen Farben und scheinen gar oft zu zerrinnen, wenn wir fest zufassen, um uns ihrer begreifend zu bemächtigen, und mit der Schärfe des Verstandes in sie eindringen. Darum gehören sie zu den schwierigsten Gedichten der römischen Literatur. Wesentlich bestimmend für ihren Charakter ist ihre Abhängigkeit von den griechischen Mustern, Theokrit und was Vergil dafür ansah, das geflissentliche Verbergen hinter einer fremden Maske, neben der und durch die hindurch doch fortwährend Züge eines anderen Wesens hervorschauen. Dies Spiel mit Fremd und Eigen erschwert die Beurteilung ungemein, ganz zu schweigen von der Wertung. Andrerseits bildet das Bestreben, die Originalität des römischen Dichters gegenüber seinem griechischen Muster zu erkennen, eins der besten Mittel sich über wichtige Seiten der spezifischen Wesensart dieser Poesien überhaupt klar zu werden, und da ich versuchen möchte, das Verständnis der Eklogen im allgemeinen in einigen mir wesentlich scheinenden Punkten zu fördern, so gehe ich von einer Darstellung dieses Verhältnisses aus.

Es ist nachgerade jedem klar, daß jene Methode, durch die man bis vor einiger Zeit die Art der Abhängigkeit Vergils von Theokrit glaubte deutlich machen zu können — Beischreibung der wirklichen oder vermeintlichen Muster zu den einzelnen Versen[1] —, bestenfalls Material für eine wirkliche Untersuchung und Darstellung dieser Abhängigkeit liefern kann: die wahre Erkenntnis der Kunst des Dichters liegt jenseits alles dessen, sie überragt als zartes Gewächs den Untergrund des Wissens um diese Tatsächlichkeiten. Weiter, daß jene Methode in einem Übermaß von Spürsinn oft weit übers Ziel hinausgeschossen hat und daß gerade das Bestreben, Vergil 'aus Theokrit' zu erklären, vielfach dem richtigen Verständnis hinderlich geworden ist, das ist ebenso bekannt. Ich rechne also nicht darauf, jedem lauter Neues zu sagen, denke indessen, unbeschadet der Versuche Früherer[2], in bewußter Beschränkung auf das Wesentliche, manches Einzelne schärfer und das Allgemeine mit mehr Systematik zu erfassen und zu umfassen. Das Wesentliche aber sind nicht die Einzelzüge als solche, sondern die Motive oder Einzelzüge, sofern sie durch die Art ihrer Verwendung die Bedeutung von Motiven erhalten und dadurch konstitutiv für Geist und Wesensart des Ganzen werden. Das ist die eine Beschränkung. Die andere geht die Auswahl der Objekte an: ich habe im wesentlichen überhaupt nur die im engeren Sinne bukolischen unter den Eklogen[3]

[1]) P. Jahn, Progr. Kölln. Gymn., Berlin 1897, 1898, 1899, und in seiner erklärenden Ausgabe (1915).

[2]) Zuletzt A. Klotz, Neue Jahrb. 1920 XLV 145.

[3]) Die Erklärung der sechsten wird an anderem Orte erscheinen.

im Auge, und da ich aus naheliegenden Gründen auch diese nicht alle einer eingehenden Besprechung unterwerfen kann, so greife ich ein paar heraus, um an ihnen zu zeigen, was im Grunde für alle gilt.

Zuerst die dritte, als eine der ältesten und als eine solche, in der der Anschluß an Theokrit ein verhältnismäßig sehr enger, weitgehender ist. Benutzt hat Vergil hauptsächlich drei Gedichte: das IV., V. und VIII., das ihm natürlich für theokritisch galt. Von ihnen sind die zwei letzten Wettgesänge, die beide zur Entscheidung kommen, das IV. ein einfaches Gespräch zweier Hirten ohne eigentlichen Vorgang. Aus ihm hat Vergil die beiden Eingangsverse übernommen, gleich im 3. aber beginnen die Verschiedenheiten: der Vorwurf des heimlichen Melkens der anvertrauten Tiere, bei Theokrit als Frage, bei Vergil als Behauptung eingeführt, wird dort verneint, hier bejaht (*tamen* 7). Dort soll es allabendlich geschehen, hier zweimal stündlich, also mit einer Übertreibung, die eine physische Unmöglichkeit schafft und die schlichte Naturwahrheit Theokrits in einer für Vergil charakteristischen Weise durch einen pathetisch-unrealen Zug übersteigert. Bei Theokrit fragt dann Battos nach dem Grund des Fernseins Aigons, des Herrn der Herde, und erfährt, daß er als Athlet nach Olympia gezogen ist; bei Vergil meint Menalcas den Grund der Abwesenheit Aegons selbst zu wissen: der laufe der Neaera nach, die Menalcas auch seinerseits liebt. Das ergibt das Motiv für seinen bissigen Angriff auf Damoetas, wozu die Anregung noch aus dem gleichen theokritischen Gedicht stammt, womit aber zugleich zu einem anderen, dem V., übergelenkt wird. Das IV. hat Vergil dann nur noch vereinzelt benutzt. Dort (12) brüllen die jungen Kühe vor Sehnsucht nach ihrem Herrn, der als *βουκόλος κακός* (13) bezeichnet wird, daher stammt der *alienus custos* bei Vergil V. 5, was sich aber umgekehrt gerade auf den Stellvertreter bezieht. Bei Theokrit sind dann weiter die Tiere schon ganz abgezehrt vor Sehnsucht, sie wollen nicht fressen (14 ff.). Das hat Vergil später, am Ende des Wettkampfs (100—104), benutzt, also in ganz anderem Zusammenhang, und durchaus anders gewendet:

DAM. *Heu heu, quam pingui macer est mihi taurus in ervo!*
Idem amor exitium est pecori pecorisque magistro.
MEN. *His certe neque amor causa est: vix ossibus haerent.*
Nescio quis teneros oculus mihi fascinat haedos.

Die Sehnsucht nach dem wahren Hirten bei Theokrit ist ein durchaus naturwahrer Zug. An seine Stelle setzt Vergil den sentimentalen, daß der Stier verliebt ist wie sein Herr. Das Motiv von dem Stier, der Liebesqual erleidet wie ein Mensch, ist uns geläufig, bei Ovid, Met. XIII 871 erscheint es als Gleichnis, also als angeblich allgemein bekannter Zug; bei Longos liest man (II 7, 4): *ἔγνων ἐγὼ καὶ ταῦρον ἐρασθέντα, καὶ ὡς οἴστρῳ πλαγεὶς ἐμυκᾶτο· καὶ τράγον φιλήσαντα αἶγα, καὶ ἠκολούθει πανταχοῦ*, bei Theokrit aber würde man derartiges vergeblich suchen. Es ist natürlich ganz etwas anderes, wenn um den sterbenden Daphnis nicht bloß Rinder und Stiere, sondern auch Schakale, Wölfe und Löwen klagen (I 71 ff.): das ist grandiose Phantastik wie die Trauer der Natur um Baldur, von keiner anderen als der phantasiemäßigen Realität der

ἀδύνατα, wie sie der Überschwang des Gefühls erzeugt.[1]) Es soll auch nicht etwa behauptet werden, daß die kleinlich-süßliche Affektation, die menschliche Gefühle nach Belieben auf Tiere überträgt, der Zeit Theokrits und ihrer Kunst noch fremd gewesen sei: schon Philoxenos ließ auch die Ziegen seines Kyklops in Galateia verliebt sein (nach Hermesianax bei Ath. XIII 598[e] V. 74)[2]), nur gerade Theokrit mit seinem Realismus ist das fremd, um so weniger dagegen dem empfindsamen Dichter von [Theokr.] VIII: *αἰ δ' ἂν ἀφέρπῃ* (*Ναΐς*), *χὡ τὰς βῶς βόσκων χαἱ βόες αὐότεραι* (43/48), mit dem Vergil Wahlverwandtschaft der Natur verbindet, und so hat er denn den Zug natürlicher Schilderung beim wahren Theokrit in die sentimentale Stimmung dieses Motivs beim falschen getaucht, bezeichnend für ihn und für seine Arbeitsweise.[3])

Weiter hat Vergil aus Theokrits IV. Gedicht nichts entnommen, es tritt vielmehr nun das V. als Muster in den Vordergrund. Ihm hatte er schon die Worte von dem heimlichen Melken angenähert, indem er, was dort als scherzhafte, nicht ganz ernst gemeinte Frage auftrat, in den Ton des Vorwurfs kleidete, und nach ihm ist das damit eingeleitete Wortgefecht gearbeitet. Aber wie anders! Bei Theokrit fallen Komatas und Lakon gleich mit Schimpfereien übereinander her, und die sind handfest, grob, lauter Dinge, die sie sich gegenseitig angetan haben oder angetan haben sollen, und wirken um so unverhüllter, als sie sich das alles aus der Entfernung zurufen. Bei Vergil ist, wie schon angedeutet, der Streit begründet: Menalcas ist böse auf Damoetas wegen der Rivalität Aegons bei Neaera, in Damoetas sieht er jemand, der Aegons Zwecken dient, daher sein Vorwurf. Damoetas antwortet mit der Erinnerung an eine Schande des Menalcas:

---

[1]) Ähnlich mag es auch in der Eriphanis (Ath. XIV 619[c]; v. Wilamowitz, Red. und Vortr [3] 306, 3) gewesen sein, doch sieht man da nicht deutlich.

[2]) An sich wäre also Longos I 31, 4: ἠκούσθη (nach dem Tode des Dorkon) καὶ τῶν βοῶν ἐλεεινὰ μυκήματα καὶ δρόμοι τινὲς ὤφθησαν ἅμα τοῖς μυκήμασιν ἄτακτοι nicht 'läppischer' (Rohde, Gr. Roman [2] 550, 1) als vieles Gleichartige in besserer, vorsophistischer Zeit. Es wird nur so überaus albern durch den Zusatz, in dem dies sozusagen als Nachrichtenmittel benutzt wird: *καὶ ὡς ἐν ποιμέσιν εἰκάζετο καὶ αἰπόλοις, ταῦτα θρῆνος ἦν τῶν βοῶν ἐπὶ βουκόλῳ τετελευτηκότι.* — Ähnlich nüchtern III 26, 1.

[3]) Ungemein lehrreich dafür und in diesem Zusammenhang erwähnenswert ist die Art, wie Vergil Theokrits Verse *Φαρμ.* 48: *ἱππομανὲς φυτόν ἐστι παρ' Ἀρκάσι, τῷ δ' ἐπὶ πᾶσαι καὶ πῶλοι μαίνονται ἀν' ὤρεα καὶ θοαὶ ἵπποι. ὡς καὶ Δέλφιν ἴδοιμι, καὶ ἐς τόδε δῶμα περάσαι μαινομένῳ ἴκελος* umgesetzt hat: VIII 85 *talis amor Daphnim qualis cum fessa iuvencum per nemora atque altos quaerendo bucula lucos propter aquae rivum viridi procumbit in ulva, perdita, nec serae meminit decedere nocti — talis amor teneat.* So sieht der eine Dichter die 'Liebe' der Tiere und so der andere. Und bei Theokrit ist es ein wirklich durchgeführter Vergleich, bei Vergil ein ausgeführtes Bild, das wenig geeignet ist, den verglichenen Vorgang zu veranschaulichen, dafür aber voll von Stimmungswerten, mehr um seiner selbst willen denn als Gleichnis da. — Es hieße den Wert unserer Kommentare und der Sammlungen Jahns überschätzen, wenn man ihnen zutraute, daß sie wirklich das Material für solche Betrachtungen böten: nirgends ist der Zusammenhang zwischen Vergil III 101 und Ps.-Theokr. VIII 48 erkannt trotz der so augenfälligen Übereinstimmung von *χὡ τὰς βῶς βόσκων χαἱ βόες* mit *pecori pecorisque magistro.* Vergil hat das auch sonst verwendet; vgl. II 33.

Novimus et qui te transversa tuentibus hircis
et quo — sed faciles Nymphae risere — sacello.

Die Anregung dafür boten Komatas' Worte (41):

ἁνίκ' ἐπύγιζόν τυ, τὺ δ' ἄλγεες· αἱ δὲ χίμαιραι
αἵδε κατεβληχῶντο, καὶ ὁ τράγος αὐτὰς ἐτρύπη.

aber die Behandlung ist auf beiden Seiten in sehr charakteristischer Weise verschieden: bei Vergil ist der Vorgang mehr angedeutet als ausgesprochen, in *transversa tuentibus hircis* liegt ein Zug von Humor; dadurch und durch die lächelnden, verständnisvollen Nymphen wird das Ganze in ein mildes Licht getaucht. Das obszöne Wort bleibt also nicht aus bloßer Prüderie unausgesprochen, vielmehr würde es in diese Stimmung schlecht hineinpassen. Bei Theokrit ist der Schmähende selber der aktive bei dem Vorgang gewesen, und dieser war für den anderen eine Züchtigung und eine schmerzhafte Prozedur. Was von den Ziegen und dem Bock gesagt wird, ist ohne jeden Humor, es dient nur zur stärkeren Betonung des sexuellen Moments. Alles in direkten, derben Worten ausgesprochen, ja geradezu ausgemalt und mit dem grellen Licht handgreiflicher Realität übergossen, was bei Vergil wie hinter einem Schleier erscheint. Darin soll nicht etwa ein Vorwurf für Theokrit liegen, beileibe nicht, nur fassen wir hierin einen charakteristischen Unterschied der beiden Dichter: beim griechischen ein direkter, naturhafter Realismus, naive Freude an den Vorgängen in ihrer Wirklichkeit; beim lateinischen dagegen Nichtrealismus, dafür gesättigt mit Stimmung und Gefühl, mit einem Wort: sentimentalisch.

Dem Wettgesang geht voran die Erörterung über die Preise, die bei Theokrit neuen Anlaß zu Schimpfereien gibt; bei Vergil verläuft sie in viel sanfterem Ton. Außerdem zieht er hierher die Becher nach dem Vorbild des *Θύρσις*. Dort füllt die Beschreibung des Bechers 28 Verse, es sind außer dem ornamentalen Schmuck drei Bilder darauf, Szenen aus dem Leben, sehr reizvoll und lebendig beschrieben. Bei Vergil werden die Becher des Menalcas in sechs Versen beschrieben, die des Damoetas in drei. Sie sind viel einfacher gehalten, mit Männerbildnissen verziert außer dem Rankenwerk, ja man muß sagen: weniger konnte von ihnen eigentlich nicht gesagt werden, wenn überhaupt Becher ausgesetzt wurden. Darin tritt wieder ein wichtiger Zug hervor. Bei Vergil wäre jene ausführliche *ἔκφρασις* undenkbar, er verliert sich nicht so in Details, haftet nicht so stark an den Dingen als solchen, vollends den Einzeldingen, er gibt keine Kleinmalerei, sondern zeichnet mit wenigen charakteristischen Strichen. Theokrit dagegen hat eine rein sachliche Freude an den Gegenständen und gibt sie mit bildnerischer Treue wieder, während es Vergil viel weniger auf anschaulichen Reichtum der Schilderung ankommt, sondern auf Erzeugung von Stimmung, und für deren Erhaltung könnten so detaillierte Beschreibungen gefährlich werden. Sie sind ja eigentlich ein Erbteil des Epos, was auch die Bilder der theokritischen Becher mit ihren starken Anklängen an den Schild des Achill nicht verleugnen, aber darum der Kunstart Theokrits mit ihrer epischen Sachlichkeit nicht wesensfremd. Wohl aber muß man das

von Vergil sagen, denn seine bukolische Dichtung ist ihrer eigentlichen Intention nach eher lyrisch als episch, er wirft sein Gefühl in die Welt hinaus, und was er mit ihm umfaßt, hat für ihn Realität, nicht das augenmäßig Geschaute. Trotz allem wird man nicht leugnen, daß z. B. die Beschreibung des Korbes der Europe im Epyllion des Moschos organischer steht als die Schilderung des Bechers im Gedichte Theokrits.

Wie steht es aber überhaupt mit den Preisen? Es könnte so scheinen, als ob sich Menalcas und Damoetas nicht darüber einigten. Da der Wettgesang unentschieden bleibt, kommt auf die Frage weiter nichts an, dennoch ist nicht anzunehmen, daß sie nur aufs Geratewohl lossingen, vielmehr muß man annehmen, daß Damoetas trotz der anfänglichen Ablehnung doch die Becher als Kampfpreis akzeptiert. So ist es in den *Βουκολιασταὶ β'*, wo Daphnis ein Lamm setzt, Menalkas eine Flöte setzen will. Die weist Daphnis in ganz ähnlicher Weise zurück wie Damoetas hier die Becher: auch er habe gerade so eine schöne und neue. Auch da bleibt man zunächst im unklaren darüber, ob sie sich einigen, am Schluß aber erhält der Sieger Daphnis die Flöte, d. h. er muß trotz allem Sträuben doch schließlich damit einverstanden gewesen sein. Das gleiche ist hier anzunehmen, aber es ist bezeichnend, daß Vergil gerade dem unklaren griechischen Muster folgt: Unklarheit in bezug auf das Tatsächliche an dem Vorgang paßt zur Individualität des Dichters der *Βουκολιασταὶ β'* ebenso wie zu Vergil, bei dem dies im Höchstmaß vorhanden ist, wie wir gleich erneut sehen werden.

Zwischen der Verabredung über die Preise und dem *certamen* liegt die Aufstellung des Schiedsrichters. Bei Theokrit (V. 65 ff.) wird ein *ξένος* herbeigerufen, ihm der Handel vorgetragen, jeder der beiden Komparenten ermahnt ihn, ja unparteiisch zu richten. Der eine erzählt ihm auch, wie er heiße, wem die Herde gehöre, worauf der andere ihn wegen seiner Geschwätzigkeit anfährt. Zu allem werden ungefähr 15 Verse aufgewendet, gar nichts sagt nur der *ξένος*, er übernimmt sein Richteramt schweigend. Wie ganz anders wieder alles bei Vergil! Worum es sich handelt, erfährt der *vicinus Palaemon* überhaupt nicht, man darf sich auch nicht vorstellen, daß er alles schon vorher gehört habe, denn er kommt eben erst (*venit ecce* 50). Also der Zusammenhang muß ergeben, was bei Theokrit ausführlich dargestellt wird. Das einzige, das Palaemon zu hören bekommt, ist die Mahnung, recht gut aufzumerken, was eigentlich den Abschluß einer vorangegangenen Aufforderung, Richter zu sein, bilden sollte. So bleibt also auch hier, wie so oft bei Vergil, vom Handlungsmäßigen die Hauptsache unausgesprochen, der eigentliche Vorgang muß mehr oder weniger erraten werden. Ebenso im unmittelbar folgenden. Seine Bereitwilligkeit bekundet Palaemon mit einem einzigen Wort: *dicite* (55). Dann weiter: *quandoquidem in molli consedimus herba* — also hat er sich inzwischen schon zu den Hirten gesetzt, die ihrerseits schon vorher gesessen haben, wie wir hieraus entnehmen — wenn sich der Dichter das wirklich mit Konsequenz vorgestellt hat. Daran schließt Palaemon einen Gefühlsausbruch über die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur, in zwei Versen, die geradezu wortreich erscheinen gegen-

über der Kürze und Lückenhaftigkeit, mit der der eigentliche Vorgang behandelt wurde. Er verliert sich fast ein wenig: *hunc formosissimus annus* — daß jetzt die schönste Zeit des Jahres sei, kann eigentlich nicht wohl einen Grund dafür abgeben, in die Wette zu singen, denn das kann immer geschehen, wenn überhaupt gesungen wird. Um also zusammenfassend den Vergleich mit Theokrit für diese Stelle zu ziehen: er spricht aus, was gesagt werden mußte (die Aufforderung von seiten der Hirten), und übergeht, was leicht in stummem Einverständnis gegeben werden konnte (die Bereitwilligkeit des *κριτής*); Vergil genau umgekehrt: er übergeht das erste ganz und ist verhältnismäßig ausführlich im zweiten, allerdings mit charakteristischer Abschweifung vom Vorgang als solchem in dem Schwärmen des Schiedsrichters. Auf den Ausdruck dieses sentimentalen Naturgefühls — sentimental deswegen, weil es im Munde von Hirten und überhaupt Landleuten erscheint, die es gewiß nie so empfinden und ganz gewiß nie so aussprechen würden; darin ist also auch Theokrit sentimental — kam es Vergil vor allem anderen an; dies Gefühl ist bei ihm in dieser Färbung — mit einem Beisatz von Pathetik — viel stärker als bei Theokrit, wo es wohl einmal auch ganz fehlen kann (so in den 'Schnittern').[1]) Dies Reflexionsmäßige, Sentiment-Erfüllte möglichst zu verbreiten, mit dieser Stimmung alles zu durchtränken — das ist Vergils Bestreben. Darum haben seine Hirten als Gestalten vielfach schon etwas von der gefühlvollen Bleichsucht und Blutleere der '*bergers*' der Arkadienpoesie des XVIII. Jahrh., darum läßt er die handlungsmäßige Realität des Vorgangs möglichst hinter anderen Elementen, die Träger von Stimmungswerten sind, zurücktreten, läßt sie zuweilen in einer Unklarheit, die beabsichtigt scheinen muß.

Der Wettgesang selbst erscheint bei Theokrit förmlich als eine Fortsetzung des Wortgefechts, es hagelt in ihm Vorwürfe, die z. T. unmittelbar an das Vorangehende anknüpfen (so 116 f. an 41 f., wieder mit der gleichen Derbheit). Daher wird er denn auch ganz unvermittelt angeknüpft. Vergil dagegen gestaltet in 25—27 einen der Vorwürfe bei Theokrit (5 ff.), der da unter anderen steht, gefolgt von weiteren, so um, daß er der letzte wird, und läßt aus ihm die Anregung zum Wettstreit im Gesang hervorgehen. Dieser erscheint so ganz organisch aus dem Vorangehenden entwickelt, aber auch innerlich abgesetzt und von einem durchaus anderen Ethos getragen: alle persönliche Gegnerschaft hat aufgehört, es herrscht nur noch die *ἀγαθὴ ἔρις*. Der Gesang bewegt sich in einer durchaus unrealen Sphäre, er hat etwas von der Alltäglichkeit Gelöstes, eine milde Liebenswürdigkeit liegt über dem Ganzen. Darin berührte sich die vergilische Natur mehr mit der Art der *Βουκολιασταὶ β'*, und es stammen daher die Anregungen zu Verg. 80—83, die er aber natürlich auf seine Weise umgestaltet hat. Das ist wenig, und das spezifische Ethos des Wettgesanges der III. Ekloge rührt nicht etwa aus jenem griechischen Gedicht her, sondern von Vergil selbst: darin fassen wir seinen ureigenen Geist, darin

[1]) Im *Αἰπολικόν* (V) ist die Naturschilderung (45—49) veranlaßt durch das Streben des Hirten seinen Standort anzupreisen, hat zudem einen unverkennbaren materiellen Beigeschmack.

eine der wichtigsten Seiten seiner 'Originalität' gegenüber Theokrit, wenn diese doch nun einmal in Frage gestellt ist und aufgezeigt werden muß.

Dies Element des Ätherisch-abstrakten gegenüber dem Anschaulich-konkreten bei Theokrit will ich nun noch in einigen Einzelzügen aufweisen. Dieser Dichter hat sich die beiden Hirtensänger als Individualitäten vorgestellt: Komatas erscheint um einen Grad frecher als Lakon (dafür wird er denn auch mit dem Preise gekrönt). Außerdem liebt Komatas Mädchen (88. 96. 105. 132), Lakon Knaben (90. 99. 107. 134), dies wird mit Konsequenz festgehalten. Anders bei Vergil: Menalcas ist eigentlich Knabenliebhaber (66. 70. 74), hält es aber auch mit Mädchen (67 Delia[1]), 78 und 107 Phyllis). Die Gestalten verschwimmen also, gerade wie in gleicher Hinsicht der Daphnis der *Βουκολιασταί*[2]), was sicher nicht übernommen ist, sondern hier wie dort gezeitigt durch die Übereinstimmung der dichterischen Naturen.

Mit der allgemeinen Klarheit und Eindeutigkeit Theokrits hängt zusammen, daß bei ihm der Gedankenzusammenhang, durch den immer je zwei alternierende Verse zu einer Strophe verbunden werden, stets mühelos erkennbar ist. Bei Vergil ist entsprechend seiner ganzen, oft mehr andeutenden als aussprechenden Art auch dies Gedankengewebe zuweilen so fein gesponnen und in der Materie der Sprache nur so schwach ausgedrückt, daß man es stellenweise überhaupt nicht wahrzunehmen vermocht oder gar in täppischem Zugreifen es zerstört hat. Ein solcher Fall liegt vor in 92—99.

DAM. *Qui legitis flores et humi nascentia fraga,*
frigidus, o pueri, fugite hinc, latet anguis in herba.
MEN. *Parcite, oves, nimium procedere: non bene ripae*
95 *creditur; ipse aries etiamnunc vellera siccat.*
DAM. *Tityre pascentes a flumine reice capellas:*
ipse, ubi tempus erit, omnes in fonte lavabo.
MEN. *Cogite oves, pueri: si lac praeceperit aestus,*
ut nuper, frusta pressabimus ubera palmis.

Cartault, Étude sur les bucoliques de Virg. (Paris 1897) S. 123 hat, nachdem früher andere Umstellungen vorgenommen waren, die Verse so geordnet: 92. 93. 98. 99. 94—97, und Klotz a. a. O. S. 150 hat das weiter zu begründen gesucht. Danach hängen 94/5 und 96/7 durch den gemeinsamen Gedanken zusammen, daß das Vieh vom Wasser ferngehalten werden solle, 92/3 und 98/9

[1]) Die soll ja allerdings neuerdings durchaus die Göttin Diana-Hekate sein: so Wendel, De nominibus bucolicis (Leipzig 1901) S. 50 mit Berufung auf Pharmakeutr. 12. 35 und Vergil VII 29. Dann könnte man ja auch etwa Äneis VI 257: *visaeque canes ululare per urbem adventante dea* heranziehen. Oder haben die Hunde des Menalcas ein besonderes, ein vertrauliches Verhältnis zu Diana-Hekate? Lebt er mit ihr auf vertrautem Fuß und ist sie bei ihm ein ständiger Gast? — Klotz a. a O. 149, 2 sagt: '*Delia* ist natürlich Diana . . , nicht etwa eine Freundin des Menalcas, wie Deuticke-Jahn wollen [und übrigens alle Erklärer seit Heyne]. Was soll die in diesem Zusammenhang?' Kehrt man das alles um, so hat man das Richtige.

[2]) Ich lese V. 56, wie er bei Wilamowitz steht, mit den Emendationen von Graefe und Meineke.

aber haben gemeinsam die Anrede an die Burschen und behandeln beide die Gefahren, die der Herde drohen, die einen die von der kalten Schlange, die anderen die von der Sonnenglut. In der Tat ist es ja für einen ersten Blick verführerisch, in den *pueri* 93 und 98 die gleichen Personen zu sehen, wer aber bei so oberflächlicher Betrachtung stehen bleibt und nicht erkennt, daß in 93 nicht die Herde, sondern die *pueri* selbst vor der Schlange gewarnt worden, der zeigt damit nur, daß ihm das Organ fehlt, das für die Eigenart jedenfalls dieser Poesie gefordert wird. Und was sollte denn *fugite hinc* (nicht *illinc!*), zu den Hirtenjungen gesagt, heißen? Soll Damoetas sie fortschicken? Genug davon. 92/3 ist eine Warnung an irgendwelche Blumen und Beeren sammelnden Kinder, und mit den *pueri* 98 scheint der Dichter zu sagen: ihr denkt gewiß, ich meinte die gleichen wie eben; das tue ich aber gerade nicht, sondern ganz andere. Und wieder andere sind es 111. Was aber die beiden ersten Disticha zu einer Strophe verbindet, ist lediglich die Warnung vor den Gefahren einer Örtlichkeit: Damoetas erteilt sie den Kindern, Menalcas den Schafen. 96/7 und 98/9 enthalten beide Ermahnungen an die Unterhirten, für das Vieh zu sorgen, es einmal vor dem kalten Wasser, das andere Mal vor der heißen Sonne zu schützen.

Den Abschluß des *certamen* bilden — ohne irgendein bukolisches Vorbild — zwei *γρῖφοι*, deren keiner eine Lösung findet, obgleich Menalcas für die Auflösung des seinigen die Phyllis verspricht — die er gar nicht zu vergeben hat: das ganze Gedicht ist eben nicht als Beschreibung eines Vorgangs gedacht, sondern als schönes Spiel, das vor unserem Auge und Ohr schwebt. Auch der Wettkampf bleibt unentschieden, vielleicht zur Enttäuschung derjenigen, die an der Sache als Handlung, am Vorgang als solchem interessiert waren. Es gibt auch bei Theokrit nichts Gleichartiges. Zum Vergleich kann man seine *Βουκολιασταί* (VI) heranziehen. Da singen Daphnis und Damoitas nacheinander von dem verliebten Polyphem, am Schluß küssen sie einander und tauschen Geschenke aus, und das Gedicht schließt: *νίκη μὰν οὐδάλλος, ἀνήσσατοι δ' ἐγένοντο.* Aber das gibt keine wirkliche Parallele zu Vergil, denn wenn auch Daphnis *πρᾶτος ἔρισδεν* (6), so ist von einem eigentlichen Wettkampf da keine Rede: es werden keine Preise ausgesetzt, kein Schiedsrichter aufgestellt, und ohne jenen Schlußvers käme niemand auf den Gedanken, daß hier überhaupt eine Gelegenheit zu siegen und zu unterliegen bestanden habe. Wenn dagegen bei Vergil alles für eine Entscheidung vorbereitet wird und diese dann wider alles Erwarten ausbleibt, so ist das wieder so recht charakteristisch für ihn und für dieses Gedicht: der Handlung als solcher wird die Spitze abgebrochen. In einem anderen Fall (VII), wo ein Wettgesang erzählt wird, aber nichts von einem *iudex*, wird auch der Sieg des einen berichtet, also gerade da, wo man ihn weniger vermissen würde. In einem dritten Fall (VIII) heißt es von Damon und Alphesiboeus, sie stritten (3), aber von einer Entscheidung hören wir nichts, und sie wird auch nicht angedeutet.[1]) Im ganzen also liebt es Vergil, die

[1]) Mit Unrecht findet Klotz a. a. O. S. 157 eine 'deutliche und nicht mißverständliche' Andeutung über die Entscheidung in V. 62.

Wettgesänge ohne Entscheidung ausgehen zu lassen, oder jedenfalls legt er eben auf einen Sieg als auf etwas rein zur Aktion Gehöriges kein Gewicht.

In unserem Gedicht erhalten wir von dem *iudex* statt des Schiedsspruches die schöne, tiefgefaßte Sentenz über die bittersüße Liebe[1]), in der die Worte so ineinander gewoben sind, daß selbst die Begriffe *dulcis amarus* zusammenfließen, und schließlich noch die Vorstellung von einem ländlichen Vorgang *(claudite iam rivos, pueri, sat prata biberunt)*, der so mit Bedacht gewählt ist, daß die allegorische Erklärung bei Servius *(aut certe allegoricos hoc dicit: iam cantare desinite, satiati enim audiendo sumus)* nicht so ganz absurd erscheint. Natürlich ist sie falsch, aber allerdings klingt in dem *sat*, das für die Wiesen gilt, doch auch ein 'Genug' an, das für die Sänger gilt. Abends bewässert man die Wiesen, jetzt ist das geschehen, und es ist nun eben alles zu Ende, auch der Tag mit seinem Sonnenschein und seinem schönen Gesange. Es handelt sich hier wieder um eine kaum in Worte zu fassende Feinheit.

Wir blicken zurück. Es handelte sich bei unserer Betrachtung um drei Gedichte des Theokrit oder der theokritischen Sammlung, die unter den Mustern der dritten Ekloge in vorderster Linie standen. Neben ihnen hat Vergil Einzelzüge aus mehreren anderen verwandt, aber jene drei waren es, die die Hauptmotive lieferten, die dann der römische Dichter auf seine Weise und unter Hinzufügung von Eigenem verarbeitet hat. Schon eine ganz allgemeine Überlegung hierüber führt zu weiterer Einsicht in den Grad seiner Selbständigkeit: jene drei Gedichte haben untereinander recht verschiedene Naturen: das IV. theokritische ist eine friedliche Unterhaltung, das V. in starkem Gegensatz dazu ein heftiges Wortgefecht und ein scharfer Wettkampf, das pseudotheokritische VIII. in noch stärkerem Gegensatz zu allen beiden ein sehr gefühlvolles Singen und Wettsingen. Aus den drei verschiedenen Charakteren dieser Gedichte hat Vergil den einheitlichen seines eigenen geschaffen, teils in Anlehnung an sie, teils im Gegensatz zu ihnen, vergleichbar mit der Tätigkeit des Plautus, der nach mehreren attischen Komödien ganz verschiedener Art eine römische von einheitlich plautinischer Wesensart dichtete. Auch das ergibt einen Gesichtspunkt für die Würdigung der Selbständigkeit und 'Originalität' Vergils. Und der von ihm seinem Gebilde eingehauchte Geist ist ein Ausfluß seiner eigenen Natur mit ihrer weichen Zartheit und gefühlvollen Innigkeit, und diesen Charakter tragen seine bukolischen Gedichte mehr oder minder alle, während die des Theokrit untereinander viel stärker verschieden sind, im ganzen aber und durchgehend ein Moment von stärkerer Natürlichkeit, oft verbunden mit einer gewissen Schärfe und Derbheit an sich haben, die bei der Umstilisierung durch Vergil fortgefallen sind. Auf welchem Wege und mit welchen Mitteln diese im allgemeinen bekannte Tatsache erreicht worden ist, das im einzelnen deutlicher zu erkennen, sollten unsere bisherigen Betrachtungen dienen. Sie gingen von einem Einzelfall aus, haben jedoch typische Bedeutung, und die Ergebnisse sind allgemein

[1]) Erklärt von Leo, Gött. Nachr. 1898, 476. Zum Vorigen steht es in keiner anderen Beziehung, als daß da auch von Liebeslust und Liebesleid gesungen wurde, und stellt nicht etwa, wie Voß wollte, eine Warnung an Damoetas dar, der ja nun die Phyllis bekäme.

anwendbar innerhalb des Kreises der eigentlich bukolischen Eklogen. Am wenigsten unmittelbar auf die I. und IX., denen wir uns nun zuwenden.

Die beiden Gedichte gehören durch die enge Beziehung zu den Schicksalen im Leben des Dichters und zu den geschichtlichen Ereignissen unter sich zusammen und nehmen auf Grund dessen unter allen eine besondere Stellung ein. Sie stellen denn auch vor besondere Probleme, und ihre Erklärung wird dadurch in eigener Weise kompliziert. Beide sind schon früher zum Gegenstand besonderer Behandlung gemacht worden (Bethe, Rhein. Mus. XLVII 577; Leo, Hermes XXXVIII 1), was ihrem Verständnis bedeutenden Gewinn gebracht hat.

Wir stellen das neunte voran — warum, wird später klar werden. Das Verhältnis zu Theokrit ist hier von besonderer Art. In manchem haben die Thalysien als Muster gedient, so für die Eingangsworte auch stammt daher der Name des Lycidas — beides gleich belanglos. Im übrigen, was die Gesamtanlage betrifft, hat Vergil ganz frei gestaltet, nur hier und da ganz wenige einzelne Züge übernommen, wie das Mal des Brasilas-Bianor und noch eine andere Stelle, die noch zu besprechen sein wird. In um so schärferem Gegensatz zu diesem allgemeinen Befund steht, daß drei Stellen (23—25, 32—36, 39—43) sich so eng an entsprechende bei Theokrit anschließen wie sonst nie: man muß geradezu von Übersetzen sprechen, was Vergil sonst nie getan hat. Man hat gemeint, das so erklären zu können: Vergil habe früher, vor der eigentlichen Eklogendichtung, zur Übung Gedichte Theokrits übersetzt und nun einzelne Stellen aus jenen *exercitationes* verwendet (Schanz II 1, 51), wie auch die Verse 46—50 aus einem früheren, gelegentlich des Erscheinens von Cäsars Stern verfaßten, Gedichte stammen sollten. Dies letzte hat Leo (S. 16, 2) widerlegt, und jene Annahme ist weder beweisbar noch wahrscheinlich. Daß Vergil sich zunächst durch Übersetzen aus Theokrit geschult habe, ist gewiß richtig, aber die Verse 32—36 mit ihrer Umsetzung von *Θαλύσια* 36—41 sind sicherlich für diesen Zusammenhang geschrieben, etwas anderes ist gar nicht denkbar, und damit ist die Frage auch für die beiden anderen Stellen entschieden. Vergil ist hier also einmal von seiner sonstigen Art abgewichen, vielleicht wollte er damit den Unterschied klarmachen: so sehen Übersetzungen aus, so meine Dichtungen. Er wählte dazu ein Gedicht, das sich im übrigen Theokrit gegenüber sehr frei hält. Man kann das als eine Laune ansehen, und jedenfalls läßt sich dagegen, daß das ganze Gedicht einheitlich und in einem Zuge gedichtet ist, von hier aus nichts geltend machen.

Läßt man das Gespräch des Lycidas und Moeris sich vor seinen Augen entwickeln, so macht sich sogleich eine gewisse Unklarheit der äußeren Situationen bemerkbar. Der neue Besitzer hat von dem Gute des Moeris Besitz ergriffen, die alten Eigentümer aber als Bewirtschafter dagelassen, während er selbst, der Mühe eigener Arbeit überhoben, in der Stadt lebt und sich dahin die Erzeugnisse des Bodens und des Stalles oder doch bestimmte Teile davon bringen läßt. Das muß man erschließen aus einem Wortlaut, der die Anschauung von einem solchen Verhältnis wahrlich nicht ohne weiteres nahe legt. Hieße es wenigstens statt *migrate* (4) etwa *cedite*, so würde das jene Auffassung bei

weitem leichter erscheinen lassen; *cedere* ist neutraler, es könnte von vornherein abstrakt verstanden werden: 'aus dem Besitz, dem Eigentumsrecht weichen', *migrate* aber heißt eigentlich ganz konkret 'zieht aus'. War also der *advena* zunächst mit dieser Forderung aufgetreten, so hatte er sich nachher durch Bitten zu einer milderen Form der Handhabung seines Rechtes bewegen lassen. Dies aber, was sehr wichtig ist, weil darin der Grund für die jetzige Stellung des Moeris liegt, wird nicht ausgesprochen, sondern es wird der Kombination überlassen es zu erschließen. Dadurch entsteht eine Unklarheit, die wir nicht loben wollen, die aber zweifellos nicht durch Unachtsamkeit oder durch Unvermögen des Dichters entstanden ist, denn es wäre ja ein leichtes gewesen, sie zu vermeiden; vielmehr sehen wir schon gleich hier wieder, wie Vergil das Äußere, das Reale in seiner Darstellung zurücktreten läßt oder doch verschleiert, und erinnern uns etwa der Art, wie er in der III. Ekloge das Aussetzen der Preise und die Übernahme des Schiedsrichteramts durch Palaemon gegeben hatte. Kargt der Dichter aber hier mit Worten, so entströmen sie ihm gleich darauf in geradezu verschwenderischer Fülle, wo es nur gilt, eine Flurgrenze zu bezeichnen (7 ff.). Da gibt er unendlich viel mehr, als nötig wäre: ein anschauliches, schönes Bild der Landschaft: Hügel, die sich sanft in die Ebene verlieren, dazu ein Fluß und daran alte zerzauste, einsam ragende Buchen. Er zeigt also sehr deutlich, worauf es ihm eigentlich und worauf es ihm weniger ankommt.

Welcher Art ist nun die persönliche Beziehung des Dichters zu dem Gedicht, seiner Schicksale zu den Vorgängen, von denen es handelt, seiner Person zu den Gestalten, die in ihm auftreten? Hinter Menalcas steht Vergil selbst, das stellen die Verse 19 ff. mit ihrer Beziehung auf V. 20. 40 ff. außer Zweifel. Gleich darauf aber erscheint Lycidas als Vergil, in den Versen 32 ff.[1]) Es ist im Grunde das gleiche wie in III 84—91, wo streng genommen sowohl Damoetas wie Menalcas als Anhänger und Verehrer Pollios, d. h. als Vergil, erscheinen, nur fällt der 'Widerspruch' in unserem Gedicht viel mehr in die Augen, weil hier der Punkt überhaupt stärker ausgeführt ist. Was der Dichter in dieser Richtung erstrebt, ist also nicht eine feste Prägung seiner Figuren. vielmehr ganz bewußterweise ein Schillern, so daß bald diese, bald jene als Maske für ihn selbst gelte, ein absichtliches Zeigen und Wiederverstecken. Und nur dann und nur so lange gilt die Gleichung zwischen der betreffenden Gestalt und dem Dichter, als sie wirklich im Moment erkennbar hergestellt ist; jeder Versuch, die Gleichung durchzuführen, etwa so: Vergil sei wie Menalcas auf seinem Gut von dem Veteranen als Verwalter belassen worden, Menalcas sei

---

[1]) Es ist unrichtig und führt an der Sache vorbei, wenn Leo S. 15 Anm. 2 die Nennung des Varius und Cinna hier an Stelle des erwarteten Menalcas als Figur (das *ἀπροσδόκητον*) erklärt, die nur zur stärkeren Wirkung diene und die er beurteilt wie eine gewisse Art der Abweichung in Vergleichungen. Damit ist der Anstoß, den Bethe S. 585 hier genommen hatte, nicht behoben. Nicht um der Figur willen, sondern aus sachlichem Grunde werden Varius und Cinna genannt, und nur durch ihre Nennung erscheint Lycidas als Vergil, wie er sollte.

ungefähr 30 Jahre alt, so alt, wie Vergil damals war, — jeder derartige Versuch verkennt die Intentionen des Dichters und führt in die Irre und zu Fehlschlüssen. Dieser ist vielmehr offenbar bewußt bestrebt, die eben hergestellte Beziehung wieder zu verwischen: daher läßt er in unserem Falle gleich nach Menalcas den Lycidas als Vergil erscheinen; daher deutet er im V. 16 auf eine Situation im Leben des Menalcas, von der er annehmen mußte, daß niemand, der ihn selbst kannte, sie auf sein eigenes beziehen konnte — daß man dies dann doch fertig gebracht hat, ist nicht seine Schuld.

Welche persönlichen Erlebnisse und Schicksale nun hat der Dichter in dem Gedicht verarbeitet? Da wir heutzutage wissen, daß wir für diese Frage lediglich auf die Dichtungen selbst angewiesen sind, so ist ihre Beantwortung zugleich vereinfacht und erschwert, denn es ist der gleiche Stoff, dem das Material und die Maßstäbe für die Beurteilung des Materials entnommen werden müssen. Menalcas hat einen Versuch unternommen, sein Gut durch seine Kunst zu retten; der Erfolg blieb aus, und er mußte froh sein, als Verwalter dort weitergeduldet zu werden — ist das alles auf Vergil anzuwenden? Daraus, daß der Dichter Menalcas in mancher Beziehung gleich dem Dichter Vergil ist, würde, wie wir gesehen haben, nichts davon zu folgern sein; wir sehen aber aus dem achten Gedicht des Catalepton, daß Vergils Besitz tatsächlich in Gefahr schwebte, und aus der I. Ekloge, die in diesem Betracht viel durchsichtiger ist, daß Vergil aus der Gefahr des Verlustes gerettet wurde, und dann haben wir ja in unserem Gedicht die an Varus gerichteten Verse 26—29, die die Beziehung auf persönliche Verhältnisse des Dichters evident machen. Es ist also fraglos, daß er aus eigenen Erlebnissen heraus dichtet. Das ist aber nur das Allgemeinste. Menalcas hat dem Varus ein noch unvollendetes Gedicht gesungen, denn der in V. 10 angedeutete Vorgang ist offenbar identisch mit dem, über den wir V. 26 ff. Näheres hören. Hat Vergil das auch getan, und sollen wir etwa glauben, die Verse 27—29 stammten daher? Ich halte das für eine ganz unmögliche Annahme. In der poetischen Welt, der Menalcas angehört, mag so etwas möglich scheinen, in der realen des Vergil ganz und gar nicht. Ein unfertiges Gedicht trägt man nicht einem römischen Granden vor, jedenfalls nicht, wenn man sich ihm gegenüber in einer Lage befindet wie Vergil gegenüber Varus, zu dem er damals sicherlich keine andere Beziehung hatte, als daß sein Gut in den Machtbereich dieses für die Landanweisung in der Gegend von Cremona und Mantua maßgebenden Mannes fiel. Und es ist auch gar nicht einzusehen, warum er ein unvollendetes vorgetragen haben sollte: er war doch nicht ein solcher Stümper, daß er nicht ein Gedicht fertig bekommen hätte, wenn so viel davon abhing. Also diese Verse sind nicht ein Zitat, sondern ebenso für diese Ekloge gedichtet wie alle anderen vermeintlichen Zitate aus früheren Dichtungen oder Arbeiten, und aus der Person des Vergil heraus an Varus gerichtet scheinen sie mir zu bedeuten: ich bin bereit (oder damit beschäftigt) dich dichterisch zu verherrlichen, hilf du mir (oder den Mantuanern)! Daß ein Versuch dieser Art schon vorausgegangen war, darf man aus V. 10 nicht erschließen, viel eher sehen diese Worte aus wie eine Vorbereitung

auf das, was V. 26 ff. folgt, und zugleich wie eine Verdeutlichung der Bitte, die der Dichter in zurückhaltend-verschleierter Form vorbringt. Man darf also nicht sagen, das Gedicht sei dem Varus 'gewidmet'. Eine Widmung sah selbst in dieser Zeit, die von dem geschmacklosen Überschwang der Dedikationen Neronischer oder Domitianischer Zeit so angenehm absticht, denn doch etwas anders aus. Gewidmet ist Varus die VI. Ekloge, die IX. erscheint mit ihrer gleichsam *praetereundo* gegebenen Apostrophe mehr wie ein Versuch der Annäherung, ein An-die-Tür-klopfen. An Erlebnisgrundlagen ist also für unser Gedicht nichts weiter zu erkennen, als daß Vergils Gut damals in Gefahr schwebte, vielleicht sogar schon verloren gegangen war; nicht einmal, daß er es je schon gerettet glaubte, ist daraus mit Bestimmtheit zu entnehmen.

Eng zusammen mit mancher der behandelten Fragen hängt die nach der Einheit des Gedichts. Gegenüber der Analyse Bethes, der so viele und starke Widersprüche in ihm fand, daß er es für eine Widersprechendes nicht ausgleichende Vereinigung zweier Entwürfe erklärte, hat Leo die Einheit im ganzen siegreich verfochten. In einem Punkt jedoch, den übrigens Bethe gar nicht behandelt hatte ist Leo in die Irre gegangen; das ist die Frage des Schauplatzes. Nach V. 27 denkt man an die Gegend von Mantua, und die Scholien führen das durch: zu 1 *scaena in agro Mantuano*; zu 9 *usque ad aquam: Mincii fluminis scilicet*; zu 57 *aequor: spatium campi*; über *Bianor* 60: *hic est qui et Ocnus dictus est . . . conditor Mantuae.* Also: in der Schilderung des Geländes 7—9 sahen sie keine Schwierigkeiten; *aequor* 57 verstanden sie als 'Ebene'; zu 60 brachten sie eine angebliche Überlieferung vor. Leo (S. 17) schließt sich ihnen an: Hügel der 7/8 bezeichneten Art könne es auch in flachem Gelände, wie es um Mantua ist, geben; über Bianor erkennt er 'eine den ältesten Vergilerklärern bekannte örtliche Überlieferung' an und unter *aequor* 57 versteht er ebenfalls 'Ebene'.

Wir beginnen mit dem letzten. Diese Erklärung ist keinesfalls richtig, die Worte *nunc omne tibi stratum silet aequor et omnes, aspice, ventosi ceciderunt murmuris aurae* kann man bei irgend unbefangener Betrachtung niemals von Land und Ebene verstehen. Für *aequor* wäre das natürlich möglich, für *stratum*, das 'beruhigt, besänftigt' heißt, schon kaum mehr und für das folgende vollends nicht. Die Scholien erklären zwar: *frondes scilicet arborum*, aber *aurae ventosi murmuris* sind 'Wind des Windesrauschens', wie das für das Meer charakteristisch ist: *murmur* paßt zur Ebene ebensowenig wie *stratum*. Hinzukommt, daß die Stelle nach Theokrits Pharm. 38 ἠνίδε σιγῇ μὲν πόντος, σιγῶντι δ' ἀῆται gemacht ist. Nun ist es wohl Vergils Weise, seine Vorlage zu ändern, aber doch nicht so, wie das hier sein müßte: auf geradezu vexierende, irreführende Art. Also: an dieser Stelle ist unzweideutig das Meer bezeichnet und sogar sehr schön, reicher als in Theokrits σιγῶντι δ' ἀῆται.

Was das *sepulcrum Bianoris* angeht und diesen angeblichen Gründer von Mantua, so widerlegen sich die Scholien selbst, indem sie darauf hinweisen, daß der Gründer und Stadtheros von Mantua vielmehr *Ocnus* (Aen. X 198) hieß, und daß der Mann zwei Namen gehabt habe, ist offensichtlich ein αὐτοσχε-

διάσμα des Scholiasten, gemacht, um den Widerspruch zu lösen, in den sich der verstrickt, der dies *sepulcrum* in die Nähe von Mantua setzt, um darin den Gründer dieser Stadt zu sehen. In Wahrheit ist die Stelle wieder nichts als Wiedergabe von Theokr. Thalys. 10 mit der gewöhnlichen Einsetzung eines anderen Namens, der sonst überhaupt nicht bekannt ist. Gewiß wird es Grabmäler auch bei Mantua gegeben haben, aber von einem Mal eines Bianor wußte niemand. Es ist also bei Vergil einfach eine durch Theokrit angeregte Erfindung ohne Entsprechung in der Wirklichkeit. Endlich die Beschreibung des Geländes 7/8. Wenn auch nicht geradezu geleugnet werden soll, daß sich solche Hügel allenfalls auch bei Mantua finden mögen, so wäre damit doch nicht viel gewonnen, denn durchführen läßt sich der *ager Mantuanus* als Schauplatz nun einmal nicht: am Schluß sieht man das Meer, ja man ist ihm offenbar nahe.

Wie ist also *Mantua* 27 zu beurteilen? Es gibt kein Entrinnen vor dem Geständnis: ein einheitlicher Schauplatz ist nicht festgehalten, die Einheit des Ortes ist nicht streng durchgeführt. Aber das ist nach allem, was wir bisher gesehen haben, auch kaum zu erwarten, jedenfalls nicht verwunderlich, daß es nicht geschieht. Die Sache liegt eben so: der Schauplatz ist imaginär, die Örtlichkeit eine ideale, am Anfang wird gelegentlich der Bezeichnung einer Grenze ein schönes Bild einer Landschaft gegeben mit Hügeln, einem Fluß, einer Gruppe einsam stehender alter Bäume. Am Schluß zeigt sich, daß man das Meer sieht, wodurch das Bild noch reicher wird, und ein altes sagenumwobenes Grabmal erscheint in der Ferne. Die ideale Örtlichkeit ist es, von der der Dichter ausgeht und die er für seine poetischen Zwecke zeichnet. Dazwischen sind wir plötzlich in der Gegend von Mantua, und dies bedeutet eine Durchbrechung der Illusion, nicht umgekehrt: daß von Mantua ausgegangen und diese Gegend durch Hinziehen des Meeres verlassen wäre. Es ist also mit dem Schauplatz hier wie oft mit den Personen: wie aus der Idealfigur eines Hirten oder Bauern plötzlich für einen Augenblick das Gesicht des Dichters selbst hervorblickt, aber nie mit durchgeführter Allegorie und immer gleich wieder verschwindend, ja durch weitere Züge absichtsvoll verhüllt, so hier aus dem idealen Schauplatz für einen Moment die Gegend von Mantua, um dann bald vor dem Anblick des Meeres um so entschiedener wieder zu verschwinden. Vergleichen kann man damit die Art, wie in der II. Ekloge die Zeit als irreal behandelt wird: nach V. 8 ist es Mittag, nach V. 66 Abend.

Gewiß hatte also Leo im ganzen recht, wenn er unser Gedicht gegen eine zersetzende Kritik in Schutz nahm, aber eine völlig richtige Anschauung von der spezifischen Besonderheit dieser Dichtgattung besaß doch auch er nicht. Er war in seiner Apologie bestrebt, den Charakter dieser Gedichte durchaus dem anderer zu nähern, er suchte eine Einheitlichkeit durchzuführen, wie wir sie sonst wohl erwarten und erwarten dürfen. Aber eine solche existiert hier in Wahrheit nicht, wenigstens nicht in den äußeren Dingen: in bezug auf so etwas wie Handlung und Schauplatz fühlt sich der Dichter ganz frei in der Behandlung, er erstrebt keine strenge Einheit. Die allgemeine Einheitlichkeit aber ist vorhanden, sie liegt hier wie überall in der Stimmung: dem Ländlich-

Naturhaften, dem von aller Realität Gelösten, der über der Wirklichkeit schwebenden poetischen Atmosphäre.[1]) So auch hier. — Theokrit hat wenig beigesteuert, fast nur sind es Einzelzüge und jene Einlagen, die als solche wirken sollen. Ein ganz neues seelisches Element aber hat Vergil, angeregt durch die Ereignisse seiner Zeit und durch eigene Erlebnisse, in diese seine Dichtungen aufgenommen und gepflegt: die schwärmerische Liebe zur eigenen Scholle, die Tragik ihres Verlustes, das Genügen an ihrem ungestörten Besitz zu voller Glückseligkeit. Dies als Quelle und Anregung von Gedichten ist Theokrit völlig fremd, in der bukolischen Poesie Vergils aber erwächst es nun zu einem Moment von höchster Wichtigkeit und gewinnt große Bedeutung für die romantische Stimmung, die beim römischen Dichter so viel stärker ist als beim griechischen.

Den stärksten Ausdruck findet das alles in der ersten Ekloge. Sie steht in großem inneren Zusammenhang zur neunten, sie bildet zu ihr sozusagen das Pendant oder besser gesagt die Fortsetzung: Töne, die dort angeschlagen wurden, erklingen hier in vollen Akkorden. Über das Verhältnis zu Theokrit können wir uns hier kurz fassen: Vergil verdankt ihm sehr wenig[2]), das Gedicht ist dem griechischen Dichter gegenüber so frei und unabhängig wie kein anderes. Das Allgemeinpoetische in ihm hat Leo sehr schön dargestellt[3]), ich möchte

---

[1]) Die Bedeutung dieses allgemeinen, schwer in Worte faßbaren Moments ist Bethe nicht entgangen, und er ist nach dieser wesentlichsten Seite des Verständnisses weiter vorgedrungen als Leo. Was er S. 590 über die 'Erzeugung einer gewissen Stimmung' ausführt, ist das Beste und Wahrste, was ich zur Charakteristik von Vergils Eklogendichtung gelesen habe.

[2]) Einen Einzelzug — um anderes handelt es sich überhaupt nicht — trage ich nach. Ich sehe nämlich nicht ein, warum V. 43: *quotannis bis senos cui nostra dies altaria fumant* nicht ebenso berechtigten Anspruch wie mancher andere darauf hat in den Zustand der Abhängigkeit versetzt zu werden, nämlich von Theokr. Ptolem. 127: *πολλὰ δὲ πιανθέντα βοῶν ὅγε μηρία καίει μησὶ περιπλομένοισι ἐρευθομένων ἐπὶ βωμῶν.* Ich erwähne das nicht, um auch hier wieder (vgl. S. 103 Anm. 3) zu zeigen, daß selbst die eifrige Jagd nach Vorbildern von seiten solcher, die da meinten, das heiße die Eklogen erklären, sich noch manche Beute hat entgehen lassen, sondern deswegen, weil die Stelle aus dem Ptolemaioshymnos schon längst vor Wissowa (Herm. XXXVII 157) die richtige Auffassung jenes Verses der I. Ekloge hätte lehren können. Die monatliche Feier der *γενέθλια* des Herrscherpaares wird nach seinem Tode fortgesetzt.

[3]) In der Einzelerklärung komme ich mehrfach zu anderen Resultaten als er, bespreche aber nur die Verse 46—48, weil ihre richtige Beurteilung mehr bedeutet als die einer beliebigen Einzelstelle. Meliboeus sagt: *fortunate senex, ergo tua rura manebunt; et tibi magna satis, quamvis lapis omnia nudus limosoque palus obducat pascua iunco.* Die Auffassung 'dir ist das Gut groß genug, obwohl nackter Stein den ganzen Boden und ein Sumpf mit schlammigem Binsicht das Weideland überzieht' erklärte Leo (S. 10 Anm. 2) für einen 'Widersinn': 'wenn das Gut so wäre, so könnte da weder etwas wachsen noch weiden.' Er selbst faßte *quamvis = etiamsi* und läßt Meliboeus sagen: 'das Gut wird dir bleiben, dir groß genug, wenn es auch ganz versteinen und versumpfen sollte.' Aber Leos Kritik der bisherigen Auffassung streift ans Pedantische, und seine eigene erscheint weit hergeholt und künstlich. Wie soll Meliboeus zu der Annahme kommen, daß des Tityrus Land versteinen und versumpfen soll? Wenigstens das Versteinen müßte Tityrus verhindern, ein so schlechter Landmann ist er doch gewiß nicht. Vielmehr geben die Worte tatsächlich

nur wieder einige Seiten behandeln, in denen sich auch hier die besondere Manier Vergils als bukolischen Dichters ausspricht. Wichtig dafür ist es wie beim IX. so beim I. sich über die Beziehung zu Person und Erlebnissen des Dichters selbst klar zu werden.

Wenn wir in den Scholien zu V. 1 lesen: *Tityri sub persona Vergilium debemus accipere, non tamen ubique, sed tantum ubi exigit ratio*, so zeigt sich darin die ganze Unbekümmertheit antiker Kunstkritik, die von dem organischen Lebenszusammenhang poetischer Figuren nichts ahnt, die dem Dichter wie in der Handhabung der Sprache so in der Gestaltung seiner Personen alles für erlaubt ansieht, die insbesondere unfähig ist, die organische Einheit des Kunstwerks als Ganzes im Blick zu umspannen, und sie daher auch nicht leicht vermissen wird, wo sie etwa fehlt. Unsere Anschauungen und ästhetischen Forderungen sind darin sehr andere, und es ist nicht verwunderlich, daß sich angesichts der Unmöglichkeit, die Allegorie Tityrus-Vergil durchzuführen, neuerdings Stimmen erhoben haben, die jegliche Beziehungen zwischen dem Bauern und dem Dichter leugnen.[1]) Indes, dagegen spricht schon das Nebeneinander der IX. Ekloge und dieser. Dort erschien Vergil unter der Maske des Menalcas, der um sein Gut gekommen war. Es liegt daher von vornherein nahe, auch in dem anderen Gedicht über diesen Gegenstand eine solche persönliche Beziehung auf den Dichter zu suchen. Für die Entscheidung der Frage aber, welche Gestalt auf ihn zu beziehen sei, der in seinem Besitz erhaltene Tityrus oder der vertriebene Meliboeus, kommt uns Vergil selbst zu Hilfe dadurch, daß er sich VI 4 Tityrus nennt. Nur in I erscheint ein Tityrus als Figur, sonstige Erwähnungen von Hirtenjungen dieses Namens kommen demgegenüber gar nicht in Betracht. Vielmehr kann man, geführt durch diesen speziellen Hinweis, den Leo (S. 3) nach meinem Urteil nicht beseitigt hat, angesichts der allgemeinen Sachlage, wie ich

---

eine Schilderung des Gutes in seinem jetzigen Zustande: es ist sehr bescheiden und minderwertig, und das wird allerdings hyperbolisch ausgedrückt. Aber gerade daraus spricht am stärksten die unbedingte Liebe zur heimatlichen Scholle. Steiniges und sumpfiges Land, das sollte gesagt werden, und das sagt Vergil mit einem übertreibenden Pathos, das wir an ihm kennen. Nun geht aber diese Übertreibung hier nicht über das hinaus, was wir bei diesem Gegenstande auch sonst finden. Cato erzählt von seiner Jugend (Or. frg. bei Fest. S. 281 M. S. 43 Jord.): *in parsimonia atque in duritia atque industria omnem adulescentiam meam abstinui agro colendo, saxis Sabinis, silicibus repastinandis atque conserendis.* Hat er wirklich den Fels beackert und in Kieselsteine gesät? Sallust läßt den Lepidus in seiner Rede (23) sagen von den Sullanischen Veteranen, die Ländereien erhalten haben: *relegati in paludes et silvas.* Es kommt eben immer auf die Wirkung an, die hervorgerufen werden soll, danach richtet sich die Charakterisierung des Gegenstandes.

[1]) Vollmer, Sitz.-Ber. Bayr. Ak. 1909 IX. Abh. S. 6 ff., nachdem Leo ziemlich weit auf diesem Wege vorangegangen war. Wäre der Schluß berechtigt, den Vollmer, wie vor ihm Cartault, Étude S. 62, aus Georg. II 198 *qualem infelix amisit Mantua campum* zieht: Vergil habe in Wahrheit sein Gut verloren und nie wiedererhalten, dann wäre die Frage allerdings in negativem Sinne entschieden, aber er ist es nicht im mindesten. Daß die Stadt Mantua als solche ihr Gebiet verloren hat, wissen wir; aber dagegen, daß Vergils Gut von dem allgemeinen Stadtschicksal ausgenommen wurde — um eine Ausnahme durch Protektion irgendwelcher Art kann es sich immer nur handeln —, folgt daraus gar nicht. Auf die positive Seite an der Sache komme ich gleich im Text zu sprechen.

eben skizziert habe, nicht wohl anders, als in dem Tityrus der I. Ekloge eine Maske für Vergil zu sehen, also in dem Geretteten, nicht in dem Flüchtling.

Die I. Ekloge ist eine Huldigung und Danksagung an Oktavian. Dieser ihr Charakter würde zu einer Sinnlosigkeit, wenn sie sich nicht auf einen bestimmten Fall bezöge — es dürfte unnötig sein, das näher auszuführen. Und dieser Fall kann nur der Vergils sein, es ist unmöglich etwas anderes zu verstehen; denn hätte Vergil sein Gut in Wahrheit verloren, und zwar endgültig verloren, so hätte das Ganze auf Oktavian wie Hohn und bittere Ironie wirken müssen. Diese Überlegungen sind entscheidend auch für die Frage nach der zeitlichen Folge der beiden Eklogen. Schon die Wiederholung von IX 50 in I 73 führt auf die Reihenfolge IX—I; das ist ein äußerer Grund, die inneren besagen dasselbe: der gerettete Vergil fällt naturgemäß später als der bedrohte oder beraubte, und wir haben gar keinen Anlaß, an der Endgültigkeit der Rettung durch Oktavian zu zweifeln und jenen Wiederverlust anzunehmen, von dem die Scholiasten und Biographen fabeln und zu dessen Erklärung sie ganze Ereignisse der großen politischen Geschichte erfinden[1]) — alles aus keinem anderen Grunde, als weil sie die zeitliche Reihenfolge der beiden Gedichte willkürlich ihrer Stellung innerhalb des Eklogenbuches gleich setzten. In welcher Weise Oktavian die Erhaltung Vergils in seinem Besitz bewirkt hat: unmittelbar oder mittelbar durch Zwischenorgane, das ist nicht zu entscheiden. Und daß Vergil etwa wirklich selbst vor dem Triumvir erschienen sei und von ihm den Entscheid erhalten habe, das dürfen wir nicht annehmen, denn eine detaillierte Ausdeutung der Allegorie erwies sich nie als zulässig. Es bleibt von ihr so viel bestehen, daß man beim Bilde des durch den Machtspruch des Cäsar auf seinem Gut erhaltenen Tityrus, um den rings das Verderben brandet, an Vergil denken soll, denn als typisch konnte dieser Fall doch nicht wohl gelten, und dann hat ja der Dichter selbst durch die oben besprochene Anwendung des Namens *Tityrus* in VI dafür Sorge getragen, daß man seine eigene Gestalt hinter der Hülle nicht übersähe. Dies liegt nun zwar außerhalb des Gedichts, aber die vielfachen Beziehungen der Gedichte untereinander zeigen ja deutlich, daß das Buch in gewissem Sinne als Einheit genommen werden will, in dem einzelne Teile aufeinander ihr Licht werfen. Oder ist z. B. in V 86, 87, in IX 19, 20 oder I 73 das Wissen um die jeweiligen Anspielungen nicht notwendig zum vollen Verständnis? Das gehört zum alexandrinischen Charakter dieser Dichtung. Die Scholienbemerkung zu V. 1 aber, wenn sie auch primitiver Auffassung entstammt, trifft gerade in diesen komplizierten Verhältnissen so ziemlich das Richtige.

Wenn nun also die Figur des Tityrus auch in manchen Punkten als Transparent für den Dichter selbst dient, so folgt aus dieser Doppelnatur, die sich spaltet in eine innerhalb und in eine außerhalb der poetischen Sphäre, doch nicht, daß jene Gestalt auch in Beziehungen, die nur das Gedicht selbst

---

[1]) Asinius Pollio hatte mit den Landverteilungen überhaupt nichts zu tun, das ist ein sicherer Schluß *ex silentio* aus den Eklogen.

betreffen, krasse Widersprüche in sich enthalten könne. So ist Tityrus nicht zugleich Herr und Diener, denn Leo hat diesen von Bethe so stark betonten Widerspruch durch die Erkenntnis des prekarischen Charakters seines Besitzstandes gelöst. Eine andere Schwierigkeit aber liegt in den erzählten Vorgängen, insofern als Tityrus einerseits wegen der Erhaltung seines Gütchens, andererseits wegen der Erlangung der Freiheit nach Rom gegangen ist, und diese Schwierigkeit hat Leo kaum gewürdigt, geschweige denn erklärt. Was ist das für eine merkwürdige Koinzidenz der Ereignisse, nach der Tityrus genau zur gleichen Zeit nach Rom mußte, erstens um sich freizukaufen, zweitens um seinen Besitz zu retten? An sich wäre es ja möglich, daß beides zusammenfiele und beides den Grund für seine Romreise bildete, aber das wird nicht gesagt: 27 ff. erscheint der Freikauf als alleiniger Anlaß dazu, und nachdem so in längerer Schilderung der Lage des Tityrus während der Zeit der Unfreiheit auf einen Bericht von der Freilassung vorbereitet wurde, erscheint plötzlich (44 f.) das *responsum*, das, auf die Freilassung bezogen, mit seinem *ut ante* das Gegenteil dessen besagen würde, was es besagen soll: gerade nicht 'wie früher', sondern als Freier soll Tityrus nun sein Land bewirtschaften. Aber das *responsum* bezieht sich nicht darauf, sondern auf die Erhaltung des Gutes gegenüber der Veteranenversorgung, von der *manumissio* ist gar nicht mehr die Rede.

Das Gespräch der beiden Hirten schwankt also dergestalt zwischen zwei Gegenständen hin und her, daß durchgängig die Frage von dem einen, die Antwort von dem anderen herkommt; ein Ereignis der einen Handlung dient immer als Ursache für eine Folge, die der anderen angehört. Diesen eigenartigen Sachverhalt darf man weder übersehen noch etwa durch Annahme zweier Entwürfe, die, von Hause aus verschiedenartig, bei der Zusammensetzung einander nicht genügend angeglichen wären, zu erklären suchen. Vielmehr erkennen wir hier den gleichen Mangel an Eindeutigkeit, mit dem die realen Vorgänge in den Eklogen mit Vorliebe gegeben werden. So durchkreuzt der Dichter in diesem Falle den einfachen Vorgang der Romreise des Tityrus zwecks Erhaltung seines Gutes mit einem anderen Motiv: dem Freikauf. Auf die Unwahrscheinlichkeit des zeitlichen Zusammenfallens der beiden Dinge achtete er nicht, und die Unklarheit, die so in beide Vorgänge getragen wird, ist durchaus beabsichtigt. Der Sinn des Hörers soll sich nicht an Handlung und Vorgänge heften, darum werden sie gleichsam mit einem Schleier überzogen und in ein Zwielicht getaucht, ähnlich dem, das oft die Personen umgibt und das nicht, wie Skutsch (Aus Vergils Frühzeit S. 8) meinte, darauf beruht, daß der Dichter die Maske vergißt, die er seinen Personen angezogen hatte. Die eigentliche Realität soll nach der Absicht des Dichters im bukolischen Element liegen, im ländlichen Charakter. Darum wird das mehr politische Moment, die Bestrebung des Tityrus nach Erhaltung seines Besitzes in den kriegerischen Wirren, durchsetzt mit dem echt kleinbäuerlichen, der niederen Sphäre angehörigen, des Wanderns des Sklaven zu seinem Herrn zum Zwecke des Freikaufs. Das gab Anlaß, das Zustandekommen des *peculium* zu schildern, und hier spart der Dichter nicht die Worte, während er den eigent-

lichen Vorgang als solchen mit ganz wenigen nur sehr knapp andeutet, wogegen das gewaltige Rom, nicht an sich, sondern in seinem Reflex im Gemüt des einfachen Landmanns, ausführlich geschildert wird in Gleichnissen, die dem ländlichen Gesichtskreis entnommen sind. Nicht ohne tieferen Grund geschieht es daher auch, wenn am Schluß, nachdem sich in der Klage des Meliboeus der Inhalt zu bewegtem Pathos im Hinblick auf das eigene und auf das allgemeine Schicksal erhoben hatte — *en quo discordia cives produxit miseros* —, eine Umbiegung erfolgt durch die Einladung des Tityrus, mittels derer man in die rein bukolische Sphäre zurückkehrt. Jene friedlichen Bilder von dem Leben des Tityrus in seiner Hütte, von den behaglich rauchenden Landhäusern — was, nebenbei bemerkt, wenig im Einklang steht mit dem '*undique totis usque adeo turbatur agris*' des Anfangs, aber das ist eben schon wieder vergessen, wird absichtlich in Vergessenheit gedrängt —, von den Schatten, die sich ausbreiten und alles mit der Ruhe der nahenden Nacht umfangen — sie sollen den letzten, bestimmenden Eindruck bilden, sich tief in die Seele des Hörers senken und die Stimmung ländlicher Stille und Abgeschiedenheit schaffen und wahren helfen — und ich meine, sie tun es auch.

Die Technik eines Dichters ist nicht sein Dichten, viel weniger seine Dichtung; wenigstens verdiente der nicht den Namen eines Dichters, von dem man meinen dürfte, mit seiner Technik alles zu haben, und gewiß wird der größte Dichter der sein, aus dessen Werken das Künstlertum so stark und voll, mit so urkräftiger Gewalt spricht, daß es unnütz erscheinen möchte, um ihre Technik viel Wesens zu machen. Vergil ist weder von der einen noch von der anderen Art, sondern steht mitten inne zwischen beiden Typen. Auch bei ihm führt die Erforschung seiner Technik zu besserer Einsicht in seine künstlerischen Absichten, und wenn unsere Betrachtungen dazu beitragen, uns diese klarer erkennen zu lassen, dann haben sie ihren Zweck erreicht. Der Charakter der Eklogen als Dichtungen alexandrinischer Art tritt durch sie besonders stark hervor, also gerade das, was Vergil später am entschiedensten überwunden hat.

Wesen und eigentümlicher Wert der augusteischen Dichtung scheint darin zu liegen, daß sie aus im Grunde hellenistischen Motiven heraus unter Überwindung hellenistischer Nüchternheit, Kompliziertheit, Kleinheit und Abseitigkeit eine Literatur geschaffen hat, die in Einfachheit und innerer Ausgeglichenheit durch ihr Streben zum Monumentalen und durch ihr Wandeln auf der der Hauptstraße der Empfindung und der Anschauung sich zur Höhe klassischen Seins erhoben oder ihr doch nahe gekommen ist. So ist Vergils Lehrgedicht vom Landbau das schönste und vollendetste Werk dieser Epoche und eines, das auch vor dem Forum der nach absoluten Maßstäben wertenden Kritik in allen Ehren besteht, während sein großes Epos, das schon in seinem Ausgangspunkt klassisch sein will, nur zu deutlich den Mangel an künstlerischem Urvermögen verrät. Wenige Jahre trennen die Bukolika von den Georgika, und fragen wir, ob eine Brücke der Entwicklung von dem einen zum anderen Werk führt, so lautet die Antwort: ein Element gibt es in den Eklogen, in dem die volle und reine Schönheit der Georgika vorgebildet erscheint, das ist Sprache

und Vers. Ist der Vers ein Erzeugnis, entstanden durch das Eingehen des formenden Dichtergeistes in die Materie der Sprache, so offenbarte Vergil gleich in seinem Erstlingswerk nach dieser Richtung so viel edle Fülle und reines Ebenmaß, daß er alle Künstlichkeit der Neoteriker schöpferisch überwand und sich schon dadurch als zu Größerem berufen darstellte. In Wendungen wie *tempora quae messor, quae curvus arator haberet* oder *rapido fessis messoribus aestu* oder *aratra iugo referunt suspensa iuvenci, et sol crescentes discedens duplicat umbras* finden wir den quellenden Reichtum der Georgika schon angekündigt, und so verstehen und werten wir die Bukolika in sich und als Vorstufe zu Höherem.

DIE TÖTUNG DES VEGETATIONSGEISTES

Von Carl Clemen

Der nordische Balder ist neuerdings wiederholt nicht nur nebenher, sondern auch in besonderen Untersuchungen behandelt worden.

Zuerst hat Kauffmann (Balder, 1902) in ihm das mythische Urbild des Königs gesehen, der alljährlich im März in der Form des sog. Todaustragens geopfert worden sei. Aber wenn sich so auch die Entstehung und Entwicklung des Mythus und der Sage von Balder erklären ließe, so weist doch in dem vielfach noch jetzt üblichen Todaustragen am Ende des Winters nichts gerade auf jenen hin.

So hat Frazer, dessen 'Golden Bough' in seiner 2. Auflage (1900) zwar schon von Kauffmann benutzt werden konnte, der aber erst in der 3. Auflage seines jetzt auf zwölf Bände angewachsenen Hauptwerkes (1911—15) einen eigenen (den 7.) Teil 'Balder the Beautiful' überschrieben hat, wenn auch nicht mehr so zuversichtlich wie früher an der Beziehung Balders zu dem Sommersonnwendfeuer festgehalten und ihn selbst (schließlich zwar als eine geschichtliche Persönlichkeit, daneben aber) entweder als Baumgeist (und zwar als Geist der Eiche) oder als Vegetationsgott aufgefaßt. Auf das erstere deutet nun freilich auch der Mistelzweig nicht hin; erklärt man Balder dagegen als Vegetationsgott, so versteht sich der Mythus von ihm in derselben Weise wie der von Tammuz, Adonis, Attis oder auch Osiris: sie alle sollten gestorben oder getötet worden sein, weil ursprünglich der Vegetationsgott, um so das Verwelken der Vegetation nicht zu veranschaulichen, sondern zu bewirken, jedes Jahr von neuem im Bilde beklagt oder vielleicht auch getötet wurde. Ja für den tarsischen Sandan und den phönikischen Melkarth hat es Frazer im 4. Teil seines Werkes (Adonis, Attis, Osiris) auch sonst belegt, daß sie, ursprünglich damit sie nicht an Altersschwäche eingingen, sondern ihre unverminderten Kräfte auf einen Nachfolger vererben könnten, alljährlich im Bilde verbrannt wurden.

Endlich Neckel (Die Überlieferungen vom Gotte Balder, 1920) hat Balder sogar auf diese vorderasiatischen Vegetationsgötter zurückgeführt. Er bezeichnet zunächst die Erzählung von der Fesselung und Peinigung Lokis als eine Wanderfabel, die aus den Kaukasusgegenden, dem klassischen Lande der Erdbeben-

sagen, nach Skandinavien gekommen sei, sieht aber darin kein echtes Glied der Baldersage. Die Beweise für den vorderasiatischen Ursprung dieser trägt er in der Reihenfolge vor, wie sie sich ihm ergeben hätten, so daß, wer ihm nicht folgen wolle, den Punkt bezeichnen könne, wo der Irrtum bei ihm begonnen habe. Sehen wir also zu, ob die Beweise zwingend sind.

Den ersten Anstoß zu seiner These hat Neckel durch die Beschreibung des Leichenzugs Balders in der Hūsdrāpa des Skalden Ulfr Uggason von ca. 985, bzw. durch die ihr zugrunde liegende bildliche Darstellung in der Halle des isländischen Häuptlings Olaf Pfau erhalten. Diese Darstellung könne auch in Norwegen, woher sie stamme, nicht entstanden sein, sondern müsse mit Reliefdarstellungen von Götterprozessionen in den Ländern um das östliche Mittelmeer, genauer mit den Felsenreliefs von Boghazköi im nordwestlichen Kappadozien (bei denen es sich allerdings nicht um einen Leichenzug handelt) zusammenhängen. Besonders soll die (freilich nur bei Snorre erscheinende) Freyja mit ihrem Katzengespann auf die auf einer großen Katze stehende oder anderwärts auf einem mit Löwen bespannten Wagen fahrende Kybele zurückgehen; denn ein so individuelles Götterbild entstehe nicht zweimal. Aber wenn schon andere künstlerische Motive in Norwegen aus dem Südosten von Europa (neben dem indes auch die prähistorische Kunst zu berücksichtigen gewesen wäre) stammen mögen, so ist jene Weiterentwicklung des Tierkultes — denn darum handelt es sich bei den auf Tieren stehenden, reitenden, sie tragenden oder endlich von ihnen nur begleiteten Gottheiten — doch im allgemeinen anderwärts unabhängig von Vorderasien vor sich gegangen und ist endlich Übertragung der Religion noch etwas ganz anderes als die des Kunsthandwerks, der Schrift und der Heldenpoesie. Ein Einfluß vorderasiatischer Kulte auch zunächst nur auf die Goten, die sie seit 267 in Kleinasien kennen gelernt hätten, dürfte also nur anzunehmen sein, wenn die Ähnlichkeit des Balderkultes mit jenen gar nicht anders erklärt werden kann.

Aber daß das Minnetrinken, mochte es auch im Herbst und Winter stattfinden und zugleich Verstorbenen gelten, eigentlich Balder zu Ehren geschah, läßt sich nicht nachweisen, und noch weniger wäre diese Sitte dann auf die 'abendmahlsähnlichen Riten' zurückzuführen, die sich auf den toten Attis und Osiris bezogen hätten. Denn daß das Symbol der phrygischen Mysterien: *ἐκ τυμπάνου ἔφαγον, ἐκ κυμβάλου ἔπιον, ἐκερνοφόρησα, ὑπὸ τὸν παστὸν ὑπέδυον* von solchen Riten zu erklären sei, ist wieder ganz unerweislich, ja von dem Becher Wein, in dem nach einem aus ungefähr paulinischer Zeit stammenden Zaubertext Osiris der Isis und dem Horus sein Blut zu trinken gibt, 'damit sie nach seinem Tode ihn nicht vergäßen, sondern in sehnsüchtiger Klage ihn suchen müssen, bis er neubelebt sich wieder mit ihnen vereint', meint Reitzenstein (Die hellenistischen Mysterienreligionen, ²1920, 56f.), von dem Neckel hier abhängig ist, daß er im mystischen Sinne zu verstehen, also mit dem Minnetrinken wohl nicht zu vergleichen sei. Eher könnte man die von der Fridthiofssaga bezeugte Sitte, das Bild Balders und anderer Götter am Feuer zu erwärmen, mit Fett zu bestreichen und mit Tüchern abzureiben, zumal wenn

diese dann herumgereicht worden sein sollten, um alle der Heilsalbe teilhaftig zu machen, mit der Salbung des Bildes des Attis zusammenstellen, die wenigstens nach Reitzenstein derjenigen der Kehlen der Mysten bei der von Firmicus Maternus (De err. prof. rel. 22) beschriebenen Feier vorangegangen wäre; aber zu einem Beweise für vorderasiatischen Ursprung des Balderkultes würde selbst das bei der weiten Verbreitung des Glaubens an die Möglichkeit einer Kraftübertragung durch Salben wohl nicht genügen.

So sagt Neckel weiterhin (S. 132 f.) selbst: 'Die Beschaffenheit des Materials und der weite Abstand der verglichenen Kulturen bringen es mit sich, daß die beweiskräftigen Folgerungen sich nur ausnahmsweise aus der einzelnen Übereinstimmung ergeben werden, vielmehr hauptsächlich aus dem Nebeneinander mehrerer oder vieler Übereinstimmungen. Wir sind naturgemäß darauf angewiesen, eine Beobachtung durch die andere zu stützen.' Aber wenn jene nicht zuverlässig sind, dann ist dadurch wohl doch 'ein sicheres, allgemeines Ergebnis ausgeschlossen'. Und kann der Name Balder (oder auch Freyr), d. h. Herr wirklich auf das Wort Adon(is), das doch wenigstens von Griechen nicht mehr in seinem ursprünglichen Sinn verstanden wurde, oder auf das doch ebenfalls höchstens ursprünglich damit gleichbedeutende Wort Attis zurückgeführt werden? Oder muß Balder wirklich, weil er, ebenso wie Freyr und Freyja (aber auch andere höhere Wesen), 'schön von Angesicht ist', gleich Freyr auf Attis und Adonis, die ähnlich beschrieben werden, zurückgehen? Noch weniger ist freilich das tolle Herumspringen Lokis vor Skadi bei Snorre mit der Selbstentmannung des Attis oder des Agdistis zu vergleichen; auch wäre ja dann hier nicht Balder, sondern Loki an die Stelle dieser getreten.

Daß die Sage von Balders Tod (und die von dem tragischen Ende des Herebeald im Beowulfepos) aus Vorderasien stamme, sucht Neckel weiterhin vor allem aus ihrer Übereinstimmung mit der Erzählung Herodots (I 37 ff.) von dem Ende des lydischen Königsohns Atys zu erweisen, an dem ursprünglich wohl nicht der Phrygier Adrastos, sondern der stumme Bruder des Atys schuld gewesen sei; und Atys, der auf der Eberjagd falle, sei ursprünglich mit dem von einem Eber getöteten Attis identisch. Aber davon, daß an dem Tod des letzteren sein Bruder schuld gewesen sei, wissen wir doch nichts, und auch die Mistel, mit der Balder getötet worden sein soll — ich kann das wohl gleich hier hinzunehmen —, gehört nicht mit der Fichte mit dem Bilde des Attis, die am 22. März eingeführt wurde und nicht den Tod des Gottes, sondern seinen oder ursprünglich des Frühlings Einzug bedeutete, oder mit den Adonisgärten zusammen, mit denen auch nicht der tote Gott umstellt, sondern sein, bzw. der Vegetation Welken dargestellt und bewirkt werden sollte; d. h. die Mistel hat ursprünglich nicht zum Bewerfen Balders zum Zweck der Kraftübertragung, sondern von Anfang an zu seiner Tötung gedient. Und das ist wohl einfach ein novellistisches Motiv, das sich ähnlich oder, wenn der persische Isfendiar ursprünglich durch eine Mistel getötet worden sein sollte, ebenso auch anderwärts findet, ja auf das vielleicht auch die Behauptung einer jüdischen Schmähschrift des XIII. Jahrh., Jesus sei an dem Kohlstengel des

Judas gehenkt worden, zurückgeht. Freilich würde sie dann erst aus der Baldersage stammen, sofern man im Anschluß an sie in christlichen Kreisen erzählte, das Kreuz Jesu habe aus Mistelholz bestanden, und im Gegensatz dazu unter seinen Gegnern behauptete, es sei ein Kohlstrunk gewesen; auf vorderasiatischen Ursprung des Motivs dagegen weist auch der Umstand nicht hin, daß Rustem jenen Todespfeil für Isfendiar im Osten suchen mußte, wie Äneas bei Vergil, bevor er in die Unterwelt eingehen konnte, den *ramus aureus* und der Held des Gilgameschepos, um unsterblich zu werden, eine dem Stechdorn ähnliche Wunderpflanze.

Wenn nach dem Tode Balders wie auch Frodis eine Sonnenfinsternis und ein Erdbeben eingetreten sein soll, so wird das von Neckel deshalb aus Vorderasien abgeleitet, weil in den Synoptikern (deren ältester wohl übrigens in Rom schrieb) und dem Hebräerevangelium das gleiche vom Tode Jesu berichtet wird. Aber daß es hier (und dann doch wohl auch sonst, wo es ebenfalls erzählt wird) aus dem Mythus von Vegetationsgottheiten stamme, läßt sich nicht beweisen; ja von dem Tode des Attis und Adonis wird überhaupt nichts dergleichen berichtet. Und ebenso braucht man bei der Klage der Natur um Balder nicht gerade an den Epitaphios Adonidos des Bion oder dgl. zu denken, mag auch die ganze Naturanschauung — einschließlich der Bezeichnung der Kamille als Baldersbraue, die Neckel später mit ihr zusammenstellt, die aber mit dem Veilchen des Attis und der roten Anemone des Adonis doch nur im allgemeinen zusammengehört, — in der Tat aus der Fremde stammen.

Dagegen hat die gemeinsame Bestattung Nannas mit Balder mit der gemeinsamen Verehrung von Tammuz und Ischtar oder Adonis und Aphrodite nach Wiederkehr des Gottes aus dem Jenseits und seinem ἱερὸς γάμος mit der göttlichen Geliebten doch offenbar sehr wenig zu tun, ja die Gleichsetzung von Nanna mit Innanna, dem Beinamen der Ischtar wäre nur dann möglich, wenn diese — und zwar eben unter diesem Namen — auch später noch verehrt worden wäre. Daß Neckel nicht vielmehr an Nana, die Mutter des Attis, denkt, liegt wohl an diesem ihrem andersartigen Verwandtschaftsverhältnis zu dem betr. Vegetationsgott; denn daß sie ursprünglich wohl auch Naturgöttin gewesen war, wußte man später wieder nicht mehr. Andrerseits die Dreiheit Balder, Frigg und Odin hat zwar in Ägypten und in der Gnosis (auch in Syrien) ihr Gegenstück, aber nicht, soweit wir wissen, am Euphrat, und auch die entgegengesetzte Parteinahme von Odin und Frigg für irdische Schützlinge erinnert wohl an das 14. Buch der Ilias, würde aber, selbst wenn beide Erzählungen aus Thrakien stammten, deshalb noch nicht auf Babylonien zurückgehen — ebensowenig wie andere von Neckel angeführte Züge der germanischen Sagendichtung, von denen nur der hammerschwingende Thor an dem babylonischen Marduk, dem chetitischen Teschup oder dem kommagenischen Zeus Dolichenos (und nicht nur an ihnen) sein wirkliches Analogon hat. Vollends die Erzeugung des Balderrächers Bous mit der Rind, mag unter ihm auch ursprünglich der Nachfolger Balders verstanden worden sein, läßt sich so wenig wie die jungfräuliche Geburt Jesu gerade auf eine babylonische Vorlage zurück-

führen; denn die dortigen Darstellungen einer Muttergottheit sind ebenso wie die Geburtslegende Sargons I. oder des Gilgamos bei Älian (Nat. anim. XII 21) etwas anderes. Endlich, ob auch die Schuld Friggs am Tode ihres Lieblings schon in der babylonischen Sage vorgebildet war, bezeichnet Neckel selbst nur als eine Frage; wir werden sie nach allem Bisherigen mit Nein beantworten müssen.

Auch was Neckel schon früher (Studien zu den germanischen Dichtungen vom Weltuntergange, S.-B. der Heidelb. Akad. der Wissensch., philos.-hist. Kl. 1918, 7) zum Beweise seiner These eines vorderasiatischen Einflusses auf die germanische Mythologie angeführt hatte, scheint mir nicht haltbar zu sein. Zunächst das Weltbrandmotiv wird doch vielmehr von ihm selbst als indogermanisch erwiesen, wenn es auch in Israel, bei Zephanja am Ende des VII. Jahrh. nur von den Babyloniern entlehnt sein kann. Weiterhin, die Muspellssöhne brauchen, so wenig wie auf die Heuschrecken in der Offenbarung Johannis, die trotz Boll (Aus der Offenbarung Johannis, 1914, 68 ff.) mit den Kentauren auf babylonischen Grenzsteinen und ägyptisch-hellenistischen Himmelsbildern doch nur sehr wenig gemein haben, auf das Reiterheer in der folgenden Vision der Apokalypse, bzw. deren Urbilder zurückzugehen, geschweige denn, daß das letztere den Schlangenzäumen der nordischen Riesinnen oder der Fesselung Lokis und des Fenriswolfes zugrunde läge — zu letzterer hatte schon M. Dibelius gelegentlich (Handb. zum N. T. III 2, 1913, 32 f.) näherliegende Parallelen aufgezeigt. Und wenn endlich Surt wie Loki ein ausgewanderter Kaukasusriese sein könnte, so beweist das doch noch nichts für den vorderasiatischen Ursprung der anderen Vorstellungen und speziell des Balderkults und -mythus.

Vor allem aber spricht gegen diesen, daß sich auch bei anderen indogermanischen Völkern ähnliche, später nicht mehr verstandene Gebräuche fanden, wie wir sie in Skandinavien voraussetzen müssen, die wir aber im allgemeinen nicht auf Vorderasien zurückführen, ja dort in dieser Form gar nicht nachweisen können. Zunächst in Deutschland und Österreich wird noch jetzt manchmal im Johannisfeuer ein Strohmann, vielleicht auch ein aus Stroh hergestelltes Paar verbrannt, unter dem gewiß ursprünglich die männliche und weibliche Vegetationsgottheit zu verstehen ist. Auch der Maibaum, der ursprünglich eben ein Baum, dann aber als Erscheinungsform des Vegetationsgeistes aufgefaßt worden ist, wird hier und da entweder zu Johanni oder gleich nach seiner Einholung, also ebenfalls im Mai verbrannt, wie auch der Pfingstl, der menschliche Repräsentant des Vegetationsgeistes, manchmal sofort scheinbar geköpft oder erschossen wird; man verstand eben den ursprünglichen Sinn des Gebrauchs, der wieder die rechtzeitige Tötung des Vegetationsgeistes bezweckte, später nicht mehr. Wo derselbe endlich (wie es übrigens nach Lukian, De Syr. dea 49 auch in Syrien geschah) zugleich oder vielmehr durch Tiere dargestellt wird, verbrennt man diese nicht nur im Johannisfeuer, sondern tötet sie umgekehrt in der Regel erst bei der Ernte, wenn nicht nur die letzte Garbe in die Form des betr. Tieres gebracht oder nach ihm genannt wird, ebenso wie anderwärts derjenige, der diese letzte Garbe schneidet. Aber daß in Udvarhely in Siebenbürgen die Federn des Erntehahns bis zum nächsten Jahre aufbe-

wahrt und dann mit dem Getreide von der letzten Garbe ausgesät werden, deutet noch jetzt darauf hin, daß er eine Erscheinungsform des Vegetationsgeistes ist, dessen Kräfte man, obwohl man ihn tötet, doch erhalten und in das neue Jahr hinüberretten will. Selbst von der Martinsgans, deren einzelne Teile ja besondere Heilkräfte besitzen sollen, gilt das wohl, wenngleich in diesem Falle der Vegetationsgeist noch später (eben am 11. November) getötet und (um so seine Kräfte andern zu vererben) gegessen wird, dann nämlich, wenn die Gänse am fettesten und wohlschmeckendsten sind.

Auch im alten Indien ist ursprünglich der Vegetationsgeist alljährlich in Gestalt eines Pferdes geopfert worden, wenn, wie ich im Gegensatz zu anderen glaube, das Roßopfer (Aśvamedha) in diesem Sinne zu verstehen ist. Allerdings die Zeit, zu der es dargebracht wurde (der Frühling), scheint dazu wieder nicht zu passen — oder sollte in ihr der alte Vegetationsgeist durch einen neuen ersetzt werden? Daß sich das Roßopfer von anderen durch eine größere Teilnahme des Volkes an ihm unterschied, hob Hillebrandt schon in seinem Beitrag zu dem Festgruß an Boehtlingk über nationale Opfer in Altindien (1888, 40) hervor, und Oldenberg (Die Religion des Veda, [2]1917, 473) wies darauf hin, daß es verschiedenen Göttern und darunter dem jungen und unbestimmt umrissenen Prajāpati dargebracht wurde, also ursprünglich vielleicht gar kein Gaben-, sondern ein Zauberopfer war. Speziell aber auf Tötung des Vegetationsgeistes führt es, wenn sich zu dem toten Roß die oberste Gemahlin des Königs legen und sein Glied in ihren Schoß nehmen mußte, sowie wenn zwischen den Priestern und den königlichen Frauen unzüchtige Scherzreden gewechselt wurden, die sich ursprünglich (wie im Kult der Kybele) wohl nur auf die Förderung der Fruchtbarkeit bezogen. Endlich werden wir später ein wahrscheinlich ebenso zu erklärendes Roßopfer bei den Römern finden; vorher aber müssen wir die entsprechenden Gebräuche bei den anderen mehr östlich wohnenden Indogermanen weiterverfolgen.

Wenn am persischen Sakäenfeste, wie ich gleich Nilsson (Stud. zur Vorgesch. des Weihnachtsfestes, Arch. f. Religionswiss. 1916—19, 85 ff.) nicht bezweifeln zu dürfen glaube (vgl. meine Reste der primitiven Religion im ältesten Christentum, 1916, 103 und meine Griechischen und lateinischen Nachrichten über die persische Religion, 1920, 125), ein zum Tode verurteilter Verbrecher, nachdem er eine Zeitlang den König gespielt hatte, getötet wurde, so möchte ich das trotz Nilsson zunächst nicht auf ein babylonisches Vorbild zurückführen, das ja auch von einer Tötung des Narrenkönigs gar nichts weiß. Wohl aber weist die Zeit des Sakäenfestes, der Monat Loos oder Juli, direkt auf eine ursprüngliche Tötung des Vegetationsgottes hin, zu der ja auch paßt, daß das Fest nach Strabon (XI 8, 4 f.) in Zela und wo sonst ein Heiligtum der Anahita, der Göttin der Fruchtbarkeit, war, gefeiert wurde und zwar in einer Weise, die ursprünglich wohl wieder Fruchtbarkeit bewirken sollte. Auch in den sog. Ritt des Dünnbärtigen (Rukūb al-Kausaj oder Kūsah Barnišīn) sind gewisse Züge der Sakäen übergegangen, wenngleich er zunächst wohl die Austreibung des Winters bedeutete. Ob dagegen das immer wieder dargestellte sog. Stier-

opfer durch Mithra wirklich auf die Sitte, den Vegetationsgeist in Gestalt eines Stieres jedes Jahr zu töten, zurückgeht, möchte ich nicht entscheiden.

Da in manchen Gegenden Deutschlands und Österreichs derjenige, der die letzte Garbe schneidet, oder ein vorübergehender Fremder, hie und da auch der Gutsherr, in diese eingebunden und scheinbar getötet oder ertränkt wird, so erklären wie Mannhardt (Mytholog. Forschungen, 1884, 1 ff.) und Frazer auch Crusius (Artikel Lityerses bei Roscher) und Robert (Griech. Heldensage II, 1921, 524) den Phrygier Lityerses, der bei der Ernte einen Fremden in eine Garbe einzuwickeln und dann mit der Sichel zu köpfen gepflegt habe, aus einer entsprechenden Sitte. Mannhardt und Frazer sehen auch in dem Stier, der an dem athenischen Buphonienfest anfangs Juli getötet, verzehrt, dann ausgestopft und als wieder auferstanden an einen Pflug gespannt wurde, sowie in den vier Kühen, die in Hermione um die Zeit der Ernte von vier alten Priesterinnen mit einer Sichel getötet wurden, den Vegetationsgeist, während Robert die Artemis und Ariadne *ἀπαγχομένη* und sogar die Medusa auf ihn deutet. Das letztere dürfte nun freilich unberechtigt sein, und noch weniger ist trotz Neckel die Sage vom Tode des Orpheus auf diese Weise zu erklären, ja sie wird von Kern (Orpheus, 1920, 16 ff.) als Übertragung der Passion des Dionysos auf den *ἥρως ἀρχηγέτης* der diesen verehrenden Orphiker, als der Orpheus aufzufassen sei, gedeutet. Sein Gesang, durch den er ja allerdings vor allem auf die Natur einwirkt, hat doch nichts mit dem Klagegesang, der eigentlich um den Vegetationsgott angestimmt wurde, zu tun, sondern hängt mit dem einsamen Leben der Orphiker zusammen, und sein Besuch in der Unterwelt, aus der er ursprünglich wohl in der Tat Eurydike wieder mit heraufbringt, ist nicht mit der Hadesfahrt zu vergleichen, die bei den Babyloniern umgekehrt die weibliche Fruchtbarkeitsgottheit unternimmt, allerdings wohl um Tammuz wiederzuholen, sondern erklärt sich einfach einmal aus Orpheus' wunderbarem Saitenspiel, das es als möglich erscheinen ließ, daß er auch die Mächte der Unterwelt besänftigt habe, und zum anderen aus dem Interesse, das die Orphiker am Jenseits nahmen. Dagegen auf babylonische Herkunft des Orpheus deutet auch weder der Umstand hin, daß nach Vergil und Ovid Orpheus am Gestade des Meeres oder am Ufer eines Flusses geklagt habe, wie nach Ps. 137 die Babylonier am Wasser um Tammuz geklagt hätten, noch der andere, daß nach denselben Dichtern Orpheus' Haupt den Hebros hinuntergeschwommen und nach Konon an der Mündung des Meles gefunden worden sei, während doch Tammuz gar nicht den Euphrat hinuntergeschwommen, sondern nur Sargon I. (nach Neckel allerdings als 'eine Inkarnation des Heil und Reichtum bringenden Fruchtbarkeitsgottes') auf ihm nach Babylon gekommen sein soll. Auch daß nach Ezech. 8, 14 Frauen um Tammuz geklagt und Orpheus bistonische Weiber beweint haben sollen, kann gewiß keinen Zusammenhang zwischen beiden wahrscheinlich machen.

Eine Tötung des Vegetationsgeistes in Tierform, wie sie auf semitischem Gebiet nur in Syrien nachweisbar war, finden wir, wie schon angedeutet, (gewiß unabhängig davon) wohl bei den Römern wieder. Denn wenn auch die erste Auto-

rität auf diesem Gebiet, Wissowa (Rel. und Kult. der Römer [2]1912, 145), das am 15. Oktober geopferte, in einem Pferderennen siegreich gebliebene Roß einfach für das heilige Tier des Mars erklärt und die von Paulus Diaconus (Festus ed. Lindsay 246) erhaltene Notiz Varros: *id sacrificium fiebat ob frugum eventum* nur als gelehrte Schlußfolgerung aus dem auch bei anderen Opfern bezeugten Gebrauch, den Hals des Pferdes mit (auf eine Schnur gereihten) Broten zu bekränzen, auffaßt, so dürften doch außer dieser noch andere Einzelheiten auf eine ursprüngliche Tötung des Vegetationsgeistes hindeuten. Zunächst nämlich kämpften um den Kopf des Pferdes die Bewohner der Sacra via und der Subura, um ihn im Falle eines Sieges an einem bestimmten Gebäude ihres Quartiers anzuheften — ähnlich wie man in Deutschland vielfach den Erntehahn an die Haus- oder Stalltür annagelt und dort bis zur nächsten Ernte beläßt. Wenn ferner dem Oktoberroß der Schwanz abgeschnitten wurde, so kann man damit immerhin vergleichen, daß man z. B. in Aurich von dem, der die letzte Garbe schneidet, sagt: er haut dem Hasen den Schwanz ab — und in Frankreich beim Mähen der letzten Ecke des Ackers: *nous tenons le chat par la queue* — oder: *c'est le cu à chien.* Vor allem aber erinnert die Aufbewahrung des so gewonnenen Blutes des Oktoberrosses auf dem Herd der Regia und seine Verbrennung zu Lustrationszwecken, die an den Palilien, am 21. April stattfand, an die schon oben erwähnte Verwendung der Federn des Erntehahns in Udvarhely oder die anderwärts übliche und ebenso zu erklärende Sitte, die Halme, aus denen der den Vegetationsgeist darstellende Strohmann hergestellt ist, dem Vieh zu fressen zu geben, den Hühnern ins Nest zu legen oder sie aufs Feld zu pflanzen. Auch das Bohnenstroh, das außer der Asche der an den Fordicidia, am 15. April verbrannten ungeborenen Kälber an den Palilien zugleich zum Räuchern gebraucht wurde, hatte vielleicht den gleichen Ursprung — die Ranken von Bohnen eignen sich ja besonders zur Umwicklung einer Figur, und die Bohne selbst galt bekanntlich, wenngleich sie später vielfach nur den Toten geopfert und für die übrigen daher tabu wurde, ursprünglich als Fruchtbarkeit spendend. Kurz, die Deutung des Oktoberrosses auf den Vegetationsgeist dürfte (wie es auch mit den ein halbes Jahr vor- oder nachher gefeierten Mamuralien stehen mag) wohl doch manches für sich haben.

Auch betreffs der Argeer vermag ich Wissowa (auch Artikel *Argei* bei Pauly-Wissowa = Gesammelte Abhandlungen 1904, 211 ff.) nicht zuzustimmen. Er sieht ja mit anderen in den sogenannten Binsenpuppen, die im Mai in den Tiber geworfen wurden, einen Ersatz für Griechen, die in dieser Weise geopfert worden seien, und beruft sich für einen derartig jungen Ursprung des Gebrauchs, da die Aufzählung der Argeerkapellen bei Varro, De l. l. V 45 ff., nach der sie über die Vierregionenstadt verteilt waren, später sein könne, besonders auf den Umstand, daß die Prozession zu jenen am 16. und 17. März, also an einem geraden und dem unmittelbar auf ihn folgenden Tage und die geschilderte Zeremonie selbst am 14. Mai stattfand, während altrömische Feste (wenngleich nicht ausnahmslos) an ungeraden und mehrtägige nicht an aufeinanderfolgenden Tagen gefeiert wurden, sowie auf den andern, daß der 14. Mai in den Steinkalendern

nicht, wie man erwarten sollte, als *dies nefastus*, sondern als *dies comitialis* und auch der 16. März als *dies fastus* bezeichnet ist. Aber auf diesen und den folgenden Tag, der *dies nefastus* ist, verlegt doch nur Ovid die Prozession zu den Argeern, und zwar mit den unsichern Worten (Fast. III 79 f.):

> *itur ad Argeos — qui sint, sua pagina dicet —*
> *hac* (d. h. am 17. März), *si commemini, praeteritaque die;*

und das sogenannte Argeeropfer selbst fand zwar nach demselben Gewährsmann am 14. Mai statt, nach Dionysios von Halikarnaß (I 38, 3) und daher auch Fowler (Roman Festivals, 1899, 57. 111 ff.) und Brüllow-Schaskolsky (Die Argeerfrage in der römischen Religion, Wiener Studien 1911, 156) dagegen am 15., ebenfalls einem *dies nefastus*. Mindestens könnte das das Ursprüngliche gewesen sein, wie vielleicht auch die Argeerprozession von Haus aus an anderen Tagen stattfand. Wenn Wissowa ferner für den späten Ursprung beider Feste geltend macht, daß die Vestalinnen, die bei dem Brückensturz der Argeerpuppen eine hervorragende Rolle spielten, auch bei dem Feste der Bona Dea eine leitende Stellung bekleideten, sowie daß der Stadtprätor, der unter den von Dionysios genannten *στρατηγοί* zu verstehen sei, ebenfalls nur an Kulthandlungen des *ritus graecus* offiziell beteiligt war, so steht dem, wie Wissowa selbst sagt, die Beteiligung der *pontifices* entgegen, statt deren wir die *decemviri sacris faciundis* erwarten sollten, und die später noch zu besprechenden Vorschriften für die Flaminica Dialis, die sonst nur für altrömische Feste bezeugt sind. Beides weist also vielleicht wieder darauf hin, daß, wie auch Diels (Sibyllinische Blätter, 1890, 43, 2) und Samter (Familienfeste der Griechen und Römer, 1901, 113, 3) annehmen, dem griechischen Fest, auf das auch die 27 (3×9) Argeerkapellen hindeuten, doch ein älteres zugrunde lag. Vor allem aber ist es doch wohl nicht sehr wahrscheinlich, daß die Binsenpuppen zwei Monate lang in eigenen Kapellen aufbewahrt worden sein sollten, um das ganze überall verbreitete *μίασμα* aufzunehmen, ja schon der Ausdruck *sacraria* oder *sacella*, der doch eben von Varro (c. 48) gebraucht wird, legt meiner Meinung nach eine andere Deutung der Argeer nahe. Freilich wenn Fowler und im Anschluß an ihn Knight (Artikel *Bridge* in der Encycl. of Rel. and Eth. II 849) in ihnen zum Teil wenigstens den Winter sehen, der durch das Inswasserwerfen der Binsenpuppen hätte ausgetrieben werden sollen, so spricht dafür, daß dieser (aber nicht er allein) manchmal als der oder die Alte bezeichnet wird und weiß gekleidet erscheint, noch nicht; denn wenn auch Ovid (V 621 f.) von *priscorum simulacra virorum scirpea* redet, so ist doch die Deutung von *Argei* als der Weißen ganz unsicher. Vor allem aber hatte schon Mannhardt (Wald- und Feldkulte II [2]1905, 268 f.), von dem die beiden englischen Gelehrten abhängig sind, nach dem Vorgang Prellers (Röm. Myth., [2]1865, II 137, 2) gegen diese Deutung geltend gemacht, daß zu ihr der Termin des Argeeropfers nicht passe; denn Mitte Mai ist der Winter natürlich längst zu Ende. Freilich könnte man einwenden, für die Tötung des Vegetationsgeistes, an die Mannhardt, Steuding (Artikel *Argei* bei Roscher), Brüllow-Schaskolsky und Roberts (Theseus and the Robber Sciron, Journ. of Hell.

Stud. 1912, 108) statt dessen denken, sei es dann umgekehrt zu früh; indes wir haben ja schon oben gesehen, daß sie manchmal sogar gleich nach der Einholung des Vegetationsgeistes (sei es nun in Gestalt eines Baumes oder eines lebenden Menschen) stattfindet, und daß die Argeer ursprünglich vielmehr erst im Juli ins Wasser geworfen wurden, hat Mannhardt auf folgende Weise wahrscheinlich zu machen gesucht. Wenn am 15. Juni, wie Varro (VI 32), Ovid (VI 227f. 713f.) und Festus (ed. Lindsay 466) berichten, der Kehricht aus dem Tempel der Vesta fortgeschafft wurde — doch wohl um eine Verunreinigung der neuen Ernte zu verhüten —, so würden die frühesten reifgewordenen Speltähren ursprünglich nicht, wie es nach Servius (zu Ecl. 8, 82) später geschah, schon zum 7. bis 14. Mai in das *penus Vestae* gebracht worden sein; dann aber sei wohl auch das Argeeropfer erst nachträglich in den Mai zurückverlegt worden. Daß sich daraus zugleich erkläre, daß die Flaminica Dialis, die nach Ovid (VI 229f.) in der ersten Hälfte des Juni ihr Haar nicht kämmen durfte, dasselbe nach Plutarch (Qu. Rom. 86) an dem Maifest unterlassen mußte, kann ich Mannhardt dagegen nicht zugeben; denn wegen der Übereinstimmung des Wortlauts mit der bereits angeführten Stelle bei Ovid möchte ich die Äußerung des Gellius (Noct. Att. X 15, 30): *cum it ad Argeos . . . neque comit caput neque capillum depectit* auf die Feier im März beziehen, also auch für diese dieselbe Sitte voraussetzen. Da sie nach Ovid (III 397f.) außerdem für die zur selben Zeit stattfindenden Salierumzüge galt, kann man sie auch nicht als ein Zeichen der Trauer erklären und aus dieser Trauer wieder, wie es doch wohl Fowlers Meinung ist, auf eine am 15. Mai (oder ursprünglich im Juni) stattfindende Tötung des Vegetationsgeistes, mit der sich allerdings manchmal eine Totenklage verbindet, schließen. Wohl aber ist mir diese aus den erstangeführten Gründen als der ursprüngliche Sinn des alten (von den verschiedenen Gemeinschaften für sich gefeierten und deshalb nicht in den Steinkalendern aufgeführten) Festes wahrscheinlich, auch wenn der Name *Argei* dabei rätselhaft bleibt. Denn daß damit doch Griechen bezeichnet werden sollten, die, nachdem früher andere Repräsentanten des Vegetationsgeistes wirklich ertränkt worden waren, dann eine Zeitlang diesen dargestellt hätten — das wäre trotz Brüllow-Schaskolsky doch wohl eine zu kühne Hypothese.

Tatsächlich fremden Ursprungs ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Feier des Saturnalienfestes, wie sie in den Akten des Dasius (vgl. Cumont, Les actes de S. Dasius, Anal. Boll. XVI 1897, 5ff.) geschildert wird und namentlich nach den Untersuchungen von W. Weber (Das Kronosfest in Durostorum, Arch. f. Religionswiss. 1916—19, 316ff.) doch geschichtlich sein könnte. Wenn dieses Fest am 18. November begann, so wird es ferner dem syrischen Sonnengott gegolten haben, der am gleichen Tag sein Hauptfest hatte und dem auch sonst Menschenopfer dargebracht wurden; aber daraus erklärt sich meiner Meinung nach noch nicht die eigentümliche Form, in der das in diesem Falle geschah: 'ein Soldat', so sagt Weber (317), 'wird bestimmt, in königlicher Tracht 30 Tage lang aus dem Vollen zu leben, am Ende der 30 Tage aber sich freiwillig dem Gott als Opfer darzubringen'. Das erinnert wohl vielmehr an die

oben geschilderten Sakäen, von denen daher schon Cumont, Vollmer (Jesus und die Sacäen, 1905, 19ff.; Der König mit der Dornenkrone, Zeitschr. f. d. neutest. Wiss. 1905, 195) und (in unnötig großem Umfange) Nilsson das Saturnalienfest in jener besonderen Gegend beeinflußt sein ließen und deren ursprünglichen Sinn wir oben kennen lernten.

Auch bei den Kelten oder wenigstens den Galliern ist der Vegetationsgeist ursprünglich außer in anderer, schon bei den Germanen, Indern und Römern (und ebenso in Syrien) nachgewiesener Form zugleich in Gestalt von wirklichen Menschen getötet worden. Das ergibt sich nämlich aus einer auf Poseidonios zurückgehenden, bei Cäsar (Bell. Gall. VI 16), Strabon (IV 4, 4f.) und Diodor (V 32) erhaltenen Nachricht, nach der die Gallier eine kolossale Menschenfigur aus Reisern oder Latten mit Menschen und Tieren anfüllten und verbrannten. Schlangen wurden auch noch Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in einer aus Weidenzweigen angefertigten Säule in Luchon in den Pyrenäen verbrannt, während anderwärts andre Tiere in dem Frühlings- oder Johannisfeuer ihr Ende fanden. Daß aber namentlich der ersterwähnte Brauch, der wohl wieder eine Zusammenfassung von an verschiedenen Stellen beobachteten Bräuchen war, ursprünglich den angegebenen Sinn hatte, dürfte aus der gewiß auf ihn zu beziehenden Bemerkung Strabons (§ 4) folgen, wenn eine Fülle von zum Tode Verurteilten, die (hier wie anderwärts) als Opfer geschlachtet wurden, vorhanden gewesen sei, so habe man geglaubt, *φορὰν καὶ τῆς χώρας ὑπάρχειν*. Und wenn endlich Diodor sagt, die Opferung der Verbrecher sei nur aller fünf Jahre vorgenommen worden, so hat wieder Mannhardt (I ²1904, 533f.) dazu zahlreiche Parallelen aus Deutschland angeführt. 'Der ursprüngliche Ausritt des Maigrafen fand in Hildesheim später nur jedes siebente Jahr statt; der Pfingstlritt in Wurmlingen alle zwei bis drei Jahre; die Questenberger Eiche wird alle sieben Jahre aufgerichtet. Um Königinhof wird der anderswo jährlich beim Erntefest, zu Fastnacht oder zur Kirchweih geübte «Hahnenschlag» mit besonderem Glanze, aber nur aller fünf Jahre begangen, das zu einer von Tausenden fremder Zuschauer besuchten Schaustellung herangewachsene, sehr verschiedene Mai- und sonstige Frühlingsgebräuche in sich vereinigende Pflugfest jedes siebente Jahr veranstaltet.'

Schließlich auf slawischem Gebiet wird der Vegetationsgeist (Kostrubonko, Kostroma, Kupulo, Lada, Jarilo) zum Teil allerdings schon zu Ostern, zum Teil aber am 29. oder 30. Juni in Gestalt eines jungen Mädchens oder einer Puppe nur scheinbar ertränkt oder begraben und springt dann plötzlich wieder auf oder wird wenigstens vor dem Begräbnis, als wollte man ihn dadurch wieder ins Leben zurückrufen, geschüttelt. Auch der deutsche Pfingstl wird ja manchmal, nachdem er scheinbar erschossen worden ist, von einem Doktor wieder lebendig gemacht, und darauf deutet wohl ebenso hin, daß ein solcher anderwärts wenigstens im Gefolge des ersteren erscheint. Jedenfalls ist die Sitte, den Vegetationsgeist in der einen oder anderen Weise zu töten, wenn auch nicht mehr als verstanden, wohl bei allen indogermanischen Völkern von ihrer gemeinsamen Vorzeit her nachzuweisen und nicht im allgemeinen (denn dazu

wohnten die noch ungetrennten Indogermanen den Semiten schon nicht nahe genug), sondern nur gelegentlich auf orientalische Einflüsse zurückzuführen. Die Sitte braucht daher auch in Skandinavien, wo nichts Durchschlagendes darauf hinweist, nicht aus jener Quelle abgeleitet zu werden.

Ja, eine Tötung der Vegetationsgottheit in Gestalt wirklicher Menschen kam, wieder wohl unverstanden, auch an Stellen vor, wo (trotz der Panbabylonisten) an einen Einfluß Vorderasiens erst recht nicht zu denken sein dürfte, namentlich im alten Mexiko. Hier wurde, wie ja neuerdings auch in Roman und Drama geschildert worden ist, Tezcatlipoca alljährlich in Gestalt eines schönen Jünglings geopfert, der vorher ein Jahr lang und namentlich die letzten 20 Tage seines Lebens den Gott gespielt hatte. Auch wenn von Huitzilopochtli aus Teig, der aber mit dem Blut von Kindern angerührt worden war, ein Bild hergestellt, dann von einem Priester mit einem Pfeil durchs Herz geschossen und so gewissermaßen getötet wurde, so deutet das wohl darauf hin, daß ursprünglich ein Mensch geschlachtet und vielleicht (da man das Bild dann eben aus Teig herstellte) verzehrt wurde; daß das letztere mit jenem Repräsentanten des Tezcatlipoca geschah, berichten, wie Reuterskiöld (Die Entstehung der Speisesakramente, 1912, 94) gezeigt hat, freilich erst spätere Gewährsmänner. Aber von dem Vertreter eines andern mexikanischen Fruchtbarkeitsgottes, von dem wir gleich hören werden, erzählen es auch schon ältere.

Wie nämlich bei uns unter der Jugend hier und da zu Johanni Kämpfe stattfinden, in denen manchmal eine bestimmte Abteilung zu siegen pflegt und die ursprünglich vielleicht die Tötung des Vegetationsgeistes bewirken sollten, so mußte sich in Mexiko Xipe in Gestalt eines Kriegsgefangenen, an einen auf einem kreisrunden Stein stehenden Pfahl gebunden und mit einem hölzernen Schwert und Schild bewaffnet, gegen vier Krieger in voller Ausrüstung verteidigen, erwehrte sich ihrer günstigstenfalls wohl eine Zeitlang, erlag aber schließlich natürlich der Übermacht. Und ebenso eine weibliche Vegetationsgottheit, Xilonen, bzw. die sie darstellende Priesterin, die wohl (mit Rücksicht auf die Schwäche ihres Geschlechts) von drei anderen Frauen unterstützt, aber schließlich von den vier sie angreifenden besiegt wurde. Wenn jener Kriegsgefangene dann gegessen wurde, so wollte man sich dadurch vielleicht seine Kräfte aneignen, und sicher wurde er und diese Priesterin geschunden, bzw. mit der Haut der letzteren dann eine andere Priesterin bekleidet, um in ihr die Vegetationsgottheit neu aufleben zu lassen; d. h. der angegebene ursprüngliche Sinn dieses sogenannten *sacrificio gladiatorio* ist noch deutlicher als der des zuerst geschilderten Menschenopfers.

Dagegen läßt sich ein japanischer Brauch, den ich außerdem nur durch Lefcadio Hearn (Japan, 1912, 119f.) kenne, lediglich vermutungsweise so deuten. Er besteht darin, daß sich in manchen Gegenden für jede Gemeinde alljährlich ein Mann den Göttern weihen und nun zwölf Monate lang bestimmte Enthaltsamkeits- und Reinigungsvorschriften beobachten muß. 'Ereignet sich irgendein öffentliches Unglück, kommt er in den Verdacht, sein Gelübde gebrochen zu haben. In alter Zeit wurde ein solcher Repräsentant bei einem

nationalen Unglück zum Tode verurteilt.' Ja vielleicht geschah das früher regelmäßig am Ende des Jahres; darauf könnte nicht nur hinweisen, daß zu diesem Amt gewöhnlich alte Leute genommen werden, um die es nicht so sehr schade ist, sondern vermutlich, daß sein Inhaber in Minonoséki, wo Hearn den Brauch zuerst kennen lernte, Ichi-nen-gannuschi, d. h. ein Jahr Gott-Meister heißt. Aber sicher ist die dann allerdings wohl nächstliegende Deutung auf den Vegetationsgeist keineswegs (daß an Stelle des Königs, der allerdings manchmal alljährlich getötet wurde, ein anderer treten konnte, scheint sich nicht belegen zu lassen); wenn Hearn Aufschlüsse über den Gebrauch in chinesischen Urkunden über Japan gefunden haben will, so hat er wohl, wie sonst manchmal, nur geschwindelt.

Um so mehr erinnert an die alljährliche Tötung des Tezcatlipoca ein Gebrauch, den Strabon (XI 4, 7) von den Albaniern an der Westseite des Kaspischen Meeres berichtet. Danach ergriff der Oberpriester der Mondgöttin denjenigen der Hierodulen, der am meisten in Begeisterung geraten war und allein in den Wäldern umherirrte (also von einer höheren Macht ergriffen zu sein schien), fesselte ihn mit einer heiligen Kette, verpflegte ihn ein Jahr lang prächtig und führte ihn dann 'mit anderen Tieren' gesalbt zum Opfer für die Göttin. Daß manchmal Tiere neben menschlichen Repräsentanten des Vegetationsgeistes getötet wurden, sahen wir ja schon; vor allem aber deutet es auf einen solchen wohl hin, wenn die Albanier (wie das auch des näheren zu denken sei) die Leiche des Getöteten als *καθάρσιον* gebrauchten, ähnlich wie bei den Römern das Blut des Oktoberrosses zur Reinigung verbrannt wurde und bei uns das Tier, das ursprünglich den Vegetationsgeist darstellt, oder die letzte Garbe, in die er sich geflüchtet haben soll, zu diesem oder jenem magischen Zweck verwendet wird.

Endlich dürfte die Tötung des Vegetationsgeistes früher noch in manchen Ländern, in denen jetzt der Islam herrscht, üblich gewesen sein. Die den früher geschilderten entsprechenden Gebräuche, die uns Doutté (Magie et religion dans l'Afrique du Nord, 1909, 496 ff.) namentlich in Marokko kennen gelehrt hat, werden zwar von manchen auf den Einfluß der Schia, der durch die Fatimiden vermittelt gewesen sei, zurückgeführt, aber da die Schia sonst hier bekämpft wird, dürften auch diese Gebräuche anderen und älteren Ursprungs sein. Vor allem finden sie sich allerdings auf schiitischem Gebiet, in Persien und Indien, und hier ist nun zugleich der für sie bereits angedeutete Sinn wohl sehr viel deutlicher. Am 'Asurā-Tage wird nämlich nicht nur des gewaltsamen Todes Hasans und Hoseins, der beiden Söhne Alis, sondern auch noch der Hochzeit seiner Tochter Fatimah mit Kasim gedacht, und dabei ein Pferd mit einer Taube herumgeführt; ursprünglich wird also wahrscheinlich in dieser Zeit nicht nur die Tötung des Vegetationsgeistes (nicht nur die Klage um sein Sterben), sondern zugleich seine Wiederbelebung und Wiedervereinigung mit der Muttergottheit stattgefunden, ja, sofern die Taube das heilige Tier der Ischtar-Astarte war, wird diese ursprünglich die betreffende Muttergottheit gebildet haben.

So wirkt die Tötung des Vegetationsgeistes, die sonst wohl einen der merkwürdigsten Völker- oder Elementargedanken darstellt, d. h. trotz ihrer Eigen-

tümlichkeit an sehr verschiedenen, voneinander unabhängigen Orten vorkam, in einer ihrer vorderasiatischen Formen, wenngleich nicht nur nicht mehr in ihrem ursprünglichen Sinne (wie wohl in sämtlichen besprochenen indogermanischen und nichtindogermanischen Religionen), sondern in einer ganz andern, neuern Deutung, im Islam fort. Und ebenso hat sie vielleicht gewisse, freilich auch in keiner Weise mehr verstandene Spuren im Juden- und Christentum hinterlassen.

Das jüdische Purimfest, dessen Entstehung das Buch Esther schildert, läßt sich zwar nicht in der Weise, wie es Br. Meißner (Zur Entstehungsgeschichte des Purimfestes, Zeitschr. d. deutschen morgenl. Ges., 1896, 298 ff.) und namentlich Frazer (The Scapegoat 359 ff. 392 ff.) versuchen, auf die oben behandelten Sakäen zurückführen, aber auch Gunkel (Esther, 1916, 79 ff.), der das ablehnt, und Meinhold (Einführung in das A. T., 1919, 306) nehmen doch mit guten Gründen an, daß das Fest vorher von den Persern gefeiert und daß auch die Festlegende der ihrigen nachgebildet worden sei. Gunkel (115) macht ferner darauf aufmerksam, daß der Esthergeschichte in gewissen Grundzügen die persische Erzählung vom Magiermord bei Herodot (III 68 ff.) ähnlich sei: 'auch hier geschieht die Ausrottung einer ganzen Bevölkerung durch das Eingreifen einer Königin, die, im Harem weilend, von draußen durch Botschaften ihres Vaters beraten wird und — dieser Zug ist besonders ähnlich — auf dessen Befehl, gehorsam, ihr Leben dabei einsetzt; auf Grund dieses Ereignisses wird dann alljährlich ein großes Fest gefeiert'. Diese sogenannten μαγοφόνια aber, an denen sich nach Herodot (c. 79) die Magier, so allgemein sie sonst verehrt wurden, doch nicht öffentlich zeigen durften, sondern in den Häusern halten mußten, sind von Gray (Artikel *Festivals and Fasts (Iranian)*, Enc. of Rel. and Eth. V 874) nicht unwahrscheinlich als die Sakäen erklärt worden, bei deren Gelegenheit einmal der falsche Smerdis getötet worden sei. Das letztere kann man ja nun bezweifeln; liegen indes den μαγοφόνια im übrigen die Sakäen zugrunde (d. h. hielten sich die Magier zu Hause, weil sie zum Sakäenkönig gepreßt zu werden fürchten mußten — auch die mexikanische Xilonen wurde ja von einer Priesterin dargestellt) und geht auf die spätere Festlegende jener die des Purimfestes zurück, so würde auch dieses Fest, natürlich ohne daß das den Juden jemals zum Bewußtsein gekommen wäre, ursprünglich der Tötung des Vegetationsgeistes gegolten haben.

Endlich wirkt diese in derselben, niemand mehr klaren Weise vielleicht auch noch im Christentum nach. Wenn nämlich schon Paulus I. Kor. 15, 3 f., also in einer Erörterung der Auferstehungshoffnung, unter den Hauptsachen des christlichen Glaubens Tod, Begräbnis und Auferstehung Jesu nennt und ebenso nach Act. 13 in der Rede an die Juden in Antiochia in Pisidien zugleich mit der Auferstehung Jesu seinen Tod nicht nur, sondern auch seine Bestattung erwähnt haben soll, so ist das zunächst nur begreiflich, wenn diese drei Stücke herkömmlicherweise zusammengestellt wurden, und, da es auf Jesu Bestattung doch eigentlich weniger ankam, dies wieder nur, wenn sein Geschick, nachdem er als κύριος aufgefaßt worden war, entsprechend dem eines ursprünglichen

Vegetationsgottes charakterisiert wurde. Denn daß in Mysterien Tod, Begräbnis und Auferstehung eines Gottes dargestellt wurde, d. h. dieser ursprünglich ein Vegetationsgott war, das wissen wir aus der bekannten Schilderung bei Firmicus Maternus, auf die ich schon oben anspielte: *Nocte quadam simulacrum in lectica supinum ponitur, et per numeros digestis fletibus plangitur. Deinde cum se ficta lamentatione satiaverint, lumen infertur. Tunc a sacerdote omnium qui flebant fauces unguentur, quibus perunctis sacerdos hoc lento murmure susurrat:*

θαρρεῖτε, μύσται, τοῦ θεοῦ σεσωσμένου·
ἔσται γὰρ ἡμῖν ἐκ πόνων σωτηρία.

Ja, daß auch Paulus derartige Gebräuche kannte, die das Geschick des Gottes auf den Menschen übertragen sollten, geht wohl schon aus dem Wort I. Thess. 4, 14 hervor: *εἰ πιστεύομεν ὅτι Ἰησοῦς ἀπέθανεν καὶ ἀνέστη, οὕτως καὶ ὁ θεὸς τοὺς κοιμηθέντας διὰ τοῦ Ἰησοῦ ἄξει σὺν αὐτῷ* und deutlicher noch aus den von dem Apostel nur als Bild gemeinten, aber als solchem doch zu erklärenden Ausdruck Röm. 6, 5: *εἰ σύμφυτοι γεγόναμεν τῷ ὁμοιώματι τοῦ θανάτου αὐτοῦ, ἀλλὰ καὶ τῆς ἀναστάσεως ἐσόμεθα*; auch der Spruch Eph. 5, 14 (woher er immer stammen mag): *ἔγειρε, ὁ καθεύδων, καὶ ἀνάστα ἐκ τῶν νεκρῶν, καὶ ἐπιφαύσει σοι ὁ Χριστός* könnte, wenngleich nur von fern, an jene Gebräuche erinnern wollen. Den gewaltsamen Kreuzestod Jesu aber konnte man vielleicht mit dem Tode eines Mysterien- und ursprünglichen Vegetationsgottes nur gleichsetzen, wenn dessen Tod ebenfalls durch Menschen herbeigeführt worden sein sollte bzw. ursprünglich immer von neuem herbeigeführt wurde — und in der Tat sahen wir schon oben, daß das letztere gerade in Phönizien, wohin sich nach Act. 11, 19 die christliche Gemeinde außerhalb Palästinas zuerst verbreitete, und in Tarsus, wo Paulus geboren war und nach 9, 30 (vgl. Gal. 1, 21) zunächst wirkte, der Fall war —, und in einer von diesen beiden, für die Entwicklung des Christentums auch sonst wichtigen Gegenden könnte jene christologische Formel ja entstanden sein. Es braucht wohl nicht erst noch einmal hervorgehoben zu werden, daß die Tötung des Vegetationsgeistes, die schon in den andern Religionen nicht mehr verstanden wurde, wie im Islam und Juden-, so auch im Christentum ihren ursprünglichen Sinn völlig eingebüßt hatte; fragen wir aber aus historischem Interesse nach diesem, so wäre der Gebrauch, die Richtigkeit der letzten Argumentation vorausgesetzt, gerade für das Christentum außerordentlich bedeutungsvoll geworden. Denn daß der Tod Jesu, der doch zunächst ein Fiasko war, zuerst für Paulus Kern und Stern seines Glaubens wurde, ebenso später immer von neuem als Heilstatsache gedeutet worden ist, so für die Frömmigkeit der Christenheit eine ungeheure Bedeutung erlangt hat und zugleich mit der Auferstehung Jesu noch jetzt den Grundstein der Orthodoxie bildet — das hing in letzter Linie zum Teil mit jenem einst in Phönizien und Cilicien sowie den verschiedensten andern Ländern herrschenden eigentümlichen Gebrauch zusammen, den Vegetationsgeist alljährlich zu töten, damit er rechtzeitig durch einen andern ersetzt werden oder selbst in unverminderter Kraft wieder auferstehen könnte.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Friedrich Bilabel, Die ionische Kolonisation. Untersuchungen über die Gründungen der Ionier, deren staatliche und kultliche Organisation und Beziehungen zu den Mutterstädten. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1920. IV, 260 S. 33,60 Mk.

Nach der umfassenden Ausgrabungstätigkeit, die sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gerade im engeren Ionien und in dem von Ionien so entscheidend beeinflußten Gebieten des Schwarzen Meeres entfaltet hat, war es längst nötig, die Ergebnisse auch für die ionische Kolonisation zu verwerten, ganz abgesehen davon, daß die gesamte griechische Kolonisation einer Neubearbeitung bedarf. So ist es sehr erfreulich, daß Albert Rehm, der Mitausgräber Milets, die Behandlung dieses Themas angeregt hat. Der Verf. bringt richtigerweise zunächst nur Untersuchungen, in denen er nacheinander die Gründungen von Milet, Samos, Paros, Teos, Andros, Kolophon, Klazomenai, Chios, Eretria, Chalkis, Phokaia, Naxos und ihre Zusammenhänge mit den Mutterstädten bespricht. Vielfach mußte er sich die Grundlage erst schaffen, die Überlieferung ist zersplittert und ungleich. Aber trotzdem hätte er im Aufbau geschickter sein können. Es ist selbstverständlich, daß Milet (Abschnitt I) den Löwenanteil der Arbeit beansprucht, doch wenn B. dafür 140 Seiten braucht und später gleichgeordnet auf 12 Seiten vier Abschnitte (V—VIII Andros, Kolophon, Klazomenai, Chios) in zehn Kapiteln bietet, so ist das wenig glücklich. Auch versteht man nicht recht, weshalb die großen Gruppen der Inselioner und der kleinasiatischen Ioner, die doch unter verschiedenen historischen Einwirkungen stehen, nicht getrennt, sondern durcheinander behandelt werden. Es fehlt der rechte Zusammenhalt und Überblick, die Hervorhebung der großen Zusammenhänge. Die einleitenden Bemerkungen über die Gründe für die Kolonisation der kleinasiatischen Ioner, über den Begriff der griechischen Kolonie sind teils nicht nötig, teils nicht sehr tiefgehend.

Der Hauptwert des Buches liegt in der Einzelbehandlung. Hier zeigt der Verf. neben sorgfältiger Sammlung und Sichtung durchweg ein gutes selbständiges Urteil. Nach einheitlicher Anordnung werden die Kalender, die Kulte, die Beziehungen in der Bürgerschaftsgliederung und Beamtenschaft besprochen und viele Streitfragen erörtert. Natürlich wird man öfter anderer Ansicht sein können, wie etwa bei der allerdings mit allem Vorbehalt vorgetragenen Herleitung des Namens der Leukosyrer an der kleinasiatischen Nordküste, die auf eine Typusverwandtschaft der hethitisch stark beeinflußten Syrer und der wirklichen nordkleinasiatischen hellfarbigen Hethiter zurückgehen soll (S. 39), oder bei der Vermutung, daß die Gründung Milets nicht von den aus dem Peloponnes vertriebenen Ionern, sondern vielleicht schon von den noch in Nord- bzw. Mittelgriechenland sitzenden 'Ionern' ausgegangen sei (S. 151), aber leider verbietet der verfügbare Raum so eingehende Erörterungen. Der Verf. will diesem Buch eine Behandlung der athenischen Kolonisation folgen lassen. Vielleicht gelangt er danach dazu, auch die Probleme der gesamten 'ionischen Kolonisation' noch einmal einheitlich zusammenzufassen.

Walther Judeich.

Adolf Hauffen, Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. I. Berlin und Leipzig, Vereinigung wiss. Verleger 1921. X, 290 S. 48 Mk., geb. 60 Mk.

Die Literaturgeschichte unseres XVI. Jahrh. ist noch nicht geschrieben, und kein Kundiger staunt darüber. Denn die Aufgabe hat ihre ganz besonderen Schwierigkeiten, die sich dem, der den Plan nicht als oberflächlich überdenkt, vor allem in der Abgrenzung des Stoffs [illegible]. Nicht so sehr in der äußeren Begren[illegible],

die mit Brant auf der einen, Fischart auf der anderen Seite klar gegeben ist. Aber die innere Abgrenzung macht Schwierigkeit. Man kann die Literaturgeschichte der Reformationszeit nicht schreiben, ohne tief auch in die sachlichen Beziehungen dieser Literatur einzudringen. Der Stoff führt in das religiöse Jahrhundert der deutschen Vorzeit. Die kirchliche Bewegung beherrscht die Geister damals so nachdrücklich und ausschließlich, daß jede Darstellung der Literatur schief werden müßte, die nicht Schritt um Schritt auch auf sie Bedacht nähme. Ohne solche Einstellung sind die scheinbar einfachsten Aufgaben unlösbar. Jene religiöse Bewegung wird eingeleitet durch moralistische Bestrebungen, aus denen z. B. die Dichtungen Brants und Murners nicht abzulösen sind. Die gelehrte Hälfte der deutschen Dichter jener Tage schreibt Latein, und man kann ihre Werke um des Zufalls der Sprache willen unmöglich ausschließen, ließe damit auch eine Fülle des Besten unbeachtet, was jene Zeit in Deutschland hervorgebracht hat. Ferner sind die Beziehungen jener Literatur zur bildenden Kunst so eng, daß der Literarhistoriker auch in deren Geschichte heimisch sein muß, will er anders seiner Aufgabe voll gerecht werden. Gerade die holzgeschnittensten Werke der deutschen Literatur gehören dem XVI. Jahrh. an, erst aus den Meisterbildern, die sie begleiten, bekommen ihre Verse Inhalt und Kraft.

Gedrängt und gehäuft finden sich alle diese Schwierigkeiten bei Johann Fischart, der von Hans Sachsens Tod im Jahr 1576 bis zu seinem eigenen im Jahr 1590 Deutschlands berühmtester Schriftsteller war. Der geborene Straßburger hatte sich auf weiten Reisen zum kenntnisreichsten Deutschen seiner Zeit gebildet, durch diese Kenntnisse werden seine Werke ebenso belastet wie bereichert. Seine etwa 80 Schriften umspannen die ganze damalige Welt sittlich und philosophisch, kirchlich und staatlich, immer satirisch in der Auffassung, bizarr in der Form, meisterhaft in Wort und Wortspiel, sprühend von Geist und Schabernack, anmutig in der Gedankenführung, schwer im sprachlichen Ausdruck.

So besteht Vilmars altes Wort noch heute zu Recht: 'Mit Fischart läßt sich nicht eilfertig verfahren.' Hauffen hat ihm Rechnung getragen, indem er seine große, abschließende Darstellung erst nach mehr als dreißigjährigen Vorarbeiten ans Licht gibt. Zahlreiche Einzeluntersuchungen, gedruckt vor allem in den Ergänzungsheften zum Euphorion, und eine mustergültige Ausgabe von Fischarts wertvollsten Schriften haben seinem Buch die Bahn bereitet und sichern nun diesem den erstaunlich leichten Gang und die gefälligste Lesbarkeit, indes ihm jene Vorstudien nichts von dem Reiz genommen haben, fast auf jeder Seite neue Zusammenhänge aufdecken und überraschende Aufschlüsse bieten zu können.

Das gilt zumal von Hauffens erstem Buch, in dem für Fischarts wenig bekannten Lebens- und Bildungsgang ein breiter Hintergrund gewonnen wird aus dem Unterrichtsbetrieb der Straßburger Akademie und der Universitäten Paris, Siena und Basel, sowie aus den Verhältnissen des alten Straßburg, des Reichskammergerichts Speyer und der Amtshauptmannschaft Forbach. Die folgenden vier Bücher behandeln sodann in zeitlicher Folge Fischarts Werke bis zum Philosophischen Ehezuchtbüchlein von 1578. Ein zweiter Band, der in fünf weiteren Büchern die Darstellung zu Ende führt und in seinen Anmerkungen die wissenschaftlichen Unterlagen der Darstellung mit dem Nachweis der zahlreichen benutzten Werke vereinigt, steht in naher Aussicht. Man darf das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich zu diesem Werk beglückwünschen, mit dem es die Reihe seiner Schriften eröffnet und die von ihm geplante kritische Gesamtausgabe von Fischarts Werken verheißungsvoll einleitet. Ganz wie Hauffen sein Ziel auf dem Weg der Vorarbeiten erreichen konnte, fühlen wir uns damit der ersehnten Literaturgeschichte des XVI. Jahrh. um einen entscheidenden Schritt nähergebracht.

Alfred Götze.

INTELLEKTUALISMUS UND MYSTIK IN DER GRIECHISCHEN PHILOSOPHIE[1]

Von Wilhelm Nestle

Der unverkennbar antiintellektualistische Zug unserer Zeit, dem die insbesondere seit dem Weltkrieg noch gesteigerte Neigung entspricht, in allerlei mystischen Richtungen Befriedigung für das Bedürfnis nach einer Weltanschauung zu suchen, legt den Gedanken nahe, auch die griechische Philosophie daraufhin anzusehen, welche Rolle Intellektualismus und Mystik in ihr gespielt haben. Unter Intellektualismus verstehen wir die Anschauung, die dem Verstand und seiner Tätigkeit, dem Denken, die erste Stelle in unserem Seelenleben und darum auch die entscheidende Stimme bei der Bildung einer Weltanschauung zuerkennt. Nicht so eindeutig ist der Begriff der Mystik. Da hören wir etwa, 'das ideal bestimmte Welteine sei der Grundton aller Mystik'. Allein diese Definition Joëls[2]) ist entschieden zu weit. Darnach müßten wir auch Spinoza, dessen scharfe Logik und 'geometrische Methode' gewiß von Mystik weit entfernt ist, noch unter die Mystiker rechnen. Der Pantheismus, 'das Wunderkind des Gedankens und der Phantasie', kann zwar, muß aber durchaus nicht notwendig in mystischer Form auftreten. Ja, Rohde meint sogar: 'Ein der Welt immanentes Göttliches, wie es der Pantheismus denkt, kann niemals das Ziel mystischer Sehnsucht werden.'[3]) Mindestens muß das Gefühl des zeitweiligen Getrenntseins von dem Göttlichen und infolgedessen der Drang nach Wiedervereinigung mit ihm vorhanden sein, besonders in der Form der mitunter bis zur Ekstase gesteigerten kontemplativen Versenkung in das Göttliche. Und so dürfte die treffende Definition Rohdes[4]) vorzuziehen sein: 'Mystik ist, recht verstanden, eine Religionsform, die innigste Vereinigung des Menschen mit der Gottheit zum Ziel hat und zur Voraussetzung eine in seinem innersten Sein begründete Wesenseinheit des Menschen mit Gott.' Nur wird man dabei den Graben zwischen Philosophie und Religion, die sich beide in dem übergeordneten Begriff der Weltanschauung begegnen, nicht zu tief machen dürfen.

Wenn wir nun unseren Blick auf das Griechentum richten, so tritt uns als eines der hervorstechendsten Merkmale seines Charakters sein Intellektualismus entgegen. Andere Völker haben Heilige und Propheten, Griechenland hat

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung des Deutschen Gymnasialvereins am 26. September 1921 in Jena.

[2]) Geschichte der antiken Philosophie, Tübingen 1921, I 479, 2.

[3]) Die Religion der Griechen, Kl. Schr. II 335; vgl. auch E. Lehmann, Mystik in Heidentum und Christentum (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 217), 1918, S. 3 f.

[4]) A. a. O. S. 331.

seine Weisen und zwar umschließt die *σοφία* das theoretische Erkennen und die praktische Betätigung. Schon in der Sprache Homers findet dieser Intellektualismus seinen Ausdruck. Was wir 'Gesinnung' nennen, das ist dem homerischen Griechen ein 'Wissen': ein König 'weiß Gnädiges', eine Frau 'weiß Züchtiges', der ungeschlachte Kyklop 'weiß Frevelhaftes' und der haßerfüllte Achilleus 'weiß Wildes wie ein Löwe'. Diese naive Psychologie nimmt unbewußt die sokratische Anschauung vom Tugendwissen und dem Bösen als Irrtum vorweg. Und zu dieser positiven Feststellung können wir die negative fügen: Der Grieche hat, wie Oswald Spengler einmal richtig bemerkt, kein Wort, das dem deutschen Begriff des Willens voll entspricht. Wo wir dieses erwarten, da steht bei Homer und auch noch in der Tragödie gewöhnlich *νοῦς*, *φρόνησις*, *νόημα*, *γνώμη*, Geist, Verstand, Einsicht. Patroklos — so lesen wir z. B. in der Ilias — hätte der Weisung des Achilleus gehorchen und die Troer nicht weiter verfolgen sollen; aber nicht etwa der 'Wille', sondern der 'Geist' (*νοῦς*) des Zeus ist stärker als der des Menschen, und so spornte er den Helden aufs neue in den Kampf.[1] Für den Griechen ist es der *λόγος*, der den Menschen zum Menschen macht und der ihn von den Tieren unterscheidet, während Schiller im Anschluß an Kant erklärt: 'der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen.' Mit dieser intellektualistischen Richtung des Griechentums hängt seine Neigung zu manchmal allzu raschem Systematisieren zusammen, wie sie schon in der Hesiodischen Theogonie vorliegt, sowie das reflektierende und lehrhafte Element auch in die Poesie: setzen doch die griechischen Dichter ihren Stolz darein, die Lehrer ihres Volks zu sein, wie Platon von Homer sagt, daß er der Erzieher Griechenlands gewesen sei. Diese Verstandesklarheit des griechischen Wesens hat Nietzsche das Apollinische genannt, dem er nun freilich als Gegenpol das Dionysische, d. h. das Irrationale, die Sicherheit des künstlerischen Instinkts und das Enthusiastische, gegenüberstellte. Gewiß ist auch dies vorhanden und schafft sich in den Werken der Kunst und Dichtung seinen Ausdruck; aber wo wir es mit rein griechischen Erzeugnissen zu tun haben, erscheint es immer gebändigt von dem griechischen Sinn für Maß und Rhythmus. Es bleibt daher dabei: die Griechen waren im Vergleich mit den zur Phantastik geneigten Barbaren auf der einen und den voluntaristisch gerichteten Römern auf der anderen Seite ausgesprochene Intellektualisten, und darum wurden sie, wie Joël[2]) sagt, 'aus Priestern Denker und bildeten aus Kultus Kultur und aus Ekstase Erkenntnis'. Wie dies geschah, wie das Apollinische und das Dionysische, wie Intellektualismus und Mystik in der griechischen Philosophie, sich bald verbindend, bald fliehend, miteinander ringen, soll nun in einem kurzen Überblick und an einigen besonders in die Augen fallenden Beispielen gezeigt werden.

Im VI. Jahrh. v. Chr., in das die Anfänge der griechischen Philosophie fallen, war die griechische Religion in eine Krisis eingetreten: sie genügte dem

[1]) Il. XVI 686. Vgl. z. B. auch Xen. Mem. II 1, 28: *τῇ γνώμῃ ὑπηρετεῖν ἐθιστέον τὸ σῶμα.*

[2]) Gesch. d. ant. Phil. I 50.

fortgeschrittenen religiösen und sittlichen Bedürfnis, namentlich der oberen Volksschichten, nicht mehr. Schon das Homerische Epos selbst geht in der Götterburleske zur Travestie der allzu starken Menschlichkeiten der olympischen Götter über, und bereits das Ende des Jahrhunderts sah einen ersten Versuch, die Göttlichkeit dieser für das religiöse Gefühl fragwürdig gewordenen Wesen durch allegorische Deutung zu retten. Dieses VI. Jahrh. ist, wie alle Übergangsperioden, eine Zeit stärkster Gärung: mit einem tiefen Gefühlsleben, dem die lyrische Dichtung ihre Entstehung verdankt, paart sich auf politischem Gebiet, wo das aufstrebende Bürgertum der Aristokratie die Herrschaft zu entwinden sucht, ein gewaltiges Tatmenschentum, und neben einem stürmischen Erkenntnistrieb geht als eine Folge der großen Unsicherheit der äußeren Verhältnisse eine zum Pessimismus neigende Lebensstimmung und ein religiöses Angstgefühl her, das in allerlei kathartischen Gebräuchen Entsühnung und Erlösung vom Schuldbewußtsein sucht. Diesem Ungenügen am Hergebrachten, dem Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis einerseits, den auch die Erweiterung des geographischen Horizontes durch die Ausführung zahlreicher Kolonien förderte, und andererseits dem Bedürfnis nach religiöser Vertiefung, die das entwickelte sittliche Bewußtsein heischte, kam nun gleichzeitig die Philosophie und die Mystik entgegen: jene eine organische Weiterbildung des griechischen, besonders ionischen Geistes, wie er uns in den ältesten Dichtern Griechenlands entgegentritt, diese eine von außen eingedrungene Bewegung, die zwar auch an eine Seite des griechischen Wesens anknüpfen konnte, deren großer Erfolg aber nur aus den besonderen, in ihrem tiefsten Grunde aufgewühlten Verhältnissen des damaligen griechischen Lebens erklärbar ist. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß die im Lauf des VII. und VI. Jahrh. im Anschluß an den orgiastischen Dionysoskult über Thrakien nach Griechenland eindringenden orphischen Mysterien eine vollständige Umkehrung der bisherigen griechischen Lebensanschauung mit sich brachten. Die griechische Lebensauffassung war bis dahin durchaus diesseitig orientiert gewesen. Die sinnlich wahrnehmbare Welt ist für den homerischen Menschen die wirkliche Welt, und der Mensch als körperliches Wesen ist 'er selbst' im Unterschied von seiner Seele, dem schattenhaften, kraftlosen Schemen, das nach dem Tode machtlos in den Hades gebannt ist. In dieser Mysterienlehre dagegen ist das Unvergängliche am Menschen der Seelendämon, der infolge irgendeiner Verschuldung aus dem Reich der seligen Geister in dieses Erdendasein verbannt ist, in den Leib, der das 'Gefängnis' oder das 'Grab' der Seele heißt, aus dem sie sich erst nach vielen Wiedergeburten, die sie durch Pflanzen-, Tier- und Menschenleiber führt, auf dem Weg der Askese, besonders durch Enthaltung von Fleischnahrung befreien kann, um dann schließlich wieder in das Reich der unsterblichen, göttlichen Geister einzugehen.[1]) Hier wird also der Blick auf ein transzendentes Jenseits als letztes Ziel gerichtet, für das dieses Erden-

[1]) Daß diese Lehre im Orient wurzelt und von Iran nach Europa kam — ob diesem Land oder Indien das Prioritätsrecht zukommt, steht noch dahin —, hat jetzt R. Reitzenstein gezeigt in dem Buch 'Das iranische Erlösungsmysterium' (Bonn 1921).

leben nur eine Vorstufe bildet, oder vielmehr: das jenseitige ist das wirkliche, das diesseitige nur ein scheinbares Leben. Und während der Grieche von Haus aus Götter und Menschen scharf auseinanderhielt, 'sterblich gesinnt sein', 'nicht Gott werden wollen' zu seinen obersten Geboten gehörte, wird hier der Menschengeist mit dem Göttlichen wesensgleich gedacht, und das Ziel ist die Wiederherstellung der verlorenen Einheit. Und auch in der Vorstellung vom Göttlichen verflüchtigen sich die plastischen Gestalten der homerischen Götterwelt und verblassen zu personifizierten Abstraktionen, und obwohl diese Mystik in ihren Theogonien von der Vielheit der Götter nicht ganz loskommt, so wird ihr doch der homerische 'Vater der Götter und Menschen' zum Allgott, der alle anderen in sich begreift:

> Anfang Zeus, Zeus Mitte, in Zeus ist alles vollendet. —
> Eins ist Hades und Zeus und Helios und Dionysos,
> Ein Gott wohnet in allen.

Und wie die Gottheit, so ist auch die Welt der Erscheinung und der Vergänglichkeit eine Einheit, regiert von dem zu einer Person hypostasierten Weltgesetz, das Νόμος, Δίκη, Ἀνάγκη oder Ἀδράστεια heißt. So tritt diese Mystik bis an die Schwelle des Pantheismus heran, ohne sie doch zu überschreiten. Denn sie ist in Wirklichkeit der ausgesprochenste Dualismus, den man sich denken kann: hie Geist — hie Körper, das ist die strenge Scheidung, die sie im Reich des Seienden vornimmt und zwar in dem Sinne, daß der Körper die Fessel des Geistes ist, die gesprengt werden muß, wenn dieser sich in seine wahre Heimat erheben will. Dies kann während dieses Erdenlebens nur vorübergehend in der ekstatischen Verzückung oder im Genuß des Sakraments geschehen, in dem sich der Myste substantiell mit der Gottheit verbindet und eint. Diese ganze Mysterienlehre ist aber nicht ein Erzeugnis rationalen Denkens, sondern eine *göttliche Offenbarung*, die Orpheus als den Pfad des Heils den Menschen verkündigt hat.

So standen dem Griechen des VI. Jahrh., dem die Welt des Mythus zerstört war und den die Faustische Frage übermannte: 'wo faß' ich dich, unendliche Natur?', *zwei Wege* offen, um zu tieferer geistiger Befriedigung zu gelangen: der des Denkens und Forschens in der Philosophie und der der religiösen Läuterung in Lehre und Kultus der Mystik. Diese Wege verlaufen in der weiteren Entwicklung des Griechentums nicht ganz getrennt, sondern sie kreuzen sich wiederholt. Es spinnen sich Beziehungen herüber und hinüber. Im großen ganzen aber können wir *zwei Stränge der griechischen Philosophie* erkennen, die nebeneinander herlaufen: einen intellektualistischen, zu dem die vorsokratischen Denker mit Ausnahme der Pythagoreer und des Empedokles, die Sophistik, Sokrates und die kleineren sokratischen Schulen, Aristoteles und Peripatetiker, die ältere und jüngere Stoa und der Epikureismus sowie die Skeptiker gehören, und einen mystisch beeinflußten, dargestellt durch die Pythagoreer, Empedokles, Platon und die alte Akademie, Poseidonios, Philon von Alexandreia, den Neupythagoreismus und Neuplatonismus.

Karl Joël hat in einem glänzend geschriebenen Buche[1]) versucht, die griechische Naturphilosophie 'aus dem Geiste der Mystik' abzuleiten, und an Eduard Zellers Darstellung den einseitigen Rationalismus, die Verkennung des religiösen Elements, gerügt. Nicht ganz mit Unrecht; aber wenn ihm auch darin durchaus beizustimmen ist, daß die griechische Naturphilosophie keineswegs in der Urstofforschung aufgeht, so genügt doch der von ihm betonte 'Grundzug' dieser Philosophie, das 'unendliche Lebensgefühl', noch keineswegs, um sie als Mystik zu charakterisieren, kehrt doch der Gedanke der Allbeseelung selbst bei dem von jeder Mystik freien Spinoza wieder. Und so hat denn auch Joël in seinem neuesten Werk die 'bewußte Einseitigkeit' seiner früheren Schrift glücklich vermieden und jene früheste Philosophie als eine Abklärung der Mystik anerkannt. So sagt er treffend von Anaximander, in dessen einzigem uns erhaltenen Satze das Werden und Vergehen der Einzelwesen als Schuld und Buße betrachtet wird, daß er von der Religion durch die Mystik zur Wissenschaft überleite. Denn es ist das Bestreben aller dieser Philosophen, eine dem vernünftigen Denken einleuchtende Welterklärung zu geben. Und das allen Gemeinsame in der Welterklärung ist, daß die Stoffe und Kräfte, auf die sie den Weltverlauf zurückführen, durchaus unpersönlich sind, daß sie, jeder für sich, ein einheitliches Prinzip aufstellen und daß dessen Wirkungsweise streng gesetzlich ist und jedes übernatürlichen Eingriffs entbehrt. Man hat unter ihnen besonders Heraklit immer wieder für die Mystik in Anspruch nehmen wollen, und schon das spätere Altertum warf ihm vor, er habe den Orpheus bestohlen. Und in der Tat berührt er sich mit den Orphikern da und dort in Gedanken und Ausdrucksweise; aber gerade an ihm kann man erkennen, wie die Spekulation sich aus den Fesseln der Mystik befreit und die lichte Höhe des philosophischen Gedankens erklimmt. Mit der Orphik teilt der Ephesier den Gedanken des unverbrüchlichen Weltgesetzes, das auch er 'Dike' nennt. Aber an die Stelle des Dualismus von Gott und Welt, Leib und Seele, setzt er die Einheit: das vernunftbegabte Feuer ist der Kern der Welt und das Unvergängliche und Bleibende im ewigen Wandel der Erscheinungen, für das er auch die von den Orphikern beibehaltenen Götternamen nicht mehr braucht. Und nicht einer Offenbarung verdankt er seine Erkenntnis, sondern seinem Forschen und Denken: der Logos ist ihm, wie das Prinzip der objektiven Welt, so auch das Prinzip der Erkenntnis, zu der nicht Weihungen und Reinigungen führen, wie sie die Mysterien verlangen: findet er doch diese geradezu 'unheilig' und läßt 'die Nachtschwärmer, Bakchen, Mänaden und Eingeweihten' aufs schärfste an. Und den Mangel an vernünftigem Denken rügt er sowohl bei der von ihm verachteten Menge, wie an ihren 'Lehrern', einem Homer, Hesiod und Archilochos. Heraklit ist also Rationalist im besten und tiefsten Sinne dieses Worts, und ebenso gilt dies von seinen Antipoden, den Eleaten. Mit welch überlegenem Spott verhöhnt Xenophanes von der Höhe seines pantheistischen Standpunkts aus sowohl die Götter Homers und Hesiods als

[1]) Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Jena 1906

auch die pythagoreische Seelenwanderungslehre, und mit welch genialem Scharfblick erkennt er als erster Religionsphilosoph den anthropomorphen Charakter des Polytheismus und nimmt den Schillerschen Gedanken vorweg: 'in seinen Göttern malt sich der Mensch'! Und von Parmenides vollends wird die Kraft des Denkens in einer Weise überspannt, daß das Recht der Anschauung, der sinnlichen Wahrnehmung, völlig zu kurz kommt und die Körperwelt mit ihrer Vielheit, Bewegung und Veränderung sich in einen bloßen 'Schein' auflöst. Hier wie in dem Dialektiker Zenon überschlägt sich ja geradezu das rationalistische Prinzip, das mit despotischer Intoleranz keine anderen Götter neben sich duldet. Im *Νοῦς* des Anaxagoras besteigt das Prinzip der Aufklärung selbst den Thron der Welt, und wenn Platon und Aristoteles ihm vorwerfen, daß er bei seiner Welterklärung im einzelnen von diesem geistigen Lenker des Alls zu wenig Gebrauch gemacht habe, so beweist dies nur, daß der Klazomenier den Grundsatz der mechanischen Kausalität bis zur äußersten ihm zulässig erscheinenden Grenze durchführte. Damit steht es durchaus im Einklang, daß er nicht mehr an das gerechte Walten der Gottheit glaubt: nicht die Meineidigen, sondern unschuldige Bäume, ja seinen eigenen Tempel trifft Zeus mit seinem Blitz, und die Schurken gehen frei aus.[1]) Er schließt aus einem bei Aigospotamoi niedergegangenen Meteor auf die entsprechende Beschaffenheit der übrigen Weltkörper, erklärt die Sonne für eine glühende Steinmasse und den Mond, der sein Licht von ihr hat, für eine zweite Erde mit Bergen, Tälern und Menschen; Iris ist ihm der Regenbogen, und die Abnormität eines einhörnigen Widders, aus der ein Wahrsager auf die baldige alleinige Führerstellung des Perikles im Staate schließt, erklärt er aus der eigenartigen Lage des Gehirns im Schädel des Tieres. Kein Wunder, daß die athenischen Dunkelmänner gegen ihn mobil machten: auf Grund des gegen die 'Meteorologen' erlassenen Gesetzes des Diopeithes wurde er wegen Religionsfrevels in Anklagezustand versetzt. Nach etwa dreißigjährigem Aufenthalt in Athen siedelte er nach Lampsakos über und beschritt bald darauf frei und leicht den Weg zum Hades, der, wie er sagte, überall gleich weit sei. Die Atomistik verzichtete auf das geistige Prinzip des Anaxagoras und gab eine rein mechanische Welterklärung, welche die Qualitätsunterschiede aus der Struktur und Lagerung der Atome ableitete. Aber auch Demokrit unterwarf die sinnliche Wahrnehmung der Verstandeserkenntnis, die allein imstande ist, die beiden einzigen wirklichen Realitäten, die Atome und den leeren Raum, zu erfassen. Die Vorstellungen von einer jenseitigen Welt, von einem Hades und Tartaros, werden für Einbildungen erklärt, hervorgerufen durch ein schlechtes Gewissen. Auch das sittliche Handeln wird durchaus auf die Autonomie der Vernunft gegründet: die Scham vor sich selbst bildet den Maßstab für die Wertung der sittlichen Handlungen.

In der Sophistik und Sokrates kommt die Bewegung der griechischen Aufklärung, der Fortschritt vom Mythus zum Logos, zur Vollendung. Beide haben das gemeinsam, daß der Blick, der bisher vorwiegend auf der außer-

[1]) Aristoph. Wolk. 398 ff., wozu Geffcken, Hermes XLII (1907) S. 128 ff. und Capelle, Neue Jahrb. 1919 XLIII 89.

menschlichen Natur geruht hatte, sich nun auf den Menschen richtet, auf den Menschen als Individuum wie als gesellschaftliches Wesen. Hier feiert der Intellektualismus seinen höchsten Triumph, insofern eine vollständige Rationalisierung des Lebens angestrebt wird, freilich von ganz entgegengesetztem Standpunkt aus: von der Sophistik in subjektivem, von Sokrates in objektivem Sinn. Die Sophistik erklärt den Menschen für das Maß aller Dinge und zwar nicht den Menschen als Gattung — dann fiele ihre Erkenntnistheorie mit der Kants zusammen —, sondern den Menschen als Individuum und als Gruppe, als Volk, Stamm, Staat. Sie bricht daher mit der Unbedingtheit aller überlieferten Autoritäten und stellt der hergebrachten Sitte in Sprache, Religion, Familie, Staat das Recht der Natur gegenüber, das auf sozialem Gebiet bald zugunsten der Starken, bald zugunsten der Schwachen Anwendung findet. Die Schranken zwischen Vornehm und Gering, zwischen Freien und Sklaven, ja, wie uns das neugefundene Bruchstück aus der 'Wahrheit' des Sophisten Antiphon zeigt, auch der Unterschied zwischen Hellenen und Barbaren fällt zugunsten des reinen Menschentums dahin: wir stehen an der Wiege der Humanitätsidee. Die Rationalisierung wird so weit getrieben, daß man sogar feststehende Ausdrucksformen der Sprache gewaltsam zu modeln versucht, indem man das Geschlecht der Wörter nach ihrer Form und inhaltlichen Bedeutung abändern will, ja man macht sich anheischig, selbst die Macht der Gefühle durch Verstandesgründe zu beschwören, indem man eine Technik der Kummerlosigkeit ersinnt und damit den Grund legt zu einer Literaturgattung, die von dieser Zeit an das ganze Altertum bis zu seinem Ende durchzieht: der Literatur der Trostschriften, die das Leid des Lebens durch Vernunftgründe zu bannen suchen. Es entsteht jetzt eine weitverzweigte technische Literatur, die vom Kochbuch über kunsttheoretische Schriften bis zu den ersten Entwürfen von Idealstaaten führt, den Vorläufern Platons und der 'Utopia' des Thomas Morus. So sind die Sophisten Kulturtheoretiker. Sie sind aber zugleich auch Lebenskünstler: die Erkenntnis ist ihnen nicht mehr Selbstzweck, sondern Mittel zur Beherrschung des Lebens, und da ihnen die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis zweifelhaft geworden ist, so siegt bei ihnen die Praxis über die Theorie. Darum verlegen sie sich auf die Erziehung und werden so die Begründer der Pädagogik. Das Hauptmittel zur Beherrschung des Lebens aber, zumal des öffentlichen, finden sie in der Rhetorik. Sie erkannten die ungeheure Macht der Suggestion, und so trieben sie praktische Psychologie. Die Rede ist ihnen, wie Platon sagt, eine 'Seelenleitung' (ψυχαγωγία). Sie stellen sie vollkommen der Poesie gleich und vermessen sich, durch sie, ebenso wie der tragische Dichter, in den Zuhörern Furcht und Mitleid oder, wie der komische, Gelächter und Spott zu erwecken. Die Sophistik versteht sich also vortrefflich auf die emotionale Seite des Seelenlebens, aber sie beherrscht sie durch den Verstand.

Mit Sokrates — so behauptete Nietzsche — trete in der griechischen Philosophie etwas schlechthin Neues auf, nämlich der des künstlerischen Instinktes und der Fähigkeit der Intuition bare 'theoretische Mensch', der als

solcher einen Gegensatz zu dem echten Griechentum bilde. Das ist insofern unrichtig, als auch schon die vorsokratischen Denker die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt angebahnt haben, hat doch Anaxagoras das 'theoretische Leben', d. h. das Leben der wissenschaftlichen Forschung für das des Weisen allein würdige erklärt, nur haben sie die Möglichkeit des Wissens noch nicht untersucht, sondern einfach vorausgesetzt, obwohl sich Ansätze zu einer Erkenntnistheorie auch schon bei einigen von ihnen finden. Dagegen ist an der Ansicht Nietzsches so viel richtig, daß allerdings in dem 'Überwinder der Instinkte', wie er Sokrates nennt, der Rationalismus, das rein verstandesmäßige Erkennen, im Gegensatz zu der bisherigen, vorwiegend ästhetischen Kultur Griechenlands in starker Einseitigkeit zum Ausdruck kommt. Man hat neuerdings versucht, Sokrates die Entdeckung des Begriffs zugunsten Platons abzusprechen und ihm nur die sog. definitorische Frage ('was ist Gerechtigkeit?' u. dgl.) zu lassen; schwerlich mit Recht. Es wird dabei bleiben, daß — um mit Joël[1]) zu reden — 'auf der Uhr der Weltgeschichte eine neue Stunde schlug, eine Morgenstunde, in der die Menschheit zu klarem Selbstbewußtsein erwachte, als so in Sokrates der Intellekt zum Siege kam, als nun die Vernunft von innen her auf den Leuchtbahnen der Begriffe das Chaos des Lebens zu durchdringen beginnt'. Unerschüttert bleibt jedenfalls sein Evangelium von der Selbstgenügsamkeit (*αὐτάρκεια*) des Weisen. Was ist dies aber anderes als die von Demokrit nur geahnte, von Sokrates aber mit klarstem Bewußtsein aufgestellte Lehre von der Autonomie der Vernunft als einer objektiven Macht, mit der er ebenso der naiven Befolgung der hergebrachten Sitte wie dem skeptischen Subjektivismus der Sophistik entgegentrat? Aber Sokrates spaltet die Vernunft nicht wie Kant in eine theoretische und praktische. Ihm fällt das Erkennen des Guten und das Tun des Guten zusammen. Natürlich wußte auch Sokrates, daß man viele schöne Sprüche auswendig lernen und doch ein schlechter Mensch sein kann. Wenn er die Tugend für ein Wissen erklärt, so versteht er darunter die vollkommene Einsicht in das Wesen und die unerschütterliche Überzeugung von dem Nutzen, d. h. von dem Segen des Guten für den Menschen. Und wer diese hat, der allerdings kann nach ihm nicht anders als gut handeln. Und daraus folgt freilich auch, daß niemand freiwillig, sondern nur aus Irrtum, aus Mangel an jener Einsicht, böse ist. Es ist der schärfste Gegensatz zu der auch damals populären Lehre von des Fleisches Schwäche trotz besseren Wissens, die wir bei Euripides im Mund einer Medea und Phädra finden. Es ist ein intellektualistischer Determinismus, bei dem die Regelung des Trieblebens nicht durch den Willen erfolgt, sondern auf der Erkenntnis beruht. Aber diese Intellektualisierung der Moral ist nichts weniger als ungriechisch: im Gegenteil, sie ist echt griechisch und entspricht, hier ins volle Licht des Bewußtseins erhoben, dem Genius des griechischen Volkes, der sie schon bei Homer, wie oben gezeigt wurde, in der sprachlichen Form der Ausdrücke für das sittliche Wesen der Menschen instinktiv vorweg-

[1]) Gesch. d. ant. Phil. I 798.

nahm. Auch in der Anschauung vom Wesen der Seele folgte Sokrates jedenfalls nicht der Mystik, sonst hätte ihn Platon in der Apologie nicht die Frage nach einem Fortleben im Jenseits als eine offene behandeln lassen. Und doch hat auch dieser ausgeprägte Rationalist Augenblicke in seinem Leben gehabt, sogar entscheidende Augenblicke, in denen er bei seinem Handeln nicht der rationalen Überlegung folgte, sondern jener inneren Stimme, die er sein Daimonion nannte und die er zu vernehmen glaubte, wenn er im Begriff war, einen falschen Schritt zu tun. Es war 'die Rache der Mystik an dem Aufklärer'[1]), die Reaktion des Irrationalen gegen seinen Rationalismus, des Fühlens und Wollens gegen die Vormacht des Denkens.

Sokrates wurde durch seinen Märtyrertod, mit dem er die untrennbare Einheit des Denkens und Handelns in seiner Persönlichkeit besiegelt hatte, für alle Zeiten der Typus des wahren Philosophen. Und gerade das, was den Kern seiner Philosophie bildete, die Beherrschung der Ethik durch die Erkenntnis, blieb von da an in allen Richtungen der griechischen Philosophie maßgebend. Wenn wir von den großen metaphysischen Systemen des Platon und Aristoteles zunächst absehen, so bildet von nun an überall die Ethik die Krönung der Philosophie. Man fragt: 'wie wird man glücklich?' und antwortet einstimmig: 'durch die Tugend.' Aber in der Bestimmung des Wesens der Tugend, in der Bestimmung des Lebensziels (des *τέλος*) ist man verschiedener Meinung, und diese Bestimmung erfolgt durchaus auf verstandesmäßigem Wege: die ganze griechische Ethik ist eudämonistisch und intellektualistisch. Zwar kommt in den beiden wichtigsten unter den kleineren sokratischen Schulen, bei den Kynikern und Kyrenaikern, die emotionale Seite unseres Seelenlebens etwas mehr zu ihrem Recht als bei dem Meister selbst, aber trotzdem behält auch hier das sokratische Prinzip der Erkenntnis durchaus die Herrschaft. Man hat den Antisthenes nicht ganz ohne Grund den 'Entdecker des Willens' genannt[2]), und das kynische Ideal der Bedürfnislosigkeit mit seiner Forderung des Verzichts auf die Annehmlichkeiten des Lebens, mit seinem tödlichen Hasse gegen die Lust, scheint ja in der Tat an den Willen zu appellieren und hat sich nicht umsonst Herakles, den Heros der Tat, als sein sittliches Ideal gewählt, dem wir als solchem nicht zufällig wieder in Schillers tiefstem philosophischem Gedicht begegnen. Aber das sittliche Ideal der Kyniker ist nichtsdestoweniger durchaus intellektualistisch bestimmt: die Einsicht in den wahren Wert der Güter und die Freiheit vom Wahn (*ἀτυφία*), der die Menge beherrscht, macht das Wesen des kynischen Weisen aus, der ebenso wie der Voluntarist Fichte 'stets unfehlbar weiß, was er soll'.[3]) Auch die kynische Losung der Rückkehr zur Natur und die damit verbundene Verneinung aller Kultur ist nichts anderes als die ins Extrem getriebene Verachtung von Sitte und Brauch, die schon von der Sophistik angebahnt war. Wie im Kynismus der Wille, so tritt bei den Kyrenaikern, die die Lust zum Prinzip erhoben, das Gefühlsleben stärker hervor, wie denn Aristippos auch in seiner Erkennt-

[1]) Joël a. a. O. S. 817. [2]) Ebd. I 887. [3]) Ebd. Anm. 1.

nistheorie Sensualist ist. Aber auch hier spielt im Grunde die Erkenntnis (φρόνησις) die maßgebende Rolle: denn nur sie bestimmt, was Lust erweckt. Wir finden hier wieder das sophistische Prinzip der Lebenskunst und Lebensbeherrschung: es gehört eine Art 'Meßkunst' (μετρητικὴ τέχνη), wie Platon den Protagoras sagen läßt (356 D), dazu, um sich im Leben zurechtzufinden. So wurzelt die Lehre der beiden Antipoden, der Kyniker und der Kyrenaiker, in der griechischen Aufklärung.

Und nicht anders verhält es sich mit den beiden Hauptschulen der hellenistischen Zeit, der Stoa und dem Epikureismus. Schon in ihrer Physik knüpfen beide an vorsokratische Denker an: jene erneuert den Pantheismus Heraklits, dieser die Atomistik Demokrits; und ihre Ethik ist eine Fortbildung und Verfeinerung der kynischen und der kyrenaischen Lehre. Die Stoa setzt an die Stelle der Bedürfnislosigkeit die 'Apathie', das Erhabensein über Lust und Schmerz, die vollkommene Beherrschung der Affekte, und sie berührt sich hier einigermaßen mit ihrem vielbekämpften Gegner, dem Epikureismus, dessen Ziel die der Meeresstille gleichende Ruhe der Seele (ἀταραξία) ist, wie ja auch Aristippos von der Lust gesagt hatte, daß er sie beherrsche, nicht sie ihn. Trotz der stoischen Pflichtenlehre und Askese, aus der heraus ein Epiktet uns zuruft: 'Halt aus und verzichte!', trotz der Geringschätzung der Einzelwissenschaften bei manchen Stoikern, vor allem bei Zenon, dem Stifter der Schule, ist doch auch diese Philosophie durchaus intellektualistisch orientiert: der beherrschende Teil der Seele (das ἡγεμονικόν) ist die Vernunft (der Logos), die sich das Gefühls- und Triebleben unterwirft, die Weisheit besteht in der Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen und, wenn etwas, so ist der 'auf den Hundeschwanz geschriebene' stoische Weltstaat mit seiner Aufhebung der nationalen Kultur zugunsten des Kosmopolitismus und mit seiner Lehre von der Gleichheit aller Menschen eine Vernunftkonstruktion, deren Wurzeln wiederum bis in die Sophistik zurückreichen. Und Epikurs 'heroisch-idyllische Art zu philosophieren', wie sie Nietzsche charakterisiert[1]), beruht gleichfalls auf dem Bewußtsein, das Wesen der Dinge erkannt zu haben. Nur tritt hier an die Stelle der stoischen Askese die Kontemplation, ein beschaulicher Individualismus mit dem Grundsatz λάθε βιώσας. Von Mystik ist hier nirgends die Rede. Vielmehr baut sich die Stoa die Brücke zur Volksreligion durch die allegorische Umdeutung der Götter in Naturmächte, und das epikureische System, das die Götter als wirkungslose Schemen in die Intermundien verwies, durfte der Römer Lucretius seinen Landsleuten als Erlösung und Befreiung von allem beängstigenden Wahnglauben verkünden.

Völlig frei von Mystik ist auch der Mann und seine Schule, den man als den Enkelschüler des Sokrates bezeichnen kann, Aristoteles und die Peripatetiker. Wenn irgendwo, so herrscht in diesem verstandesklaren System die Göttin Nüchternheit. Schon als Sohn eines Arztes war Aristoteles nicht wie Platon ein Verächter der empirischen Forschung, weder auf natur- noch auf

[1]) Menschliches — Allzumenschliches II 2, 295 (Werke TA. IV 355).

geisteswissenschaftlichem Gebiet. Nichts ist in dieser Hinsicht bezeichnender als die Art und Weise, wie die politische Theorie beider Denker zustande kommt. Platon leitet seinen Idealstaat, wenn auch mit gelegentlichen Seitenblicken auf das Verkehrte der bestehenden politischen Einrichtungen, aus dem Wesen der menschlichen Seele ab und sucht so einen allgemeingültigen Typus zu schaffen. Aristoteles dagegen sammelt als Vorarbeit 158 tatsächlich bestehende Staatsverfassungen und hält sich unbeschadet seines 'besten Staats' den Blick dafür offen, daß die Verfassungseinrichtungen jeweils sich nach dem Charakter und Bedürfnis des Volkes richten müssen, für das sie bestimmt sind, daß also nicht eine für alle taugt. Braucht es noch besonders gesagt zu werden, daß der Schöpfer der Logik und zahlreicher einzelner Wissenschaften, der Mann, dessen Schriften geradezu eine Enzyklopädie des Wissens seiner Zeit darstellen, durch und durch Intellektualist und insofern echter Sokratiker war? So trägt denn auch seine Ethik mit ihrem Ideal der goldenen Mitte ein fast allzu nüchternes Gepräge. Und, obwohl er Dualist ist, hält sich auch sein Gottesbegriff und seine teleologische Naturerklärung gänzlich frei von jeder Mystik und, wenn in seiner Psychologie der Vernunft (*νοῦς*), durch die sich die Menschenseele von der Tierseele unterscheidet und die von außen (*θύραθεν*) in ihn hereinkommt, Unsterblichkeit zugesprochen wird, so nimmt sich dies als ein unorganischer, selbst von außen, nämlich aus dem Platonismus, hereingekommener Bestandteil des Aristotelischen Systems aus, und es war nur folgerichtig, daß der Peripatetiker Straton, der Schüler Theophrasts und sein Nachfolger in der Leitung der Schule, sowohl den 'ersten Beweger' als den unsterblichen Geist, den Aristoteles neben und über die Seele gestellt hatte, fallen ließ und so zu einem Monismus gelangte, dessen Physik sich der atomistischen trotz mancher Abweichungen in ihren mechanistischen Grundgedanken näherte. Auch sonst fanden in der peripatischen Schule die Einzelwissenschaften ihre Pflege, wie die Kulturgeschichte bei Dikäarch, die Botanik bei Theophrast. Vielleicht kann man bei diesem einen leisen Anklang an Mystik darin finden, daß er in seiner Schrift über die Frömmigkeit die blutigen Opfer und den Fleischgenuß verwarf, was er mit der Verwandtschaft aller lebenden Wesen begründete, nicht aber, wie es die Mystik tat, mit der Seelenwanderungslehre. — Daß endlich der Skeptizismus, dessen Ahnen Parmenides und Zenon, Protagoras und die Megariker sind, der, im IV. Jahrh. von Pyrrhon systematisch begründet, mit Arkesilaos seinen Einzug in die Akademie hielt und in Karneades seinen genialsten Verfechter fand, von aller Mystik weit abliegt und vielmehr durch die geflissentliche Hervorhebung des Unvernünftigen in der Welt die Axt an die Wurzeln der Religion legte, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Wir wenden uns nun zu der zweiten Reihe von Philosophen, deren Denken im Zeichen der Mystik steht. Da ist als der eigentliche Mystagoge der griechischen Philosophie an erster Stelle Pythagoras zu nennen. Wir wissen von seiner Person nicht viel; denn der Kranz von Legenden, den später pietätvolle Verehrung um sein Haupt gewunden hat, läßt uns nur die gewaltige Wirkung erkennen, die er auf Mit- und Nachwelt ausgeübt hat. Aber die zwei einzigen

zeitgenössischen Zeugnisse, die wir über ihn besitzen und zwar aus dem Munde von Gegnern, des Xenophanes und Heraklit, lehren uns ein Doppeltes: erstens, daß er die Seelenwanderungslehre der orphischen Mysterien übernommen hat, und zweitens, daß er außerdem ein ausgebreitetes Wissen besessen haben muß: denn eben dieser Vielwisserei wegen wird er von Heraklit getadelt. Diese Doppelseitigkeit von Mystik und Wissenschaft blieb dem Pythagoreertum, das schon der Stifter der Schule selbst nach Unteritalien verpflanzte, eigentümlich, solange es bestand, und zwar sind die Wissenschaften, mit denen sich die Schule befaßte, die Mathematik, die Astronomie und die Medizin gewesen. Es fragt sich vor allem, in welchem Verhältnis diese beiden Seiten des Pythagoreertums zueinander standen, und da kann nun — ganz abgesehen von der Scheidung in Akusmatiker und Mathematiker, in esoterische und exoterische Lehren — kein Zweifel sein, daß die mystische Lebensauffassung das Bestimmende war. Auf den *Πυθαγόρειος βίος* kam es an, und ihm diente auch die Organisation der Sekte als einer Schule oder richtiger als eines Ordens. Diese pythagoreische Lebensweise trägt eine asketische Färbung: es herrscht in ihr ein fast fanatischer Drang nach Reinigung und das, wovon man sich reinigen will, das ist die Sinnlichkeit, die körperliche Seite unseres Wesens, die als eine Unreinheit empfunden wird. Daher der negative Charakter so vieler pythagoreischer Gebote: kein Fleisch genießen, keine Bohnen essen, keine wollenen Gewänder tragen usw. Das positive Ziel der pythagoreischen Ethik aber ist, Gott ähnlich zu werden. Diesem Zweck, die verlorene Vereinigung mit der Gottheit wiederherzustellen, dient das ganze Leben. Das den Novizen auferlegte Schweigegebot sollte sie zur Kontemplation und Versenkung in das Göttliche führen, und auch die wissenschaftliche Betätigung ist unter dem kathartischen Gesichtspunkt der Loslösung der Seele von der Körperlichkeit zu betrachten. Auch zu der pythagoreischen Lehre, daß die Zahl das Wesen aller Dinge sei, führt von der Mystik aus ein Weg: die Zahl ist das Abstrakteste, das Unsinnlichste, was sich denken läßt, und eben darum das Göttlichste. Daß die Zahl eine Wirkung auf die Stofflichkeit ausübte, fanden die Pythagoreer darin bestätigt, daß die Höhe des musikalischen Tones von der Länge der Saiten des Instruments abhängig ist und daß sich hier bestimmte mathematische Verhältnisse feststellen lassen. Joël hat durchaus recht, wenn er sagt, daß der Pythagoreismus aus einem ganz anderen Lebensgefühl stamme als die ionische Philosophie, daß der Pythagoreer sich nicht erdgebunden fühle und die Welt entsinnliche.[1]) Nur so erklärt es sich, daß die Pythagoreer den Mut fanden, mit dem für den naiven Menschen so selbstverständlich erscheinenden geozentrischen Weltbild zu brechen und die Erde aus dem Mittelpunkt des Weltalls zu verdrängen, eine Idee, die noch 2000 Jahre später dem Kopernikus nach seinem eigenen Zeugnis den Anlaß gab, über die Möglichkeit der Bewegung der Erde nachzudenken. Und auch die sozialen Anschauungen der Pythagoreer hängen wohl mit ihrer Mystik zusammen. Dahin gehört die Hoch-

[1]) Gesch. d. ant. Phil. I 375.

schätzung der Frau und die humane Behandlung der Sklaven sowie andrerseits ihre aristokratische Gesinnung: denn Seher, Sänger, Ärzte und Fürsten stellen die höchste Stufe dar, welche die Seele im Kreis der Geburten erreichen kann, ehe sie in das Reich der unsterblichen Geister zurückkehrt. Aber so viel seltsame und geheimnisvolle Künstelei — es sei nur an die Zahlenmystik erinnert —, ja so viel törichter Aberglaube sich mit der pythagoreischen Mystik verband, so finden wir doch dieses wunderliche Treiben gebändigt durch den griechischen Sinn für das Maß. Dieser schafft sich Ausdruck in einer festen Lebensordnung, wie uns denn ausdrücklich berichtet wird, daß die Pythagoreer die Anarchie für das schlimmste Übel hielten. Und er verhindert auch ein Versinken in träge Beschaulichkeit in der Art des indischen Büßertums. In ihren mathematischen und astronomischen Studien erscheint der mystische Drang durch den griechischen Intellektualismus geklärt und kaum weniger in den medizinischen: ist es doch ein pythagoreischer Arzt, Alkmaion von Kroton, der, auf Tiersektionen gestützt, im Gehirn das Zentralorgan des seelischen Lebens entdeckte.

Unverkennbar in den Fußstapfen des Pythagoras, dem er selbst hohe Verehrung zollt, wandelt Empedokles. Es ist merkwürdig, daß man an der Verbindung von Mystik und Wissenschaft im Pythagoreismus nie Anstoß genommen hat, dagegen bei Empedokles sein naturphilosophisches Gedicht und sein Reinigungslied in verschiedene Perioden seines Lebens setzen zu müssen glaubte, so daß er entweder von der Mystik zur Physik übergegangen wäre oder umgekehrt. In Wirklichkeit sind beide Gedichte, die ganz wohl zusammen verfaßt sein können, von demselben Geiste durchweht. Empedokles ist mit dem Pythagoreismus durchaus einig in seiner dualistischen Weltanschauung: dem Reich des Stoffes steht das Reich des Geistes und der Geister gegenüber, der Seelendämonen, die infolge irgendeiner Schuld auf dreißigtausend Jahre in die Welt der Materie verbannt werden, um in einer Reihe von Einkörperungen in Pflanzen-, Tier- und Menschenleibern den Kreis der Geburten zu durchlaufen und dann wieder in das Reich der Seligkeit zurückzukehren. Die Erde wird mit den Farben der Hölle gemalt, und das Leben auf ihr ist gar kein wirkliches Leben (Fr. 15). Empedokles selbst weiß sich auf der höchsten und letzten Stufe der Einkörperung angelangt. Er fühlt sich als Prophet, der den suchenden Seelen den Pfad des Heiles weist, indem er sie besonders vor blutigen Opfern und Fleischgenuß warnt, und er verlangt für das, was er verkündet, 'Glauben' (πίστις). Denn durch seine Macht über die Natur, durch Heilung von Krankheiten, Beschwörung von Stürmen und selbst durch vermeintliche Totenerweckungen weist er sich als Träger hoher Offenbarungen aus. Bei Empedokles ist die Erkenntnis nicht mehr Selbstzweck, sondern Mittel zur Beherrschung der Natur. Aber freilich hat er sich nun sein System der Naturphilosophie abweichend vom Pythagoreismus zurechtgemacht. Er ist der Schöpfer der Lehre von den vier Elementen, die zwei Jahrtausende die Physik beherrschen sollte, und wenn er, um die Grundstoffe in Bewegung zu setzen, auch noch der halbmythischen Kräfte der Liebe und des Hasses, d. h. der Anziehung und Abstoßung, bedarf,

so nähert sich seine mechanische Erklärung der materiellen Welt, namentlich durch seine Herleitung der Organismen aus dem Überleben des Tauglichen und durch seine scharfe Absage an die polytheistische Religion, grundsätzlich so stark der Atomistik, daß der Epikureer Lucretius in seiner Darstellung der Physik nicht selten aus ihm geschöpft hat. Was die beiden Seiten der empedokleischen Weltanschauung verbindet, das ist der Gedanke der Einheit von Makrokosmos und Mikrokosmos. Und einheitlich ist auch seine Persönlichkeit, die das Streben nach Wissen und durch das Wissen zur Macht über die Natur mit dem demütig-stolzen Bewußtsein der verlorenen, aber bald wieder zu erringenden Göttlichkeit verbindet: eine Faustische Natur mit gleich leidenschaftlichem Wissensdurst, Lebensgefühl und Tatendrang.

Auch Platon gehört in diese Reihe: in ihm kreuzen sich dreierlei Richtungen: die vorsokratische Aufklärungsphilosophie, die Sokratik und die Mystik. Insofern hat der junge Nietzsche durchaus recht, wenn er ihn den 'ersten großartigen Mischcharakter' in der Philosophie nennt.[1]) Zuerst scheint er mit Heraklit bekannt geworden zu sein, und der Heraklitismus mit seiner Negation eines dauernden Seins hat sichtlich eine tiefe Wirkung auf ihn ausgeübt und in ihm die Sehnsucht nach etwas Festem und Beständigem geweckt. Diese Sehnsucht erfüllte sich ihm im Umgang mit Sokrates, dem er dafür zeitlebens dankbar blieb, und so sehen wir ihn zunächst in den Bahnen der sokratischen Begriffsphilosophie[2]) wandeln. Als er dann mit dem Pythagoreismus bekannt wurde, was doch wohl in persönlicher Berührung auf der ersten sizilischen Reise geschah, trat die Wendung zur Mystik ein. Im Dialog Gorgias ist die Naht, mit der die Mystik an die Begriffsphilosophie zunächst noch ziemlich äußerlich angeheftet ist, deutlich erkennbar. Es wird hier zuerst streng intellektualistisch mit sokratischer Dialektik der Satz bewiesen, daß unrecht leiden ein kleineres Übel sei als unrecht tun, ja daß ungestraft Böses tun das größte Unglück sei. Dann aber wird der begriffliche Beweis noch verstärkt und gekrönt durch den eschatologischen 'Mythus oder vielmehr Logos' vom Totengericht im Jenseits. Doch auch der scheinbar sokratisierende Hauptteil des Dialogs atmet bei genauerer Betrachtung schon ganz den Geist der mystisch-religiösen Lebensauffassung des Pythagoreismus. Das beweist nicht nur der nicht mißzuverstehende Hinweis auf einen 'klugen Mann aus Sizilien oder Italien', dem Platons Sokrates die allegorische Deutung des Danaidenmythus verdanken will, d. h. also auf Empedokles und die Pythagoreer, sondern vor allem die stillschweigende Absage an die sokratische Lehre vom Tugendwissen und dem Bösen als Irrtum und ihre Ersetzung durch die Auffassung des Bösen als einer Krankheit, die durch Strafe in diesem und in jenem Leben geheilt werden muß, so daß schon hier der Philosoph zum Seelenarzt wird. Ja, auch die schroffe Ablehnung nicht nur der Rhetorik, sondern auch der Poesie und die herbe Verurteilung der großen athenischen Staatsmänner und jeder Macht-

[1]) Philologica III (WW. XIX) S. 129.

[2]) Gegen die Ansicht H. Maiers, Sokrates (1913) S. 262 ff. s. jetzt Joël, Gesch. d. ant. Phil. I 787 ff.

politik erklärt sich völlig nur daraus, daß Platon bei der Abfassung des Gorgias die neue jenseitige Orientierung des Lebens schon vollzogen hatte, wenn er sie auch hier noch nicht systematisch darlegte. Die Grundidee ist dieselbe wie im Staat: die wahre Politik ist eine mit dem Blick auf die Ewigkeit gerichtete Erziehung des Volks zum sittlichen Handeln. Denn daß der Platonische Staat trotz aller Anknüpfungen an bestehende Zustände und Sitten transzendent orientiert ist, beweist allein schon das letzte Buch mit seiner Lehre von der Ewigkeit der Seele. Das beweist aber namentlich auch die Stellung, die Platon hier zur griechischen Kultur einnimmt. Dahin gehört weniger seine Ablehnung der professionellen Athletik, die wir ja auch bei Xenophanes und Euripides finden, und die starke Betonung der sittlichen Seite der Gymnastik als einer Abhärtung gegen die Reizungen der Lust[1]), wodurch sie eine leichte asketische Färbung erhält, als seine starke Einschränkung der Musik und noch mehr die Verbannung der Poesie mit Ausnahme der religiösen Dichtung, also sogar Homers und der Tragödie, die er sich schweren Herzens abringt. Denn auch Platons Geist ist ein 'Schlachtgebiet' zweier Lebensauffassungen, der echt griechischen, diesseitig, künstlerisch und intellektualistisch bestimmten, und der jenseitig orientierten mystischen. Man spürt es ihm an, welche Selbstüberwindung es ihn kostet, dieses Verdikt auszusprechen, aber er kann nicht anders: *ὁ γὰρ λόγος ἡμᾶς ᾕρει.*[2]) Der Logos! Dies Bekenntnis ist äußerst charakteristisch: es zeigt uns Platon in seiner Gesinnung, d. h. in seiner Wertung des Lebens als Mystiker, in seiner Denkweise dagegen als echt griechischen Intellektualisten, wie denn Platon auch in seiner Lehre von der Dreiteilung der Seele dem denkenden Geiste (*νοῦς, λογιστικόν*) die Herrschaft über Gefühl (*θυμός*) und Sinnlichkeit (*ἐπιθυμία*) anvertraut, weil er in ihm allein das Göttliche im Menschen sieht. Beide Richtungen begegnen sich auch in seiner Ideenlehre. Denn einerseits sind ihre Ahnen Parmenides und Sokrates: das unveränderliche Sein des Eleaten ist übertragen auf die unendliche Zahl der zu ewigen Realitäten hypostasierten sokratischen Begriffe. Andererseits bildet die Spaltung des Seienden in eine materielle sinnliche und eine unsinnliche intelligible Welt das Seitenstück zu der dualistischen Auffassung der beseelten Wesen im Sinne der Mystik. Ganz besonders deutlich zeigt sich das in der metaphysischen, nicht nur ethischen Unterordnung des Körperlichen unter das Geistige (die letztere hat auch der Materialist Demokrit), namentlich im Phaidon, wo die wahre Philosophie als 'Übung im Sterben und Totsein', als ein asketischer Verzicht auf alle irdischen Güter bestimmt wird.[3]) Selbst v. Wilamowitz, der es seltsamerweise für eine 'Entweihung' erklärt, bei Platon von Mystik zu reden, kann nicht umhin, hier geradezu 'lebensfeindliche Mahnungen' und eine 'fast asketische Lebensverneinung' festzustellen[4]) Und derselbe orphisch-pythagoreische Dualismus beherrscht auch das einzige Werk, in dem sich Platon mit dem Aufbau der sichtbaren Welt beschäftigt, den Timaios, den mit Spinozas Monis-

[1]) Staat IV 13 S. 403 C ff., wozu M. Wundt, Griechische Weltanschauung[2] (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 329), 1917, S. 91.

[2]) Staat X 8 S. 607 B. [3]) Phaid. 9 S. 64 A; 32 S. 82 C. [4]) Platon I 325. 338.

mus vergleichen zu wollen[1]), das denkbar verfehlteste ist, und in dem Platon trotz seiner unleugbaren großen Fortschritte in der Gestaltung des astronomischen Weltbilds über die Vorstellung von den Planeten als 'beseelten Wesen' oder 'sichtbaren Göttern' (40 D) nicht hinauskommt. Auch dies erklärt sich nur aus der engen Verbindung von Mathematik und Mystik, wie sie Platon bei den Pythagoreern gefunden hatte, deren schulmäßiger Organisation auch sein Lebenswerk, die Einrichtung der Akademie, nachgebildet ist. Wenn es endlich der Eros ist, der in uns auf Grund der schmerzlichen Erkenntnis des Abstands zwischen Idee und Erscheinung die Sehnsucht nach den ewigen Wesenheiten weckt und uns zu ihrer geistigen Schau emporträgt, so liegt auch darin eine bemerkenswerte Abweichung vom rationalen Denken und mindestens ein Keim zur ekstatischen Verzückung.

Die Wirkung Platons auf die Nachwelt kann nicht leicht überschätzt werden: sie beruht eben auf der Verbindung der Mystik mit dem Intellektualismus. Er erst hat den ursprünglich religiösen Dualismus in der Philosophie zum Sieg geführt und ihm ein wissenschaftliches Gewand umgelegt. Wo wir weiterhin innerhalb der griechischen Philosophie, im Judentum und Christentum sowie in der neuzeitlichen Philosophie bis auf Kant einschließlich eine dualistische Weltanschauung und eine persönliche Unsterblichkeitslehre finden, da ist irgendwie Platon mit im Spiele und nicht weniger bei allen 'idealistischen' Systemen, die erkenntnistheoretisch oder metaphysisch ihren Ausgangspunkt vom Geiste nehmen. Bei Platons nächsten Nachfolgern in der Akademie gewann das pythagoreisierende mystische Element noch mehr die Oberhand als bei ihm selbst. Xenokrates trieb die mit der Mystik von jeher verschwisterte Askese so weit, daß v. Wilamowitz[2]) von ihm sagt, er habe gedacht und gelebt wie ein Mönch und in seiner langen Regierung die Akademie zu einem Kloster gemacht. Zugleich wird schon an ihm, ganz abgesehen von seinen unfruchtbaren Spekulationen über die Göttlichkeit der Zahlen, die Gefahr deutlich, die eine stete Begleiterin dualistischer Weltanschauung ist, nämlich die, daß aus dem Reich des Geistes ein Reich der Geister wird. In Xenokrates' Lehre von den guten und bösen Dämonen, die im Weltraum hausen, kündigt sich jene verhängnisvolle Entwicklung an, die Jakob Burckhardt 'die Dämonisierung des Heidentums' genannt hat. Hier ist die Quelle für den mittelalterlichen, noch bis tief in die Neuzeit hereinragenden Teufelsglauben und Hexenwahn zu suchen. — Einer der größten Triumphe des Platonismus aber war es, daß es ihm gelang, in das festgeschlossene monistische System der Stoa eine Bresche zu legen. Dies vollzog sich in der sog. mittleren Stoa, und hier ist die bedeutendste und einflußreichste Gestalt, in der wir Intellektualismus und Mystik wieder einen Bund schließen sehen, der Syrer Poseidonios von Apameia. Ein universaler Geist und weit gereist, Philosoph, Geschichtschreiber und Geograph, als solcher der Vater des Gedankens, den 1600 Jahre später Kolumbus verwirklichen wollte, auf fortgesetzter Fahrt nach Westen den Seeweg nach Indien

[1]) v. Wilamowitz, Platon I 583 (vgl. 618). [2]) Platon I 718.

zu finden, dazu ein glänzender Stilist, hat er die bedeutendsten Geister seiner und der folgenden Generation, besonders auch unter den Römern, in den Bannkreis seiner Gedankenwelt gezogen. Vermittels der platonischen Mystik hauchte er dem stoischen Pantheismus religiöse Wärme ein. Der Intellektualismus aber äußert sich bei ihm nicht nur in seinen erfolgreichen empirischen Forschungen — er ist u. a. der Entdecker der Verursachung von Ebbe und Flut durch den Mond — auf dem Gebiet der Geschichte, der Erd- und Völkerkunde, sondern vor allem auch in seinem Versuch, den stoischen Gottes- und Vorsehungsglauben in dualistischem Sinn umzugestalten, wobei auf Grund der Lehre von der *συμπάθεια τοῦ ὅλου* der gesamte Aberglaube der Mantik eine Art wissenschaftlicher Rechtfertigung erfuhr. Prodigien und Astrologie wurden aus dem unverbrüchlich naturgeschichtlichen Verlauf der Welt erklärt, in den man sich durch Erforschung seiner Zusammenhänge Einblick verschaffen könne. Andere Formen des Aberglaubens, wie Traumdeutung und Gespenstererscheinungen, wurden auf die Lockerung oder Lösung der Verbindung von Leib und Seele zurückgeführt. Denn Poseidonios übernahm den platonischen Dualismus, den er mit Hilfe der von Xenokrates inaugurierten Dämonenlehre noch weiter dahin ausbaute, daß er jedem Menschen einen Individualdämon (*συγγενὴς δαίμων*), ähnlich dem '*genius*' der Römer, zuschrieb. Seine Lehre von der Prä- und Postexistenz der Seele ist es, die sich in Virgils Jenseitsschilderung im sechsten Buch der Äneis und in Ciceros 'Traum Scipios' spiegelt und die noch in Dantes Inferno nachwirkt. Einen auffallenden Mangel an Folgerichtigkeit weist seine Ethik, besonders seine Lehre von den Affekten, auf: hier bestreitet er die altstoische, im Grunde gut sokratische Lehre, daß die Macht der Leidenschaften auf Irrtum beruhe, und führt sie auf die Stärke des Trieblebens zurück. Trotzdem aber ist es nicht der Wille, der dieses zügelt, sondern, entsprechend dem unausrottbaren griechischen Intellektualismus, die Vernunft. Zugleich wurde Poseidonios, indem er das überspannte Ideal des stoischen Weisen aufgab und in seiner Gesellschaftslehre den Nachdruck auf die natürliche Gemeinschaft des Menschengeschlechts legte, ein Apostel der schon von der Sophistik angebahnten, durch den Hellenismus und die Ausbreitung des römischen Imperiums mächtig geförderten Humanität. Endlich schlägt er mit seinem im Altertum viel gelesenen Kommentar zu Platons Timaios die Brücke zum Neuplatonismus.[1]) Unter den Römern war Seneca ein platonisierender Stoiker, während die jüngere Stoa mit Epiktet und Mark Aurel zu den alten Dogmen der Schule zurückkehrte. Eine eigentümliche Spielart der Verbindung von stoischen Gedanken mit platonischer Mystik stellt der alexandrinische Jude Philon dar. Zu dem von Poseidonios übernommenen Gedankengut tritt bei ihm als jüdische Eigentümlichkeit die Verachtung der Vernunft und daher die Forderung einer höheren Form der Erkenntnis in unmittelbarer göttlicher Offenbarung, in Inspiration

[1]) Karl Reinhardt, Poseidonios (München 1921) sucht dies zwar zu bestreiten und schreibt ihm einen dynamisch-vitalistischen Monismus zu; er erklärt aber nicht, wie es dann kommt, daß Poseidonios zwar den ganzen antiken Volksglauben 'natürlich' zu begründen suchte, dagegen niemals die Frage aufwarf, ob er überhaupt zu Recht bestehe.

und Ekstase.[1]) Auch bei ihm ist der Dualismus zwischen Gott und Welt, Leib und Seele aufs schärfste durchgeführt, so daß die Materie und beim Menschen der Körper geradezu als Sitz des Bösen erscheinen. Gott, dessen Vorsehung aufs stärkste betont wird, wird der Welt so ferne gerückt, daß Mittelwesen (*δυνάμεις*) zwischen ihn und sie eingeschoben werden, die in dem Begriff des Logos zusammengefaßt werden. In dieser Hypostasierung der Weltvernunft zum 'erstgeborenen Sohn Gottes', die uns bekanntlich auch im Prolog des Johannesevangeliums entgegentritt, unterwirft sich der griechische Intellektualismus selbst noch diesen orientalischen Mystiker.

Schon die Wirksamkeit des Poseidonios und Philon fiel in eine Zeit schwerer innerer und äußerer Erschütterungen der antiken Welt. Durch die Eroberungen Alexanders d. Gr. war der Orient erschlossen worden, dessen religiöses Leben auf die Kultur des Hellenismus mächtig einwirkte. Der griechische Stadtstaat war vernichtet und dadurch der einzelne aus der Gemeinschaft gelöst und auf sich selbst gestellt worden. Das römische Weltreich nahm nach und nach alle antiken Kulturvölker in seinen Schoß auf, so daß die Schranken der Nationen fielen. Dieses Reich selbst aber wurde nach der Vernichtung seiner letzten Gegner durch eine hundertjährige Revolution in seinen Tiefen aufgewühlt, bis die Monarchie der der Kriege und Aufstände müden Welt den ersehnten Frieden brachte. In diese allgemeine Erschütterung aller Verhältnisse wurde — gerade wie wir es jetzt wieder erleben — auch das geistige Leben hereingezogen. Aus der Erneuerung der Skepsis durch Änesidem ungefähr ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hören wir die Pilatusfrage heraus: 'Was ist Wahrheit?' Und doch suchte man in einer Zeit, da alles zu wanken schien, da man von heute auf morgen sich seines Besitzes, ja seines Lebens nicht sicher fühlte, nach einem festen Halt. Denn auch die Ruhezeit des römischen Kaisertums dauerte nicht allzulange. Vom Ende des II. Jahrh. an pochen im Osten und Westen die Barbaren mit gewaltiger Faust an die Pforten des morschen Reiches, dessen Bevölkerung durch Kriege und furchtbare Seuchen dezimiert wird. Die alten Götter, die ein Lukian mit seinem Hohn überschüttet, schienen nicht mehr helfen zu können. In solcher Not boten sich der großen Masse in den orientalischen Mysterienreligionen allerlei Heilande an: Mithras und Sabazios, Attis und Adonis und den Frauen vor allem Isis. Den Kern aller dieser Kulte bildet die Versicherung eines seligen Lebens im Jenseits für die Gläubigen. Auch die orphisch-pythagoreische Mystik war niemals ganz ausgestorben und lebte jetzt, von den Zeitverhältnissen begünstigt, im Neupythagoreismus und Neuplatonismus wieder auf. Beide gingen vom Orient und zwar von Alexandreia aus. Unter den zahlreichen phantastischen Gestalten, die das damalige zum Mystizismus neigende Geistesleben charakterisieren und von denen manche wie Peregrinus Proteus oder Alexander von Abonuteichos auf der Grenze des Propheten und des Schwindlers stehen — auch hiezu bietet die Gegenwart Parallelen —, ragt der Neu-

[1]) Vgl. J. Geffcken, Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums (Streitbergs religionswiss. Bibl. Bd. 6) 1920 S. 45 f.

pythagoreer Apollonios von Tyana hervor, von dem wir eine ausführliche Lebensbeschreibung von der Hand des zweiten Philostratos besitzen. Wie man diese immer nach ihrem geschichtlichen Wert bemessen mag, jedenfalls ist in der Person des Apollonios das Ideal des neupythagoreischen Philosophen gezeichnet, der als asketischer Heiliger, als Wundertäter und Prophet die Lande durchzieht und den Seelen den Pfad des Heiles weist. Daneben erneuerte der Neupythagoreismus die pythagoreische Zahlenlehre und zwar in einer platonisierenden dualistischen und einer stoisierenden monistischen Richtung. Auch im Neuplatonismus, dessen Höhepunkt das System Plotins im III. Jahrh. n. Chr. darstellt, überwiegt das mystische Element das intellektualistische noch bedeutend stärker als bei Platon selbst. Obwohl auch hier noch die Hochschätzung des Denkens darin zum Ausdruck kommt, daß die unmittelbare Schöpfung des einen Urwesens der νοῦς, die Vernunft im Sinn der Gesamtheit der intelligibeln Welt ist, und die Erhebung der Einzelseele zu ihr im Denken als das Höchste erscheint, so ist doch gerade das bezeichnend, daß das Denken nicht mehr wie bei Platon in der Erfassung der Ideen an sein Ziel gelangt sondern daß die Erhebung zu dem einen Göttlichen in der Ekstase erst das letzte Ziel der Philosophie bildet. Also nur durch das Heraustreten aus dem Leibe wird die Seele der Verbindung mit dem Göttlichen fähig. Denn der Körper ist das Tierische am Menschen und der Sitz des Bösen, und die Seele ist infolge der Lust am Werden aus ihrem seligen Dasein in ihn verbannt worden. Auch die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt ist trotz ihrer Schönheit nur ein Zerrbild der geistigen Welt. Daher ist das richtige Verhalten allem Irdischen gegenüber die Askese. Wie weit sind wir doch vom echten und gesunden Griechentum entfernt bei einem Manne wie Plotin, der sich nach dem Bericht seines Biographen Porphyrios schämte, daß er einen Körper hatte, und der die bildende Kunst verachtete, weil sie nur 'den Schatten eines Schattens' hervorbringe! Es ist merkwürdig genug, daß moderne Monisten die Philosophie Plotins als den Höhepunkt des antiken Denkens preisen und ihre eigene Weltanschauung darin wiederzufinden glauben. In Wirklichkeit läßt sich trotz der Spekulation über das göttliche Eine kein schärferer Dualismus von Gott und Welt, Leib und Seele denken, als er hier vorliegt, wird doch das Eine in so vollkommener Transzendenz über die Welt der Körperlichkeit hinausgehoben, daß sich zwischen ihm und ihr ein ganzes Pandämonium von geisterhaften Mittelwesen einschiebt, das dem krassesten Aberglauben und allen Formen der sog. Theurgie, d. h. der Zauberei, Anknüpfungspunkte bot, wie sie dann einer der letzten Neuplatoniker in dem dem Jamblichos zugeschriebenen Buch 'Von den Mysterien der Ägypter' ausdrücklich rechtfertigte. Diese letzte Phase der griechischen Philosophie, die neuplatonische Mystik, steht in grundlegenden Anschauungen auf demselben Boden wie der von ihr bekämpfte Feind, das Christentum. Man lese die Beschreibung des ekstatischen Erlebnisses bei Neuplatonikern wie Plotin[1]), der dessen viermal in seinem Leben gewürdigt wurde,

[1]) Vgl. Geffcken a. a. O. S. 47 f.; Ennead. VI 9, 4. 9.

oder seinem Schüler Amelios und in Augustins Konfessionen, und man wird die Geistesverwandtschaft der streitenden Gegner erkennen.

Blicken wir auf diese ganze Entwicklung zurück, so springt zunächst das eine in die Augen, daß sich bei den Griechen Intellektualismus und Mystik nicht zeitlich gegeneinander abgrenzen lassen: man kann nicht etwa das VI. Jahrh. v. Chr. als das der Mystik, das V. als das des Intellektualismus bezeichnen, gehört doch diesem einer der entschiedensten Mystiker, Empedokles, an. Vielmehr laufen beide jahrhundertelang nebeneinander her oder durchdringen sich gegenseitig wie besonders bei Platon und den an ihn anknüpfenden Richtungen.

Zweitens erscheint die Mystik bei den Griechen deutlich als ein von außen in ihre Kultur eingedrungenes fremdes Element. Wo auch immer ihr Ursprung zu suchen sein mag — letzten Endes doch wohl in Indien und Iran[1]) —, jedenfalls ist sie im Gefolge eines barbarischen Kultes nach Griechenland gekommen, dessen wilder Orgiasmus dem hellenischen Sinn für das Maßvolle durchaus widersprach. Rohdes Urteil, daß die 'Mystik ein fremder Blutstropfen im griechischen Blute war'[2]), besteht durchaus zu Recht und wird jetzt auch von Joël bestätigt, dessen Stimme um so mehr ins Gewicht fällt, als er gerade auf diese Seite der griechischen Philosophie mit besonderem Nachdruck hingewiesen hat. Auch er sagt: 'Die Mystik geht äußerlich und innerlich, in Form und Inhalt, gegen die klassisch griechische Lebenstendenz.'[3]) Am deutlichsten wird dies an Platon, der als der echte Grieche, der er von Haus aus war, dies Unhellenische aufs stärkste empfand und einen schweren inneren Kampf dagegen führte, in dem er schließlich unterlag und zwar merkwürdigerweise in der Meinung, er sei vom Logos, d. h. von Vernunftgründen, bezwungen. Warum aber, so wird man fragen, haben die Griechen die Mystik nicht abgelehnt, wenn sie ihnen doch wesensfremd war? Darauf ist zu antworten: einmal hat sich tatsächlich die griechische Philosophie auf weite Strecken von Mystik völlig frei gehalten; wo sie ihr aber den Zutritt gestattete, da rächte sich der griechische Geist an dem fremden Eindringling, indem er die Mystik intellektualisierte: das geschah im Pythagoreismus, bei Empedokles, bei Platon und selbst noch in den bis zu spitzfindigster Scholastik ausartenden Spekulationen des Neuplatonismus über das Göttliche und sein Verhältnis zu Welt und Menschen. Die Mystik fand aber allerdings auch einen Anknüpfungspunkt im griechischen Volkscharakter, nämlich in seiner Leidenschaftlichkeit und seinem Drang nach Verinnerlichung, dem bald die in äußerlichem Kultus aufgehende Religion nicht mehr genügte. Denn die Zeiten, in denen die Mystik bei den Griechen Macht gewann, waren immer Zeiten schwerer Erschütterungen, Übergangsperioden mit tiefgreifenden religiösen und auch politischen Krisen: so war es im VI. Jahrh. v. Chr., so in Athen nach der Katastrophe des Peloponnesischen Krieges, so um die Wende unserer Zeitrechnung, so endlich als das römische Weltreich sich zum Untergang neigte. Und allemal, besonders am Anfang und am Ende, sehen wir das

[1]) Vgl. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, Bonn 1921.

[2]) Religion der Griechen S. 27; Kl. Schr. II 338; vgl. Psyche [3]II 62 f.

[3]) Gesch. d. ant. Phil. I 152; vgl. S. 160. 161. 168.

Erstarken der Mystik unter dem Andrang einer mächtigen Strömung aus der orientalischen Welt erfolgen. Wohl suchte das Griechentum sich das fremde Element zu assimilieren: ganz ist es ihm nicht gelungen, so wenig als das Germanentum sich die christliche Denkweise vollständig assimiliert hat, die wir in Männern wie Karl d. Gr., Luther und Bismarck mit jenem ringen sehen. Denn seinem innersten Wesen nach ist der Grieche Intellektualist. Das zeigt sich auch noch an dem Verhältnis des Griechentums zum Christentum. Clemens von Alexandreia und Origenes versuchten, wie schon die ältesten griechischen Apologeten, das Christentum als die philosophische Religion ihren Zeitgenossen mundgerecht zu machen und Glauben und Wissen zu versöhnen. Und was ist die ganze christliche Dogmatik anderes als eine Intellektualisierung der Religion?

Wir sehen endlich an dem abgeschlossenen Prozeß der griechischen Kultur, daß das Auftreten der Mystik sowohl Aufgang als Niedergang, ein Morgenrot so gut wie ein Abenddunkel bedeuten kann[1]), daß dagegen die Höhepunkte der Entwicklung der Intellektualismus beherrscht.

REPUBLIK UND MONARCHIE IM ALTERTUM UND BEI UNS[2])

Von Johannes Kromayer

Wir haben ja alle als Zeitgenossen den Sturz der drei mächtigsten Monarchien Europas miterlebt. Aber ich glaube, daß es gerade bei der Furchtbarkeit und Schnelligkeit der Katastrophe nicht sehr vielen von uns zum Bewußtsein gekommen ist, daß das doch kein alleinstehendes und auch kein durch den Weltkrieg allein veranlaßtes Ereignis gewesen, sondern daß es vielmehr als der Schlußakt einer langen Entwicklungsreihe zu betrachten ist.

Seit der Französischen Revolution, oder eigentlich schon seit der englischen im Jahre 1649, ist der monarchische Gedanke und sind die monarchischen Institutionen in Europa, wenn auch mit starken Schwankungen, immer mehr zurückgegangen. Zwar hat die Restauration in England versucht, nach dem Tode Cromwells die Königsmacht in aller Fülle wiederherzustellen, aber es ist auf die Dauer nicht gelungen, und als dann 100 Jahre nach Wilhelms III. Thronbesteigung in Frankreich das Haupt des zweiten gekrönten Herrschers fiel, hat nach der Republik zwar der erste Napoleon eine nur durch eine Scheinkonstitution verdeckte Autokratie hergestellt, aber diese Herrschaft hat keine zwei Dezennien erlebt, und auch die Restauration ist im Jahre 1830 bei dem ersten Versuch, die Charte zu verletzen, gestürzt, nicht minder das Bürgerkönigtum Louis Philipps 1848, das der zweiten Republik weichen mußte. Es folgte die auf Plebiszit ruhende und so schon wesentlich abgeschwächte konstitutionelle Monarchie Napoleons III., und auch sie fiel im deutschen Kriege, der für Frankreich der Anfang einer jetzt schon mehr als 50jährigen Republik geworden ist.

---

[1]) E. Lehmann, Mystik in Heidentum und Christentum[2] (1918) S. 7.

[2]) Als Vortrag gehalten in der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Wie die Ausstrahlungen dieser französischen Revolutionen auf Deutschland gewirkt haben, wie sie zuerst in den kleinen, dann auch in den großen Staaten aus der absoluten die konstitutionelle Monarchie haben entstehen lassen, braucht nur angedeutet zu werden. Es waren die Zwischenstufen zu 1918, und wo jetzt in Europa in politisch bedeutenden Staaten, wie England und Italien, noch die Monarchie besteht, ist sie ein Schatten. So ist der allgemeine Gang der jüngsten europäischen Entwicklung der von dem absoluten durch das konstitutionelle Königtum zur Republik gewesen.

Ganz anders, sogar entgegengesetzt hat sich der Entwicklungsgang im Altertum vollzogen.

In der Blütezeit Griechenlands, zur Zeit der Perserkriege und schon vorher, ist die herrschende Staatsform durchaus die Republik. Das Athen des Themistokles, Kimon und Perikles ist mit seiner fortgeschrittenen Demokratie das bezeichnendste Beispiel dafür, aber auch die meisten anderen Staaten sind Republiken. Selbst Sparta mit seinem Doppelkönigtum kann man nicht als Monarchie bezeichnen. Schon die Tatsache der Doppelherrschaft zweier sich ewig befehdenden Königsfamilien mußte die Königsmacht erheblich schwächen, die zudem durch einen Rat von lebenslänglichen Mitgliedern beschränkt war und durch das demokratische Amt der Ephoren, die den größten Teil der Staatsverwaltung an sich rissen, noch mehr in den Hintergrund gedrängt wurde.

Aber in dieser republikanischen Welt treten seit dem Ende des V. Jahrh. monarchische Tendenzen hervor; zunächst in vereinzelten Persönlichkeiten. Alkibiades kann man wohl als die erste von ihnen ansprechen, eine wirkliche Tyrannennatur, die nur in dem Augenblick, wo sie die Macht schon in der Hand hatte, nicht die Entschlußkraft fand, sie auch verfassungsmäßig festzulegen, und daran scheiterte. Deutlicher schon spricht sich dasselbe Streben in Lysander aus und am deutlichsten unter diesen Vorläufern in dem großen Dionysios, der wenigstens die Westhellenen Siziliens zum Kampfe gegen den semitischen Nationalfeind vereinigte und 40 Jahre lang die Herrschaft in fester Hand hielt.

Aber im eigentlichen Griechenland sind es doch erst die großen Makedonier, die den Umschwung herbeiführen. Als Monarch einigt Philipp das zerspaltene Hellas, wird er Oberfeldherr im Nationalkriege, als Monarch erobert und beherrscht Alexander das Perserreich und steigert auch inhaltlich die Königsidee weit über das bisherige Maß.

War der Heerkönig von Makedonien noch vielfach an die Heeresversammlung gebunden, so ist der neue König des Weltreiches absoluter Herr, wie der Perserkönig; ja er geht noch über dessen Stellung hinaus. Der Perserkönig ist nur Herr, nicht Gott. Alexander hat in Anlehnung an den griechischen Heroenkult und das ägyptische Pharaonentum die ersten Schritte getan, den König auch zum Gotte zu machen.

Und mit seinem Tode verschwindet diese Auffassung nicht. Alle die großen und kleinen Reiche, die aus seinem Weltstaate entstehen, sind Monarchien, regiert von Gottherrschern, die als leibhaft erscheinende Götter, als 'Retter',

d. h. Heilande, die Welt beglücken. Das absolute Königtum, wie es sich in den zwei Worten *deus* und *dominus* ausdrückt, ist die herrschende Staatsform geworden.

Das Griechentum ist von der Republik durch die kurze Zwischenstufe des Heerkönigtums zum Absolutismus eingegangen und endet in ihm. Auch die griechischen Städte bilden keine Ausnahme. Seit Philipp den allgemeinen Landfrieden in Griechenland begründet und den Stadtstaaten das oberste Souveränitätsrecht, über Krieg und Frieden, d. h. über die äußere Politik frei zu entscheiden, genommen hatte, seit er im Inneren der Garant der bestehenden Verfassungen geworden war und damit auch die innere Politik gebunden hatte, waren die griechischen Städte nicht mehr souveräne Staaten, sondern nur noch autonome Munizipien, wie bei uns heute die größeren Städte im Deutschen Reich. Sie waren der monarchischen Staatsform ein- und untergeordnet.

Auch in der römischen Entwicklung steht es in dieser Frage nicht anders. Als Rom in das helle Licht der Geschichte tritt, ist es gleichfalls Republik. Als solche hat es Samniter und Karthager besiegt, den Westen und Osten des Mittelmeeres erobert. Aber auch hier zeigen sich, wie in Griechenland, zunächst vereinzelte monarchische Tendenzen. Der große Scipio, der Hannibalsbesieger, ist wohl der erste in der Reihe dieser Persönlichkeiten. Als er, der Unterschlagung angeklagt, den Richtern seine Rechnungsbücher zerrissen vor die Füße warf, es für eine Unwürdigkeit erklärend, daß der Mann, der Hunderte von Millionen in den Staatsschatz geliefert habe, wegen lumpiger zwei oder drei zur Rechenschaft gezogen werden solle, und als er dann das ihm zujubelnde Volk mit hoheitsvollem Stolze aufforderte, ihm lieber zur Feier seines Siegestages von Zama zum Kapitol zu folgen, da tat er eine königliche Tat. Denn das eben war der Unterschied zwischen dem Imperator der Republik und dem Könige, daß jener verantwortlich blieb, dieser es nicht war.

Das war noch ein vereinzelter Vorgang. Es folgt auf Scipio aber ein halbes Jahrhundert später Gaius Gracchus, der, gestützt auf die Demokratie, die Senatsherrschaft aus dem Sattel hebt, zwei Jahre lang mit der nie versagenden Waffe seiner Plebiszite den Staat beherrscht, aber untergehen muß, weil ihm der militärische Rückhalt fehlt, der ihn gegen die Laune der Volksgunst schützen kann.

Sein Gegenbild ist Marius: sechs Jahre hintereinander zum Konsul gewählt, ein unerhörter Vorgang in der Republik, hat der Cimbernsieger die Fülle militärischer Macht, aber nicht das diplomatische Geschick, sie für die Alleinherrschaft brauchbar zu machen. Von größeren Politikern in ihre Schlingen gelockt, muß er, sich selbst aufgebend, von der politischen Bühne zurücktreten.

Es mußte ein Größerer kommen, der hatte, was Gracchus und was Marius fehlte: Cäsar. Sein allzu stürmisches, unmittelbar auf das hellenistische, absolute Königtum hinführendes Vorgehen schnitten die Dolche der Mörder ab. Sein Nachfolger tat einen großen Schritt zurück. Augustus hat unter durchaus republikanischen Formen sein Regiment geführt. Er ist der Begründer einer gemäßigten Monarchie, aber doch eben einer Monarchie geworden, die zwei Jahrhunderte die Welt beherrscht hat. Denn wenn sich auch in Persönlich-

keiten wie Caligula, der wieder an Cäsar anknüpfte, und Domitian der Absolutismus stark regte, so kam er doch erst in den Kämpfen des III. Jahrh. auf dem Wege über Severus, Gallienus und Aurelian und dann nach starkem Rückschlage unter Tacitus zum vollen Durchbruche in der Staatsordnung des Diokletian und Konstantin. Die Stufe des *deus et dominus* war auch hier erreicht. Auch Rom geht, wie Griechenland, den Weg von der Republik durch die gemäßigte zur absoluten Monarchie, den umgekehrten wie unsere moderne Entwicklung, aber mit ähnlich starken Schwankungen wie sie.

Diese Tatsachen scheinen uns vor ein böses Dilemma zu stellen. Entweder ist die antike Entwicklung als ein Fortschritt zu bezeichnen, dann ist die moderne ein großer Rückschritt, oder die moderne ist der Fortschritt, dann muß jene ein gewaltiger Rückschritt gewesen sein. Aber die Erörterung dieser Frage würde auf politisches und geschichtsphilosophisches Gebiet führen, und beides soll vermieden werden. Das erstere, weil politische Erörterungen bei wissenschaftlichen Fragen erfahrungsgemäß unfruchtbar sind, weil jeder doch schon seine eigene Meinung hat und also gründefest ist, das zweite, weil dabei erst die viel umstrittenen Fragen, was unter Fortschritt und Rückschritt in der Weltgeschichte zu verstehen sei, geklärt werden müßten, eine Aufgabe, die über den Rahmen dieser Erörterung hinausgeht.

Zum Glück liegen aber die eigentlichen Interessen des Historikers auch gar nicht auf diesen beiden Gebieten. Er fragt vielmehr, wenn er über die einfache Nacherzählung der Dinge hinausgehen will, lediglich nach den zureichenden Gründen, aus denen hervorgehen muß, weshalb die Entwicklungen gerade so verlaufen sind, wie es geschehen ist, besonders dann, wenn wie hier beim Altertum der Verlauf ein so absonderlicher und unbegreiflicher zu sein scheint. Denn unbegreiflich kommt es uns in der Tat vor, daß ein Volk, in welchem der Intellektualismus und der Individualismus so ausgebildet war wie bei den Griechen des V. Jahrh. v. Chr., ein Volk, das einen Platon und Aristoteles hervorgebracht hat, in dessen Mitte die sophistische Bewegung der Geister jede staatliche und göttliche Autorität abzulehnen geneigt war, bei dem das persische Hofzeremoniell mit seinem Fußfall vor dem Könige als äußerste Unwürdigkeit empfunden wurde, bei dem der freie Bürger der Stadt sich dem Könige von Persien als dem einzigen freien Manne in seinem weiten Reiche ebenbürtig fühlte, während er auf alle anderen als Sklaven herabblickte, daß ein solches Volk eine Umbiegung erfahren konnte, die seine Geschichte im Absolutismus endigen ließ.

Und ebenso auffällig ist die Tatsache im Römertum, was angesichts von Erscheinungen wie jener knorrigen Gestalten, die wie eine 'Versammlung von Königen' den Senat bildeten, eines Cato und der so zahlreichen aufrechten Republikaner, nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Wenn wir uns diese sonderbare Entwicklung begreiflich machen wollen, müssen wir noch einmal den Blick zurückwerfen auf die politische Vorgeschichte der beiden Völker und in ihr nach der Erklärung suchen.

Im Anfang des Zeitabschnittes, den wir hier betrachten, bestand Griechen-

land aus vielen, zwerghaft kleinen selbständigen Staaten, die untereinander in ständiger Fehde lagen. Nicht der Friedenszustand wie jetzt galt als das Normale, sondern der Krieg. Friede wurde besonders angesagt und nur auf Zeit geschlossen, nach deren Ablauf Krieg von selbst wieder eintrat. Daß solche Zustände für die Entwicklung von Verkehr und Handel, von Kultur und Wohlhabenheit sehr wenig vorteilhaft waren, leuchtet ein, und so stellte sich denn früh das Bedürfnis heraus, größere Friedenskomplexe zu bilden und wenigstens die Anfänge einer nationalen Einheit zu schaffen. Der erste Versuch in dieser Richtung ging von Sparta aus. Seine Gründung des Peloponnesischen Bundes umfaßte den größeren Teil dieser Halbinsel und tat als Kristallisationszentrum, um das sich der nationale Widerstand gruppierte, gute Dienste im Perserkriege. Es wies die Invasion zurück. Aber weiter ging es nicht. Und doch war es ein dringendes nationales Bedürfnis, auch die griechischen Staaten des Ägäischen Meeres und Kleinasiens national zu einigen. So trat denn Athen in die Lücke. Viel straffer organisiert, auf modernerer Grundlage, der Geldwirtschaft, aufgebaut, schien sein Bund eine Zeitlang fähig, die ganze Nation zu einigen. Schon hatte er zuzeiten seine Herrschaft auch über das Festland von Mittelgriechenland und Teile des Peloponnes ausgebreitet, als ihm Sparta mit dem Programm, die Freiheit der Kleinen schützen zu wollen, entgegentrat und seinen Sturz herbeiführte.

Die Einheit der Nation wurde zum Opfer gebracht. Denn als nun Sparta seinerseits versuchte, zum zweiten Male und in erweitertem Umfange, die Aufgabe der Einigung zu übernehmen, da fand es ebenso entschlossenen Widerstand an den Kleinen, denen sich jetzt nach seinem Sturze auch Athen zugesellte; und wenn es auch eine geraume Zeit unter Schwankungen und Kämpfen seine Ansprüche aufrecht erhielt, so sank doch endlich bei Leuktra sein Stern. Auch dieser dritte Versuch war gescheitert, und seine Fortsetzer, die Großen von Theben, Epaminondas und Pelopidas, waren nicht glücklicher. Sparta hatten sie niederzuringen die Kraft gehabt, aber sie hatte nicht ausgereicht, den Neubau der nationalen Einigung durchzuführen.

So war es nach allen diesen vergeblichen Versuchen ein trauriges Bild innerer Zerrissenheit und Unbefriedigtheit, welches das damalige Hellas bot. Und zu dieser politischen kam die soziale Not in ihrem Gefolge. Der allgemeine Krieg hatte nicht an den Toren haltgemacht, sondern sich in das Innere der Städte verpflanzt. Unter den durchsichtigen Namen der Demokraten und Aristokraten verbargen sich die feindlichen sozialen Gegensätze und zerrütteten den inneren Frieden. Sieg der einen Partei hatte Vertreibung der anderen von Haus und Hof zur Folge, und Scharen von Verjagten, die nach Tausenden zählten, weilten in der Fremde im Elend, nur bedacht, durch gewaltsamen Umsturz der Verfassung wieder in die Heimat zu gelangen. Glückte es, und übten sie dann die gleiche Gerechtigkeit an ihren Gegnern, so war an der allgemeinen Lage nichts geändert und gebessert.

Dieser trostlosen Zustände konnte die Republik nicht Herr werden. Sie hatte nicht die Kraft dazu, und der Schrei der Patrioten nach dem großen

Manne, der heilen konnte, erhob sich gewaltig. Isokrates war der lauteste Rufer. So kam die Monarchie, und sie löste die Aufgaben, die die Zeit und die Nation forderten: Die Einigung Griechenlands im Kongresse von Korinth, die Errichtung des allgemeinen Friedens, die Garantie der bestehenden Verfassungen, die Entschädigung des Großteiles der Vertriebenen durch Beteiligung an den großen Aufgaben, die die Monarchie im Nationalkampfe gegen Persien unternommen hatte, bei denen man Helfer in Menge brauchte und Lohn in Fülle hatte.

So liegen die Gründe der Entwicklung in Griechenland von der Republik zur Monarchie also klar: Weil die Republik die Aufgaben, deren Lösung für eine gedeihliche Entwicklung nötig war, nicht lösen konnte, weil sie den Beweis des Geistes und der Kraft, der allein vor dem Forum der Weltgeschichte gilt, nicht erbringen konnte, deshalb mußte sie fallen und der Monarchie ihren Platz lassen, die diese Aufgaben zu lösen unternahm und löste.

Man könnte hier vielleicht einwenden wollen, daß von Versuchen zu nationaler Einigung in Griechenland überhaupt nicht wohl gesprochen werden könne, da die griechischen Staatsmänner keine nationale, sondern nur städtische Politik getrieben und bestenfalls die Herrschaft ihrer Vaterstadt über Griechenland angestrebt hätten. Es heiße daher moderne Ideen, etwa von der deutschen und italienischen Bewegung des XIX. Jahrh., in die griechische Geschichte hineintragen, wenn man hier von dem Bedürfnisse nach nationaler Einigung reden wollte. Der Einwurf würde nur die politische, nicht auch die soziale Seite der Frage treffen, und auch für jene ist er nicht stichhaltig.

Es ist nicht nötig, daß bei nationalen Einheitsbestrebungen ein bewußter Wille auf Zusammenschluß der Nation aus nationalen Gesichtspunkten bestehe. Egoistische Machtbestrebungen können dieselbe tatsächliche Wirkung hervorbringen. So war es in Rom, wo auch Italien nicht erobert worden ist, um die Nation, die es noch gar nicht gab, zu einigen, sondern die städtische Herrschaftspolitik Roms waltete. Trotzdem hat Mommsen mit vollem Recht nicht von einer Eroberung, sondern von einer Einigung Italiens gesprochen, und die Nation hat sie 150 Jahre nach der äußeren Einigung auch innerlich durch die Gleichstellung aller Italiker im Bundesgenossenkriege erreicht. Derselbe Gang der Entwicklung wäre ohne Zweifel in Griechenland eingetreten, wenn eine der herrschenden Griechenstädte ein so festes Band wie Rom um die Nation hätte legen können, das die Gegner nicht zu zerreißen vermochten.

In diesem Sinne kann man also sehr wohl die Herrschaftsbestrebungen der einzelnen griechischen Staaten als nationale Einheitsbestrebungen auffassen, deren Scheitern den natürlichen Entwicklungsgang nicht zum Durchbruch kommen und so die Aufgabe, die Zeit und Bedürfnis stellten, ungelöst ließ.

Aber wie steht es in dieser Beziehung in Rom? Hat auch hier etwa die Republik nicht den Beweis des Geistes und der Kraft zu erbringen vermocht? Hat nicht gerade die Republik das Größte geleistet, die Halbinsel geeinigt, den Osten und Westen der Mittelmeerländer unterworfen, Italien zum Herrenlande über alle diese Gebiete gemacht und das Weltreich wenigstens im Rohbau hergestellt? Alles das hat es getan, und trotzdem hat die Republik nicht die Auf-

gaben der Zeit erkannt und gelöst, und somit nicht diesen Nachweis erbracht. Denn ein anderes ist es Länder erobern, ein anderes ein Reich regieren. Das aber war es, was Zeit und Umstände gebieterisch verlangten und was die Republik nicht geleistet hat. Jahr für Jahr schickte sie ihre Prokonsuln in die Provinzen mit einer kleinen Eskorte von Freunden und Gehilfen, viel zu klein für das Regiment großer Länder und viel zu unerfahren dazu. Auch der Statthalter selber war nicht viel besser, und hatte er wirklich den guten Willen, die Bedürfnisse seiner Provinz kennen zu lernen und sich einzuarbeiten, so mußte er nach einem oder höchstens zwei Jahren wieder fort, und ein gleicher Ignorant trat an seine Stelle. Es fehlte der Republik durchaus an einem Reichsbeamtenstande, und auch nicht ein einziger durchgreifender Versuch ist gemacht worden, diesen schreienden Mangel zu beseitigen.

Aber die Verwaltung war nicht nur mangelhaft, sie war geradezu verderblich. Die Beamten erhielten kein Gehalt und waren also darauf angewiesen, sich auf welche Weise auch immer aus der Provinz selbst bezahlt zu machen. Gewöhnlich kamen sie tief verschuldet dahin. Denn die politische Karriere kostete damals noch weit mehr Geld als heutzutage. Um Beamter in Rom zu werden, mußte man das Volk ausgiebig bestechen, teils direkt gröblich durch Verteilung von Geld, Brotkorn und ähnlichem, teils feiner durch Spiele, Tierhetzen, Schaustellungen. Dabei ruinierten sich die meisten Politiker und mußten sich nun in der Provinz wieder auffüllen. Der junge Cäsar, einer der losesten Vögel der Hauptstadt, war so tief in Schulden, daß ihn seine Gläubiger nicht aus Rom fortlassen wollten, ehe der reiche Crassus für ihn gut gesagt hatte. Aber als gemachter Mann kam er nach einem Jahre aus seiner Provinz Spanien zurück. Was sich ein Statthalter damals alles gegen die Provinzialen erlauben durfte, darüber gibt ja der berüchtigte Prozeß gegen Verres schaudervolle Aufklärung.

Aber die Beamten waren nicht einmal die einzigen, die die Provinzen ausplünderten. Die großen Pächtergesellschaften, die bei dem Mangel jeglichen Staatsbeamtenpersonals die Hebung der Steuern in den Provinzen übernehmen mußten, hausten nicht weniger schlimm. Natürlich wollten sie ihre Pachtsumme mit möglichstem Nutzen herausbekommen und setzten dazu alles in Bewegung. Der Zöllner des Neuen Testaments, der mit dem Sünder gleichgesetzt wird, ist ihr vergleichsweise unschuldiger Unterbeamter, aber trotzdem der verhaßteste Mann bei den Provinzialen.

Und die Dritten im Bunde waren die Geldverleiher. Die größten Kapitalien flossen damals in römischen Händen zusammen. So beherrschte römisches Kapital den Geldmarkt, und die Kapitalisten wucherten schamlos. Selbst ein Biedermann wie der berühmte Brutus nahm 48%, und als der Provinz Asien durch Sulla eine große Kriegskontribution auferlegt und die Summe von römischen Kapitalisten vorgestreckt war, wuchs sie innerhalb 10 Jahren auf das Sechsfache.

Und es praßten bei uns die Obern und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu den Kleinsten die Kleinen.

Dies Goethesche auf die französischen Revolutionsheere geprägte Wort paßt durchaus auf das Verhalten der römischen Republik in den Provinzen; waren diese Länder doch die *praedia populi Romani*, und wie der gute Landmann nach Art des alten Cato aus seinem Landgut herauspreßte, was nur möglich war, so die Republik aus den Provinzen. Noch 100 Jahre solcher Wirtschaft, und die reichen Ländereien des Mittelmeers waren so herabgewirtschaftet, wie sie unter den Türken herabgewirtschaftet worden sind.

Man hätte auf den Besiegten wohl noch lange so herumtreten können, aber die Herrenstellung Italiens wurde dem Herrenlande selber verderblich. Der Hannibalische Krieg hatte den italischen Bauernstand stark geschwächt, aber er hätte die Krise wohl überwunden, wenn nicht die dauernden wirtschaftlichen Verhältnisse zu ungünstig gewesen wären, eben wegen der Herrenstellung Italiens. Gewaltige Gelder flossen da zusammen, als Tribute, Beute, Raub und Wucher, und sie verlangten nach Anlage, besonders nach Anlage in Land. Der kleine Bauer wurde ausgekauft, der Großgrundbetrieb mit billiger Sklavenarbeit machte ihm unwiderstehliche Konkurrenz. Der Bauernstand schwand, und in der Stadt häufte sich das Proletariat.

Dauernde Kämpfe zwischen dem reichen Adel und der Plebs sind das Kennzeichen der späteren Republik, und in den Wahlschlachten der Hauptstadt waren es oft und öfter nicht die guten Gründe und auch nicht nur das gute Geld, sondern die derben Fäuste, die Stuhlbeine und Schwerter, welche die beweiskräftigsten Argumente bildeten. Mit Banden von Gladiatoren, Räubern, zogen die Parteiführer durch die Straßen und die Umgegend Roms. Das Eigentum und die persönliche Sicherheit war nicht mehr geschützt. Clodius und Milo bezeichnen keine Ausnahme, sondern nur den Höhepunkt des Unfugs. Und diese Verhältnisse griffen über auf das große Land und entluden sich in den gewaltigen Bürgerkriegen, die zwischen Sulla und Marius zuerst nur Italien und den Westen, zwischen Cäsar und Pompeius das ganze Reich und zum Schluß darüber hinaus die ausländischen Reiche mit in ihre Strudel zogen.

Die elementarsten Aufgaben des Staates, Sicherheit und Eigentum zu gewähren, den Frieden im Innern zu bewahren, den wirtschaftlichen Ruin abzuwehren, hat die Republik nicht erfüllt. Den Beweis des Geistes und der Kraft ist auch sie schuldig geblieben. Da hat auch hier die Monarchie eingesetzt und hat geleistet, was jene schuldig geblieben war. Das Erste war die Wiederherstellung des Friedens, der Sicherheit von Personen und Eigentum. Seit Augustus den Janustempel geschlossen hat, haben 100 Jahre tiefsten inneren Friedens, abgesehen von Grenzkriegen, das römische Reich beglückt bis zum Tode Neros, und dann weitere 100 Jahre bis in die Regierung des Mark Aurel hinein, so daß damals eine Friedensperiode bestanden hat wie nicht vor und nicht nachher wieder. Ferner aber wurde ein Reichsbeamtenstand aus dem Nichts allmählich geschaffen, die Besoldung der Beamten durchgeführt, die Verwaltung der Finanzen, die Hebung der Steuern in eigene Hand genommen, kurz aus dem Konglomerat zusammeneroberter Staaten ein einheitlicher, großartiger Organismus gemacht, durch dessen Arbeit das materielle Wohl der Provinzen

wieder erstehen konnte. Und endlich hat drittens das Kaisertum die schmachvolle und verderbliche Scheidung von Herrenland und Sklavenland beseitigt, das römische Bürgerrecht schrittweise weiter über Italiens Grenzen hinaus ausgedehnt und schließlich alle Freien des Reiches gleichgestellt. Ein Weltbürgerrecht war damit geschaffen, wie es gleichfalls die Menschheit weder vorher noch nachher wieder gesehen hat.

So ist auch hier die Monarchie vor dem Forum der Weltgeschichte legitimiert, und die Gründe ihres Aufkommens, die Ursachen des Sturzes der Republik liegen klar am Tage. Es sind dieselben, die auch in der griechischen Geschichte den Übergang zur Monarchie zu einer Notwendigkeit gemacht haben.

Es wäre verlockend, nun auch denselben Maßstab an die moderne Entwicklung zu legen und dieselbe Frage nach den Gründen zu stellen. Aber das geht über den Rahmen dieser Betrachtung und über meine Kompetenz als alter Historiker hinaus. Auch genügt es ja, das Prinzip aufgestellt zu haben. Mag die Konsequenzen jeder nach eigenem Ermessen und eigenen Kenntnissen ziehen. Indessen eine Bemerkung allgemeinerer Art muß hier doch noch gemacht werden.

Wenn wir im Verlauf unserer Betrachtung gesehen haben, daß die letzten Entwicklungsperioden des Altertums und unserer Zeit in unserer Frage eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen haben, so könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daraus einen Schluß auf die grundsätzliche Verschiedenheit der modernen und antiken Entwicklung überhaupt zu ziehen. Das ist aber entschieden zurückzuweisen. Die antike Entwicklungsperiode der aufsteigenden Monarchie ist bei Griechenland, von Philipp von Makedonien bis zum Untergang der griechischen Selbständigkeit im Römertum gerechnet, nur eine Periode von etwa 3 Jahrhunderten gewesen, und ebenso kurz ist die Periode der aufsteigenden Monarchie in Rom von Cäsar bis Konstantin. Sollte es unmöglich sein, in der modernen Geschichte Perioden von ähnlicher Länge ausfindig zu machen, die gleichfalls eine solche aufsteigende monarchische Linie zeigen? Ich denke, man braucht nicht lange zu suchen, sondern findet sie ohne weiteres in der Zeit, die vor der Französischen Revolution liegt, in Frankreich etwa von Ludwig XI. bis Ludwig XV. geht und, wenn auch nicht ohne Schwankungen, doch eine sich immer stärker ausbildende Königsgewalt unter Heinrich IV., Ludwig XIII und Richelieu, und endlich Ludwig XIV. zeigt. Und ihr parallel geht in Deutschland die Entwicklung der Landeshoheit in den sich ausbildenden Territorialstaaten, die siegreichen Kämpfe mit den Ständen und die Begründung der absoluten Fürstengewalt, die uns in Brandenburg in der Reihe des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., der die '*souverainité*' wie einen '*rocher de bronce*' stabilieren wollte, und Friedrichs des Großen, in Österreich in Maria Theresia und Joseph II. besonders deutlich vor Augen tritt. Das wäre also die Periode, die nach ihrer inneren Struktur und Entwicklung mit der letzten des Altertums parallel gelaufen wäre.

Und merkwürdig: es ist dieselbe Art von Aufgaben, die in beiden Zeitläuften zu lösen waren; einerseits die nationale Einigung, die in Frankreich wie im alten Griechenland durch die Monarchie durchgeführt, in Deutschland

damals vorbereitet und etwas später gleichfalls durch die Monarchie vollendet wurde, anderseits die Organisation der großen inneren Ausgestaltung der Staaten durch eine regierungsfähige, durchgebildete Verwaltung wie in Rom in der Kaiserzeit und ebenso in den hellenistischen Staaten nach Alexander, und die Schöpfung eines entsprechenden Beamtentums. Wie nun, wenn die staatliche Organisation von Europa im XVIII. Jahrh. vor der Französischen Revolution durch einen Slawen- oder Mongolensturm weggefegt worden wäre, würden wir nicht sagen müssen, daß auch die moderne Kultur in dem Absolutismus geendet hat wie die antike? Die antike aber ist tatsächlich zum großen Teil weggefegt worden durch den Germanensturm, und wenn wir heute auch wissen, daß sie damit nicht vernichtet worden ist, sondern daß viele Fäden besonders in wirtschaftlicher Beziehung und in den Kleinorganisationen vom Altertum zum Mittelalter führen, so ist doch der ganze Oberbau, die Reichsorganisation des Westens, damals vernichtet und ihre organische Weiterentwicklung jäh abgeschnitten worden. Hätte sie sich ausleben können, wie die moderne Staatsgestaltung sich durch die Französische Revolution und nach ihr weiter auslebt, wer kann behaupten, ob sie nicht auch durch Revolution oder Evolution auf freiheitlichere Gestaltungen hätte zurückkommen können?

LITERATURGESCHICHTE UND LITERATURWISSENSCHAFT

Von Josef Körner

Literaturgeschichte ist, oder war wenigstens bis vor kurzem, eine Lieblingswissenschaft unserer Zeit. Der übertriebene Historismus und Individualismus des letzten Jahrhundertdrittels drängte gleicherweise dahin, und nach der Statistik der Universitäten und des Buchhandels fand in dieser Zeit kaum eine zweite Disziplin gleich viele Freunde und Pfleger. Mit Eifer lag man ihrem Dienste ob, und in verhältnismäßig kurzer Frist war denn auch ein ungeheueres Material gesammelt, gesichtet und geschlichtet. Mit entsagungsvoller, eines kalifornischen Goldwäschers würdiger Geduld suchte man auch wertlosestes Geröll nach den köstlichen Körnern ab, und so wuchs die Masse des geborgenen Gutes eilends an, ward unübersehbar. Der Reichtum wurde zum Schrecken, zur Qual.

'Das Wissen wächst, die Unruh wächst mit ihm', dies Goethewort bewährte sich hier. Die junge Wissenschaft, ihrer Schätze froh, besann sich eines Tages auf den Wert des rasch erworbenen Besitzes, auf die Möglichkeiten, dies Kapital nutzbringend anzulegen — und sah plötzlich alles in Frage gestellt: den Sinn der emsig betriebenen Arbeit, die Geltung des vermeintlichen Gewinns, die Hoffnung auf eine gesicherte Zukunft. Mit einem Male war die schmerzliche Einsicht da: man müsse von vorn anfangen, überhaupt an ganz anderer Stelle Hand anlegen; irregegangen sei man auf allerlei Ab- und Umwegen, so müsse man sich erst zurückfinden auf die rechte Straße. Methodische Besinnung ist ein schweres Unternehmen, das nicht von heute auf morgen zum Ziele führt.

Vor dem Positiven geht allemal das Negative einher; so griff zunächst nur methodische Ratlosigkeit Platz.

Diesen Mißstand teilt die Literaturgeschichte mit dem Gesamtkomplex der historischen Disziplinen, in den sie zum großen Teile gehört, ohne freilich, was leider zu gerne übersehen wird, völlig darin aufzugehen. Die Neubegründung der Wissenschaft, die sich an Kants unsterblichen Namen knüpft, hatte nur einer Hemisphäre der Erkenntnis gegolten: der Erfahrung der Natur; und so beschränkte sich die logische Reflexion auch fernerhin fast ausschließlich auf diese, während die Welt der Geschichte, die Erfahrung der Kultur, außer acht blieb. Es bildete sich das üble Mißverständnis, die Naturwissenschaft und ihre nomothetische Methode für die einzig wahre, einzig mögliche Art wahrhafter Forschung zu halten und das historische Denken entweder nach jener zu formen oder ihm den Ehrennamen der Wissenschaft kurzerhand abzusprechen. Der herrische Anspruch fand in einer Zeit des unerhörten Aufblühens exakter Forschung wenig Widerstand, ja mancher Historiker beugte willig das Haupt unter das aufgezwungene Joch. 'Die Naturwissenschaft', schreibt Wilhelm Scherer um 1870[1]), 'zieht als Triumphator auf dem Siegeswagen einher, an den wir alle gefesselt sind'; er ist überzeugt, 'daß für eine Reihe der wichtigsten Aufgaben die Geisteswissenschaften sich von der Naturforschung Hilfe erbitten müssen'. Mit solchen und ähnlichen Worten bekennt sich Scherer zur soziologischen Geschichtsauffassung Comtes, und er fand selber bezüglich der Anwendung evolutionistischer Naturwissenschaft auf die Geschichte einen energischen und einflußreichen Nachfolger in Karl Lamprecht. Aber gerade zur Zeit von Lamprechts Auftreten beginnt der Stern der Naturwissenschaft zu verblassen. Die Philosophie besinnt sich auf die noch unerfüllte Aufgabe, in logischer Reflexion der geschichtlichen Wirklichkeit, welche im historischen Denken selbst vorliegt, ebenso gerecht zu werden wie den Formen der Naturerkenntnis. Windelband (1894) und Rickert (1902) vollziehen die Trennung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Forschung. Eine Kritik der historischen Vernunft, die Beantwortung der Frage: Wie ist Geschichtswissenschaft möglich? wird zum philosophischen Hauptproblem unserer Zeit.

Die Literaturhistorik muß, wenn sie nach allgemeinerer Grundlegung sucht, gleichfalls zunächst über den spezifischen Begriff der Geschichte ins klare kommen; und wenn sich die verzweifelte Frage erhebt, die Fr. Nietzsche wiederholt aufgeworfen hat: nicht nur wie, sondern ob überhaupt Geschichte möglich sei, als welche etwas feststellen wolle, was im Augenblick des Geschehens selbst nicht feststand, so kann die Literaturgeschichte wie jede Kunstwissenschaft sich etwas zugute tun auf den Vorzug, daß sie das Objekt ihrer Forschung direkt zu erfassen vermag. Aber dadurch wird ihre Aufgabe nicht leichter, sie verdoppelt sich nur. Wenn dem historisch korrekt verfahrenden Forscher das ganze Problem der historischen Erkenntnis sich in der Frage

---

[1]) Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich, Berlin 1874, S. 411.

erschöpft, wie aus der Gesamtheit der unmittelbar vorliegenden Quellen das als Geschichte bezeichnete theoretische Gebilde zustande komme, so ersteht dem Literarhistoriker neben dieser noch die andere Aufgabe, zu suchen und zu sagen, nicht nur was die erhaltenen Denkmale des Schrifttums für jenes intelligible Gebilde bedeuten, sondern was sie in realer Existenz sind.

Das Kunstwerk als ein eigenlebiges Stück Wirklichkeit zu erfassen, dessen Sinn und Wert nicht ewiglich von den zufälligen Umständen seiner Geburt abhängen müsse, das hat die Literaturgeschichte am längsten und sträflichsten verabsäumt. Der im Zeitalter des Impressionismus wuchernde Psychologismus zumal hat es bewirkt, daß künstlerische Leistungen nur noch als Symbole oder Konfessionen von Künstlerseelen gewürdigt wurden, daß man den Menschen im Kunstwerk suchte und darüber den Künstler und das objektive Kunstwerk vergaß. Und natürlich erfüllte die Literarhistorik ihre kunstwissenschaftliche Aufgabe auch dann nicht, wenn sie, zur Weltanschauungsgeschichte sich erweiternd, den Gedankengehalt der Denkmäler herauszuarbeiten sich bemühte; denn wie die Empfindungen so teilen auch die Gedanken viele andere Menschen mit dem Dichter; und nur daß er allein auch gestalten kann, was er fühlt und denkt, macht ihn zum Künstler.

Aufschluß über das spezifisch Künstlerische kann natürlich nicht von außen geholt, sondern nur in den Werken selbst gefunden werden; für diese wesentlichste Frage vermag auch biographische und stoffgeschichtliche Forschung — worin sich der Literaturgeschichtsbetrieb des letzten Menschenalters nahezu völlig erschöpfte — nur wenig beizubringen. Aber es wäre doch auch widersinnig, wenn es dieser Wissenschaft weniger auf ihr wahres Objekt, die Werke, ankäme als auf die äußerlichen Momente, die deren Werden begleiten; dann wäre ihr ja zu anonymen Denkmälern — und zu ihnen zählen die homerischen Epen und das Nibelungenlied — jeder Zugang verschlossen, und sie erwiese sich unter allen Wissenschaften als die Hyäne, die nur vom Aase lebt, da lebendiges Schrifttum, dessen Durchforschung nach historisch-biographischen Gesichtspunkten undenkbar ist, ihr völlig verschlossen bliebe. Macht aber die Literaturwissenschaft, wie ihr Begriff es verlangt, die literarischen Denkmäler und nicht deren Urheber zu ihrem eigentlichen Gegenstand, betrachtet sie das Dichtwerk als ein vom Autor losgelöstes Gebilde ohne Rücksicht auf seinen Entstehungsprozeß, als ein Seiendes, nicht als ein Werdendes, so ist solcher Betrachtung jedes Kunstwerk in gleicher Weise fähig, das älteste wie das jüngste; denn beide sind.

* * *

Über den Sinn der Geschichte wie über die besondere Aufgabe der Literaturwissenschaft sollte im klaren sein, wer heute Literaturgeschichte zu schreiben sich anschickt. Denn was nützt aller Wagemut, der freilich allein schon bewundernswert ist, angesichts der für ein einzig Menschenleben schier unüberwindlichen Masse des Stoffs und der Vorarbeiten; was Fleiß, Kraft und Begeisterung, wenn das notwendige Ziel, der einzig mögliche Sinn des Unternehmens von vornherein verkannt wird?

Josef Nadler, der es seit W. Scherers Meisterwerk zum ersten Male wieder versucht hat, die Entwicklung des deutschen Schrifttums mit noch unverbrauchten Mitteln auf eine eigentümliche Art darzustellen, legt mit seiner 'Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften'[1]) ein Werk vor, das wie der Bergmann von Falun gegenwartsfremd in eine verwandelte Welt tritt. Lamprechts willkürliche Geschichtskonstruktionen bedeuten diesem Forscher noch immer höchste Weisheit, ja Scherers oben angeführte Worte decken sich völlig mit dem wissenschaftlichen Bekenntnis des um ein halbes Jahrhundert jüngeren Nachfahren. Als er sein Werk begann, wußte er nichts von der siegreichen Zurückdrängung ungehöriger naturwissenschaftlicher Ansprüche (nachher hat er freilich seine Arbeitsweise in nicht ernst zunehmender Polemik gegen Rickert zu verteidigen gesucht), er ahnt noch heute nichts von der Doppelaufgabe des Literarhistorikers, der den Denkmälern abfragen muß, sowohl was sie für ihre Zeit bedeuten als was sie zeitlos sind. Die notwendigen Differenzierungen verkennend oder verachtend, schreibt er Literaturgeschichte als reiner Historiker, treibt er Geschichte mit naturwissenschaftlicher Methode, die er als die einzig mögliche Arbeitsweise der Wissenschaft ansieht.

Es ist tief zu bedauern, daß falsche Begriffe vom Wesen der Literarhistorik ein an sich sehr aussichtsreiches Unternehmen von vornherein zum Mißlingen verurteilt haben. August Sauers anregender Gedanke, dem das Werk seine Entstehung verdankt: in der Erforschung und Darstellung deutscher Dichtungsgeschichte einmal von den volkstümlichen Grundlagen nach stammheitlicher und landschaftlicher Gliederung auszugehen und demgemäß bei jedem Dichter, jeder Dichtergruppe und jedem Dichtwerke festzustellen, wie tief sie in der Landschaft, im Stamm, im deutschen Volkstum wurzeln — dieser Gedanke verlangte um so mehr eine gründliche Ausführung, als ähnliches ja schon früher wiederholt geäußert und gefordert, gelegentlich, freilich mit geringem Geschick, sogar schon versucht worden war. Sauer hatte freilich gemeint, daß die gerundete Darstellung erst nach der mühseligen Vorarbeit ganzer Generationen gewagt werden sollte, und in der Tat war das Unternehmen, das Nadler mit achtunggebietender Entschlossenheit auf seine jungen Schultern nahm, vorläufig nur um den Preis des Fehlzirkels zu leisten, daß mehr oder minder willkürlich und vorschnell für diesen oder jenen Stamm und Landesteil Charakteristiken auf Grund der Geistesart einiger namhafter Vertreter entworfen und mit diesem Maßstab die übrigen gemessen werden. Aber ohne Willkür und Voreiligkeit war solch ein Werk auf den ersten Anhieb auch gar nicht zu leisten, und man hätte dergleichen gerne als Tribut an die menschliche Unzulänglichkeit mit in Kauf genommen, wenn nur der Autor die Bescheidenheit behalten hätte, zu wissen und zu sagen, daß es bloß einen Versuch gelte und nichts mehr. Gewiß würde die Kritik auch dann nicht geschwiegen, sondern ihrer Pflicht gemäß auf die Schwächen der Leistung und die Gefahren des Versuchs hingewiesen, zugleich aber rühmend anerkannt haben, daß so originelle

[1]) 3 Bde., Regensburg 1912—1918.

Betrachtung lehren und fördern müsse, auch wo sie verfehlt ist; denn es gibt auch einen produktiven Widerspruch.

Von Bescheidenheit zeigt aber unser Autor leider recht wenig. Je weiter er in seinem Werke vordrang, um so maßloser ward er in seinen Ansprüchen, forderte für seine Arbeitsweise alsbald nicht nur Toleranz, sondern besondere Privilegien, ja verlangte gar, daß man seine sehr wunderliche Grundanschauung als das logisch einzig gerechtfertigte Forschungsprinzip anerkenne. Solche Überhebung machte es der verantwortungsbewußten Kritik schwer, sich mit Nadlers Werk ernsthaft zu beschäftigen, und das freigebige Lob, das minder kompetente Literaten dem originellen Versuch spendeten, war ein schlechter Ersatz für die ausgebliebene Beachtung und Beurteilung durch maßgebende Vertreter der strengen Wissenschaft. Bedauerlicherweise bringt Nadler die Freude am eigenen Werke auch dadurch in peinlicher Weise zum Ausdruck, daß er jeden Kritiker persönlichen Übelwollens beschuldigt, statt dankbar zu sein, wenn sich jemand gründlich mit ihm auseinandersetzen will. Das benimmt natürlich jedem, der seine Ruhe liebt, die Lust, sich an der öffentlichen Debatte zu beteiligen, und so raunt man sich über das in jedem Fall anregungsreiche Werk nur im vertrauten Kreise seine mehr oder minder scharfen Bedenken zu, während die sonst so redseligen Fachorgane es geradezu totschweigen. Freilich bedeutet das für den Autor zugleich einen Gewinn. Denn so bleibt unentdeckt oder doch ungerügt, wie übel es um die Solidität seiner Leistung bestellt ist.

Sehr angreifbar sind schon die Grundüberlegungen, die zur Rechtfertigung des Unternehmens in den preziösen und prätentiösen Vorreden der bisher erschienenen drei Bände ausgesprochen werden. 'Erkennt man an,' heißt es da z. B., 'daß nationale Literaturen nicht ein Internationales sind, lediglich differenziert durch verschiedenen sprachlichen Ausdruck, so muß man nach der ganzen Vergangenheit unseres Volkes den Begriff der Stammesliteratur anerkennen.' Der Vergleich hinkt gewaltig; er verkennt vor allem die Wichtigkeit der Sprache, die nicht nur das Rohmaterial der Wortkunst bildet, sondern doch auch der entscheidende äußere Ausdruck für den seelischen Zusammenhang eines Volkes ist. Nadler überschätzt eben immer und überall das Physiologische zuungunsten des Psychologischen, übersieht, daß Völker weniger eine physische als eine seelische Gemeinschaft vorstellen, nicht von Anbeginn ein festes Wesen besitzen, sondern in historischer Bewegung werden und sich wandeln. Für diesen Erforscher deutscher Geistesgeschichte bestehen geistige Zusammenhänge überhaupt nicht, Bildungserlebnisse gibt es für den einzelnen so wenig wie für größere Gemeinschaften, alles ist rein durch Zeugung bedingt. So erscheint Nadlers Leistung und Methode als ein Schulbeispiel für eine Überzeugung jüngster Philosophie, wonach der psychophysische Parallelismus, der die Wechselwirkung von Geist und Leib leugnet (und Nadler hat sich bei Gelegenheit ausdrücklich zu dieser Auffassung bekannt), zu sinnlosen Konsequenzen führt, daß die Koordination des Physischen und Psychischen, die der Parallelismus behauptet, allemal das Recht des Geistigen irgendwie beeinträchtigen müsse. Nadler aber gibt, indem er letzten Endes alles geistige Wesen restlos und einzig

auf physiologische Ursachen zurückführt, seinen Lesern noch überdies das unlösbare Rätsel auf, wie sich solch gröblicher Materialismus mit seiner in dem Werke wiederholt und laut bekannten katholischen Weltanschauung vertragen könne.

Im Jahrhundert des übertriebenen Nationalismus hat man das nationale Moment auch in der Geistesgeschichte viel zu stark betont. Nadlers stammheitliche Literaturgeschichte übertreibt das ethnologische Prinzip erst recht, wenn er gar noch innerhalb der Nation Teilungen vornimmt, und er bringt das nur dadurch zu scheinbar gutem Ende, daß er gemeinsame Geistesströmungen einfach übersieht oder als willkürliche Zusammenfassung von spezifisch Ungleichem verdächtigt. Als Korrektur und Widerspiel seiner Betrachtungsweise sollte man doch einmal mit dem unvergleichlich geschickteren Rüstzeug heutiger Wissenschaft den Versuch wiederholen, den der italienische Polyhistor Giovanni Andres vor einem Jahrhundert gewagt hat: eine Weltgeschichte der Literatur nicht mit ethnologischem, sondern mit chronologischem Einteilungsprinzip zu schreiben und so aus den Literaturen aller Nationen den gemeinsamen Charakter jeder Periode zu bestimmen. Die Linguisten haben längst bemerkt, daß gleichzeitige Sprachzustände verschiedener Idiome bisweilen mehr Übereinstimmung aufweisen als verschiedene Perioden der gleichen Sprache, daß also der 'Geist der Zeit' oft ein mächtigerer Gleichheitsbildner ist als der 'Geist der Sprache'. Sollte er da nicht auch mächtiger oder mindestens nicht unmächtiger sein als der 'Geist der Nation'?

Die Unterschätzung des Geistigen, die sich Nadler in allewege zu schulden kommen läßt und die bei einem Historiker des geistigen Lebens gar so verwunderlich ist, wird bedingt und verstärkt durch die schon eingangs gerügte Verkennung des eigentlichen Wesens aller Literaturgeschichte. Der Verfasser, ein allzu getreuer Schüler Lamprechts, verwechselt und vermengt die Aufgaben und Methoden der Kultur- und der Literaturgeschichte, und dadurch kommt ein wahrer Tragelaph zustande. Nicht unversehens ergibt sich solche Wirrnis, sondern sie ist eingestandene Absicht. 'Was unsere letzte Sehnsucht sein soll' — ist Nadlers Wort —, 'Anschluß an die großen Ergebnisse verwandter, fördernder, vorausgesetzter Disziplinen. Vor allem ein Loslösen des Interesses von Dichtern und Dichtungen, weder reine Ästhetik noch reine Philologie, sondern eben Geschichte.' Solcher Zielbestimmung sei statt aller Polemik nur die völlig widersprechende Anschauung entgegengesetzt, die einer der größten Meister deutscher Literaturgeschichtschreibung, Ludwig Uhland, von der Aufgabe dieser Wissenschaft hegte: 'Die Geschichte der Poesie', schreibt er im Eingang seiner Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage (S. 7f.), 'hat wesentlich die poetischen Ideen, Gebilde und Formen selbst, die sich in der Zeit und bei dem Volke, wovon sie handelt, entwickelt haben, und den Gang dieser Entwicklung zur Anschauung zu bringen. . . . Können aber Werke der Dichtung anders als durch sich selbst zu einer klaren Anschauung gebracht werden? . . . In der persischen Glaubenslehre hat jedes erschaffene Ding seinen Ferver, den Grundkeim und die innere Einheit seines Wesens, der jedoch für sich zur Erscheinung

gelangen kann. Die Ferver der dichterischen Schöpfungen sind es, was die Geschichte der Poesie aufzufassen und auf ihre Weise zur Erscheinung zu bringen hat.' Dergleichen läßt sich natürlich nur an den Schriftdenkmälern selbst studieren. Daß literarhistorische Betrachtung darum von diesen ausgehen müsse, hat Nadler in einer zur nachträglichen Selbstrechtfertigung geschriebenen 'Wissenschaftslehre der Literaturgeschichte' (Euphorion XXI) freilich auch behauptet, aber sein eigenes Werk macht sich diese Einsicht nicht zunutze. In den drei umfänglichen Bänden wird man kaum ein einzigmal auf sorgfältige und brauchbare, ja in erschreckend wenigen Fällen selbst nur auf oberflächliche Analysen von Dichtwerken stoßen. Da steigt in jedem besinnlichen Leser der (durch allerlei böseste Schnitzer genährte) Verdacht und Vorwurf auf, daß der Autor die Werke, über die er schreibt, aus eigenem Studium nur in geringem Maße kennt, was ja bei seiner Jugend nicht weiter verwunderlich ist; hat er sich doch mit seinem Unternehmen eine Aufgabe gestellt, zu deren Erfüllung ein in unermüdlicher Arbeit verbrachtes langes Menschenleben kaum genügen möchte. Eine verwirrende Häufung von Namen und Tatsachen, hinter denen keine lebendige Anschauung steht, betäubt den Leser, vermag aber nicht über die inn re Leere des Geschichtsberichts hinwegzutäuschen, die des Erzählers aufgeregter Stil nur zur Not verdeckt.

Dennoch verrät jede Zeile, daß ein hochbegabter Autor am Werke ist, und schmerzlich mag man ermessen, was er hätte zuwege bringen können, wenn der Frische und Kühnheit seiner historischen Phantasie nur die nötige kritische Besonnenheit zur Seite stünde, wenn seine erstaunliche Kombinationskraft durch solideres Wissen gestützt, seine Fähigkeit, die Massen zu meistern, Persönlichkeiten intuitiv zu erfassen, nicht durch völligen Mangel an Selbstkontrolle geschädigt wäre. Sieht man dem Autor gar genauer auf die Finger, so schwindet das Vertrauen zu seiner Führung vollends dahin. Der I. Band, der die Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters erzählt, zeigt auf jeder Seite, daß einer, der nicht Fachmann auf dem Gebiete ist, ihn geschrieben hat. Nahezu alles ist da aus zweiter Hand geschöpft und nicht einmal aus bester; üble Irrtümer laufen unter, wiederholt bietet die Darstellung (z. B. beim Nibelungenlied) die schon verworfenen Resultate veralteter Forschung an, noch häufiger wuchert sie, statt bescheidentlich ein *ignoramus* einzugestehen, in blühende Romane aus, die einzig in der lebhaften Einbildungskraft des Autors wurzeln. Wirkliche Belehrung kann man, bei nötiger Vorsicht, schon eher aus den folgenden Bänden entnehmen, deren Hauptverdienst darin beruht, daß nicht bloß von denjenigen Menschen und Dingen gehandelt wird, die in literaturgeschichtlichen Darstellungen immer wiederkehren, vielmehr ganze Reihen von Namen, literarischen Schöpfungen und Ereignissen genannt sind, denen man sonst nirgends begegnet. Nur wird allzu oft, wo ungewöhnliche Anschauungen vorgetragen sind, in positiver wie in negativer Hinsicht an Stelle schwieriger Beweisführung bloß leidenschaftliche Polemik geboten, durch den Lärm der Rede ein Gewicht der Gründe vorgetäuscht. Ganz heillos aber ist die Hypothese, die das Fundament des ganzen Werks bildet, die durchaus willkürliche Behauptung, unsere Klassizistik sei völlig

und einzig als Blüte der Altstämme, unsere Romantik als Blüte der Neustämme zu verstehen. 'Romantik', wird ebenso einfach wie kategorisch erklärt, 'ist die geistige Geschichte des ostdeutschen Siedellandes seit dem XIII. Jahrh.' 'Deutsch werden hieß für die Neustämme die deutsche Kultur aufnehmen, die vor ihrer Geburt lag, das ist, die vor dem XV. Jahrh. lag, das hieß, sie durch eine Wiedergeburt in sich aufnehmen, wie Alemannen, Franken, Thüringer die Kultur der alten Welt in ihr Wesen auflösten. Das ist Sinn, Verlauf und Geltung der neudeutschen Kulturblüte, die wir gewöhnt sind, Romantik zu nennen.' Nadler leugnet, gewiß mit einigem Recht, die Bildbarkeit eines logisch-systematischen Begriffs 'Romantik'; Begriff, Wesen und Umfang der romantischen Kultur könne nur entwicklungsgeschichtlich und ethnographisch bestimmt werden. Hier haben wir das lehrreichste Beispiel, wie sich Einsicht und Vorurteil, kühne Kombinationskraft und mangelhaftes Wissen einander durchdringen und so manchen blendenden, aber freilich auf rutschendem Sand erhöhten Gedankenbau aufrichten. Daß in der Romantik eine Renaissance der Gotik steckt, ist schon von anderen und mit unvergleichlich bestechenderen Argumenten vorgebracht worden. Wenn überhaupt, so mußten dem Verfasser mit dieser Einsicht die Augen geöffnet werden über den Wert seiner stammheitlichen Schrulle. Nadlers eigene Darstellung zeigt deutlich genug, daß die Straßen, die aus dem Mittelalter zur Romantik führen, ebenso oft über altdeutsches Gebiet laufen (Bodmer, die Straßburger Philologen, Sturm und Drang) wie jene zur Klassizistik über neudeutsches (Opitz, Gottsched, Lessing). Für klassizistisch-romantisches Zwitterwesen, wie es so deutlich Herder, aber auch noch den Brüdern Schlegel eignet, hat Nadler kein Auge. Die tiefe historische Zusammengehörigkeit von Barock und Romantik übersieht er geflissentlich und zwar deshalb, weil er die Romantik ganz für die Neustämme, das Barock ausschließlich für die Altstämme vorbehalten will; aber erst aus dem Barock hat sich einerseits, gewissermaßen rückschreitend, der Klassizismus, vorschreitend die Romantik entwickelt. Daß die These ganz unhaltbar wird, sobald innerhalb der sogenannten romantischen Schule die Jahrhundertgrenze überschritten ist, sieht jedermann; aber da leistet sich Nadler sein erstaunlichstes Kunststück, und von hier ab wird es schwer, an seinen wissenschaftlichen Ernst zu glauben. Fast die gesamte jüngere Romantik entstammt dem Westen, altdeutschem Gebiet — also wäre Nadlers Hypothese falsch? Beileibe nicht! Was Brentano, Görres, die Brüder Boisserée und Grimm geleistet haben, ist 'das Werk der rheinischen Restauration, das man so ungeschichtlich und schlagwortfroh als ein Stück Romantik bezeichnet hat' (S. 253). Und die schwäbischen Romantiker? Hat es nie gegeben, Schelling und Uhland heißen mit Unrecht so; es gibt nur eine schwäbische Restauration. Und nicht ein Schatten von Beweisführung begleitet diese absonderlichen Thesen.[1] Vermittels solcher Gewaltsamkeiten vermag Nadler dann allerdings die gesamte Entwicklungsgeschichte der deutschen Literatur in eine erstaunlich einfache

[1]) Mit Nadlers Schrift 'Berliner Romantik', Berlin 1921, die erst nach Absendung dieses Aufsatzes erschienen ist, werde ich mich andernorts auseinandersetzen.

Formel zu pressen, die er an anderem Orte[1]) aus seiner eigenen Darstellung herausgerechnet hat: 'Drei große räumliche Entwicklungszüge bewegen die Ausbildung des deutschen Schrifttums. Der eine am Rhein, in den Ländern der Franken und Alemanen, auf altem römischen Kulturboden, bei den Trägern des alten deutschen Reiches. Der Sinn dieses Zuges ist die Aneignung des antiken Literaturerbes von Karl d. Gr. bis zu den Klassizisten. Der andere Zug an der Donau, in den Ländern des bayrischen Volkes, auf altem römischen Kulturboden, bei den Trägern des neuen Ostreiches; der Sinn dieses Zuges ist die Umbildung des antiken Literaturerbes und sein Verschmelzen mit volkstümlichen Elementen bis zum Theater des XIX. Jahrh. Der dritte Zug zwischen Elbe und Weichsel, auf altem slawischen Siedelboden, bei den Trägern des neuen deutschen Reiches; der Sinn dieses Zuges ist die Aneignung des altdeutschen Literaturerbes für diese neudeutschen Kolonistenvölker bis zur Romantik.'

Noch auf einen weiteren wunderlichen Denkfehler des Verfassers muß der Finger gelegt werden, auf das πρῶτον ψεῦδος seiner Arbeitsweise, welches in letzter Linie ihn bestimmt hat, die Beträchtlichkeit, ja die bloße Möglichkeit rein geistiger Einwirkung in einem Grade zu leugnen, daß Geistesgeschichte ein sinnloses Unternehmen wird. Nadler begeht nämlich immer und immer wieder den Fehler, die geistige Anlage mit ihrer schrifttümlichen Bewährung schlechtweg gleichzusetzen: er übersieht die wichtige Zwischenstufe der Formung, diese aber ist allemal bedingt durch geistige Beeinflussung, durch die von Mit- oder Vorwelt gelieferten Muster, kurz, durch ein Bildungserlebnis. Wenn so (III 213) etwa behauptet wird, Novalis wäre auch ohne Friedrich Schlegel, Hemsterhuis und Schelling geworden, was er war, so ist das kaum zur Hälfte richtig. Gewiß mußte er von vornherein eine bestimmte Veranlagung schon besitzen, wenn die Genannten ihm überhaupt etwas bedeuten sollten; aber ohne sie hätte er trotz seiner Anlage weniger erreicht, weil ein Teil seiner Kraft zur Schaffung dessen hätte verbraucht werden müssen, was jene ihm schon fertig boten. Natürlich wird auch auf literarischem Boden Gleiches nur von Gleichem bestimmt; eine andere Einwirkung als die dadurch bedingte, daß einer in fremdem Programm oder Vorbild theoretisch oder praktisch bestätigt sieht, was er selbst erkennt und empfindet, ist doch gar nicht denkbar. Aber genügt dies schon, um das Wirtschaftsgebiet des deutschen Geistes in eine Trinität geschlossener Handelsstaaten zu verwandeln? Freilich kann sich dann der Historiker die schwierigste Mühe sparen, den Entwicklungsgang des Schrifttums seiner Nation in den allgemein-europäischen einzuordnen.

So wird Nadler der eigentlichen Aufgabe des Literarhistorikers weder vom kunstwissenschaftlichen noch vom geistesgeschichtlichen Gesichtspunkte aus gerecht, wie er andererseits weit über die der geschichtlichen Erkenntnis gezogenen Grenzen hinausstrebt, wenn er den historisch nachweisbaren Ursachen eine höhere, hinter diesem offenkundigen Geschehen liegende Kausalität überordnet, die er nicht nur, wie andere naturalistische Historiker auch, in einer biolo-

[1]) Entwicklungsgeschichte des deutschen Schrifttums, Jena 1914, S. 3.

gischen Analogie, sondern unumwunden in einer physiologischen Tatsache zu entdecken glaubt. Aber damit wird das eigentliche Problem der Geistesgeschichte keineswegs aufgelöst, es wird bloß tiefer in die Vergangenheit zurückgeschoben; und so mögen dem Leser des Nadlerschen Werks dessen Resultate nicht klüger erscheinen als die Antworten des Kindes in Goethes 'Katechisation'.

Lehrer:

Bedenk, o Kind! Woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind:

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer:

Und der, woher hat's der?

Kind:

Vom Großpapa.

Lehrer:

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind:

Der hat's genommen.

* * *

Es ist gewiß eine ausgezeichnete Idee, die großen geistigen Strömungen innerhalb der Welt- oder der Nationalliteratur auf die kleinen Varianten hin anzusehen, die durch nationale oder stammheitliche Differenzierung bewirkt werden, allein es ist ein wahnschaffener Einfall, nun den Spieß, wie Nadler es tut, rundweg umzukehren. Auch die Deklination der Magnetnadel von der Mittagslinie ist eine auffällige Erscheinung und einläßlicher Untersuchung wert; aber das Wesentliche ist doch nicht diese Abweichung, sondern die Tatsache, daß die Magnetnadel nach Norden weist.

Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden, galt immer als das vornehmste Geschäft des Historikers; und unser Autor tut sich nicht wenig darauf zugute, daß er im Vorzug zu anderen Fachgenossen durchaus nur als Historiker verfahre. Aber was er als historische Methode ansieht und anpreist, ist doch nur jene roheste Vergewaltigung des Geistes, die schon von Nietzsche leidenschaftlich bekämpft worden ist, eine Methode, 'die darin besteht, nicht von der Sache zu reden, sondern von den Ursachen; nicht vom Wesen, sondern von den Beziehungen; nicht die Werke zu deuten, sondern die Stoffe, die Umwelt, die Einflüsse zu untersuchen. Es ist die Methode, die immer im Bezirk des Vorläufigen, Unerheblichen, Uneigentlichen bleibt, die aus der echten Wissenschaft eine Wissenschaft des Nichtwissenswerten macht, und die so bekämpfenswert ist, weil sie die nach geistiger Nahrung suchende Jugend nicht in die Geschichte, in die Erkenntnis, in die Wirklichkeit hinein-, sondern an allem vorbeiführt'.

Das Buch von Ernst Robert Curtius, in dem wir diese scheltenden Worte lesen[1]), wendet freilich an literarische Gegenstände eine ganz andere Arbeitsweise als Nadler und eine völlig geänderte Art der Betrachtung. Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz ersinnen, als er zwischen diesen beiden Werken obwaltet. Curtius schränkt sich völlig ein auf die Wesensschau seiner unmittelbaren Forschungsobjekte; Nadlers Ausgangs- und Zielpunkt ist etwas ganz außerhalb Liegendes, ja diesen durchaus Fremdes. Nadler tritt auf im würdeheischenden Gelehrtenkleide, das sich freilich dem schärferen Auge als recht fadenscheinig erweist, Curtius, wiewohl mit intimster Kenntnis seines Gegenstandes ausgestattet, sagt sich gleich eingangs los von der irreführenden Einseitigkeit der Taineschen Milieutheorie und der unerfüllbaren Aufgabe lückenloser Kausalerklärung; er weiß, daß eine geschichtliche Individualität nur durch innere Anschauung erfaßt werden könne, nicht durch Zusammenfügung von tausend Einzeltatsachen. Aufschlüsse über die Schriftdenkmäler, denen sein Unternehmen gilt, sucht er nicht in irgendeiner Umwelt, sondern einzig in den Texten selbst; die Sachen, nicht die Ursachen will er ergründen. Nicht von einem Wachsen, Werden und Wandeln kündet er, er beschreibt und deutet ein Sein.

Von noch lebendem Schrifttum redet Curtius, und nicht sowohl einer starr feierlichen Wissenschaft als dem Leben will sein Werk dienen. Die falschen Vorstellungen von französischer Geistesart, wie sie seit eh und je in deutschen Landen umlaufen und ungeprüft aus einer Generation in die andere übernommen werden, soll es berichtigen, dem neuen Deutschland das Bild eines neuen geistigen Frankreich darbieten; aufzeigen vor allem, was auf dem Boden des zeitgenössischen französischen Schrifttums einer gemeinsamen neuen Geisteswelt Europas zuwächst.

Wohlweislich hält der Verfasser jedes Kriegsgeschrei dem Buche fern. Nur bis zur Schwelle der Weltkatastrophe führt er seine Leser heran, geist- und kenntnisreich lehrend, wie sich im französischen Schrifttum der letzten 25 Jahre eine neue schöpferische Geistigkeit vorbereitet und ausgeprägt hat. Er zeigt, wie die alle Schichten der Nation aufwühlende politische Dreyfus-Affäre das epochemachende Ereignis war, durch das der Idealismus des Willens und der Tat in den geistig kultivierten Kreisen Frankreichs eine Wiedergeburt erfuhr und so die Geister aus dem blasierten Skeptizismus hinausgeführt wurden, in den gerade die Besten verfallen waren, wofern sie nicht, am Intellekt verzweifelnd, in den Schoß der Kirche sich gerettet hatten. Eine neue Generation, die von 1870, bereitet in schweren inneren Kämpfen und einsamem Schaffen eine veränderte Lebensstimmung und seelische Haltung, jenes neue Pathos von Patriotismus, Religion und Sittlichkeit vor, das in den letzten Vorkriegsjahren bereits in Frankreich zum Siege und also auch zum Selbstbewußtsein gelangt war; das Werk der diese Generation führenden Männer breitet Curtius vor uns aus.

Fünf Namen nennt er: André Gide, Romain Rolland, Paul Claudel, André

---

[1]) Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich, Potsdam o. J. [1919], S. 229f.

Suarès, Charles Péguy; verschieden an Temperament, geistigem Willen und künstlerischer Bedeutung, haben sie nur dies eine gemein, daß sie die geistigen Grenzen des alten Frankreich durchbrechen. Die gleichen Triebkräfte leben sich auch außerhalb der Literatur auf allen künstlerischen und kulturellen Gebieten aus, insbesondere in der Philosophie; in Henri Bergson zumal kommt der neufranzösische Geist zur bewußten Erfassung seines Gehaltes; das unmittelbare, wirklich gelebte Leben, das die neuen Dichter in seiner ungebrochenen Ganzheit zu erfassen streben, er verteidigt es auch theoretisch gegen die starre begriffliche Schematisierung.

Nicht zufällig eröffnet André Gide den Reigen. Er ist die Übergangsgestalt. Ein bewußter Erbe ihm werter Tradition und doch zugleich gewillt und befähigt, die neuen künstlerischen und menschlichen Kräfte der Zeit zu erfassen, ist er zum Vermittler der Generationen geschaffen. Er 'begleitet den Weg des französischen Geistes von der blassen, um das eigene Bewußtsein kreisenden Analyse zur Hingabe an die bunte Vielfalt einer unüberschaubar reichen Wirklichkeit; von kontemplativer Intellektualität zu erlebnisdurstigem Irrationalismus. Aber allerdings verläuft diese Entwicklung bei Gide ganz in der Sphäre der ästhetischen Bewußtseinseinstellung. Er ist genießender unverantwortlicher Künstler geblieben, und seine Religion ist der Egoismus'.

Anders der Dichter des Jean-Christophe. In ihm lebt, was Gide abgeht: leidenschaftliches Ethos, Kraft des Glaubens an die Menschlichkeit, die heroische Tat, den Sieg der Idee. Doch steht auch Rollands Weltanschauung noch auf dem Boden des Individualismus; die Wärme seines brüderlichen Menschheitsfühlens ändert nichts an der individualistischen Grundstruktur seines Weltbegreifens.

Ein völlig neuer Typus des schöpferischen Menschen aber tritt mit Claudel in die Erscheinung. Das Ringen der Seele mit Gott und die Unterwerfung unter ihn ist sein bestimmendes Grunderlebnis; seinem Schaffen liegt die Überzeugung von der religiösen Funktion des Dichters zugrunde. Für Claudel steht nicht wie für den Griechen, wie für den Zeitgenossen oder Epigonen der Renaissance der Mensch im Mittelpunkt der Welt, sondern das übersinnliche Sein Gottes, aus dem er den Menschen erst deutet. Diese metaphysisch-religiöse Einstellung macht ihn zum späten Nachfolger gotischer Zeiten; als solcher begnügt er sich auch nicht mit vagen mystischen Gedankengängen, sondern verlangt von der Dichtung, daß sie geradezu die katholische Wahrheit verkünde.

Suarès vereinigt in sich die Vorzüge und Mängel, allen Glanz und alle Schärfe, die der Deutsche dieser Zeit bei seinem Karl Kraus und Alfred Kerr findet; gleich diesen ist auch er nicht eigentlich schöpferisch, seine Stärke liegt (wiewohl er sich auch dichterisch versucht hat) durchaus im kritischen Essai. Nächst dem Werke Rollands zeigt das seine zu allermeist, daß Innerlichkeit und Tiefe in Frankreich so gut zu gedeihen vermögen wie in Deutschland.

Die problematischeste, zugleich als menschliche Persönlichkeit die fesselndste der fünf Gestalten ist Charles Péguy. Kein Mensch, der neue Werte in die Welt setzt, kein schöpferischer Künstler. 'Aber er ist ein Mensch, der ein tiefes,

nicht erdachtes, sondern erschautes Wissen um Grundverhältnisse des Seins und des Geschehens, des Menschen und der Geschichte hat . . . Er besitzt die geistige Schau. Dieser wissende und schauende Mensch ist aber nun zugleich ein wollender und handelnder Mensch. Was ihn auszeichnet, ist das Sich-Durchkreuzen von Wissen und Tun, von Metaphysik und Politik. Daher kommt es, daß er sein Wissen nie in der Form systematischer abstrakter Darstellung, auch nicht in der Form konkreter künstlerischer Gebilde ausspricht, sondern in einer kritischen und polemischen Betrachtung der Zeitgeschichte.'

Nur in dürre Formeln konnte hier zusammengepreßt werden, was das lehr- und genußreiche Buch an meisterlicher Charakteristik und feinsinniger Analyse in sich birgt. Der Verfasser entfaltet ein beneidenswertes Geschick, die zum Teil sehr schwer verständlichen und begrifflicher Zergliederung widerstrebenden Dichtungen, von denen er zu reden hat, im Kern zu erfassen, anschaulich darzulegen und faßlich auszudeuten. Nur für die rechte Würdigung der künstlerischen Form mangelt ihm Begabung und Methode, und so gerät er bisweilen in ein ebenso billiges wie leeres ästhetisches Gerede. Dafür aber gelingt es ihm wahrhaftig, etwas von dem Duft dieser feinsten Blüten französischen Geistes in sein eigenes Buch hinüberzunehmen. Nicht ohne Feierlichkeit, in einer dem Gegenstand durchaus angemessenen edlen Sprache redet er zum Leser, verschmäht jedoch rhetorische Künste, die ja immer, beim Redner wie beim Schriftsteller, nur das schlechte Gewissen verraten. So gehört dies Buch stilistisch zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer historisch-kritischen Literatur. Und sind deren Erzeugnisse sonst meist mit dem Makel der Langeweile behaftet, so darf man von dieser Schrift ohne Übertreibung sagen, daß sie geradezu eine spannende Lektüre bietet. Denn nie verliert sie sich in überflüssiges Detail, an keiner Stelle verführt sie den Leser ins unwegsame Gestrüpp fachbeschränkter Fragen; es ist eine Schrift nicht von professoralem, sondern von durchaus weltmännischem Gepräge.

Zu sehr vielleicht! Denn die Freude an der ungekünstelten Eleganz dieses Buches darf nicht blind machen für seine minder glänzenden Seiten. Als wissenschaftliche Leistung wiegt es im Grunde doch nur gering. Wie schön es ist, daß Curtius so einläßlich von den Sachen redet, ganz schweigen durfte er auch von den Ursachen nicht. Wie die revolutionären Tendenzen, Ideen und Formen des neuesten französischen Schrifttums sich allmählich zusammengefunden haben, was von alteinheimischer Tradition in ihnen fortlebt, in welchem Maße sie vom germanischen und slawischen Auslande importiert, befruchtet, verstärkt worden sein mögen, das sind Fragen, die doch wohl zu beantworten waren. Der Autor hatte es freilich eingestandenermaßen zunächst nur auf Information abgesehen; er will nur Bericht erstatten, Tatbestände mitteilen, nicht Entwicklungslinien zeichnen. Aber so bescheidenes Werk, dessen Wert darum nicht mißachtet sein soll, ist doch wohl dem Literaten eher gemäß als dem Gelehrten. Als bloßes Referat stellt sich das Buch übrigens auch insofern dar, als selbst die Auswahl der Schöpfer und Schöpfungen, die es bietet, nicht originale Leistung ist, sondern damit nur das Stichwort aufnimmt, das die französische Kritik selber

schon gegeben hat. Desgleichen sind auch die meisten Wert- und Wesensurteile nicht eigener Richterspruch, sonder wort- oder doch sinngetreu aus Frankreich übernommen. So beruht denn der sachliche Wert des Buches nicht in der historischen oder systematischen Erkenntnis des Autors, vielmehr in der ebenso geschickten wie vielseitigen Aufreihung treffender Belege erster und zweiter Potenz. Aber der Verfasser macht auch kein Hehl daraus, daß sein Buch zur guten Hälfte aus Zitaten besteht, und angesichts des vorgesetzten Zweckes ist durchaus nichts daran zu tadeln.

* * *

Was Nadler verfehlt, was Curtius versäumt: die innigste Verschmelzung der geschichtlichen und der künstlerischen Betrachtungsweise — Oskar Walzels neuestes Werk[1]) zeigt sie in untadeliger Vollendung. Dies liebens- und bewundernswerte Buch, mit dem der berühmte Schriftgelehrte die Wissenschaft wie die unzünftigen Literaturfreunde gleich köstlich beschenkt, nach Umfang und innerer wie äußerer Spannweite seine großzügigste und geschlossenste Leistung überhaupt, ist die gereifte Ausführung und Ausfüllung der allzu knappen Skizze, mit welcher er zwei Jahre zuvor Wilhelm Scherers klassische Geschichte des deutschen Schrifttums bis an die Schwelle der Gegenwart fortgeführt hat. Die Darstellung reicht von Goethes Tode bis zur Überwindung Goethes durch das ungebändigte Kunstwollen des allerjüngsten Tages. In zwei Teile gliedert sich der reiche Stoff: im einen wird gezeigt, wie das Erbe der großen klassisch-romantischen Epoche allgemach vertan wird; im anderen verfolgen wir die Entwicklungsbahn einer neuen Kunst, die von orthodoxer Naturnachahmung zu souveränster Wirklichkeitsverachtung heranführt. Weil aber die Betrachtung der ersteren Zeitspanne von der Wissenschaft schon oft genug angestellt worden ist und darum bereits einigermaßen gesicherte Resultate ergeben hat, beläßt Walzel diesem Abschnitt auch im neuen Werke den Charakter der Skizze, um seine beste Kraft und den meisten Raum für die Schilderung jenes Zeitalters aufzusparen, das ihm nicht nur kühl zu wägendes Objekt unpersönlicher Forschung, sondern zugleich selbsterlebte Geschichte und also Herzenssache ist. Was das Buch vom Jungen Deutschland und von den großen Meistern des poetischen Realismus erzählt, zeichnet sich vor andern trefflichen Versuchen durch geballte Prägnanz und trefflichste Charakteristik aus; in der Darstellung der Eindruckskunst (in die mit Recht als ein physiologischer Impressionismus auch der Naturalismus einbezogen wird) und ihrer Überwindung durch eine völlig gegensätzliche Ausdruckskunst hat es überhaupt keinen Rivalen.

Was wird nicht alles in Büchern und Revuen über den Expressionismus überhaupt, wie insbesondere über seine literarischen Formen gefaselt und orakelt! Je weniger einer um die Sache Bescheid weiß, desto nebelhafter sind seine Äußerungen. Walzel hat als erster in diese schwierige Materie volle Klarheit gebracht. Und nicht begnügt er sich wie Curtius, bloß das innere Wesen und eigentliche

[1]) Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod, Berlin 1919, zweite, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage 1920.

Wollen der neuen Dichtung zu deuten, er erkennt und weist auch die windungsreiche Entwicklungsbahn, auf der die junge Kunst des Ausdrucks und des reinen Phantasieerlebnisses aus den Niederungen des Impressionismus und Illusionismus heransteigt. Das Wesentliche wird erfaßt, wenn da eine Kunst, die ihren höchsten Wert in der Fähigkeit des 'Treffens' erblickt, von einer Kunst geschieden wird, die überhaupt nicht treffen will, sondern das Abbild der Wirklichkeit durch freie künstlerische Gestaltung ersetzt und ihr Lebensrecht in einer Tat des schöpferischen Geistes sucht. Nicht wie Curtius begnügt sich Walzel mit einmaligem flüchtigen Hinweis gleicher Triebkräfte auf anderen Kulturgebieten, energisch bezieht er, wo es not tut oder bessere Klarheit schafft, auch das religiöse, wissenschaftliche, gesellschaftliche Leben in seine Betrachtung ein, vergleicht und parallelisiert mit besonderer Schlagkraft verwandte Wandlungen des Weltgefühls in Philosophie und Dichtung.

Nie jedoch — und darin zeichnet er sich so hoch vor Nadler aus — vergißt Walzel, daß er Dichtungsgeschichte treibt, daß alle Ausblicke auf die breiten Fluten der allgemeinen Kultur nur Augenstärkung sein sollen zur besseren Schau der literarischen Denkmäler, nicht aber diese zum Pegel mißbraucht werden dürfen, für nichts anders nütze, als den jeweiligen Kulturstand daran abzulesen. Und nicht nur bleiben die Dichtwerke selbst im Vordergrunde der Betrachtung, an ihnen wird noch alles das, was gewissermaßen außerhalb des Bereiches der Wortkunst fällt, unterschieden von der schlechthin künstlerischen Gestaltung, pragmatischer und gedanklicher Stoff von den eigentlichen Formabsichten und Formwerten. Walzel, der in vielbemerkten und wirkungskräftigen Schriften seit Jahren einer reinen, in erster Linie mit dem Formproblem befaßten Literaturwissenschaft das Wort redet, stellt mit dem neuen Werke ein hohes Beispiel auf, wie Dichtungsgeschichte geleistet werden kann und soll. Wenn Heinrich Wölfflin das Ideal einer Kunstgeschichte ohne Namen postulierte, so gibt Walzel jetzt einen erstaunlich gut geglückten Versuch, wie auch in der Geschichte der Wortkunst die Namen, die Persönlichkeiten der Schöpfer beträchtlich zurückgedrängt werden können vor der wesentlicheren Schöpfung. Grundsätzlich scheidet er alle rein tatsächlichen Angaben über das Leben der Dichter aus seiner Darstellung aus und verweist diesen toten, in keine geistigen Zusammenhänge aufgehenden Ballast ins Register. So wird dies Buch zu einer wichtigen Station auf dem Wege von bloßer Literatenhistorie zu wahrhafter Literaturgeschichte.

Welcher Gewinn allein schon aus dieser Einstellung erwächst, ist mit Händen zu greifen. Indem auf die Texte selbst eingegangen, nicht bloß um sie herumgeredet wird, fällt jeder Anlaß fort, überlegene und dabei doch durchaus willkürliche Werturteile zu fällen; statt dessen werden durch einläßliche Formanalyse Werte erkannt, anerkannt, gesucht und gefunden.

Solcher Betrachtungsweise gilt es auch völlig gleich, ob Werke der Vergangenheit oder des jüngsten Tages das Forschungsobjekt bilden: indem Walzel die Dichtungen vornehmlich auf ihren architektonischen Aufbau hin untersucht, bedarf er etwa zur Würdigung der Romankunst Otto Ludwigs keiner anderen

Worte und Wege als für die der Clara Viebig. Dabei wird jedoch keineswegs das historische Moment übersehen, das in der Stiltradition beschlossen liegt.

Und auch dem Nationalen spürt Walzel nach. Jedes Kunstwerk, jede neue Kunstrichtung wird nach ihrem deutschen Charakter abgeschätzt. Aber nicht schlägt Walzel wie Nadler mit dem Knüttel auf das vielverzweigte Leitungssystem völkischer und zwischenvölkischer Geistesströmungen ein, bis alle Drähte zerrissen sind, sondern prüft mit feinen Instrumenten Ursprung und Richtung der speisenden Kräfte. In dem gewichtigen Einleitungskapitel wird der Begriff der deutschen Form historisch und systematisch — aber freilich als eine geistige Angelegenheit, nicht als biologische Funktion — entwickelt und zugleich erwiesen, daß diese Form, welche dem durch die Leiden des Dreißigjährigen Krieges und die Selbstversenkung des Pietismus gemodelten deutschen Gemüt entsprang, vom Ausland, insbesondere von Frankreich, übernommen ward, um von dort, in bequemere Schlagworte umgesetzt, als vermeintlich neue Botschaft in deutsche Lande zurückzukehren. Solche Erkenntnis behütet natürlich vor nationaler Engstirnigkeit. Während Nadler oft ganz zu vergessen scheint, daß Deutschland nicht als noch unentdeckte Insel in nie befahrenen Meeren liegt, weiß Walzel genau, wie sehr die moderne Gesittung eine gemeinsame Arbeit der europäischen Kulturvölker darstellt, er weiß, daß vor allem im XIX. Jahrh. Goethes Postulat einer Weltliteratur, in der sich die Dichtung aller Völker zusammenfände, tatsächlich verwirklicht worden ist.

Übertrifft Walzels Buch in wissenschaftlicher Hinsicht durch methodische Besonnenheit und völlige Herrschaft über den Stoff Nadlers kühnen, aber einseitigen und in Anlage und Ausführung mißlungenen Versuch, durch historische Gründlichkeit, gedankliche Originalität und überlegenes Kunstverständnis Curtius' anmutige, aber allzu bescheidene Gabe, so kommt ihm auch als schriftstellerische Leistung kein geringerer Wert zu. Die selbstverständliche Schlichtheit des Ausdrucks, die vornehme Dämpfung der Sprache bilden einen wohltätigen Gegensatz zu Curtius' nicht genug beherrschter Freude am neutönerischen Brimborium wie zu Nadlers lärmender Rhetorik. So klingt die Rede des Weisen, der vieler Menschen Städte geschaut und ein reiches Leben erfahren hat. Keine Anklage ertönt in dem Buche, das Allverständnis des Weisen wandelt Gerechtigkeit und Liebe zu Worten eines Begriffes.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DIE EINHEIT HOMERS

Seit dem Hingange Karl Rothes, des mannhaftesten Vorkämpfers für die Schönheit und Einheit Homers, haben sich die Gegner mächtig gerührt. Es ist, als ob sie das von dem Verteidiger verlassene homerische Schlachtfeld ein für allemal in Besitz nehmen und behaupten wollten. Nicht weniger als drei große Werke der auflösenden Kritik — denn mögen ihre Verfasser auch von einer 'Einheit' sprechen, so ist es doch nicht das, was man darunter verstehen sollte — sind seit 1914, dem Todesjahre Rothes, erschienen, Bethes 'Ilias', v. Wilamowitz' 'Die Ilias und Homer' und Finslers 2. Band der 2. Auflage des 'Homer', von kleineren Arbeiten

von Gercke, Schwartz oder Dahms hier zu schweigen. Wenn daher die Ansichten der wissenschaftlichen und gebildeten Welt nicht bezüglich der homerischen Dichtung durch die Autorität der genannten Namen in falsche Bahnen gelenkt werden sollen — zum Schaden des Dichters —, dann müssen endlich auch die Verteidiger der Schönheit und Einheit des Dichters wieder auf den Plan treten. Deshalb hat der Mann, der die der Hand des Toten entsunkene Fahne ergriffen, Engelbert Drerup in Würzburg, die Herausgabe einer 'Homerischen Poetik' unternommen. Aber es ist ebenfalls mit großer Freude zu begrüßen, daß auch im Auslande Professor John A. Scott in Evanston (Illinois), der schon in zahlreichen Aufsätzen den Dichter Homer gegen seine Feinde in Schutz genommen hatte, jetzt ein größeres Werk unter dem Titel 'The Unity of Homer' zur Verteidigung der Einheit geliefert hat.[1])

Der Verf. bietet keine Analyse der beiden Gedichte, wohl aber behandelt er in acht Kapiteln die einschlägigen Fragen, widerlegt die Einwände der Gegner gegen die Einheit und stellt die Beweise dafür zusammen.

Das 1. Kapitel: 'Homer unter den alten Griechen' weist zuerst die Popularität der homerischen Gedichte nach. Unter den 470 Fragmenten bekannter Schriftsteller auf ägyptischen Papyri seien 270, also mehr als die Hälfte, von Homer, während Demosthenes als der zweite mit nur 30 folge. Platons echte Werke enthielten kaum ein Zitat der zeitgenössischen Dramatiker, die sonst am meisten zitiert würden, wohl aber von Homer mehr als 100. Die beiden berühmtesten römischen Kunstrichter, Horaz und Quintilian, stellten Homer an die erste Stelle. — Als Geburtsort des Dichters nimmt der Verf. Smyrna an und begründet dies durch die homerische Schilderung des Westwindes als eines rauhen Windes, was nur für die kleinasiatische Westküste passe, und besonders durch die Schilderung der Vogelschwärme, die sich in der Kaystrosebene — nur wenige Meilen von Smyrna — niederzulassen pflegten, die der Knabe Homer gewiß mit kindlichem Entzücken beobachtet habe. Auch die auffallende Abneigung der homerischen Helden gegen Fischnahrung erkläre sich aus der schlechten Beschaffenheit der kleinasiatischen Fische. Schließlich spreche der Beiname Melesigenes für Smyrna als Geburtsort des Dichters. — Als Zeit Homers gibt der Verf. ca. 900 v. Chr. an und beruft sich dabei auf die Bemerkung Herodots, daß Homer 400 Jahre vor ihm gelebt habe, dann darauf, daß ω 89 vor 720 gedichtet sein müsse; die Tatsache ferner, daß Homer niemals von Tyrus, nur von Sidon spreche, bestimme als *terminus ante quem* das Jahr 677. Dem Hesiod, der kaum später als um die Mitte des VII. Jahrh. gelebt habe, seien Ilias und Odyssee wohlbekannt gewesen. — In dem Hauptteil des 1. Kapitels widerlegt der Verf. die Ansicht, daß Homer in der älteren griechischen Literatur als Dichter des epischen Zyklus angesehen worden sei, insbesondere die Behauptung von v. Wilamowitz, Finsler u. a., daß Homer der Verfasser der Thebais sei. Die Angabe des Pausanias, daß Kallainos — das sei die Lesart aller Handschriften — die Thebais als Gedicht Homers bezeichnet habe, beziehe sich auf die Thebais des Antimachos. Die Bemerkung Herodots, daß Kleisthenes, der Tyrann von Sikyon, die homerischen Sänger des Landes verwiesen habe, weil sie Argos und die Argiver gepriesen hätten, mit denen er im Kriege lag, gehe nicht auf die Thebais, sondern auf die Ilias und die Odyssee, wie auch durch die Inschrift auf der Bronzestatue, die die Argiver dem Homer gesetzt hätten, bewiesen werde. Ausschlaggebend sei die Tatsache, daß nicht ein einziger Schriftsteller der besten Periode einen einzigen Vers des ganzen Zyklus als homerisch zitiere. Die Stelle in Xenophons Symposion III 5, wo die ganze homerische Poesie der Ilias und Odyssee gleichgesetzt werde, beweise, daß Xenophon nur diese beiden Gedichte als homerisch angesehen habe. Der sicherste Beweis aber sei die Wertschätzung der Ilias und der Odyssee gegenüber der Geringschätzung des Zyklus,

[1]) University of California Press, Berkeley 1921. 275 S. 8°. 2,25 $, geb. 3,25 $. [Die Redaktion hat für die nachstehende Anzeige größeren Raum deshalb zugebilligt, weil der Stand der Valuta deutschen Lesern die Anschaffung des Buches verbietet.]

und diese wiederum werde durch die einfache Tatsache bewiesen, daß Ilias und Odyssee ganz auf uns gekommen, während von dem Zyklus nur geringe Bruchstücke erhalten seien.

Das 2. Kapitel behandelt 'die Argumente Wolfs': 1. Die Kenntnis der Schrift sei damals so wenig verbreitet gewesen, daß sie zu literarischen Zwecken nicht hätte verwendet werden können. 2. Es sei keine Möglichkeit vorhanden gewesen, so umfangreiche Werke vorzutragen. 3. Die Ilias müsse aus einer Menge von mehr oder weniger unabhängigen Liedern zusammengesetzt sein, die beständigen Veränderungen unterworfen gewesen seien, bis sie eine von Peisistratos eingesetzte Kommission gesammelt habe, durch die dann auch zum Ruhme Athens Interpolationen gemacht worden seien. Von diesen Argumenten Wolfs sei das erste gegenwärtig gänzlich aufgegeben. Gegen das zweite weist der Verf. auf die Aufführung der Dramen an den großen Dionysien hin. Ähnlich könne man sich den Vortrag der homerischen Gedichte denken. Den letzten Beweis erörtert der Verf. in umgekehrter Reihenfolge. Gegen die Annahme attischer Interpolationen führt er zunächst die Tatsache an, daß Athen älter sei als Homer und daß es in seiner Nähe ein bedeutendes Zentrum mykenischer Kultur gegeben habe, so daß bei einer von allen Griechen unternommenen Expedition auch die Athener nicht hätten vergessen werden können. Die Stellen, an denen Athener in der Ilias erwähnt würden, sähen keineswegs nach Verherrlichung aus. Die verdächtigte Stelle des Katalogs verfolge denselben Gedanken, der sich an allen Stellen finde, an denen von einer engen Beziehung zwischen Aias und den Athenern die Rede sei. Der Verf. führt die auffallende Tatsache, daß Aias wie Odysseus in der Ilias niemals einen Streitwagen verwende, als einen Beweis an, daß beide von einer kleinen Insel stammten. Er sagt auf S. 51 mit Recht: 'Weil Aias ohne den angefochtenen Vers heimatlos wäre, weil die Abwesenheit eines Wagens ihn zu einem Inselbewohner macht, weil er regelmäßig in der Nähe der Athener ist, weil Aristoteles den betreffenden Vers anführt, ohne ihn als homerisch anzuzweifeln, betrachte ich ihn als echt und als einen Teil des ursprünglichen Planes der Ilias.' — Von den wenigen Erwähnungen Athens in der Odyssee bespricht der Verf. zwei wichtige Stellen: 1. γ 207 die Heimkehr des Orestes aus Athen, um den Mörder seines Vaters zu töten. Wenn dies eine athenische Interpolation zur Befriedigung des attischen Stolzes sei, warum habe sich dann in der attischen Tradition die gewöhnliche Überlieferung erhalten, daß Orestes aus Phokis heimgekehrt sei? 2. Die Stelle η 80 beweise, daß der Dichter und die Zuhörerschaft nur eine ungenaue Vorstellung von der Lage der attischen Orte gehabt haben könne. Als positive Beweise, daß die homerischen Gedichte niemals unter attischer Kontrolle gestanden hätten, zitiert der Verf. die Stellen Ψ 679 (Ödipus starb in Theben, nicht in Kolonos), Ξ 114 (Tydeus ist in Theben begraben, nicht in Eleusis), τ 518 (Philomele ist die Tochter des Pandareos, nicht des Atheners Pandion), Π 718 (Hekabe ist die Tochter des Dymas, nicht des Kisseus), in Ι führten die Töchter Agamemnons von der attischen Tradition abweichende Namen. Die Peisistratoslegende scheine in dem Athen feindlichen Megara entstanden zu sein. In der Zeit der Peisistratiden sei überhaupt kein literarischer Impuls von der Familie des Tyrannen ausgegangen, sonst hätte Aristoteles in der Politeia davon berichten müssen, und Herodot hätte bei der Erzählung, daß Onomakritos verbannt worden sei, weil er einen Vers in das Gedicht des Musaios eingeschoben habe, angeben müssen, daß er von Peisistratos mit der Sammlung der homerischen Gedichte beauftragt gewesen sei. Der Verf. bemerkt auf S. 58 mit Recht, entweder seien zu Peisistratos' Zeit die homerischen Gedichte gut bekannt gewesen, dann hätte eine Interpolation bemerkt werden müssen, oder sie seien nicht gut bekannt gewesen, dann hätten sie nicht als letzte Autorität angesehen werden können in dem Streit zwischen Athen und Megara um Salamis, der nach megarischer Darstellung von den Spartanern auf Grund der Gedichte zugunsten der Athener entschieden worden sei. Überhaupt widerspreche eine Veränderung der Gedichte durch Peisistratos dem

konservativen Sinn der Griechen; denn der veränderte Text habe auch einer Annahme bedurft, und die alexandrinischen Gelehrten hätten nichts von dem Werk des Peisistratos gewußt und kein athenisches Exemplar gekannt, es habe keine athenischen Rhapsoden gegeben. Die Tatsache, daß in Athen — wie wohl auch anderwärts — den Rhapsoden verboten worden sei, einzelne Partien der Gedichte auszuwählen, daß sie vielmehr die Teile der Gedichte in einer festbestimmten Reihenfolge vortragen mußten, ist, wie der Verf. mit Recht betont, ein Beweis dafür, daß es eine solche bestimmte Reihenfolge gegeben habe, nämlich die von dem Dichter selbst gewollte. Man könne nicht annehmen, daß die literarisch scharfsinnigen Griechen den Einschub solcher bedeutungsloser oder widerspruchsvoller Szenen, wie sie die 'Kritik' nennt, geduldet hätten. Für eine solche Interpolation sei zweierlei nötig: törichte Sänger und törichte Zuhörer. Schließlich weist der Verf. darauf hin, daß alle durch den Fortfall des Digamma entstandenen Hiaten (*οὐ ἕϑεν, οὔ οἱ, δαῖέ οἱ, κέ ἑ*), die mit Leichtigkeit hätten verbessert werden können, in allen Handschriften wohlerhalten seien. Wenn man aber nicht gewagt habe, solche geringfügigen Textesänderungen vorzunehmen, so seien die starken Veränderungen, wie sie die Kritik den Rhapsoden zutraue, unbedingt ausgeschlossen.

Das 3. Kapitel beginnt mit einer Darstellung des Verhältnisses der deutschen Dichter Goethe, Schiller, Wieland und Voß zu den Wolfschen Prolegomena. Alle hielten, Goethe nach anfänglicher Zustimmung zu dem Gedanken Wolfs, an der Einheit der Gedichte fest. Wenn die auflösenden Kritiker wie Fick, Mülder, v. Wilamowitz und die anderen mit ihrer Beurteilung der Gedichte recht hätten, dann werde ganz Griechenland und Rom in den Bankerott hineingezogen; denn die größten griechischen und römischen Schriftsteller sprächen einstimmig ihre Bewunderung für Homer aus. Nach einer Darlegung der Ansichten von Fick, Robert, Mülder, Bethe und v. Wilamowitz kommt der Verf. zu dem Ergebnis: 'Diese 5 Männer stimmen nicht hinsichtlich eines einzigen Verses überein, und jeder Vers im Homer ist von zwei von ihnen verworfen worden' (S. 81). Dann geht er auf den sprachlichen Beweis der negativen Kritik ein. Zunächst sollten gewisse Bücher der Ilias eine besondere und innige Beziehung zur Odyssee haben, indem sie sog. 'Odysseewörter' enthielten, die in keinem anderen Buche der Ilias vorkämen. Diese Behauptung sei zuerst von der Dolonie aufgestellt worden. Der Verf. habe dieses Argument nachgeprüft mit dem Ergebnis, daß jedes Buch der Ilias seine besondere Beziehung zur Odyssee und jedes Buch der Odyssee seine eigene Beziehung zur Ilias hätte, so daß eben beide Gedichte von demselben Verfasser herrühren müßten. Ein zweiter Beweis für die Verschiedenheit beider Gedichte war von der Kritik in der größeren Zahl der Abstrakta in der Odyssee gefunden worden. Hier berichtigt der Verf. einen Irrtum Croisets in der Zählung: nicht 39, sondern 78 Abstrakta fänden sich in der Ilias, während die Odyssee 81 zähle. Den besten Beweis für das gänzlich Unzureichende der sprachlichen Argumente sei der Gebrauch von *ὁ ἡ τό* als Pronomen oder Artikel. Angeblich werde dieses Wort in der Odyssee viel häufiger als bestimmter Artikel gebraucht als in der Ilias. Nach genauer Prüfung aber sei das Verhältnis zwischen Pronomen und Artikel in der Ilias 14 : 1, in der Odyssee 13 : 1, bei Hesiod dagegen 7 : 1 und in den homerischen Hymnen 4 : 1. Der Unterschied zwischen Ilias und Odyssee sei also so gering, daß er in das Leben eines Mannes fallen könne. Aber auch innerhalb der Gedichte ließen sich keine Schichten auf Grund dieser Beobachtungen annehmen, denn sonst müßten das erste und das letzte Buch der Odyssee, die von der Kritik als ganz spät angesehen würden, die ältesten sein; denn sie zeigten den eingeschränkten Gebrauch des bestimmten Artikels. Ähnlich stehe es mit dem Perfektum auf *-κα*, dem Infinitiv auf *-έμεν*, den Patronymika und anderen sprachlichen Beobachtungen. Die vermeintlichen Unterschiede zwischen beiden Gedichten beruhten auf falschen Behauptungen und falschen Statistiken.

Im 4. Kapitel bespricht der Verf. die angeblichen Widersprüche in den Altertümern. Zunächst widerlegt er die Behauptung von Finsler und v. Wilamowitz, daß

die ersten vier Bücher der Odyssee Sommerhitze als Hintergrund voraussetzten, während die Heimkehr des Odysseus in den Spätherbst und Frühwinter falle. In Wahrheit verlaufe das ganze Gedicht in 40 Tagen (vgl. auch Draheim, Die Odyssee als Kunstwerk S. 12 f.). Von ε 272 ausgehend, weist der Verf. auf Grund astronomischer Berechnungen des Prof. Fox nach, daß um 800 v. Chr. unter dem 39. Breitengrad die Plejaden und der Bootes vom 1. September bis zum 21. Oktober gleichzeitig sichtbar gewesen seien, und daß andrerseits die Tatsache, daß Telemachs Pferde den ganzen Tag, ohne zu ruhen, die Reise vollendeten, sich mit sommerlicher Hitze nicht vertrage, ebensowenig wie der Umstand, daß Telemach α 443 sich mit wollenen Decken zudecke, auf große Hitze schließen lasse. — Wie wenig die Gelehrten in der Verwertung der angeblichen Widersprüche in den Altertümern für ihre Theorien übereinstimmten, zeige die Tatsache, daß Robert in den ältesten Teilen der Ilias eine genaue Lokalisation der Stadt Ilios finde, v. Wilamowitz dagegen umgekehrt erst in den spätesten. Die in den Gedichten geschilderte Kultur stimme mit den Funden der mykenischen Kultur überein, wie der Verf. an zwei Beispielen, dem *ξυρόν* κ 173 und der *σφενδόνη* beweist. Die Versuche, die Bücher der Ilias nach der Bewaffnung zu scheiden, seien falsch, weil sich auf den Bildwerken derselben Zeit dieselben Verschiedenheiten zeigten. Ferner dürfe man nicht aus dem Schweigen über einen Gegenstand, wie z. B. die Palme in der Odyssee, aber nicht in der Ilias vorkomme, auf eine zeitliche Verschiedenheit schließen. — Einen Hauptanstoß, den das angeblich 'lebensgroße Sitzbild' der Athene in Z für Bethe und andere gegeben habe, widerlegt der Verf. mit Recht: die Stelle nötige weder an ein lebensgroßes noch überhaupt an ein Sitzbild zu denken, der Ausdruck *γουνάζεσθαι* bedeute nichts als 'flehen' und die Redensart *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται* nur, daß 'die betreffende Sache außerhalb des menschlichen Einflusses in der Gewalt der Götter stehe'. Die Behauptung, daß die Bekanntschaft bestimmter Teile der Odyssee mit Sizilien auf späten Ursprung schließen lasse, sei nicht stichhaltig; denn die Ausgrabungen in Bruttium, die denselben Stil wie die sizilischen Funde zeigten, ließen auf eine frühe Kenntnis dieser Gegenden durch die Mykenäer schließen. Dann führt der Verf. die übereinstimmende Verwendung und Art der Gleichnisse als Beweis der Einheit des Dichters beider Gedichte an. Auch den Unterschied, daß die Ilias im Gegensatz zur Odyssee keine Sänger kenne, erklärt der Verf. mit Recht einfach daraus, daß die Ilias im Felde spiele. Sodann benötige in der Odyssee, in der drei verschiedene Gruppen von Hörern in Betracht gezogen werden müßten, nämlich sein eigenes Publikum, das Volk in Ithaka und die Phäaken, der Dichter der Sänger, um nicht vor einem Zuhörerkreise, dem der Freier und der Phäaken, etwas wiederholen zu müssen, was einem anderen, seinen eigenen Zuhörern, schon bekannt sei. Beide Sänger, Demodokos und Phemios, schüfen durch ihre Lieder den Eindruck, daß die troischen Geschichten bereits bekannt seien, und die Lieder des Demodokos hätten außerdem (ebenso wie die Spiele) den Zweck, bei den Phäaken Begeisterung zu schaffen für die Erzählung des Helden von seinen Irrfahrten. In der Ilias dagegen würden die Sänger nicht gebraucht, und darum kämen sie nicht vor.

Im 5. Kapitel geht der Verf. auf die 'Widersprüche' ein. Er nennt zunächst eine Reihe solcher Widersprüche, die in den Schriften der auflösenden Kritik immer wieder von neuem angeführt würden: das 'Vergessen' des Staatsopfers in Pylos, der Hochzeit in Sparta, die chronologischen Widersprüche, wie den langen Aufenthalt Telemachs in Sparta, des Patroklos im Zelte des Nestor und des Eurypylos, die angeblichen Widersprüche zwischen den Götterkämpfen des Diomedes in *E* und seiner Erklärung in *Z*, er kämpfe nicht mit Göttern. Die Interpolationstheorie, durch die man solche Widersprüche beseitigen wolle, widerlegt der Verf. durch den einleuchtenden Satz, daß sie nicht nur inferiore Sänger, die sie eingeschoben hätten, sondern auch ein inferiores Publikum und die Inferiorität anderer Sänger, die die Einschübe gutgeheißen und weiter verbreitet hätten, voraussetze. Er teilt die

Widersprüche in drei Klassen: 1. wirkliche Widersprüche, die dem Gedächtnis des Dichters entgangen seien; 2. angebliche Widersprüche, die auf mangelhaftem Verständnis der Kritiker für den Dichter beruhten, und 3. die Widersprüche, die aus dem poetischen Zweck, aus dem wechselnden Gesichtspunkt der verschiedenen handelnden Personen entstünden (das sind die Widersprüche, die wir als 'Augenblicksmotivierungen' und als *πρόσωπον τὸ λέγον* bezeichnen). Als einzigen wirklichen Widerspruch in der Ilias nennt der Verf. den bekannten Tod und das Wiederauferstehen des Pylaimenes *E* 516 und *N* 658. Aber ein gleicher Widerspruch finde sich bei Thackeray (in Newcomes), ein viel schlimmerer bei Cervantes und Vergil. Der Verf. führt dann einige Widersprüche an, die direkt auf Unachtsamkeit oder Mißverständnis der Kritiker beruhen, wie z. B. Bergk den Amphinomos, dessen Tod durch Telemach der Dichter im voraus angebe, nachher im Freierkampf vermisse und darin entweder einen Irrtum des Dichters oder eine Änderung in der Erzählung des Freierkampfes erblicke. Bethe, 'Ilias' S. 188 mißverstehe das Imperfekt in *A* 194; Mahaffy wundere sich, warum Diomedes beim Wettrennen die Rosse des Tros, nicht die des Rhesos gebrauche. Fick, 'Die Entstehung der Odyssee' S. 181 sage über *ζ* 149: 'Odysseus konnte gar nicht wissen, ob Brüder vorhanden waren'; schließlich das Mißverständnis des Gleichnisses von den Wespen *Π* 259 durch Nitzsch, Friedländer, v. Wilamowitz und Leaf. Der Verf. weist mit Recht auf das Verdienst von Rothes Schrift 'Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage' hin, der z. B. den Widerspruch, daß Hektor im Augenblick des schlimmsten Schlachtgetümmels den Botengang nach der Stadt unternimmt, den der geringste Krieger hätte ausrichten können, vortrefflich erklärt. Der Botengang Hektors sei durch die Absicht des Dichters motiviert, die Szenen in Ilios vorzuführen. Der Dichter richte seine eigene und des Hörers Aufmerksamkeit in den Brennpunkt der Szene, die er gerade vorführe. Oft trete eine Person auf, handele und verschwinde ohne ein Wort des Dichters. Der epische Dichter könne die einzelnen Züge, die der Zuschauer eines Dramas auf der Bühne mit Augen wahrnehme, nur mit Worten angeben, aber sein Gedicht werde öde und langweilig, wenn er diese alle einzeln angeben wolle; in *Φ* 17 z. B. lege Achill den Speer nieder, 50 Verse später habe er ihn wieder in seiner Hand, also müsse er ihn wieder aufgenommen haben, was der Dichter anzugeben unterlasse. Der oben angegebene Widerspruch in der Handlungsweise des Diomedes in *E* und seinen Worten in *Z* erkläre sich leicht durch den Rhapsodienschluß, der nach Drerup, 'Das fünfte Buch der Ilias' zwischen beiden Stellen liege. Was dann den vielbesprochenen Widerspruch angehe, daß es in der dritten Schlacht zweimal Mittag werde, so habe der Dichter, wie der Verf. mit Recht bemerkt, lieber den Tag verlängern als eine Nacht einschieben wollen. Wenn ferner ein poetischer Zweck erreicht sei, dann werde die Sache vergessen, so die Wunde des Menelaos, die Verwundung der drei Könige in *Λ*. Andere Widersprüche hätten ihren Grund in der verschiedenen Stimmung der Personen, z. B. der Widerspruch in den Äußerungen des Achilleus über Briseis in *I* und *T* 59, in den Äußerungen Achills in *I* und Agamemnons in *H* über Hektor. Der Verf. rechtfertigt die Szenen, die eigentlich in den Anfang des Krieges gehörten, wie die Mauerschau, durch einen Vergleich mit Shakespeares Hamlet, wo Polonius seinem Sohn Laertes Weisung gebe, wie er sich in Frankreich zu verhalten habe, als wenn der Jüngling zum ersten Male dorthin reiste. — Zwei Umstände machten es unmöglich, daß die homerischen Gedichte aus einer Sammlung von unabhängigen Liedern entstanden seien: 1. Die Art, in welcher die verschiedenen handelnden Personen eingeführt würden, 2. Die Beschreibung der Personen, deren Gestalt die Götter annähmen. Homer habe zwei Arten, eine handelnde Person einzuführen. Entweder gebe er eine ausführliche Einführung beim ersten Auftreten, oder sie erscheine zum ersten Male ohne Einführung, aber wenn sie später eine wichtige Rolle spiele, gebe der Dichter eine ausführlichere Einführung. Zur ersten Art gehöre Nestor in *A*, Eurykleia in *α*, zur

zweiten Briseis und Patroklos in *A*, und Eumaios in *δ*. Wenn ein Gott in sterblicher Gestalt erscheine, so werde immer eine ausführliche Beschreibung hinzugefügt, wenn nicht die Person, in deren Gestalt der Gott auftrete, schon vorher beschrieben oder in der Handlung des Gedichts vorgekommen sei; z. B. erscheine Poseidon *N* 45 in Kalchas' Gestalt ohne Erklärung des Dichters, wer Kalchas sei. Dagegen erscheine Iris in *B* 791 in der Gestalt des Polites mit der Angabe, daß Polites ein Sohn des Priamos sei, auf seine Schnelligkeit vertrauend, ein Vorposten der Troer. Dieses Prinzip könne nicht zufällig sein, es werde bei 17 verschiedenen Personen, deren Gestalten die Götter in der Ilias annähmen, durchgeführt und beweise, daß die Bücher oder Teile des Gedichts in derselben Reihenfolge gedichtet sein müßten, in der wir sie jetzt hätten.

Das 6. Kapitel trägt die Überschrift: 'Die Individualisierung von Göttern und Menschen.' Auf Popes Einleitung zu seiner Übersetzung der Ilias gestützt, faßt der Verf. seine Ansicht über die homerischen Götter kurz zusammen in den Satz: 'Homer zeichnete die Porträts seiner Götter mit der Hand eines Dichters. Es heißt den Genius des Dichters mißverstehen und herabsetzen, wenn man ihn als Lehrer der Ethik oder der Religion preist.' Gerade in Zeiten unbezweifelten Glaubens wurden gewöhnlich dessen Gegenstände auch am meisten karikiert, wie die karikaturenmäßigen Illustrationen biblischer Geschichten an mittelalterlichen Kirchen beweisen. — Aus der Menge der individuellen menschlichen Charaktere bespricht der Verf. in geradezu mustergültiger Weise zwei, Helena und Odysseus. Dieselbe Einheit, die er an ihnen nachweist, zeige sich auch an den anderen, und diese könne nicht durch Tradition entstanden sein, sondern nur aus dem Geiste eines Dichters, während die griechischen Tragiker, ebenso wie die verschiedenen Verfasser der Königsgeschichte in der Bibel und die Evangelisten, in den von ihnen geschilderten Charakteren der griechischen Heroen und Heroinen wie des Königs David, ja auch Jesu selbst große Verschiedenheit zeigten.

Das 7. Kapitel ist Hektor gewidmet. Hier geht der Verf. von einem eigenartigen Zuge des griechischen Charakters aus, dem Eifer, den Ruhm der Feinde nicht zu verkleinern, sondern im Gegenteil für die Zukunft zu bewahren. Wie Herodot und Thukydides diesen Zug zeigten, so auch Homer, und zwar in dem Bilde, das er von Hektor entwerfe. In der Schilderung der Schlachten freilich zeige sich Homer als Grieche: kein Grieche in der Ilias bitte um sein Leben oder werde gefangen genommen oder sterbe ungerächt. Die Griechen rückten mit vollkommener Manneszucht und Ruhe zur Schlacht vor, die Troer in Unordnung und Lärm. Ja, der Sieg der Troer diene nur zur Verherrlichung des Achill. — Die vielangefochtene Stellung der Abschiedsszene zwischen Hektor und Andromache verteidigt der Verf. einfach und glücklich mit der Bemerkung, daß die meisten Abschiede in der Welt nicht letzte Abschiede seien, und weist zum Vergleich auf den Abschied Isaaks in der Bibel hin. Eine genaue Parallele zu Hektors Abschied, der am 5. Tage vor seinem Tode stattfinde, sei die Abschiedsszene zwischen Odysseus und Kalypso, die sich ebenfalls am 5. Tage vor der Abfahrt abspiele. Daß der Dichter Andromache bei Hektors Tod nicht anwesend sein lasse, begründet der Verf. mit dem μηδὲν ἄγαν. Ein außerordentlicher Zug des poetischen Genius sei es, daß die letzten Worte über Hektor, den Mann, der für Haus und Herd kämpfend gefallen sei, der nie an sich gedacht habe, von Helena kommen, die ihr eigenes Heim verlassen und die an andere nur in Beziehung zu ihrem eigenen Glücke gedacht habe. Trefflich macht der Verf. auf den Kontrast aufmerksam, daß der erste Vers der Ilias von Achill, dem Griechen, spreche, der letzte von Hektor, dem Troer. Ferner weist er darauf hin, daß Hektor in allen 24 Büchern der Ilias genannt werde, was weder Achill noch Agamemnon zuteil werde, in der Odyssee dagegen überhaupt nicht vorkomme. — Dann wendet sich der Verf. gegen v. Wilamowitz' Annahme, daß Hektor von dem Dichter aus einem ausschließlich zu seiner Ehre geschriebenen Liede herübergenommen sei. Dagegen zeige die einfache Tatsache seiner Erwähnung in jedem Buche, wie wesentlich er für den Faden der Ilias

sei und daß es ohne ihn wenig Handlung gebe. Ein Hektorlied, von einem Griechen geschrieben, sei ähnlich einem spanischen Liede für spanische Zuhörer über den Ruhm eines Drake oder einem französischen für französisches Publikum über den deutschen Kronprinzen. Ebenso unmöglich sei es, daß Hektor ein thebanischer Held gewesen sei. Denn bei Hesiod, dem böotischen Dichter, sei Hektor nirgends erwähnt, und Pindar spreche zwar von Hektor, aber von einem Hektor, 'dessen Ruhm an den Ufern des Skamander blühte'. Hektors Name sei griechisch, und er selbst eine Schöpfung des Dichters, während Paris einen asiatischen Namen trage und in der Tradition der Führer der Troer gewesen sei. Aber wegen seiner moralischen Eigenschaften habe der Dichter ihn in seinem Gedicht nicht als Führer gebrauchen können und deshalb den von ihm erfundenen Hektor zum Führer gemacht. Hektor sei groß als Mensch, als Krieger nur sekundär.

In dem letzten Kapitel 'Die Ilias und die Odyssee' behauptet der Verf. zunächst, daß der zeitliche Zwischenraum zwischen den beiden Gedichten nicht groß gewesen sein könne, wenn wir nach der Sprache und nach der Kultur urteilten. Denn die Gesellschaft sei nicht lange zufrieden mit einem Stil. Es gebe kein Volk, das in zwei verschiedenen Jahrhunderten verwandte Meisterwerke eines originalen Genies hervorbringen könne. Die Griechen seien immer stolz gewesen auf die Urheberschaft irgendeines Kunstwerks. Deshalb sei die Anschauung, daß Ilias und Odyssee anonyme Schöpfungen einer längeren Zeit gewesen seien, unmöglich. Und wenn man die Ungeschichtlichkeit Homers behaupte, weil sein Name erst 300 Jahre nach der Entstehung der Gedichte genannt werde, so werde diese Tatsache noch dadurch überboten, daß Kallinos und Mimnermos zuerst bei Strabon (einem Zeitgenossen des Augustus) genannt werden. — Der Verf. führt eine ganze Reihe von Stilähnlichkeiten zwischen Ilias und Odyssee an: In beiden Gedichten werde die Handlung auf wenige Tage beschränkt, in beiden das Thema im ersten Verse angegeben, beide zeigten dramatische Natur, indem ungefähr die Hälfte der Verse direkte Rede enthalte, beide wendeten die indirekte Charakteristik durch Handlung und Rede an, ebenso das Kunstmittel, eine Person oder Sache durch den Eindruck zu schildern, die sie auf andere mache. Eine geradezu auffallende, durch keinen Zufall zu erklärende Übereinstimmung sei es, daß in beiden Gedichten die Retardation der Katastrophe ungefähr 2200 Verse betrage, in der Ilias seit dem Tode des Patroklos bis zu Hektors Ende und in der Odyssee seit Odysseus' Heimkehr in seinen Palast bis zur Tötung der Freier. Beide Gedichte stimmten überein in der Verlängerung der Spannung in Augenblicken großer Erregung, andrerseits in der Aufhebung der Spannung auf das Ende durch sogenannte Vorblicke. Diese seien ein Beweis dafür, daß der Faden beider Gedichte nicht bereits in der Tradition gegeben, sondern eine unabhängige Schöpfung des Dichters selbst sei. Eine weitere Ähnlichkeit sei, daß die Steigerung beider Gedichte im 22. Buch zu Ende komme (in Hektors Tod und in der Tötung der Freier). Auch die Ähnlichkeit beider Schlüsse sei überraschend. Beide Gedichte würden durch Götter in Bewegung gesetzt, beide enthielten Götterburlesken. In beiden entsprächen sich Anfang und Schluß: die Handlung der Ilias beginne in Gegenwart der Achäer und schließe in Gegenwart der Troer; ebenso beginne die Odyssee in Gegenwart der Freier und schließe, da die Freier tot seien, in Gegenwart ihrer Vertreter, ihrer Angehörigen. Der ungeheure Maßstab, in dem beide Gedichte aufgebaut seien, mache es unmöglich, daß sie aus kleineren Liedern zusammengesetzt sein könnten. Sie zeigten einen Organismus ebenso klar in den Teilen wie im Ganzen. Es sei nicht die Länge des Gedichts, sondern das Schwergewicht (*massiveness*) der Einzelheiten, welche die Macht und Größe des Dichters zeige, und darin stünden Ilias und Odyssee allein, aber genau gleich. Es sei undenkbar, daß Griechenland in einer Periode zwei Männer oder eine Gruppe von Männern mit einer so erhabenen Schöpferkraft habe hervorbringen können. Alles füge sich der Annahme eines einzigen Homer: die Kultur, die Sprache, die Götter, die Linienführung, die Kennzeichen des Genius, und alles dies werde unter-

stützt durch das einmütige Urteil der besten Dichter und größten Kritiker von fünfundzwanzig Jahrhunderten.

Der Verf. schließt sein Werk mit den Worten: 'Das Zeugnis für die Einheit der Ilias und der Odysse ist so stark, daß wir geneigt wären, einen einzigen Homer zu fordern, wenn das alte Griechenland an viele geglaubt hätte. Aber das Altertum war einig in dem Glauben an einen göttlichen Homer und nur an einen.'

Franz Stürmer.

ALIIS INSERVIENDO CONSUMOR

Patriae inserviendo consumor hat Bismarck einmal in den Gedanken und Erinnerungen von sich gesagt, das ist eine Variante des oben stehenden Spruches, den er ungeändert auch in einem Brief an Gerlach zitiert. 'Wenn ich auch nicht' — so schreibt er 6. XI. 1852 — 'ein leidenschaftlicher Anhänger der Devise bin *aliis inserviendo consumor,* so würde ich doch gerne bereit sein mich abzunutzen, wenn ich irgendeinen erheblichen Vorteil darin unter den jetzigen Umständen absehen könnte.' Der Spruch ist also eine Devise und als solche auch verzeichnet bei v. Radowitz, Devisen und Motten des ausgehenden Mittelalters S. 209, ohne daß jedoch über Ursprung und Träger etwas verlautete.[1]) Das Wort gilt eigentlich von der brennenden Kerze, und v. Radowitz findet darin eine Anspielung auf den Beruf des Lehrers. Das ist natürlich zu eng. Der Spruch kann auf alle bezogen werden, die sich im Dienste des gemeinen Wohls abmühen und aufreiben.

Die verglimmende Kerze wird in der Dichtung des Mittelalters mehrfach als Bild verwandt. Zunächst als Bild der Vergänglichkeit des Erdendaseins. So von Hartmann von Aue im Armen Heinrich V. 97 ff.:

dirre werlte veste,
ir stæte und ir beste
und ir græste mâgenkraft
diu stât âne meisterschaft;
des muge wir an der kerzen sehen
ein wârez bilde geschehen,
daz si zeiner aschen wirt
in mitten dô si lieht birt.

Und ähnlich mahnt nicht viel später der Winsbeke:

sun, merke, wie daz kerzenlicht
die wîle es brinnet swindet gar,
geloube, daz dir sam geschicht
von tage zu tage, daz ist war.

Weiter findet sich das Bild in Freidanks Bescheidenheit Kap. 30 in folgender Fassung:

diu kerze lieht den liuten birt,
unz daz si selbe zaschen wirt.

Hier tritt zu dem Hinweis auf die Vergänglichkeit noch ein neuer Zug, nämlich der Gedanke, daß die Kerze ihrer Umgebung Licht spendet, bis sie zu Asche verbrannt ist. Das ist ungefähr dasselbe, was der oben angeführte lateinische Spruch sagt. An der Stelle aber, wo der Spruch bei Freidank steht, hat er noch eine besondere Bedeutung. Er findet sich in dem Abschnitt, der die Überschrift 'Von den Pfaffen' trägt, und ist eingerahmt von zwei Versgruppen, die den Gedanken aussprechen, daß man den guten Lehren der Priester folgen soll, ohne sich viel um ihren Lebenswandel, auch wenn er Anstoß erregen sollte, zu kümmern. Diesen Satz soll das Bild von der leuchtenden, dann aber verglimmenden und zerfallenden Kerze erläutern und veranschaulichen. Aber der Vergleich trifft doch nur halbseitig zu. Denn wenn auch das Licht, das die Kerze ausstrahlt, recht wohl mit der Lehre des Evangeliums verglichen werden kann, das Priesterwort verkündet, so fehlt doch für die sittlichen Gebrechen des Priesters das treffende Gegenbild, da die Vergänglichkeit der verglimmenden Kerze kein Makel ist, sondern aller Kreatur zukommt. Man hat, um das Gleichnis zu retten, gemeint, daß die unsaubere Asche, in die sich während des Brennens die Kerze allmählich verwandelt, ein Gleichnis derer sein könne, die zwar anderen durch ihre Lehre leuchten, selbst aber unberaten leben (s. Wackernagel, Das Lebenslicht, in Haupts Zeitschr. VI 280 ff. und Bezzenberger im Kommentar der Bescheidenheit); aber das Wort Asche meint hier offenbar nur die Vergänglich-

[1]) Nach Chassant, Dictionnaire des devises historiques et héraldiques, ist *serviendo consumor* die Devise der flämischen Familie de Muysart, wie mir Herr Ant. Sandhagen in Frankfurt a. M. mitteilt.

keit, die Vernichtung, gerade wie in der oben angeführten Stelle Hartmanns und in unzähligen anderen Fällen. Es kommt hier auch nicht darauf an, was aus der Kerze wird, wenn sie abgebrannt ist, sondern wie sie beschaffen ist, während sie leuchtet. Treffend wäre der Vergleich, wenn es etwa hieße:

die kerzen gebent vil liehten schîn,
swie s' îtel werch und unslit sîn.

Somit liegt die Vermutung nahe, daß unser Spruch gar nicht hierher gehört — eine Handschrift hat ihn nicht an dieser Stelle —, sondern erst durch einen Redaktor hier eingeschaltet ist. Bei der losen Komposition von Freidanks Bescheidenheit sind Erweiterungen wie Kürzungen überaus häufig. Aber wie dem auch sein mag, Hugo von Trimberg hat den Spruch schon an dieser Stelle gelesen. Das beweist die Beziehung, die er der fast wörtlichen Wiedergabe des Spruches im Renner gegeben hat. Er hat ihn ebenfalls auf die Geistlichkeit gemünzt, aber er bezieht ihn nicht auf ihre Lehre und Predigt, sondern auf eine ihrer Amtshandlungen, und zwar auf die wichtigste, die Austeilung des Sakraments, indem er die Frage erörtert, ob auch ein lasterhafter Priester das Wunder der Wandlung bewirken und ein gültiges Sakrament spenden könne. Diese Frage hatte schon lange vor Hugos Zeit die Welt beschäftigt und war im XIII. Jahrh. besonders lebhaft verhandelt worden. Sie war entschieden worden im Sinne Heinrichs von Melk, der sagt: 'Wo Gottes Wort und die geweihte Hand zusammenwirken am Gottestische, da vollzieht sich in der Messe die Wandlung unter der Hand eines Sünders so gewiß wie unter der des heiligsten Mannes.' Natürlich schließt sich der Bamberger Rektor dieser Auffassung an, und er erläutert seine Ansicht durch mehrere Gleichnisse. Er erinnert daran, daß ein Wasser, das durch Röhren fließt, dennoch an Reinheit nicht verliere und tauglich bleibe, das Erdreich zu reinigen und zu befruchten; er meint, daß auch ein unliebenswürdiger Amtmann mit Erfolg seines Amtes warten könne, und weist darauf hin, daß das Obst eines von einem Aussätzigen veredelten Baumes keineswegs ungenießbar wird. Zuletzt folgt unser Spruch (V. 2800) in folgender Fassung:

ein kerze ir selbe ze nihte wirt,
sô si den liuten lieht gebirt.

Die Änderung *ze nihte wirt* statt *zaschen wirt* beweist, daß Hugo den Spruch, bzw. diesen Ausdruck so verstanden hat, wie er oben gedeutet ist. Der Vergleich ist freilich so unvollkommen wie bei Freidank.

Freidanks Bescheidenheit war eines der gelesensten Bücher des Mittelalters und weit verbreitet. Sie ist auch mehrfach ins Lateinische übersetzt worden. Die Vermutung liegt nahe, daß die lateinische Devise, von der wir ausgegangen sind, letzten Endes aus der Bescheidenheit stammt.

Franz Kuntze.

'RETTET EUER BILD IN MEINER SEELE!'

Im Westöstlichen Diwan antwortet Hafis dem Dichter auf die Frage nach dem Grunde dieses seines 'Beinamens': weil, in glücklichem Gedächtnis, des Korans geweiht Vermächtnis unverändert er verwahre, und darin möchte Goethe-Hafis ihm nicht gerne weichen: '... so gleich' ich dir vollkommen, der ich unsrer heil'gen Bücher herrlich Bild an mich genommen, wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Bildnis drückte, mich in stiller Brust erquickte, trotz Verneinung, Hindrung, Raubens, mit dem heitern Bild des Glaubens.' Tief trug er seit seinen Kindertagen im Herzen den Abdruck des Antlitzes des Herrn in jenem Buch der Bücher, und so hat die Bibel, auch ohne daß immer bewußte Abhängigkeit vorliegen müßte, mehr, als man heute gemeinhin ahnt, zu seinen dichterischen Konzeptionen beigetragen. Wir verweilen hier einen Augenblick an der Stelle, wo sich von dem Wege der Euripideischen Iphigenie in ihrer listen- und erfindungsreichen treuen Schwesterliebe der 'köstlichere Weg' der Iphigenie Goethes, der Weg des ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ (Eph. 4, 15), scheidet: sitzt Gott im Regimente oder die 'taube Not', die kein Gebet vernimmt und kein Gebot kennt? ist ein Gottesbild es wert, daß darum das Bild Gottes in einer Seele zerstört werde? 'So sei nun, Seele, deine!' ruft es ihr zu, und ihrem Geiste gibt Zeugnis der Geist

Gottes in jenem Worte des Apostels der Griechen (Kol. 3, 9—11), das, wie mir eben scheint, in der Entstehungsgeschichte der Goetheschen Iphigenie auch einen Platz verdient: 'Lüget nicht untereinander, ziehet den alten Menschen mit seinen Werken aus und ziehet den neuen an, der da erneuert wird zu der Erkenntnis nach dem Ebenbilde des, der ihn geschaffen hat, da nicht ist Grieche, Jude, Beschnittener, Unbeschnittener, Ungrieche, Szythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allem Christus.' An Stelle der πράξεις, der Lügenpraktiken des alten, äußeren Menschen das Ringen des inneren Menschen um tägliche, geistige (εἰς ἐπίγνωσιν) Erneuerung nach dem Bilde Gottes und in dieser höchsten 'Bildung' die Überwindung auch des Gegensatzes zwischen Griechen und Szythen, seine Aufhebung in einer höheren Einheit — ist hier nicht der Iphigenie Goethes ihre eigne, größere Bahn schon vorgezeichnet, an deren Ende sie selbst erkannt wird als das wahre wunderwirkende Gottesbild?

Karl Loewer.

FAUSTS ERDENREST

'Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich, und wär' er von Asbest, er ist nicht reinlich.'

Diese Worte der 'vollendeteren Engel' in der Schlußszene des Faust beziehe ich gegen Witkowski (II 379) und Traumann (II 373) mit K. Fischer (1029 f.) nicht auf die Engel selber, sondern auf Faust, dessen 'Unsterbliches' sie 'tragen'. Der Zusammenhang, der verfrühte Triumph der 'jüngeren Engel' über den erbeuteten 'Seelenschatz', ihr 'Jauchzet auf, es ist gelungen' unmittelbar vorher, scheint mir diese Beziehung zu fordern, und den stark betonten und in dieser Gedrängtheit allerdings etwas verwirrenden Gegensatz der vollendeteren Engel verstehe ich so: 'Was uns anlangt, so haben wir immer noch die peinliche Empfindung eines Erdenrestes an dem, das wir tragen.' Der Unterschied wäre an sich nicht so wichtig, denn auch die genannten beiden Forscher denken bei den folgenden Worten der Engel:

> Wenn starke Geisteskraft die Elemente
> an sich herangerafft, kein Engel trennte
> geeinte Zwienatur der innigen beiden,
> die ewige Liebe nur vermag's zu scheiden,

doch wenigstens mit an Faust (s. auch Witkowski II 217), aber in der Auslegung dieser Worte treten sie dann wieder in bemerkenswerten Gegensatz zueinander: Traumann versteht sie von etwas, das überwunden werden muß, eben jenem Erdenrest, gut im Zusammenhang, aber nicht recht im Einklang mit jener Beziehung auf die Engel, denn wenn sie selber zunächst mit dem Erdenrest behaftet sind, dann kommt doch eine trennende, scheidende Tätigkeit derselben in bezug auf ihn so recht überhaupt nicht in Frage; Witkowski versteht sie umgekehrt von einem Zustand, in dem der Erdenrest überwunden sein wird, wenn nämlich 'erst die zu völliger Stärke erwachsene geistige Potenz die entsprechenden stofflichen Bestandteile, Elemente, gewonnen hat', und entgeht so jener Schwierigkeit, denn heißt trennen, scheiden hier so viel wie unterscheiden, so kann das wohl auch von dem eigenen Vollendungsstand der Engel gelten, daß sie selber an ihm Form und Stoff nicht mehr zu unterscheiden vermöchten. Aber wenn sich Witkowski für seine Auslegung auch auf die Betonung der 'Innigkeit' jener Einigung von Geisteskraft und Elementen zur Zwienatur berufen kann, so kann man gerade aus dem Ausdruck 'Zwienatur' doch auch das Gegenteil einer solchen Zweinaturenlehre mit Bezug auf Fausts Vollendungsstand, nämlich die Klage über ein noch unüberwundenes Zwiespältiges, Zwitterhaftes, davon nur die ewige Liebe erlöst, heraushören, und Sinn und Zusammenhang des Ganzen läßt kaum etwas anderes zu. Gewiß ist die Leiblichkeit das Ende aller Dinge, aber jener 'Ausgleich von irdischem und idealem Streben' (Witkowski a. a. O.) sieht doch sehr nach Verewigung des Erdenrestes aus. So ist Faust wohl auf antike Weise in jenem 'Doppelreich', dem großen, das er sich an Helenas Seite bereitet, 'ewig' selig gewesen ('Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick'), aber im christlichen Himmel muß mit aller Schwachheit um und an auch das Irdische abgetan sein, wie denn Faust auch nach den Worten des verklärten Gretchen 'jedem Erdenbande der alten Hülle sich entrafft'. Hier auf Erden haben wir 'solchen Schatz (den 'Seelenschatz') in irdenen Gefäßen', damit eben 'die über-

schwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns' (2. Kor. 4, 7), denn 'Gott gibt ihm einen Leib, wie er will' (1. Kor. 15, 38), und so sind die Verklärten *quasi modo geniti,* wie 'die jetzt geborenen Kindlein' (1. Petr. 2, 2), und nehmen durch nichts anderes zu als durch die vernünftige lautere Milch der Freundlichkeit des Herrn. Über die Art des himmlischen Lebens wissen wir nur eins, seine völlige Andersartigkeit gegenüber allem irdischen. Das Neue Testament ist hier der beste Faustkommentar. — Haben wir also bei den Elementen, die starke Geisteskraft an sich herangerafft, an den 'Erdenrest' und nicht an einen pneumatischen Leib zu denken, so scheint mir doch auch Traumann nicht ganz glücklich, wenn er, entsprechend der Beziehung des Erdenrestes vornehmlich auf die Engel, hier nur an die 'entelechische Monas', sozusagen an den Sündenfall des Geistes in der Präexistenz, wodurch das Einzeldasein erst begründet ward, denkt. Mich erinnern die Worte an Fausts Ringen mit dem Erdgeist, um Erdgeist, an sein im ältesten Entwurf doch nicht völlig gescheitertes titanisches Unterfangen, das Gottgleichsein wie einen 'Raub' davonzutragen (Phil. 2, 6; vgl. auch Mt. 11, 12), so daß hier Allerältestes noch einmal anklänge. Einst war der Erdgeist der Spiritus rector des Ganzen und stand an Gottes Statt da; die Worte Fausts unmittelbar nach der 'großen Lücke': 'Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist . . .', waren Geist von seinem Geiste. Dann aber blickt Faust zu Anfang der großen Einschaltung auf jene Stunde, da Geist vom Geiste empfing, als auf eine in ihren Folgen doch unselige Stunde zurück: tätige Geisteskraft kann nicht sozusagen leer laufen wollen, sie muß, eben um sich zu betätigen, Elemente, *στοιχεῖα τοῦ κόσμου* (Gal. 4, 3. 9), an sich heranraffen, verfällt aber nun der Gefahr, sich stumpf und matt zu laufen — das ist der Sinn der Klage, daß gerade auch unsere Taten, unser 'Tatendrang' im Sinne des Erdgeists, unseres Lebens Gang hemmten, weil dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, sich immer fremd und fremder Stoff andränge; gerade durch den 'Erdgeist' wird das, was doch eigentlich des Erdgeists Widerspiel ist, die 'Sorge', großgezogen — man ist versucht, an das Wort vom Spiritus und dem Phlegma zu erinnern. So hätte der Dichter, wenn wir recht daran tun, bei dem 'Erdenrest' an die Beschwörung des Erdgeists zurückzudenken, hier in der Schlußszene das alte Motiv aus der dramatischen Vereinzelung, in die es mit der Osternachtszene geraten war, noch einmal erlöst. So stellten ja schon die Worte des Hundertjährigen vom Erdenkreis und Erdentag noch einmal ein Bekenntnis zum Erdgeist dar, aber auch die unselige 'Zwienatur' seiner Jünger war nicht fern, noch in dem bedenklichen 'Bezahle, locke, presse bei' unmittelbar vor dem 'höchsten Augenblick'. Die Beschwörung des Erdgeists, auf dieser Stufe nur noch Präludium und hoher Sinn des Paktes mit dem Teufel, muß nunmehr dem Triumph der 'ewigen Liebe' dienen: in dem Maße, wie die Sünde mächtig geworden ist, ist doch die Gnade viel mächtiger geworden (Rö. 5, 20).

Karl Loewer.

SOLON ALS MENSCH UND DICHTER

Von Konrat Ziegler

Über den Wert der politischen Leistung des Atheners Solon sind die Akten noch nicht geschlossen. Nachdem im verflossenen Jahrhundert zuerst Zweifel aufgetaucht waren, ob die einhellige und uneingeschränkte Bewunderung des Altertums für den Gesetzgeber Athens so ganz berechtigt sei, vertreten heute zwei unserer ersten Sachverständigen diametral verschiedene Auffassungen. Wilamowitz (Aristoteles und Athen I 39 f.) betont die Halbheit seiner Maßnahmen und Erfolge. Er habe kaum eine Pause in den Parteikämpfen herbeigeführt und sei selbst eben durch die Uneigennützigkeit seiner Amtsführung zu einem politisch toten Mann geworden. Erst das Durchgreifen des Peisistratos habe eine wirkliche Heilung gebracht. Dagegen zählt Ed. Meyer (Geschichte des Altertums II 648 f. 662) nicht nur den Menschen Solon zu den idealsten Gestalten, die die Geschichte kenne, sondern hebt auch die große und dauerhafte Bedeutung seiner politischen Reformen hervor. Nie habe er das Ziel aus den Augen verloren, jedem Teile zu geben, was ihm gebühre; die Geschichte habe ihm recht gegeben; die soziale Not habe er definitiv gehoben, und sein Recht sei zu allen Zeiten die feste Grundlage des attischen Staates geblieben. Wer zu der Frage Stellung nehmen will, wird sich zunächst grundsätzlich darüber klar werden müssen, was er unter einem großen Staatsmann versteht, was er von einem solchen fordert. Erst wenn über die Kriterien hierfür Einigkeit erzielt ist, kann die Frage für eine einzelne strittige Persönlichkeit entschieden werden.

Unabhängig von dem Urteil über den Politiker Solon ist das über den Menschen und den Dichter. Darüber ist kein Streit möglich, daß er zu den markantesten Persönlichkeiten des beginnenden VI. Jahrh. gehört. Nicht zufällig steht er in einer Linie mit mehreren, ihm ungefähr gleichzeitigen Männern ähnlichen Schlages, weisen Gesetzgebern und Restauratoren ihres zerrütteten Vaterlandes. Die gleichen sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen in zahlreichen griechischen Staaten jener Zeit mußten an vielen Orten gleichartige Persönlichkeiten als Vertrauensmänner der streitenden Parteien auf den Plan rufen. In ihrer Reihe wäre Solon als Schiedsmann und Gesetzgeber des nachmals so großen Athen eine hervorragende Stelle gewiß auch ohne seine Dichtungen. Auch ohne diese wäre uns seine Tätigkeit und ihre Wirkungen kenntlich; durch sie gewinnen wir Einblick in sein Inneres, und er wird für uns eine der ältesten griechischen Persönlichkeiten, der wir menschlich näher zu treten vermögen. Denn alles, was er dichtet, ist ganz persönlich, kündet von ihm, seinem Denken, Fühlen und Wollen. So rückt er neben die beiden anderen ältesten griechischen Menschen, die wir kennen: Hesiodos und Archilochos. Mit beiden hat er vieles gemein: mit Hesiod die ernste, sittlich-religiöse Grund-

stimmung und das ihr entspringende zornige Pathos; mit dem ionischen Stammesgenossen die Neigung, das Herz auf der Zunge zu tragen, den Drang, sich über alles, was sein Gefühl oder seinen Geist erregt, höchst persönlich und sehr kräftig in Elegien und Iamben auszusprechen. Beide kennt er, beide haben sichtlich auf ihn gewirkt. Und doch steht er als ein ganz anderer und ganz selbständig neben ihnen. Nichts hat er von der bäuerlichen Schwerfälligkeit des Boioters, viel leichter fließen dem vielerfahrenen und weltgewandten Kaufmann die Gedanken und die Worte; und andererseits ist er doch ganz gesammelte, in sich geschlossene Kraft und Beherrschtheit, verglichen mit der maß- und zügellosen Genialität des Bastards von Paros, dieses erstaunlichen Phänomens eines fast schon zur Überreife entwickelten Individualismus und Naturalismus im VII. Jahrh. v. Chr.

Solon ist einer der ältesten uns kenntlichen Griechen, und er ist der älteste Athener. Er ist gleichsam der Exponent des Eintretens Athens in die griechische und damit in die Weltgeschichte. In ihm sind wie in einem Brennpunkt alle die großen Eigenschaften des athenischen Geistes gesammelt, die einige Generationen später die Hauptstadt des steinigen Attika für eine Weile zum politischen und auf lange hinaus zum geistigen Zentrum von Hellas machen sollten. Seine Persönlichkeit und sein Wirken sind ein glänzendes Präludium der großen Zeit Athens. Vor Solon existierte Athen kaum für die hellenische Welt. Das alte Epos wußte nichts von ihm, und die attischen Dichter der Folgezeit hatten viel zu tun, die heimischen Heroen in die großen alten Sagenkreise hineinzuarbeiten; noch Euripides sehen wir daran geschäftig. So liegt auch die Geschichte Athens vor Solon für uns im Dunkel; wir wissen nur von der Tatsache des *συνοικισμός*, von Drakon und Kylon. Auch Kylon wäre verschollen, wenn nicht aus politischen Gründen die alte Geschichte vom *Κυλώνειον ἄγος* immer wieder aufgewärmt worden wäre, und Drakon steht schon im Anfang der Verwicklungen, die auf ihrem Höhepunkt die glänzende Gestalt Solons auf die politische Bühne treten lassen. Er ist ein vereinzelter, früh zum Blühen gelangter Schoß des attischen Stammes. Erst zwei Generationen später kommt das volle Erwachen. Am Musenhof des Peisistratos glänzt noch kein athenischer Name.

Ein nachdenklicher Zufall hat uns ein paar Verse bewahrt, die Solon gegen ein Wort des Mimnermos gerichtet hat. Dieser hatte sich einen schmerzlosen Tod mit 60 Jahren gewünscht, bevor er die Leiden des Alters kennen lerne, die auszumalen er nicht müde werden konnte. Solon verbessert ihn mit der Höflichkeit, die dem berühmten Vorgänger gegenüber am Platze ist: nicht mit 60, sondern mit 80 Jahren solle ihn der Tod ereilen. Es drängt sich dem Betrachter auf, in diesem Verhältnis zwischen den beiden Männern ein symbolisches Widerspiel der weltgeschichtlichen Bestimmung zu erkennen, die Athen das politische und kulturelle Erbe Ioniens in den Schoß warf: hier der müde, resignierte Ionier, dem das Leben nur so weit und so lange einen Wert hat, als es ihm Genuß gewährt, dort der von optimistischem Lebenswillen strotzende, noch im hohen Alter jugendfrische und erkenntnishungrige Athener,

der das Wort geprägt hat: *γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος*. Das hat er getan. Sein Geist war aufnahmefähig, biegsam und frisch bis zum Tode. Das lehren die noch immer sprühenden Verse gegen Peisistratos, die aus seinen letzten Lebensjahren stammen. In allem, was er dichtet, erkennen wir den gelehrigen Schüler der Ionier, aber einen, der zu dem Übernommenen genug Eigenes, Eigenartiges zuzusetzen hat, daß ein Neues, so bisher nicht Dagewesenes zustande kommt. Er empfängt die Form: Elegie und Iambos (und die uns verlorenen Epoden); er empfängt auch die inhaltlichen Typen seiner Poesie: die kriegerische Mahnrede, das innerpolitische Mahn- und Scheltgedicht, die philosophische Betrachtung, die erotisch-sympotischen Kleinigkeiten. Für die ersten beiden Typen liegen uns in den Gedichten des Kallinos und Tyrtaios ältere Gebilde vor, für den letzten Mimnermos. Hinsichtlich des dritten Typus dürfen wir aus den im höheren Sinne kaum philosophisch zu nennenden Versreihen des Mimnermos, in denen er sein hedonisches Evangelium verkündet, vielleicht den Schluß ziehen, daß auch ernstere Männer eindringlichere und tiefere Gedanken schon im VII. Jahrh. in die Form des elegischen Distichons gegossen haben, an die dann Solon Anschluß genommen haben könnte. Für unser Auge ist nur der Epiker Hesiod als Vorgänger Solons auf diesem Gebiete kenntlich.

Für die kriegerische Paränese haben wir über 100 Verse des Kallinos und Tyrtaios zur Verfügung, um an ihnen als Vergleichsmaterial uns ein Urteil über die gleichgeartete Solonische Poesie bilden zu können. Von seiner Salamiselegie besitzen wir nur acht Verse (unter ihnen allerdings die, die nach dem Zeugnis des Diogenes Laertios die Athener am meisten gepackt haben): welcher Kontrast gegen die Älteren! Gewiß sind auch sie schwungvoll und reich an packenden Bildern. Aber als Ed. Schwartz 1897 die Hypothese aufstellte, daß der ganze Tyrtaios und seine Dichtung ein Kunstprodukt des V. Jahrh. sei, konnte er sich (abgesehen von seiner historischen Argumentation und der Interpretation der *πατέρων ἡμετέρων πατέρες*) auf das Fehlen der dorischen Lokalfarbe in den erhaltenen Gedichten berufen. Die ist inzwischen aufgezeigt worden, aber allgemein genug bleiben die Verse, wenn man ihren gesamten Charakter ins Auge faßt. Und Kallinos von Ephesos zeigt so wenig spezifische Unterschiede gegen den für die Dorier von Sparta dichtenden Tyrtaios, daß ein Kritiker die Hauptmasse des erhaltenen großen Fragments dem Dorier zuweisen konnte, eine Hypothese, die nur den einmal überlieferten Namen Kallinos gegen sich hat. Wie anders Solon! Nicht eins der erhaltenen vier Disticha könnte ihm genommen werden: so auf die besondere Situation zugeschnitten ist jeder Vers. Aber auch wenn man den Namen Salamis unberücksichtigt läßt, bleibt (außer im Schlußdistichon) überall eine so besondere, eigentümlich kräftige, persönliche Formung des Gedankens, wie sie nur der besondere Geist als Ausdruck seines Eigenwesens prägt. Gleich die persönliche Einkleidung: 'Ich selbst kam als Herold vom vielbegehrten Salamis'; und wenn er mit knapper und, soviel wir sehen können, neuer Formulierung hinzufügt: 'Ein Gefüge von Versen, ein Lied, trage ich vor statt einer Prosarede', heißt das nicht: die Be-

geisterung hat mich zum Dichter gemacht? Daß der patriotische Prophet an das Schamgefühl der Vaterlandsverteidiger appelliert, ist natürlich und der kriegerischen Mahnrede seit der Ilias geläufig. Aber noch keiner hat gerufen wie Solon: 'Da will ich ja lieber mein Vaterland aufgeben und ein Krähwinkler oder Schöppenstedter werden statt ein Bürger von Athen! Wohin man kommt, wird es heißen: das ist ein Mann aus Attika, einer von den Salamiskneifern!' Das sind Archilochische Töne, Drastik und Temperament des Archilochos, nur daß dieses Feuer bei dem Athener nicht bloß für die eigene Sache brennt wie bei dem genialen Eigensüchtling von Paros, sondern für die Sache des Volksganzen.

In der politischen Dichtung Solons ist gewiß vieles alter Stil. Daß göttlicher Wille und göttlicher Schutz die Grundlage des Staates sei, muß die Grundüberzeugung jeder Gemeinde sein. So steht der Gedanke auch in den gleichartigen Gedichten des Tyrtaios (Fr. 2 Bgk.) und Mimnermos (Fr. 9). Solon benützt ihn in besonders feierlicher Formung, um dem Preis des göttlichen Erhaltungswillens wirkungsvoll die Klage über den staatsvernichtenden Unverstand der Bürger entgegenzusetzen und nach eindringlicher Behandlung der Übel, die die *δυσνομία* bringt, mit einem volltönigen Preislied auf die *εὐνομία* und ihre segnende, staatserhaltende Kraft zu schließen, somit auf den Anfang des Gedichts zurückverweisend. In dem Lob der *εὐνομία* sind die Hesiodischen Farben unverkennbar — das *εὐθύνει δὲ δίκας σκολιάς* und die *ἀργαλέη ἔρις* sind beabsichtigte Zitate (Erga 219 ff. und 11 ff.) —, und das Bild der rächenden Dike im Mittelteil (14 ff.) stammt ebendaher. Aber sollte er auch noch mehr, als wir erkennen können, seine Vorbilder haben — und das ist sehr möglich, denn die soziale Entwicklung, mit deren Notständen der Politiker Solon rang, hatte sich ja in Ionien schon lange vorher vollzogen und dort gewiß auch ihre Dichter gefunden —, so ist doch bei ihm nichts tote Nachahmung, sondern alles neu und frisch erlebt und mit der Beredsamkeit eines leidenschaftlich mitfühlenden, zornig erregten Herzens gestaltet. Das Bild der armen Schuldknechte, die mit ruchlosen Fesseln gebunden ins Ausland verkauft werden — die *εὐνομία* legt den Ungerechten Fesseln an, heißt es im Schluß! —, die innige Überzeugung, daß der Ruin des unteren Standes nicht vor den Besitzenden haltmacht, daß der Dämon des *δημόσιον κακόν* auch über das hohe Hofgehege des reichen Besitzers springt und ihn im Innern seines festen Hauses zu finden weiß, das sind Entladungen eines echten Dichters, der auch, was er von anderen empfängt, im Feuer des eigenen Innern umschmilzt und zum eigenen Neuen gestaltet. Noch mächtiger spricht die urtümliche poetische Kraft in dem großen iambischen Gedicht, in dem er sich selbst vor den Richterstuhl der Ewigkeit gestellt sieht und als stärkste Zeugin für sich die große Mutter der olympischen Götter nennt, Ge, die schwarze Erde, aus der er die Pfandsäulen herausgezogen hat, die überall in ihren Leib gesenkt waren zum Zeichen ihrer Verknechtung, von der sie nun frei ist. Welch grandiose Durchdringung mythologischer Personifikation und ganz sinnlicher, dinglicher Anschauung! Das sind Klänge, die Ionien noch nicht kannte, eine neuartige Geburt der attischen Erde:

das orgeltönige Pathos des Aischylos kündigt sich an. — In diesen Versen spricht der Künstler Solon am stärksten; die folgenden sind für den Menschen vielleicht die charakteristischsten. Er schildert die Scharen der Unseligen, die dem alten, harten Schuldrecht verfallen waren; die ins Ausland Verkauften hat er zurückgekauft und ins gottgegründete Vaterland Athen heimgeführt; sie haben die attische Muttersprache verlernt, so lange waren sie fort, da- und dorthin in der anders redenden Fremde verschlagen. Die anderen haben im Lande die Schmach der Knechtschaft tragen und vor den Launen der Herren zittern müssen. Der diese Verse schrieb, war nicht nur der weitblickende, kühl rechnende Staatsmann, der in Erkenntnis der Gefahr, die von der gewaltsamen Revolution der Besitzlosen und Versklavten drohte, seine adligen Standesgenossen zum Einlenken gegenüber den modernen Strömungen beredete und das Kompromiß zwischen ihnen und den unteren Schichten vermittelte: wir sehen ihn, wie er selbst die Transporte der Rückgekauften empfängt und tief erschüttert ist, als er wahrnehmen muß, daß sie selbst den Mutterlaut in der Fremde eingebüßt haben. Und *ἤθη δεσποτῶν τρομευμένους* konnte nur einer sprechen, der in seinem Herzen das geltende Sklavenrecht nicht mehr als Recht anerkannte. Zum ersten Male kommt hier mit ein paar sparsamen Worten Humanität, Menschenliebe, soziales Erbarmen in griechischer Sprache zum Erklingen. Nicht als ob die Stimme der Masse und ihre Forderungen sich nicht auch schon früher zu Gehör gebracht hätten. Sie regt sich bereits in der Ilias — natürlich ein Reflex der tatsächlichen Verhältnisse der Zeit —, aber der Dichter, der vor der ionischen Ritterschaft sang, hat den Wortführer des Demos, obschon die Kritik, die er ihn an Agamemnon üben läßt, sachlich unwiderleglich ist, zum Thersites gestempelt und zum allgemeinen Gaudium durchprügeln lassen. Zu wuchtiger, leidenschaftlicher Anklage verdichtet sich dieses unterirdische Grollen in Hesiod, der Zeus, den Walter des Rechts, gegen die Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit der adligen Richter zu Hilfe ruft. Doch da ist es noch der Getretene selbst, der sich aufbäumt. Solon ist (unseres Wissens) der erste Grieche, der, selbst zu den Besitzenden gehörig, Mitleid mit den Gedrückten hat und durch ein großzügiges Reformwerk den menschenunwürdigen Druck von ihnen nimmt, und zwar weit über die Erfordernisse der Staatsraison hinaus. Denn die im Lande Versklavten wieder zu befreien war ein Gebot der Staatsklugheit: sie bildeten ein gefährliches Element; auch dürfte ihre Befreiung im Rahmen der *σεισάχθεια* der Staatskasse keine oder nur geringe Opfer zugemutet haben. Die im Ausland Verstreuten zurückzubringen, ohne Zweifel mit bedeutenden, von der Allgemeinheit aufzubringenden Geldopfern, war eine Politik der idealen Gesinnung. Denn sie waren selbst ungefährlich, und der Druck von seiten der Angehörigen der zum Teil jahrzehntelang Entfernten wird so bedrohlich nicht gewesen sein.

So war die ganze Arbeit, die Solon in Sachen der Befreiung machte, eine Tat, die in den Kreisen der kühlen Rechner sicherlich herbe Kritik erfahren und ihn als radikalen Ideologen hat verschreien lassen. Aber er hat die Hoffnungen der Radikalen, die er durch eine solche Politik geweckt hatte, zu-

schanden werden lassen. Gleiche Gesetze für Vornehm und Gering hat er geschrieben, gerades Recht einem jeden gewährt, so rühmt er sich: gleichen Besitz einem jeden zu geben, wie die Radikalen forderten — eine Forderung, die bei den unvergleichlich einfacheren wirtschaftlichen Verhältnissen von damals durchaus nicht utopisch erschien, zumal man den festgefügten Staat Sparta mit seinem 'Casino-Kommunismus' dauernd vor Augen hatte —, hat er nicht nur aus Gründen der Realpolitik abgelehnt (die er gewiß hatte, obschon in den Fragmenten nichts davon steht), sondern auch, weil es 'nicht recht ist, daß die Gemeinen ebensoviel vom fetten Lande besitzen wie die Vornehmen'. Diese Worte überraschen zunächst im Munde des Mannes, der so hart ins Gericht geht mit der gottlosen Habsucht der Reichen, mit soviel mitfühlendem Verstehen und solcher Tatkraft der Armen sich annimmt, der den Vers geprägt hat: 'Viele Schlechte sind reich und viele Edle arm.' Und doch paßt es am Ende zu jenem. Wie an seinen sozialen Reformen nicht nur der Kopf, sondern auch das Herz beteiligt war, so ließ er auch beim Ausmaß der Reform ebensosehr das Gefühl wie den Verstand mitsprechen. Er war kein Doktrinär, der eine Idee mit rücksichtsloser Energie unter Nichtachtung gefühlsmäßiger Widerstände im eigenen Innern zu Ende dachte und zu realisieren strebte. Die Freiheit und soviel Besitz, als zum Leben erforderlich ist (was wir heute das Existenzminimum nennen), gestand sein menschenfreundliches Herz jedem aus der Masse zu. Gegen die Forderung völliger wirtschaftlicher und politischer Gleichstellung empörte sich sein angeborenes Eupatridenstandesgefühl, das in den oben zitierten Worten zu naivem Ausdruck kommt. Mag einer das Halbheit schelten wollen, jedenfalls ist diese Halbheit ganz menschlich und rückt uns den großen Menschen Solon, der bei aller tatkräftigen Humanität am Ende aus seinen Standesvorurteilen nicht heraus konnte, noch ein Stück näher, als wenn wir diese Begrenzung seines Wesens nicht kennen lernten.

Den Zweifrontenkampf, zu dem seine beharrlich festgehaltene Politik der mittleren Linie ihn nötigte, hat er auch publizistisch, mit Elegien und Iamben, kräftig geführt. Die Bruchstücke, die wir außer den besprochenen größeren Gedichten noch besitzen, zeigen überall die gleiche Treffsicherheit des Ausdrucks, die höchst lebendige Bildhaftigkeit. Wie Keulenschläge fallen seine Sätze. Er sieht die feindlichen Parteien schwer gerüstet gegeneinander anstürmen und stürzt sich trennend zwischen ihre gesenkten Speerspitzen (Fr. 32b H.-Cr.). Oder er kann den Zusammenprall nicht hindern, aber er hat beiden Gegnern so starke Schutzwaffen gegeben — durch die feste Verankerung der beiderseitigen Rechte in der Verfassung —, daß keiner den anderen besiegen kann (Fr. 3 H.-Cr. = 5 Bgk.). Hätte er sich einer der beiden Parteien beigesellt, so wäre die Stadt vieler Männer beraubt worden. Statt dessen ist er seinen Mittelweg gegangen und hat sich dabei in allseitiger Abwehr drehen und wenden müssen wie ein Fuchs zwischen vielen Hunden (Fr. 32 H.-Cr. = 36—37 Bgk.). Ein minder uneigennütziger Mann als er hätte die Radikalen nicht gezügelt, sondern die Milch so lange geschüttelt, bis er die Butter für sich abschöpfen konnte (32b H.-Cr. = 36 Bgk. Ende). Ohne Zweifel hätte Solon als Führer des

Demos wie so viele in ähnlicher Lage sich (zum mindesten für einige Zeit) zum Herrscher Athens machen können. Daß er es nicht tat, hat ihm von seiten derer, denen uneigennütziger Gemeinsinn als wirklich vorhandenes, nicht nur vorgetäuschtes Motiv politischer Handlungen etwas Unbegreifliches und darum Unglaubliches ist, geradezu den Vorwurf der Torheit und Feigheit eingetragen. In einem geharnischten Gedicht hat Solon sich verteidigt, aus dem uns die folgende drastische Formulierung des gegnerischen Standpunkts erhalten ist (Fr. 29 H.-Cr. = 33 Bgk.): 'Solon ist doch kein wirklich gescheiter und findiger Mann. Gott gab ihm das Glück, und er nahm es nicht. Er hatte schon den Fang im Netz und zog es nicht heraus: es fehlte ihm der Mut und der Verstand. Könnte ich nur einen Tag schwer reich und Herrscher von Athen sein, ich wollte gern hinterher aus meiner Haut Riemen schneiden lassen und meine Familie für immer ruiniert sehen.' Man glaubt Aristophanes zu hören; es ist der Ton der Gasse, der seit Archilochos im Iambos literarisch geworden war. Und wieder mit dem religiösen Pathos seiner reinen Größe erwidert Solon dem niedrigen Kritiker (Fr. 28/32, gewiß doch in dasselbe Gedicht und also hinter Fr. 29/33 gehörig): 'Wenn ich die Heimaterde heilig hielt, nicht nach Herrschaft und Gewalt griff, nicht meinen Ruhm besudelte und schändete, so schäme ich mich nicht. Denn gerade so, meine ich, werde ich größer sein als alle Menschen.'

Dürfen wir es Solon glauben, daß es wirklich nur diese reinen, uneigennützigen Motive waren, die ihn abhielten, nach der Tyrannis zu streben, oder hatten jene Leute doch auch ein wenig recht, die nur den Mangel an *θυμός* für seinen Verzicht verantwortlich machten? Man darf die Frage wohl nicht glatt mit ja oder nein beantworten; sie ist schief und zu äußerlich gestellt. Gewiß hat auch Solon Augenblicke gehabt, wo die Versuchung, die Hand nach der Tyrannis auszustrecken, in ihm mächtig wurde, wo der Zauber der Macht ihn blendete: denn er war ja alles andere als ein Verächter der Güter dieser Erde. Wenn er widerstand, so war wohl nicht nur die reine moralische Erwägung, die er vorträgt, das Bestimmende, sondern der Durchbruch seines innersten Wesens, dem alles Radikale, alles Übermaß zuwider war. Die Griechen haben soviel von *σωφροσύνη*, *μέτριον* und *μηδὲν ἄγαν* geredet, und so wenige von ihnen habe diese Tugend besessen. Solon ist einer dieser wenigen, ein Mann des Maßhaltens, von Haus aus eine Kompromißnatur, nicht im kleinen Sinne. Was ihm naturgemäß war, hat er zum bewußten Glaubensbekenntnis gestaltet in dem schönen großen Gedicht Fr. 13 Bgk. (12 H.-Cr.). Auf den ersten Blick zerfällt es in zwei Teile; Wilamowitz (Sappho und Simonides 257 ff.) und Reinhardt (Rhein. Mus. LXXI 128 ff.) haben seine Einheit erkennen gelehrt. 'Ihr Musen,' betet Solon, 'bewahret mich vor ungerechtem Gut; es bleibt mir doch nicht. Denn — dieser Hauptgedanke wird breit und feierlich ausgeführt — alles Unrecht straft früher oder später Zeus, der die schließliche Entwicklung alles Geschehens überblickt; wenn nicht am Sünder selbst, dann an seinen Nachkommen. Die Menschen hingegen — zeigt der zweite Teil — gehen in blindem Eifer, mit mehr oder weniger Verstand, allen möglichen Zielen

nach[1]); das Gelingen aber liegt in der Hand der Götter.' Beide Teile verklammert der Schluß: 'Das menschliche Besitzstreben neigt stets zum Übermaß; so kommt das Unrecht und die göttliche Strafe, der Verlust des Gutes.'[1]) Der Grundgedanke ist gewiß nicht ganz neu. Solon übernimmt ihn aus Hesiod, hat ihn aber doch im Sinne der Theodicee bestimmter entwickelt (hier will ich Reinhardts treffende Darlegungen nicht wiederholen) und ihm, worauf es mir vor allem ankommt, wieder eine durchaus eigene und persönliche Formung gegeben. Die Betrachtung, daß jedes ungerechte Streben, jede Überhebung nur ins Verderben führt, gipfelt für den Dichter in dem Gebet, vor solcher Überhebung bewahrt zu bleiben, mit dem er das Gedicht eröffnet. Der Hauptteil, die Hauptdarlegung des Gedichts, ist Begründung dieses Gebets und so zur höchstpersönlichen Angelegenheit gemacht. Gerichtet ist das Gebet an die Musen: zu welcher Gottheit sollte der Dichter eher beten? Sie sind 'seine Göttinnen', von ihnen hat er seine Kunst; er ist ihr *θεράπων*, sie seine gnädigen Schutzpatroninnen: *ἐκ γάρ τοι Μουσέων καὶ ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος ἄνδρες ἀοιδοὶ ἔασιν ἐπὶ χθόνα καὶ κιθαρισταί . . . ὁ δ' ὄλβιος, ὅν τινα Μοῦσαι φίλωνται* (Hes. Theog. 94 ff. = Hom. hymn. 25). Sie selbst haben gewiß, scharf genommen, es nicht in ihrer Macht, alles das zu erfüllen, worum Solon bittet. Aber sie können wohl bei ihrem lieben Vater Zeus erreichen, daß er ihrem Schützling gnädig sei. Diese Macht gibt ihnen eben ihre erlauchte Abstammung vom Weltherrscher selber, auf die an hervorragendster Stelle, in dem majestätischen Eingangsvers *Μνημοσύνης καὶ Ζηνὸς Ὀλυμπίου ἀγλαὰ τέκνα*, der Dichter nachdrücklich hinweist. Und wenn man den Text der Bitte schärfer ins Auge faßt, ist in Wahrheit diesem Verhältnis Rechnung getragen: nicht *ὄλβον μοι δότε*, wie man zu Zeus oder einem anderen Gott spräche, der selbst *ὀλβοδότης* ist, sondern *ὄλβον μοι πρὸς θεῶν μακάρων δότε . . . ἔχειν*: gebt, daß mir Reichtum von den Göttern zuteil wird. Eine solche Mittlerrolle niederer Gottheiten zugunsten Sterblicher, denen sie wohlwollen, ist dem Griechen ja schon in der Ilias eine geläufige Vorstellung. So hat gewiß kein antiker Leser an diesem Gebet Anstoß genommen, sollte auch wirklich, wie es nach unserm (doch ganz bruchstückhaften!) Material erscheint, Solon der erste gewesen sein, der die Musen nicht nur um Inspiration für eine Dichtung bat, sondern für die wesentlichsten Angelegenheiten seines ganzen Lebens sich ihrer Hut und Fürsprache unterstellte. Nahegelegt war die Errichtung eines solchen Verhältnisses, seit die Göttinnen des waldigen Helikon persönlich zu Hesiod getreten waren und ihn zu ihrem Diener geweiht hatten. Und Reservat des Epikers waren die Musen auch nicht. Sollten Alkman und Archilochos nur von ihnen gesprochen, sie niemals angerufen haben? Mimnermos jedenfalls, den Solon auch, wo er ihn verbessert, mit soviel Ehrerbietung nennt, hat es getan im Prooimion seiner Elegie auf die Gygesschlacht der Smyrnaier (Fr. 13 Bgk.), wo er ausdrücklich die jüngeren Musen, die Zeustöchter, von den älteren, den Uranostöchtern, unterschied, die außer ihm auch Alkman kannte. Gewiß hat dann für seine Be-

[1]) Vgl. den Anhang.

handlung jüngerer Begebenheiten Mimnermos die jüngeren Musen um ihren Beistand gebeten, nicht die älteren, die für Gesänge von der Urzeit der Welt und der Götter die rechten Führerinnen sein mochten. Von hier aus erscheint auch der volle genealogische Anruf Solons in einem neuen Lichte. Auch er, der mit seinem ganzen Leben und Dichten der Gegenwart, nicht der grauen Vorzeit zugewandt ist, trägt den jungen Musen, der Mnemosyne und des Olympiers Zeus herrlichen Töchtern, sein Gebet vor, sich auch hier zu seinem Vorbild Hesiod bekennend, seiner Musengenealogie an seinem Teil mit zum Siege über jene andere verhelfend, von der uns nur einige gelehrte Notizen eine versprengte Kunde aufbewahrt haben.[1])

Dann zeigt auch die Darlegung selbst, so allgemeiner Natur sie inhaltlich ist, so sehr sie naturgemäß im festen Stil der episch-elegischen Sprache sich bewegt, oft genug die Solonische Besonderheit. So V. 9 f. das anschauliche Bild des Reichtums als Getreidehaufen (wie es Wilamowitz erklärt hat), so der durchgeführte Vergleich der göttlichen Strafe, die die verborgene Schuld des Sünders an den Tag bringt, mit dem Sturm, der die Wolkendecke zerreißt und die Sonne wieder leuchten läßt: ein Gleichnis zwar aus homerischem Geist, aber doch neu in Gehalt und Form und vor allem dadurch, daß ein nichtsinnlicher Vorgang (das transzendentale Wirken der *τίσις*) mit einer meteorologischen Erscheinung verglichen wird, wie sie auch sonst Solon in Vergleichen liebt (Fr. 7/9 und 11/12). Die Behandlung der Berufe V. 43—62 (die übrigens Ausführung des Distichons 41/42 'der Arme denkt reich zu werden' ist, so daß dieses kein Ausbiegen aus dem Gedankengeleise bedeutet) hat Wilamowitz höchst lehrreich mit Pind. Isthm. I 47 ff. verglichen, wo fünf Vierteljahrhunderte nach Solon noch der altadlige Standpunkt vertreten wird, daß alle Berufsarbeit doch eine niedere Betätigung sei gegenüber der des edlen Mannes allein wahrhaft würdigen Arbeit: Sport und Krieg. Solon der Kaufmann denkt so, wie es später Thukydides seinen Perikles aussprechen läßt: eingestandene Armut gilt uns nicht als Schande, wohl aber, ihr tatenlos nicht zu entfliehen. Aus attischen Verhältnissen gesprochen ist V. 47/48, daß der Landmann frondet, woraus Wilamowitz schließt, daß das Gedicht aus der Zeit vor Solons Archontat stamme. Die gleiche kräftige Lokalfarbe leuchtet im Schluß auf, V. 71: 'Die Menschen wissen im Streben nach Besitz kein Maß zu halten. Die jetzt bei uns das größte Vermögen haben, wollen noch einmal soviel haben. Aber die Maßlosigkeit führt zum Unglück. Wenn das Zeus als gerechte Strafe schickt, dann geht der Besitz von einer Hand in die andere.' Das ist nicht mehr der bisher eingehaltene ruhige Ton allgemeiner Betrachtung; die Anklage gegen die unersättlichen Reichen 'bei uns' und der Hinweis auf den notwendig kommenden Umschwung, das sind doch dieselben kräftigen Akzente wie in dem großen Kampfgedicht gegen den kapitalistischen Adel Fr. 2/4, offenbar also auch in dieselbe Zeit der

[1]) Diese Rechtfertigung des Musengebets gegen die Bemängelung durch Wilamowitz, Sappho und Simonides 263, der in diesem Buche überhaupt geringer von Solons Poesie denkt als in 'Aristoteles und Athen', wo er sich durch das Bild des alten Solon, *γηράσκων πολλὰ διδασκόμενος*, an den alten Goethe gemahnt fühlte.

Vorbereitung des großen sozialen und wirtschaftlichen Befreiungswerkes gehörig. So fügt sich auch dieses, der Tagespolitik im ganzen abgewandte Weltanschauungsgedicht schließlich doch in die praktische Arbeit des bei allem Idealismus höchst real gerichteten Solon ein. Es will nicht nur als ein persönliches Glaubensbekenntnis gewertet werden, sondern als eine Darlegung der religiösen und sittlichen Grundsätze, auf denen Solon seine Lebensarbeit aufbaute; zurückhaltend, nicht voll zorniger Invektiven wie jene andere Elegie, aber am Ende doch nicht weniger aktuell gemeint. Es zeigt uns Solon als den tiefer denkenden Philosophen, der nicht von einigen reformerischen Eingriffen, von der einmaligen Beseitigung der krassesten Mißstände, sondern von einer gründlichen Änderung der Mentalität, von der Zurückdrängung des rohen, zügellosen Egoismus aus der Erkenntnis seiner schließlichen Unzweckmäßigkeit heraus das Heil erwartete und den Denkenden unter seinen Volksgenossen diese Überzeugung einzuprägen suchte. Er wird nicht verzagt haben, als er in seinem langen Leben so viel Verhöhnung seiner Grundsätze erleben mußte: denn er hatte ja erkannt und so klar ausgesprochen wie kein Grieche vor ihm, daß Gottes Mühlen langsam mahlen.

Das Bild des Menschen und Dichters Solon wäre unvollständig ohne einen Blick auf die mancherlei poetischen Kleinigkeiten, die uns unter seinem Namen überkommen sind: Gelegenheitspoesie von allerlei Inhalt. Wir sehen, daß er nicht nur, wo sein Innerstes mächtig ergriffen war, seine Gefühle und Gedanken in kraftvolle Verse ergoß, sondern daß der Poet, der in ihm steckte, auch die allerhand kleineren Gelegenheiten, die ihn zur Äußerung reizten, benützte, um sich im Gebrauch der poetischen Form zu üben, deren leichte und sichere Handhabung er von seinen ionischen Vorbildern erlernt hatte. Auch in den großen Dichtungen ist dem Strengen und Erhabenen so viel menschlich-persönliche *χάρις* beigemischt, daß der Würde des Gesetzgebers und Philosophen nichts Herbes, Abweisendes, Rigoroses anhaftet. In den kleinen Gedichten erscheint vollends die liebenswürdige Persönlichkeit, der nichts Menschliches fremd ist, die sich heiter und ungezwungen im Kreise der Genossen bewegt, im Ernst und im Scherz an ihrem Leben teilnimmt und auch für sich alles Beglückende, was dieses Leben bieten kann, in vollen Zügen kostet. Den Dreiverein Liebe, Wein und Dichtung preist er, der den Menschen Freude und Wonne gibt. Sein *μηρῶν ἱμείρων καὶ γλυκεροῦ στόματος* zitiert noch Apuleius als *versus lascivissimus*, hinter dem seine eigene, angeblich anstößige Liebespoesie weit zurückbleibe. Das von Platon getadelte Distichon, das den glücklich preist, der Lieblingsknaben, Rennpferde, Jagdhunde und Gastfreunde im Auslande besitzt, gibt freilich wohl nicht Solons eigene Meinung wieder, sondern mag (wie das oben S. 199 besprochene Stück aus einem politischen Gedicht) die landläufige Meinung ausgedrückt haben, der dann der Philosoph die eigene Überzeugung kräftig entgegensetzte (Fr. 22/24), daß ebenso reich wie der Besitzer eines großen Vermögens der sei, dem das tägliche Brot, Gesundheit, Kraft und Liebesfreuden zu ihrer Zeit nicht versagt seien. Zu dieser harmlosen Einfachheit des Solonischen Wesens, der nichts ferner lag als geistige Exklusivität und Gering-

schätzung der bescheideneren geistigen Bedürfnisse, die den Durchschnittsköpfen seiner Zeit gemäß waren, paßt auch das anspruchslose, aber formell doch nicht ungewandte Gedicht von den zehn Heptaden des menschlichen Lebens, das auch Wilamowitz unserem Solon zutraut. Auch für gastronomische Kleinmalereien hat Solon sich ebensowenig für zu gut gehalten (Fr. 38—41 Bgk., 33—35 H.-Cr.) wie später Xenophanes.

Natürlich haben derartige Gedichtchen auch viele andere gemacht. Die Mode solcher poetischen Stilübungen, die jedem zugänglich waren, der nur über ein wenig Geist und Sprachgewandtheit verfügte, kam eben auch von Ionien herüber; die alte Sitte des Rundgesanges beim Gelage beförderte diese Dilettantenpoesie. Man darf darum diese Verschen nicht allzu scharf interpretieren im Hinblick auf darin etwa niedergelegtes, spezifisch Solonisches Gedankengut; wie es auch kleinlichste und verständnisloseste Mikrologie ist, den Widerspruch zwischen dem Lebensalter-Gedicht, das das menschliche Leben 70 Jahre währen läßt, und der Replik gegen Mimnermos, die sich 80 Jahre wünscht, irgend bedenklich zu finden. Das Charakteristische an diesen Gedichten ist nur eben gerade dies, daß Solon so etwas mitmachte und an solchem Spiel ebenso eine anspruchslose Freude hatte, wie sein Geist in anderen Zeiten und in anderen Stimmungen zur Beantwortung der letzten Fragen sich aufzuschwingen getraute. Diese innige Beziehung zu beiden Welten trennt Solon aufs bezeichnendste von den großen einsamen Aristokraten des Geistes wie Parmenides, Heraklit, auch Platon. Denn während dieser den weltzugewandten Dichter in sich abzutöten gesucht hat, soviel er vermochte, hat Solon sich zeit seines Lebens an diese Welt gehalten mit klammernden Organen. Nichts berechtigt uns, jene Erotika für Erzeugnisse einer lockeren Jugend zu halten (wie der wackere Plutarch tat, Amat. c. 5 S. 751 C ff., gewiß nach älteren Vorgängern), der dann ein tatkräftiges Mannesalter und endlich die abgeklärte Weisheit des Greises gefolgt sei; ebensogut kann man (mit Wilamowitz) diese Versspiele dem Alter zuschreiben, ohne aber irgendwelche Gewißheit dafür in Anspruch nehmen zu dürfen. Den Eindruck erweckt die Summe des poetischen Nachlasses Solons mit Bestimmtheit, daß er eine in sich beruhigte, harmonisch glückliche Natur gewesen ist. Die beiden Seelen in seiner Brust haben sich nicht in faustischer Zerrissenheit voneinander zu trennen gesucht, sie waren in ihm aufs glücklichste vermählt. Ein Abglanz jener ruhevollen Heiterkeit, die sehnsüchtige, um Realitäten unbekümmerte Romantik lange Zeit zum Kennzeichen des vermeintlichen Idealvolkes der Hellenen machen wollte, liegt gewißlich über Solons Schaffen und Dichten. Seinen berühmten Beispielen Glücklicher in der Kroisosanekdote bei Herodot möchte man ihn selber beigesellen.

ANHANG

1. Die alte Crux in V. 34 des großen Gedichts kann ich nun definitiv beseitigen. Nach der Darlegung, daß Zeus am Ende jeden Frevel straft, fährt Solon fort:

θνητοὶ δ' ὧδε νοεῦμεν ὁμῶς ἀγαθός τε κακός τε
†ἐνδην ην αὐτὸς δόξαν ἕκαστος ἔχει usw.

Die zahlreichen Versuche, das in der maßgebenden Wiener Stobaios-Hs. stehende *ἐν δηνην* zu emendieren, kann man bei Bergk und Hense nachlesen. Mehrere sind gelehrt und fein

ausgedacht, unmittelbar überzeugend keiner. Wilamowitz (Sappho und Simon. 260) gesteht, über G. Hermanns αἰνεῖν ἦν, das den geforderten Sinn treffe, nicht hinauszukommen. Dann hat Reinhardt (Rh. Mus. LXXI 128) σπεύδειν vorgeschlagen und meint damit den Schlüssel zum Verständnis der Elegie als Ganzes gefunden zu haben. Was er dann darüber schreibt, ist sehr beachtlich, aber der Schlüssel ist doch der rechte nicht. Bedenklich ist gerade, daß σπεύδειν dann V. 38 erscheint, wo es vorzüglich steht, weil da eben die Aufzählung der verschiedenen menschlichen σπουδαί beginnt, während die vorangehenden Disticha (der Kranke hat das Gesundwerden, der Arme das Reichwerden im Sinne) sich scharf genommen noch nicht unter das σπεύδειν als Leitwort fügen. Auch das διπλάσιον σπεύδουσι in V. 73 empfiehlt nicht als Wiederaufnahme im Schluß die Einsetzung des σπεύδειν im Anfang des zweiten Teiles des Gedichts, denn die drei Disticha 71—76 sind ja nicht der Schluß des zweiten Teiles, sondern des ganzen Gedichts, dessen beide Teile sie durch Wiederheraushebung und Verknüpfung der Leitgedanken beider verklammern. Das Fazit des zweiten Teiles ziehen vielmehr die Disticha 65—70, in denen das Leitwort dieses Teiles, das wir daraus in das Einleitungsdistichon einzusetzen haben, nicht weniger als dreimal wiederholt wird:

πᾶσι δέ τοι κίνδυνος ἐπ' ἔ ρ γ μ α σ ι ν, οὐδέ τις οἶδεν
ᾗ μέλλει σχήσειν χρήματος ἀρχομένου·
ἀλλ' ὁ μὲν εὖ ἔ ρ δ ε ι ν πειρώμενος οὐ προνοήσας
εἰς μεγάλην ἄτην καὶ χαλεπὴν ἔπεσεν,
τῷ δὲ κακῶς ἔ ρ δ ο ν τ ι θεὸς περὶ πάντα δίδωσιν
συντυχίην ἀγαθήν, ἔκλυσιν ἀφροσύνης.

ἔρδειν für ευδην ist überhaupt keine Änderung. Es berührt sich im Sinn mit Reinhardts σπεύδειν und kann alles, was R. für σπεύδειν ins Feld führt, auch für sich in Anspruch nehmen; dabei ist es doch etwas schwächer und allgemeiner als σπεύδειν, ein weiterer Oberbegriff, und verträgt sich so besser mit den Versen vor 43. Das Entscheidende aber bleibt die fast völlige paläographische Koinzidenz und die Wiederholung im Schluß. Die Kompositionstechnik der Elegie bedarf dringend einer neuen Bearbeitung.

2. In den Schlußversen des Gedichts

κέρδεα δὲ θνητοῖς ὤπασαν ἀθάνατοι·
ἄτη δ' ἐξ αὐτῶν ἀναφαίνεται, ἣν ὁπόταν Ζεὺς
πέμψῃ τεισομένην, ἄλλοτε ἄλλος ἔχει

scheinen mir die drei letzten Worte noch nicht recht verstanden zu sein, wie die mancherlei Änderungsvorschläge zeigen. Wilamowitz paraphrasiert: ἄλλοτε ἄλλον μετέρχεται (scil. ἄτη). Man nehme κέρδεα als Objekt, und alles ist glatt: 'Gewinn (an Geld und Gut) geben die Unsterblichen den Sterblichen. Aber Unheil erwächst daraus. Wenn das Zeus zur Buße schickt, dann geht das Geld aus einer Hand in die andere.' Das paßt vorzüglich zu der von Reinhardt betonten Tendenz des Gedichts, die Irrationalität des Geschäftslebens zu erklären. Die Haupterscheinungsform der ἄτη ist für den Kaufmann der Vermögensverlust. Dazu Solon Fr. 15 Bgk. (14 H.-Cr.):

πολλοὶ γὰρ πλουτεῦσι κακοί, ἀγαθοὶ δὲ πένονται.
ἀλλ' ἡμεῖς αὐτοῖς οὐ διαμειψόμεθα
τῆς ἀρετῆς τὸν πλοῦτον, ἐπεὶ τὸ μὲν ἔμπεδον αἰεί,
χρήματα δ' ἀνθρώπων ἄλλοτε ἄλλος ἔχει.

DIE LEBENDEN UND DIE TOTEN

Von Ernst Maass

I

'Noch heute,' schreibt Weinhold am Ende seines Altnordischen Lebens, 'noch heute sind überall bei Begräbnissen uralte Sitten lebendig, die ohne Zusammenhang mit kirchlichen Einrichtungen ihre Wurzeln in der heidnischen Zeit haben.' Auch nach dem Glauben unserer deutschen Vorfahren ist die Seele ein noch längere Zeit nach dem Tode des Menschen sinnlich fortlebendes, nicht notwendig ewiges Wesen, das als Wiedergänger zu den Seinigen gern zurückkehrt, auf deren Existenz — in jedem Sinne, im bösen wie im guten — mächtig einwirken kann und versöhnt oder abgewehrt werden muß. An gewissen Stellen, besonders im nächsten Umkreise des Grabes, sollen, so wird noch heute unser Volk nicht müde zu raunen, böse Seelen sich bemerkbar machen, die mitternächtlich in irgendwelcher verflüchtigten Körpergestalt oder körperähnlich ihr schauerliches Wesen so lange treiben, als die Leiche als noch unverfallen gilt und die Erinnerung der Überlebenden an den Toten fortbesteht. Es heißt dann wohl 'Dort liegt ein Gebannter, dorthin geht nicht!' (P. Drechsler in 'Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen' II 1 S. 324). Indem man solchen Gräbern aus dem Wege ging, war man sicher, den dort ungesehen herumschwebenden Seelen und deren schädlicher Einwirkung zu entgehen. Die angsterfüllte Furchtbarkeit wilden Seelenkultes ist aber bei den Kulturvölkern immer nur in einigen Spuren und charakteristischen Überbleibseln noch erhalten, die Zeichen eifriger Sorgfalt um die eigene Wohlfahrt oft nur noch in scheinbaren Kleinlichkeiten ritueller Natur sichtbar. Auch der Brauch, den ich hier betrachten will, bestätigt, wie sehr doch den Menschen vor den liebsten Toten graute und noch heute graut; denn er besteht oder bestand vor kurzem einzeln fort. Von fürchterlicher Härte und blutrotem Anstrich erscheint er um so charakteristischer, als er sich ähnlich wild auch auf klassischem Boden findet. Die Kirche verbot und bestrafte die Sitte, die mit ihrem Säugling verstorbene Mutter durch einen Pfahl in das Erdreich des Grabes zu treiben und festzuheften; es heißt in den Wormser Bußordnungen Bischof Burchards: *Fecisti quod quaedam mulieres solent diaboli audacia repletae: cum aliqua femina parere debet et non potest, in ipso dolore si mortem obierit, in ipso sepulcro matrem cum infante palo in terra transfigunt? Si fecisti vel consensisti, duos annos debes paenitere.* Nach E. H. Meyers 'Badischer Volkskunde' S. 102 sollen noch in neuerer Zeit in Pommern Kindbetterinnen, auch ungetauft verstorbene Kinder, in dieser Weise gepfählt worden sein. Den Grund gibt Burchard an einer anderen Stelle seiner 'Bußordnungen' an, wo es heißt: 'Ungetauft gestorbene Kinder wurden von manchen Frauen, damit sie nicht durch Wiederkommen Schaden stifteten, an abgelegener Stelle begraben, vorher aber gepfählt': *Fecisti, quod quaedam mulieres facere solent instinctu diaboli: cum aliquis infans sine baptismo mortuus fuerit, tollunt cadaver parvuli et ponunt in aliquo secreto loco*

et palo corpusculum eius transfigunt dicentes, si sic non fecissent, quod infantulus surgeret et multos laedere posset? Si fecisti aut consensisti aut credidisti, quinque dies paeniteas. Die Handlung sollte wirklich, wie es ja auch gesagt wird, eine Sicherung gegen die Wiederkehr des Toten sein: man befürchtete, er werde nahestehende Personen — im zweiten Falle die überlebende Mutter — in den Tod nachholen. Brunner, der das Pfählen im älteren deutschen Recht behandelt und gesehen hat, daß diese Strafe, wie so oft im Rechtsleben, einer religiösen Volksgewohnheit erst entlehnt worden ist, weist nach, daß auch tote und lebendig zu begrabende Verbrecher durch Pfählung gehindert werden sollten, als Wiedergänger die Lebenden zu quälen. Es wird Zufall sein, daß wir mehr von gepfählten Leichen erfahren, z. B. durch die vielen — etwa zwanzig — Moorleichen an Nord- und Ostsee, von Schleswig-Holstein bis nach England, die wegen der im Kieler Altertumsmuseum aufbewahrten Exemplare von Juristen und Altertumsforschern, wie von Pappenheim und H. Brunner, behandelt worden sind. Es sind acht Männer-, neun Frauenleichen, vier unbestimmten Geschlechtes.[1]) Darunter ein ostfriesischer Fund: ein weibliches Gerippe, tief im Torfmoor unter einem Geflecht an Pfähle angebunden.[2])

Der Landgraf Philipp von Hessen erließ aus Cassel am 27. Mai 1554 eine Verordnung 'wider den Ehebruch, die Hurerey und Jungfrauschwächen, uneheliches Beylager, ingleichen wie der Kindesmord zu verhüten und zu bestrafen sey'. Die ausführliche, auf unserem Marburger Archiv aufbewahrte Urkunde lautet u. a. so: 'Die, so Kinder gehabt und gefährlich umgebracht hätten oder umbringen würden oder auch schwangeren Leib gehabt und das Kind mit Einnehmung von ihnen getrieben hätten, die soll man lebendig in ein Grab, ein Dornenheck uff ihren Leib legen, sie mit Erde beschütten und ihr eynen eychnen Pfol durch ihr Herz schlagen, zur Straffe und zum Abscheuhe menniglichen, und auch damit Gottes Zorn und Rach deshalb durch solche Straff diss so grausamen Lasters von der Gemeynen abgewendet werde.' Vgl. 'Sammlung fürstlich hessischer Landesverordnungen und Ausschreiben' I, Cassel 1767, No. LXII. Man hat erkannt, daß das — auch in anderen deutschen Verordnungen ähnlicher Art bei Grimm, DRA. ⁴II 275 hinzutretende — Dorngestrüpp demselben Zwecke wie der durch den Missetäter hindurch in die Erde gestoßene Pfahl dienen soll: er soll den toten Körper im Grabe befestigen. Endlich schreibt Tacitus an zwei berühmten Stellen der Germania 12: *Ignavos et imbelles et corpore infames caeno et palude iniecta insuper crate mergunt* und 27: 'Den Erdaufwurf des Grabes erhöht man durch aufgelegten Rasen', *monumentorum arduum et operosum honorem, ut gravem defunctis, aspernantur.* Müllenhoff erläutert S. 283: 'Die Worte zeigen die dem Tacitus eigene ethische Auffassung; solche Bauten, meine der Römer, widerstreben gleichsam dem Wunsche *sit tibi terra levis.*' Gewiß. Aber Tacitus muß selber geglaubt haben, daß schwere Steine den Toten beschweren, unten bannen. Tacitus hat in das inwendige Leben der Ger-

[1]) Bericht des Schleswig-holsteinischen Museums für vaterl. Altertümer bei der Universität Kiel, 1900, S. 28 (J. Mestorf).

[2]) Müllenhoff, Altertumskunde S. 245.

manen einen tiefen Blick getan; es war für ihn nicht versiegelt. Der angeführte Satz, ein wahres Musterstück der Kunst mit wenig Worten unendlich viel zu sagen, ist ein Hinweis auf den Toten- und Seelenkult gewisser Germanenstämme am Limes. Auch an der ersterwähnten Stelle lebt ein altes Geheimnis fort. E. H. Meyer freilich erklärte in der Vorrede zu seiner Mythologie, aus der 'Germania' wäre heute niemand imstande, die Eigenart des Totenkultes der Germanen jener Frühzeit auch nur zu ahnen. Wir müßten uns mit dieser Tatsache abfinden — so schmerzlich das Eingeständnis wäre, daß die 'Germania', diese Quelle von ganz unvergleichlichem Werte für die Urgeschichte unserer Nation, einen so wesentlichen Bestandteil des Innenlebens der Germanen gar nicht beachtet hätte —, wenn die Behauptung nur richtig wäre! Wenn wir die Zuverlässigkeit, auch relative Vollständigkeit des Tacitus hinsichtlich der Realien, wo wir seine Angaben durch die archäologischen Funde kontrollieren können, erkannt haben — und das ist besonders durch die Untersuchungen Müllenhoffs, Schumachers und G. Wolffs geleistet worden —, so werden wir dadurch auch vor voreiligem Verzicht in jeder anderen Beziehung bewahrt werden und lieber annehmen wollen, daß es an uns liegt, wenn wir aus der oft nur andeutenden Schilderung des Tacitus noch nicht alles Gold gewonnen haben. Im Moor sollen — so sagt er — unter anderen die *corpore infames* lebendig begraben werden *iniecta crate*: das — mit Steinen beschwerte — Flechtwerk wurde über den Versenkten gelegt, um ihn unten festzuhalten. Um die plagenden Geister im Grabe zu bannen, genügen in Hessen, wie ich bei Wuttke lese S. 473, große Steine; hilft das nicht, so ruft man einen katholischen Priester. Das Festbannen der Seelen in Sümpfe und Gesträuch, Dorn-, Hasel- und Eichengesträuch (S. 484) ist überhaupt als deutsch verbürgt. Irgendwo lese ich: die Tasmanier errichten zu gleichem Zweck auf dem Grabe ein Flechtwerk. Anfangs dieses Jahrhunderts fanden die Behörden an einem rumänischen Bauern Südungarns Hände, Füße und Hals an die Sargbretter befestigt, einen Nagel auch ins Herz getrieben. Die Täterin hatte im Auftrag der Dorfbewohner gehandelt, damit der an unbekannter Krankheit Verstorbene nicht in sein Haus zurückkehrte und die Verwandten mit dergleichen Krankheit ansteckte; 'das Festnageln sei alte Sitte der Rumänendörfer'. Es sieht ganz so aus, als wenn die Straf- und Rachepuppen im Zauberglauben alter und neuer Zeiten, Defixion und Bergung des Namens, d. i. der Person, im Erdboden, alte Kopien dieses wohl ältesten Verfahrens sind. Auch Lebende wurden ja auf diese grauenhafte Weise der Erde übergeben. Man warf Steine auf das Grab, um den Seelengeist festzuhalten. Man schützt sich, z. B. in Tirol, durch Steinwürfe aufs Grab, beim Vorübergehen an Orten, wo gewaltsam Umgekommene und daher Umgehende begraben liegen. 'Die Mörder fürchteten', schreibt Liebrecht (Zur Volkskunde S. 275) aus Schweden, 'daß die Geister der Ermordeten sich als Wiedergänger rächen, und warfen daher nicht bloß Steine auf die Leichname, sondern banden ihnen auch die Füße zusammen. Ebenso war es ehedem bei den Uskoken gebräuchlich, auf Kopf und Füße des Getöteten im Grabe schwere Steine zu legen, damit er nicht wieder umkehren und in seinem Wohnhause umgehen

könnte. Die Füße oder alle Gliedmaßen werden den Leichen mancher Naturvölker zusammengebunden, auf den Fidschiinseln, bei den Tupis Südamerikas u. a. m. zu dem Zwecke, 'damit die Toten ihre Freunde nicht mit Besuchen beunruhigen können'. Noch Gewaltsameres berichtet Strabon XVI 776 von gewissen ägyptischen Nomaden; sie binden den Nacken des Toten durch Zweige mit den Füßen zusammen und steinigen ihn in dieser erzwungenen Hockerstellung, unter fortgesetztem Lachen die Beerdigung beendend: offenbar zum Ausdruck des überstandenen Schreckens vor der Seele des nunmehr unschädlich gedachten Verstorbenen. Leichen mit farbigen Binden gewickelt (jetzt in Bonn) sind auf dem griechischen Kirchhof in Abukir gefunden worden. Abgeschwächt erscheint der Brauch in Hebbels Erzählung I 10 S. 29 W., wo jemand mit dem Beil getötet, vorher aber gepeitscht werden soll, damit der Tote nicht zu zeitig wiederkommt.[1]) Ein Bericht über Mykonos[2]) endet mit der Angabe, daß dem Wiedergänger — einem erschlagenen Bauern —, nachdem sein Grab geöffnet war, das Herz aus dem Leibe gerissen und verbrannt wurde. Als das nicht half, wurde die ganze Leiche verbrannt, und von diesem Zeitpunkt an sah man das Gespenst nicht mehr.[3]) Hier ist Verbrennen die radikalste Form des Bannens. Ebenso klingt eine Nachricht aus Island. Zuweilen bestimmte der Sterbende selbst seine Ruhestätte. Einer befiehlt vor seinem Tode, daß man ihn vor die Tür des Wohnhauses in stehender Stellung eingrabe, damit er seine Wirtschaft bequemer übersehe. Es geschieht. Weil er aber wiederkommt und viel Schaden anrichtet, gräbt man ihn aus, verbrennt ihn und streut die Asche ins Meer. Damit ist die Seele gebannt, kann nicht zurück ins Leben.

Wie in allen über die Welt verbreiteten Vampirsagen liegt in den mitgeteilten Fällen ausgesprochen, was einst, als sie aus der Tiefe der Menschenseele aufkamen, Geist und Phantasie des Volkes überwältigt hatte, die Furcht vor dem Wiedergänger. Darum trennte man von der Leiche den Kopf oder andere Gliedmaßen (*μασχαλισμός*, *ἀκρωτηριασμός*), durchschlug ihr die Sohlen u. a. m. Man nahm Salz in den Mund gegen sie oder streute es auf den Weg, den der Totenwagen nahm; man befestigte in Indien, um die Wagenspuren zu verwischen, ein Büschel Kleinholz oder einen Strohwisch am Schwanze der bei jedem Begräbnisse

---

[1]) Über den Dorn im Totenkult sonst: Samter, Geburt, Hochzeit und Tod S. 73 f. *ῥάμνος* d. i. Weißdorn *εἰς τὰ φαντάσματα βοηθεῖ*, ist *ἀλεξιάρης*; er wurde bei Todesfällen wie bei Geburten am Hauseingang angeheftet. Vgl. meinen Aufsatz in Kuhns Zeitschrift 1922. Auch der frische Zweig im Hermeshymnus, der den Träger *ἀκήριον φυλάττει*, d. h. vor den *κῆρες* schützt, gehört wohl hierher. Zeitschr. f. Volkskunde 1901 S. 265 ff.; Festgruß für Böthlingk S. 99; Schlesiens volkstüml. Überl. II 1 S. 297 ff.

[2]) Meiners, Geschichte der Religionen II 787 nach einem französischen Reisebericht.

[3]) Thera II 88; Pfuhl, Athen. Mitt. 1903 XXVIII 260. 280; J. Zehetmayr, Leichenverbrennung und Leichenbestattung 1907 S. 195. — Anders z. B. in den Choeph. 324 ff. 'den Geist des Gemordeten bändigt nicht des Feuers Zahn: er offenbart seinen Zorn, indem er sich die Rache holt (*βλάπτει*). *φθιμένων ὠκυτάτη νέμεσις* warnen die Grabsteine. *Νεμέσεια* waren Totenfeste. Lukian, De luctu 9 *τρέφονται δὲ ἄρα ταῖς παρ' ἡμῖν χοαῖς καὶ τοῖς καθαγιζομένοις ἐπὶ τῶν τάφων. ὡς εἴ τῳ μὴ εἴη καταλελειμμένος ὑπὲρ γῆς φίλος ἢ συγγενής, ἄσιτος οὗτος νεκρὸς καὶ λιμώττων ἐν αὐτοῖς πολιτεύεται.* Das ist Paraphrase der 'Choephoren'.

mitgeführten Opferkuh; 'überhaupt weist die mannigfache, das ganze indische Totenritual durchziehende Vorsicht den Seelen gegenüber auf den Glauben hin, daß diese dem, der sich nicht hütet, näher kommen, als gut ist'.[1]) P. Drechsler schreibt S. 394 aus Schlesien: 'Die Trauernden müssen das Grab dicht umstellen und dürfen keine Lücke lassen, sonst stirbt in kurzem jemand nach.' In R. Wilhelms 'Chinesischem Märchen' S. 69 vergiftet sich ein unartiger Knabe aus Furcht vor Strafe und geht als Dorfgespenst um, Schrecken und Krankheit verbreitend. Die Bauern berufen einen Zauberer, der, um den Spuk ins Grab zu bannen, Nägel aus Pfirsichholz in die vier Ecken schlug und einige Dutzend starke Männer mit Prügeln und Spießen das Grab umstellen ließ. Dann wurde die Leiche herausgenommen und verbrannt, und alles hörte auf. Auch der krankgewordene Vater erholte sich. Die Seele soll auch hier durch den Ring der Menschen nicht hindurch, weil sie die Überlebenden schädigen oder gar nachholen würde. Man hinderte sie durch Umstellung, wie durch eine lebendige Mauer. Das Mittel mag man wieder naiv nennen: anerkennen muß man es in seiner Geltung. Herzlos aber würde ich es nicht nennen: auch dieser Brauch entspringt dem Willen zum Leben, dem Grauen vor dem Tode, dem unheimlichen Rätsel des Menschenlebens. Naiv aber — wie viele alte Totenbräuche wären nicht dem modernen, dem alternden Verstande nach naiv! 'Ich hatte das Fenster geöffnet, daß die Seele (der eben verschiedenen Mutter des Sprechers) hinauskonnte' steht noch in einem 1917 erschienenen Buche (Gillhof, 'Jürnjakob Swehn'). Ist der Leichnam aus dem Hause, so schließt man auch bei uns noch heute vielfach Türen und Fenster; sonst könnte die Seele zurückkommen. Dem Leichenzuge schüttet man noch heute wohl auch Wasser und Feuer nach, um eine Wiederkehr der Seelen zu verhüten; denn beide Elemente scheuen sie. Deshalb wateten die Wenden in der Lausitz auf dem Rückweg vom Friedhof durch Wasser (Fehrle, Deutsche Feste und Volksgebräuche S. 101). Die Inder pflegten an das Grab eiligst einen Grenzstein zu setzen, welchem sie die magische Kraft beimaßen, die Seele des Toten von der Außenwelt dauernd und völlig abzutrennen, sie vor ihr zu sichern. 'Diese Umhegung setze ich den Lebenden' steht in einem rituellen Formular des Rigveda von diesem Grenzstein (Oldenberg, Religion des Veda S. 583). Das ist eine symbolische Scheidewand. Bastian teilt mit, daß die Bewohner von Borneo und andere Wilde Grabplätze mit spitzen Pfeilen umzäunen, um die Wiederkehr ins Leben zu verhindern.[2]) Livingstones Afrikaner und Madagassen bedienten sich zu demselben Zwecke der Dornhecken. Kongostämme verlegen den Weg, auf dem die Leiche zur Gruft geführt wird, durch Dorngestrüpp oder machen ihn sonst unkenntlich. So wäre auch der chinesische und der schlesische Menschenring um das noch offene Grab erkannt: als Behinderung der Seele, den Bannkreis zu verlassen. *οὐκοῦν νῦν δὴ ἡμᾶς δεῖ, ὥσπερ κυνηγέτας τινὰς, θάμνον κύκλωι περιίστασθαι προσέχοντας τὸν νοῦν, μή πηι διαφύγηι ἡ δικαιοσύνη καὶ ἀφανι-*

[1]) Oldenberg, Religion des Veda S. 570.

[2]) Die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele, Berlin 1893, S. 14. 40.

σθεῖσα ἄδηλος γένηται sagt Platon im 'Staat' IV 9 S. 432 B. Die Menschenseele ein Wild, das umstellt wird und nicht mehr ausbrechen kann. Der Vergleich ist ja so oft gebraucht. Phaidra spricht V. 670 ff. *τίν' αὖ νῦν τέχναν ἔχομεν ἢ πόρον σφαλεῖσαι κάθαμμα λύειν λόγου;* Sie sieht sich wie ein Wild verstrickt im Netz, als die Kammerfrau ihr Geheimnis verraten.

Mit rührender Liebe hat das deutsche Volk das Bild der toten Braut, der Gattin und vor allem der Mutter festgehalten, die es nicht lassen können, um Mitternacht dem Grabe zu entsteigen und den Geliebtesten ihrer Hinterbliebenen zu erscheinen. Die Braut zieht den Verlobten nach, er muß sterben. In Pommern kam einmal allnächtlich eine liebende Ehefrau aus dem Grabe, um dem verzweifelten Gatten freundlich zuzusprechen, bis er eines Morgens tot gefunden wird, langhingestreckt, als ob er das Gras des Grabhügels habe küssen und mit seinen Armen umfangen wollen.[1]) Die Mutter besucht mitternachts das Kindchen, um es zu nähren, einzusingen, ihm Mus zu kochen und die Windeln zu waschen, bis zum ersten Hahnenschrei. Man legt der Wöchnerin auch wohl ein Paar Schuhe in den Sarg für ihre Wanderung in die Ferne; christliche Umformung ist es, wenn ein Paar neuer Schuhe an einen Armen des Ortes bei dieser Gelegenheit verschenkt wurden, wie es eine Erinnerung an den Heidenbrauch ist, wenn im Oberelsaß die Mutterpflichten gegen den verwaisten Säugling an die Mutter Gottes übertragen sind, oder wenn nach der Regel des Deutschordens des verstorbenen Bruders beste Kleider und sein Trank und Speise auf vierzig Tage an einen Armen gegeben wurden. Auch in altgriechischen Gräbern des Festlandes sind neben anderem Schuhe manchmal nicht vergessen. Ein reicheres Frauengrab in Eleusis enthielt u. a. ein Paar tongeknetete Schnabelschuhe. Das war für die lange Reise ins Jenseits. Eine attische Terrakotta zeigt Andromeda am Felsen, wie ans Grab gefesselt, mit Binden umwunden; neben ihr Schuhe, die auf einem Kästchen neben ihr stehen. Bei den Deutschen — z. B. in Schwaben — bei den Esten, ja bei den Indianern Südamerikas hat man das Mitgeben von Schuhen ins Grab beobachtet. Auch da dienen sie für die lange Reise — *animula vagula blandula ... quae nunc abibis in loca?* klagt der sterbende Hadrian; er meint den so fernen wie traurigen Hades. Eine Sonderarbeit Höflers über diesen Gegenstand faßt so zusammen: 'Der Brauch war allgemein in Deutschland und auch bei den germanischen Völkern, daß man dem Toten Schuhe anzog; namentlich bei den Wöchnerinnen sollte man dies nie unterlassen; wenn sie nach ihrem Tode «wandeln» müßten, sollte ihnen das Schuhzeug zur Erleichterung dienen.' Und ebenda: 'In der Oberpfalz erhält die Leiche ebenfalls Schuhe, damit die liebe Seele Ruhe habe und nicht wiederkehre.' Im Hennebergischen hieß die letzte Ehrung und das letzte Mahl des Toten geradezu der Totenschuh. Neben dieser ursprünglichen Bestimmung des Totenschuhs begegnet die andere mildere Auffassung, daß die Schuhe der toten Mutter den Weg zurück, zu ihrem Säugling erleichtern sollen. Nicht Furcht, sondern Liebe wäre danach der letzte Grund des Brauchs.

---

[1]) E. H. Meyer S. 101.

Die Vorstellungen über solche Dinge bleiben nicht dieselben und nicht immer innerhalb desselben Volkstums einheitlich. Jeder Todesfall muß dem natürlichen Sinne des gesund empfindenden Menschen zum Anlaß widerstrebenden Fühlens und Denkens werden. Mag die letztgenannte Bestimmung jener Schuhe für die rückkehrende Seele unursprünglich sein: das Volksgemüt hat auch diesen Glauben hervorgebracht aus seiner unendlichen Tiefe, und nun besteht er brüderlich neben dem anderen wohl gar in denselben Personen, aber wie ein sehr unähnlicher Bruder. Wir Menschen empfinden eben leicht zwiespältig, können dem dann nicht anders Ausdruck geben als in widersprechenden Gedanken und Handlungen. Der Glaube ist in diesen Dingen kein starres Dogma, sondern in einiger Bewegung; er erträgt die Widersprüche, weil er aus der immer neu erlebten Wirklichkeit seine Kraft bezieht. In dem Falle der toten Wöchnerin sagte man ziemlich allgemein und gewiß ursprünglich, die Wiederkehr der Toten werde nicht gewünscht, sogar behindert. Man breitete und breitet hier und da noch jetzt in deutschen Landen auf dem Grabe der verstorbenen jungen Mutter, damit sie nicht mehr ins Haus komme, Windeln des Kindes aus, oder man fesselt sie gar im Sarge an einem Fuße. Gerade Wöchnerinnen gelten dem deutschen Volksglauben bei aller liebenden Behandlung doch wieder als sehr gefährlich für die Lebenden. Hieraus erklärt sich auch der alte Brauch, daß sie z. B. in Schlesien wie die Selbstmörder an einem abgelegenen Teile des Kirchhofs, eigentlich schon halb außerhalb oder hart an der hintersten Mauer, begraben wurden. Solche Fälle sind für den Ausgang des XVIII. Jahrh. urkundlich bezeugt. In Niebusch, einem Dorfe nahe bei Grünberg, war es noch i. J. 1790 gebräuchlich, Wöchnerinnen nicht auf dem Kirchhof, sondern dicht an der Mauer des Gottesackers zu begraben. 'Der Grund eines so abgesonderten Begräbnisplatzes zeugt von dem krassesten, hier herrschenden Aberglauben. Man behauptet nämlich, daß alle Frauenzimmer zwischen dem 15. und 49. Jahre zu einer gewissen Zeit im Monat büßen müssen, wenn sie zufälligerweise über den Grabhügel einer im Wochenbette verstorbenen Frau wegschritten', steht in einer schlesischen Raritätensammlung, die sich mit den Sätzen einführt: 'Jedes Land hat seine Volksgebräuche; warum nicht auch Schlesien?' In einer Breslauer Kirchenordnung wird dem Totengräber vorgeschrieben, wenn es sich um eine Wöchnerin handelt, 'fleißig aufzumerken, damit sie nicht graben am Wege, wo man pflegt zu gehen oder viel zu schaffen hat, sondern irgend an einem Winkel oder an der Mauer, wo man am wenigsten zu tun hat'. Als ausgemacht darf gelten, daß die Abneigung des Volkes, wohl auch derselben Personen gegen das Wiederkommen der Seelen immer erheblich stärker war als die Zuneigung.

II

Pausanias beschreibt im X. Buch das Grab der troischen Sibylle im Gebiete der jungen Stadt Alexandreia in der Troas. Die Stelle bedarf eingehender Erläuterung, obwohl die Erklärer zu glauben scheinen, sie hätten aus dem Wortlaut alles herausgeholt. Sie haben, zuletzt Corssen, die Hauptsache nicht gesehen. *καί οἱ τὸ μνῆμα ἐν τῶι ἄλσει τοῦ Σμινθέως ἐστὶ καὶ ἐλεγεῖον ἐπὶ τῆς στήλης·*

ἅδ' ἐγὼ ἁ Φοίβοιο σαφηγορὶς εἰμι Σίβυλλα
τῶιδ' ὑπὸ λαϊνέωι σάματι κευθομένα,
παρθένος αὐδάεσσα τὸ πρίν, νῦν δ' αἰὲν ἄναυδος,
μοίραι ὑπὸ στιβαρᾶι τάνδε λαχοῦσα πέδαν.
ἀλλὰ πέλας Νύμφαισι καὶ Ἑρμῆι τῶιδ' ὑπόκειμαι
μοῖραν ἔχουσα κάτω τᾶς τότ' ἀνακτορίας.

'Ich liege unten nahe dem Nymphenquell und diesem Hermes', eine Umgebung, die nicht ungewöhnlich für Gräber ist. Ein altspartanisches Totenrelief, eine aufrechte Platte inmitten einer tumulusartigen Anhäufung von Steinen und Erde, stand an seinem ursprünglichen Platze in der Nähe eines Hermessteines.[1]) Hermes, der Sohn der Mutter Erde, ist zugleich Seelengeleiter. Die ἑρμαῖα (ἑρμαῖοι λόφοι) gehören ihm, und auch Δημήτηρ ἑρμοῦχος ist als Mutter Erde der Gräber gesichert.[2]) Unerklärt ist μοίραι ὑπὸ στιβαρᾶι τάνδε λαχοῦσα πέδαν. Die Fußfessel, auf die mit τάνδε hingewiesen wird, muß sichtbar, also metaphorisch gesagt sein. Damit ist die Lösung gefunden: die πέδα ist die in V. 2 genannte Grabplatte: τῶιδ' ὑπὸ λαϊνέωι σάματι κευθομένα. Und diese ist, sofern sie den Toten belastet, ihn am Verlassen des Grabhügels hindert, eine Fußfessel. Bei Ophelias Begräbnis spricht der begleitende Priester: 'Statt christlicher Gebete sollten Scherben Und Kieselstein auf sie geworfen werden' (V 1). Dazu bemerkt H. Fritsche in der Ausgabe (Berlin 1880, S. 252): 'Nach englischem Gesetze wurden Selbstmörder an Kreuzwegen begraben und ihnen ein Pfahl durch den Leib getrieben; um den Pfahl häuften die Vorübergehenden Steine, Scherben' und Tschischwitz (Halle 1869, S. 171 f.): 'Die Steine (*flints and pettles* V. 254) scheinen beim Begräbnis des Selbstmörders, der sich ertränkte, charakteristisch zu sein. War das Wasser ein Brunnen, so grub man nach deutschem Brauch ihn außerhalb des Hofes auf einem Berg oder an einem Wege ein, und setzte ihm drei Steine, den einen aufs Haupt, den anderen auf den Leib, den dritten auf die Füße.' Der ganze Körper soll bewegungslos gemacht werden. Mit den englischen Bräuchen hat sich mir der Sinn des griechischen Grabepigramms erschlossen; daher ich sie schon hier erwähne, obwohl noch andere Beispiele aus der Griechenwelt zur Verfügung stehen. Denn auch bei ihnen ist die Anschauung alt, daß der über oder auf das Grab gelegte Stein den Toten unten festhalte, κατέχει. Und nun erläutert Hesych κάτοχοι] λίθοι οἱ ἐπὶ μνήμασι τιθέμενοι, d. i. 'die niederhaltenden'. Auf dem attischen, dem Bearbeiter des Artikels κάτοχος bei P.-W. unbekannten Steine IG. II 2, 1425a steht Ὀνήσιμος Σωσιγένους Παιανιεύς. ἄν τις ὀρύσσηι μοι, ἀπὸ τοῦ κατόχου δύο πόδες ὀπίσω μεταβάτω. ὀρύσσειν heißt ein Grab graben. Der Tote spricht von der ihn niederhaltenden Grabplatte, der πέδα. Natürlich kann auch die Totengottheit als niederhaltend bezeichnet werden, der gerade aus den attischen Zaubertafeln bekannte Ἑρμῆς χθόνιος κάτοχος und Γῆ κάτοχος (Nr. 101): Ἑρμῆ κάτοχε, κάτοχος ἴσθι τούτων τῶν ὀνομάτων (d. i. Personen) . . . Ἑρμῆ καὶ

[1]) Athen. Mitt. II 303; Furtwängler, Sammlung Sabouroff Taf. I.

[2]) Über diese Dinge und den Hermenstein als Symbol des Gottes: C. Curtius, Die antiken Hermen, München 1903.

Γῆ, ἱκετεύω ὑμᾶς — *quod Terra et Mercurius necessitate irrevocabili detinent defunctos* sagt gut der Thesaurus. Alles Schlimme möge unten in Nacht gehüllt verbleiben, γαίαι κάτοχα 'von der Erde zurückgehalten', soll Atossa beten (Perser 223). Auch hier ist also γαῖα κάτοχος. Für dies Wort tritt δέσμιος ein, ganz wie auf der Sibylleninschrift von Alexandreia in der Troas die Steinplatte πέδα heißt. Die Metapher ist alter Sepulkralsprache entlehnt. δέσμιοι heißen die Klausner des Sarapeums; eigentlich sollten sie immer nur κάτοχοι heißen. So weit reicht der metaphorische Gebrauch. Und wer denkt nicht an den 'gefesselten' Gott, der, sobald er in den Hadesbereich getreten, zum κάτοχος im eigentlichen Sinne wird? Und umgekehrt. Das Enyaliosbild in Sparta war gefesselt; das Bild ist der Gott selbst; das Volk glaubte nach Pausanias III 15, 7 οὔποτε τὸν Ἐνυάλιον φεύγοντα οἰχήσεσθαί σφισιν ἐνεχόμενον ταῖς πέδαις. Der Pindarscholiast zu Ol. VII 93 schreibt: Πολέμων μὲν γάρ φησι παρὰ Χίοις μὲν τὸν Διόνυσον δεδέσθαι, καὶ παρ' Ἐρυθραίοις δὲ τὸ ἕδος τῆς Ἀρτέμιδος, καὶ ὅλως πολὺν κατεσπάρθαι λόγον περὶ τῶν ἀγαλμάτων, ὡς μὴ μενόντων, ἀλλὰ πορευομένων ἄλλοσε πολλάκις. Plutarch erklärt Qu. Rom. 61 die römische Sitte, Namen gewisser Gottheiten zu verschweigen, daraus, daß man die ἔκκλησις und μετοίκησις damit verhindern wolle: ὥσπερ οὖν Τύριοι δεσμοὺς ἀγάλμασι λέγονται περιβαλεῖν, ἕτεροι δ' αἰτεῖν ἐγγυητὰς ἐπὶ λουτρὸν ἢ καθαρμόν τινα προπέμποντες, οὕτως ᾤοντο Ῥωμαῖοι τὸ ἄρρητον καὶ τὸ ἄγνωστον ἀσφαλέστατον εἶναι θεοῦ καὶ βεβαιοτάτην φρουράν. Endlich Aktaion. Sein Bild war mit eisernen Fesseln an den Felsen gekettet, um ihn zu hindern, als Gespenst umzugehen und durch Steinwürfe Verderben zu stiften. Man beging ihm alljährlich ein Totenfest. κατοχή, δεσμωτήριον (κατάδεσις) und Todeszustand in Einem. κατοχή Haft hat die aktive Bedeutung bewahrt, während κάτοχος gewöhnlich passivisch ist = δέσμιος 'niedergehalten', 'gefangen', ἐγκάτοχος in etwas gefangen, ἐγκατοχεῖν (ἱερῶι), auch παρακατέχεσθαι 'im Sarapisheiligtum wie im Gefängnis sein' gesagt von den Eingeschlossenen, die auf die Weihe die Wiedergeburt dort warteten, also für dies Leben abgestorben sind. Die langen Deckplatten sind im kleinen, was die auf widerspenstige Riesen und Titanen getürmten Gebirge, Ätna und Vesuv, im großen: sie beschweren und halten nieder die unten Liegenden, die den Ort nicht wechseln sollen. In den Sibyllinen heißt es vom ägyptischen Sarapeum V 487 f.:

καὶ σύ, Σάραπι, λίθους ἀργοὺς ἐπικείμενε πολλούς,
κείσηι, πτῶμα μέγιστον, ἐν Αἰγύπτωι τριταλαίνηι.

So die Klemensüberlieferung Protr. IV S. 39 St., der Text der Sibyllinen ist arg entstellt in λίθοις ἐπικείμενε πολλὰ μογήσας.[1] Sarapis hatte 'viele Steine nutzlos auf sich liegen': der ungeheure Marmorberg, sein Tempel, wird auf den

[1]) ἅρματα ἐπικείμενα κίστας ἐχούσας ἱερὰ μυστικά die Mysterieninschrift von Andania § 6; κοτινὸν κλοιὸν στεφάνην στέφανον ἱερὰν ἐσθῆτα κράνος τοὺς καλουμένους ἄπικας τιάραν ἐπικείμενος u. a. m. findet sich, besonders im Lukian. κάρα ἐπικείμενον κυνέαν Euripides im Botenbericht der 'Schutzflehenden' 725 (dazu Markland, Leipzig 1822, S. 143; Jacobitz im Index u. d. W. ἐπικείμενον und Dindorf im Thesaurus S. 1625). *Dic quibus in terris inscripti nomina regum nascantur flores* Vergil, Ecl. III 105 von Aias und Hyakinthos.

Gott drücken wie ein Riesengrab, ihn festhalten, daß er nicht nochmal durch seine Wiederkehr die Menschen schädige. Für die Sibylle ist der Sarapistempel das Sarapisgrab. So spricht Lukian vom toten Maussolos: Nekyom. 17 *τοσοῦτον ἀπολαύων τοῦ μνήματος, παρόσον ἐβαρύνετο τηλικοῦτον ἄχθος ἐπικείμενος*. Auf Thera IGA. 451 sind diese Platten einen Meter lang, ähnlich in Theben. Ausdrücke wie *μνῆμα τόδ' ἔστ' ἐπὶ σώματι κείμενον ἀνδρὸς ἀρίστου* vom Stein, *ἐφιστάναι, ἐπι-* oder *κατατιθέναι ἐπὶ θανόντι* u. ä. sind damals noch ganz sinnlich gemeint. Auch das bloße *ἐπί* mit dem Dativ. Der aufliegende Stein hält die Leiche fester als lockere Erde.

III

Nachahmer des Tacitus, Grieche von Geburt (Antiochener) und weitgereist, hat Ammianus für die Gewohnheiten des Volkes wie des Hofes einen empfänglichen Sinn bewahrt. So berichtet er vom Oberrhein, wo sein erklärter Liebling Julian i. J. 356, dem Vorjahre des letzten Römersieges über die Germanen — bei Straßburg über die Alemannen —, die Sicherung der Reichsgrenzen vornahm. In diesen Gegenden hatte Ammianus sich damals selber längere Zeit aufgehalten. Da fallen von den Germanen einige sittengeschichtliche Bemerkungen. Ich muß aus der Clarkschen Ausgabe (Berlin 1910) den der Erklärung bedürftigen Wortlaut hersetzen: *Audiens itaque Argentoratum Brotomagum Tabernas Salisonem Nemetas et Vangionas et Mogontiacum civitates barbaros possidentes territoria eorum habitare — nam ipsa oppida, ut circumdata retiis busta, declinant — primam omnium Brotomagum occupavit, eique iam adventanti . . . Germanorum ⟨pars* oder *manus* oder *acies⟩ pugnam intentans occurrit* XVI 2, 12. 'Julian vernahm, daß die Alemannen die Städte der Rheinebene Brumath, Zabern, Selz, Worms, Speier und Mainz in ihrer Gewalt und auf deren Stadtgebieten sich häuslich niedergelassen hätten (denn wie netzumgebenen Gräbern gehen sie den Städten selber aus dem Wege). Daraufhin besetzte Julian zuerst Brumath. Und schon beim Anmarsch geriet er mit einer Germanenschaar in Kampf.' Die ältesten Ausgaben von 1517 und 1522 haben *retibus* eingesetzt, Georges leitet *retiis* von einem Singularis *retia* ab. Es genügt dementgegen, daß das CGL. *retium* (als Sing.) oft und sicher bezeugt. Die vorgeschlagenen Textänderungen sind überflüssige Mühe: *lustra* wollte für *busta* Accursius, *vepretis* für das schon durch die Glossare sprachlich hinlänglich gesicherte *retiis* sogar O. Hirschfeld und Brunner. Die Worte aber *nam ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant* stellen der Erklärung ein sachliches Problem. Die Alemannen gingen umwallten Niederlassungen aus dem Wege, mieden sie auf alle Weise *ut circumdata retiis busta*; denn das bedeutet *declinare,* und *bustum* ist der Aufwurf von Erde oder Steinen, auf welchem in der Regel eine Stele stand. Die Alemannen waren nach alter Art *ἀτείχιστοι, ἄφαρκτοι καὶ κατὰ κώμας οἰκοῦντες*, wie Thukydides I 2. 5. 6 die Urbewohner seiner griechischen Heimat darstellt, auch Nichtgriechen schildert. Wegen der Grabnetze verweise ich auf E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 394, wonach im Hanauer Ländchen des Elsaß der Wöchnerin Grab mit Garn

umsteckt wurde, um ihr Wiederkommen zu verhindern, und auf Wuttkes Deutschen Volksaberglauben S. 480, wo es heißt: 'Als die Cholera zum ersten Male nach Westpreußen kam, hielt das Volk in der Gegend von Conitz die zuerst Hingerafften für Blutsauger und wollte sie ausgraben und köpfen, und nur sehr kräftige Maßregeln der Behörde konnten die Leichen schützen. Man will solche Tote nach einem Jahre wieder ausgegraben haben . . . Um ein solches Nachholen von Lebenden zu verhindern, gibt man jetzt (der Berichterstatter schreibt i. J. 1837) jedem Toten ein Stück Fischernetz oder eine Handvoll Mohnkörner mit in den Sarg; dadurch hat er Beschäftigung, die ihn von den mörderischen Umgängen abhält. Denn von dem Netze löst er alle Jahre einen Knoten und von dem Mohn ißt er alle Jahre ein Korn. Auch steckt man, sobald die Leiche aus dem Hause getragen ist, ein Messer über die Haustüre.' Das Messer dient zur Abwehr, wie Odysseus im Hades die von ihm nicht gewünschten Seelen mit dem Schwerte zurückscheucht. Das Mohnessen schläfert ein, benimmt der Seele also die Angriffslust, und die Netzknoten behindern die freie Bewegung. Alles Mittel, den Wiedergänger von den Lebenden fernzuhalten. Wir haben auch hier Überbleibsel und Überlebsel aus der Grabessitte unserer heidnischen Vorfahren. Eine solche Beziehung erkennen wir auch in dem bei uns Deutschen noch heute vorhandenen Glauben, daß das Netz, das von der Spinne gesponnene Netz, wie uns immer wieder gesagt und erläutert wird, 'das Haus vor vielem Unglück bewahrt'; wie denn das Netzmotiv alle feindseligen Dämonen von Menschen und Sachen fernzuhalten vermag. Ein kleines Netz, über die Haustüre oder das Fenster gehängt, schützt nach dem Glauben verschiedener Naturvölker vor bösen Geistern. Nach Bastian a. a. O. spannen die Pantani (Malaien) über das Grab ein netzartiges Geflecht aus Baumwollengarn, um den Seelengeist einzuschließen. Der Brauch wird auch in Loango und in China geübt. Bei den Tibetanern werden an den vier Ecken der Gräber Stöcke in der Erde befestigt, welche untereinander mit roten, weißen und gelben Fäden verbunden sind. Also auch eine Art Netzwerk! Die peruanischen Leichen sind mit einem Stricknetz umgeben. Ebenso werden auf den Aleuten die Leichen mit Netzwerk überzogen. Die Dajaks auf Borneo legen um das Grab eine Art Fußschlinge, 'damit die abgeschiedene Seele nicht zu den Lebenden zurückkommen kann.'

Die Ammianstellen setzen eine Sitte voraus, Gräber gefährlicher Toten mit Netzen zu umstecken und sie zu Gefangenen zu machen. 'Im Neuen sehen die Menschen nur das Seltsame. Im Seltsamen jedoch das Bedeutsame zu erblicken, dazu gehört schon etwas' (Wanderjahre II 3). Das Bedeutsame ist hier die Gleichheit des Abwehrmittels bei den Völkern gleicher und auch so verschiedener Art. Durch *generatio spontanea* erzeugten sich aus dem ganzen Wesen primitiver Menschheit unbewußt dieselben Mittel zur Seelenabwehr. Selbsterhaltungstrieb ist das stärkste der psychischen Momente, elementar und wie die Elemente unverwüstlich durch die Jahrtausende zu uns herüberdauernd. Auch die Nachtschatten und alle Erinnerungen, die von der Sonnenseite des Lebens in die große inwendige Not der Vorfahren führen, sind eine heilige

Sache, die wir pflegen sollen. Behalten ist ja immer nur einiges, hier und da ein Klang, eine Farbe, ein paar Linien; darum *συνεπινοεῖν δεῖ καὶ τοὺς ἐντυγχάνοντας, ὅπως κατὰ βάθους ὀρύττοντες τὰ μυστικῶς κατακεχωσμένα ἀνεύρωσιν.* Ammian hat sein Werk in Rom ausgearbeitet und abschnittsweise vorgelesen. Er besaß für alles, was die Religion angeht, einen ausgeprägten Sinn, der sich, weil eine gleiche Neigung auch hier bei seinen Zuhörern zu erwarten war, manchmal in längeren Exkursen ausspricht. An einer späteren Stelle seines Werkes kehrt derselbe Vergleich mit den Gräbern wieder für die Hunnen, von deren abschreckenden Gewohnheiten der Historiker aus mündlichen und schriftlichen Quellen diese grelle Schilderung macht (XXXI 2, 2): 'Von Jugend auf ritzen sie ihre Wangen tief mit dem Messer, so daß unter dem Schorf der Wunden der Bartwuchs leidet und allmählich verschwindet', und so *senescunt imberbes absque ulla venustate, spadonibus similes, compactis omnes firmisque membris et opimis cervicibus, prodigiosae formae, ut bipedes existimes bestias vel quales in commarginandis pontibus effigiati stipites dolantur incompte.* Und weiter: sie seien ein rauhes Volk, genießen keine am Feuer bereiteten Speisen, essen vielmehr einfach die Wurzeln des Waldes und das Fleisch, das sie sich selber auf dem Rücken der Pferde mürbe reiten. Und nun die Hauptsache: *Aedificiis nullis unquam tecti, sed haec, velut ab usu communi discreta sepulcra, declinant. Nec enim apud eos vel arundine fastigatum repperiri tugurium potest, sed vagi montes peragrantes et silvas pruinas famem sitimque perferre ab incunabulis adsuescunt. Peregre tec⟨ta aedificia⟩, adigente maxima necessitate, non sub⟨eunt⟩. Nec enim apud eos securum existimant esse sub tec⟨torum tutela* o. ä.⟩. Im Schlußsatz steht *apud eos* pleonastisch: 'Sie halten es bei ihnen unter dem Dachschutz nicht für sicher'. Solche der Deutlichkeit dienenden Pleonasmen bei Zeit und Ortsbestimmungen sind gerade in der historischen Literatur, z. B. bei Thukydides, zu finden. Zur Streichung von *apud eos* (Clark) ist kein Anlaß.

Ich habe etwas mehr, als meinem Zwecke unmittelbar dient, aus dem Wortlaut des Historikers mitgeteilt, weil darin seine Art gut beleuchtet wird. Wir sehen, wie er darauf aus ist, seinen römisch-griechisch erzogenen Lesern das Fremdartige der Hunnensitte durch Vergleiche sinnlich nahezubringen: denn *Hunnorum gens monumentis veteribus leviter nota* (2, 1). Er vergleicht ihre auf gewaltsame Weise erreichte Bartlosigkeit mit den bartlosen Eunuchen, die vom Orient her die Mittelmeerwelt nicht aufhörten zu überschwemmen; die Worte *prodigiose deformes et pandi* 'in erschreckendem Grade abnorm gestaltet und gekrümmt' erzwingen das Bild zweibeiniger Bestien (Tiervergleiche liebt Ammian) und, zur Auswahl, noch das andere von den Gesichtskapitellen an Brückenbalken, wie diese mit der Zimmermannsaxt roh angearbeitet wurden. Damit trifft Ammian ersichtlich wieder eine bei seinen Lesern, nicht aber bei den kulturlosen Hunnen als herrschend gedachte Sitte. Gilt das aber von den ersten Vergleichen: sollen wir das letzte der Bilder ohne Not anders beurteilen? Die Analogie empfiehlt den Vergleich umwallter Stadtanlagen mit gewissen isolierten Gräbern aus dem Bereich der Hunnen selbst

fortzudenken und in die Kultur, in welcher Ammian und sein Leserkreis lebten und für die er schrieb, zu verlegen. Das wird durch folgenden Umstand zur Gewißheit. II 11 nennt er die Hunnen, die er als Menschen sehr tief stellt, *inconsultorum animalium ritu, quod honestum inhonestumve, penitus ignorantes, flexiloqui et obscuri, nullius religionis vel superstitionis reverentia aliquando obstricti.*[1]) Wenn die Hunnen, wie wir hier hören, vor übersinnlichen Dingen keinerlei quälende Furcht, Ehrfurcht oder Aberglauben fühlten, dann konnte Ammian nimmermehr in demselben Atem behaupten, sie hätten isolierte Gräber scheu gemieden. Wie hätten die Hunnen jenen als unheimlich charakterisierten Grabanlagen scheu aus dem Wege gehen sollen, wo sie sich ja von keiner religiösen Scheu gequält fanden? Folglich trifft die vergleichsweise herangezogene Gewohnheit, isolierten Gräbern fürsorglich auszubiegen, nicht für die Hunnen zu, sondern für die griechisch-römische Welt Ammians. Und was der einen Stelle recht ist, das muß nun auch der andern, der zuerst behandelten von den Alemannen, zugestanden werden. Dies um so mehr, als die Worte über die Hunnen ganz offenbar auf den analogen Satz von den Alemannen Bezug nehmen, ihn eigentlich nur wiederholen. Der Schriftsteller hat auf seine frühere Beschreibung verweisen wollen. An der zweiten Stelle gehen die Hunnen gedeckten Hütten aus dem Wege, d. h. sie bauen sie gar nicht erst; an der früheren Stelle weichen die Alemannen in den von ihnen besetzten fremden Landschaften umwallten Städten, genauer Wegsperren, aus, die sie dort also vorgefunden. Wegsperren, das bedeutet *oppida.* Ungenau übersetzt F. Dahn 'Urgeschichte der germ. und röm. Völker' I 55: 'wie Gräber mit Netzen umspannt meiden sie die Stadtmauern'; es muß heißen: ummauerte Städte. Das gilt hier aber nicht gleich. Völligen Unsinn lese ich bei A. Dopsch unter Berufung auf Dahn (Wirtschaftl. und soziale Grundlagen der europ. Kulturvölker I, 1918, 146): 'Die Alemannen scheuten die Städte wie Gruben, die, von Netzen umgeben, das Grab ihrer Freiheit bedeuteten.' Hier ist zudem die zweite Stelle bei Ammian nicht beachtet, welche das Selbstverständliche noch bestätigt, nämlich daß *bustum* nicht die Wildgrube, sondern dasselbe wie *sepulcrum* ist. An der einen der beiden Stellen ist *declinare* nach seinem ursprünglichen Sinne zu verstehen, in dem andern Falle aber unursprünglich, da man dem, was noch nicht da ist, eigentlich auch nicht aus dem Wege gehen kann. Es scheint nicht bloß, als liege einer der Fälle vor, wo der Schriftsteller eine eigene Schöpfung denaturiert hat. Dem ist wirklich so, und die Denaturierung wird vor unseren Augen sozusagen vollzogen. Das Beispiel kann als Muster auch für solche Fälle mitgelten, an denen die Entwicklung äußerlich nicht mehr erkennbar wird. Das mag, da auch das sachliche Verständnis gewinnt, kurz dargelegt werden. Ammian unterscheidet in bezug auf die Wohnstätten das Verhalten der Hunnen zu Hause und auswärts. Zu Hause wohnen sie ohne gedeckte Hütten unter freiem Himmel, jeder Witterung ausgesetzt; sie kommen gar nicht in den Fall, unter ein Dach

[1]) Wie die Hunnen, so die Alanen 2, 23: *Nec templum apud eos visitur aut delubrum, ne tugurium quidem culmo tectum cerni unquam potest, sed gladius barbarico ritu humi figitur nudus eumque ut Martem regionum, quas circumcircant, praesulem verecundius colunt.*

zu treten. Auswärts, auf ihren Zügen gegen andersgeartete Völker, bleiben sie trotz allem, *adigente maxima necessitate,* fest bei dieser Sitte: sie gehen den vorhandenen gedeckten Behausungen der andern ganz und gar aus dem Wege (*peregre tecta non subeunt*). Zu beiden Gliedern gemeinsam gehört der begründende Schlußsatz: *nec enim apud eos securum existimant esse sub tect⟨orum tutela⟩* 'bei ihnen gilt es als gar nicht geheuer unter dem Schutze der Dächer.' Der Vergleich *velut ab usu communi discreta sepulcra* trifft in seiner vollen Wucht des Wortlauts zu auf den zweiten Fall, das *peregre.* Dieser hatte dem Schriftsteller wohl zuerst vorgeschwebt. Bei der Niederschrift aber schob sich das Verhalten der Hunnen zu Hause dem andern Gliede lebhaft voran. So ist die kleine Inkongruenz entstanden, die wir nur psychologisch auflösen sollen. Die Texterweiterung in den Ausgaben durch Einschub von ⟨*nisi*⟩ vor *adigente maxima necessitate* würde dem Grundgedanken 'die Hunnen treten nun einmal unter kein Dach' widersprechen.

Die beiden Ammianvergleiche haben in Tacitus ihr Vorbild. Während dieser Germ. 16 sich begnügt zu erklären *nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est,* steht Hist. IV 64 der von einem aufstandlustigen Tenkterer in Köln gesprochene Satz: *muros coloniae, munimenta servitii, detrahatis; etiam fera animalia, si clausa teneas, virtutis obliviscuntur.* Der Schauder vor ummauerten Städten gleicht in der Auffassung der Germanen dem Schauder des freien Mannes vor dem Kerker. Die Stellen seines erklärten Musters hatte Ammian im Gedächtnis, als er die hier so ausführlich behandelten Vergleiche niederschrieb. Die *monumenta servitii* sind ersetzt worden durch die *busta retiis circumdata* und *ab usu communi discreta sepulcra,* der Schauder vor der Kerkerhaft durch den Schauder vor den netzumsteckten Gräbern. Unheimlich das eine wie das andere.

ANDERTHALB JAHRE KAMPF UM DEN ALTONAER 'JOSEPH'

Ein Rückblick und ein Ausblick[1])

Von Paul Fischer

Als zu Beginn d. J. 1887 Erich Schmidt unerwarteterweise in Dresden den Urfaust entdeckte, und wieder als Gustav Billeter in Zürich Ende Januar 1910 in einer ihm im Dezember 1909 durch einen älteren Schüler zur Prüfung überreichten Handschrift zu seiner freudigen Überraschung eine Abschrift von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung erkannte: da lagen beidemal die Dinge

[[1]) Nachdem im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 78 ff. Karl Heinemann Goethes Verfasserschaft entschieden abgelehnt hat, wollte sich die Redaktion dem Wunsche eines Vertreters der Gegenpartei nicht entziehen, die Leser über den weiteren Verlauf des Streites zu unterrichten, um so weniger, als sie die kürzlich (Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol. 1922, 91 ff.) ausgesprochene Hoffnung nicht teilen kann, 'daß das Gewitter ausgetobt haben möge'; 'der ganze Josephunfug' gehöre nur 'in die Kreise vorübergehender geistiger Störungen' (!). *Quis tamen exiguos elegos emiserit auctor, Grammatici certant, et adhuc sub iudice lis est.* D. H.]

klar und einfach. Der Urfaust, in einem dem Major von Göchhausen vererbten dickleibigen Quartbande aufgefunden, lag in einer sauberen Niederschrift von dessen verstorbener Großtante Luise von Göchhausen, dem vielgenannten Hoffräulein der Herzogin Anna Amalia, vor, und die Handschrift des Urmeister rührte nachweislich von Goethes einstiger Freundin Barbara Schultheß und deren gleichnamiger Tochter her. Luise von Göchhausens Hand war aus zahlreichen Aufzeichnungen wohlbekannt; wie lebhaft sie jede neue Dichtung bekannter Zeitgenossen, zumal die Goethischen, begrüßte, wußte man; und leicht war es für sie, aus den Hofkreisen oder von Goethe selbst eine Abschrift des von diesem nach Weimar mitgebrachten Urfaust zu erhalten. — Ebenso bekannt war es, daß regelmäßig eine Niederschrift der neu entstandenen Teile des Urmeister nach Zürich zu Barbara Schultheß wanderte, die dann um so leichter von neuem abgeschrieben werden konnte, als Mutter und Tochter, deren Handschriften sich leicht feststellen ließen, gleichzeitig am Werke waren. Hier galt es nur, aus den aufgefundenen mittelbaren Abschriften einen möglichst bereinigten Text herzustellen, was dann für den Urfaust durch Erich Schmidt, für Wilhelm Meisters theatralische Sendung durch Harry Maync bestens besorgt worden ist.

Ganz anders stand es, als im September 1920 bei Gente in Hamburg ein Buch erschien mit der Überschrift 'Joseph, Goethes erste große Jugenddichtung, wieder aufgefunden und zum erstenmal herausgegeben von Prof. Dr. Paul Piper, Faksimile-Ausgabe.' Nur wenige Eingeweihte waren schon längere Zeit auf das Erscheinen dieses Werkes vorbereitet. Ein etwas größerer Kreis hatte durch buchhändlerische Anzeigen und einen in durchaus zustimmendem Sinne gehaltenen Aufsatz Albert Malte Wagners in dem von ihm geleiteten Hamburger Fremdenblatt kurz vor der Veröffentlichung des Buches davon Kunde erhalten. Nach dem Erscheinen trat man dem aus starkbeschädigter, vielfach schwer lesbarer Handschrift mühsam entzifferten, etwa 5000 Verse umfassenden Werke, das aus meist in Gesprächsform gehaltenen Alexandrinern mit liedartigen Einlagen in allerlei Versarten besteht, von vornherein mit starken Zweifeln entgegen. Allgemein hatte man angenommen, daß Goethes umfangreichste Knabendichtung, der 'Joseph', der nach vorsichtigster Schätzung von 1762—1764 entstanden war, in oder schon vor dem Oktober 1767 mit anderen für unreif befundenen Dichtungen früherer Jahre von Goethe selbst verbrannt und damit für immer vernichtet sei. Und sollte auch wirklich, wie durch ein Wunder, diese Josephdichtung gerettet worden sein, wie ließ es sich erklären, daß die Handschrift von Frankfurt nach Altona gekommen war? Für das erste der beiden Bedenken fand der Herausgeber in seiner ausführlichen Einleitung die Ausflucht, daß der junge Goethe in dem hierbei in Frage kommenden Briefe an seine Schwester Cornelia vom 12. bis 14. Oktober 1767 zwar von anderen Knabendichtungen sage, sie hätten ihre Jugendsünden durch Feuer gebüßt, daß es darin aber von dem 'Joseph' nur heiße, er sei ebendahin 'verdammt' worden. Man dürfe um so mehr annehmen, daß er in Wirklichkeit nicht verbrannt worden sei, als gleich nachher gesagt werde: 'es ist', nicht: 'es war,

ein erbauliches Buch.' In der Tat jedoch konnte diese Deutung keinem ohnehin Ungläubigen genügen. Und auf die Frage, wie die titel- und namenlose Handschrift des 'Joseph', die er bereits 1894 ohne weitere Erklärung von einer alten ihm befreundeten, inzwischen aber verstorbenen Dame zum Geschenk erhalten, sich von Frankfurt nach Altona verirrt habe, hatte der Herausgeber überhaupt keine Antwort.

Eine offenbare Ähnlichkeit der Schriftzüge mit den späteren Goethischen brachte ihn, als er sich etwa ein Vierteljahrhundert, nachdem sie in seinen Besitz gelangt war, an die Entzifferung machte, zuerst auf den Gedanken, der junge Goethe habe sie selbst geschrieben. Bald aber überzeugte er sich, daß diese Vermutung nicht haltbar sei; vielmehr mußte sie, wie aus einer Reihe von eigenartigen Schreibfehlern ersichtlich war, aus einem Diktat hervorgegangen sein. Wer sollte sie also, wenn sie wirklich Goethes Jugendwerk war, anders aufgezeichnet haben als der nach Goethes Ausdruck durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig gewordene Dr. juris Joh. Dav. Clauer, der als Mündel im Hause des Rats Goethe wohnte und von diesem gern als Schreibhilfe benutzt wurde, und dessen nach seiner Angabe sich auch Wolfgang gern in freien Stunden bediente? Nun aber fehlte es an jedem Nachweis dafür, daß die Züge der Altonaer Handschrift die Clauerschen waren, weil zunächst keine beglaubigte Niederschrift Clauers bekannt war. Auch dies gab zu denken.

Dazu kam als besonders bedenklicher Umstand eine für den Dichter ganz unglaublich scheinende Verwahrlosung der Sprache, sowohl hinsichtlich der Zeichensetzung und Rechtschreibung wie namentlich der Grammatik, indem sich nicht weniger als 622 Kasusfehler in dem Altonaer Werke finden, drei bis vier auf jeder Seite der von Piper genau nach der Handschrift veröffentlichten 'salva venia-Dichtung', um den Ausdruck eines seiner schärfsten Beurteiler zu gebrauchen. Was Wunder, daß die kundigsten Goetheforscher, Otto Pniower, Julius Petersen, Julius Wahle, Georg Witkowski, Albert Leitzmann, Otto Heuer, und außer ihnen auch der durch seine Kleistforschungen rühmlich bekannte Heinrich Meyer-Benfey, in mehr oder weniger scharfen Wendungen den Altonaer 'Joseph' der Reihe nach für das kümmerliche Machwerk eines unbekannten Dichterlings erklärten und es geradezu als eine Lästerung bezeichneten, eine so stümperhafte Leistung Goethe, wenn auch dem dreizehn- bis vierzehnjährigen, zuzuschreiben.

Noch mehr als gegen das Werk selbst richtete sich die Entrüstung dieser Männer gegen den greisen Herausgeber, dem sie als einer 'zwar fleißigen, aber unkritischen wissenschaftlichen Persönlichkeit' mit Mißtrauen gegenüberstanden und der sich ihrer Meinung nach durch ein bloßes, völlig ungerechtfertigtes Gefühl in seinem Urteil hatte irreleiten lassen. Einzelne Schwächen seiner Beweisführung wurden mit übertreibender und übertriebener Schärfe hervorgehoben; das mancherlei Gute, das er in der Einleitung und besonders in den sprachlichen und metrischen Bemerkungen neben einigen wenigen Versehen beigebracht hatte, wurde übersehen oder mit Stillschweigen übergangen, der Sorgfalt seiner mühereichen Arbeit fast durchweg jede Anerkennung versagt. Petersen,

dem in seinen lebhaften, doch immerhin knappen Ausführungen in der Frankfurter Zeitung vom 21. November 1920 auch einzelne Übereilungen nachzuweisen wären und der sich in der Vergleichung der Schriftzüge des Manuskriptes mit dem von ihm hervorgezogenen unzweideutigen Schriftsatze Clauers in dessen Eingabe an die Göttinger juristische Fakultät vom J. 1753, wie nachher gezeigt werden wird, gründlich geirrt hat, spricht von Pipers Beweisführung geradezu als von einer Parodie philologischer Methode und fährt dann wörtlich fort: 'Kurzum, es ist alles Unsinn, keins der Argumente hält Stich, weil sämtliche Zeugnisse *cum grano piperis* (!) verstanden werden, d. h. verdreht, umgebogen und auf den Kopf gestellt.'

Völlig in Petersens Spuren wandelt Leitzmann. Auch bei ihm heißt es: 'Was Piper uns unter dem Titel «Sprachliche und metrische Bemerkungen» aufzutischen wagt, muß man geradezu haarsträubend nennen und sieht vielfach aus wie eine Parodie auf alle philologische Methode.' Und wenn Petersen die Entstehungszeit des Altonaer Joseph um der Altertümlichkeit des Wortschatzes willen in die erste Hälfte des XVIII. Jahrh. setzt, stammt er nach Leitzmann vielleicht sogar schon aus dem Ende des XVII. Jahrh. Petersen hält einen wenig gebildeten Herrnhuter für den Verfasser, Leitzmann irgendeinen ungebildeten westfälisch-engrischen Verseschmied. Seiner Meinung nach verrät die Sprache durchweg niederdeutschen Ursprung, zeigt keine Spur von Frankfurter Mundart und enthält viele Ausdrücke und Wendungen, die bei Goethe unerhört sind.

Noch anderen Anstoß nehmen andere Forscher. Goethe selbst berichtet im vierten Buche von Dichtung und Wahrheit, er habe in seiner Josephdichtung die Charaktere zu sondern und auszumalen und durch Einschaltung von 'Inzidenzien und Episoden' die alte, einfache Geschichte zu einem neuen und selbständigen Werke zu machen gesucht. Hiervon findet nun Pniower, wie in seinem Aufsatz vom 29. Oktober 1920 (Berl. Tagebl.) zu lesen, in dem Altonaer Werke keine Spur. Vielmehr halte sich der Verfasser ganz sklavisch, zuweilen buchstäblich an den Bibeltext mit allen seinen Mängeln der naiven Erzählungstechnik, ihren Wiederholungen und störenden Retardationen. Nur verwässere er ihn durch eine unendliche Breite. Witkowski wieder gibt seiner Verachtung des Piperschen 'Joseph' Ausdruck in den Worten, der Rat Goethe würde voraussichtlich seinem Sohne das Werk der verwahrlosten Sprache wegen 'um die Ohren geschlagen' haben. Heuer gibt seinem ersten Aufsatz gegen die Verfechter des Altonaer Werkes die Überschrift 'Allerlei Goetheunfug'. Meyer-Benfey endlich ruft aus: 'Dies von allen Musen und Grazien verlassene Zeug soll von Goethe sein? Wenn auch von dem Knaben Goethe!' Kurz, die berufenen Fachleute fällen ein vernichtendes Urteil von unnahbar erhabenem Richterstuhle aus mit dem starken, durch keinerlei Bedenken getrübten Bewußtsein seiner Unumstößlichkeit: die allermeisten, ohne auch nur eine genauere Untersuchung der ganzen Frage und eine eingehendere Prüfung des Werkes selbst der Mühe wert zu finden. Sehen wir zu, wie nach dem heutigen Stande der Sache dem hohen Gerichtshof sein Spruch gelungen ist.

In der Tat war es auch für den unbefangenen Leser des Altonaer 'Joseph'

nicht ganz leicht, durch die dichte Decke der verwilderten Sprachmassen das wahre Gesicht des Verfassers zu erkennen und aus der so verhüllten Gesamtdarstellung den Herzschlag eines trotz allem entgegengesetzten Anschein dennoch echten Dichters, und sei es auch nur eines werdenden, herauszuhören; doppelt schwer aber war es, ihn auch anderen wahrnehmbar zu machen. Da erschien im Frühling 1921 im Verlage des 'Joseph' ein 31 S. starkes Heft des Hamburger Privatdozenten Walter A. Berendsohn: 'Der neuentdeckte «Joseph» als Knabendichtung Goethes, stilkritische Untersuchungen.' Der schon mehrfach erprobte Gelehrte, ein Schüler Friedrich Kaufmanns, dem er die Grundlage solcher Auffassung der ästhetisch-philologischen Wissenschaft verdankt, hatte schon wiederholt durch ähnliche Untersuchungen der künstlerischen Darstellung bekannter Schriftwerke gute Erfolge erzielt. In dieser neuen Arbeit prüfte er den dichterischen Wert des 'Joseph' nach den vier Gesichtspunkten des darin erscheinenden verschiedenartigen Ausdrucks der Gemütsbewegungen, der Gegenständlichkeit der Darstellung, des Verhältnisses des Verfassers zur Natur und seines Sinnes für Licht und Farbe.

Berendsohn selbst, dem zunächst auch manches an dem Werke anstößig gewesen war, hatte im Lauf dieser Untersuchungen die feste Überzeugung gewonnen, daß in ihm die Knabendichtung Goethes vorliege. Man darf hinzufügen, daß er jedem aufmerksamen und willigen Leser seiner Darlegungen mindestens die Möglichkeit dieser Auffassung annehmbar gemacht hat. Er hat darin gezeigt, daß, wer diesen Joseph schuf, im Besitze einer innerlich reichen und an den wechselnden Geschicken der Menschen besonders lebhaft teilnehmenden Seele sein mußte, daß er über die Gabe gegenständlicher Darstellung in seltene Stärke gebot, daß ihn ein im Laufe der Dichtung immer kräftiger hervortretendes Band mit der lebendig bewegten Natur verknüpfte, und schließlich, daß er die lebhafteste Empfindung für alle Spiegelungen des Lichtes hatte, während ihm der Sinn für das wechselreiche Spiel der Farben so gut wie verschlossen war. Und mit vollem Rechte weist B. darauf hin, daß diese von ihm überzeugend entwickelten Eigenschaften und Eigenarten des Josephverfassers auf keinen Dichter und Schriftsteller der in Frage stehenden Zeit so gut wie auf den Knaben Goethe passen. Noch eindringlicher als in dem vorher erwähnten Hefte hat der junge Forscher dies in dem fünften Hauptabschnitte seines nachher näher zu beleuchtenden außerordentlich sorgfältigen und gründlichen neuen Buches über Goethes Knabendichtung dargetan, worin er seine stilkritischen Untersuchungen in vertiefter und namentlich in den eingestreuten Erläuterungen auch ausgeweiteter Form von neuem wiedergibt. Für die ersten drei Punkte dieser Untersuchungen ist dies nach allem, was wir von Goethe aus der Zeit seiner Reife wissen und für den noch werdenden, wenn auch in geringerem Umfange, danach annehmen dürfen, von vornherein klar. Die im vierten Punkte aufgezeigte Eigenart, die darum für den vorliegenden Fall nicht minder beweiskräftig ist, hat 1906 schon Arthur Kutscher, wie B. darlegt, in einer in den Breslauer Beiträgen zur Literaturgeschichte Nr. VIII erschienenen Abhandlung über 'Das Naturgefühl in Goethes Lyrik bis zur Ausgabe der Schriften

1789' hervorgehoben, in deren Vorrede er ausdrücklich sagt (S. X): 'Ich habe nachgewiesen, daß Goethe vor der italienischen Reise gar keinen Farbensinn hat, sondern nur Licht und Glanz in allen Abarten kennt.' Daß aber dies, wie man entgegengehalten hat, in besonderem Maße überhaupt ein Kennzeichen der Dichtung gerade des XVIII. Jahrh. sei, hat B. durch Anführung einer ganzen Reihe von entgegengesetzten Beispielen, wie mich dünkt, hinreichend widerlegt. Überdies aber konnte der Hamburger Forscher zum Schluß seines Heftes schon andeuten, daß durch eine eingehende Prüfung der Quellen, die der Verfasser des Altonaer 'Joseph' für sein Werk benutzt habe, 'die inneren Gründe seiner Darstellung bald recht kräftige äußere Stützen erhalten' würden.

Bei dieser Durchforschung der Quellen gebührt der Vortritt Manuel Schnitzer. Schon in seinem, eingehendste Belesenheit und scharfes Urteil bekundenden Büchlein 'Der Fall Potiphar' (1921) handelt dieser (S. 70—91) ausführlicher auch von dem Altonaer 'Joseph', ohne noch die Verfasserfrage zu berühren. U. a. aber zeigt er darin, daß der Verfasser dieses 'Joseph' irgendeine Bearbeitung der 'Comoedia sacra' des Amsterdamer Jesuiten Cornelius Crocus aus dem XVI. Jahrh. wenigstens für den zweiten Teil seiner Darstellung benutzt habe. In einem bald darauf folgenden zweiten, mit zahlreichen Bildern geschmückten Büchlein (Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung, Hamburg bei W. Gente 1921) geht er dann in flotten, nicht selten mit feiner und treffender, aber niemals eigentlich verletzender Ironie gewürzten Darlegungen der Frage nach der Urheberschaft des 'Joseph' selbst zuleibe und weist in durchweg siegreichem Geplänkel nach, daß zahlreiche Fingerzeige auf Goethe als den Verfasser deuten. Nachdem er einleitend von der Entstehung der Josephbilder im Giebelzimmer des elfjährigen Knaben Wolfgang Goethe und dann im Anschluß an Dichtung und Wahrheit von der allmählichen Abfassung des Goethischen 'Joseph' gehandelt hat, erörtert er zunächst, wie in der Josephfrage im wesentlichen Goetheliebhaber und berufsmäßige Goetheforscher sich gegenüberstehen.

Bei dieser Gelegenheit erinnert er mit guter Laune daran, wie in bezug auf die Josephbilder dies schon einmal mit zwei einzelnen Männern der Fall gewesen sei und hierbei der Liebhaber über den Fachmann den Sieg davongetragen habe. Es handelt sich um einen der bekanntesten und anerkanntesten Goetheforscher, den Herausgeber und Erklärer grundlegender Goethischer Dichtungen Gustav von Loeper, und um den Münchener Kunstfreund Dr. Martin Schubart. Jener hatte 1874 im Schloß Mouans bei Grasse in der Provence, wohin der Graf Thoranc die in seinem Auftrage von Frankfurter Malern und dem Darmstädter Seekatz angefertigten Gemälde hatte schaffen lassen, vergebens nach den Josephbildern gesucht, die er gern aufgespürt hätte, weil er gerade damals mit der Ausarbeitung seines ausgezeichneten Kommentares zu Dichtung und Wahrheit beschäftigt war. Schubart aber erkannte sie ebendort zwei Jahre darauf allesamt auf den ersten Blick und berichtete zwanzig Jahre später über diese Entdeckung in dem fesselnden Buche 'François de Théas Comte de Thoranc, Goethes Königsleutnant'. Jetzt sind diese fünf Bilder, die einst nach den Angaben des Knaben Wolfgang Goethe angefertigt wurden, eine Zierde des Goethemuseums in

Frankfurt. Dort kann sie jedermann nach Herzenslust betrachten, und niemand hat je bezweifelt, daß sie echt sind. Gegenwärtig bilden sie einen Schmuck auch des Schnitzerschen Büchleins, und jeder Leser des Werkchens kann sich durch eigenen Anblick gleich des Titelbildes davon überzeugen, daß zu einem von ihnen der zehn- oder elfjährige Goethe als Modell für den Joseph gedient hat. Schnitzer aber hat im fünften, sechsten und siebenten Abschnitte seines meisterlichen Buches an zahlreichen unzweideutigen Anzeichen unwiderleglich dargetan, daß diese Bilder dem Verfasser des Altonaer 'Joseph' genau bekannt gewesen sind. Ist damit nun auch, wie Sch. zu Anfang des achten Abschnittes selbst einräumt, noch keineswegs erwiesen, daß eben nur Goethe dieser Verfasser gewesen sein könne (die Bilder mitsamt dem Goethischen Prosaaufsatze über sie könnten ja auch einem Zeitgenossen des jungen Dichters bekannt geworden sein), so geht doch mit voller Bestimmtheit daraus hervor, daß die Dichtung unmöglich vor 1760 entstanden sein kann, daß also in bezug auf ihre Ursprungszeit Petersen und Leitzmann sich unbedingt geirrt haben.

Aber noch ein anderes, was wohl noch schwerer für die Verfasserschaft Goethes ins Gewicht fällt, konnte Sch. im Zusammenhang mit seiner Besprechung der Josephbilder aus dem Altonaer Werke ans Licht stellen, nämlich eine große Anzahl von 'Inzidenzien und Episoden', wie sie Goethe nach eigener Angabe zur Ausfüllung der oft sprunghaften biblischen Erzählung in seinen 'Joseph' eingeschaltet hat, und die, wie vorher erwähnt, Pniower im Piperschen 'Joseph' ganz und gar vermißt. Es lohnt sich wirklich für jeden, dem es um die Wahrheit im Falle der Altonaer Dichtung zu tun ist, diese Nachweise bei Sch. selbst nachzulesen. Und die Fülle des Lesenswerten in dem Schnitzerschen Büchlein ist damit keineswegs erschöpft. Wie bekannt, hat Wolfgang Goethe in ganz jugendlichem Alter bei dem in hohem Grade urwüchsigen Frankfurter Gymnasialdirektor Albrecht die Anfänge des Hebräischen erlernt. Bei ihm lernte der wißbegierige Knabe auch den ersten Band des berühmten vielbändigen Oxforder Bibelwerkes in der deutschen Übersetzung von Romanus Teller kennen und vertiefte sich nach den Stunden, während der Rektor in seinem Lucian las, mit großem Eifer in die Lesung der zahlreichen, von dem Übersetzer noch vermehrten Anmerkungen, um sich über manche Punkte des ersten Buches Mosis, die ihm als Widersprüche aufgefallen waren, aufzuklären. Er kann damals kaum elf Jahre alt gewesen sein; denn er hat schon für den Prosaaufsatz, in dem er für die in seinem Giebelzimmer beschäftigten Maler zwölf Josephbilder schilderte, wie aus dem einen der fünf wirklich ausgeführten Bilder, dem zweiten bei Sch. (S. 49), hervorgeht, fraglos die Tellerbibel ausgenutzt. Auch später aber, als er an die Ausarbeitung seines 'Joseph' schritt, stand ihm die Tellerbibel zur Verfügung, da nach Berendsohns Ermittlung der Vater die ersten Bände im J. 1762 für seine Bibliothek angeschafft hat. Aber auch der Dichter des Altonaer 'Joseph' hat sie gekannt, wie Sch. im elften Abschnitt seines Josephbüchleins durch eine Reihe von sicheren Belegen dartut. Dies ist der zweite unumstößliche Beweis dafür, daß das Werk nicht vor der Mitte des XVIII. Jahrh. entstanden sein kann, und unfehlbar auch ein neuer

Hinweis nicht bloß auf die Möglichkeit, sondern auch auf die Wahrscheinlichkeit der Verfasserschaft Goethes.

Und nicht genug damit. Noch zwei andere mit Bildern versehene Bibelwerke, von denen das eine dem Knaben Goethe von frühauf ganz bekannt war und das andere ihm wenigstens sehr gut bekannt sein konnte, hat nach den Ausführungen Sch.s im achten und neunten Abschnitte seines Buches der Dichter des Altonaer 'Joseph' mehr als einmal für sein Werk benutzt: die Merianbibel von 1630 und die Historien-, Kinder-, Bet- und Bilderbibel des Abraham Kyburz mit Bildern von Katharina Sperling aus d. J. 1737. Von jener sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit: 'Die große Foliobibel mit Kupfern von Merian ward häufig von uns (Wolfgang und Cornelia) durchblättert', und von dieser hat Berendsohn ermittelt, daß sie in der Bücherei des Rats Goethe vorhanden war. Dagegen konnte es nichts verschlagen, wenn Goethe in Dichtung und Wahrheit der Kyburzbibel keinerlei Erwähnung tut. Kam es ihm doch nirgend darauf an, die Hilfsquellen für seine Josephdichtung anzugeben, von der er ja wie von einer unreifen Arbeit nur gelegentlich in unzureichenden Andeutungen spricht und die er selbst für längst verloren hielt. Immerhin erhöht auch die Verwertung dieser Bibelwerke für die Altonaer Dichtung die Wahrscheinlichkeit der Goethischen Verfasserschaft.

Von der Handschrift des Piperschen 'Joseph' handelt Sch. im dreizehnten Abschnitt seines Buches. Er bringt darin zwar nichts wesentlich Neues bei; aber man wird ihm doch zustimmen, wenn er (S. 114) die Ansicht äußert, das Altonaer Manuskript mit seinen zahlreichen Fehlern sei jedenfalls nicht die 'redigierte und in gute Ordnung gestellte, reinliche' Handschrift, die dem 'sauberen Band' für den Rat Goethe eingefügt wurde. Schon die 'verkehrt' geschriebenen nachträglichen Verbesserungen und Ergänzungen sprächen dagegen. Vorausgesetzt also, das Altonaer Werk sei in der Tat Goethes 'Joseph', so muß man annehmen, daß dem Vater eine wesentlich verbesserte Abschrift überreicht sei, wozu ein erster Anfang schon in den nachträglichen Änderungen der Urhandschrift gemacht war.

Von Sch., der so vieles Belangreiche zur Klärung der Josephfrage beigetragen hat, nur noch das eine. Auch er verkennt die mancherlei schweren Mängel der Altonaer Josephdichtung nicht, aber er findet sie erklärlich und verzeihlich, da der junge Goethe, den er für den Verfasser hält, sie nicht bloß in überaus frühem Lebensalter, sondern eingestandenermaßen auch in Nebenstunden verfaßt habe. Und zugleich, er findet es höchst verwunderlich, daß die allermeisten abgünstigen Beurteiler des Werkes das viele Kluge und Gescheite, Überraschende und auf höchste Begabung Hindeutende darin gar nicht gewahr geworden seien. Auch darin wird man ihm recht geben, wie nicht minder in seinem Urteil über Berendsohns erste Schrift vom neuentdeckten Joseph als Knabendichtung Goethes, worin er ein feines Einfühlungsvermögen in den Geist der dichterischen Sprache und die durch die Sprache bewirkten Darstellungsmomente des 'Joseph' erkennt.

Aber Berendsohn hat für diesen 'Joseph' weit mehr getan als das. In

seinem bereits genannten strengwissenschaftlichen Buche 'Goethes Knabendichtung' (Gente, 172 S.) bringt er in einer gründlichen Besprechung aller bisher, zum großen Teile durch ihn selbst, entdeckten Quellen der Josephdichtung nicht nur zahlreiche Ergänzungen zu den Darlegungen Schnitzers, sondern auch vieles völlig Neue und vervollständigt seine Arbeit durch eine vielseitige, in einzelnen Richtungen abschließende Untersuchung über die Reimtechnik und Sprache des Joseph, einen sehr wichtigen Punkt, über den bisher nur im ganzen wie im einzelnen Irrtümliches von gegnerischer Seite vorlag. Mehr als ein Abschnitt des Buches legt Zeugnis dafür ab, mit wie feinem Verständnis der Forscher in das vielmaschige Gewebe dichterischen und allgemein künstlerischen Schaffens einzudringen vermag. Der Scharfsinn aber, womit er bisher unbekannte Quellen aufgespürt, sowie der Fleiß und die Sorgfalt, womit er sie durchforscht hat, verdienen hohe Anerkennung.

Nach einer knappen Einleitung, worin kurz von der Aufnahme des Altonaer 'Joseph' bei den Gelehrten und der sonst literarisch interessierten Welt, wie von den Schwierigkeiten gehandelt wird, welche die Erledigung der durch das Erscheinen des Werkes aufgerührten Fragen den prüfenden Forschern bereite, ist zuvörderst von der Leichtigkeit die Rede, womit der junge Wolfgang Goethe sich in mehrere fremde Sprachen eingelebt und sie sich so weit angeeignet habe, daß er sich ohne besondere Mühe darin auszudrücken imstande gewesen sei. Zugleich wird darauf hingewiesen, in wie hohem Grade und wie rasch auf diese Weise die Gedankenwelt des Knaben sich bereichert habe; aber es wird auch nicht verschwiegen, wie sehr es mit der grammatischen Seite der Spracherfassung des in der ersten Entwicklung begriffenen späteren Sprachgewaltigen haperte. Ungemein vielerlei von Schriftstellern der verschiedensten Gegenden und Mundarten Deutschlands las der Knabe zusammen. Sein Stil war infolgedessen bei aller verhältnismäßigen Gewandtheit ungleich und bunt, und übel genug sah es mit der Sprachrichtigkeit aus. Von einem eigentlichen Unterricht in der Muttersprache war ohnehin wenig die Rede, und im ersten Buche seiner Lebensbeschreibung sagt der Dichter von sich selbst: 'In rhetorischen Dingen, Chrien und dergleich tat es mir niemand zuvor, ob ich schon wegen Sprachfehler oft hintanstehen mußte.' Erst später, und zwar voraussichtlich erst nach der Vollendung des 'Joseph', wurde infolge der Fürsorge des ordnungliebenden Vaters diese Fehlerhaftigkeit des sprachlichen Ausdrucks mehr und mehr überwunden.

Im Gegensatz zu diesem Mangel an sprachlicher Schulung übte sich der Knabe schon sehr früh darin, was er durch unausgesetztes eifriges Lesen fremdsprachiger und deutscher Dichtungen an Bildern, Gestalten, Ereignissen irgendwie bedeutender Art in Hülle und Fülle in sich aufgenommen hatte, in zahlreichen eigenen, zumal dichterischen Versuchen neugestaltend aus sich herauszustellen. In 'Dichtung und Wahrheit' spricht er davon, wie eine wahre Reim- und Versewut durch Lesung der zeitgenössischen Dichter sich damals der deutschen Jugend bemächtigt habe. Er selbst begann von seinem zehnten Jahre an Verse zu schreiben und glaubte, sie seien gut. Eine große Zahl dieser später

vernichteten dichterischen Versuche führt B. im zweiten Abschnitt seines Buches nach den Andeutungen des Dichters in Wilhelm Meisters theatralischer Sendung wie in 'Dichtung und Wahrheit' auf; die vorherrschende Versform in ihnen ist, wohl zu beachten, der Alexandriner.

Der dritte Abschnitt des Buches ist der Entstehung des Goethischen 'Joseph' gewidmet. Er beginnt mit der Eröffnung, daß Goethe die Geschichte Josephs ohne Zweifel schon in frühester Kindheit kennen gelernt und daß er dann, sowie er selbständiger zu denken anfing, sich immer von neuem mit ihr beschäftigt habe. Als lauterste und zuverlässigste Quelle, wie der jüdischen Geschichte überhaupt, so der von Joseph, galt ihm natürlich die Bibel. Früh aber sind ihm auch schon des Flavius Josephus 'Antiquitates Iudaicae' bekannt geworden, und ihnen verdankt er höchstwahrscheinlich die Anregung zur Grundform seiner mit wiederholten Unterbrechungen in d. J. 1762—1764 entstandenen Josephdichtung. Daß ihm die nach seinen eigenen Angaben von Trautmann und Seekatz gemalten Josephbilder noch lebendig vor der Seele standen, als er etwa zwei Jahre nach ihrer Entstehung seinen Joseph auszuarbeiten begann, ist selbstverständlich, wenn auch der Sechzigjährige in 'Dichtung und Wahrheit' nichts davon sagt. Dagegen berichtet er dort, die Geschichte Josephs zu bearbeiten sei ihm immer schon wünschenswert gewesen; allein er habe mit der Form nicht zurecht kommen können, besonders da ihm keine Versart geläufig gewesen sei, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Nun aber habe er eine prosaische Bearbeitung sehr bequem gefunden und sich mit aller Gewalt darauf gelegt. Zugleich deutet er an, diese Bearbeitung sei ihm durch Friedrich von Mösers Daniel in der Löwengrube nahegelegt worden. Hiergegen aber wendet B., wie mich dünkt mit vollem Rechte, ein, da Mösers Daniel erst 1763 erschienen sei, könne sie unmöglich den Anstoß zu der 1762 angefangenen Goethischen Josephdichtung gegeben haben. Auch sei es höchst unwahrscheinlich, daß der Knabe bei seiner Vorliebe für Vers und Reim und bei seiner vielfachen Übung im Alexandriner seine erste große Dichtung in Prosa abgefaßt habe. Hier liege unzweifelhaft eine Verwechslung vor, die ihren ersten Anlaß vielleicht in dem mehrfach erwähnten prosaischen Aufsatz des Knaben für die Josephbilder habe. Wer die Berechtigung dieser Darlegungen zugibt, und kein ruhig Denkender wird sich ihnen verschließen, für den ist ein weiteres oft geltend gemachtes Bedenken gegen die Abfassung des Altonaer 'Joseph' durch den Knaben Goethe beiseite geräumt.

Es folgt der vierte Abschnitt, der die durch den Altonaer Joseph gestellte wissenschaftliche Aufgabe behandelt. Aus ihm sei nur ein einziger Punkt mit seinen Folgerungen hervorgehoben. Der Josephstoff ist vom XVI. bis zum XIX. Jahrh. so ungemein häufig bearbeitet worden, daß an sich ein umfangreiches namenloses Josephepos des XVIII. Jahrh. durchaus nichts Auffallendes hat. Auf keines unter ihnen aber, soweit sie bekannt sind, paßt die Schilderung, die Goethe in 'Dichtung und Wahrheit' von der Beschaffenheit seines Joseph entwirft, so gut wie auf das Altonaer Werk. Dort wie hier die Erweiterung der schlichtschönen biblischen Josephgeschichte zu einem neuen und

selbständigen Werke durch Ausmalung der Einzelheiten und liebevolle Versenkung in Ereignisse und Personen; hier wie dort die genaue Wiedergabe aller Begebenheiten zu lebendigerer Vergegenwärtigung ihres Gesamtverlaufes unter Ausschaltung alles Abweichenden und Störenden. War hierdurch die Möglichkeit, daß der Altonaer 'Joseph' Goethes Knabenwerk sei, von vornherein gegeben, so galt es nun alle zur Verfügung stehenden Mittel der Forschung anzuwenden, um diese Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit und darauf zu der durch bloße Merkmalsbeweise überhaupt erreichbaren Gewißheit zu erheben. Hierzu war durch die stilkritischen Untersuchungen und die bereits von Schnitzer unternommenen Quellenforschungen der beste Anfang gemacht; beides war nunmehr möglichst zu vertiefen und zu vervollständigen und dazu die fast noch ganz ausstehende Prüfung der Sprache des Altonaer 'Joseph' zu fügen. Diesem Unternehmen sind die folgenden Abschnitte vom fünften bis zum siebenten gewidmet.

Der erste Punkt ist bereits oben behandelt worden, bei der Besprechung des zweiten kommt es vorzugsweise auf die Hervorkehrung der durch B. erreichten Erweiterungen und Ergänzungen der Schnitzerschen Beweisführung an. Zuerst also: der Schilderung der Stadt Memphis zu Anfang des zweiten Teiles der Josephdichtung hat ein Buch von Johann Bernhard Müller aus d. J. 1747 zum Vorbilde gedient: 'Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Main.' Dies hat B. unter Nr. 2 des sechsten Abschnittes klar nachgewiesen und damit eine unmittelbare Beziehung des Altonaer Werkes zu Frankfurt, aber auch eine mittelbare neue zu Goethe selbst aufgedeckt. Denn dem viellesenden Wolfgang wird das Müllersche Buch um so mehr ganz bekannt gewesen sein, weil nicht bloß angesehene Verwandte von ihm darin mehrfach erwähnt sind, sondern auch sein Zeichenlehrer Johann Michael Eben dazu die Ansichten gestochen hat. Zugleich aber ist mit der Benutzung dieses Buches ein neuer Beweis dafür erbracht, daß die Altonaer Dichtung nicht vor der Mitte des XVIII. Jahrh. verfaßt sein kann.

Weiter hat der Verfasser des Piperschen 'Joseph' fraglos das Frankfurter Purim-Spiel von der Verkaufung Josephs gekannt, sei es aus seinem Abdruck vom J. 1710 oder 1712 oder aus den Aufzeichnungen Johann Jakob Schudts in seinen 'Jüdischen Merkwürdigkeiten' aus d. J. 1714—1717. Dies geht daraus hervor, daß er das Schäferlied des ersten Teiles seiner Dichtung der ersten Strophe eines Schäferliedes in dem genannten Spiele nachgedichtet hat. Auch hier also ein Hinweis auf Frankfurt und mittelbar auf Goethe.

Bei der Neubesprechung der schon von Schnitzer behandelten Bibelwerke weist B. mit vollem Recht darauf hin und bekräftigt es durch zahlreiche Belege, daß die Art ihrer Verwendung im Altonaer 'Joseph' nicht minder beweiskräftig für die Verfasserschaft Goethes ist als die Tatsache ihrer Benutzung überhaupt. Der Urheber des Werkes hat nämlich bei der Ausbeutung dieser Bibelausgaben mit ihren Erklärungen und erläuternden Bildern alles aus seiner Darstellung fortgelassen, was seiner Absicht hinderlich gewesen wäre, eine klare und gleichmäßig fortlaufende, einheitlich folgerechte und übersichtliche Erzählung zu liefern und die an der Handlung beteiligten Personen möglichst anschaulich dar-

zustellen, und hat im Gegensatz dazu mit Bedacht und glücklichem Takt gerade das aus diesen Quellen ausgewählt, was der Erreichung seines Zweckes dient.

Allerdings hat er auch einige von B. entdeckte Quellen verwertet, die ohne eigentliche Beziehung zu Frankfurt und zu Goethe sind. Es handelt sich dabei um die unter VI 5 besprochenen Werke zweier holländischer Dichter, um den 'Selbstreit' von Jakob Cats und um Joost Vondels, des berühmtesten niederländischen Dichters, 'Joseph in Dothan'. Und zwar haben allem Anschein nach beide Werke dem Verfasser des Altonaer Werkes in der Ursprache, nicht in deutscher Übersetzung vorgelegen. Dies scheint zunächst auf niederdeutschen Ursprung des Josephdichters zu deuten; denn wir wissen nichts davon, daß der Knabe Wolfgang sich auch mit dem Holländischen befaßt hätte, und wenn auch einzelne holländische Schriften sich in der Bücherei seines Vaters befanden, so scheinen doch die genannten beiden nicht darunter gewesen zu sein. Immerhin aber könnte der lernbegierige Knabe, der so eifrig nach Quellenschriften für seine Josephdichtung geforscht hat, beide Werke von irgendeinem Bekannten erhalten und sie in der Ursprache, die man nach einer Bemerkung des Frankfurters von Loen im vierten Teile seiner Kleinen Schriften (1752) für 'plattes Teutsch' hielt, gelesen haben. Enge Beziehungen des damaligen Frankfurt zu den Niederlanden sind ja nachweisbar, und die Werke beider holländischen Dichter waren dort in schönwissenschaftlich gebildeten Kreisen wohlbekannt.

Unmittelbar auf Goethe führt dann wieder die die in VI 6 behandelte Verwendung der 'Antiquitates Iudaicae' des Flavius Josephus. Sie waren ja schon dem neunjährigen Knaben bekannt, und für seine Josephsdichtung mußten sie ihm ihrer anschaulichen und durch zahlreiche Reden belebten Darstellung wegen hochwillkommen sein. Nicht minder deutet auf Goethe der Umstand, daß für die Naturschilderungen gerade der letzten beiden Teile und der Nachträge des Altonaer 'Joseph' der Auszug der vornehmsten Gedichte aus dem 'Irdischen Vergnügen' des Hamburger Dichters Brockes, der 1763 erschienen war, benutzt worden ist. Dieser Auszug befand sich in der Bibliothek des Rats Goethe, und gerade 1763 und 64 war der Knabe mit den letzten Teilen seines 'Joseph' beschäftigt. Zum Schluß des sechsten Hauptabschnittes weist B. noch auf einige andere für den Altonaer 'Joseph' vermutlich verwertete Quellen hin, die sämtlich mehr oder weniger enge Beziehungen zu dem Knaben Goethe haben. Doch genügt, dünkt mich, schon das bisher Beigebrachte vollauf, um die Verfasserschaft Goethes so gut wie gewiß zu machen.

Wie aber steht es nun mit der Sprache des 'Joseph'? Einzig in bezug auf sie hat Leitzmann in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift (IX 31—42) ernstlich zu beweisen versucht, daß der Altonaer 'Joseph' unmöglich von Goethe verfaßt sein könne. Die eine seiner Behauptungen jedoch, die Sprache der Dichtung sei zu altertümlich, als daß sie erst nach Mitte des XVIII. Jahrh. könne entstanden sein, ist, wie gezeigt, durch die Quellenuntersuchung bündig widerlegt worden, und die andere, durch eine größere Anzahl von Beispielen (S. 36f.) scheinbar hinreichend gestützte, daß viele Ausdrücke und Wendungen in dem Altonaer Werke völlig unfrankfurtisch oder ungoethisch seien, ist bereits wäh-

rend des vorigen Sommers in einem Aufsatz, der dieser Tage im Euphorion erscheinen wird oder schon erschienen ist, von dem Verfasser dieses Berichtes als vielfach übereilt und unzutreffend durch Anführung unwiderleglicher Beispiele aus Goethe selbst gekennzeichnet worden.

Nun aber hat B. im siebenten Abschnitt die sprachliche Seite der Frage von weit umfassenderen Gesichtspunkten aus in Angriff genommen. Nach zusammenfassender Angabe einer Reihe von überraschenden Schreibfehlern im Texte der Handschrift untersucht er in vier Abteilungen eingehend vieles Auffällige hinsichtlich der Lautgebung, der Formgestaltung, der Wortbildung und des Wortschatzes, zeigt, daß dies sich durchweg am besten erklärt, wenn man Frankfurter Ursprung der Dichtung annimmt, und tut zwischendurch (S. 106 ff.) zugleich dar, daß Leitzmann auch bei seinen Ausstellungen gegen die Reimtechnik im Altonaer 'Joseph' mancherlei Wichtiges übersehen hat.

Der Hamburger Gelehrte hat für seine Untersuchung nicht nur mehrere den Reim, die Frankfurter Mundart und die Sprache des XVIII. Jahrh. überhaupt betreffende Lehrbücher herangezogen, sondern auch verschiedene Schriften von Frankfurtern aus der Goethezeit verwertet. Seine Sorgfalt hat sich gelohnt. Schon aus dem Lautbestande der Josephsprache läßt sich, wie er zeigt, der rheinfränkische Ursprung des Werkes erschließen und kann nebenbei die schon vorher durch die Eigenart der vorliegenden Schreibfehler ermittelte Tatsache, daß es sich in der Handschrift um ein Diktat handelt, weiter gestützt und bekräftigt werden. Gleichzeitig ließ sich daraus feststellen, daß nicht bloß der Verfasser sich einer möglichst gebildeten Sprache befleißigt hat, sondern auch der Schreiber ein Mann von Bildung und nervöser Reizbarkeit gewesen sein muß; was denn beides auf Goethe und Clauer zutrifft.

Von den abweichenden oder ungewöhnlichen Formen, auch von denen, die durch den Gegner als unfrankfurtisch bezeichnet worden waren, hat B. manche aus Frankfurter Schriftstellern, besonders auch aus den Briefen der Mutter Goethes belegt; andere könnte der Schreiber dieser Zeilen bei Goethe selbst nachweisen, wenn hier der Ort dazu wäre. Geradezu Fehlerhaftes läßt sich, wie S. 118 gezeigt wird, zum Teil mit Leichtigkeit verbessern; nicht zu Besserndes aber ist, da in der Regel Richtiges daneben hergeht, vom schwankenden rheinfränkischen Sprachgebrauch der frühgoethischen Zeit aus weit leichter zu erklären als bei Annahme niederdeutschen Ursprungs. Auch darf man dabei ebensowenig die Abneigung des Knaben Goethe gegen alles Grammatische, wie die durch hochgradige Nervosität hervorgerufene Unsicherheit des Schreibers Clauer außer acht lassen, wenn nun einmal diese beiden in Frage kommen.

Für das zur Wortbildung (Abt. 3) und zum Wortschatz (Abt. 4) Beigebrachte gilt dasselbe wie für die Formenprägung. Auch hier ist vieles beim ersten Anschein Fremdartige aus Frankfurter Quellen belegt worden, und nicht weniges würde sich auch hier wieder aus Goethe selbst belegen lassen. Der Gebrauch einzelner Ausdrücke und Redewendungen aber, die im Niederdeutschen besonders häufig sind, ließe sich anstandslos durch die Bekanntschaft des Knaben mit niederdeutschen Schriften sowie durch seinen Verkehr mit Clauer erklären, der

gewiß aus seiner Göttinger Zeit manches Eigenartige an Sprachgut nach Frankfurt mitgebracht hatte, was der lernbegierige Knabe gern sich zu eigen machte. Kurz, es ist vieles auch auf sprachlichem Gebiet, was die Verfasserschaft des Piperschen 'Joseph' durch den Knaben Goethe nahelegt, und nichts, was unmittelbar dagegen spräche.

Die Last der Beweise ist groß, und hinzu tritt noch zweierlei, was die Handschrift des Werkes selbst betrifft. Wahle hielt die Sache Pipers schon deshalb für verloren, weil er nicht im mindestens erklären könne, wie das Manuskript seines 'Joseph' von Frankfurt nach Altona gekommen sei. Inzwischen hat Piper nun durch archivalische Studien ermittelt, daß alte Beziehungen zwischen den Altonaer Herrnhutern, denen die Spenderin der Handschrift angehörte, und den Mitgliedern der Frankfurter Brüdergemeinde bestanden haben, denen Goethes mütterliche Freundin, Susanne von Klettenberg, nahe stand. Und B. wieder hat durch einen Kandidaten der Philosophie erfahren, daß eben jenes Fräulein Emma Benedikte Wegner, die im Hause seiner Großeltern zu Altona gewohnt habe, fast alljährlich nach Frankfurt a. M. gereist sei, um dort eine Freundin zu besuchen. Dies eröffnet in der Tat so viele Wege für die Verpflanzung des Manuskriptes von Frankfurt nach Altona, daß nicht einmal der Grad von Phantasie, den Goethe, wie schon Schnitzer bemerkt, auch bei jedem Philologen voraussetzte, dazu gehört, sie in den Bereich des eigenen Denkens zu ziehn.

Noch durchschlagender aber ist das Folgende. Zwei namhafte Fachleute für Handschriftenkunde, F. A. Becker und Ma. Becker, gerichtliche Schriftgutachter bei der Staatsanwaltschaft Hamburg, hatten zunächst, als ihnen das Manuskript des 'Joseph' noch allein vorlag, durch dessen eingehende Prüfung 'die Überzeugung gewonnen, daß es die Handschrift einer wissenschaftlich geschulten, aber durch überspannte Empfindsamkeit geistig geschädigten Person von bemerkenswerter Gewissenhaftigkeit sei'. Als sie später aber durch Piper und seine Freunde in die Lage versetzt worden waren, 'die Originalhandschriften der in Altona aufgefunden Josephdichtung und des im Archiv der Universität Göttingen aufbewahrten Prüfungs-Zulassungsgesuchs des Kandidaten Clauer miteinander zu vergleichen', verfaßten sie nach sorgfältigstem Studium ein eingehendes, durch Schnitzer im Hamburger Fremdenblatt vom 21. Okt. 1921 veröffentlichtes Gutachten über das Ergebnis dieser Vergleichung, das mit den Worten schließt: 'Unseres Erachtens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die beiden Schriften von derselben Hand herrühren'.

Kann nach alledem noch irgendein Unbefangener daran zweifeln, daß in dem Altonaer Werke die Knabendichtung Goethes vorliegt? Es kann wohl nur noch kurze Zeit dauern, bis diese Erkenntnis sich allgemein durchringt. Vielleicht ist dazu eine bereinigte Ausgabe des 'Joseph' erforderlich, zu der B. auf S. 118 und in der fünften Anlage seines Hauptwerkes die Wege geebnet hat und wie sie möglicherweise annähernd schon in dem verloren gegangenen Quartbande enthalten war, den Wolfgang Goethe am 28. August 1764 seinem Vater überreichte. Jedenfalls wird sich immer deutlicher herausstellen, wie unzutreffend das Urteil Petersens war, als er zum Schlusse seines Aufsatzes in der Frankfurter

Zeitung sagte, dem Piperschen 'Joseph', der über seine Brüder gesetzt sei, müsse man den bunten Rock, der ihm gemacht worden, wieder ausziehen, und als er ganz am Ende dieses Aufsatzes hinzufügte, er glaube nicht, daß die Zukunft den Liebling seines hochbetagten Erzeugers je auf den Thron setzen werde. Nein, dieser Joseph trägt seinen bunten Rock mit Ehren: zu Ehren seines verdienten Herausgebers, der in seinem Urteil von einem ganz richtigen Gefühl geleitet worden war, zu Ehren auch seiner tapferen Verfechter Walter Berendsohn und Manuel Schnitzer, an deren Schriften niemand vorübergehen darf, der sich über die Josephfrage volles Licht verschaffen will, und nicht zuletzt zu Ehren seines jugendlichen Verfassers Wolfgang Goethe. Oder wäre seine Leistung nach allem vorher darüber Gesagten wirklich nicht des Preises wert?

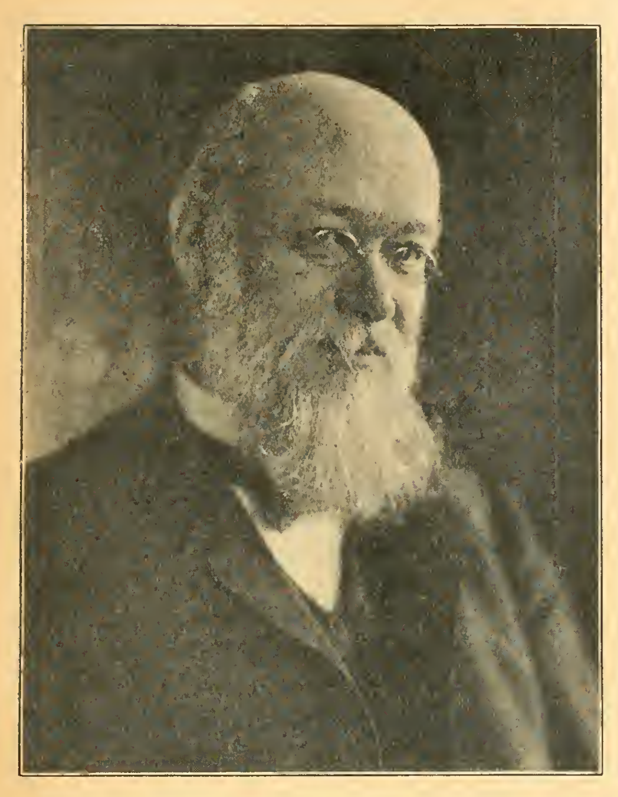
Gewiß, Goethe würde bleiben, was er ist und was er uns und der Welt bedeutet, auch wenn niemals der Urfaust, der Urmeister und zuletzt seine umfassendste Knabendichtung, der 'Joseph', entdeckt worden wären. Aber viele seiner Verehrer werden dennoch dankbar dafür sein, daß sie nun da sind; denn sie sind Marksteine seiner künstlerischen Entwicklung, und wenn wir aus dem 'Joseph' zugleich erkennen, wie reichbegabt und strebsam Goethe schon als Knabe war und wie rasch und unermeßlich weit er im nächsten Jahrzehnt als Künstler fortgeschritten ist, so lehren uns bei aller Vorliebe für die Erstlinge, die nun einmal menschlich ist, doch auch die andern beiden, wenn wir den Urfaust mit dem vollendeten Werke und den Urmeister mit den 'Lehrjahren' vergleichen, wie rastlos der Dichter auch in den Jahren der Blüte und Reife an der eigenen Vollendung und der seiner Werke gearbeitet hat.

Alfred Götze, Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten. Bonn, Marcus & Weber. 110 S.

Der vorliegende Band füllt — gleich dem Frühneuhochdeutschen Lesebuch — eine empfindliche Lücke aus. Mundartliche Untersuchungen waren in den Seminarübungen an unseren Universitäten bisher nur möglich, wenn der Leiter Proben handschriftlich herstellte und sie vervielfältigt den Teilnehmern in die Hand gab. Diesem Mißstand hilft Goetzes Buch ab. Letzten Endes darf man von der zweifellos sehr mühsamen Arbeit auch eine Belebung des deutschen Unterrichts an unseren höheren Schulen erhoffen. Über die Schreibung der einzelnen Laute gibt das Vorwort Auskunft. Von den oberdeutschen Mundarten ist die Schweiz mit Recht am reichlichsten vertreten. Auch Kolonialmundarten werden dankenswerterweise herangezogen. Im ganzen sind 62 Stücke aufgenommen; von diesen fallen 27 auf die oberdeutschen, 17 auf die mitteldeutschen und 18 auf die niederdeutschen Mundarten. Der Herausgeber war bestrebt, Volkssitte und landschaftliche Eigenart voll zu Worte kommen zu lassen, Kinderreime und Sprichwörter treten z. B. nebeneinander in verschiedenen Dialekten auf. Die Wenkerschen Sätze begegnen in kennzeichnender Gestalt in ober-, mittel- und niederdeutscher Gestalt. An der Hand der Proben ist es dem Forscher ermöglicht, gewissen sprachlichen Erscheinungen durch alle deutschen Mundarten nachzugehen, etwa dem Schwund der Kasusformen und der starken Präterita, oder dem rheinischen Akkusativ, über den R. Hildebrand in den Ges. Aufsätzen und Vorträgen (Leipzig 1890) S. 77—88 handelt. Der Benutzer des neuen Buches A. Götzes wird die Darstellung von Hans Reis, Die deutschen Mundarten (2. Aufl. 1920) mit großem Gewinn heranziehen.

Helmut Wocke.

HERMANN DIELS †



Am Himmelfahrtstag, kürzlich erst von einer Reise durch die schwedischen Universitäten Uppsala, Göteborg, Lund und die Kopenhagener Akademie zurückgekehrt, übersandte der große Gelehrte dem Unterzeichneten den nachstehenden Aufsatz 'Himmels- und Höllenfahrten von Homer bis Dante', einen seiner vier im Norden gehaltenen Vorträge, mit einem Begleitschreiben voll hoher, rührend bescheidener Freude über die dankbare und begeisterte Aufnahme, die ihm dort überall von den Freunden, den Fachgenossen, der Öffentlichkeit bereitet worden war. Es sollte seine letzte Erdenfahrt gewesen sein: am ersten Pfingstfeiertage ist er dann im eben begonnenen 75. Lebensjahre nach kurzer Krankheit sanft hinübergegangen.

Die schmerzliche Größe des Verlustes dieser ragenden Säule der Philologie empfindet die gesamte Altertumswissenschaft. Seine Werke sind grundlegend gewesen und haben bahnbrechend gewirkt, wie sie es weiterhin tun werden. Den unmittelbaren Einfluß seines Wortes in Universität und Akademie vermögen auch die Teilnehmer an den großen Philologenversammlungen zu ermessen, zu deren regelmäßigsten Besuchern und erfolgreichsten Rednern er gehörte; und wer das Glück hatte, ihm persönlich näher zu treten, schaute zu ihm empor in unwandelbarer Verehrung und Liebe.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift betrachtet es dankbar als eine der schönsten und wertvollsten Gaben des Geschickes, mit diesem Manne mehr als ein Menschenalter hindurch in dauernder Verbindung gestanden zu haben, und so vermag er das Vermächtnis des langjährigen Freundes, diesen Scheidegruß mit seinem ahnungsvollen Inhalt und Abschluß, den auch die Leser nur mit tiefer Bewegung entgegennehmen werden, nicht ohne einige Worte treuen Gedenkens hinausgehen zu lassen. Möge man es ihm deshalb auch zugute halten, wenn er an eigne Erinnerungen anknüpft.

Als er Hermann Diels, von Bewunderung über dessen gewaltiges Erstlingswerk erfüllt, als junger Doktor zum ersten Male aufsuchte, war dieser schon eine Reihe von Jahren am Johanneum in Hamburg und am Königstädtischen Gymnasium in Berlin tätig gewesen; bereits als Dreiunddreißigjähriger auf Grund der epochemachenden 'Doxographi Graeci' zum Mitgliede der Preußischen Akademie gewählt, stand er am Anfang seiner Wirksamkeit an der Universität. In unvergeßlichem, inhaltreichem Gespräch entwickelte er dem jugendlichen Verehrer, der zu ihm durch den Einfluß der Bonner Philologenschule in geistige Fühlung gekommen war, schon damals als Forderungen der Wissenschaft einen Teil der großen Pläne, deren Ausführung ihm ein unvergängliches Gedächtnis in der Altertumswissenschaft gesichert hat: Simplikios und die Ausgabe der Aristoteleskommentare, eine Fragmentsammlung der vorsokratischen Philosophie, aber auch bereits die Medici Graeci lagen ihm am Herzen. Und neben diesen weitausschauenden, zu ihrer Durchführung Jahrzehnte erfordernden Entwürfen vergönnte er auch Einblick in seine, bekanntlich unübertrefflich solide, philologische Kleinarbeit, um den Weg zu zeigen, auf dem allein Dauerndes zu erreichen ist. Die Fähigkeit, große Zusammenhänge der Entwicklung intuitiv zu erkennen, sei es in der historischen Vertikallinie bis auf unsere Zeit herab, sei es in der horizontalen Verbindung des Einzelgebietes mit der Gesamtkultur seiner Periode, hat Hermann Diels in einem Maße besessen wie wenige; aber er wußte auch still und unerschlafft im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln, vom Wesen echter Wahrheitsforschung durchdrungen, und deshalb wurden von ihm stets die Luftflüge verlockender Scheinweisheit und Scheinkunst, bisweilen mit der ihm eigenen feinen Ironie, entschieden abgelehnt.

Es ist höchst anziehend, dem Emporwachsen und dem immer weiteren Umsichgreifen seiner wissenschaftlichen Arbeit zu folgen, weil sie sich, trotz manchen scheinbar weitabliegenden, ja abstrusen Stoffen, die er vornahm, dennoch als organischer Aufbau darstellt. Diels hat freilich niemals einem der zahlreichen von ihm beherrschten Gebiete die systematische Zusammenfassung oder die historische Darstellung eines großen Buches angedeihen lassen; dasselbe gilt ja von manchen der bedeutendsten Vertreter seiner Wissenschaft. Aber er hat mehr getan: sein Hauptberuf war es, sichere Fundamente, feste Ecksteine zu legen, Werkstücke von vorbildlicher Art herzustellen, alles auf Grund eines wohlbedachten Bauplanes mit denkbar zuverlässiger Präzisionstechnik, die sich so untrüglich bewährt hat wie selten bei einem andern seiner Zeitgenossen. Wann hat Diels irgendein wesentliches Ergebnis seiner Forschung zurücknehmen müssen? *Quo fit, ut omnis Votiva pateat veluti descripta tabella Charta senis.*

Der Keim der Doxographi Graeci liegt bereits in Useners Dissertation Analecta Theophrastea. Der Anregung dieses Meisters wird zuerst die einer Bonner Preisaufgabe entsprossene Promotionsschrift verdankt, die einen Teil der damals noch sehr im argen liegenden Überlieferung der Philosophiegeschichte klarstellte. Es folgte zu rechter Zeit eine Preisaufgabe der Berliner Akademie, die der jugendliche Hamburger Gymnasiallehrer so glänzend löste, daß sich ihm nicht lange nach dem Erscheinen des ganz neues Licht verbreitenden Werkes — *ex*

fumo dare lucem könnte sein Motto lauten — die Pforten der Akademie auftaten, die mehr als vierzig Jahre lang eine Heimstätte seiner Studien und den Mittelpunkt seiner Organisationstätigkeit gebildet hat und deren Sekretar er späterhin als Mommsens Nachfolger während eines Vierteljahrhunderts gewesen ist. Schon vor seinem Eintritt in diese Körperschaft und dem bald nachher erfolgenden Übergang vom Schul- auf das Universitätskatheder hatte er es übernommen, die akademische Ausgabe der Aristoteleskommentatoren zu leiten; er edierte selbst einen wichtigen Teil (Simplikios zur Physik) und hatte die Genugtuung, nach etwa drei Jahrzehnten emsiger Arbeit eines Kreises von Gelehrten die lange Bändereihe abgeschlossen zu sehen.

Nicht allein um dem Bekkerschen Aristoteles seine Ergänzung zu geben, hatte man das große Unternehmen in Angriff genommen, das letzte Ziel war die Grundlegung der Philosophiegeschichte überhaupt. Man bedurfte der Kommentatoren für den Aristoteles selbst, man bedurfte ihrer aber nächst den Doxographen auch für die Fragmente der älteren Physiker. Nun war die Straße geebnet für die Fragmente der Vorsokratiker, das verbreitetste Werk des Forschers, dem er Sonderbearbeitungen des Parmenides, des Herakleitos, der Poetae philosophi vorausgeschickt hatte. Mochte auch noch immer manche ungelöste Aufgabe 'wie ein Felsblock den gangbaren Weg versperren', durch das Erscheinen dieser aufs umsichtigste angelegten Sammlung der Originalurkunden des griechischen Denkens '*in statu nascendi*' ist eindringenderes Verständnis der Begriffe und Systeme, nicht nur der älteren Zeit, in hohem Grade ermöglicht und gefördert worden. Der Zugang zu den 'Inkunabeln' — ein Lieblingsausdruck von Diels — hatte ihn durch die hellenistisch-römische und hellenistische Zeit aufwärts geführt, oft unter mühsamer Überwindung von Sandschichten und Dorngestrüpp, aber auch vorüber an manch fruchtbarer Flur, wovon eine lange Reihe einzelner, meist in der Akademie vorgetragener Studien Zeugnis ablegt. Die letzten galten dem Gedichte des Lucretius, über das er von Anfang an Vorlesungen gehalten hat. Eine Ausgabe mit Kommentar und einer Übersetzung in Versen ist vollendet; er hat ihr seine besondere Liebe gewidmet.

Durch das Bestreben, überall bis zu den Inkunabeln vorzudringen, ist Diels gewiß auch zu den ältesten Urkunden des literarischen Schrifttums, den Papyri, geführt worden, in deren Lesung, Ergänzung und Deutung seine Subtilität und Kombinationsgabe manches Meisterstück vollbracht haben. Wie sie ihm durch Neufunde, die Möglichkeit der Autopsie oder durch nächste Beziehungen zu seinen Spezialgebieten entgegentraten, widmete er ihnen einen beträchtlichen Teil seiner Arbeitskraft und hatte z. B. schon vor der Vollendung des akademischen Aristoteleskorpus die Freude gehabt, diesem die medizingeschichtlich so bedeutsamen Iatrika des Anonymus Londinensis als Supplement anfügen zu können.

Dem ausgeprägten Trieb, in die Tiefe zu bohren, um *ad fontes rerum* zu gelangen, wie er uns in so mancher kristallklaren Abhandlung begegnet, gesellte sich andrerseits ein umfassender, an Leibniz gemahnender Blick für die höchsten Aufgaben der Wissenschaft, den er nicht nur aus der souveränen Beherrschung seines Zentralgebietes, sondern auch aus der Vertiefung in zahlreiche andere

gewann. Seine Vielseitigkeit hatte dabei natürlich gar nichts mit älterer oder neuester Polyhistorie gemein. Er betonte gegenüber der fortgeschrittenen Differenzierung der Fächer die Fruchtbarkeit freieren Verkehrs hinüber und herüber in noch weiterer Ausdehnung, als es schon Helmholtz und Mommsen getan hatten, und hat selber in dieser Richtung vorbildlich gewirkt. 'Polylogisch' nannte er solches Unionsstreben, verwendete auch gern dafür den Begriff der Integration. Mochte man von den Dielsschen 'Vorsokratikern' mit Senecas Wort sagen: *Quae philosophia fuit, facta philologia est,* der tiefsten Gedankenanschauung unseres Philologen entspricht das Umgekehrte. Wie aus zahllosen Stellen seiner Reden und Schriften hervorgeht, umfaßte sein Geist nicht nur das weite Gebiet der philosophischen Fakultät, namentlich die Naturwissenschaften, in ungewöhnlichem Grade, auch die ihm ehrenhalber verliehenen Doktortitel der Theologie und der Medizin durfte er mit stolzem Rechte führen.

Den ungeheuren Kreis seiner Interessen und der darin entfalteten Tätigkeit auch nur annähernd zu umschreiben, dazu bedarf es eines andern Ortes und einer anderen Feder. Die Berichte und Abhandlungen seiner Akademie, die vor der hohen Körperschaft gehaltenen würdevollen Festreden und Ansprachen geben einen Begriff davon. Seine Philologie war ihm nur 'ein Teil der großen allumfassenden historischen Wissenschaft' (N. J. 1910 XXV 25), die er selbst zu umfassen strebte. In das antike Geistesleben vor allem nach zwei weiteren, stark auseinandergehenden Richtungen einzudringen, erkannte Diels als seine ferneren, mit der Aufhellung des philosophischen Entwicklungsprozesses eng zusammenhängenden Aufgaben: es sind Religionsgeschichte und Volkskunde und dann die Geschichte der medizinischen Wissenschaft. Auf dem einen Wege war ihm Usener vorangeschritten — die Widmungsverse der 'Sibyllinischen Blätter' bezeugen die Dankbarkeit des Nachfolgers auch auf diesem Gebiete —, den andern hatte jener klar vor sich gesehen, ohne ihn selbst zu betreten. Wie erstaunlich weit das Volkstümliche von Diels verfolgt worden ist, ersieht man aus den 'Beiträgen zur Zuckungsliteratur des Okzidents und Orients', wo die internationale Verbreitung der Mantik aus den Gliederzuckungen durch Belege aus der griechischen, slawischen, rumänischen, arabischen, hebräischen, türkischen, indischen Literatur und aus dem europäischen Volksglauben aufgezeigt wird. Diese Zusammenstellung war nur in Verbindung mit Spezialgelehrten möglich; Diels erscheint hier als der Mittelpunkt einer Arbeitsgemeinschaft, wie er es für größere Ziele schon lange vorher gewesen war.

Als treibende Kraft des Thesaurus Linguae Latinae sehen wir ihn in unsern Jahrbüchern (1905 XV 689) und vorher in dem Büchlein 'Elementum'. Wie stets in solchem Fall gibt er nicht allein Direktiven von oben herab. Dieser Feldherr ist zugleich der erste Diener seines Gelehrtenstaates, Vor- und Mitarbeiter da, wo die schwierigste und mühevollste Aufgabe Meisterschaft forderte. Er verschmäht es nicht, sich durch eigenhändige Verzettelung und Exzerption ein selbständiges Urteil über die Praxis des Unternehmens zu bilden, und führt die Verwertung des gesammelten Materials an einem Beispiel von besonderer Tragweite mit energischer Eindringlichkeit vor die Augen. Der lateinische Thesaurus

war eine Frucht des Kartells der Akademien deutscher Zunge; aber es gibt Ziele der Wissenschaft, die einen Bund der gelehrten Vereinigungen Europas, ja der ganzen Welt zu fordern schienen. Nachdem in Diels' Jugendheimat Wiesbaden eine internationale Assoziation der Akademien konstituiert worden war, folgten seit 1901 in dreijährigen Abständen die Generalversammlungen zu Paris, London, Wien, Rom und Petersburg. Bevor sich aber die nächste, für Berlin geplante anreihen konnte, hatte der Weltkrieg Abgründe geschaffen und die verheißungsvoll begonnenen Werke des Weltbundes aufs schwerste bedroht. Diels war der Gefahr des nahenden Sturmes auf diesen äußerlich glänzenden Versammlungen mit wachsender Sorge längst innegeworden; aber wenigstens einer seiner Lieblingspläne, den er mit größter Umsicht vorbereitet hatte und bis zu den letzten Lebenstagen förderte, werde sich trotz des großen Zusammenbruchs, so hoffte er, durchführen lassen. Es ist das ebenfalls in den Jahrbüchern (1907 XIX 722; vgl. dazu 1908 XXI 592; 1921 XLVII 31) von ihm angekündigte Corpus medicorum Graecorum, wofür sich unter den Auspizien der Assoziation auf der Wiener Tagung die drei Akademien von Kopenhagen, Berlin und Leipzig zusammengeschlossen hatten. Der erprobte Organisator hat auch hier Großes geleistet: der von ihm herausgegebene Handschriftenkatalog legt davon äußeres Zeugnis ab, wie die alljährlichen Berichte der Akademie, in deren letztem vom Januar d. J. er noch einmal zusammenfassend die Entstehung und Geschichte des Corpus schildert. Nun hat er das Werk mitten in der Nachkriegsnot verlassen müssen. Wie er schon die Musterausgabe eines Galenkommentars in dessen Rahmen geliefert und in Hermesaufsätzen fünf Kapitel 'Hippokratischer Forschungen', so hatte er die Einleitungsschriften der Hippocratica bereits persönlich in Arbeit genommen, da er von der Bedeutung der frühen medizinischen Literatur als wichtiger Zeugnisse der Entwicklung griechischer Wissenschaft längst überzeugt war. Es muß tief beklagt werden, daß es ihm nicht vergönnt sein sollte, auch diese, vielfach noch rätselhaften, Anfänge weiter aufklären zu helfen, denn noch niemals ist jemand unter solchen Vorbedingungen an die Aufgabe herangetreten, wie sie durch seine Person gegeben waren.

Den Gegensatz zwischen geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Auffassung zu überbrücken, der ihm im vergangenen Jahrhundert überscharf ausgeprägt schien, war freilich nur einem so universalen Geiste gegeben wie dem seinigen. Daß er als eine von den Philologen erfüllbare Forderung aufstellte, was er selbst zu leisten imstande war, ist ihm von der andern Seite verdacht worden; die Frage ist von den Gaben und dem Lebensgange der einzelnen Persönlichkeit abhängig. Mit den Naturwissenschaften mußte sich der Erforscher der älteren Philosophie unbedingt befassen, bilden sie doch gerade das Hauptinteresse bei den Ioniern. Aber auch auf einem andern realen Felde sind ihm reife Früchte erwachsen und weiteren Kreisen zugute gekommen. Er hat einmal humorvoll geschildert, wie sich seine Eltern nicht darüber einigen konnten, welchen Beruf er ergreifen solle. Der Vater, Bahnhofsinspektor in Wiesbaden, wollte ihn dem praktischen Leben zuführen, die Mutter dagegen neigte den Wissenschaften zu. 'Wie es zu gehen pflegt' — so erzählte er —, 'siegte das weibliche Element, und

ich kam aufs Gymnasium. Aber auch der Vater beharrte auf seinem Plane, und ich erlernte zugleich das Buchbinderhandwerk. Dabei entdeckte man in mir gewisse technische Fertigkeiten, und so behielten beide Eltern recht'. Hier liegen die Anfänge seines lebhaften Interesses für die Technik des Altertums, die er von den Wurzeln aus studierte. Wie manches Modell hat er selbst gefertigt, so die von ihm sinnreich rekonstruierte pfeifende Weckuhr Platons — seine nach Maßgabe antiker Reste und Angaben wiederhergestellte astronomische Wasseruhr hat ihm die revolutionäre Soldateska am 10. November 1918 im Berliner Akademiegebäude blindwütig zerschlagen.

Es war natürlich keine Amateurwissenschaft 'des nicht Wissenswerten', wenn er z. B. die von Prokop beschriebene komplizierte Kunstuhr von Gaza vor unsern erstaunten Blicken aufbaute, wenn er während des Krieges Herons Schrift vom Geschützbau mit artilleristischer Beihilfe neu herausgab und übersetzte oder den Auszügen aus Philons Büchern über den Festungskrieg das Gleiche angedeihen ließ. Er wollte damit zeigen, daß das Altertum auch in seinem technischen Streben mit der modernen Zeit eng verknüpft ist und zahllose Fäden, teils sichtbar, teils unsichtbar, diese beiden Welten miteinander verbinden. In der Vorrede zu seiner vielgelesenen 'Antiken Technik' bezeichnete er den Kampf moderner Techniker und Naturforscher gegen den Bildungswert der Antike als das Vorrecht 'enggebauter Stirnen' und konnte freilich auch gar manchen Humanisten den Vorwurf nicht ersparen, in einseitigem Idealismus befangen zu sein.

Als Gruß zum sechzigsten Geburtstage — die Internationale Assoziation hatte erst vor Jahresfrist das Corpus medicorum Graecorum unter ihre Ikarusfittiche genommen — stiftete der Verleger im Bunde mit dem Unterzeichneten dem Gefeierten eine Plakette mit nachstehender Inschrift:

Δόξα σοι ἀμφιθαλής, ἐξ οὗ μάλα πολλὰ μογήσας
τῶν πρὶν ἀνέπτυξας βυβλία δοξογράφων.
εἶθ' ὅσα Πυθαγόρης ἐδίδαξ' ὅσα θ' Ἡράκλειτος
συντάσσων ἐπόνεις ἱστορίης ἄτραπον.
νῦν δὴ Παιήων σε προφήτην ἠσπάσατ' αὐτός
ἑξηκονταέτει συγκαλέσας θίασον·
σώιζοι σου τὸν ἔπειτα βίον θεὸς ἠπιόδωρος
γραμματικοῖσι φάος καὶ μέγ' ἄγαλμα φίλοις.

Eine doppelte Heptade hat ihm Asklepios noch gewähren dürfen; der Greis hat ihm fürstlich gedankt, unermüdlich weiterschaffend in selbstbewußter Schlichtheit wie ein wahrhaft großer Mann nach dem Grundsatz '*Turpe est beneficiis vinci*'. Zur Erwiderung auf die dem Siebziger zum 18. Mai 1918 dargebrachten Wünsche versendete er die Zeichnung eines seine eignen Züge tragenden Ackermannes, der emsig pflügend der sinkenden Sonne entgegenschreitet. Darunter standen die Verse:

Seht, schon sinket die Sonne, und länger schon werden die Schatten,
Aber vom Tagwerk bleibt, ach, noch so manches zurück.
Lasset darum, ihr Freunde, solang' es noch Tag ist, mich wirken,
Bis mir den Pflug aus der Hand nimmt der willkommene Freund.

Der Pflug ist ihm plötzlich entsunken, das sinnigste, bescheidene Symbol seiner tiefgreifenden Arbeit für die Ernte der Zukunft. Der Tod hat ihn diesem heroischen Ackermann abgenommen, aber die Ernte werden noch späte Geschlechter genießen.

Die Schlußworte seiner Betrachtung über 'die Organisation der Wissenschaft' (Kultur der Gegenwart I 1, 648) lauten wie folgt: 'Wer an seiner wissenschaftlichen Bildung ehrlich arbeitet, der arbeitet an seinem Teile mit an der Höherzüchtung der ganzen Gattung einem höheren und höchsten Ziele entgegen. Wir sehen es nicht und erkennen es nicht, aber wir ahnen es, und die wundersame Erleuchtung, die uns befällt, wenn wir uns auch nur am kleinsten Punkte die Wahrheit erarbeiten, zeigt uns deutlich, daß dieser Drang nach geistiger Befreiung und Höherbildung kein leerer Wahn, sondern eine Vorahnung höherer Bestimmung ist...' Das ist vom Geiste Platons, und doch war Diels in seiner Arbeitsweise durchaus Aristoteliker. Als solcher, dem nichts Menschliches fremd erschien, hat er sein mannigfaltiges Lebenswerk geschaffen und verkörperte zugleich den idealen Typus des über die Einzeldinge erhabenen, auf den Höhen der Menschheit schreitenden Philosophen.

Johannes Ilberg.

HIMMELS- UND HÖLLENFAHRTEN VON HOMER BIS DANTE

Von Hermann Diels († 4. VI. 1922)

Alle Kulturvölker haben den 600jährigen Todestag Dantes im vorigen Jahre gefeiert, da seine Divina Commedia zu den ganz großen Erzeugnissen der Weltliteratur gehört. Dies hat den Blick auf die Vorgänger gelenkt, die vor ihm den Weg in das Unbetretene gewagt haben. Himmel und Hölle gehört zu den allgemein über die Erde verbreiteten Völkergedanken. Sobald die Menschen aus dem tierischen Zustand der Existenz herausgekommen sind, richtet sich ihr Blick sowohl zum Himmel empor, von wo Licht und Wärme niederstrahlt, von wo der befruchtende Regen fällt, als auch in die Tiefe der Erde, wo die Toten ruhen und die Geister der Ahnen umgehen. So sehnt sich der primitive Mensch in jene unbekannten Gefilde vorzudringen, und Zauberer stehen auf, die vorgeben, mit den Mächten des Himmels und der Unterwelt auf vertrautem Fuße zu stehen und von dort Orakel zum Nutzen der lebenden Menschen zu erhalten.

Eine typische Form dieser Zauberhandlungen bietet der Schamanismus, der sich bei einigen sibirischen Tataren ziemlich rein erhalten hat. Radloff in seiner klassischen Beschreibung von Sibirien gibt eine anschauliche Schilderung solcher Beschwörungen.[1] Der Schamane erregt in sich nach den Regeln seiner vom Vater ererbten Kunst einen religiösen Enthusiasmus und versetzt sich und sein suggestiv erregtes Publikum durch die Zaubertrommel und andere Zaubermittel entweder in den Himmel oder in die Unterwelt. Im ersteren Falle mimt

[1]) Aus Sibirien[2] (Leipzig 1893) II 1—68.

er dramatisch, wie er die 17 Schichten des Himmels durchbricht, um von dem obersten Gotte Kaira Kan die Geheimnisse zu erlauschen, die er dann mitteilt. Ebenso steigt der Schamane in die Erde hinab, wenn eine verstorbene Seele in den Tartarus abzuliefern ist, damit sie nicht etwa zum Schrecken und Schaden der Lebenden wiederkehre.

Ähnliche Vorstellungen finden sich bereits im alten babylonischen Epos; die Höllenfahrt der Göttin Ištar ist ja allgemein bekannt. Auch die Edda schildert in zwei Liedern den Weg zur Unterwelt, Niflheim, und das finnische Epos Kalewala läßt seinen Helden Wäïnemoïnen in das Schattenreich Tuonela tauchen, um die drei Zauberworte zu holen, wie das apostolische Glaubensbekenntnis Christus in die Hölle hinabsteigen läßt, auch die Menschen der Vorzeit zu erlösen.

Auch Griechenland hat gewiß diese Urgedanken der Menschheit gehabt und zwar noch ehe die indogermanischen Hellenen in die Balkanhalbinsel hinabgestiegen waren. Denn die Ausgrabungen der vorhellenischen sog. mykenischen Epoche haben gelehrt, daß der Totenkult eine besondere Pflege dort gehabt hat, und die Kuppelgräber des Festlandes wie der Sarkophag von Hagia Triada auf Kreta zeigen uns, wie sehr sich jene vorhellenische Bevölkerung mit dem Geheimnisse des Todes beschäftigt hat.

Die neue Epoche, die mit dem Herabsteigen der Hellenen am Ende des II. Jahrtausends v. Chr. beginnt, spiegelt sich wider im homerischen Kunstgesang, der etwa von 800—600 angesetzt werden kann. Hier spielen im ganzen der Totendienst und das Reich und die Götter der Unterwelt nur eine bescheidene Rolle. Denn diese homerische Welt lebt im Diesseits, und der Blick fällt nur ungern auf das schaurige Reich unter der Erde.

Um so merkwürdiger ist es, daß die Odyssee, welche die Heimkehr eines der hervorragendsten Helden des Trojanischen Krieges schildert, den Unterweltsszenen einen breiten Raum einräumt. Die Fahrt des Odysseus an das Ende der Welt und der Abstieg zum Hades ist für den Gang der Ereignisse ziemlich überflüssig. Denn was ihm der Seher Teiresias unten prophezeit, weiß er eigentlich schon durch die Zauberin Kirke. Aber die Nekyia, wie dieser Abstieg in das Totenreich heißt, ist nicht etwa ein späteres Stück. Vielmehr ist diese Sage von jeher mit der Person des Odysseus in Verbindung gebracht worden. Ja, man hat vermutet, daß dies der Kernpunkt des Odysseusmythus sei.

Alle Völker der Erde mit wenig Ausnahmen suchen das Totenland im Westen, wo die Sonne in das Dunkel hinabtaucht. In Samoa wie in Brasilien, bei den Ägyptern wie bei den amerikanischen Rothäuten liegt das Land der Toten im Westen, meist durch das Meer getrennt vom Lande der Lebenden. Die ionischen Sänger suchten das Reich des Rhadamanthys, des Totenrichters, zunächst in Euböa, dem gegenüberliegenden Eiland, dann im Peloponnes im äußersten Westen, wo Pylos, das Tor des Hades, und Nestor und Neleus, alte Totengötter, gedacht werden. Ein solcher uralter Totengott ist auch, wie man nicht ohne Grund vermutet hat, Odysseus selbst, den man wie jene pylischen Heroen zu Helden des Trojanischen Krieges gemacht hat. Wenn die alte, neuer-

dings wieder ernstlich verteidigte Ableitung des Namens Odysseus von *ὀδύσασθαι*, lat. *odisse*, zu Recht bestände, so wäre die Bezeichnung 'der Zürnende' vortrefflich gewählt für einen Totengott, wie die zürnende Demeter Erinys und die Erinyen selbst solche Verkörperungen der ergrimmten Totenseelen darstellen. Nun gilt ja Odysseus als der Herrscher der westlichsten Insel Griechenlands, und sein Reich erstreckt sich von Ithaka auch über das gegenüberliegende Festland, wo die Thesproten wohnen. Wie der Name sagt, sind das göttliche Propheten wie die Selloi von Dodona, und sie besitzen am Acheron ein in alter Zeit hochberühmtes Totenorakel, wo man Verstorbene unter schauerlichen Zeremonien heraufbeschwor. Bekannt ist z. B. die grausige Geschichte des Periander, der den Schatten seiner verstorbenen Gemahlin Melissa aus dem Hades dort zitierte. Im Lande der benachbarten Eurytanen lag ein solches Orakel, das geradezu den Namen des Odysseus trug, und die Fortsetzung der Odyssee, die Telegonie, kennt die Verbindung des Odysseus mit den Thesproten. Es ist also sehr wohl möglich, daß der Dichter der Odyssee diese alten Sagen in seine Heimkehrabenteuer verwoben hat.

Diese Nekyia der Odyssee hat noch zwei Fortsetzungen gefunden. Die erste ist die sog. orphische Interpolation, welche die drei Büßer Tantalos, Sisyphos, Ixion in der Unterwelt vorführt. Diese Auffassung des Hades als Strafort ist dem älteren Griechentum fremd und kann erst mit dem Sündenbegriff der Orphik im VI. Jahrh. aufgekommen und in das ältere Epos eingedrungen sein. Ebenso ist die sog. zweite Nekyia am Ende der Odyssee, welche die Seelen der ermordeten Freier in die Unterwelt begleitet, spät zugesetzt.

Die wundervoll geschilderte Beschwörungsszene, wie Odysseus mit dem Schwerte an der Opfergrube sitzt und die Schatten abwehrt, mit einzelnen aber rührende Gespräche führt und vor allem den Seher Teiresias befragt, hat offenbar auf die Zeitgenossen mächtig gewirkt. Das bezeugen nicht nur die Nachbildungen der Nekyia in den jüngeren Teilen der Odyssee selbst, sondern auch die übrigen Heldendichtungen der Hellenen. Jeder große Held mußte nunmehr in die Unterwelt hinabsteigen. Die Hadesfahrten des Herakles und Theseus reihten sich an die Odyssee. Die orphische Theologie selbst, welche die Hölle im christlichen Sinne als Peinigungsort aufzufassen nahelegte, verfaßte eine Höllenfahrt (*Ἅιδου κατάβασις*), in der zum ersten Male, wie es scheint, die Lokalitäten der Unterwelt genauer geschildert wurden: Charon erscheint jetzt erst, und die vier Unterweltsflüsse, die Strafen der Sünder werden ausführlich dargestellt. Orpheus selbst stieg in den Hades hinab, um seine Gemahlin Eurydike loszubitten. Er erweichte die Unterweltsgötter durch seinen Zaubergesang, aber er verscherzte das Glück durch sein Mißtrauen. Er blickte um, ob seine Frau auch wirklich folge. Darauf verschwand sie. Das schöne Relief aus dem V. Jahrh. stellt die Abschiedsszene dar, die mit leiser Wehmut angedeutet ist. Im Hintergrunde steht Hermes, der Totengeleiter, der in dem orphischen Höllenfahrtgedicht eine große Rolle spielte. Aus diesem ist wahrscheinlich die Figur des Hermes Psychopompos in die spätere Nekyia der Odyssee (ω 1 ff.) übertragen worden. Doch ist er als Totengott ursprünglich

und darum der Rinderraub als Bild des Seelenraubes früh in Pylos, der Todespforte, lokalisiert worden.

Noch weniger kenntlich ist eine ebenfalls Ἅιδου κατάβασις genannte Schrift, die man dem Pythagoras zuschrieb. Der legendenhafte Philosoph erzählte hier, nach welchen Metamorphosen er in dieses Leben eingetreten sei. Vordem habe seine Seele bereits in dem Leibe des Aithalides, des Euphorbos, des Hermotimos und Pyrrhos geweilt. Von Aithalides erzählte bereits der alte Pherekydes am Ende des VI. Jahrh., er habe die Fähigkeit besessen, seine Seele sowohl über wie unter die Erde auf Reisen zu schicken, ein ganz schamanenhafter Zug. Hermotimos ferner hatte folgendes Erlebnis. Auf der Jagd hatte er sich verirrt und war von seinen Weidgesellen abgekommen. In einer Einöde sah er um die heiße Mittagstunde die Geister der Unterwelt. Pluton und Persephone erschienen, ein helles Licht umfloß die göttlichen Gestalten, und durch das Licht erblickte er die Bilder verstorbener Seelen und sah ihre Schicksale in der Unterwelt. Aber diese Vision führte ihn auch hinauf in den Himmel. Da erblickte er drei Straßen und drei Tore, die im Tierkreis in den Himmel hineinführten, wohl im Osten, im Zenit und im Westen. Aber über seine Erlebnisse im Himmel schweigen die kurzen Berichte der Alten. Jedenfalls ist hier die erste Vision, die Hölle und Himmel wie bei Dante umfaßt, und die Dreizahl ist bekanntlich auch die heilige Zahl, die das Versmaß der Terzinen wie die ganze Disposition der Divina Commedia bestimmt hat.

Diese Metamorphosen des Wundermannes Pythagoras sind sicher schon um die Mitte des V. Jahrh. in Großgriechenland geglaubt worden. In der ungeheuren religiösen Ergriffenheit jener Zeit ist das kein Wunder. Empedokles, der uns dies für Pythagoras bezeugt, ist selbst ein ähnlicher Schwärmer, der sein Buch der Reinigungen (*Καθαρμοί*) mit dem uralten Schicksalsspruch eröffnet: Die göttlichen Dämonen, die ihre Hände mit Mordblut, ihre Seele durch Meineid befleckt haben, müssen den Frevel büßen, indem sie dreimal zehntausend Horen fern vom Ort der Seligen in niedere Geschöpfe verwandelt weilen. Die Luft duldet sie nicht, sie stürzt sie ins Meer, das Meer speit sie aus auf die Erde, diese wirft sie wieder empor zur Sonne, und so wiederholt sich das 'Rad der Geburten' (*κύκλος γενέσεως*) unendlich oft. 'Ein solcher gefallner Dämon', fährt Empedokles fort, 'bin auch ich. Ich war schon Jüngling und Jungfrau, schon Fisch und Pflanze und bin nun weinend an diesen Ort des Heulens und Wehklagens versetzt.' Aber durch die Reinigungen kann man von dem wirbelnden Rad der Metamorphosen erlöst werden. Man kann dann zur Menschengestalt und dort zur höchsten Würde emporsteigen. Solche Würde wohnt den Sehern, Ärzten, Dichtern und Volksführern bei. Da nun Empedokles bekanntlich diese vier Würden von Prophet, Arzt, Dichter, Volksführer in sich vereinigte, so war er auf der höchsten Stufe bereits angelangt. Ja er fühlt sich bereits, wie er in dem Gedichte sagt, schon nicht mehr als Mensch, sondern als unsterblicher Gott. So kann nun jeder, der die Reinigungen vollzieht, die das Gedicht vorschreibt, zur göttlichen Seligkeit gelangen. Hauptsache ist Enthaltung von Fleischnahrung, da in den Tieren die Seelen unserer Eltern und

Ahnen inkorporiert sein können. Wer sich von diesen und anderen Freveln freihält, der kann vom Rade der Geburten erlöst werden.

Die ungeheure Steigerung des religiösen Gefühls, die um die Wende des V. Jahrh. überall in Griechenland zu beobachten ist, hat bewirkt, daß selbst ein so eminenter Verstandesmensch wie Parmenides der Eleate sein philosophisches Lehrgedicht in die Form einer Vision kleidet. Über das Dunkel der Erde fahrend, fühlt er sich plötzlich in das Lichtreich emporgetragen, wohin die Sonnenjungfrauen den Dichterwagen geleiten.

Solche apokalyptischen Visionen müssen damals zu Dutzenden entstanden sein. Kenntlich ist uns eine Schrift, die dem Wundermanne Epimenides zugeschrieben wurde. Sie heißt auch Katharmoi (Reinigungen), wie die des Empedokles. Der Prophet fliegt in den Himmel, wo ihm die Göttinnen der Wahrheit (*Ἀλήθεια*) und Gerechtigkeit (*Δίκη*) entgegentreten. Diese Schrift hat wohl hauptsächlich Parmenides angeregt.

Neben dem Sternenhimmel, in den nach einer auch damals schon bei den Pythagoreern verbreiteten Vorstellung die Seelen der Guten entrückt werden, bestand damals in Griechenland noch eine andere Vorstellung vom Leben der Seligen im Jenseits. Das ist das Elysium, was unserm christlichen Paradies entspricht. Das Wort Elysium bedeutet, wie die heilige Stadt Eleusis westlich von Athen, den Ort des Hinkommens. Auch diesen ersehnten Ort dachte man sich wie den Hades im Westen, wo das Ende der Welt ist. Ihn kennt bereits der Dichter der Odyssee. Er versetzt den Menelaos nach seinem Tode dorthin. Da er der Eidam des Zeus ist, darf er nicht hinab in den Hades gelangen. Er wird entrückt zum Elysium, wo der blonde Rhadamanthys weilt, der also hier von Euböa nach dem Westrande der Erde gerückt ist. Dort gibt's nicht Schnee noch Sturm oder Regen. Sondern Okeanos sendet stets lind säuselnde Zephyrwinde herauf und erfrischt die Menschen. Da sind auch die Inseln der Seligen, wohin Hesiod das Heroengeschlecht des Trojanischen Krieges und das athenische Volk im V. Jahrh. die heroisierten Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton versetzte. Dort liegt der Garten der Hesperiden, der herrliche Göttergarten, wohin sich Euripides im Hippolytos versetzt:

O wär ich von hinnen,
O daß mich die Schatten
Der Wolken umfingen,
Ein Gott mich befiedert
Den Scharen der Vögel
Des Himmels gesellte!

. . . .
Zum Garten der Götter
Der Flug mir gelänge,
Wo menschlichen Schiffern
Der Alte der Tiefe
Zu fahren verwehrt!

Wo Atlas die Grenzen des Himmels behütet
Und Hesperos' Töchter die güldenen Äpfel,
Da steht der Palast, wo der König der Götter
Die Hochzeit begangen, da sprudelt der Nektar,
Da spendet die Erde, die ew'ge, den Göttern
Die Speise des seligen Lebens. (Wil.)

Noch deutlicher hat der fromme Pindar dies Paradies nach den orphischen Anschauungen dargestellt, die er als Gast des Tyrannen Theron von Agrigent

im J. 476 dort in Sizilien kennen lernte. In der zweiten ol. Ode, die er dem Herrscher widmete, sagt er ihm warnend: 'Reichtum wirft ein helles Licht auf das Leben, wenn er sich mit den Tugenden des Mannes schmückt. Wer ihn besitzt, muß an die Zukunft denken. Er muß wissen, daß die Menschen bereits hier auf Erden nach ihrem Ableben für ihren Frevelmut büßen müssen. Ihr Andenken bei den Menschen wird verflucht, ihre Nachkommenschaft vertilgt. Drunten aber waltet unter Zeus' jetzigem gerechten Regimente ein Richter, der seinen Spruch fällt und mit unerbittlicher Folterqual die Verbrechen straft. Er muß wissen, daß die Guten am Tage wie in der Nacht gleichmäßig sich des Lichtes erfreuen und ein müheloseres Leben jenseits als diesseits führen. Sie brauchen da nicht die Meerflut um eitlen Gewinnes willen zu durchfurchen, sondern alle Menschen, die ihre Eide treu gehalten haben, führen bei hochgeehrten Göttern ein tränenloses Leben. Allein die anderen, die Verbrecher, müssen eine Qual ausstehen, die nicht anzusehen ist. Alle die aber, die es vermochten dreimal diesseits und jenseits weilend ihre Seele völlig rein zu halten von Unrecht, die wandeln den himmlischen Weg des Zeus zur Warte des Kronos (im Westen). Dort umhauchen ozeanische Düfte die Insel der Seligen. Golden erglänzen dort die Blüten, wie sie teils an den herrlichen Bäumen am Ufer, teils auf dem Wasser sprießen. Mit diesen Blumen umwinden sie die Arme und bekränzen ihr Haupt. So will es der Spruch des gerechten Rhadamanthys.'

Man darf nicht glauben, daß solche Jenseitsvorstellungen, wie sie hier Pindar aus besonderen Gründen darlegt, allgemein im ganzen Volke als festes Dogma verankert waren, wie dies bei uns durch das Christentum der Fall ist. Vielmehr gehören sie gewissen abgeschlossenen Zirkeln und religiösen Vereinen an, und das Leben im Elysium ward als ein Privileg der Eingeweihten ängstlich vor Profanation gehütet. Man hört daher damals nur ausnahmsweise etwas von diesen Dingen. Offenbar stellte das große religiöse Drama, das im Herbste in E l e u s i s vor den Eingeweihten im dunkeln Telesterion (Weihetempel) vorgeführt wurde (die steinernen Sitzstufen des großen Saales sind noch erhalten), den Gang der Mysten durch Hölle, Fegfeuer und Himmel vor, und wenn dann am Schlusse das Sakrament, der heilige Gerstentrank (Kykeon), gereicht wurde und das blendende Tageslicht durch das Oberlicht des Telesterions in die vorher verdunkelte Kirche hereinblitzte und die Götterstatuen in ihrer Herrlichkeit vom Hierophanten der entzückten Gemeinde gezeigt wurden, dann sahen die Mysten, die nun 'Epopten', die Schauenden, hießen, gleichsam den Himmel offen und empfanden den Vorschmack der Seligkeit, die sie jenseits nach dem Tode erwartete.

Ähnlich eingerichtet waren die o r p h i s c h e n M y s t e r i e n, die um Dionysos sich drehten. Von ihm erwarteten sie das Heil nach dem Tode, goldene Reisepässe wurden den Toten mitgegeben, die sie den Herrschern der Unterwelt zur Legitimation übergeben sollten (Sybaris), oder ein Efeublatt, das Symbol des Dionysos, auf den Grabsteinen gab Kunde von den frohen Hoffnungen des Gestorbenen.

Trotzdem das Geheimnis der eigentlichen Mysterien streng gehütet wurde, waren doch gewisse Vorstellungen von Unterwelt und Elysium so in das Volk

gedrungen, daß auch die Komödie darauf anspielen konnte. Dramen wie die Demoi des Eupolis, wo verehrte Staatsmänner zur Rettung des Staates aus der Unterwelt zitiert werden, oder die Frösche des Aristophanes, wo, um die verwaiste dramatische Bühne neu zu besetzen, Dionysos, der Gott der Bühnenfeste, in die Unterwelt geht, um Ersatz zu holen, diese Stücke zeigen, daß diese Jenseitsörter in der Phantasie des Volkes Wurzel geschlagen hatten. Da wird die Hölle von schrecklichen Schlangen und Untieren belebt. Eine furchtbare Empusa tritt den Eintretenden entgegen. Im Schlamm wälzen sich die Meineidigen und Vatermörder. Auf der anderen Seite aber erstrahlt ein herrlicher Ort voll Rosen und duftenden Blumen, die Mysten führen einen seligen Reigen auf, eine wunderbare Sonne erhellt dieses Eden. Das sind alles Züge, die das Christentum später übernahm.

Selbst ein berühmter Maler des V. Jahrh., Polygnot, hat keinen Anstand genommen, in der Volkshalle zu Delphi Unterweltsszenen darzustellen, in denen er teils Homer, teils anderen mystischen Quellen folgte. Da finden sich die Strafen der drei Büßer der orphischen Partie der Odyssee, ferner die des Mannes, der seinen Vater mißhandelte, die des Tempelräubers u. a. m. Die *ἀμύητοι*, die Nichteingeweihten, die es versäumt haben, sich einweihen zu lassen, tragen wie die Danaiden in zerbrochenen Gefäßen Wasser, ein Sinnbild ihres fruchtlosen Lebens. Als Vertreter der Mysten dagegen erscheinen die beiden Stifter des Demeterdienstes in Thasos, der Heimat Polygnots, die also dort die eleusinischen Mysterien eingeführt haben.

Auf diesen volkstümlichen, durch die Orphik stark beeinflußten Vorstellungen beruht die ausführlichste und großartigste Darstellung der Unterweltsszenen, die aus der klassischen Zeit sich erhalten hat, bei Platon. Dieses unvergleichliche Genie, zugleich Denker und Dichter, zugleich Tragiker und Komiker, hat seine ernsten philosophischen Darstellungen oft, wo das Denken versagt und das Gefühl an seine Stelle tritt, mit mythischen Bildern geschmückt, die an das Gemüt des Lesers appellieren. Im Phaidros, im Phaidon, vor allem am Schlusse des Staates zieht er den Schleier von diesen unaussprechlichen Geheimnissen. 'Die Gerechten', so führt er in der Politeia aus, 'ernten schon im Leben hier auf Erden den Lohn ihres tugendhaften Lebens. Aber dieses will gar nichts besagen gegen das Herrliche, das ihrer nach dem Tode wartet. Ich berufe mich dabei nicht auf die Märchen der Odyssee, sondern auf den Bericht eines zuverlässigen Mannes, des Pamphyliers Er. Dieser Er, der Sohn des Armenios, fiel im Kriege. Zehn Tage lag er unbeerdigt auf dem Schlachtfelde. Als man dann die Leichen auflas und ihn bestatten wollte — er lag schon auf dem Scheiterhaufen —, da kam er wieder zum Leben und berichtete, was er im Jenseits gesehen. Nachdem die Seele — so lautet sein Bericht — aus dem Körper gefahren, sei sie mit vielen anderen an einen Ort gelangt, wo die Richter des Totengerichts saßen. Sie wiesen nach der Untersuchung die Gerechten nach oben zur Rechten, die Ungerechten zur Linken nach unten. Als er nun vor den Richtern erschien, sagten sie ihm, er sei dazu ausersehen, den Lebenden Kunde vom Jenseits zu bringen, er solle hören und schauen. Da habe er nun gesehen,

wie zahllose Scharen sich da befanden; die einen kamen aus dem Himmel, die andern aus der Hölle. Sie begrüßten sich hier in der Mitte und erzählten die einen von ihrer Seligkeit, die andern von ihrer Pein. Die einen jammerten und weinten über die Leiden, die sie auf tausendjähriger Wanderung schon erlitten hätten, die frommen Seligen erzählten von den unbeschreiblich herrlichen Dingen, die sie im Himmel erlebt. Jeder habe zehnfache Strafe für jede Sünde zu erleiden, während die Seligen ebenso für jede Guttat ihres Lebens belohnt wurden. Freilich für die größten Frevler gegen die Götter und Menschen (also nach christlicher Terminologie für die Todsünden) gab es keine Rettung. So habe er gesehen, wie der Tyrann Ardiaios und andre aus der Hölle herauskommen wollten. Aber da schloß sich die Mündung zur Oberwelt mit lautem Gebrüll, und wilde Männer packten sie, banden ihnen Kopf und Füße zusammen und warfen sie in Dorngesträuch, wo ihr Leib zerschunden wurde. So hätte Er und andre, sieben Tage auf dieser Wiese zwischen Himmel und Hölle geweilt. Dann hätten sie weiter wandern müssen. Am vierten Tage seien sie an einen Ort gelangt, wo sich von dem Boden zum Himmel ein breites Band spannte wie ein Regenbogen, das den ganzen Himmel zusammenhielt. Er beschreibt nun phantastisch den ganzen Himmelsmechanismus. Dort sitzen die drei Parzen, und es findet die Verlosung der Lebenslose statt. Wer ein solches Los ziehe, beginne damit ein neues Leben. 'Jetzt wählt!' ruft der Prophet, der die Losung beaufsichtigt. 'Nicht der Dämon zieht euch die Lose, sondern ihr selbst zieht euer Los und damit den Dämon, d. h. den Genius, der euer neues Leben bestimmt.' Er beschreibt nun, wie töricht sich die meisten ihr Lebenslos wählen. Endlich seien sie nach der Verlosung durch unerträgliche Hitze hindurch zum Gefilde der Vergessenheit gelangt. Alle hätten von dem Wasser Sorgenlos getrunken. Nur er habe nicht getrunken. So habe er sein Gedächtnis an diese furchtbaren Dinge behalten. Zum Schluß seien unter Blitz und Donner alle Seelen auseinandergestoben zu ihrem neuen Leben, in dem sie auseinanderflossen wie die Sterne. Wie er selbst von dannen gekommen, das weiß er nicht. Er habe eines Morgens — es war der zehnte Tag — seine Augen aufgeschlagen und sich auf dem Scheiterhaufen liegend gefunden.'

Man sieht in der Erzählung Platons deutlich die verschiedenen Bausteine, aus denen diese merkwürdige Schlußapokalypse des Staates aufgebaut ist. Die Begriffe von Sünde und Sühne, das Totengericht, die Seelenwanderung sind orphisches Erbe, aber die Verlosung ist Platons eigener Gedanke, der die Freiheit des Willens sicherstellen und die Gottheit entlasten soll. Diese poetischen Bilder Platons haben den stärksten Einfluß auf die Folgezeit ausgeübt und vor allem Platons fortwirkenden Einfluß in der christlichen Zeit gesichert. Die bedeutendsten Schüler Platons, Aristoteles und Herakleides Pontikos, haben diese Gedanken in ihren Dialogen weitergeführt, Poseidonios hat zu Ciceros Zeit sie wieder aufgenommen, und noch 100 Jahre n. Chr. hat der Platoniker Plutarch ähnliche Schilderungen eines Scheintoten geliefert. Eine wundersame Mär berichtet der Peripatetiker Klearchos, die der Neuplatoniker Proklos in seinem Kommentar zu Platons Politeia aufbewahrt hat:

'Kleonymos aus Athen, ein Philosoph, fiel einst infolge eines furchtbaren Schreckens in Ohnmacht. Man hielt ihn für tot und stellte die Leiche aus. Aber als am dritten Tage seine Mutter ihn bejammerte, erwachte er und erzählte, was er im Jenseits gesehen. Seine Seele sei wie befreit aus einem Kerker leicht emporgestiegen, und er habe Gegenden gesehen, die nie eines Menschen Auge erblickt habe. Endlich sei er an einen der Hestia heiligen Raum gelangt, den weibliche Engel von überirdischer Schönheit umschwebten. Da sei auch noch eine andre sterbliche Seele dazugekommen, und eine Stimme habe ihnen zugerufen: 'Bleibt stehen und schauet!' Da hätten sie denn die Strafen, die Peinigungen und Reinigungen der verschiedenen Seelen gesehen und wie die furchtbaren Eumeniden als Aufseher ihres Amtes walteten. Beim Weggehen hätten beide ihre Adressen ausgetauscht und sich das Wort gegeben, sich gegenseitig, wenn sie wieder auf die Erde gelangt seien, zu besuchen. Und wirklich sei der eine, namens Lysias, aus Syrakus nach Athen gekommen, und Kleonymos habe den Himmelsgast sofort wiedererkannt und begrüßt.'

Sehr bald hat sich auch die Satire dieses dankbaren Stoffs bemächtigt. Ein witziger Skeptiker, Timon von Phlius, läßt die alten Philosophen in der Unterwelt für ihre törichten Systeme allerlei Strafen erleiden. Dann tritt der Kyniker Menippos auf mit seinen Totengesprächen, die uns aus der Imitation des Lukian etwas kenntlich geworden sind. Dieser hat wieder eine Reihe von Nachahmern bis in das XII. Jahrh., bis zum Timarion, der von einem unbekannten byzantinischen Philosophieprofessor geschrieben, eine giftige Beurteilung der kirchlichen und profanen Würdenträger seiner Zeit enthält.

Von Platon hängen, vermittelt durch den großen Poseidonios, zwei Schilderungen des Jenseits ab, die das ganze Mittelalter hindurch bis auf Dantes Zeit den allerstärksten Eindruck auf das lateinsprechende Abendland ausgeübt haben: Ciceros Somnium Scipionis und Vergils Unterweltsschilderung im 6. Buche der Aeneis.

Wie Platons Staat mit dem Mythus des Er seinen Abschluß gefunden, so zeigt Cicero in seiner Schrift De Republica, welcher Lohn jenseits dem hervorragenden Staatslenker zuteil wird. In einem Traume schildert der jüngere Scipio, wie er emporgetragen wird in den Himmel und wie er dort seinen großen Ahn, den älteren Scipio, trifft. Dieser zeigt ihm von dort die große wundervolle Sternenwelt, von der aus die Erde wie ein winziges Pünktchen erscheint, und hört die herrlichen Akkorde der Sphärenharmonie, die von den Planeten angestimmt werden. Die Gemeinschaft mit den edlen Geistern der Vorzeit und die Bewunderung der großartigen Himmelswelt wird weihevoll geschildert. Zum Schluß sagt der ältere Scipio dem jüngeren sein Schicksal voraus, ein Zug der Himmelsvisionen, der auch in den Höllendarstellungen beinahe regelmäßig wiederkehrt. So auch in der schönen und plastischen Unterweltsschilderung Vergils.

Wie Odysseus muß auch Aeneas in den Orkus hinabsteigen. Das verlangt das epische Schema. Aber die Farben, die Vergil zusammentrug aus der Odyssee, aus der orphischen Hadespoesie, aus den Philosophen Platon, Poseidonios, Cicero, sie haben ein Gemälde gebildet, das unauslöschlich sich dem Gedächtnisse der

Nachwelt eingeprägt hat. Der Held steigt hinab in die Riesengrotte der kumanischen Sibylle, wo man einen Eingang in die Unterwelt annahm. Nach dem Opfer dringt er mit dem goldenen Mistelzweig ein in das Schattenreich, er sieht den Styx, den Fährmann Charon und die Unglücklichen, die, weil sie nicht begraben werden konnten, am Ufer hilflos hin und her irren und nicht hinüberkönnen. Er besänftigt den wütenden Höllenhund mit einem Lebkuchen und kommt dann in das eigentliche Reich der Toten. Da trifft er zunächst die armen Kinder, die allzufrüh das Leben verloren, die Selbstmörder, dann das Trauerfeld der unglücklich Liebenden: Phädra, Prokris, Eriphyle und auch Dido, des Aeneas verlaßne Geliebte, die sich hart von ihm abwandte; dann erblickt er die lange Reihe der trojanischen Heroen, die der Krieg dahingerafft.

Ein Scheideweg trennt die beiden Abteilungen. Rechts geht's zum Elysium, links zur Höllenqual. Da liegen die Titanen, die Zeus einst hinabgestürzt, da liegt Salmoneus, der sich vermessen, den Donner des Zeus nachzuahmen, da Tityos, Ixion, Peirithoos, ferner alle die, die Eltern geschlagen oder durch Ehebruch an den heiligen Rechten der Familie sich vergangen haben.

Nun treten sie hinüber in die grünen Auen des Paradieses, wo die auserwählten Seligen weilen. Purpurner Glanz breitet sich aus, Sonnen und Sterne eigner Art leuchten hier und beglänzen die seligen Scharen, die sich teils auf dem Turnplatz üben, teils zu Orpheus' Leier tanzen. Hier weilen die Helden, die für das Vaterland starben, die heiligen Sänger und Priester, wie Musaeus, der Aeneas zu seinem Vater Anchises führt. Dieser enthüllt in philosophischen Gedanken, die uns aus Poseidonios vertraut sind, das Los der Menschen. Ein einziger Lebenshauch beseelt Himmel und Erde, Geist und Materie. Er schafft Mensch und Tier, Himmelsfeuer lebt in ihnen, doch der Leib bringt die Begierden, die den Geist in Banden schlagen. Das sind die Keime des Bösen, die im Jenseits durch die Höllenstrafen vernichtet werden. Luft, Wasser und Feuer müssen sie reinigen. *Quisque suos patimur manis.* Jeder büßt für seinen Genius, für seinen Dämon, wie es bei Platon hieß. Wenn alle Sündenflecken getilgt sind, dürfen die Seelen für ewig ins Paradies eingehen. Das sind aber nur wenige Auserwählte. Die andern müssen nach einer Probezeit von 1000 Jahren wieder eingehen in neue Körper, und sie behalten keine Erinnerung an ihr früheres Leben.

Hieran reiht sich die Prophezeiung der Größe Roms, die Heldentaten der berühmten Römer bis zu Vergils Gegenwart, bis zum Tode des Thronerben Marcellus (23 v. Chr.). Das bildet einen wirkungsvollen Abschluß. Er endet diese Huldigung für den verstorbenen Kronprinzen mit den Worten:

> Reicht mir die Lilien mit vollen Händen,
> Ich will sie diesem Toten spenden.

Aeneas nimmt Abschied von seinem Vater und von dieser Heldenschau und kehrt mit der Sibylle durch die elfenbeinerne Pforte wieder zur Oberwelt zurück.

Wir haben bisher die griechisch-römische Welt bis zu Christi Geburt verfolgt. Um die folgende Epoche zu verstehen, müssen wir den Einfluß des Orients

betrachten, der jetzt immer stärker in religiöser Beziehung sich geltend macht. In dem Alten Testamente steht das älteste eschatologische Wort in den Nachträgen zum Jesaias ganz zuletzt: Jahve spricht: 'Sie werden hinausgehen und die Leichname der Männer ansehn, die von mir abtrünnig geworden sind; denn ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer wird nicht verlöschen. Sie werden allem Fleische ein Greuel sein.' Zu diesen Andeutungen der Höllenpein kommt in der ältesten jüdischen Apokalypse, dem Buche Daniel, die Verheißung ewigen Lebens hinzu. Da heißt es: 'Viele von den im Staube der Erde Schlummernden wachen auf, die einen zum ewigen Leben, die andern zum ewigen Greuel. Da leuchten die Lehrer wie der Glanz des Himmels und die Gerechten wie die Sterne immer und ewig.'

Nun mischt sich mit diesen spätjüdischen Vorstellungen immer mehr orphisch-pythagoreisches Wesen. In Ägypten gab es in der hellenistischen Zeit, namentlich in den unteren Volksklassen, viele Anhänger dieser Mystik. Kürzlich hat sich dort ein orphisches Ritual auf einem leider verstümmelten Papyrus[1]) gefunden, das zeigt, daß in Ägypten orphische Sekten in der alexandrinischen Zeit bestanden haben. Diese griechischen Asketen haben nun auch auf das jüdische Volk gewirkt. So sind diese Einflüsse auf die Sekte der Essener neuerdings festgestellt worden.[2])

Eine merkwürdige aus orientalischen und griechischen Jenseitsvorstellungen bunt zusammengesetzte apokalyptische Schrift ist das Buch Henoch. Der Patriarch Henoch, von dem die Genesis erzählt, daß er nach einem gottseligen Leben von 365 Jahren entrückt worden sei zu den Seligen, wie Menelaos, Achill und Romulus, war der geeignete Träger einer Vision, die Himmel und Hölle schildern wollte. Dieses ursprünglich aramäisch im II. Jahrh. v. Chr. verfaßte Buch ist uns nur in einer äthiopischen Übersetzung und einigen griechischen Fragmenten erhalten. Es hat einen starken Einfluß auf die christliche Zeit ausgeübt. Es beginnt mit dem Jüngsten Gericht, das die sündige Welt richtet und straft. Zunächst wird der Fall der 200 abgefallnen Engel erzählt, und dann berichtet Henoch selbst in einer Icherzählung von seinen verschiedenen Reisen durch Himmel und Hölle. An Mannigfaltigkeit der Visionen und Örtlichkeiten ist diese Apokalypse die umfänglichste. Es ist unmöglich, das einzelne hier zu nennen. Er sah die furchtbaren Abgründe und Feuerschlünde, in welche die abgefallenen Engel gestürzt wurden. Da sieht er ferner drei Abteilungen für die menschlichen Sünder und endlich den Ort der Gerechten, die dort den Tag des Gerichts erwarten, wann der Messias erscheint. Dann wird dieser Retter der Menschheit auf Gottes Thron sitzen. An jenem Tage des Schreckens, da werden die Berge wie Widder springen und die Hügel wie Lämmer hüpfen, die mit Milch gesättigt sind. Alle Gerechten werden da zu Engeln im Himmel erhöht. Ihr Antlitz wird vor Freude leuchten, weil in jenen Tagen sich der Auserwählte des Herrn erhoben hat.

---

[1]) Ed. Smyly in Cunningham, Memoirs of the R. Irish Academy, XII (1921) n. I. Jetzt in Kerns Orphika S. 101 n. 31.

[2]) M. Wellmann hat seine Untersuchungen hierüber noch nicht veröffentlichen können.

Bei den Essenern sind, wie Josephus mitteilt, diese eschatologischen Anschauungen stark entwickelt worden. Noch griechischer hat der Jude Philon, der Zeitgenosse Christi, gedacht. Er benutzt den Traum Jakobs von der Himmelsleiter, um die Wanderung der Seelen daran anzuknüpfen (De somniis I 22), und er deutet die Engel, die Jakob auf- und niedersteigen sieht, auf Seelen, die nach sündenreinem Leben zum Himmel erhoben worden sind. Die Einzelheiten dieser Schilderung sind lauter durch Poseidonios vermittelte Platonismen.

Das christliche Evangelium, das doch ganz auf die Auferstehung und die Ankunft des Himmelreiches gegründet ist, hat auffallend wenig von dieser Visionsüberlieferung. Dagegen erzählt bereits Paulus, der ja ganz in Visionen lebt, im 2. Korintherbrief von einem Anhänger Christi, der bis in den dritten Himmel und das Paradies entzückt (ἡρπάγη) wurde. Und Paulus' Schüler Lukas erzählt die Parabel vom reichen Manne und dem armen Lazarus. 'Als der Reiche in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sahe Abraham von ferne und Lazarum in seinem Schoße. Rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein und sende Lazarum, daß er daß Äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.'

Die Paulinische Tradition hat dann später dazu geführt, in der sog. Paulusapokalypse die Höllen- und Himmelfahrt des Apostels Paulus selbst ausführlich zu schildern. Und dies etwa aus dem IV. Jahrh. stammende Buch hat bewirkt, daß diese Reise des Apostels in das Jenseits im Mittelalter, auch bei Dante, als geschichtliche Tatsache galt.

Es ist begreiflich, daß die mächtige religiöse Erregung der immer stärker werdenden Christenheit sich nicht mit diesen blassen Andeutungen des Jenseits begnügen konnte. Etwa 100 Jahre nach Christi Tod kam ein begabter christlicher Schriftsteller auf den Gedanken, anknüpfend an die bekannte Petrusvision des Evangeliums die Schicksale der Seelen nach dem Tode durch Zeugen aus der jenseitigen Welt vorführen zu lassen. Diese Apokalypse des Petrus, die zusammen mit dem Evangelium Petri umlief, ist aus dem Kanon ausgeschlossen worden, weil einige doketische Ketzereien Anstoß erregten. Aber es hat sich 1886 ein Pergamentkodex in einem oberägyptischen Grabe gefunden, der Bruchstücke der beiden pseudopetrinischen Schriften zusammen mit inhaltlich verwandten Fragmenten des Henochbuches enthält. Wenn man dieses Petrusbuch liest, weht einem sofort eine fast rein hellenische Luft entgegen. Plastisch treten die Bewohner der beiden jenseitigen Welten, der Hölle und des Paradieses, vor die Augen. Der neutestamentliche Kanon würde ästhetisch und moralisch an Wert gewonnen haben, wenn er statt der dunklen jüdischen Johannesapokalypse diese hellenische Darstellung aufgenommen hätte. Petrus selbst ist es, der hier erzählt, wie ihm auf dem Berge, wo sie mit Christus vereint beteten, zwei selige Gestalten erschienen, die aus ihren rosigen Leibern überirdischen Glanz ausstrahlten. Lockig war ihr Haar, und es leuchtete wie ein Kranz von Nardenblüten und bunten Blumen oder wie der Regenbogen. Wir entsetzten uns über die Erscheinung, aber der Herr sagte: Das sind die gerechten Brüder, die den weiten Himmel bewohnen, wo die Luft von heller Sonne durch-

leuchtet und von unbeschreiblichen Wohlgerüchen erfüllt ist. Dieser Duft war so stark, daß er trotz der weiten Entfernung zu uns drang. Die Bewohner des Himmels sahen strahlend aus wie Engel. Sie priesen Gott den Herrn mit lauter Stimme.

Aber ich sah, fährt Petrus fort, auch einen finstern Ort. Es war der Ort der Strafe. Die strafenden Engel trugen ein dunkles Gewand. Nun werden 14 Arten von Sündern aufgezählt und ihre Strafen beschrieben. Die Gotteslästerer werden an der Zunge aufgehängt, und unter ihren Füßen brennt ewiges Feuer. Die Rechtsverdreher stehen in einem großen brennenden Schlammsee. Engel mit Folterwerkzeugen bedrängen sie. Dann die Ehebrecherinnen. Sie sind über jenem Feuerschlamm an ihren eigenen Haaren aufgehängt, ihre Buhlen dagegen werden an den Füßen aufgehängt und ihre Köpfe stecken in dem Schlamm. Die Mörder stehen in einer Grube, die mit eklem Gewürm erfüllt ist. In einem See voll Blut und Kot sitzen bis an den Hals die unnatürlichen Mütter, die ihr Kind nicht haben zur Welt kommen lassen. Andre Männer und Frauen werden gegeißelt von bösen Geistern und gebraten von Flammen. Das sind die Verfolger der Gerechten. Glühende Eisen werden in die Augen der Feinde Christi gebohrt. Die üppigen Reichen, Männer und Weiber, welche die Witwen und Waisen in ihrem Leben darben ließen, müssen sich hier in Lumpen gehüllt auf spitzen Kieselsteinen und glühenden Speerspitzen wälzen. Ein See voll Blut und Eiter nimmt die Wucherer auf. Unnatürliche Unzucht wird bestraft durch Hinabstürzen von einem Felsen, und ein Feuerofen nimmt die Götzendiener auf.

Albrecht Dieterich hat nachgewiesen, daß die Farben zu diesem ausführlichen Höllengemälde meist der griechischen Hadesliteratur entnommen sind.

Nach meiner Auffassung ist die Petrusapokalypse das eindrucksvollste Denkmal der christlichen Visionsliteratur vor Dante. Was in den tausend Jahren zwischen dieser altchristlichen Vision und Dante auf diesem Gebiet geschrieben worden ist, kann kaum übersehen werden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert nehmen diese Visionen zu. Aber an ästhetischem und ethischem Werte stehen sie hinter jenem Vorbilde erheblich zurück.

Prudentius (348—410), der begabteste Dichter des christlichen Altertums, hat in seiner 'Hamartigenia' den Ursprung des Übels behandelt. Er zeigt am Schlusse, anknüpfend an die Parabel vom reichen Manne und dem armen Lazarus, das zukünftige Los der sündigen Menschheit. Die Bösen werden in den Brunnen des glühenden Abgrundes versenkt. Er ist mit flüssigem Blei angefüllt und von siedendem Pech durchzogen. An den Leibern der Büßer fressen beständig ekle Würmer, und diese Strafen dauern ewiglich. Die reinen Geister *(spiritus puri)* dagegen schwingen sich in leichtem Fluge zu den Gestirnen empor. Denn des Lebens Last drückt sie nicht mehr. Dort im Paradiese lagern sie auf purpurnen Lagern, sie atmen beständig süße Blumendüfte und trinken ambrosischen Tau von den Rosengebüschen. Die beiden Reiche sind nicht so weit getrennt, daß der Blick nicht von dem einen in das andere reichte. Die Seligen erblicken mit Schaudern die Pein der Sünder, und diese empfinden beim Anblick der Wonnen des Paradieses ihre ewige Qual nur um so stärker.

Ausführlicher schildert der Bischof von Auch Orientius (Mitte d. V. Jahrh.) das Los der Frommen und Unfrommen. Diese werden durch Finsternis, schwefliges Feuer, Eis, ekle Würmer und Schlangen, glühende Ketten u. dgl. gepeinigt. Jede Sünde findet ihre besondre Strafe. Die Geizigen, Grausamen, Meineidigen, Übermütigen, Ehebrecher, Trunkenbolde werden aufgezählt. Die Frommen dagegen werden leuchten wie die Sonne, in weiße Kleider gekleidet. Besonders die Asketen, die ihr schneeweißes Taufkleid nie durch ein 'weibliches Lager' befleckten, die Märtyrer, Priester und Mönche gehen am sichersten zu den ewigen Freuden ein. Am Schluß beschreibt er nicht ohne Schwung das Jüngste Gericht und den Weltuntergang.

Mit Gregor dem Großen, dem gewaltigen Papste des VI. Jahrh., beginnt eine neue Phase der Visionsliteratur. Man beschreibt nicht mehr Bilder der eigenen Phantasie, sondern berichtet mit dem Ernste des historischen Berichterstatters, was vom Tode auferstandene Scheintote, deren Leben jeden Gedanken an Betrug ausschließen müsse, jenseits erlebt haben. So berichtet Gregor in seinen Dialogen (IV 35) u. a. nach den Erzählungen eines Mönches Illyrikianos von einem spanischen Mönche Petrus, der vom Scheintode erwachte. Er sah in der Hölle mehrere Fürsten seiner Zeit in den Flammen schmoren. Er selbst sollte auch hineingeworfen werden, da erschien ein Engel in leuchtendem Gewande und rettete ihn. Der Mönch kasteite sich in seinem weiteren Leben so, daß man wohl glauben könnte, er habe die Hölle geschaut. In einer andern Vision, die Gregor von einem wiedererstandenen Soldaten erzählte, kommt zuerst die Brücke vor, die Hölle und Himmel verbindet. Unter der Brücke wälzt sich ein nebliger, stinkender Fluß. Jenseits aber lachen herrlich duftende Wiesen, und ein Haus erhebt sich dort, aus goldenen Ziegeln erbaut. Die Frommen können ungefährdet in dies Paradies über die Brücke gehn. Der Soldat sah einen gewissen Stephanus auf dieser Brücke. Da tauchten aus dem Flusse scheußliche Männer auf, die ihn nach unten ziehen wollten. Dagegen hoben ihn andere, weißgekleidete Engel nach oben. Während dieses Kampfes erwachte der Soldat. So konnte er die Entscheidung des Kampfes der Engel und Teufel um die arme Seele nicht mehr erleben.

Beda Venerabilis (673—735) erzählt ausführlich und erbaulich die Phantasien eines scheintoten schottischen Visionärs Drycthelun (Hist. eccl. VI 2). Er läßt sich von einem Führer durch Vorhölle, Hölle und Vorhimmel bis zum Eingange des Himmelreichs geleiten, in das ihn der Führer nicht eintreten läßt. Als er erwachte, verschenkte er seinen Besitz seinen Angehörigen und Armen und trat in ein Kloster ein, in dem er sich bis zu seinem Tode unmenschliche Kasteiungen auferlegte.

Eine ähnliche Vision erzählte Bonifatius seiner Freundin Eadburga in einem Briefe d. J. 717 (Mon. Germ. Ep. III Merov. I). Auch dieser Redivivus ward von einem Engel geführt und beschützt. Neu ist hier, daß die nichtgebeichteten eigenen Sünden im Jenseits gegen ihn das Wort ergriffen. 'Ich bin die Lust,' sagte die eine, 'der du gegen Gottes Gebot gefrönt hast.' 'Ich bin der eitle Ruhm,' eine andre, 'durch den du bei den Menschen großtun wolltest.'

So stand eine unabsehbare Phalanx von Sünden gegen ihn auf. Aber auch die Guttaten, die er im Leben getan, blieben nicht müßig, z. B. der Gehorsam gegen Ältere und das Fasten, mit dem er den Körper kasteite. Die übrigen Schilderungen sind konventionell. Statt der Brücke führt ein Balken hinüber in das Paradies. Unten fließt ein Pechfluß. Von weitem sah er auch jenseits die Mauern des heiligen Jerusalem, wo die frommen Seelen wohnen. Interessant ist, daß er unter den gemarterten Verbrechern der Hölle auch den im Jahre vorher (716) verstorbenen König Ceolred namhaft macht.

Diese Sitte, historische Persönlichkeiten in der Hölle bratend vorzuführen, wird nun allgemeiner. Walafried Strabo schrieb im IX. Jahrh. die Visionen seines Lehrers Wettin auf. In seinem 'Carmen de visionibus Wettini' (Migne P. L. 114 S. 1070) sieht er viele Bekannte im Feuerstrom der Hölle gepeinigt. Die Namen werden in dem Gedicht nicht direkt genannt, aber die Akrosticha geben sie deutlich an. So der Abt Waldo, der 814 starb, und Karl der Große, der trotz seiner großen Verdienste wegen seiner fleischlichen Gelüste Martern erdulden muß.

Alle diese im Mittelalter berühmten Schilderungen und die große Flut weiterer Visionen, die im X.—XII. Jahrh. in der christlichen Welt erschienen sind, hat Dante, der ein gelehrter Mann war, gewiß gekannt. Aber sein großes Gedicht ist ganz originell. Anstoß hat ihm natürlich Vergil gegeben, der auch im Inferno und Purgatorio sein Führer ist, aber seine Commedia wächst über alles, was Altertum und Mittelalter auf diesem Gebiete geleistet haben, in Form und Gehalt weit hinaus. In der Form hat er wie ein gotischer Baumeister jeden Stein sorgfältig berechnet und symmetrisch den grandiosen Bau, der in den Himmel ragt, eingefügt. Die heilige Dreizahl, die ihm schon um der Trinität wegen verehrungswürdig ist, bestimmt nicht nur die Terzinenform, in 3 mal 33 Gesängen baut sich die ganze dreiteilige Commedia auf. Der erste Gesang als Einleitung macht das Hundert voll. Er spricht zu seinem Volke, und darum dichtet er in der *lingua vulgaris*; er spricht aber auch zur ganzen Menschheit und nicht bloß zu seinen Zeitgenossen. Denn er hat sein eigenes Menschentum, seine Lebensschicksale, sein ernstes Ringen um Vervollkommnung und Heiligung mit hineinverwebt in die Schilderung seiner Höllen- und Himmelfahrt, und darum macht jeder, der auch heute noch sich in den Geist dieser erstaunlichen Poesie versetzt, mit ihm den Weg durch die Hölle mit, indem er seiner eigenen Sünden gedenkt, er steigt mit ihm den steilen Berg der Läuterung hinauf und bestrebt sich, die Reinigung und Heiligung in seinem Leben zu erreichen, die den Menschen würdig macht, dem Ideale der Reinheit und Schönheit sich zu nähern, das Dante in Beatrice verkörpert sieht. Wenn man so wie der florentinische Dichter seine Lebensreise zur Himmelsreise gestaltet hat, dann ist, wenn die letzte Stunde kommt, der Tod, wie Goethe sagt:

Nicht ein Schrecken dem Weisen und nicht ein Ende dem Frommen.

DIE LEHRE DES PLATONISCHEN TIMAIOS (40 B) VON DER KOSMISCHEN STELLUNG DER ERDE

und die Bedeutung von εἴλω, εἴλλω, εἰλέω und ἴλλω

Von Konrad Burdach

I

Alte Liebe rostet nicht.

In dem deutschen Streitgespräch 'Der Ackermann aus Böhmen', dem ersten und eigentlich einzigen dichterischen Kunstwerk von wirklicher Größe, das der Humanismus bei uns in heimischer Sprache hervorgebracht hat, beendet der Witwer, dem sein junges Weib, die Mutter seiner Kinder, bei der Niederkunft gestorben ist, seine Anklagereden wider den Tod, den Welt und Menschen verachtenden Skeptiker und Zerstörer, mit einer Berufung auf Platon. 'Ihr, Tod, behauptet, alles irdische Wesen und Leben sei dem Untergang verfallen. Hingegen lehren Platon und andere Philosophen, daß in allen Dingen des einen Zerstörung des andern Gebärung sei und daß alle Dinge auf Wiedergeburt aufgebaut und daß des Himmels Umlauf und der Erde gesamtes von einem ins andere sich verwandelndes Hervorbringen ewig seien.'[1])

In dem Kommentar zum 'Ackermann' und in einer besondern Untersuchung von mir, die demnächst erscheint[2]), ist gezeigt, wie hier außer Platons Phaidon Kap. 16. 17, Symposion Kap. 25. 26 (71 DF, 72 ABD; 206 BC, 207 D —208 B) und Gedanken des Timaios besonders Poseidonisches und Hermetisches Welterfassen, durch verschiedene Zwischenglieder vermittelt, zum Ausdruck kommt. Die Herstellung und der Sinn des letzten Satzes im Platonzitat des Ackermanns ist indessen schwierig, da die hs.liche Überlieferung stark auseinandergeht. Namentlich kann es zweifelhaft sein, ob *des himels lauf vnd der erden* so zusammengehört, daß beide Genetive von *lauf* abhängen, also auch der Erde ein Umlauf zugeschrieben werde. Bekanntlich knüpft sich seit dem Altertum dieselbe Streitfrage gerade an die hier offenbar in letzter Reihe auch mit vorschwebende Timaiosstelle 40 B, aus der sowohl die Unbeweglichkeit als die Drehung der Erde herausgelesen worden ist. Wie ich in der genannten Untersuchung dargelegt habe, darf man dem Verfasser des 'Ackermann' und

[1]) Ackermann aus Böhmen, herausg. von Bernt und Burdach (Berlin, Weidmann 1917), Kap. 31, Z. 22—27, S. 77 f.: *Ir sprechet, wie alle irdisch wesen vnd leben sullen ende nemen: so sprichet Plato vnd ander weissagen* [Ovid, Seneca, Boethius, Hermetica], *das in allen sachen eines zerruttunge des andern geberunge sei vnd alle sache auf vrkunfte* [*vrkunfte* Burdach; *vrkunde, ewer kinder, vnsere kind, ewigkeyt* die Hss.] *sint gebawet vnd wie des himmels lauf vnd der erden alle von einem in das ander verwandelt wurkunge ewig sei.* Die letzte Satzhälfte ist in den Hss. divergent überliefert (s. die Varianten).

[2]) Burdach, Platonische und freireligiöse Züge im 'Ackermann aus Böhmen' (vorgetragen in der Gesamtsitzung der Berl. Akad. d. Wiss. am 31. März 1921, s. Sitz.-Ber. 1921 S. 305, vollständig in den Abhandl. der Berl. Akad. d. Wiss. 1922, Phil.-hist. Kl.). Aus einem Exkurs dieser Abhandlung ist die vorliegende Betrachtung hervorgewachsen.

seinen Gewährsmännern keine andere Interpretation der strittigen Timaiosworte zutrauen als die, welche der im Mittelalter und in der Renaissance herrschenden Aristotelisch-Ptolemäischen Lehre von der Unbeweglichkeit der als Weltmittelpunkt geltenden Erde entsprach und für die sich auch Chalcidius in seinem von Mittelalter wie Renaissance viel benutzten lateinischen Timaioskommentar sowie der durch des Wilhelm von Moerbeke lateinische Übersetzung dem Mittelalter zugängliche Kommentar des Simplikios[1]) zu Aristoteles De caelo bei Erörterung jener Meinungsverschiedenheit der Ausleger entschieden hatte. Demgemäß war der Ackermannsatz aufzufassen und herzustellen, so daß also *der erden* von *wurkunge* abhängen und dieses nicht Prädikat, sondern Subjekt sein muß.

Eine eigene Fügung wollte, daß der strittige Sinn jenes Timaiossatzes mich schon in meiner wissenschaftlichen Lehrzeit beschäftigt hat. Damals ahnte ich freilich nicht, daß seine Interpretation für eine altdeutsche Dichtung bedeutsam werden und meine Bemühung um das alte Problem mir dereinst helfen könnte bei der Textherstellung und Deutung des letzten Haupttrumpfes, den der optimistische, pelagianische, diesseitige Ackermann als Vertreter und Wortführer des Menschen und seines Rechts auf Leben, Freude, Schönheit, Glück ausspielt gegen den asketischen Stoiker Tod. Als Leipziger Student und Doktorand (1879/80) hatte ich auf Anregung von Georg Curtius für dessen grammatische Gesellschaft eine Untersuchung verfaßt, die nach dem Vorgang von Buttmanns 'Lexilogus' und Curtius' 'Grundzügen der griechischen Etymologie' die den Worten (a) *εἴλω*, *εἴλλω*, *εἰλέω* (*εἵλω*, *εἵλλω*, *εἱλέω*) und (b) *ἑλίσσω*, *εἱλίσσω* (*εἰλίσσω*) *ἴλλω*; *ἐλύω*, *εἰλύω* zugrunde liegenden beiden Wurzeln *vel-* im Griechischen sowie ihre Verwandten im Lateinischen und Germanischen behandelte. Mit jugendlichem Eifer, aber unzulänglichem Können versuchte ich, ihre Identität gegen Pott, Sonne, Fick, Brugmann und andere bestreitend, unter genauer Berücksichtigung der literarischen Quellen eine möglichst geschichtlich fundierte Entwicklung ihrer beiderseitigen sinnlichen Grundbedeutungen und ihrer jüngeren Bedeutungssprossen zu geben: nicht ohne methodologische, vielfach polemische Erörterung der Grundsätze einer historischen Semasiologie, die von Curtius halb mit Zustimmung, halb mit lächelnder Reserve aufgenommen wurde. Dabei war der dramatische Ausgangspunkt die fragliche Timaiosstelle und ihre Verwertung bei Aristoteles, De caelo II 13. 14, worüber abweichend von David Ruhnken und Hemsterhuis (Timaei Soph. Lexicon voc. Plat., Lugd. Bat. 1789, s. v. *Γῆν ἰλλομένην*, S. 69 ff.) sich schon sehr besonnen Buttmann geäußert hatte (Lexilog. II 150—154).

Indem ich die mir völlig aus dem Gedächtnis entschwundene Jugendarbeit jetzt durchblättere, reizt mich das eigentümlich schwierige Problem, das seine Strahlen nach verschiedenen Seiten wirft, und der magnetische Zauber des Platonischen Phantasiebildes der Mutter Erde, hier meine gegenwärtige Auf-

---

[1]) Über die Verbreitung dieser Übersetzung im Mittelalter und noch in der Renaissance vgl. meine oben (S. 254 Anm. 2) genannte Akademieabhandlung, Abschn. 5.

fassung darüber auf Grund des einst von mir gesammelten oder jetzt in meinem Gesichtskreis liegenden Materials und der seitherigen Forschung zu skizzieren und so vielleicht zu einer neuen gründlichen Wiederaufnahme der ganzen Untersuchung durch Berufenere den Anlaß zu geben.

Die Worte Platons (Tim. 40 B) lauten: *γῆν δὲ τροφὸν μὲν ἡμετέραν, ειλλομένην* [mit mehrfachen Varianten: s. unten] *δὲ τὴν περὶ τὸν διὰ παντὸς πόλον τεταμένον,* [*ὁ θεὸς*] *φύλακα καὶ δημιουργὸν νυκτός τε καὶ ἡμέρας ἐμηχανήσατο, πρώτην καὶ πρεσβυτάτην θεῶν ὅσοι ἐντὸς οὐρανοῦ γεγόνασιν.* Die erste darauf Bezug nehmende Äußerung des Aristoteles De caelo II 13 (S. 293[b], 31 f. Bekker; S. 57, 30—32 Prantl) lautet: *ἔνιοι δὲ* [vorher sind die Erdtheorien der Pythagoreer gemustert] *καὶ κειμένην ἐπὶ τοῦ κέντρου φασὶν αὐτὴν ἴλλεσθαι* [so Bekker, *ἴλλεσθαι καὶ κινεῖσθαι* Prantl, s. unten] *περὶ τὸν διὰ παντὸς τεταμένον πόλον, ὥσπερ ἐν τῷ Τιμαίῳ γέγραπται.* Dazu tritt dann De caelo II 14 (S. 296[a], 26 f. Bekk., S. 63, 1 ff. Prantl) die eigene Untersuchung der Frage mit einem Zurückgreifen auf das früher Gesagte: *ἡμεῖς δὲ λέγωμεν πρῶτον, πότερον* [*γῆ*] *ἔχει κίνησιν ἢ μένει· καθάπερ γὰρ εἴπομεν, οἱ μὲν αὐτὴν ἓν τῶν ἄστρων ποιοῦσιν* [die Pythagoreer, die der Erde gleich den Sternen eine Drehung zuschreiben], *οἱ δ' ἐπὶ τοῦ μέσου θέντες ἴλλεσθαι καὶ κινεῖσθαί φασι περὶ τὸν μέσον πόλον.*

In der Timaiosstelle und ihrer Anführung bei Aristoteles geben unsere Hss. und die alten Kommentatoren verschiedene Wortformen: teils *εἴλεσθαι, εἰλεῖσθαι εἴλλεσθαι* (und die Varianten mit Asper), teils *ἴλλεσθαι.* Ebenso stehn sich für die Timaiosstelle zwei Erklärungen seit früher Zeit gegenüber: 'fest anliegen' oder 'sich drehen'. Beruht dies Schwanken und dieser Gegensatz auf einer ursprünglichen semasiologischen Verschiedenheit der beiden Worte und auf derselben Bedeutungsvermischung, die *εἴλω* und seine Varianten in die Sphäre von *ἑλίσσω* hinübergezogen hat? Oder handelt es sich bei all diesen Wortvarianten nur um denselben Stamm, dem nur eine Grundbedeutung zukommt?

Die ursprüngliche semasiologische Selbständigkeit der beiden Wortgruppen erschloß ich — und möchte ich auch heute noch erschließen — aus den gelehrten Zeugnissen des Altertums: die antiken Kommentatoren, Grammatiker, Lexikographen und Scholiasten hatten ein Bewußtsein von der Verschiedenheit der beiden Wortstämme. Zugleich aber folgerte ich aus den über sie von den antiken Sprachgelehrten verbreiteten widersprechenden, teilweise willkürlichen, ja verkehrten Unterscheidungen und Begriffsbestimmungen, daß dieses Bewußtsein sich früh verdunkelt hatte.[1]) Nur die geschichtliche Betrachtung des

[1]) Man sehe besonders, wie in den Scholien zu Aristoph. Wolk. 761, Sophokl. Antig. 339. 509, zum Tim. 40 B, im Platonglossar des Sophisten Timaios s. v. *γῆν ἰλλομένην* und s. v. *εἰλομένων* die widersprechenden Bedeutungsangaben durcheinandergewirrt und dem Leser zu beliebiger Wahl gestellt werden. Man beachte ferner, wie wenig sich die semasiologischen Bemerkungen über die fraglichen Worte bei dem Attizisten Pausanias S. 154, 3—7. 181, 4—13 Schwabe (bei Eustathios S. 947, 6 ff. 1769, 32 ff.), bei Athenaios VII 308[c], Proklos, Simplikios, Hesych an sich durch den wirklichen Sprachgebrauch der alten Zeit rechtfertigen oder miteinander vereinigen lassen.

Sprachgebrauchs auf dem Wege Buttmanns, aber mit verfeinerter Methode könnte Klarheit schaffen. Diese Betrachtung zeigt innerhalb des Griechischen einerseits die ursprüngliche Verschiedenheit der Begriffssphären beider Wortfamilien: die erste (a) entfaltet die Bedeutungen 'zusammendrängen', 'zusammenpressen', 'drängen', 'absperren', 'zusammenziehen' (medial: 'sich ducken', 'kauern'), 'ballen', 'zusammenbiegen', 'umschließen', 'einschließen', 'einengen', 'fesseln', die andere (b) die Bedeutungen 'wälzen', 'rollen', 'wirbeln', 'winden', 'drehen', 'wickeln', 'einwickeln', 'umwickeln', 'umhüllen'. Andererseits verrät sich im Sprachgebrauch seit der nachklassischen Zeit eine gewisse Verwirrung und Vermischung der beiden Wortgruppen. Dabei spielte, wie ich annahm, die lautliche Ähnlichkeit zwischen *εἴλλω* und *ἴλλω* entscheidend mit und bewirkte in den Handschriften wie in den Entscheidungen der antiken Erklärer und Textkritiker vielfach Vertauschungen: in der attischen Sprache standen sich das sogenannte 'unechte' *ει*, das in *εἴλλω*, *εἴλω*, *εἰλέω* vorliegt, und *ῑ* ihrer Aussprache nach schon früh sehr nahe, seit dem III. Jahrh. fielen sie zusammen, und im hellenistischen, insbesondere im alexandrinischen Griechisch hat sich für *ει* der Lautwert *ῑ* durchgesetzt; *εἴλλω* oder *εἴλω* und *ἴλλω* flossen so ineinander. Außerdem aber glaubte ich zu erkennen, daß auch Bedeutungsberührungen in gewissen Redensarten die Vermischung nahelegten. In Theokrits berühmter (aber unklarer) Beschreibung des geschnitzten Bechers (Id. I 31) konnte *ἕλιξ εἰλεῖται* sowohl verstanden werden: 'die Efeuranke drängt sich' als auch: 'sie windet sich'.[1]) Man konnte sowohl sagen *ἀνειλίττειν τὴν βίβλον* ('die Buchrolle aufwickeln')[2]) als auch *ἀνειλεῖν τὴν βίβλον* ('die Buchrolle aufsperren, öffnen'): s. Phryn. Attic. S. 29 f. Lob., wo auch unentschieden gelassen wird, ob Pausan. VIII 28, 6 *τελαμῶνι τὸν μηρὸν κατειλημένον* ('mit einem Hüftverband') oder *κατειλιγμένον* ('mit einer Hüftumwicklung) zu lesen sei. Und Worte wie *ἀνείλημα* und *ἀνείλιξις*, in Bedeutung und Form sich nahestehend, beförderten solche Vermischung. Nicht minder aber mußten Doppelgänger wie *εἴλη* und *ἴλη* ('Schar'), *εἴλιγγος* und *ἴλιγγος* ('Wirbel', 'Schwindel') auch die Bedeutungsgrenzen von *εἴλω* und *ἴλλω* im Sprachbewußtsein tilgen. Beide Wurzeln *vel-* hatten überdies in sekundärer Entwicklung die gemeinsame Bedeutung 'umgeben', 'binden', 'fesseln' entfaltet: (a) *εἴλω*, *εἴλλω*,

[1]) Zu *κισσὸς ἑλιχρύσῳ κεκονιμένος* (1, 30) vgl. Ed. Schwartz' (Nachr. d. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1904 S. 294 Anm. 2) Hinweis auf *Δ* 141 und Vergil, Ecl. II 50.

[2]) Antholog. Palat. IX 540 *μὴ ταχὺς Ἡρακλείτου ἐπ' ὀμφαλὸν εἴλεε βίβλον* warnt, die zum Lesen entrollte Buchrolle mit der Schrift des Heraklit vorschnell um den Haltestab am Ende zu wickeln und wegzulegen. Jacobs' Übersetzung, herausg. von Boesel [Reclam Nr. 1921/24], S. 203: 'Blättre nur nicht so schnell in dem Buch des . . . Heraklitus', wäre nur dann richtig, wenn die seltene reichere Ausstattung, daß die Rolle auch am Anfang mit einem Stabe versehen war, um den die Linke beim Lesen das Gelesene wieder einrollt (s. Dziatzko, Realenzyklop.[3] III 1, 955 Z. 30; 956 Z. 29—41) hier vorausgesetzt werden dürfte. Jedenfalls aber kann *εἴλεε* hier dem Zusammenhang nach einfach 'rolle, wickle' bedeuten (= *vel-* b). Aber ebensogut kann man auch übersetzen: 'Presse (schließe) nicht voreilig die Rolle um den Stab, sie zusammenlegend (ballend)' und dann hat man doch wieder *vel-* a mit der Grundbedeutung 'einengen, einschließen, zusperren'.

εἰλέω durch die Mittelglieder 'zuschließen', 'abschließen', 'zusammenpressen', 'umschließen', (b) *ἴλλω*, *ἑλίσσω* durch die Mittelglieder 'umwickeln', 'einwickeln'. Für Apollonios Rhodios[1]) Argon. I 129 *δεσμοῖς ἰλλόμενον* z. B. gibt die Übersetzung 'von Fesseln umwunden' oder 'von Fesseln umpreßt, eingeengt' (= *εἰλλόμενον*) gleich guten Sinn. Dagegen sind Moschos IV 104 *περὶ δ' αὐτὸν ἀθέσφατος εἰλεῖτο φλόξ* zwar auch beide Erklärungen möglich, aber es ist vielleicht hier doch 'um ihn wirbelte, wälzte sich die unsägliche Flamme' sinngemäßer, weil lebendiger als 'ihn umwallte, umklammerte die Flamme'. Möglich also, daß nach dem Sprachgebrauch dieses alexandrinischen Gedichts, dessen Verfasser und Zeit wir nicht kennen, in das Wort *εἴλω*, *εἰλέω* die Bedeutung von *ἴλλω* eingedrungen war. Simplikios (In Aristot. lib. de caelo S. 517 Heib.) führt das *δεσμοῖς ἰλλόμενον* des Apollonios geradezu als Beweis dafür an, daß *ἰλλόμενος* und *εἰλόμενος* nahezu dasselbe bedeuten, nämlich *δεδεσμημένος* oder *εἰργόμενος*, und er folgert daraus, Aristoteles lege in die Timaiosworte *γῆν ἰλλομένην* mit Unrecht die Vorstellung des Drehens hinein. Er kannte also beide Lesarten an jener Stelle und hielt sie dem Sinne nach für ziemlich identisch.

Im Laufe meiner Untersuchung kam ich zu einer Sonderung der fraglichen Verben, die ich heute auf Grund erneuter Prüfung folgendermaßen formulieren möchte: *εἴλω*, *εἵλω*[2]) und seine Erweiterung *εἰλέω*, *εἱλέω*[3]) hatten ursprünglich niemals die Bedeutung 'winden', 'wälzen', 'wickeln', 'drehen'. Dagegen besaß *ἴλλω* (d. h. *ἵλλω*), das Buttmann von *εἴλω*, *εἰλέω* nicht geschieden, Curtius aber (Grundzüge[5] Nr. 527 S. 358 f.) bereits zu derselben Wurzel wie *ἑλίσσω* gezogen hatte, ursprünglich nur die Bedeutung 'winden', 'wickeln' usw. und nie die Bedeutung 'drängen' usw. Gestützt wird diese Annahme durch die zu *ἴλλω* gehörigen Bildungen *ἰλλός* (nach Moeris Atticista attisch für das gemeingriechische *στραβός* 'schielend'), *ἰλλαίνω* 'schielen', *ἰλλίζω* 'scheel sehen' usw., *ἰλλάς* 'Seil', wo überall ausschließlich die Grundbedeutung 'drehen' vorliegt.[4]) Erst in jüngerer Zeit sind die Bedeutungen von *εἴλω* und *ἴλλω*, *εἰλύω* durcheinandergeraten. Die ursprüngliche Verschiedenheit der Bedeutung wird be-

[1]) Braucht er, der genaue Homerimitator, aber wirklich so ganz unhomerisch *εἰλεῖσθαι* im Sinne von 'wirbeln', 'wogen', 'sich wälzen'? Argon. IV 1268 *οἰόθι δ' ἅλμη ἄπλοος εἰλεῖται* könnte die vorher (namentlich V. 1233 ff) gegebene Beschreibung, die des Küstenmeeres Seichtigkeit, seetangreichen Grund und still schäumende Oberfläche (*κωφὴ ὕδατος ἄχνη*) hervorhebt, eher auf 'schließt ein', 'umspült' führen. Dagegen scheint IV 1064 *οἱ* (der Medea) *ἦτορ ὀξείης εἰλεῖτο πεπαρμένον ἀμφ' ὀδύνῃσιν*, was an sich 'war beengt', 'gepreßt' heißen könnte, doch nur das vorhergehende *ἐν στέρνοις ἀχέων εἰλίσσετο θυμός* (V. 1059) aufzunehmen, also die Bedeutung 'wand sich' zu verlangen.

[2]) Aus **Ϝέλνω*: vgl. dor. *Ϝήλω*, lesb. *ἀπέλλω*.

[3]) Aus **Ϝελνέω*: vgl. dor. *γηλιώμενοι· κατεχόμενοι* und *βήλημα· κώλυμα. φράγμα ἐν ποταμῷ* bei Hesych; Tab. Heracl. *ἐγϜηληθίωντι*; el. *ἀποϜηλέοιαν*.

[4]) Vgl. Pausanias Attic. S. 154, 1 ff. Schwabe (Eustath. 947, 6 ff.): *ἰλλάδες δέ φασι κατ' Ἴωνας δεσμοὶ ἐξ ἱμάντων, ἢ λύγων ἀπὸ τοῦ εἴλλω ἢ ἴλλω· 'τὸ συστρέφω', ὡς ἐν εἴδει στρεβλώσεως*, wo aber das *εἴλλω* eben nur durch Verwirrung hineingekommen ist, wie denn das darauf Folgende die vollkommene Durcheinanderwerfung der bedeutungsverschiedenen beiden Worte zeigt (ebenso S. 181, 4 ff. = Eustath. 1769, 32 ff.).

stätigt durch die starke Verschiedenheit der Form. Das Verbum ἑλίσσω (aus *ἑλίκ-σω) ist ein Denominativ: von dem (durch das Suffix ικ erweiterten) Stamm ἑλικ- des Substantivs ἕλιξ 'Windung' (vgl. φυλάσσω von φύλαξ), bedeutet also eigentlich 'mache eine Windung'. Anderseits ἴλλω und ἐλύω, εἰλύω sind durch Reduplikation erweiterte Stämme: ἴλλω aus *ϝί-ϝλ-ω sondert sich durch diese Bildung scharf von εἴλω, εἰλέω und stellt sich in eine Reihe mit μί-μν-ω, ἴ-σχ-ω (aus *σί-σχ-ω), γί-γνο-μαι, ἰάχω (aus *ϝι-ϝάχ-ω), πίπτω (= πί-πτ-ω)[1]; ἐλύω, εἰλύω aus *ϝέλ-ϝω, *ἐ-ϝελ-ϝ-ω hat suffigierte Reduplikation.

II

Seitdem hat Henri Martin, seine frühere auf Böckh fußende Ansicht (Études sur le Timée de Platon, Paris 1841, II 86—92) bekräftigend, nochmals die Frage erörtert, ob Platon im Timaios eine Achsendrehung der Erde lehre und Aristoteles ihm selbst und mit Recht diese Lehre zuschreibe (Mém. de l'Inst. nat. de France, Acad. des Inscr. et Belles-Lettres XXX [1881] S. 60—135). Dabei hat er auch wieder die Bedeutung von εἴλω, εἴλλω, εἰλέω sowie von ἴλλω, das er nach Wurzel und Bedeutung mit jenen völlig zusammenwirft, geprüft und von ἑλίσσω zu sondern gesucht, nicht ohne Fehlgriffe im einzelnen (ebd. S. 73f. Anm. 2 und S. 75 Anm. 2).

Später gab Felix Solmsen (Untersuch. zur griech. Laut- und Verslehre, Straßburg 1901, S. 224—244) eine kritische Übersicht der beiden Wortfamilien vom etymologischen, morphologischen und lautlichen Gesichtspunkt. Vgl. dazu Brugmann-Thumb, Griech. Gramm. IV (1913) § 59, 2 S. 86. 87; § 333 S. 332; § 363, 1 S. 349; § 375 S. 361. Solmsen läßt anscheinend gleich mir für die Form ἴλλω als einzige Bedeutung 'winden', 'wickeln', 'drehen', 'wälzen', 'rollen' gelten[2]); auch in dem auffälligen Ausdruck des Hippokrates (Epidem. III 5) φωναὶ κατίλλουσαι

---

[1]) Weniger glatt ist die von J. van Leeuwen (Aristoph. Nubes, Lugd. Bat. 1898, zu V. 761) empfohlene Ableitung aus *ϝί-ϝλ-jω (das zu εἰλέω sich verhalte wie νίσσομαι aus *νί-νσ-jομαι zu νέομαι), wenn sie auch eine gewisse Parallele hätte in gotisch *wal-w-jan*, das den mit suffigierter Reduplikation gebildeten Stamm (s. unten S. 265) ebenso erweitert.

[2]) Dem widerspräche freilich in der großen Pamphylischen Inschrift von Sillyon (IV. Jahrh. v. Chr.) ϝίλσιιος ὕπαρ καὶ αἰκίας (Richard Meister, Ber. der Sächs. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 1894, S. 12), wenn die Übersetzung (ebd. S. 15) zuträfe: 'für die große Bedrängnis und Mißhandlung' (der im Kriege gänzlich ausgeplünderten Häuser von Sillyon) und die Erläuterung (ebd. S. 20): 'ϝίλσιιος] das Wort ϝίλσις «Bedrängnis» von ϝίλλω ion.-att. ἴλλω «wälze, schließe ein, bedränge' (vgl. λέων . . . ἰλλόμενός περ ὁμίλῳ Ap. Rhod. II 27) erscheint hier zum ersten Mal.' Indessen sieht man, wie hier Meister die beiden getrennten Bedeutungskreise der zwei verschiedenen Wortgruppen wieder unvorsichtig durcheinanderwirrt und die Apolloniosstelle falsch zu interpretieren scheint ('bedrängt von der Schar' statt 'umschwärmt'). Hängt dieses ϝίλσις wirklich mit ἴλλω zusammen, dann bedeutet es nicht 'Bedrängnis' (heißt ja doch auch εἴλειν niemals 'bedrängen'), sondern 'Wälzung', 'Schleifung', 'Umstürzung' (der Häuser). Es soll offenbar die Vorstellung ausgedrückt werden, daß im Kriege die Häuser teils von Grund auf demoliert sind, teils ihr Inneres, das Unterste zu oberst, umgewühlt worden ist.

mit passivem Sinn (= διαστρεφόμεναι oder παρεγκεκλιμέναι, also etwa 'verrenkt', 'gestört', '*voix faussée*') nach Littrés (III 76—80) und Kühleweins (I 226, 23) Vorgang. Der wichtigste Fortschritt aber in Solmsens Schrift ist die Sicherstellung und Aufklärung der Form εἴλλω. Bisher war man vielfach geneigt gewesen, sie auf bloße Angleichung von εἴλω an ἴλλω zurückzuführen. Solmsen zeigt (S. 225ff.), daß diese Form von besten Hss. für das ältere Attische (Aristophanes, Sophokles, Thukydides, Lysias, Platon) sicher beglaubigt und eine echte organische Bildung ist, die lautgesetzlich auf *ἐ-Ϝέλλω, *ἐ-Ϝέλ-ιω (mit prothetischer Vokalentfaltung aus dem Digammaanlaut der Wurzel) zurückgeht und im Homerischen Aoristinfinitiv ἐέλσαι Φ 295 eine Stütze findet[1]), daß sie aber ihrer Bedeutung nach durchaus zur Wurzel *vel-* (a) 'drängen', 'sperren' usw. gehört.[2]) Gleichzeitig sondert er ἴλλω streng von εἴλλω und beide von εἴλω, εἰλέω, denen als Reflexe des alten Digammas die aspirierten Formen εἵλω, εἱλέω zur Seite stehen. Diese letzte Tatsache hätte er noch schärfer betonen sollen, nachdem der neue Herausgeber der Ecloge nominum Atticorum des Phrynichus (W. Gunion Rutherford, The new Phrynichus, London 1881, S. 90) über diesen wichtigen Unterschied zwischen εἱλω, εἴλω; εἱλέω, εἰλέω und ἴλλω hinweggeglitten war mit dem leeren Hinweis auf die an den Inschriften gemachte Beobachtung, '*that the Athenians often blundered in their h's*'.

Mit dieser Legitimierung der Schreibung und Sprachform εἴλλω, zu der die Feststellung hinzugefügt werden muß, daß sie ebenso wie ἴλλω niemals von aspirierten Nebenformen begleitet ist, wird einem vielbeachteten und von manchen Editoren allzu willig befolgten kritischen Gebot Cobets die eigentliche Stütze entzogen. Solmsen streift es nur im Vorübergehen. Es bedarf indessen gründlicher Berücksichtigung und Abweisung. Cobet (Var. lect.², Lugd. Batav. 1873, S. 87. 361) riet, dem häufigen Streit in den Hss. zwischen ἴλλω, εἴλλω, εἴλω, εἱλῶ, ἵλω, ἕλω, ἔλλω dadurch abzuhelfen, daß man ἴλλω als die der älteren attischen Aussprache gemäße Form, εἱλῶ als die jüngere Form betrachte ('*pro* ἴλλειν *Attici minus veteres* εἱλεῖν *coeperunt dicere*') und dementsprechend in den älteren Texten ἴλλω, in den späteren εἱλῶ einsetze, alle andern Schreibungen (also auch εἴλω und εἴλλω) als fehlerhaft ausmerze. Daß damit für die textkritische, semasiologische, schriftsprachgeschichtliche Aporie, die hier besteht, kein wirkliches Heilmittel, sondern eher eine 'höllische Latwerge' verordnet ist und das historisch-genetische Verhältnis der Lautwerte ει und ῑ im Attischen, das übrigens Rutherford (aaO. S. 90 Mitte) richtig erkannt hat, auf den Kopf gestellt wird, unterliegt keinem Zweifel.

Dem Übergang von ει zu ῑ in der attischen Schriftsprache, der klar vor

[1]) Vielleicht auch in dem allerdings nicht eindeutigen ἑαλείς· συσταλείς des Hesychios: Solmsen aaO. S. 224 Anm. 2.

[2]) Gewiß mit vollem Recht bevorzugt Solmsen (aaO. S. 225) in dem Solonzitat bei Lysias, wo Dindorf ἐξίλλῃ schrieb, das besser bezeugte ἐξείλλῃ. Dementsprechend muß man dann natürlich in der Glosse des Pausanias (S. 181, 4 ff. Schwabe) νύκτα κατουλάδα . . . ὡς κατίλλουσαν καὶ κατείργουσαν καθὰ καὶ ἐξούλης (δίκη ἡ τῆς ἐξείρξεως) das κατίλλουσαν als κατειλλουσαν verstehen.

unseren Augen sich vollzieht, hat sicherlich den Boden bereitet die vorhergegangene Wandlung in der Orthographie: die Einführung der Schreibung *EI* für das früher *E* geschriebene sogenannte 'unechte' *ει*, d. h. für das erst in griechischer Zeit durch Ersatzdehnung aus *ε* oder durch Kontraktion aus *ε* + *ε* entstandene geschlossene *ῑ*, wie es in *εἴλω*, *εἰλέω* (aus **ϝέλλω*, **ϝέλνω*; **ϝελλέω*, **ϝελνέω*) und in *εἴλλω* (aus **ἐ-ϝέλλω*, **ἐ-ϝέλ-ι̯ω*) vorliegt. Aber daß, wie Cobet glaubte und auch später von andern behauptet worden ist, die jüngeren Attiker langes *ι* diphthongiert als *ει* ausgesprochen hätten, ist unwahrscheinlich und unbeweisbar; s. Brugmann-Thumb, Griech. Grammat. IV § 29 S. 54 ff. § 38 S. 62 f.

Leider hat Cobets Rezept auf einzelne neuere Herausgeber suggestiv gewirkt. Und doch warnte schon Lobeck, Phryn. S. 30 Anm. 7. 17 davor, das gut bezeugte *εἴλλειν* einfach durch *ἴλλειν* zu verdrängen, und stellte ebd. S. 29 Anm., vorsichtiger als Cobet, die Formen *ἴλλειν*, *ἀνίλλειν* nur hin als '*antiquior scriptura*', die '*ea aetate qua codices nostri confecti sunt*' in Vergessenheit gekommen und darum fast überall durch *εἰλεῖν* und *ἀνειλεῖν* ersetzt worden sei. Er sah also in dem fraglichen Wechsel der Stammsilbenform der genannten Worte nicht wie Cobet einen Wandel des Lauts, sondern lediglich der Schreibung.

Bestehen bleibt danach jedenfalls und für unser Problem unmittelbar wichtig, daß in hellenistischer Zeit das Geltungsbereich von *ει* sich unberechtigt vielfach erweitert hatte und vielfach als Schreibung des langen *ι* auftrat.[1])

Man hat diese Erscheinung der nachklassischen Sprache als 'umgekehrten' Itazismus bezeichnet: jenes nicht seltene *τειμῶσα* statt des legitimen *τιμῶσα*, *νείκη*, *νεικάω*, *ἡμεῖν*, *ὠθείνει* statt *νίκη*, *νικάω* usw. (vgl. Gust. Meyer, Griech. Grammat.[3], 1896, S. 180—184). In vielen inschriftlichen Quellen wurde, nachdem der Diphthong *ει* den Lautwert eines langen *ι* erhalten hatte, für das letztere gewöhnlich *ει* geschrieben, so daß dies sogar als die übliche Orthographie erscheint, während *ῑ* für *ει* ziemlich selten vorkommt (s. Ernst Nachmanson, Rhodische Beiträge, Zur Geschichte des *ει*, Bezzenb. Beitr. XXVII, 1902, S. 293 f.).

Es liegt hier ein wechselseitiger Austausch von Lautzeichen vor, der über das Griechische hinaus eine allgemeine, grundsätzliche Bedeutung hat für die Entwicklung aller Schriftsprachen. Ich will an dieser Stelle auf Analogien aus dem Deutschen, auf die gerade neuerdings vielfach erörterten 'hyperhochdeutschen' Laute und Formen nicht eingehen.[2]) Mit der Möglichkeit ist jedenfalls

[1]) Das neben *εἴλη* 'Haufe', 'Rotte' gut bezeugte *ἴλη* (ebenso *ἰλαδόν* neben *εἰλαδόν*; *ἴλαρχος*) erklärt Solmsen S. 227 Anm. wohl richtig nicht als bloßen Itazismus, vielmehr als alte organische Form aus **ϝιλ-νᾱ*, d. h. mit Schwächung des Wurzelvokals *ε* vor *λ* zu *ι*.

[2]) So wird z. B. von Schwaben, weil ihr Dialekt schriftsprachliches 'Wind', 'sind' als *Wend, send* spricht, im Hochdeutschsprechen *Minsch* gesagt statt 'Mensch', von Obersachsen, weil sie in natürlicher Rede 'laufen' wie *lofen* sprechen, in gleicher Überkorrektheit *Aufen* für 'Ofen'. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Literatursprache: auf irriger Umsetzung und fehlgreifendem Ausweichen beruhen *ride* (Rede) im König Rother; *tirmer, tirmen* (= mhd. *termer, termen* 'Bildner, bilden', aus lat. *terminare*) im 'Ackermann'; *schwirmest* (= *schwermest*) bei Hans Sachs. Und ebenso enthält die Schriftsprache selber solche übernormale Mißbildungen: *anfachen* (für das legitime mhd. *anfochen*), weil mitteldeutsche

immer zu rechnen, daß jene hellenistischen *ει* für legitimes älteres *ῑ* nicht bloß eine orthographische Irrung, sondern auch ein Fehlgriff der Aussprache, der Volkssprache oder der Sprache der literarisch Gebildeten oder beider war. Und die einzelnen Fälle sind daraufhin zu untersuchen. Die uns erhaltenen Hss. der griechischen Literatur sind ja nun freilich alle um viele Jahrhunderte jünger als jenes ganze lautlich-graphische Hin- und Herwogen zwischen *ει* und *ῑ*. Aber die Analyse der antiken Grammatikerweisheit wie der Zeugnisse der alten Textredaktoren und Exegeten, Orthographen, Lexikographen, Scholiasten verhilft uns im Bunde mit der modernen sprachgeschichtlichen Erkenntnis doch zur Einsicht in einen früheren Zustand der alten Literaturwerke, der mitten in jenen Prozeß des Kampfes zwischen *ει* und *ῑ* hineinfällt.

Da ist nun für unser Problem der richtigen Abgrenzung von *εἴλλω* und *ἴλλω* höchst bedeutungsvoll eine Beobachtung Jakob Wackernagels (Hellenistica, Göttinger Univ.-Progr. 1907, S. 26 f.) über die Iliasausgabe Aristarchs. Nach der Angabe des Didymos[1]) wollte Aristarch in dem Vers *M* 276 *νεῖκος ἀπωσαμένους δηίους προτὶ ἄστυ δίεσθαι* das erste Wort als *νῖκος* lesen im Sinne von *ἧτταν*. Das heißt, er nahm *νῖκος* als *νίκην*, in der Bedeutung 'Sieg des Gegners'. Dieses *νῖκος* ist eine ausgesprochen hellenistische Wortform und kommt in der Bedeutung 'Sieg' mehrfach im alexandrinischen Griechisch vor: in der Septuaginta, auch in griechisch verfaßten Originalschriften jüdischer Autoren (Makkabäerbücher, Paulus), ferner in den halbasianischen Deklamationen des Sophisten Polemon (unter Hadrian) sowie bei den Orphikern und sonst in der Spätzeit. Es kann keine Neubildung mit *-ος* sein, denn dieses Suffix war in der hellenistischen Epoche nicht mehr triebfähig, die hellenistische Neubildung lautete *νίκημα*. Es liegt also in Aristarchs Recensio nur eine Umdeutung des alten *νεῖκος* vor, das sicherlich im ursprünglichen Text jenes Iliasverses stand (vgl. *N* 271 *ὁππότε νεῖκος ὀρώρηται πολέμοιο*). In der attischen Sprache war *νεῖκος* nur als poetisches Wort gebraucht, lebte jedoch in der Prosa des Herodot und wohl auch im Ionischen. Von da aus übernahm es die Gemeinsprache, gab ihm aber die neue Bedeutung 'Sieg', neben der sich gelegentlich allerdings auch die alte erhielt. Diese Bedeutungsverschiebung war nur möglich, nachdem *νεῖκος* in der Aussprache zu *νῖκος* geworden und dadurch für das Sprachbewußtsein an *νίκη* herangerückt war. Aristarchs Lesart setzt also voraus, daß zu seiner Zeit der Lautwandel *ει* zu *ῑ* in der Aussprache der literarisch gebildeten Kreise feststand. Das *νῖκος* in jenem Homervers war zunächst nur eine jüngere phonetische Schreibung für *νεῖκος*, ein bloßer Ita-

Mundarten oft *o* an Stelle des korrekten *a* bieten; *Pfirsich* statt des richtigen (mhd.) 'Pfersich', *Gauner* für ursprüngliches 'Jauner'. Vgl. Otto Behaghel, Gesch. d. deutschen Spr.[4], Straßburg 1916 (Pauls Grundriß d. german. Philol. III) 88 ff. So ist auch der 'umgekehrte Itazismus' sicherlich oft ein Hyperattisch.

[1]) Wackernagel gibt dafür kein Zitat. Aber er fußt wohl auf Arthur Ludwich, Aristarchs Homerische Textkritik S. 342: 276 *νεῖκος ἀπωσαμένους* etc.: *Ἀρίσταρχος 'νῖκος' διὰ τοῦ ι· βούλεται γὰρ λέγεσθαι τῇ νίκῃ [τὴν νίκης*(ην) Hs., *διὰ τῆς νίκης* Lehrs]. — **νῖκος**] *Ἀρίσταρχος διὰ μόνου τοῦ ῑ, οἷον τὸ νίκημα, τὴν ἧτταν* V ‖ *Ἡρωδιανὸς διὰ μόνου τοῦ ῑ, ἵνα δηλοῖ τὸ νίκημα* BL.

zismus. Aber es wurde von Aristarch im Sinne des hellenistischen Sprachgebrauchs aufgefaßt, ihm also eine falsche Bedeutung unterlegt.

Man beurteile den Wert der Aristarchischen Homerkritik, der neuerdings im Gegensatz zu der einstigen Apotheose leidenschaftlich bestritten oder wenigstens sehr stark eingeschränkt wird, wie man will: schwerlich wird jemand leugnen, daß, was in Aristarchs Ausgabe möglich war, auch in den Textrezensionen aller anderen alexandrinischen Kritiker geschehen konnte. Mithin kann und wird gerade so, wie das alte poetische *νεῖκος* seinem Laut nach itazistisch umgebildet und entsprechend in seiner Bedeutung verändert durch Aristarchs Homerausgabe textkritisch sanktioniert wurde, auch das alte poetische, insbesonders Homerische *εἵλλω*, *εἵλω* in allen alexandrinischen Rezensionen unserer Texte der großen attischen Autoren oft als *ἴλλω* geschrieben und verstanden worden sein, umgekehrt auch wohl, aber seltener ein *ἴλλω* des Originals hyperattisch als *εἵλλω*. Demgemäß sind unsere Druckausgaben unter sorgfältiger Prüfung der Besonderheit jedes Falls genauestens zu revidieren und dabei die hs.liche Überlieferung, Zeugnisse der alten Grammatiker und Kritiker vorsichtig mit in Anschlag zu bringen. Die Entscheidung wird freilich überall nur die strenge Exegese des Textes geben.

Gegen Cobets schematische Gewaltkur hat Solmsen aaO. S. 224 mit Recht protestiert und ihr vereinzelte Berichtigungen entgegengestellt. Allein immer noch bleibt der Textkritik eine umfassende Aufgabe, die nur im Bunde mit der Interpretation zu lösen ist.[1]) Solmsen selbst hat sich dadurch die Klärung der

---

[1]) Für Aristoph. Frösche 1066, wo Cobet statt des hs.lich bestbezeugten *ῥακίοις περιειλλόμενος* (neben *-εἰλόμενος*, *-εἰλούμενος*), eine aus Aristophanesscholien stammende Photiosglosse *περιειλάμενος· περι ειλησάμενος* emendierend, *περιιλάμενος* vorschlug (aufgenommen von Kock in seiner Ausgabe), schließt sich dem Solmsen (aaO. 229) teilweise an, er behält indessen die Wortform der Glosse bei und setzt (als Aorist) *περιειλάμενος* ein. Er folgt darin stillschweigend der Textherstellung in der Ausgabe J. van Leeuwens (Lugd. Bat. 1896 S. 164), der zu V. 1066, ohne das semasiologische Problem zu beachten, bemerkt: '*περιειλάμενος*] *a verbo -έλλω* (Hom. *Ϝέλλω*, Ion. *εἰλέω*) *volvo.*' Danach soll also hier Wurzel *vel-* (b) vorliegen, und der fragliche Ausdruck würde 'mit Lumpen umwickelt' heißen. Die Rede ist von den Reichen, die sich vor der Staatslast der Schiffsausrüstung drücken, indem sie sich bettelhaft kleiden und arm stellen. Der Ausdruck selbst nimmt den parallelen von 1063 auf: diese Steuerdefraudanten sind durch das Beispiel des Euripides verführt, der die heroischen Könige, um zu rühren, *ῥάκι' ἀμπισχών* auftreten läßt (Seeger: 'mit Lumpen behängt', genauer als Droysen: 'in Lumpen gehüllt'). Es entspricht diesem Parallelismus besser und ist auch natürlicher, an der zweiten Stelle nicht den Begriff 'umwickeln', sondern die der Wurzel *vel-* (a) eigene Bedeutung 'umschließen', 'umhängen', 'bedecken' zu suchen. Denn gleich der folgende Vers zeigt, daß die Schwindler unter den Lumpen feine Wollgewänder tragen und alsbald mit diesen aus der Verkleidung wieder auftauchen, um für ihre Schlemmerei auf dem Fischmarkt Delikatessen einzukaufen. Die visuelle Logik des Bildes setzt also einen raschen Kostümwechsel voraus. Dem entspricht aber nicht eine Umwicklung, die, wenn sie die darunterliegenden Prunkgewänder verbergen soll, überall fest anliegen müßte und sich nicht so leicht wieder abnehmen ließe, sondern ein zerlumpter Umhang, Überwurf. Und auch der Sinn des Bildes verlangt das gleiche: gerade die lose, äußerliche Verbindung heroischer und kläglicher Züge in den Figuren des Euripides soll bezeichnet werden. Man übersetze demnach 'mit Lumpen bepackt' und man

verwickelten Frage verbaut, daß er (aaO. S. 229) die Bedeutung 'winden, wickeln, schlingen, wälzen, drehen' außer für *ἴλλω* auch für *εἴλω*, *εἰλέω*, *εἴλλω* als gut beglaubigt anerkennt. Danach hätte mithin sowohl die Wurzel *vel-* (a) 'drängen' usw. als die Wurzel *vel-* (b) 'wälzen' usw. die gleichlautenden Formen *εἴλω*, *εἰλέω*, *εἴλλω* gebildet und für jede dieser Formen hätte man doppelte Bedeutungen anzusetzen, je nachdem sie zur Wurzel *vel-* (a) oder *vel-* (b) gehören. Im wesentlichen dasselbe lehrt Walther Prellwitz, Etymol. Wörterb. der griech. Sprache² S. 130, und im Anschluß an Solmsen auch Émile Boisacq, Dictionn. étym. de la langue grecque, Heidelberg S. 223 f. Diese Auffassung hat indessen etwas so Künstliches, daß sie stärkste Zweifel erregt. Man müßte ihr sogar die frühere Ansicht, die z. B. Pott und Fick vertraten, vorziehen, wonach die Bedeutung (a) 'drängen' usw. und (b) 'wälzen' usw. mit allen ihren Sprossungen aus einer einzigen Grundbedeutung abzuleiten wären. Dieser Ansicht steht jedoch, soweit die aus griechischer Zeit überlieferte Sprache in Betracht kommt, schlechterdings der semasiologische Befund entgegen, der sich aus geschichtlicher Prüfung des Sprachgebrauchs ergibt.[1])

Wohl aber ist es mir jetzt wahrscheinlich, daß die beiden Wurzeln *vel-* auf eine vorgriechische Einheit zurückgehen.

Die zugrunde liegende Urbedeutung ist in den einfachen Bildungen *εἴλω*, *εἰλέω*, *εἴλλω* (**Ϝέλνω*, **Ϝελνέω*, **ἐϜέλιω*) bewahrt und ist etwa 'zusammenziehen',

findet hier die Grundzüge der Bedeutung von Wurzel *vel-* (a) wieder. Es ist also hier das fragliche Aoristpartizip genau der Glosse aus den Scholien gemäß von *περιείλλω*, nicht von *περιίλλω* abzuleiten.

[1]) In Herodots (II 76) *τῶν* [der Ibisse] *δ' ἐν ποσὶ μᾶλλον εἰλευμένων τοῖσι ἀνθρώποισι* erklärt man das Wort immer mit dem lateinischen *versari* ('sich herumtreiben'), selbst Buttmann tut das (Nr. 18 S. 156 f.), indem er den Ausdruck mit Unrecht dem *τὸν ἐν ποσὶ γινόμενον* III 79 ('der ihnen in den Wurf kam') gleichstellt. Da nun auch *στρέφεσθαι* so gebraucht wird, statuiert man hier für *εἰλεῖσθαι* die Bedeutung 'sich winden', 'sich hin und her bewegen'. Indessen läßt sich der Ausdruck, der die zahme, an Menschenverkehr gewöhnte Ibisart bezeichnet, viel besser aus der Bedeutung 'sich drängen', 'sich anschmiegen' erklären. Mit Unrecht auch sieht Buttmann die Bedeutung *versari* Ps.-Aristot., Hist. Anim. S. 627ᵇ, 12 *ἐν τῇ εὐδίᾳ αὐτοῦ ἀνειλοῦνται*, wo vielmehr ein ganz bestimmtes Verhalten der Bienen gemeint ist. Klek, Die Bienenkunde des Aristot. (Arch. für Bienenkunde 1919 I 225 [Sonderdr. S. 40]) übersetzt: 'daß sie nicht fortfliegen, sondern sogar bei noch gutem Wetter sich im Stock zusammendrängen'. Aber das müßte *συνειλοῦνται* oder *κατειλοῦνται* heißen (s. unten S. 275 f.). Aus dem Folgenden ergibt sich, daß ein wirkliches Zusammendrängen (und in Klumpen zusammenhängen) der Bienen im Stocke nicht Anzeichen eines erwarteten Unwetters ist, sondern der Absicht zu schwärmen. Ich verstehe daher: 'sie verteilen sich, wenn Sturm und Regen bevorsteht, unter Verzicht auf das Ausfliegen, schon solange das Wetter noch gut ist, im Stock an die verschiedenen, den einzelnen Gruppen obliegenden Arbeiten, die ja von Ps.-Aristoteles kurz vorher (bei Klek aaO. S. 217, 17 ff. 224, 20 ff. [Sonderdr. S. 33. 40] genau beschrieben sind. *ἀνειλοῦνται* bezeichnet also die Auflösung des Massenflugs der honigsammelnden Bienen. — Auch Ps.-Aristoteles, De mirab. ausc. (II 840ᵃ 32 ff. Bekk.) bedeutet *εἰλεῖσθαι ἐν τῷ τόπῳ, μὴ δυνάμενον ἐκπλεῦσαι* gewiß nicht '*versari in loco*', sondern '*loco isto conclusum*' (III 604 Bekk.). — Unklar ist mir die schwierige akustische Erörterung Ps.-Aristot., De audibil. (II 804ᵃ 20 ff. Bekk.; S. 30, 14 ff. Prantl), wo aber *αὐτοῦ προσκόπτουσαν ἀνειλεῖσθαι τὴν φωνὴν καὶ λαμβάνειν ὄγκον* dem fraglichen Wortstamm schwerlich die Bedeutung des 'Drehens' aufzwingt.

'zusammenbiegen', 'zusammendrängen' gewesen. Daneben gab es durch Reduplikation erweiterte Bildungen mit iterativer Bedeutung: eine mit präfigierter Reduplikation *ἴλλω* aus **ϝί-ϝλ-ω*, die andere mit suffigierter Reduplikation[1] *ἐλύω* (aus **ϝέλ-ϝ-ω*), *εἰλύω* (aus **ἐ-ϝέλ-ϝω*) 'wälzen', 'winden'; 'einhüllen', dazu *ἔλυτρον* 'Hülle': vgl. lat. *volvo, vulva, valvoli: fabae folliculi* Festus 375, 10, *voluta, involvus: vermiculi genus* Paulus Diac. 112, 8, *valvae* 'Türflügel' (*quae revolvuntur* Serv. Aen. I 453), *in-volucrum*, got. *wal-w-jan*. Ein 'wiederholtes Zusammenbiegen, Zusammenschließen, Zusammendrängen' ist ja offenbar die natürliche Brücke zu dem Begriff 'wälzen', 'winden', 'wickeln', dessen Kern eine hin und her (auf und nieder oder vorwärts und rückwärts oder nach rechts und links) gehende, drängende Bewegung ist. Neben diesen beiden reduplizierten Stammerweiterungen steht dann für sich eine andere Stammerweiterung im Substantiv *ἕλιξ* 'Windung' und dem davon abgeleiteten Denominativ *ἑλίσσω*, *εἱλίσσω*, worin die Wurzel durch das Determinativ *ικ* differenziert und für die Bedeutung 'winden', 'wälzen' umgeformt ist. Alle diese Umgestaltungen und Sonderungen der Grundwurzel *vel-* liegen indessen in vorgriechischer Zeit. Das uns in inschriftlichen und literarischen Quellen entgegentretende Griechisch hält die beiden Wortgruppen *εἴλω*, *εἰλέω*, *εἴλλω* (Bedeutung a) und *ἔλυμαι*, *εἰλύω*, *ἑλίσσω*, *εἱλίσσω* (Bedeutung b) semasiologisch streng auseinander.

Künftige Untersuchung, die sich, wie gesagt, auf eine sorgsamste Revision der Textüberlieferung und namentlich auf schärfste Interpretation der Belegstellen stützen müßte, wird zu entscheiden haben, ob meine Ansicht, daß den Worten *εἴλω*, *εἰλέω*, *εἴλλω* erst in späthellenistischer Schriftsprache, nachdem sie aus dem lebendigen Griechisch verschwunden waren, durch irrtümliche Meinungen der Sprachgelehrten sowie durch eine Verwirrung des Sprachgebrauchs und Vermischung mit *ἴλλω*, vielleicht auch mit *εἰλύω* illegitimerweise die Bedeutung (b) 'winden', 'drehen', 'wälzen' usw. beigelegt worden ist, zur richtigen Lösung des Problems führt. Insbesondere ist es unerläßlich, die Beglaubigung aller in unseren Ausgaben stehenden *ἴλλω*-Formen nachzuprüfen. Denn wenn auch Cobet mit seiner mechanischen Generalisierung Unheil gestiftet hat, so besteht doch, wie er (gleich anderen) richtig sah, in der Tat eine Verwirrung von *εἴλω*, *εἴλλω* und *ἴλλω*, die vorsichtig von Fall zu Fall klarzustellen wäre.

So ist denn z. B. Euripides Helena 445 der Bittruf des schiffbrüchigen Menelaos an die abwehrende Pförtnerin des ägyptischen Königspalastes: *ἆ· μὴ προσείλει χεῖρα μηδ' ὤθει βίᾳ* keinesfalls mit Badhams Ausgabe (1851) und nach Cobets Vorschlag (aaO.) durch *πρόσιλλε* zu emendieren. Das ergäbe einen gezwungenen Sinn. Matthaei vermutete, Euripides habe auch hier *πρόσειε* geschrieben ('schüttle nicht vor mir deine Hand zur Abweisung'), wie in der

---

[1]) Solmsen aaO. S. 232—243 behandelt die Formen und Ableitungen des in *εἰλυω* vorliegenden Stammes sehr eingehend. Er betrachtet ihn als eine 'um *u* erweiterte Wurzelgestalt', betrachtet also das *υ* (*u̯*) lediglich als Suffix. Auch erklärt er das *ει* in *εἰλυόμην*, *εἰλυόμενος* usw. nicht aus *ἐ-ϝελύομαι* (wie Wilhelm Schulze, Quaest. epic. S. 336 Anm. 1), sondern aus **ϝελλύω*, **ϝελνύω*; **ϝέλλυμι*, **ϝέλνυμι*

verwandten, allerdings nicht gleichen Situation Herakles 1218, wo Herakles, nachdem er die eigenen Kinder im Wahnsinn gemordet, den Beistand des hinzueilenden Theseus von sich, dem Schuldbefleckten, fernhalten will, um den Freund vor Besudlung zu bewahren, und dieser bekümmert fragt: 'Was winkst du ängstlich mit der Hand mich fort?' (So übersetzt v. Wilamowitz dem Sinne nach sicher richtig, mag man nun *σημαίνεις φόνον* oder mit ihm *σ. φόβον* lesen.) Jenes bestechende *πρόσειε* hat v. Wilamowitz (Herakles[2] II 247) für Helena 445 gebilligt. Aber dem steht das teilweise schon von Gottfr. Hermann geäußerte Bedenken entgegen: Menelaos würde mit diesem Ausdruck die heftige Handbewegung der greisen Pförtnerin — wie Theseus mit gutem Grunde die des Herakles — als eine fürsorgliche Warnung vor Gefahr, als einen Akt der Hilfe bezeichnen. Das war sie ja auch objektiv und nach der Absicht der Pförtnerin. Diese Absicht enthüllen jedoch erst ihre Schlußworte, in denen sie sich als Freundin der Griechen bekennt. Menelaos seinerseits kann nach der zweiten Hälfte seines Zurufs und nach der ganzen dramatischen Situation jene Gebärden nur als feindselige Drohung und Ankündigung von Gewalt empfinden und bezeichnen. Man muß also doch wohl das gut überlieferte *προσείλει* im Text beibehalten, wofür sich auch Murray entschieden hat (wie früher Nauck und Solmsen aaO. S. 226) und übersetzen: 'balle nicht die Faust gegen mich' (Gottfr. Hermann ein wenig anders: '*ne admove pugnum ut me arceas*').

Doppeldeutig bleibt in den Wolken des Aristophanes die Mahnung des Sokrates an Strepsiades, als dieser auf eine verfängliche Frage verlegen über die Antwort nachsinnt (V. 762): *μή νῦν περὶ σαυτὸν εἶλλε* (andere Hss. *ἴλλε*) *τὴν γνώμην ἀεί, ἀλλ' ἀποχάλα τὴν φροντίδ' ἐς τὸν ἀέρα.* Buttmann (aaO. S. 158) trat hier für *εἶλλε* ein und verstand es wie in der Timaiosstelle als 'etwas fest um einen Gegenstand herumlegen', zog es also zu *vel-* (a), übersetzte aber 'umstricke, verwickle dich nicht in deine Gedanken' (sondern laß deinen Sinn in die Lüfte fliegen). Bei dieser Erklärung läge indessen *ἴλλε* näher und die Übersetzung: 'wickle nicht deine Gedanken immerfort als feste Hülle um dich.' Hält man, wie Solmsen (aaO. S. 224) mit dem Ravennas *εἶλλε* für richtig, so wäre der Sinn: 'Balle deine Gedanken nicht um dich zusammen, sondern laß deinen Sinn auffliegen.' Es ist auch *περὶ ταὐτόν*, 'immer um denselben Punkt' vermutet worden, was aber für unsere Frage nicht maßgebende Bedeutung hat.

Sicher mit Recht entscheidet sich Solmsen (aaO. S. 225) in dem Solonzitat bei Lysias, wo man früher *ὅστις δὲ ἀπίλλει τῇ θύρῃ* schrieb, für das besser bezeugte *ἀπείλλει* ('drängt heraus', daher = '*ἀποκλείει*'); desgleichen Demosth. *πρὸς Πανταίνετον* 37, 35 für *ἐάν τις ἐξείλλῃ τινὰ τῆς ἐργασίας*, wo Dindorf *ἐξίλλῃ* einsetzte (zur Sache vgl. das Pausaniaszitat oben S. 260 Anm. 2).

An zwei bekanntesten, widersprechend und von Buttmann (aaO. S. 150 Nr. 11; S. 156 Nr. 17) nicht voll befriedigend erklärten Antigonestellen erscheint in den jetzt maßgebenden Textrezensionen *ἴλλω*: beidemal unleugbar zweideutig. Für die erste Stelle ist aber die Entscheidung leicht und sicher: es gilt für sie nicht die hier oft angenommene Bedeutung 'drängen' (= *εἴλλω. εἴλω*), sondern 'drehen'. Für die zweite Stelle liegt die Frage schwieriger.

1. Antig. 339 *ἰλλομένων ἀρότρων ἔτος εἰς ἔτος* bezeichnet nicht 'den Pflug als von dem nachtretenden Pflüger gedrängt oder gestoßen', wie Buttmann dachte, auch nicht das Hineindrängen des Pflugsterzes in die Erde, wie z. B. noch Martin, Mém. S. 74 Anm. (s. oben S. 259) wollte, sondern die sich windende und wälzende Bewegung der Pflüge in und über die Erdschollen, namentlich aber ihre *βουστροφηδόν*-Bahn, den Richtungswechsel am Ende der Furche; vgl. Nikander, Ther. 478 *σκολίην ἀτραπὸν ἴλλω.*

2. Antig. 509 *σοὶ δ' ὑπίλλουσιν στόμα*: der durch V. 509 gesicherte Bildkern (das Schweigen der Thebaner) kann sehr gut aus der Vorstellung 'sie kneifen (klemmen) vor dir den Mund zu' gewonnen werden. Das führt auf die Grundbedeutung der Wurzel *vel-* (a). Andererseits finden viele hier eine Metapher, die das Herunterdrehen oder Herunterringeln[1]) des Tierschweifes als Zeichen der Unterwürfigkeit kühn überträgt auf den Mund des furchtsam Schweigenden. Ein Verdrehen der Rede nach dem Gefallen des Gebieters (*'torquent os suum secundum te'*), was unter anderen Erklärungen die Scholien auftischen, liegt freilich nicht darin. Das hat Buttmann richtig bemerkt. Aber Vergleiche darf man auch nicht pressen. Der Dichter könnte also doch vielleicht die ringelnde Drehung des Schweifs sich vorgestellt haben. Aufklärung erwarten alle Interpreten der Stelle aus der Parallele im Euripidesvers über die Sphinx (Trag. Graec. fragm. Nr. 540 S. 532 Nauck[2]) *οὐρὰν ὑπίλασ' ὑπὸ λεοντόπουν βάσιν καθέζετο* und in Vergils Worten Aen. XII 813 vom Wolf: *caudamque remulcens subiecit pavitantem utero.* Aber auch hier fragt es sich ja gerade wieder: welchen Vorgang soll das Aoristpartizip ausdrücken? Buttmann sah richtig, daß 'sich die Art der Bewegung beim Schwanz von selbst versteht', also nicht bezeichnet zu werden brauchte, nur muß man für sein: die Sphinx 'setzte sich mit untergeschlagenem Schwanze' sagen: 'mit untergeklemmtem (nach unten zusammengezogenem) Schweife'. Dann wäre statt der seit Valckenaers berühmter Diatribe über die Fragmente der verlorenen Euripidesdramen rezipierten Schreibung *ὑπίλασ'* zu setzen *ὑπειλασ'* (von *ὑπείλλω*)[2]), worauf auch die Form *ὑπίλλασ'* in Aelians Anführung desselben Euripidesverses (Nat. anim. XII 7, 205, 27 Herch.) hinzudeuten scheint und wofür namentlich spricht die Glosse im Hippokratesglossar Erotians (S. 130, 6 Nachm.): *ὑπείλλει*[3]) *ὑποστρέφει, ὡς καὶ Εὐριπίδης ἐν Οἰδίποδί φησιν· οὐρὰν ὑπείλλει*[3]) *ὑπὸ λεοντόπουν βάσιν.* Die

[1]) Nach Lobeck, De metaphora et metonymia S. 6 auch das Wedeln. Durch diese Beziehung käme in das Bild ein groteskes Element, das der Entgegnung der Antigone einen höhnischen Ton gäbe. — Die Scholien zur Stelle (S. 241, 20 ff. Papag.) bringen wieder eine Musterkarte verschiedener Erklärungen, in der die heterogenen Bedeutungen der beiden Wurzeln *vel-* durcheinander gerührt sind: *σοὶ δ' ὑπίλλουσι στόμα· γιγνώσκουσι καὶ οὗτοι, διὰ δὲ σὲ τὸ στόμα συστέλλουσι καὶ σιωπῶσιν ἢ στρέφουσι τοὺς διὰ τοῦ στόματος λόγους.* Man ersieht daraus: auch im Altertum schon standen sich verschiedene Deutungen des fraglichen Worts in diesem Vers gegenüber.

[2]) Vgl. den Aorist *ἐξείλῃ* von *ἐξείλλω* in Wachsmuths Herstellung des von den Genfer Iliasscholien überlieferten Zitats aus den Solonischen Satzungen, Rhein. Mus. 1891, N. F. XLVI 554 und Solmsens (aaO. S. 226 Anm. 1) Billigung, ferner die oben (S. 263 Anm.) besprochene Aoristform *περιειλάμενος* Aristoph. Frösche 1066 und die Glosse des Hesychios *συνείλας· συνειλήσας.* [3]) So die Hss., *ὑπίλλει* Nachmanson.

Übersetzung *ὑποστρέφει* steht dem schwerlich entgegen, da sie kaum mehr ausdrücken will als das Einziehen, Unterklemmen, Zusammenbiegen des Schweifs (nicht das Ringeln), also nicht gerade notwendig auf die Wurzel *vel-* (b) leitet, übrigens auch auf sprachlicher Unkenntnis des Glossators beruhen kann. Demnach alles gegeneinander abgewogen, glaube ich, daß V. 509 zu schreiben ist *ὑπείλλουσιν στόμα*.

Beide Antigonestellen lehren aber aufs neue (s. oben S. 257), wie sich in gewissen Wendungen spontan eine nahe Bedeutungsberührung einstellte zwischen *εἴλω*, *εἴλλω*, *εἰλέω* 'drängen' und *ἑλίσσω*, *ἴλλω* 'drehen'. Auch Böckhs Übersetzung von Antig. 509, die Schneidewin in seine Ausgabe übernahm und noch in deren 11. Auflage (1913) Bruhn beibehielt ('nur schmiegen sie nach dir den Mund'), entspricht, indem sie das verwandte und uns geläufigere Bild des dienstbeflissenen Hundes einführt, aber den Gedankenkern des Schweigens verhüllt, genau nur einem *ὑπείλλουσιν στόμα*, das doch in jenem Texte nicht dasteht.

Anders liegt es Apollonios Rhod. Argon. II 27: *λέων . . . ἰλλόμενος ὁμίλῳ* heißt nicht 'von der Schar umdrängt', wie z. B. Passow-Rost dem Sinn nach ungefähr richtig übersetzen, sondern 'von der aufgelösten Schar hin- und herspringend umschwärmt'. Hier ist *ἴλλω* am Platz und die Grundbedeutung der Wurzel *vel-* (b) unverkennbar.

III

Solmsen bespricht auch (aaO. S. 229 f.) die Timaiosstelle 40 B, von der diese ganze Untersuchung ausging. Dort scheint ihm 'sich drehend' gemeint, und er bemerkt dazu: 'die Stelle des Simplicius [zu Aristot. De caelo II 13 S. 517, 16 ff. Heib.] zeigt, daß man auch im Altertum in der Auslegung der Worte schwankte, und die verschiedene Orthographie [*ἰλλομένην*, *εἰλλομένην*, *εἰλομένην*, *εἰλουμένην* mit Lenis oder Asper] kann durch die verschiedene Auffassung veranlaßt sein.'

Die Literatur über die Interpretation dieser Platonworte war offenbar schon beträchtlich, als Cicero, Acad. prior. II 39, 123 auf die über ihren dunkeln Sinn bestehenden verschiedenen Meinungen hinwies und in seiner Timaiosübersetzung (Kap. 10) durch die Wiedergabe *terram . . . quae traiecto axe sustinetur* einer Entscheidung auswich.[1])

[1]) Den Stand der Streitfrage in neuerer und neuester Zeit erkennt man etwa aus nachstehenden Schriften und Abhandlungen: Hultsch, Realencykl. s. v. Astronomie II 2 (1896) S. 1836; Hugo Berger, Gesch. d. wissenschaftl. Erdkunde der Griechen[2] S. 182 (Platon habe zwischen verschiedenen Ansichten seiner Zeit geschwankt). 183 Anm. 2 (Literatur über die Frage); Edm. Hoppe, Mathematik und Astronomie im klass. Altert. S. 154—160 (für heliozentrische Erklärung); Heiberg, Gercke-Norden. Einleit. in die Altertumswiss.[2] II (1912) S. 422 (für Achsendrehung und Rotieren um das Zentralfeuer); Th. Gomperz, Griech. Denker II[3] (1912) S. 492 f. und Anmerkungen S. 616 f. ('Daß diese Auffassung [des Aristoteles, als ob in der Timaiosstelle die Achsendrehung der Erde gelehrt würde] mißverständlich war, ist jetzt allgemein anerkannt'!); Eva Sachs, Die fünf Platonischen Körper S. 124 f. ('Bei unbefangenem Lesen findet man hier die Lehre von der Achsendrehung der Erde ausge-

In dieser schwierigen Frage ein entscheidendes Wort sprechen zu wollen ist natürlich nicht meines Amtes. Ich begehe aber doch wohl keine fachliche Grenzüberschreitung, wenn ich als Philologe, obzwar eines anderen Sprach- und Literaturgebietes, gestehe: nach wie vor unwiderlegt scheint meinem philologischen Urteil die Ansicht von Böckh, der sich Martin, Zeller, Schiaparelli, Gomperz, Überweg-Praechter, zum Teil mit selbständiger Beweisführung angeschlossen haben und zu der sich auch die kommentierte Timaiosausgabe von R. D. Archer-Hind (London 1888, S. 132—134) bekennt. Schon Proklos (In Platonis Timaeum commentaria III 137, 9—13 Diehl) führte gegen die Aristotelesinterpretation der Timaiosstelle ins Feld die Darlegung Phaidon S. 109, daß die Erde als Kugel in der Mitte des Himmelsgewölbes, also eines Gleichen (einer Kugel), gestellt durch ihr eigenes Gleichgewicht notwendigerweise gleichmäßig unbeweglich bleibe. Die 'fundamentale Verschiedenheit' des Erdbildes im Anfang des Timaios, der geographischen Grundlage für den Atlantisroman, von dem Erdbild des Phaidon hat Paul Friedländer (Jahrb. des deutschen archäolog. Inst. 1914 XXIX 110) hell beleuchtet: von mythisch-dichterischer und metaphysischer dringt Platon zu einer physikalisch gerichteten Erdbeschreibung vor. Für den eigentlichen Hauptteil des Timaios, der das Weltbild enthält, läßt sich solch scharfer Gegensatz zum Phaidon in bezug auf die wissenschaftliche Betrachtung nicht spüren. Immerhin tritt auch da an die Stelle des Gleichgewichts im gleichen (kugelförmigen) Raum, wie wir sehen werden, ein anderes ursächliches Moment der Erdlage. Aber diese selbst konnte Platon im Weltbild des Timaios unmöglich von Grund aus umstürzen, unmöglich statt des Stillestehens im Weltmittelpunkt Achsendrehung und Kreisen um ein Zentralfeuer behaupten, ohne diese völlige Abkehr von seiner früheren Ansicht deutlich auszusprechen. Nun fehlt aber jede, selbst auch nur leiseste Andeutung im Timaios, daß der Verfasser hier hinsichtlich der Erde eine von seiner früheren Theorie verschiedene Meinung vortrage, andererseits paßt jene Aussage des Phaidon über die Stellung der Erde durchaus zu dem kosmischen System des Timaios, und mit diesem System ist eine Bewegung der Erde, ihre Drehung um die Achse oder ihr Umlauf um das Zentralfeuer oder die Sonne unvereinbar. Hoppe (aaO. S. 157) findet es angesichts des 12. Timaioskapitels (S. 40 A—C) unverständlich, wie Böckh behaupten konnte, Platon habe die Erde im Gegensatz zu allen Gestirnen ohne Bewegung gedacht. Aber mir scheint umgekehrt gerade der Zusammenhang dieses Abschnitts notwendig auf eine solche kontrastierende Gegenüberstellung der Erde und aller Gestirne (Fixsterne, Planeten) hinzuführen. Plutarch (Plat. Quaest. VIII 1 S. 1006 C; Numa c. 11, bei Diels, Doxogr. Gr.[2] Theoph. fr. 22, S. 494) bezeugt uns, daß, wie Theophrast berichte, Platon in seinem Alter bedauert habe, der Erde die zentrale Stellung im Weltall gegeben zu haben, die ihr nicht zukomme, und daß man erzähle, er habe in seinem

sprochen'); v. Wilamowitz, Platon I 600 ('Im Mittelpunkt dreht sich die Erde um ihre eigene Achse. Das wird nur in einem, aber unzweideutigen Worte, 40 B, gesagt'); Überweg-Praechter, Grundriß d. Gesch. der Philosophie I[11] (1920) S. 321 ('Die Erde, die um die Achse des Alls geballt ist').

Alter über die Erde gedacht wie die Pythagoreer, die sich die Erde weder im Mittelpunkt der Welt am ehrenvollsten Platz noch unbeweglich, sondern um das Zentralfeuer kreisend vorstellten. An der Glaubwürdigkeit dieser Nachricht darf man schwerlich zweifeln, wenn auch aus dem Abschnitt der Gesetze (S. 898), den Hoppe aaO. S. 159 für Platons schließliches Bekenntnis zum heliozentrischen System als Zeugnis benutzt, sich ein solcher Schluß meines Bedünkens nicht ziehen läßt. Aber die Lehre vom Umlauf der Erde um das Zentralfeuer und die Ansicht, daß sie sich um die Sonne bewege, sind zwei sehr verschiedene Theorien. Man darf sie nicht miteinander vertauschen. Theophrast weiß nur, daß Platon schließlich die erstere sich angeeignet habe. Vollends kein Wort sagt er davon, daß Platon die Achsendrehung der Erde und gar die Achsendrehung um die Weltachse jemals gelehrt oder geglaubt habe. Mit Heiberg (aaO. S. 422, 1—9) aber zu schließen, weil nach der Aussage Theophrasts Platon in seinen letzten Jahren sich zu pythagoreischen Gedanken über die Erde (die doch verschiedenartig waren!) bekannte und weil eine andere, nicht einmal unanfechtbare Nachricht meldet, daß zwei schattenhafte Pythagoreer, Hiketas und Ekphantos, auch die Achsendrehung gelehrt hätten (Diels, Vors.[3] I 340 f. Nr. 37. 38), müsse Platon auch diese (von Theophrast ihm nicht zugeschriebene!) Lehre an seinem Lebensende von den Pythagoreern übernommen haben, das finde ich recht gewagt. Gerade die Achsendrehung nimmt ja nun Aristoteles — wenigstens nach der über Wortlaut und Sinn seiner Bemerkung herrschenden *communis opinio* — für Platons Timaios in Anspruch und zwar indem er diese angebliche Theorie Platons den Meinungen der Pythagoreer gegenüberstellt, zu denen sie doch nach Heibergs Schluß gehört haben soll! Und wie kann überhaupt jene Nachricht des Theophrast der Interpretation des Timaiossatzes durch Aristoteles als Stütze dienen, da Theophrast versichert, der alte Platon habe die Erde nicht mehr in den Weltmittelpunkt gestellt, nach den fraglichen Worten im Timaios hingegen die Erde doch jedenfalls in unmittelbarer Verbindung mit der den Weltmittelpunkt durchziehenden Weltachse, also gewiß 'in ehrenvollster Stellung', nach der Interpretation dieser Worte bei Aristoteles überdies ausdrücklich gerade 'im Mittelpunkt des Weltalls' (*κειμένην ἐπὶ τοῦ κέντρου*) sich befindet?

Mag also Platon am Ende seines Lebens zu einer den pythagoreischen Ansichten verwandten Auffassung über dieses Problem gelangt sein, hier im Timaios kann er nur gemeint haben, daß die Erde schon ihrer elementarischen Natur nach, d. h. in dem kubischen Urstoff Erde, als das festeste der vier Elemente und als der bildsamste der Körper (Tim. 55 D *ἀκινοτάτη τῶν τεττάρων γενῶν γῆ καὶ τῶν σωμάτων πλαστικωτάτη*), unbeweglich bleiben und weil sie den Weltmittelpunkt bildet, an der Weltachse verankert sein muß. Aber die Art dieser Verankerung denkt er sich jetzt, wie ich glaube, allerdings anders als im Phaidon: nicht als Folge des Gleichgewichts- und Kugelbegriffs, sondern als mechanische Wirkung einer bestimmten physikalischen Kraft, die von der Erde selbst ausgeht. Der Ausdruck *γῆν . . . εἰλλομένην περὶ τὸν διὰ παντὸς πόλον τεταμένον* kann nur besagen: 'sich pressend und ballend um die Welt-

achse und dadurch der mitreißenden Rotation des Fixsternhimmels fest sich entgegenstemmend.' Auch an den beiden andern Stellen des Timaios, wo das Wort vorkommt, bedeutet es 'gedrängt' oder 'sich drängend', nicht 'sich drehend': 76 B *ἐντὸς ὑπὸ τὸ δέρμα εἱλλόμενον* ('von der außerhalb ringsumher befindlichen Luft zurückgestoßen und wieder unter die Haut nach innen gedrängt'); 86 E *ἐντὸς εἱλλόμενοι* ('die im Innern sich zusammendrängenden sauren und salzigen Körpersäfte'). Schwieriger ist die etymologische Spielerei Kratylos 409 A, die den Namen der Sonne (*ἥλιος*) unter Heranziehung der dorischen Form *ἅλιος* (*ἀέλιος*) erklärt *τῷ περὶ τὴν γῆν ἀεὶ εἱλεῖν ἰών*. Aber auch hier kann nicht das beständige Kreisen (Sichdrehen) der Sonne um die Erde gemeint sein. Vielmehr wie in der vorhergehenden anderen Etymologie: die Sonne habe ihren Namen von *ἁλίζειν* ('sammeln') — einem übrigens gleichfalls zu der Wurzel von *εἵλω*, *εἱλέω* gehörigen Wort —, weil sie bei ihrem Aufgang immer die Menschen zu gemeinsamer Arbeit zusammenführe, und wie in der folgenden Etymologie: der Name der Sonne komme von *αἰολεῖν* ('bunt machen'), weil sie alles, was aus der Erde entsteht, in Farben tauche, muß auch in dieser dritten Etymologie eine engere Beziehung und gewissermaßen persönliche Wirkung der Sonne auf die Erde ausgedrückt sein. Es ist also zu übersetzen: 'weil die Sonne während ihres Gangs beständig die Erde umdrängt.'

Die neuesten Verteidiger der von Gruppe und Grote eingehend begründeten Ansicht, daß Platon hier eine Drehung der Erde behaupte, stützen sich indessen auch auf ein exegetisches Argument, das sie einem andern in dem fraglichen Timaiossatz selbst vorkommenden Ausdruck entnehmen. Sie behaupten *φύλακα καὶ δημιουργὸν νυκτός τε καὶ ἡμέρας*, 'Erzeugerin von Nacht und Tag', könne die Erde nur heißen, wenn sie aktiv durch Bewegung um sich selbst Nacht und Tag hervorbringe. Das meinte übrigens auch schon Ruhnken (Timaeus-Soph. S. 70^{b}).[1]) Aber die Sonne erzeugt nach Platons Vorstellung, die ihr ja auch eine Seele zuschreibt, gerade durch ihren Widerstand und ihr Be-

[1]) Hoppe, Mathemat. und Astron. im klass. Altert. S. 157 f. übersetzt zwar *γῆν εἱλλομένην* usw. 'geballt um die durch das All gehende Achse', nimmt aber gleichzeitig doch an, daß Platon hier der Erde Bewegung zugeschrieben und Aristoteles mit seinen die Erddrehung behauptenden Ausdrücken *ἴλλεσθαι καὶ κινεῖσθαι* den Timaiossatz 'dem Sinne nach richtig' wiedergegeben habe. Darin liegt ein mir unbegreiflicher Widerspruch. Hoppe seinerseits aber ist offenbar der Meinung, das *εἱλλομένην* sei für die astronomische Frage gleichgültig. Er erschließt vielmehr die Erdbewegung für Platons Timaios hauptsächlich aus dem *φύλακα καὶ δημιουργὸν νυκτός τε καὶ ἡμέρας*, aber auch aus dem ganzen Zusammenhang des Absatzes 40, den ich freilich, wie oben dargelegt, entgegengesetzt verstehe. Eva Sachs, Die fünf Plat. Körp. S. 125 erklärt (seltsamerweise ohne ihrer Vorgänger, Ruhnkens, Gruppes, Grotes und namentlich Hoppes, zu gedenken): 'Es kann kein Zweifel sein, daß Platon im Timaios die tägliche Achsendrehung gemeint hat, denn die Erde ist *δημιουργὸς καὶ φύλαξ νυκτὸς καὶ ἡμέρας*.' Vorher (S. 124) versichert sie, 'bei unbefangenem Lesen' finde man hier die Achsendrehung. Gewiß wird der unbefangene moderne Leser, dem die Lehre des Koppernikus in Fleisch und Blut sitzt, von vornherein zu dieser Interpretation neigen. Aber aus dem Wortlaut und Sinn des Timaios und der von Platon in seinen Schriften wirklich ausgesprochenen Lehren muß jeder 'unbefangene Leser' die Überzeugung gewinnen, daß Platon hier das Stillestehn der Erde lehrte.

harren gegenüber dem mitreißenden Schwung der allgemeinen Drehung des Firmaments und dem Lauf der Sonne den Unterschied von Nacht und Tag. Drehte auch sie sich, so würde auf weiten Gebieten der Erde entweder immer Tag oder immer Nacht sein, es müßte denn, wie Zeller, Philos. d. Gr.[4] II 1 S. 809 Anm. 2 bemerkt, Platon mit einer künstlichen Hypothese für die Achsendrehung der Erde und die Drehung des Fixsternhimmels eine komplizierte Abstufung des Geschwindigkeit annehmen, wofür indessen gar nichts spricht. Auch läßt sich das andere Beiwort *φύλακα* nur so deuten, daß die Erde als fester Wachtposten auf ihrem Standort bleibe und nicht umherschweife wie die Planeten (wie das schon Plutarch richtig aussprach, s. unten S. 276). In Platons *γῆν εἰλομένην* oder *εἱλλομένην* regt sich noch der Grundzug dieser Wurzel, der sich in den medialen Formen bei Homer (*N* 408, *Π* 403, *Υ* 168. 278, *Φ* 571, *Χ* 308, *ω* 538) so sinnfällig darstellt: der Willensakt und die Muskelanspannung, wodurch der Körper sich zusammenzieht, duckt oder kauert zu Schutz, Abwehr, Angriff. Meines Erachtens liegt dem Ausdruck aber auch eine besondere mathematische Anschauung zugrunde.

Die bewunderungswürdige Intuition Platons hat ja bekanntlich so manche wichtige Erkenntnis und Lehre der Mathematik vorgeahnt und angeregt.[1]) Dieser Intuition war, meine ich, auch ein Doppeltes klar. Erstens daß unter allen Körpern gleichen Rauminhalts die Kugel die kleinste Oberfläche hat. Der strenge mathematische Beweis für diese Tatsache, den man lange mit 'einer quälend gewordenen Empfindung' entbehrte, ist freilich erst i. J. 1884 von Hermann Amandus Schwarz geliefert worden.[2]) Weil aber Platons Schaukraft dieses Raum- und Flächengesetz erfaßt hatte, deshalb sah sie in der Kugelform der Erde und ihrer Umklammerung der durch den Weltmittelpunkt gehenden Weltachse geradeso ein Sichzusammenziehen und Zusammenballen der Raummasse wie in dem Homerischen Sichducken und Kauern lebender Wesen, die dabei ja auch die Oberfläche ihres Körpers für das Auge verkleinern[3]), und wie in dem Ballen der Hand zur Faust, das der Wortstamm an der oben (S. 266) besprochenen Helenastelle des Euripides bezeichnet. Und gleichzeitig wollte Platon so die physikalische Ursache dieses Verhaltens der Erde ausdrücken:

[1]) Das hat — abgesehen von den bekannten älteren, grundlegenden Untersuchungen und Darstellungen — nach der lehrreichen jenaischen Dissertation von Benedikt Rothlauf (Die Mathematik zu Platons Zeiten und seine Beziehungen zu ihr, 1878) neuerdings Hoppe aaO. und namentlich die eminent gelehrte Eva Sachs aaO. anschaulich gezeigt.

[2]) Vgl. H. A. Schwarz, Nachr. von der Königl. Ges. d. Wiss. Göttingen 1884, S. 1—3 (wiederholt in H. A. Schwarz, Ges. mathemat. Abhandl., Berlin 1890, II 327—340) und Auwers, Sitz.-Ber. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1893 S. 630.

[3]) Am sinnfälligsten wird das etwa Il. *N* 404—410: Idomeneus entgeht dem gegen ihn von Deiphobos geschleuderten Speer, weil er sich unter seinem Schild ganz verbirgt und weil dieser Schild gleichmäßig (*ὑπ' ἀσπίδι πάντοσ' ἐΐσῃ*) gewölbt (*δινωτὴν φορέεσκε*) gearbeitet ist, so daß er den sich hinter ihm Duckenden völlig deckt und der Speer nur ihn mit lautem Dröhnen streift, aber über ihn hinweggleitet:

τῇ ὑπὸ πᾶς ἐάλη, τὸ ὑπέρπτατο χάλκεον ἔγχος,
καρφάλεον δέ οἱ ἀσπὶς ἐπιθρέξαντος ἄϋσεν
ἔγχεος.

den zentripetalen Drang ihres göttlichen Urwesens. Zweitens aber wollte Platon mit dem *εἱλλομένην* die Erde als geballt zur Kugel, d. h. zur vollkommensten Raumgestaltung, bezeichnen und so ihre Stellung im Weltmittelpunkt als feste Grundlage und Bühne des Lebens rechtfertigen. Gehört es doch nach seiner tiefsinnigen Raumlehre zum Wesen der fünf regelmäßigen Körper, von denen vier die Form der vier Elemente bilden, der fünfte (das Dodekaeder) dem Bilderschmuck des Alls dient, daß sie die Kugel in gleiche und ähnliche Teile zerlegen können (Tim. 55 A. C), d. h. daß die Kugel sich allen regulären Körpern umschreiben läßt, sie alle gleichsam als mütterlicher Schoß aufzunehmen vermag.

Man sollte nach alledem jenes drastische Bild des dichtenden Physikers, das die Mutter Erde, unsere Ernährerin, so wundervoll wuchtig ruhend und dennoch aktiv darstellt, wie sie geballt zur Kugel, der vollkommensten Raumgestalt und dem Bett aller regelmäßigen Körper, als 'erste und älteste aller Gottheiten innerhalb des Himmels' (Tim. 40 B) dem Wirbel der Welt, des Himmels, der Sonne und der übrigen Planeten die angespannte und konzentrierte Kraft des Beharrens entgegensetzt und so den Wechsel von Licht und Dunkel, die Quelle alles irdischen Lebens schafft, nicht in die leere Vorstellung der bloßen Drehung verflüchtigen.

Es bleibt also dabei: Aristoteles hat in seiner Übersicht und Kritik der Erdtheorien (De caelo II 13. 14) wie auch in anderen Fällen Platons Ansicht unrichtig wiedergegeben. Sein 'Mißverständnis'[1]) kann man auch kaum durch die von Böckh und Martin empfohlenen künstlichen Mittel aus der Welt schaffen: er habe in seinem Zitat nur einen einzelnen Ausdruck der Timaiosstelle, nicht aber ihren vollständigen Sinn und Wortlaut wiedergeben wollen oder er habe eigentlich nicht Platon, sondern gewisse Schüler Platons gemeint, die allerdings die Achsendrehung der Erde behaupteten. Wohl aber wird das Mißverständnis des Aristoteles erklärlicher, wenn dabei eine Verwechselung der beiden lautlich fast oder ganz gleichen, in ihrer Bedeutung aber verschiedenen Worte *εἴλλω* und *ἴλλω* im Spiel war. Platon schrieb, glaube ich, *γῆν. . . εἰλλομένην* ('die um die Weltachse sich ballende Erde'), Aristoteles aber las in seinem Timaios-

[1]) Hoppe aaO. S. 158: 'Zeller nimmt einfach an, Aristoteles habe Platon mißverstanden. Leider haben dann [?] Cicero und Theophrast und Plutarch auch alle den Platon mißverstanden.' Ein völlig unberechtigter Schluß. Die drei Genannten sprechen alle ja gerade von einer doppelten Auffassung der Timaiosstelle, setzen also einen Streit der Meinungen darüber voraus, sie haben sich aber mit keinem Wort wie Aristoteles für eine einzige Auslegung und für die alleinige Deutung auf die Erdbewegung festgelegt. Auch Eva Sachs aaO. S. 124 läßt unbegreiflicherweise ihrem Lapidarsatz 'bei unbefangenem Lesen findet man hier die Lehre von der Achsendrehung der Erde ausgesprochen' die Worte folgen: 'und so hat Aristoteles, De caelo 293^b, 31 . . . Cicero, Acad. pr. II 39, 123 . . . die Sache angesehen'. Aber sie muß ja in der Fußnote selbst Ciceros *quidem arbitrantur* hervorheben, das, mag es nun auf Poseidonios zurückgehen oder auf einen anderen Gewährsmann, doch zweifellos beweist, daß Cicero die Sache nicht einfach auch so wie Aristoteles ansah, sondern dessen Auffassung der Stelle nur als die Meinung einzelner vortrug, der eine andere Erklärung (und zwar als herrschende Schulmeinung) gegenüberstand.

exemplar — denn sein ὥσπερ ἐν τῷ Τιμαίῳ γέγραπται beweist, daß er nicht aus mündlicher Lehre der Schule schöpfte — die Schreibung ἰλλομένην. Den Ursprung dieser Entstellung werden wir mit Sicherheit nicht ermitteln können. Vielleicht handelt es sich um eine graphische Unachtsamkeit. Vielleicht war es doch schon ein sporadisches Ausweichen des 'unechten' ει-Lauts in das lange ῑ, das wir in der attischen Umgangs- und Schreibesprache wohl schon für die Zeit des Aristoteles annehmen dürfen, wenn auch der allgemeine Übergang von ει zu ῑ erst im zweiten und ersten Jahrhundert durchdringt. Möglicherweise liegt aber auch eine absichtliche Änderung vor, die der von einzelnen Mitgliedern der Akademie verfochtenen Lehre von der Achsendrehung der Erde Rechnung trug. Wie dem auch sei, Aristoteles verstand noch die echte Bedeutung von ἴλλω, wußte, daß sie 'drehen' war, und deshalb, vielleicht auch in Kenntnis gewisser entsprechender Ansichten einzelner Schüler Platons, folgerte er aus jenem γῆν ἰλλομένην seines Timaiostextes die Achsendrehung der Erde für die Timaiosstelle.

IV

Während K. F. Hermann in seinem Timaiostexte γῆν... εἱλλομένην bietet und diese Lesart auch Archer-Hinds Edition (aaO. S. 132) beibehielt, hat Johannes Burnet (Op. Plat. IV, Oxon. 1905) ἰλλομένην eingesetzt: auf Grund des Zeugnisses der Handschrift F (cod. Vindobon. 5, suppl. phil. gr. 39) sowie der Zitate bei Aristoteles De caelo, bei Plutarch und Proklos. Wahrscheinlich war für ihn dabei auch bestimmend das oben S. 260 f. erwähnte Rezept Cobets, daß man ἴλλω als die der älteren attischen Aussprache gemäße Form, εἱλῶ als die jüngere Form betrachten und daher jenes in den Texten der guten Zeit einsetzen müsse. Daß diese Regel in dieser Formulierung und Allgemeingültigkeit zu Irrtümern führt, habe ich oben dargelegt.

Was nun aber jene Zitate bei Aristoteles, Plutarch und Proklos betrifft, auf die Burnet sein ἰλλομένην im Timaios stützt, so ist es klar: wenn meine bisherige Erörterung das Rechte trifft, haben diese literarischen Zeugnisse in dem vorliegenden Fall keinerlei kritisches Gewicht zur Herstellung der Wortform des Originals. Des Aristoteles Zitat scheidet nach dem Gesagten überhaupt ganz aus.

Plutarch zitiert in seinen Quaestiones Platonicae VIII 1 (Mor. 1006 C, VI 137 f. Bern.) bei Untersuchung der Frage, in welchem Sinn Platon (Tim. 42 D) die Erde, den Mond und die übrigen Planeten 'Werkzeuge (ὄργανα) der Zeit' nenne, auch die strittigen Timaiosworte mit der Schreibung ἰλλομένην und knüpft daran die Frage, ob man etwa deshalb die Erde als nicht sich festhaltend und nicht stilliegend (συνεχομένην καὶ μένουσαν), sondern als sich drehend (στρεφομένην) und ἀνειλουμένην denken müsse, wie später Aristarch von Samos behauptet und Seleukos erwiesen habe. Die beiden letzten Partizipien bezeichnen also die Kreisbewegung der Erde um die Sonne und ihr Rotieren um die eigene Achse. Man übersetzt gewöhnlich ἀνειλουμένην hier 'sich umwälzend'. Aber die beiden Partizipien bilden hier, wie so oft, eine chiastische Antithese: στρεφομένην steht dem μένουσαν, und ἀνειλουμένην steht dem

συνεχομένην gegenüber. So muß man für *ἀνειλουμένην* eine Bedeutung erwarten, die das Gegenteil von 'festgehalten', 'sich festhaltend' aussagt. Eine solche Bedeutung hat das Wort bei Plutarch auch sonst wirklich. Consol. ad Apollon. c. 14 (S. 109ᵇ, I 267 Bern.): der reiche Elisios in Unteritalien argwöhnt bei dem plötzlichen Tod seines Sohns Euthynoos, seines einzigen Erben, Vergiftung und besucht zur Aufklärung ein Totenorakel; dort erscheint ihm nach vollbrachtem rituellen Opfer im Tempelschlaf als Traumgesicht sein Vater, verweist seine leidvollen Beschwerden an einen ihm folgenden Jüngling, den Schutzgeist des frühverstorbenen Sohns, und dieser übergibt dem Fragenden ein Täfelchen (*γραμματίδιον*), das er öffnet (*ἀνειλήσοντα*) und in dem er einen drei Verse umfassenden Orakelspruch liest, der den vorzeitigen Tod des Sohns als schicksalbestimmte Wohltat kündet. Das Täfelchen ist offenbar ein zusammenlegbares Diptychon (aus Blei, wie es bei magischen Sprüchen üblich war, oder aus wachsüberzogenem Holz). Das Verbum *ἀνειλεῖν* bezeichnet hier also nicht 'aufwickeln' oder 'aufrollen', wie die Wörterbücher und Kaltwasser übersetzen, auch nicht '*volumen explicare*' (Lobeck, Phrynich. S. 29 Anm.), sondern es bedeutet 'aufklappen', 'aufschließen', 'aufsperren'. Wie das Simplex *εἰλεῖν* 'einschließen', das passive oder mediale *εἰλούμενος* 'eingeschlossen' oder 'sich fest anschließend' bedeutet, so *ἀνειλεῖν* gleich dem '*recludere*' neben '*claudere*', '*includere*' das 'losschließen', 'öffnen', 'lösen.' Aus derselben Bedeutung erklärt sich auch die eigenartige Verwendung des Worts De garrulitate 3 (S. 503ᵇ III 305) in dem aus zwei disparaten Vorstellungen kontaminierten Bilde von der Zunge, die von der Natur verpallisadiert ist durch die Wache der Zähne, damit, wenn sie den Zügeln der Vernunft nicht gehorche und nicht nachgebe (*μήτ' ἀνειλῆται*), wir mit blutigen Bissen ihre Auflehnung bändigen (*αὐτῆς κατέχωμεν τὴν ἀκρασίαν*). Das Wort bezeichnet in diesem Bilde den Vorgang der Entspannung der im frechen Reden sich aufbäumenden Zunge, den Eintritt der Ruhe und Gleichgewichtslage. Es ist also wieder wie in den vorigen Fällen *recludere* 'aufschließen', 'lösen' die zugrunde liegende Bedeutung.

So gewinnt man im Einklang mit dem sonstigen Sprachgebrauch Plutarchs[1]) auch für jenes *ἀνειλουμένην* in der angeführten Stelle seiner Quaestiones Platonicae die echte Bedeutung dieses Kompositums von *εἰλεῖν* aus der Wurzel *vel-* (a): 'sich losschließend' oder 'losgeschlossen', d. h. 'nicht festanliegend um die Weltachse, sondern von ihr abgelöst', was natürlich unausgesprochen zugleich besagt: 'die Weltachse und damit auch die im Mittelpunkt stehende Sonne (nach der Lehre des Aristarchos und Seleukos) umkreisend.'

Diese hier für Plutarch erwiesene Bedeutung von *ἀνειλουμένην* stimmt zu der von *ἀνειληθέντες* Thuk. VII 81, 5, das gleichfalls unrichtig erklärt zu werden pflegt. Auf dem Rückzug der besiegten Athener aus Syrakus wird der Nachhut unter Demosthenes von den verfolgenden Syrakusanern hart zugesetzt, daher versucht Demosthenes, den Rückzug unterbrechend, in geordneter Schlachtauf-

[1]) Vgl. Vit. Crass. 558 F, I 2 S. 183 Lindsk.-Ziegl.: *εἰλουμένους ἐν ὀλίγῳ* (die von der parthischen Reiterei auf engem Raum zusammengedrängten Römer).

stellung, also in geschlossener Masse Widerstand zu leisten (*οὐ προὐχώρει μᾶλλον ἢ ἐς μάχην ξυνετάσσετο*). Diese Verzögerung des Rückmarsches wird sein Verderben: er wird umzingelt (*ἐνδιατρίβων κυκλοῦται*), und nun gerät seine Truppe in wirre Unordnung (*ἐν πολλῷ θορύβῳ*), denn 'aufgelöst' auf einem rings von einer Mauer umschlossenen Platz, der mit Bäumen besetzt ist und auf beiden Seiten einen Weg hat, werden sie von allen Seiten beschossen. Das *ἀνειληθέντες γὰρ ἔς τι χωρίον* heißt also nicht 'zurückgedrängt', wofür auch nach Lobecks richtiger, doch nicht genug beachteter[1]) Bemerkung (Phryn. S. 29) *συνειληθέντες* (vgl. Herod. III 45; IV 67; Xenoph. Hellen. VII 2, 8) oder auch *κατειληθέντες* (vgl. Herodot) stehen müßte, aber *ἀνειλῆσαι* bedeutet anderseits auch nicht, wie Lobeck meinte, ungefähr so viel als *ἐξελίσσειν*.[2])

Jedenfalls hat Plutarch dem problematischen partizipialen Beiwort der Erde in seinem Timaiostext, das in der Überlieferung seiner Schrift *ἰλλομένην* geschrieben wird, nicht die Bedeutung *κινεῖσθαι* oder *ἑλίσσεσθαι* gegeben. Er entscheidet die exegetische Frage in Erwägung der sonstigen Lehren Platons mit Recht dahin, daß die Erde ein Werkzeug der Zeit heiße, nicht weil sie gleich den Sternen sich immer bewegt, sondern weil sie immer an demselben Orte bleibt und dadurch den um sie herum wandelnden Gestirnen Aufgang und Untergang erzeugt, wodurch die ersten Maße der Zeit, die Tage und Nächte, bestimmt werden. Darum habe auch Platon die Erde Hüterin und Hervorbringerin des Tages und der Nacht genannt (vgl. auch Ps.-Plutarch, Plac. philos. III 15 bei Diels, Doxogr. Gr. II 2 S. 380[a], 24 ff.). Hätte Plutarch in seinem Timaiostext *ἰλλομένην* wie Aristoteles als 'sich drehend' verstanden, so

[1]) K. W. Krüger wies in seiner Ausgabe, anscheinend zur Entkräftung von Lobecks Bedenken auf Arrian, Anab. IV 5, 8, wo *οἱ* [die Skythen] *δὲ τοὺς διαβαίνοντας* [die Makedonier] *ἀντιμέτωποι ταχθέντες ἀνεῖλουν ἐς τὸν ποταμόν* allerdings übersetzt werden kann: 'sie drängten die flüchtenden Makedonier, die, um sich zu retten, den Fluß durchschritten hatten, in den Fluß zurück'. Aber auch hier liegt in dem griechischen Wort doch mehr: auch hier bezeichnet es eigentlich 'sie drängten sie auseinander, verhinderten ihren neuen Zusammenschluß, indem sie sie in den Fluß zurücktrieben'.

[2]) Man darf natürlich in der Plutarchstelle nicht für *ἀνειλουμένην* das naheliegende *ἀνειλιγμένην* einsetzen, wozu Lobeck Lust hatte. — Übrigens bedeutet auch in Platons Politikos 270 D *τῇ τοῦ παντὸς ἀνειλίξει* und 286 B *περὶ τὴν τοῦ παντὸς ἀνείλιξιν* ganz entsprechend nicht eigentlich 'Rückwärtsdrehung, umgekehrtes Kreisen des Alls', sondern 'Ab- oder Loswicklung des Alls', indem die den jetzt lebenden Menschen gewohnte Drehung des Himmelsgewölbes demgegenüber als 'Zusammenwicklung' (*κατείλιξις, συνείλιξις*) gedacht ist. Denn die geistreiche Deutung des wundersamen Mythos von der Urzeit des Kronos und ihrem Gegensatz zum Zeitalter des Zeus sowie von dem Rückwärtswachsen alles Sterblichen und der Menschengeburt aus der Erde in der Urzeit, die Platon tiefsinnig scherzend vorträgt, um daraus (Kap. 13. 14) zu erschließen, daß in wechselnden Perioden das Weltall von der Gottheit bewegt werde und dann wieder von dieser losgelassen durch eigene Kraft sich bewege, setzt durchaus für jene *ἀνείλιξις* nicht bloß den Begriff der Rückumwälzung, sondern auch den einer Lösung der vorherigen Zusammenwicklung oder Zusammenrollung voraus. Wiederum zeigt sich die nahe Berührung der Bedeutung von *ἀνειλίττειν* und *ἀνειλεῖν*, die das Durcheinandergehen von *ἀνείλησις, ἀνείλιξις; κατείλησις, κατείλιξις; συνείλησις, συνείλιξις* erklärt (vgl. oben S. 257. 268).

wäre für ihn kein Anlaß gewesen, über den Wortsinn dieser Stelle zu zweifeln und erst nach genauerer Überlegung eine Entscheidung zu treffen. Es muß vielmehr die ihm vorliegende Lesart für ihn und seine Zeitgenossen doppelsinnig gewesen sein. Er kann aber in *ἰλλομένην* neben der Bedeutung 'sich drehend' keine passivische Bedeutung gefunden haben: weder 'angebunden,' 'festgewickelt' noch gar (wie der späte Simplikios will, s. oben S. 258) 'gefesselt' (*δεδεσμημένην*). Denn das Beiwort der Erde *δημιουργόν*, dessen Sinn gerade er so nachdrücklich betont und gut erläutert, verbietet ja eine rein passive Lage der Erde und verlangt eine mediale Bedeutung für das fragliche Partizip. Danach setzt der Text Plutarchs voraus das Wort *εἰλλομένην* mit der Bedeutung 'sich zusammenballend.' Dieses Wort fiel für Plutarchs Zeit lautlich und graphisch mit *ἰλλομένην* zusammen. So gut, wie oben (S. 262 f.) erörtert wurde, selbst der Kritiker Aristarch in seiner Homerausgabe *νεῖκος* als *νῖκος* las und verstand, muß man für Plutarchs Zeit die vollkommene Unsicherheit annehmen, zwischen *εἰλλομένην* und *ἰλλομένην* zu scheiden. Selbst die Attizisten hielten ja damals *εἴλλω* und *ἴλλω* nicht auseinander: Phrynichos, der strengste dieser literatursprachlichen Puristen, verzeichnete zwar neben *ἀνίλλειν βιβλίον* als unattisch die Perispomenonform dieses Verbs mit einem *λ*, aber bei dem Stammanlaut (ob *ἀνει* oder *ἀνι*) bemerkte er nichts und das gute alte *ἀνείλλειν* kennt er offenbar gar nicht mehr.

Las also Plutarch wie Aristoteles das für ihn zweideutige *γῆν ἰλλομένην* und entschied sich dann doch für die Erklärung 'stilleliegend', so kann man ihn doch nur als Zeugen für jenen Sinn der Stelle gelten lassen, dessen richtiger und von Platon gewollter Ausdruck die Wortform *εἰλλομένην* war. Und diesen Sinn des fraglichen Worts bekräftigt besonders auch das von Plutarch zur Bezeichnung seines Gegenteils gewählte Wort: *εἰλλομένην* = *εἰλουμένην* nennt für ihn Platon 'die sich um die Weltachse zusammenschließende, zusammenziehende, ballende', hingegen *ἀνειλουμένην* 'die von der Weltachse sich losschließende, ablösende, offen sich bewegende Erde'.

Allerdings bringt für die Timaiosstelle und ihr Zitat bei Aristoteles die Form *ἰλλομένην* auch der Timaioskommentar des Proklos und noch im VI. Jahrh. der reichhaltige Kommentar des Simplikios zu Aristoteles De caelo, der, wie ich schon oben (S. 255) bemerkte, in der lateinischen Übersetzung Wilhelms von Moerbeke während des ausgehenden Mittelalters und der ganzen Renaissance eine große Bedeutung besessen hat. Was Proklos und Simplikios erläuternd dazu bemerken, zeigt, daß sie zwar den echten Sinn des Satzes verstanden, auch von der hier waltenden Vermischung zweier ähnlicher Worte etwas ahnten, aber ihren semasiologischen Wert verwechselten. Proklos meint: *ἰλλομένην* bedeute 'die sich zusammendrückende und zusammenhaltende', nicht aber, wie Aristoteles behaupte, 'die sich bewegende': *ἰλλομένην δὲ τὴν σφιγγομένην δηλοῖ καὶ συνεχομένην· οὐ γάρ, ὡς Ἀριστοτέλης οἴεται, τὴν κινουμένην* (in Plat. Tim. comment. III 137. 6—8 Diehl). Damit umschreibt er richtig und genau die Grundbedeutung von *εἰλλομένην, εἰλομένην, εἰλουμένην*. Aber er begründet diese Umschreibung irrig durch den Hinweis auf *ἰλλάδες*, das er statt

als 'zusammengedrehtes Seil' in engerem, abgeleitetem Sinn als τοὺς δεσμούς erklärt, und durch die Behauptung, ἰλλομένην bezeichne 'die sich zusammenziehende' (συναγομένην) und nicht 'die sich bewegende' (οὐχὶ τὸ 'κινουμένην'). Denn ἰλλομένην kann in erster Linie nur 'sich drehend' bedeuten, involviert also sehr wohl das von Proklos ihm abgestrittene κινουμένην. Und auch in ἰλλάδες ist der Begriff des Gedrehten das Grundelement der Bedeutung. Nach einer längeren Darlegung, warum Platon an dieser Stelle die Erde unbeweglich gedacht haben müsse, schließt Proklos mit der an Plutarchs oben besprochne Formulierung anklingenden, aber sie mißverstehenden Versicherung, es sei unvernünftig, das vorliegende ἰλλομένην zu verstehn als εἰλουμένην καὶ στρεφομένην ('sich drehend') und damit Platons Meinung wiedergeben zu wollen (aaO. S. 138, 6—9). Proklos ersetzt in Plutarchs στρεφομένην καὶ ἀνειλουμένην fehlerhaft ἀνειλουμένην durch das Simplex: ihm ist also die wahre Bedeutung von εἰλεῖσθαι ganz abhanden gekommen, er gibt ihm die Bedeutung 'sich drehen', die gerade für ἴλλεσθαι feststeht und die er diesem mit Unrecht abspricht.

Auch Simplikios, von dessen Behandlung der Stelle schon oben (S. 258. 277) die Rede war, kennt den sprachlichen Tatbestand nicht, verfährt aber insofern richtiger, als er zwischen den beiden Worten, die er nur für orthographische Varianten ansieht, vermittels der Bedeutungsberührung von δεδεσμημένην (= ἰλλομένην) und εἰργομένην (= εἰλεῖσθαι) eine Brücke baut. Auch ist seine Vermutung, möglicherweise sei das καὶ κινεῖσθαι im Zitat des Aristoteles ein späterer Zusatz von fremder Hand (S. 518. 25 f. Heib.), durchaus beachtenswert, wenn man auch die Begründung verwerfen muß. Bekanntlich hat Bekkers Recensio, gestützt auf einen Teil der handschriftlichen Überlieferung, jene beiden Worte wirklich ausgeschieden: offenbar als eine der bekannten Schreiber- und Redaktor-Pedanterie entsprungene Harmonisierung mit Kap. 14, wo das κινεῖσθαι in der Tat unentbehrlich ist.

Bei dieser Sachlage gewinnt denn doch das Zeugnis der beiden wertvollsten und nach Burnet (am Schluß der drittletzten Seite seiner unpaginierten Praefatio) von einander unabhängigen Platonhandschriften ein entscheidendes Gewicht: A (cod. Paris. gr. 1807) hat εἰλλομένην, P (cod. Vatic.-Palat. 173) εἱλλομένην. Die letztere Schreibung halte ich für die von Platon beabsichtigte. Die Schreibung ἰλλομένην hingegen beruht auf einer Verwirrung des Sprachgebrauchs, auf einem lautlichen, graphischen und semasiologischen Quidproquo, das ein Vorläufer und Seitenstück ist zu dem von Wackernagel so glücklich erhellten Aristarchischen νῖκος an Stelle von νεῖκος, das oben (S. 262 f.) besprochen wurde.

DER ACKERMANN AUS BÖHMEN

Von Helmut Wocke

Das bedeutendste dichterische Erzeugnis des deutschen Humanismus und zugleich das sprachgewaltigste Werk vor Luthers Bibelübersetzung ist der Prosadialog 'Der Ackermann aus Böhmen'. Seit geraumer Zeit wird er in Literaturgeschichten immer wieder rühmend erwähnt. Gervinus nennt ihn 'das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen', und Wilhelm Wackernagel schließt sich diesem Urteil an. Rudolf Hildebrand spricht in den gesammelten Aufsätzen und Vorträgen 'von der kostbaren, zu wenig bekannten Schrift'. Eine Ausgabe des Dialogs bescherte uns im Jahre 1877 Johann Knieschek. Aber erst Konrad Burdach hat die hohe dichterische und kulturgeschichtliche Bedeutung des Werkes entdeckt. Bei seinen tiefgründigen, neue Ausblicke eröffnenden Forschungen über die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache und über die Anfänge des Humanismus, der Renaissance und der Reformation, bei seinen Untersuchungen über die Kultur des deutschen Ostens im Zeitalter Karls IV. stieß er auch auf den 'Ackermann aus Böhmen'. Nun liegt das Werk in der trefflichen Ausgabe von Alois Bernt und Konrad Burdach vor (Vom Mittelalter zur Reformation III 1; mit 8 Tafeln im Lichtdruck; Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1917). Bernt verdanken wir die Herstellung des kritischen Textes und des Lesartenverzeichnisses, die ausführliche, auf mühsamer Kleinarbeit fußende Darstellung der weitverzweigten Überlieferung sowie mannigfache grammatisch-stilistische Beiträge. Ein großes Verdienst hat sich auch Burdach erworben. Seine reichen, von staunenswerter Belesenheit zeugenden Anmerkungen, die oft zu ausgedehnten Untersuchungen anschwellen, geben weit mehr, als sie eigentlich versprechen: sie fördern nicht bloß das Verständnis der Dichtung, sie gestatten zugleich wertvolle Einblicke in das ganze Zeitalter des werdenden Humanismus.

Ein heißes Sehnen nach Wiedergeburt erfüllte damals die Menschen, ein Streben nach neuen seelischen Werten. Im XIII. Jahrh. riefen der kalabrische Abt Joachim von Fiore und der heilige Franz von Assisi zu einer Umgestaltung des religiösen Lebens auf. Ein 'ewiges Evangelium' erhofften sie, ein Zeitalter wahrer, tätiger Bruderliebe und kindlicher Frömmigkeit. Unter der starken Wirkung Augustins, unter dem Einfluß deutscher und italienischer mystischer Predigt und neuplatonischer Strömungen erwuchs aus dem Verlangen einer *reformatio* der Kirche die Sehnsucht nach einer Umformung des weltlichen Lebens: auf politisch-sozialem und dichterisch-künstlerischem Gebiet. Ungeahnte Bedeutung gewannen die Predigten und erbaulichen Schriften des großen Franziskaners Bonaventura. Mahnend wies er auf das Wort des Paulus: 'Erneuert euch durch den Geist in eurem Sinn' (Eph. 4, 23) und auf den Römerbrief 6, 4: 'Also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln'. In zündenden Bildern sprach er von der 'Reformation der Seele'. Mittels der Natur habe sie der gött-

liche Künstler nach seinem Bilde geschaffen. Durch die Sünde sei sie deformiert, aber sie könne reformiert, d. h. in ihre ursprüngliche gottähnliche Form zurückversetzt werden. Dies Verlangen nach einem neuen Leben erklingt auch in den gluterfüllten Hymnen eines Thomas von Celano, des berühmten Verfassers des Liedes 'Dies irae', und in den Gesängen des Jacopone di Todi. Im Zusammenhang mit einer großen Umwälzung alles Bestehenden, des Staates und der Gesellschaft, erwartet Dante die *reformatio* der Kirche. Von der Wiedergeburt des Einzelnen, von der idealen Umformung der Gemeinschaft künden seine 'Vita Nuova' und die 'Divina Commedia'. Am Ende des Purgatorio weissagt Beatrice dem Dichter eine bessere Zukunft. Und Dante bekennt schließlich, nachdem er aus dem zweiten Paradiesesfluß den neuen guten Sinn getrunken hat: 'Ich kehrte zurück von der heiligsten Welle neu geschaffen, so wie neue Pflanzen, die erneut sind mit neuem Laube, geläutert und bereit zum Fluge durch die Sterne'. Das Gleichnis der trauernden Witwe, das bei Dante begegnet, verwendet aufs neue Petrarca. Klagt er über den Verfall, über das Schwinden einstiger Größe und Herrlichkeit, so steigt doch zugleich das Bild einer neuen Zukunft auf, der Gedanke des Anbruchs des Goldenen Zeitalters. Ein Land voller Wunder, so heißt es einmal, werde sich den Augen des Papstes bei der heißersehnten Rückkehr von Avignon nach Rom darbieten: die Landschaft durch Pracht, die Menschen durch Schönheit ausgezeichnet; überall ein neues Erblühen der Liebe, des Friedens, der Frömmigkeit; das Meer von Seeräubern befreit, die Felder Früchte tragend, die Städte im Glück der Eintracht lebend, das Volk von Tugend erfüllt. Ein tiefer mystischer Glaube lebte auch in Cola di Rienzo, dem Befreier Roms von dem Joche der Tyrannen. Immer wieder gebraucht er das religiöse Bild von der Wiedergeburt. Ein Werk der göttlichen Gnade und des Heiligen Geistes nennt er seine Revolution. Mit christlicher Weihe umgab er seine Erhebung zum *Miles Candidatus Spiritus Sancti.* Ausdrücklich spricht er von dem Taufbad der Ritterehre, das er in der Taufwanne des Kaisers Konstantin, 'des christlichsten Imperators und Augustus', empfing. An bekannte Psalmverse (Ps. 104, 30), an Worte aus der Offenbarung des Johannes (21, 1—2 und 5) knüpfte Petrarca an, wenn er von Rienzos Befreiung der Stadt Rom, seinem Tribunat und seiner Krönung sagt, 'daß das Antlitz der Erde ein anderes und der Zustand der Geister von dem früheren verschieden ward, daß nichts mehr sich selber ähnlich blieb von allem, was unter dem Himmel lebt'. Wir sehen: nicht die Wiederherstellung eines alten Zustandes war das Ausschlaggebende, das Richtungweisende; vielmehr lebte in den damaligen Geistern ein glühendes Verlangen nach einem neuen, dem Goldenen Zeitalter. Und diese brennende Sehnsucht faßte man symbolisch in das Bild des Phönix, jenes wunderbaren Vogels, der aus der Asche immer wieder verjüngt ersteht. Grenzenlose Erwartung — das ist die Grundstimmung jener Zeit. Der Humanismus ist (gleich der Renaissance) keine kalte, Leben und Entwickelung tötende Macht, trotz der schulmeisterlichen Starrheit, in die er später einmündete; eine neue Welt will er vielmehr gestalten, eine Welt, in der die ursprünglichen Kräfte des Menschen zur Entfaltung kommen. Zwei

Mächte ringen im Mittelalter miteinander: Kaiser und Papst. Beide streben nach Universalherrschaft. Ins XIII. Jahrh. fallen die entscheidenden Kämpfe zwischen diesen Gewalten, zum letzten Male bilden sie die wirklich maßgebenden politischen Faktoren. Humanismus und Renaissance treten ihr Erbe an. Die Welt 'als Menschheitsgemeinde zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen', ist ihr Ziel.[1]) Darin liegt noch ein mittelalterlicher Gedanke. Aber der Plan wird verwirklicht 'außerhalb der kirchlichen Sphäre, außerhalb auch der imperialistischen Bestrebungen und Lehren, mit neuen Mitteln'. Dies bedeutet, um Konrad Burdachs Worte zu wiederholen, den wirklichen Bruch mit dem Mittelalter.

Eine Umgestaltung des inneren Lebens erstrebte der Humanismus, indem er den Weg zum Einfachen, Ursprünglichen, zum Urgrund des Menschen wies. In Dantes 'Convivio' finden sich die Worte: 'Eines jeden Dinges höchstes Verlangen, das ihm vom Anbeginn die Natur eingepflanzt hat, ist es, zu seinem Urgrunde zurückzukehren'. Die antiken Dichter und Schriftsteller erhielten nun Gegenwartswert. Einem suchenden, nach neuen Menschheitszielen strebenden Geschlecht wurden sie Helfer, die Kraft und Mut spendeten. Aber darüber hinaus griff die Phantasie der Geister zu dem Bilde des Urmenschen, wie ihn kirchliche Vorstellung nach dem Berichte der Bibel geformt hatte. Der Adamkult wurde von großer Bedeutung. Der Kunst erwuchs zugleich eine neue Aufgabe: ein naturhaftes, unschuldiges Leben sollte sie darstellen. Und bei der Wiedergabe der Natur sollte die Antike Muster sein. Freilich muß man sich hüten, dem Naturbegriff jener Zeit moderne Anschauungen unterzulegen. Die Würde des Menschen preist Pico della Mirandola, ein neuplatonischer Humanist, einmal in folgender Art: Weder als himmlisches noch als irdisches Wesen habe Gott den Menschen geschaffen, damit er sein eigner freier Bildner sei. Er könne zum Tiere entarten; zugleich aber sei ihm die Möglichkeit gegeben, aus dem Willen seines Geistes sich zu einem höheren, gottähnlichen Wesen wiederzugebären.

Dem Adamkult jener Zeit verdanken wir das bald nach 1400 zu Saaz entstandene deutsche Streitgespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod. Das reiche literarisch-künstlerische Leben, das in Böhmen am Hofe Karls IV. herrschte, wurde entscheidend für Deutschlands spätere Kultur. Eng waren damals die Beziehungen zwischen Böhmen und England. Johann Hus, mit dessen Namen jene gewaltigen Umwälzungen verknüpft sind, die alsbald Böhmen aufs tiefste erschütterten, ist ein Schüler Wiklifs. Mit der Tochter Karls IV. war König Richard II. vermählt; zwischen Prager und englischen Studenten und Professoren bestand ein unmittelbarer Austausch; Handschriften und Vorlesungshefte wanderten herüber und hinüber. Und ein englisches Werk, William Langlands alliterierendes Gedicht von Peter dem Pflüger, hat auf den Prosadialog zwischen dem Ackermann und dem Tod starken Einfluß ausgeübt. Sein Vor-

[1]) Konrad Burdach, Reformation, Renaissance, Humanismus. Zwei Abhandlungen über die Grundlage moderner Bildung und Sprachkunst (Berlin 1918) S. 146 f.

bild aber übertrifft der deutsche Künstler durch die meisterhafte Behandlung der äußeren Form, die innere Geschlossenheit und die tiefe Erfassung des Problems.

In der Form eines Streitgesprächs behandelt der Dichter das Rätsel des Todes. Machtvoll setzt das Werk ein. Gegen den grimmigen Tilger aller Leute, den schädlichen Verfolger aller Welt, den furchtbaren Mörder aller Menschen erhebt der Ackermann eine erschütternde Klage. Himmel und Erde, Mond und Sterne, alles, was da lebt und webt, ruft er auf zur Vernichtung des Todes. In einem kurzen, knappen Satze, der zugleich ein anschauliches Bild in sich birgt, gipfelt die Flut der leidenschaftlichen Schmähworte, die der Kläger gegen den Friedbrecher ausstößt: '*von mir vnd aller menneglich sei vber euch ernstlich zeter geschrieen mit gewunden henden!*' Als kalter Skeptiker tritt der Tod auf — und als gewaltiger Herrscher. Aus wessen Munde die Flüche und Drohungen kämen, '*das ist vns zumale fremde.*' Den Gegner fordert er auf, seinen Namen zu nennen, und ihm zu sagen, welches Leid ihn betroffen habe. '*Ich bins genant ein ackersman, von vogelwat ist mein pflug, ich wone in Behemerlande*'. Seiner Freuden Hort sei ihm genommen. Einen Raub, der durch keine Buße wieder gesühnt werden könne, habe der Tod an ihm getan: sein junges Weib habe ihm der Unerbittliche entrissen. Kein Leidvertreib habe er mehr. Seine Lebenssonne sei für ewig untergegangen. Ohn' Unterlaß rufe er deshalb Wehe über das teuflische Wesen des Räubers. Wirkungsvoll hebt des Todes Entgegnung an: Ein Fuchs schlug einen schlafenden Löwen; darum ward ihm sein Balg zerrissen. Ein Hase zwackte einen Wolf; noch heute ist er schwanzlos darum. Eine Katze krellte einen Hund, der da schlafen wollte; immer muß sie des Hundes Feindschaft tragen. '*Also wiltu dich an vns reiben*'. Aber Knecht bleibe Knecht, Herr bleibe Herr. Gleich der Sonne handelt der Tod, die über Gute und über Böse scheint. Kein Mensch könne seiner Macht entrinnen; alles Trauern und Fluchen sei zwecklos. Der Ackermann aber hält seine Klage aufrecht. Reich an Ehren und Tugenden war sein Weib, wahrhaftig und züchtig in Worten, keusch in jedem Tun, gütig und fröhlich im Umgang. Rechenschaft müsse der Tod dem Kläger geben; denn großes Herzeleid habe er ihm zugefügt. Ewig hassen werde den Gewaltigen, was da sei im Himmel, auf Erden und in der Hölle. Unerbittlich kalt bleibt der Tod. Die Erde sei das Gebiet seiner Herrschaft. Menschen, Tiere, Würmer müßten vernichtet werden; ein Mensch würde sonst den andern verschlingen, ein Tier das andere. Den Lebenden gehöre das Leben; die Toten mögen die Toten begraben. Des Klägers Worte seien töricht. Immer wieder aber preist der Ackermann die Verstorbene. Da entgegnet der Tod: Je größer die Freude, desto tiefer der Schmerz. Zu Leid müsse alle irdische Liebe werden. Des Glückes Ende sei Trauern; nach Lust komme Unlust. Wo aber soll der seines Glückes Beraubte Trost suchen? Wo kann er sich Rats holen? Wo findet er eine Zuflucht? Mit höhnischer Geringschätzung hat der Tod bisher des Ackermanns Klagen zurückgewiesen — nun nimmt er den Streit auf. Seiner Macht vermöge ihn der Gegner nicht zu berauben, sowenig er der Sonne ihr Licht, dem Feuer seine Hitze, dem Wasser

seine Feuchtigkeit nehmen könne. Einen gerecht wirkenden Mäher nennt sich der Tod. Er sei Nichts und doch Etwas. Nichts: denn er habe weder Leben noch Wesen noch Gestalt, er sei weder sichtbar noch greifbar. Aber er sei zugleich Etwas: des Lebens Ende, des Nichtseins Anfang, eine Grenze zwischen beiden. Aus dem Paradiese stamme er; Gott habe ihn da geschaffen und mit dem rechten Namen genannt, als er die Worte sprach: 'Welches Tages ihr von der Frucht esset, werdet ihr des Todes sterben'. Darum schreibe er sich also: '*Wir Tot, herre vnd gewaltiger auf erden, in der luft vnd meres strame*'. Ungerecht nennt der Ackermann des Todes Wirken: die guten Kräuter vertilge er, die Disteln lasse er stehen. In einer Schlacht habe er selbst gesehen, wie mehr Herren als Knechte getötet wurden. Den Tod bittet er um Rat, wie er sein unsägliches Leid vergessen könne; und Hilfe schulde er ihm; denn er habe ihm den Schaden zugefügt. Um des Sterbens willen, so erwidert der Gegner, sei das Leben geschaffen. Noch einmal betont er, daß Leid der Liebe Ende sei. Wer die Liebe aus dem Herzen reiße, der sei auch vor Leid bewahrt. In Sünden sei der Mensch geboren, behaftet mit tausend Lastern. Der Kläger dagegen nennt den Menschen Gottes lieblichstes, achtbarstes Geschöpf. Das Wunder der Sinne preist er, und den edelsten Hort, die Vernunft. Höhnisch betont der Tod die Nichtigkeit alles Könnens, die Nichtigkeit der Wissenschaften, der Künste und alles Strebens. Sie hülfen nichts. '*Jeder mensche muss ie von vns vmbgesturtzet, in vnserem walktroge gewalken vnd in vnserem rollfasse gefeget werden*'. Der Ackermann zweifelt, wohin er sich kehren soll; voller Gebrechen scheint ihm der Menschen Wesen. Glücklich schätzt er den Mann, der ein ehrenhaftes Weib besitzt. Der Tod aber nennt die Frauen zänkisch, lügenhaft, rechthaberisch. Alles, was lebt, sei böse von Natur. Wahrhaft erschütternd wirken des Beklagten Worte über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. Auf Unstetigkeit sei die Erde aufgebaut. Einen Lichtschein zu fassen, einen treuen, beständigen Freund zu finden, sei gleich unmöglich. Was der Mensch auch tue, ob er des Meeres Freund, der Erde Tiefe um irdischen Gutes willen durchforsche, ob er Schächte, Schollen in den Boden grabe, Herden Viehes aufziehe, Gold und Silber und Edelsteine aufhäufe, ob er nach Besitz und Reichtum trachte Tag und Nacht: alles sei eitel. Mit Raub sei es gewonnen; zu neuem Streit werde es den Erben hinterlassen. In Leid und Trübsal, in Angst und Not lebe der Mensch dahin, ungewiß, wann ihn der Tod überfällt. Dieselbe Bürde trügen Herr und Knecht, Mann und Weib, reich und arm, jung und alt. Eitelkeit über Eitelkeit! Aber der Tod zeigt doch auch die Möglichkeit einer Lösung des Lebensrätsels. Wende dich ab von dem Bösen, tu Gutes! Suche Frieden und übe Stetigkeit! Hab lieb über alles ein reines, lauteres Gewissen! Und zum Zeichen, daß er dem Gegner recht geraten, tritt er mit ihm vor Gott, auf den sich der Ackermann bereits berufen hat. Der Kläger wie der Beklagte — so urteilt Gott — rühmten sich zu Unrecht einer unumschränkten Herrschaft. Beide hätten recht gefochten. Den einen zwänge Leid zur Klage; den andern der Angriff des Gegners, die Wahrheit zu sagen. Der Sieg aber bleibe dem Tode. Jeder Mensch sei dem Tode das Leben, den Leib der Erde, die Seele Gott zu

geben verpflichtet. Mit einem brünstigen, an die Anrufungen an die Heiligen gemahnenden Gebet, in dem der Ackermann Gott um Gnade für die Seele seiner verstorbenen Frau bittet, schließt das gewaltige altdeutsche Prosawerk. —

Die neuhochdeutsche Schriftsprache führt der 'Ackermann aus Böhmen' in die deutsche Literatur ein. Gleich das erste Kapitel bekundet eine außergewöhnliche Sprachbeherrschung, eine erstaunliche Kraft des Ausdrucks und zeigt jene kennzeichnende, rhythmisch gegliederte und durch Anhäufung von Synonymen kunstvoll belebte Prosa. Der Grundsatz der Dreigliedrigkeit der Satzteile und Sätze beherrscht die Sprache des Werkes. In dieser Hinsicht verrät es — was Burdach vor Jahren erkannt und auch öffentlich betont hat — den Einfluß der lateinischen Kanzleisprache, insbesondere die Einwirkung der lateinischen und deutschen Briefe und Schriften des Schlesiers Johann von Neumarkt, des Hofkanzlers Karls IV. Besonders hinzuweisen wäre da auf das Schlußgebet des Ackermanns mit seiner berauschenden Wortfülle und der hervorstechenden Nebeneinandersetzung synonymer Ausdrücke. Beispiele mögen die Eigenart in der Behandlung der Sprache beleuchten.

Anhäufung von drei Substantiven, von denen die beiden letzten durch *vnd* verbunden sind, begegnet sehr oft. Vgl.: *angst, not vnd jamer* (1, 5); *in himel, auf erden vnd in der helle* (7, 18 f.); *aus den augen, aus den sinnen vnd aus dem mute slahen* (11, 6). Bisweilen tritt ein Adjektiv vor das Substantiv. So in folgenden Fällen: *vber das jar, vber den verworfen tag vnd vber die leidigen stunde* (5, 12 f.); *vergangene jar, gesprochene wort vnd verruckten magettum* (22, 35 f.). Oder drei Adjektiva stehen nebeneinander: *gehessig, widerwertig vnd widerstrebende* (3, 2 f.); *ganz, vnzerrissen vnd ungemeiligt* (4, 13); *mit einem reinen, zuchtigen vnd schonen weibe begabet* (9, 15). Auch drei Verben werden zusammengestellt: *wo sint sie hin, die auf erden sassen, vnder dem gestirne vmbgiengen vnd entschieden die Planeten* (17, 16 f.); *ausgraben, austilgen vnd ausjagen* (21, 6 f.); *in meinem sinne finde, wene vnd gelaube ich vurwar* (27, 13). Auch ganze Sätze treten nebeneinander: *einen schein zu greifen, einen guten, trewen, beistendigen freunt zu finden* (32, 10 f.); *tugent lieb gehabet, bosheit gehasset, sunde vbersehen vnd gerochen hat got vnz her* (31, 19 f.). Bei mehr als drei Gliedern wird das letzte regelmäßig mit *vnd* angefügt. So: *freude, leit, forchte vnd hoffenunge* (22, 14 f.); *freude, zucht, scham vnd ander hubscheit* (23, 14 f.). Oder bei Adjektiven: *lastermeilig, schantgirig, wirdelos vnd grisgramig* (5, 18). Unter Belastung des letzten Gliedes: *die behenden, abenteurlichen, hochgelerten vnd allerlei meisterschaft wol vermugenden leute* (10, 10 f.). Bei Verben: *merke, prufe, sich vnd schaue* (32, 17 f.). Auch bei Anhäufung von mehr als vier Gliedern werden die beiden letzten durch *vnd* verknüpft. Selten begegnet bei Nebeneinanderreihung zweier Substantiva asyndetische Verbindung; meist wird dann ein Adjektiv beigefügt. Etwa: *meiner selden haft, mein auserwelte turteltauben* (3, 7); *ferre wege, lange jar* (23, 23). Asyndetische Verbindung findet sich dagegen häufig bei Adjektiven: *mit vnreinem, vngenantem vnflat* (24, 11); *gotes almechtige wirdige hant* (25, 13). Bei Verben dient sie zur Hervorhebung des Gegensatzes: *liebes entspent, leides gewent habet ir mich* (13, 2 f.); *loben one ende, schenden one zile*

(28, 1). Gern werden die einzelnen Glieder paarweise in Gruppen eingeteilt Man vergleiche: *witwen vnd weisen, landen vnd leuten* (2, 9 f.); *susse vnd sawer linde vnd herte, gutig vnd scharpf* (15, 2). Auch auf ganze Sätze findet dieses Kunstmittel Anwendung: *recht mechtig blumen reutet sie aus, die distel lesset sie steen; vnkraut beleibet, die guten kreuter mussen verderben* (17, 7 f.). Bei mehr als zwei Gliedern findet sich nur selten asyndetische Anordnung. Für die Nebeneinanderstellung von Substantiven vgl. man die folgenden Stellen: *ires glanzes, irer kraft, irer tugent* (16, 7); *die heuschewer eine burg, die Thunaw das mere, den mausar einen falken nennet der tore* (30, 2 ff.). Für Aneinanderreihung von Adjektiven und Verben: *die gute, die reine, die here* (9, 6 f.); *enteniget habt ir mich aller wunnen, beraubet lieber lebetage, entspeuet micheler eren* (9, 3 ff.). Auch bei vier und mehr als vier Gliedern läßt sich asyndetische Verbindung beobachten.

Apokope und Synkope finden sich nur ganz vereinzelt. Der Hiatus, den schon Dichter des XIII. Jahrh. nicht vermeiden, scheint bisweilen dem Rhythmus zu dienen. Vgl.: *in der helle erstinket* (5, 1); *zumale ein kluger esel* (18, 32 f.). Zur Erhöhung des Wohlklanges verwendet der Dichter gern die Alliteration. Auch Reime und Assonanzen verschmäht seine Prosa nicht. Eine überaus wichtige Stileigentümlichkeit im 'Ackermann' ist der erst von Burdach in seiner Geltung und seiner künstlerischen Bedeutung erkannte rhythmische Satzausgang (Cursus). Den *cursus velox* (x́ x x x́ x x́ x) mögen folgende Zeilen beleuchten: *die finster nacht ist allenthalben vor meinen augen* (5, 8 f.); *weib, kind, schatz vnd alles irdisch gut muss etwas freuden am anefang vnd mere leides am ende bringen* (12, 20); *gar vbel habt ir an mir gefaren, das muet mich alzu sere* (19, 5); *begeet die bescheidenheit, anders es muste der hamer den anboss treffen, herte wider herte wesen, es kume, zu wo es kume* (19, 25). Angefügt seien Beispiele für den *cursus planus* (x́ x x x́ x): *in dem her totet ir etelich, etelich liesset ir steen* (17, 28); *wann werlich, wer vns teuschen wil, der teuschet sich selber* (22, 5 f.); *also wird es alles gestrafet* (28, 22); *vmb keiser Karel, marggrave Wilhelm, Dietrich von Berne, den starken Boppen vnd vmb den hurnen Seifrid haben wir nicht so vil mue gehabet* (30, 21—23). Auch über die Wortfolge in Nebensätzen hat Burdach zuerst wichtige Aufschlüsse gegeben. Eine für den 'Ackermann' bezeichnende Eigentümlichkeit besteht darin, daß in Nebensätzen das Hilfsverb am Schlusse gern vor dem zugehörigen Infinitiv oder Participium steht. Man vergleiche: *die, die sich vor in nicht kunnen huten* (22, 16); *tu, als es dein nie sei worden* (22, 30); *aller schonen frauen, die vor hundert jaren haben gelebet* (24, 26 f.). Oft tritt in Nebensätzen das Objekt an das Ende: *die weile wir mit im nicht tun vnser genade* (28, 10). Auch ein Präpositionalausdruck rückt häufig an den Schluß. So: *keines mannes zucht kan wesen, sie sei dann gemeistert mit frawen zuchte* (29, 10 f); *leiter, nach dem niemant irre wirt in allen wegen* (34, 59 f.). Das Adverb wird, um es besonders hervorzuheben, an das Satzende gestellt: *wie lange sie es treiben, mussen zu nichte werden allenthalben* (10, 13 f.). Bemerkenswert ist die Umstellung dreier Glieder in einem Einzelfalle. Im 30. Kapitel heißt es: *die begerunge des fleisches zu wollust, die begerunge der augen zu gute oder zu*

habe, die hochfart des lebens zu ere sint geneiget. In den beiden sich anschließenden Sätzen aber wählt der Dichter nicht die Folge: Wollust, Gut, Ehre; vielmehr stellt er jedesmal 'Gut' an die Spitze des Ganzen. Ein feines Wortspiel birgt der Ausruf des Ackermanns: *richte, herre, rechte vber den falschen richter*! (15, 24f.). Ein Bild von volkstümlicher Anschaulichkeit verwendet der Dichter, wenn er den Tod auf dem Schlachtfelde *einen aus dem anderen als die teigen biren* (17, 29 f.) klauben läßt. Wirkungsvoll beginnen einzelne Abschnitte mit Sprichwörtern: *one nutz geredet, als mere geswigen* (= unnütze Reden haben nicht mehr Wert als Schweigen), heißt es am Anfang des 14. Kapitels. Das 15. Kapitel hebt an: *beschonter rede bedarf wol schuldiger man.* Und das 17. Kapitel: *alter man newe mere, gelerет man vnbekante mere, verre gewandert man vnd einer, wider den niemant reden tar, gelogen mere wol turren sagen.* In sprichwörtlichen Redensarten begegnet oft der Rhein. Der Tod weist den Ackermann ab mit den Worten (24, 29f.): *lass rinnen den Rein als ander wasser, von Eseldorf weiser gotling!*

Daß dialektische Ausdrücke nur selten vorkommen, kann bei einem so kunstvoll aufgebauten Werke wie dem 'Ackermann' nicht Wunder nehmen. Mundartliche Worte wie *gotling* = *geteling* (24, 30; mhd. *getelinc, getlinc*), *tocke* (24, 24), *gutzen* (10, 4), *krellen* (6, 3) verwendet der Dichter zur ironischen Färbung der Redeweise. *Entrisch* (10, 9) wird in der Verbindung *mir is ent(e)risch* (von bangen Ahnungen und körperlichem Unbehagen) in der Heimat des Künstlers und des Dichters, im Saazer Lande, noch heute gebraucht. Dasselbe gilt von *sich widern* = sich widersetzen (20, 12 und 22, 5). In die Kindersprache führt der Ausdruck *engeln.* Seine Erklärung hat den beiden Herausgebern des 'Ackermanns' viele Schwierigkeiten bereitet, bis Burdach entdeckte, daß er noch jetzt in verschiedenen Mundarten lebendig ist. Ein in der Schweiz beliebtes Spiel besteht darin, daß ein Kind dem ferner stehenden mit ausgebreiteten Armen zuruft: *Engeli, engeli, chomm zu mir!* Auch in Schwaben, im Elsaß, Kärnten, in Obersachsen und Thüringen, in Schlesien ist das Spiel bekannt. Und zu seinem Fortleben im Saazer Gebiet weiß Bernt wertvolle Mitteilungen zu machen.

Nur weniges ist uns leider über die Persönlichkeit des Dichters bekannt. Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte im Schlußkapitel ergeben den Namen Johannes. *Von vogelwat ist mein pflug,* heißt es 3, 1. Auf Grund dieses, seit dem Mittelalter eingebürgerten und schließlich verblaßten Bildes vermutet man — vielleicht nicht mit Unrecht — den eigentlichen Verfasser in Johann Pflug von Rabenstein, der sich zu Beginn des XV. Jahrh. in Saaz nachweisen läßt. Auch unter König Wenzel begegnet in der Reichskanzlei ein Johann Pflug. Gleichviel, ob die Vermutung zutrifft, dem gewaltigen Dichter des Streitgesprächs gebührt der Ruhm der Unsterblichkeit.

Der Verfasser lebte als Notar, als Schriftsteller von seiner Feder. Aus Saaz stammte er, wie das Buchstabenspiel im 4. Kapitel zeigt. Mit der Rechtssprache ist er vertraut. Bekanntschaft mit der höfischen Bildung müssen wir bei ihm vermuten; das 29. Kapitel z. B. ist ganz auf den höfischen Ton ab-

gestimmt. Verschiedene Stellen der Dichtung verraten Kenntnis des ritterlichen Lebens und Wesens. Auch Anklänge an den Formelsatz der religiösen Dichtung finden sich. Volkstümliche Märchen- und Erzählerstoffe begegnen wiederholt. Man denke an den Anfang des 6. Kapitels, oder an das Kunststück vom Zählen der Sterne, des Meeressandes, der Fische und der Regentropfen, oder an den Wettlauf mit dem Hasen. Die *bilwis* und *zauberinne* werden 6, 13 erwähnt, denen es nichts hilft, *das sie reiten auf den krucken, das sie reiten auf den bocken* — auch sie rafft der Tod dahin. Ein andermal (25, 18 f.) werden die *schretlein* und die *clagemuter* genannt.

Immer wieder zeigt sich des Dichters Vertrautheit mit gelehrtem Wesen und gelehrter Literatur. Der Tod beruft sich im 16. Kapitel auf die *Romer vnd die poeten,* auf *Pitagoras.* Er erzählt dort auch von einem Bilde *zu Rome in einem tempel an einen want gemalet.* Den Tod stellt er dar, auf einem Ochsen sitzend, mit verbundenen Augen; eine Haue führt er in der Rechten, eine Schaufel in der Linken. Eine Menge Volks, darunter auch eine Nonne mit einem Psalter,. wirft und schlägt nach ihm; aber vergeblich — der Tod besiegt und begräbt sie alle. Die Lehren des Hermes, d. h. die Hermetischen Schriften, werden 20, 29 genannt. Sicher ist des Dichters Bekanntschaft mit Boethius und dessen Buche 'De consolatione philosophiae'. Auch Aristoteles wird erwähnt. Spürbar sind Nachklänge von Petrarcas Moralphilosophie. Nicht übergangen wird Plato. Hervorzuheben ist vor allem der Einfluß der Stoiker und ihres besten Vertreters Seneca, des 'Weissagen', der im Bade sterben wollte (20, 7). Eine Übersetzung aus der unter Senecas Namen überlieferten Schrift 'De remediis fortuitorum' sind die Zeilen 12, 9 ff.: *Sage vns, do du an dem ersten dein lobelich weib namest, fandest du sie frum oder machtestu sie frum? Hastu sie frum gefunden, so suche vernunftiglichen, du findest noch vil frumer, reiner frawen auf erden, der dir eine zu der ee mag werden; hastu sie aber frum gemachet, so frewe dich: du bist der lebendig meister, der noch ein frum weib geziehen vnd gemachen kann.* Auf Senecas Buch 'Ad Neronem Caesarem de clementia' bezieht sich der Ausspruch 18, 18: *do du den keiser Neronem vnderweisetest, das er gut tete vnd gedultig wesen solte, do horten wir gutlichen zu.* Die Worte des Todes über die Eitelkeit aller Dinge (Kap. 32) gemahnen in Ton und Inhalt an die beiden ersten Kapitel des Predigers Salomo; aber Gedanken klingen hier an, die gleichfalls bei den Stoikern begegnen; und vielleicht dürfen wir auch aus dieser Stelle auf des Dichters Vertrautheit mit Senecas Werken schließen. Sicherlich gekannt und benutzt hat der Verfasser des Dialogs auch die 'Martina' des Deutschordensherrn Hugo von Langenstein, der (nach Alois Bernt) 'in seiner Art ein Gesinnungsverwandter des Ackermanndichters war'. Offensichtliche Berührungen mit der 'Martina' zeigen die Ausführungen des Todes *von eelichem leben* im 28. Kapitel.

Über der poetischen, sprachlichen, kulturgeschichtlichen Bedeutung der Dichtung sei ihr rein menschlicher Gehalt nicht vergessen — er allein würde ihr die Unsterblichkeit sichern. Mit voller Absicht gibt der Verfasser keine Beschreibung des Gerichtsortes. Kein einzelner Fall soll in dem Prosa-

werk behandelt werden; vielmehr stellt es das Ringen des Menschen überhaupt mit dem Rätsel des Todes erschütternd dar. Als Vertreter der in Sünde verstrickten Menschheit erhebt der Ackermann Anklage gegen den Tod, als Adamssohn, der dazu verdammt ist, im Schweiße seines Angesichtes sein Brot zu essen. So weist das Streitgespräch, über die Zeit seiner Entstehung hinaus, in eine ferne Zukunft.

Zu dem bedeutsamen Roman 'Phönix' (Leipzig, L. Staackmann) hat es den Dichter des Böhmerwaldes Hans Watzlik angeregt. Als begeisterten Schwärmer läßt der Verfasser den jungen Künstler aus Italien heimkehren. Schon reift das Werk in ihm; aber erst das unsagbare Leid, das ihm die Pest zufügt, und der Anblick des Todes, dem er in den mannigfaltigsten Gestalten begegnet, vollenden sein Menschen- und Dichtertum. Um den Prosadialog weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat ihn Alois Bernt in unser heutiges Deutsch übertragen (Insel-Bücherei Nr. 198). Ihm ist 1921 Gustav Guth gefolgt, dessen Ausgabe (Reichenberg, Gebr. Stiepel) Bilder von Artur Ressel beigefügt sind. Eine Bühnenbearbeitung verdanken wir Rudolf Frank (München, Patmos-Verlag). In seiner Umgestaltung hat die Dichtung bei Aufführungen in Darmstadt und München starke Wirkungen ausgeübt. Immer wieder sucht die Menschheit das Geheimnis des Todes zu ergründen. Kein Wunder, wenn das gewaltige Kunstwerk unsere in allen Tiefen aufgewühlte Zeit aufs neue erschüttert.

SPITTELER UND DIE ANTIKE

Von Alfred Nathansky

Die homerischen Epen geben eine ganze Reihe von Fragen auf, deren restlose Beantwortung kaum je zu erhoffen ist. Zu diesen gehört unter anderen das Problem, inwieweit die homerische Götterwelt in Charakteristik und Machtbegrenzung den Dichtern unserer Epen durch Volksglauben und Vorgänger gegeben war und was sie selbst dazugetan haben. Finsler (Homer I² 284 f.) behauptet schlankweg: 'Erst der Dichter der Ilias hat jene Religion geschaffen, welche die späteren Philosophen, Xenophanes und Platon vor allem, so unwürdig fanden.' Aber auch dieser so apodiktisch klingende Satz soll doch nicht besagen, Homer habe seinen Götterhimmel aus dem Nichts geschaffen, sondern kann doch nicht viel mehr enthalten wollen als das Zugeständnis, daß unser Forschen über den Sänger der Ilias zurück im Finstern taste und daß, wie von vornherein wahrscheinlich, Homer sich sein Poetenrecht, mit dem Vorhandenen frei umzuspringen, in diesem Punkte ebenso gewahrt habe wie etwa gegenüber den ihm vorliegenden Krieger- und Schiffersagen. Aber in vergleichsweise helleren Zeiten, die der wissenschaftlichen Kontrolle dichterischen Schaffens weniger Schwierigkeiten bieten, wie bei Dante, Milton, Klopstock, zeigt sich, daß das, was in poetischen Behandlungen religiöser Themen mächtig zu unserer Phantasie spricht, nicht das überkommene Material ist, sondern die Neuschöpfung des Dichters, daß etwa im 'Messias' am ehesten die Gestalt wirkliches

Leben hat, die ganz Klopstocks Eigen ist, der reuige Teufel Abbadonna, der über die überlieferten Anschauungen hinaus Eigenwuchs und Persönlichkeit zeigt. Das ist's ja, was die üblichen Dramen aus der Antike oder der Bibel — 'Die Fabier' von Freytag oder den 'Kain' von Wildgans miteingeschlossen — so hoffnungslos öde erscheinen läßt, daß da einfach vorgeformte Schachfiguren auf dem Brett hin und her geschoben werden; mag die Zahl der möglichen Kombinationen noch so groß sein, es bleibt doch immer dasselbe Spiel mit den alten Figuren und nach den hergebrachten Regeln. Wie anders dagegen, wenn ein großer, wirklich schöpferischer Mensch seinen neuen Wein in die alten, hundertmal benützten Schläuche füllt, und das ist der Fall bei Karl Spittelers Erneuerung der antiken Götterwelt! Ihm können wir — was gegenüber dem antiken Epiker nicht gelingen wollte — auf die Finger sehen und so mit einem Blick in die Werkstätte des Dichters zugleich einen in das Werden poetischer Wirkung tun.

Da gewahrt man denn zunächst: Nicht fix und fertig wie Pallas dem Haupte des Göttervaters sind Spittelers Götter dem Kopfe ihres Schöpfers entstiegen, auf langen und mühseligen Umwegen ist er zu ihnen gekommen. Nach dem Gymnasium hatte er es zuerst mit der Jurisprudenz, dann mit der Theologie versucht; poetische Pläne, von denen in erfreulichem Gegensatz zu der landläufigen den Verleger mit der Seele suchenden Pubertätspoesie nicht eine Zeile niedergeschrieben wurde, gehen nebenher.[1] Da findet er im Winter 1866 auf 67 als Zweiundzwanzigjähriger in einem 'Odyssee' überschriebenen Epigramm Platens das Distichon:

> Schönstes Gedicht! Nichts kommt dir gleich an Behagen und Anmut,
> Unter den Neuen erschuf Ähnliches bloß Ariost.[2]

Die Odyssee kannte er von der Schule her, nicht so Ariost, den er in deutscher Prosaübersetzung verschlingt, um nun seinen Weg zu wissen: Epiker wollte er werden und ist es geworden. Niedergeschrieben wurde freilich auch jetzt noch nichts. Erst nachdem er 1871 sein theologisches Examen gemacht, aber eine Pfarre ausgeschlagen hatte und als Erzieher nach Rußland gegangen war, reifte in den acht Jahren der Fremde sein erstes großes Werk, 'Prometheus und Epimetheus', dessen erster Teil 1880, ein Jahr nach der Rückkehr in die Heimat gedruckt wurde; nach Jahresfrist folgte der zweite, während er schon als Lehrer an der höheren Mädchenschule in Bern wirkte, wo Josef Viktor Widmann sein Direktor war und sein erster journalistischer Vorkämpfer wurde. 1881 ging für vier Jahre nach Neuenstadt am Bieler See, wo er jahraus, jahrein in dreißig Wochenstunden klassische Philologie mit französischer Unterrichtssprache lehrte. 1885 geriet er aus der Skylla der Korrekturen in die Charybdis der Zeitungsfron, die ihn erst 1892 wieder hergab, indem er durch

[1]) In allem Tatsächlichen folge ich Karl Meißner (Karl Spitteler. Zur Einfühlung in sein Schaffen. Jena, Diederichs, 1912), der für des Dichters Werdezeit persönlich erschlossene Quellen benützen konnte.

[2]) Meißner (S. 7) zitiert ungenau und schilt dann den untadeligen Pentameter holprig.

eine Erbschaft unabhängig wurde. 'Nun hätte mich von Schicksals wegen nichts mehr gehindert, die vierundzwanzig Jahre lang zurückgestellte epische Poesie sofort vorzunehmen. Allein jetzt . . . . fand ich den Willen dazu nicht mehr lebendig. Den hatte ich eben tief chloroformieren müssen, um warten und Kleinarbeit liefern zu können. Und jetzt wirkte das Chloroform noch manches Jahr nach.'[1]) Erst 1900 begann der 'Olympische Frühling' zu erscheinen, erst 1906 war er in der ersten Fassung vollendet, um erst 1910 gänzlich umgearbeitet seine endgültige Gestalt zu gewinnen. Seither hat Spitteler, von Zeitungsartikeln abgesehen, geschwiegen; federfertig ist er ja nie gewesen.

Keinem zweiten Dichter unserer Zeit ist die vielgelästerte, neues Leben und neue Poesie angeblich erstickende Antike so sehr Lebensluft gewesen wie Spitteler. Schon seine ersten Epenpläne aus dem Sommer 1867 sind bis auf eine Ausnahme durchwegs der antiken Stoffwelt entlehnt (Herakles, Atlantis, Die Hochzeit des Theseus, Prometheus), und die Ausnahme (Johannes[2])) borgt ihre allegorischen Namen samt und sonders aus dem Griechischen. Da heißt der Vater des Helden Krateros, seine Patin Eugenia, deren Wohnung Megateichos, ein anderer Ort Lycäon, die Hauptstadt Leontopolis, der Zuchtstier Busiris und dessen Hirtin Pasiphae; ein Künstler Megakles wohnt in Musapon, von den zwei Archipädagogen des Methodiums nennt sich der eine Rhinoblokos (Nasenblöker), der andere Gryllos; Barbaros ist eine wilde Tanzmelodie, Leckerbissen werden als Theobrom vorgestellt, statt 'Orgel spielen' taucht die Wendung 'organisieren' auf. Schon an spätere Freiheiten in der Verwendung der antiken Mythologie erinnert es, wenn Pan hier ein 'armer Ziegenknabe' ist und dessen Inkognito-Geliebte die vornehme Frau Sonne, wenn 'die Echomägdlein' ein Phonogäbelchen ans Ohr halten, dann zu den Glockentönen die Oberstimme singen und 'die Kinder Antiphons' den Dreiklang vollmachen. Und ähnlich wandelt sich unter Spittelers Händen Prometheus von dem götterfeindlichen Titanen des ersten Plans, der noch aussah wie sein antikes Vorbild, zu dem Edelmenschen des fertigen Epos, der ganz und gar *sui generis* ist, wie denn auch sein Widerspiel Epimetheus, der Ehrgeizling mit der Durchschnittsseele, von der Antike nicht viel mehr als den Namen mitbekommen hat.

Schon aus diesem ersten Epos wird die Art, wie Spitteler antike Worte benutzt, ganz deutlich: er gebraucht entweder Namen aus der Mythologie (und aus der Bibel), oder er bildet für seine allegorischen Gestalten selbst Namen griechischen Stammes. Im ersten Falle gewinnt er dabei, daß der Name dem gebildeten Leser mit einem Schlage einen ganzen Komplex von Vorstellungen vermittelt und es so dem Dichter erspart, seine Figuren erst weitläufig einführen zu müssen: 'Es war in seiner Jugendzeit — Gesundheit rötete sein Blut und täglich wuchsen seine Kräfte —, da sprach Prometheus Übermutes voll zu Epimetheus, seinem Freund und Bruder': so beginnt das Epos; kein Wort mehr und für den Anfang genügt das völlig, die antike Visitenkarte hat die beiden vorläufig

[1]) Karl Spitteler, Mein Schaffen und meine Werke. Kunstwart 1908.

[2]) Drei Gesänge wurden anfangs der achtziger Jahre im Berner 'Bund' (Sonntagsbeilage) veröffentlicht; Proben bei Meißner S. 108—132.

legitimiert. Aber wie wir bei näherer Bekanntschaft mit Menschen allmählich mehr und mehr von ihnen erfahren, als ihr Name im ersten Augenblick von ihnen aussagte, so hebt sich im Epos langsam und ganz unvermerkt die Hülle des antiken Namens von den beiden Brüdern, und wenn wir endlich merken: 'Das sind ja gar nicht die antiken Titanen, die wir kennen, sie haben mit ihnen nur ein paar Äußerlichkeiten gemein', so darf die Maske fallen, ihr Zweck ist erreicht; Goethe ist bei Lynceus, Philemon und Baucis im zweiten Teile des Faust, Nietzsche bei Zarathustra ganz so vorgegangen. Gelegentlich führt auch wohl einmal eine solche antike Bezeichnung ganz in die Irre. Spittelers Maja oder Pandora haben mit ihren Namensschwestern aus der griechischen Mythologie nichts als etwa die blasse Vorstellung übernatürlicher Schönheit gemein, aber das macht nichts; in einem Epos, dessen Hauptgestalten Prometheus und Epimetheus sind, ist es Stilforderung, daß auch die übrigen Namen denen der Helden entsprechen. Eher empfinden wir schon die biblischen Bezeichnungen wie Behemoth, Leviathan, Beelzebub, Astaroth, Adam als leise dissonierend, aber mit Teufeln konnte die Antike eben nicht ausreichend dienen und den ersten Menschen kennt sie ebenfalls nicht mit Namen. Einmal haben vollends die Griechen Oneiros und Mantis die hebräische Laila (die Nacht) zur Mutter, wo Nyx zur Verfügung gestanden wäre; da hat Spitteler wohl wie schon Byron vor ihm der melodisch-weiche Klang des biblischen Wortes verführt. Wenn er die Gelehrten als Athener bezeichnet, so ist das nur die Umkehrung der bekannten Wendung, die Ungebildete Böoter nennt. Die griechischen Namen der allegorischen Gestalten endlich treten da ein, wo antike Mythologie und Bibel die benötigten Personen nicht boten (Doxa, Sophia und Logos, Mythos mit den Brüdern Messias und Hiero, deren einer freilich wieder einen biblischen Namen trägt; sie waren einerseits Stilforderung, andererseits sehen die griechischen Bezeichnungen für die deutschen Leser eher Eigennamen gleich, dienen also besser der Personifikation als etwa ein deutsches Abstraktum auf -heit. Antik ist ferner in der sonst stark an die Bibel anklingenden Sprache dieses Epos die oft bemerkte übermäßige Verwendung des Genetivus absolutus: 'Hieß ihn folgen stummen Winkes', 'blieben beisammen seligen Gemüts', 'sprach heißen Blicks' oder 'verwegenen Versuchens', 'wandte sich großen Auges um', 'riefen wilden Heulens.' Aber das ist auch bei unsern Klassikern gar nicht unerhört: 'Will eilenden Laufes vorüberfliehn' in Schillers 'Bürgschaft' ist z. B. von der Gebrauchsweise Spittelers in nichts anderem unterschieden, als daß der neuere Dichter diese Fälle über Gebühr häuft.

Antik ist endlich auch das Pseudonym 'Felix Tandem', unter dem das Epos erschienen ist; gewiß mochte sich sein Schöpfer 'endlich glücklich' nennen, als er sich das Werk von der Seele geschrieben hatte.

Mit seiner himmlischen Hierarchie, die unter den kranken Gott dessen eigentlich die Erde regierenden Statthalter stellte, den 'Engel Gottes' mit der schönen bösen Freundin Doxa, hatte Spitteler bereits den Bezirk des Außerirdischen aufgesucht, doch im wesentlichen steht das Werk noch 'mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde'. Sein nächstes

Buch, 1882 vordatiert erschienen, trägt schon im Titel: 'Extramundana. Kosmische Dichtungen' den Hinweis auf die Erweiterung des Schauplatzes. Es sind sieben Weltentstehungsmythen, im allgemeinen von demselben bitteren Pessimismus erfüllt, der schon als Grundton durch den 'Prometheus' klang, den aber Finsler — wie mir scheint, mit Recht — auch bereits bei dem Dichter der Ilias findet. Der Stoff bietet hier nicht wie im 'Prometheus' den direkten Anlaß zu antikisierender Einkleidung, aber dem klassischen Philologen von Neuenstadt drängen sich allenthalben Reminiszenzen aus dem antiken Bereich auf, die mehr oder minder frei verwertet werden; wenn neben dem von Spitteler sonst bevorzugten Griechischen diesmal auch das Lateinische stark in den Vordergrund tritt, so mag daran wohl die Schultätigkeit ihren Anteil haben. Oder wie erklärt man es sonst, daß in der Einleitung zu einer dieser Mythen ('Lucilia') ein ziemlich umfängliches Tacituszitat begegnet? Man vergleiche:

Ruhmlos ist es, nach Quiritenweise
Unter Freundestrost und milden Tränen
Zu erledigen das harte Schicksal.
Doch der Stamm des fürstlichen Augustus
Trägt ein einsam Herz, gefüllt mit Leiden.

Tacitus, Ann. III 6 (das in der Schule vielgelesene Edikt des Tiberius an die Quiriten anläßlich des Hinscheidens des Germanicus): '*Non ... eadem decora principibus viris ..., quae modicis domibus ... convenisse recenti dolori luctum et ex maerore solacia; sed referendum iam animum ad firmitudinem, ut quondam divus Iulius amissa unica filia, ut divus Augustus ereptis nepotibus abstruserint tristitiam.*'

Jeder der sieben Mythen ist von Vorspruch und Nachklang umrahmt, die hier 'Thema' und 'Antithema' benannt sind. Die Nomenklatur stellen wieder Antike und Bibel bei. So heißen in der 'Weltkugel' Satans Hunde Sarx und Mammon, Gottes Hündin Amuna (wohl identisch mit dem bei Plutarch, z. B. Ti. Gracchus 21 vorkommenden *ἄμυνα* = Vergeltung); im 'Weltbaugericht' hat der Lieblingsjünger des Weltbauarchitekten Ergos bei der Bewerbung um dessen Tochter Physis einen Nebenbuhler namens Polytecteles, das Himmelsglück heißt Eirene, die Welt läßt sich mikromikrisch zerspalten und die Namen der Himmelsmädchen endlich sind offensichtlich aus griechischen Unterrichtsstunden erwachsen, denn sie heißen Pimpremi, Pimplemi und Hypischneomai, Tetatai, Pepomphyia, Boopis, schließlich 'Kechena, die Großgemäulte, oder Keklopha mit falschen Zähnen oder Bulomai, das freche Wesen.'

Auch übermütige Mißbildungen sind nicht ganz selten, so wenn in 'Kosmoxera oder die Armbandgeschichte, eine Kriminalnovelle aus dem himmlischen Pitaval' der Götterbraten 'Ambrosius' genannt wird. Am stärksten ist mit antiken Werkstücken durchsetzt der schon genannte Mythus 'Lucilia.' Da heißt es gleich am Anfang vom Weltenherrn:

Imperator Optimus Augustus
Cäsar und Unumvir Munditaniens
Lag im Sterben. Heimliche Gerüchte
Ängstigten die Hauptstadt Alba Longa,
Weil man munkelte von neuen Dingen,
Die der Volkstribun Sempronius Brutus
Vorbereite auf den Tod des Cäsars,
Aufgehetzt von seines Weibes Ehrgeiz,

Der berüchtigten Natura Rerum[1]),
Tückisch und verwegen an Gesinnung
Und barbarischer, gemeiner Herkunft,
Gierig, an den edlen Senatoren
Sich zu rächen für die eigne Schande.

Die Kinder des Weltimperators, der auf dem Palatin wohnt, heißen Homo Optimanus und Lucilia; der Sohn wird zwei Senatoren, Pater und Mater, übergeben. Von seinem Heim heißt es dann:

Vor der fernsten Grenze Munditaniens,
Abgelegen in dem tiefsten Tale,
An der blauen Bergeskette Coelum
Liegt verborgen eine kleine Insel,
Tellus, kaum bekannt und fast vergessen,
Nur allein bewohnt von flücht'gen Mördern
Oder, wer da sonst die Brüder meidet.

Die Amtsinsignien des Homo Optimanus sind: 'Magnanimitas, der Purpurmantel, und Clementia, die Kaiserkrone.' Ein andermal wird unterschieden: 'Animus, der starke Quell des Geistes, neben Anima, dem Atemstrome.' Antikisierend sind hier ferner der Bruder als Gatte der Schwester (Zeus, Kimon, die Ptolomäer), der 'Wolfbock' (männliche Wolf) Lucifer, der mit anderen Wölfen auf dem Vaticanus haust, das Wölflein Venusta, der Adler Vita oder Ignifer, der Schwager der Wölfin, und 'Numen, die Gewalt'ge'.

Dann wendet Spitteler für eine Zeitlang der Antike den Rücken. Er 'versuchte, jedes Feld der Schriftstellerei mit je einem Steine zu besetzen'[2]), und so entstanden der Gedichtband 'Schmetterlinge' (1889), die Novellenbände 'Gerold und Hansli die Mädchenfeinde' (1891 im Feuilleton der 'Züricher Zeitung', erst 1907 gekürzt in Buchform), 'Friedli der Kolderi' (1891), 'Gustav, ein Idyll' (1892). Aber als im letztgenannten Jahr die 'Literarischen Gleichnisse' herauskamen, finden wir die Antike hier zwar nicht herrschend, doch immerhin ihr Platzrecht behauptend. Freilich ist diese Antike im Gegensatz zu früheren Werken Spittelers etwas konventionell; sollten die Satiren verstanden werden, so durften ihre Gleichnisreden eben nicht zu schwere Rätsel aufgeben. Da begegnen also Orpheus und Apollon, der kastalische Quell und 'Delos' Hain', der Helikon (als Panorama Helikon-Kulm) und die Musen (allerdings in der Siebenzahl), Kronos und Proteus, Solon und Platon, Prometheus und Parysatis, Camillus und Hannibal, Dionysius und Cäsar, gelegentlich (im 'Böotischen Behagen', einer prächtigen Satire auf die literarische Kantönliwirtschaft) auch eine humoristische Mißbildung wie Asinobulos. Aber schon kündigen sich im 'Wunsch des Herakles', in 'Poseidons Art', im 'Briareus' die Gestalten und Gedanken des keimenden 'Olympischen Frühlings' an in ihrer von allem Herkömmlichen abweichenden Art, schon betont 'das tragische Kerngedicht, um welches sich alles andere gruppiert'[3]), 'Nur ein König', durch den Mund des Konsuls Cornelius Clemens persönlichstes Empfinden des Dichters, ebenso 'Zwischen Ilias und Odyssee' (das Bedürfnis des Künstlers zu arbeiten) und 'Das Urteil des Demiurgen' (Künstler und Publikum). Und dasselbe langsame Reifen dem großen Hauptwerk entgegen spricht aus den 1896 erschienen 'Balladen.' Da tritt uns in 'Kronos

[1]) Publia heißt sie später.

[2]) Spitteler im 'Kunstwart' 1908. [3]) Ebd.

und der Greis' zum ersten Male die so einprägsame Situation des gestürzten Uraniden aus dem 'Olympischen Frühling' entgegen; 'Das Sterbefest', das ein Stück des ehemaligen Atlantis-Planes rettet, beginnt: 'Als noch Saturn der Herr der Erde war...'; 'Die Weltpost' bringt den Gedanken vom Weltmechanismus, der funktioniert, obwohl sein Meister krank ist wie der Gott des 'Prometheus'; in den 'Titanen' und in 'Der Venus Rundgang' begegnet uns der Frevelmut der Giganten und Aphrodite Pandemos, frech, nach Sünde lüstern wie im 'Olympischen Frühling', und aus der 'Hochzeit des Theseus', einem von des Dichters frühesten Stoffen, klingt das Lob des arbeitsfrohen Mannes, der den Herakles des späteren Epos vorwegnimmt. In 'Der Venus Rundgang' hat Spitteler auch den Vers seines reifenden Epos, den gereimten Senar, zum ersten Male gefunden. 'Die tote Erde' gibt wieder dem Pessimismus das Wort, der auch der Grundton des 'Olympischen Frühling' bleiben soll:

> Ich seh'
> Auf Erden kein Plätzchen, wohin ich auch späh',
> Das nie eine Träne benetzt hat,
> Ich such'
> Einen Fleck, einen kleinen, den nicht der Fluch,
> Den nicht der Mord schon besetzt hat.

Daneben natürlich auch wieder Konventionelleres: 'Die drei Spinnerinnen' (die Parzen), 'Cyrus' Ende', 'Pan der Richter' mit dem 'Schergen Thanatos', 'Aurora', 'Kronos' Wagen', Klio, Kleisthenes, Krösus und der 'Historische Adelsklub' mit dem hübschen Wort des Zeus: 'Ein feierlicher Kerl ist niemals groß'.

Das Jahr 1898 bringt dann neben der realistischen Novelle 'Konrad der Leutnant' die 'Lachenden Wahrheiten', eine Sammlung von Spittelers Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträgen, natürlich ungleichen Werts; uns interessiert in diesem Zusammenhang nur des Dichters persönliches Bekenntnis zum großen Epos. War doch der Zeitpunkt nahe, wo an des neuen Jahrhunderts Schwelle das fälschlich totgesagte Epos im 'Olympischen Frühling' siegprangend neu erstehen sollte. Was zwischen 1906, der ersten, und 1910, der endgültigen Vollendung, liegt, der Roman 'Imago' und die 'Glockenlieder' (beide aus dem Jahre 1906), braucht uns hier wenig zu kümmern; es genügt der Hinweis, daß beim Titel des Romanes ebenso wie beim Namen seines Helden, Viktor, der lateinische Wortsinn Symbolbedeutung hat.

Dem Riesenwerk des 'Olympischen Frühlings', dessen Verszahl (etwa 18500 in der gekürzten Fassung) die der Ilias noch um ungefähr 3000 Zeilen überbietet, hat Spitteler in den 'Lachenden Wahrheiten' (S. 44 ff. der dritten Auflage) unter dem Titel 'Das verbotene Epos' eine Rechtfertigung vorausgeschickt, die eigentlich gar nicht nötig wäre: die Wirkung der vorhandenen Dichtung erweist ihr Lebensrecht besser, als es die schönste Theorie vermöchte, wenn die unmittelbare Wirkung ausbliebe. Wichtiger ist eine andere allgemeine Darlegung des Dichters, die seinen Schaffensprozeß erläutert: Die epische Poesie bemächtige sich mit Vorliebe eines vom Mythos vorgedichteten Stoffes, müsse ihn aber erst verweltlichen, frivolisieren, die ursprüngliche Bedeutung der Fabel

über Bord werfen. Das tue das homerische wie das germanische Epos, aber der ursprüngliche Mythos müsse erst verduftet — Spitteler sagt 'verwest' — sein. Wer sich aber seinen Mythos selbst schaffe, müsse zwei wesentlich und zeitlich getrennte Geistestaten vornehmen. 'Erst muß er einen tiefsinnigen Mythos erdichten und hernach muß er ihn wieder umbringen, weil nicht der lebendige Mythos, sondern bloß der mythische Leichnam für die epische Poesie taugt.'[1]) Man wende diese Theorie auf die homerischen Epen oder auf das Nibelungenlied, ja auch auf die Divina Commedia an und man wird sehen, daß sie auf diese gewaltigen Werke nicht minder paßt als auf den 'Olympischen Frühling'. Den Untertitel 'Epos', der noch in der ersten Fassung dastand, hat der Dichter 1910 wieder beseitigt — wohl um einen im Grunde gleichgültigen Streit um theoretische Formulierungen der Poetik von seinem Werke fernzuhalten —, aber er hätte ihn ruhig stehen lassen können: Die Einheit des 'Olympischen Frühlings' ist trotz alles episodischen Rankenwerkes nicht zu übersehen, sie ist mindestens so klar wie die der Odyssee, bestimmt augenfälliger als die der Ilias. Wieder hantiert Spitteler wie im 'Prometheus' mit vertrauten Namen aus der Antike, aber in viel weiterem Umfang als in der älteren Dichtung. Wieder führt er uns sofort *in medias res:*

Hades, der Fürst des finstern Erebos, befahl:
Entfesselt die gefangenen Götter allzumal
Und sammelt sie zuhauf im Tempel der Sibyllen,
Auf daß ich ihnen künde meinen Spruch und Willen.

So hebt die Dichtung unvermittelt an, aber schon diese vier Zeilen lassen erkennen, daß wir hier trotz der geläufigen Namen in einer andern als der uns aus der Antike geläufigen Welt sind. Wo gibt es denn in alten Dichtungen im Hades gefangene Götter und einen Sibyllentempel, wo einen Unterweltsfürsten, der den Göttern seinen 'Spruch und Willen' zu verkünden hätte? Und nun entwirft der Dichter, mit der Überlieferung frei schaltend, aber doch immer, wenn auch manchmal nur an dünnen Fäden mit ihr im Zusammenhang bleibend, ein ganz eigenes Weltbild. Das All wird von einem Dämon der ehernen Notwendigkeit regiert. 'Sein Name ist Ananke, der gezwungne Zwang', seine Töchter sind Moira, Megäre und Gorgo.[2]) Er selbst verbirgt sich hinter dem fühllosen Eisenriesen, dem Automaten, der den Weltmechanismus in Bewegung erhält. Ihm ist Uranos, der Himmelsherr mit seinen schönen, aber seelenlosen Töchtern, die bald altbaktrisch Amaschpand, bald persisch Peri genannt werden — eine von ihnen heißt freilich wieder griechisch Eos —, ebenso unterworfen wie Hades, wie die Bewohner des Olymps, der als ein überirdischer Staat unter einer Amazonenkönigin Hera gedacht wird, die sterblich und deren Stellung mehr repräsentativ als wirklich gebietend ist, wie die Menschen und wie schließlich auch die einander ablösenden Göttergeschlechter, die wiederholt auch Titanen genannt

[1]) Meißner S. 87.

[2]) Ob die beiden letzteren nicht vielleicht bloß eine Person sind, sieht man nicht recht: 'Ananke' als Maskulinum zeigt, wie frei der Dichter der Antike gegenübersteht.

werden. Jedesmal, wenn ein Weltenjahr um ist, stürzt ein Göttergeschlecht vom Olymp in die Tiefe des Hades und ein anderes, das bisher in dumpfer Bewußtlosigkeit seinem Tag entgegengeharrt hat, klimmt aus der Tiefe seinem Herrschersitze zu. Wer von diesen Göttern dann in allerhand Wettspielen die feindselig abwehrende Braut Hera erringt — man denkt an die Brünnhild des Nibelungenliedes —, der gewinnt für die vergleichsweise kurze Spanne eines Weltenjahres die olympische Regierung, immer beschränkt freilich durch die Oberhoheit Anankes, der in das Weltgeschehen viel persönlicher eingreift als etwa die Moira bei Homer. Diese Götter erscheinen zuerst bei ihrem Aufstieg wie bei der grandiosen Begegnung mit dem eben gestürzten Geschlecht des Kronos, dem auch Prometheus und der Seher Orpheus angehören, als unindividualisierte Masse; erst als sie an ihrer Aufgabe wachsen, treten aus der Titanenschar einzelne sich allmählich immer reicher entfaltende Persönlichkeiten wie aus sich hebenden Nebelschleiern hervor in der gleichen Weise, wie etwa die einzelnen Mitglieder einer heranwachsenden Generation sich erst nach und nach zu Individualitäten entwickeln. Sie sind so wenig ohne Fehl und Tadel wie etwa die Götter Homers, ja, der Götterburleske ist noch reicherer Spielraum geboten als bei den Griechen, mit am schlechtesten kommt auch hier wie in der Ilias Aphrodite weg, der kokette Racker, die nichtsnutzige Aphro — die ungriechische Koseform drückt die Göttin recht bezeichnend auf ein Halbweltniveau herab —, aber auch Poseidon, den Homer durchaus ernst nimmt, wird hier zum karikierten Kraftprotzen, dessen selbstbewußter 'Wildwuchs der Persönlichkeit' das amüsant gebildete Reimwort 'Poseidönlichkeit' nach sich zieht. Seiner plumpen Kraft entgegengestellt wird Apollon, der Vertreter des Geistigen, der die Herrschaft verdient, aber nicht erreicht, weil er zu edel ist, um nicht betrogen zu werden, zu dem der Brodem der Gemeinheit empordampft, ohne ihn versehren zu können, der die ihm bittere Erfahrung machen muß, daß 'der nicht Duldung findet, der nicht töten kann'. Aber für die entgangene olympische Herrschaft findet er, von seinem eigenen Daimon geleitet, Entschädigung im Reich des Ideals, im Metakosmos, und für Hera, die Braut, der Verraten so süß schmeckt, Ersatz in der ihn geistig fassenden treuen Gefährtin Artemis, die bei Spitteler nicht seine Schwester, sondern seine demütig zu ihm aufblickende Geliebte ist, wie Eros Aphroditens Liebhaber, nicht ihr Sohn. Wie Apollon und Artemis gehören bei unserem Dichter Hermes und Pallas zusammen, edel wie das erste Paar, aber weniger weltfremd, dem allgemeinen Nutzen förderlicher als die unpraktischen Idealisten. Schon weiter weg von den griechischen Vorbildern ist die Götterkönigin Hera, die das Bewußtsein, sterblich zu sein, tief innerlich unglücklich und darum böse gemacht hat wie nur eine der Frauengestalten Strindbergs, Dionysos, der Seher, der auf Erden betrogen, verhöhnt und schließlich zerrissen wird, um nachher göttliche Verehrung zu genießen — doch klingen auch hier die Mythen von Pentheus und Ariadne leise nach — und Spittelers Liebling Herakles, sein Held seit der Jugendzeit. An diesem letzteren Beispiel mag vielleicht statt vieler anderer die Arbeitsweise unseres Dichters aufgezeigt werden. Aus der Antike übernimmt Spitteler das äußerliche Gerippe:

Herakles trägt den Haß Heras, weil er des Zeus Schützling ist, und setzt sich in unermüdlichem Ringen gegen seine Feindin durch. Die Motivierung aber, warum Zeus den Herakles liebt und Hera ihn verfolgt, sowie sein Charakter sind ganz des neueren Poeten Eigentum. Zeus ekelt vor den Menschen, die den Affen Greulich verehren, weil er des olympischen Königs Purpurmantel, seine Krone und sein Zepter trägt, und ihn in den Kerker werfen, weil er ohne die äußeren Abzeichen seines Ranges auf die Erde kommt und Zweifel an der Göttlichkeit des Affen äußert. Da ihn nun Ananke hindert, sie zu vernichten, sucht er sich in der Baumschule der Genesis

Etwas wie einen meinesgleichen, trotzigen Mann,
Auf dem mein Auge ruhn und sich erholen kann.

Dessen natürliche Anlagen zu schroffer Männlichkeit — sein Wahlspruch heißt 'Dennoch' — verstärkt er durch Erziehung, erfleht für ihn von Moira Ruhm und schickt ihn dann zur Erde. Hera aber, in ihrer Ehe unglücklich, vom Automaten mit ihrer Bitte um Unsterblichkeit ebenso zurückgewiesen wie von dem einst verratenen Apollon mit der Bitte um Liebe, ergießt, um ihr Leid andere fühlen zu lassen und vor allem dem verhaßten Gatten wehzutun, alles Elend über Herakles. Der aber ist von der Art des Prometheus, wie ihn Spitteler erdacht: Niemand kann ihm entwenden, daß er mit seinem Amt und seiner Seele eins, daß er sich bewußt ist, was er kann und wer er ist, das stoische Mannesideal:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

Die eigenartigste Charakterschöpfung Spittelers aber, von der Antike am weitesten abstehend, in ihrer herben Bitterkeit von unleugbarer Größe, ist sein Zeus. Erst verhältnismäßig spät, nachdem wir außer Hera schon Pallas und Hermes, Aphrodite und Apollon kennen gelernt haben, tritt er aus der Götterschar hervor und erscheint zunächst in keiner Weise bedeutend:

Gewöhnlich von Gestalt, das Antlitz ungefähr,
Wankt er mit Adlertritten ungeschickt daher.

Einen Bauern schilt ihn Hera, und wirklich scheint er statt groß anfangs nur roh. Wenn einem aus der Götterschar, so fehlt ihm edle Einfalt und stille Größe. Aber er hat den Mut zur Sünde, das dämonische Machtverlangen, das uns an Shakespeares drittem Richard fesselt, die Entschlossenheit des Zupackens auch um den Preis, daß andere und er selbst unter der Tat leiden, ohne die kein wirklicher Gebieter auskommen kann, die Knechte und Frauen auf die Knie zwingt; er ist in allem das Widerspiel des edlen Apollon, der der Macht nicht gewachsen wäre, darum der König nach Anankes mitleidlosem Sinn, ein Einsamer auf dem Throne, der um des Herrschens willen auf persönliches Glück verzichten kann.

Um diese Hauptgestalten aber wogt ein Meer von Nebenfiguren, der

Griechenwelt entnommen und eigenartig verwendet wie die Sibyllen und die Erinnyen, die Zentauren und die Giganten, der Cerberus, mit seinem Doppelantlitz die Allegorie der Heuchelei, und der Minotaurus, die der weltzerstörenden Dummheit, Chimära und Argus, Iris und Hebe, Morpheus und Asklep, die Musen und die Bacchanten, Ares und Hephaistos, von dem wieder der kunstreiche Zwerg Hyphaist abgezweigt ist, Aiolos mit seinen Winden, unter denen Boreas, der Liebhaber der Harpalyce, und der kleine Fratz Zephyros im Gedächtnis bleiben, Okeanos und Amphitrite, denen Spitteler eine Tochter Elissa hinzuerfunden hat, Pan mit den hinzugedichteten Töchtern Morpho und Pantophile, der jähzornige Aiax, der hier zu den Göttern gehört, und die Aufzählung könnte noch lange fortgesetzt werden; eine Fülle von Gestalten hat aber Spitteler auch ganz frei geschaffen und bloß mit antikisierenden Namen belegt wie die Herolde Chelonidas, Theopomp, Hermeneus und Telopsiades, Archelaos, den Obmann der Prytanen, und Themiurg, den der Kampfrichter im Olymp, Heras Lieblingssklavinnen Rhodope und Rhodos, die Amazonen Promachos und Iphikleia, die Knäblein Eidolon, die Allegorie des Glückes, und Mellon, die der Zukunft, die Priesterinnen Bendis, Iphigeneia, Tauro und Britomartis, die Bachgötter Gargaros und Katarrheus mit der Nymphe Achys, den Riesen Olim, die Macht des Hergebrachten, und die Schlange Hypokrisis, Hygramp, den 'Oberkellermann der Wasserwerke' des Himmels, und Myrmex, den Förster, Prasios, den Himmelsgärtner, und Ganymede, die Tänzerin. Noch stärker mußte die eigene Erfindung natürlich bei den Örtlichkeiten und Dingen herhalten. Der Erebos mit dem Tartarus, dem Cocytus und dem Acheron, der Olymp, zu dem ein Akrolymp erfunden wird, und das vom Dichter umgedeutete Elysion konnten nicht genügen; da mußte eine Lalologenbrücke geschaffen werden, wo zuviel, und ein Tal Thaumas, wo zu wenig geredet wird, ein Land Meon, das Kommende, mit dem Felsen Eschaton und dem Baume Thateron, ein Ichorquell und eine Quelle Hebagone, die Wundersteine Kosmolith und Athanast und ein Wunderwasser Lyson, die Fahne des Glückes Olbia und das Götterluftschiff Despoina, die Täler Eidophane und Orest, die Klippe Ketos und das Gebirge Gaja, die Burg Metampsychose und die Heide Ate, der Donner Gigas und das Messer Ophis. Dazu dann die Tiere, bei denen namentlich Pferdenamen gebraucht wurden: Melanipp und Melampus, Anthrax und Korax, das Viergespann des Poseidon, Phronesis und Medon, die Rosse Apolls, Tisiphone und Phlogistos, die des Boreas, Aktaions Stute Pephredo oder die Hunde Pluto (bei Uranos), Aix, Dromaia, Lynx und Orthos, der Pfau Ornis und der Adler Brontiphor; den Phönix hatte Spitteler schon vorgefunden. Verhältnimäßig selten begegnen biblische Namen wie das Schlänglein Satana, Hawa (= Eva), die Gigantenbuben Gog und Mog (aus den biblischen Gog und Magog entstellt), der Priestertanz Salamek (wohl verderbt aus Salem alechem) und die Salbe Jehukanaan, noch seltener indische wie Nirwana, Ma; bei dem Gigantenfürsten Thaut mit der Tochter Barbara ist wohl eine Verdrehung aus 'Teut' anzunehmen. Ein eigenes Wort verdienen die humoristischen Bildungen, an denen besonders die allegorische Schilderung von Apolls Kampf

mit den Plattfußvölkern reich ist. Da gibt es die Feldherren Phaulonidas und Kakokles, einen König Pyoneus, den Götzen Oz Koproz, natürlich mit ὄζω und κόπρος zusammengehörig, das Luftschiff Gangrenopteros und dessen Erbauer Daidalos, den Chemiker Augias, der Gestank in Kraft verwandeln kann, und seine Säuren Ololul, Ulolin und Metolyloluloxyd, ein Heftpflaster heißt ein Kataplatsch (offenbar von καταπλάσσω gebildet), aber auch sonst begegnen der Regengott Hydraulos, die Bauern Moros, Idiotokles und Hydrokephalonios und die Wüste Aorist. Verwandt ist damit die bewußt kecke Mischung antiker und moderner Elemente, wie wenn 'Ai' und 'Auweh' nebeneinander gebraucht werden, wenn die Götter mit 'Tandradei und Bruhaha' zur Erde stürmen, wo also auch die Mischung von Griechisch, Mittelhochdeutsch und Französisch nicht gescheut wird, wenn von einer 'Daimonsmauer' und von 'Daimonsveilchen' in dem komischen Unwillen die Rede ist, mit dem wir etwa 'Teufelsmauer', 'verwünschte Veilchen' sagen würden, oder wenn Herakles aus einem Glase trinkt. Die Luftschiffe der Olympier und der Gangrenen sind bereits erwähnt worden. Hieher gehört aber auch die fröhlich kecke Art, mit der Spitteler gelegentlich die Ausdrücke des heimischen Dialekts unbefangen verwendet, wie denn überhaupt seine Respektlosigkeit der Götterburleske Homers viel näher steht als sein Ernst der etwas steifen Erhabenheit Vergils. Daß endlich die Landschaft des 'Olympischen Frühlings' noch mehr als die des 'Prometheus' trotz der gelegentlichen Erwähnung von Asphodillen eigentlich die der Schweiz ist, verkennt man nirgends und kann man bei den prachtvollen Hochalpenbildern des Götteraufstiegs mit Händen greifen. Aber gerade diese bewußten Verstöße gegen Zeit- und Ortskolorit geben nicht nur Leben, sondern sind auch dem homerischen Epos durchaus nicht fremd (vgl. z. B. τ 13: αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος, wo unbefangen einmal Eisen statt des üblichen χαλκός genannt wird).

Durchaus homerisch ist denn auch die Fülle des Geschehens bei Spitteler, der überquellende Reichtum an Episoden, mit denen er wie sein griechischer Vorgänger verschwenderisch umgeht in dem sicheren Bewußtsein, immer wieder zur Haupthandlung zurückzufinden. Oft prägen sich dann gerade solche kleine Bilder um so stärker ein, je abgerundeter sie in sich sind, je weniger sie mit dem Hauptstrom des Epos zu tun haben. Wer vergäße etwa die für den Gang der Handlung ganz belanglose Episode von Glaukos und Diomedes in der Ilias, vom schlauen Hirten Utis, der selbst Ananke betrügt, oder von der in eine Häsin verwandelten Tänzerin Ganymede im 'Olympischen Frühling'! Dabei wahrt Spitteler gern die homerische Technik, solche Geschichtlein durch eine Figur des Werkes selbst erzählen zu lassen; wenn Nestor oder Phoinix in der Ilias in alten Mären kramen und Hebe oder Linos bei dem Modernen verhallte Sagen auffrischen, so ist das der gleiche Vorgang; gelegentlich erzählt auch bei Spitteler einmal Dionysos seine eigenen Erlebnisse wie der Odysseus Homers. Die Kunstmittel des die Handlung retardierenden Dialogs, der wörtlichen Wiederholung besonders zum Zeichen treu erfüllten Auftrags, endlich des Gleichnisses handhabt Spitteler wie Homer, nur vielleicht ein klein wenig sparsamer, weil

eben der Germane nicht so überquellend beredt ist wie der Südländer.[1]) Klarer ist dafür sein Weltbild, aber auch um so unerbittlicher pessimistisch. Wenn bei Homer das Walten der Moira mit dem Weltregiment des Zeus eigentlich unvereinbar und der innere Widerspruch, der in ihrem gleichzeitigen Schalten liegt, kaum verdeckt ist, herrscht bei Spitteler nur die grause, männlich gedachte Notwendigkeit, Ananke, dessen Tochter erst Moira ist, und Zeus ist ihm ebenso wehrlos untertan wie der geringste Erdenwurm. Auf das Verlangen nach persönlichem Glück sieht dieser mechanische Weltregent hohnlächelnd als auf eine Utopie herab und es ist im Kosmos 'kein Raum von Ewigkeit, den nicht der Jammer füllte'. Aber auch in der Ilias vermeint man trotz aller Zurückhaltung des Dichters die Klage über die Ungerechtigkeit der Weltregierung zu spüren, die Menschen von Himmlischen betrügen und den edlen Hektor einer wenig vornehmen Götterlist erliegen läßt. Nun meint freilich Spitteler, eine düstere Weltanschauung liege im Wesen des Epikers, der nicht wie der Tragiker 'aus dem Einzelunheil in eine moralische Ordnung empor', sondern 'durch den Sonnenschein der äußeren Welt in hohle, finstere Tiefen' hinabschaue. Aber hier hat Spitteler doch, wie das Richard Wagner so gerne tut, aus einer persönlichen Eigenschaft ein künstlerisches Prinzip machen wollen: Mag das Wort vom düsteren Epiker auf den Dichter der Ilias und den der Divina Commedia passen, es stimmt schon nicht mehr für den Schöpfer der Odyssee und noch viel weniger für Spittelers Liebling Ariost, wie denn auch die Anschauung vom optimistischen Tragiker an Euripides und so manchem Modernen ihre Widerlegung findet.

Von den griechischen Philosophen an über Horaz (Epist. I 2) bis in die Zeit des Rationalismus hinein hat man sich mit der Frage geplagt: 'Was will Homer mit seiner Handlung, was steckt als gedanklicher Kern in der glänzenden Hülle des epischen Geschehens?', um heute überzeugt zu sein, daß es zu Ilias und Odyssee überhaupt kein *fabula docet* gibt und daß der homerische Achill Achill bedeutet und nichts weiter. So einfach steht aber die Sache bei dem modernen Epiker nicht. Wohl entspringt auch hier vieles zunächst nur der Lust am Fabulieren, aber der unprimitive Dichter einer nachdenklichen Zeit vermag sich des Einströmens tieferer Bedeutung in die Fülle seines Geschehens und in die Adern seiner Personen gar nicht zu erwehren. Die bunten Bilder des 'Olympischen Frühlings' kann man gar nicht so unbeschwert von Gedanken genießen wie etwa die von 'Tausendundeiner Nacht'. Außer den vielen Episoden, die ihre unverkennbare ernste oder satirische Bedeutung haben, kann auch der gedankliche Hintergrund der Gesamthandlung zum mindesten beim Rückwärtsschauen nicht entgehen. Vom Erwachen des Individuums aus dem Massenteilchen zur Persönlichkeit war schon die Rede, ebenso davon, wie beim Ringen um den Erfolg der Brutale den Edlen besiegen muß; wie sich dann die frisch zur Macht gelangten Götter in der 'hohen Zeit' je nach ihrer

[1]) Direkte Anleihen bei Homer und anderen antiken Autoren kommen auch vor; so vgl. zu dem Schlangengleichnis I 183 Il. Δ 33 ff.; zu dem Spiel der Winde I 193 f. Od. ε 331 f. I 197 taucht gar das berühmte '*Paete, non dolet*' auf.

Art austoben, gibt die verschiedenen Formen jugendlichen Sichauslebens wieder, in Aphroditens siegesgewiß begonnenem und kläglich geendetem Abenteuer steht die vergängliche Macht des Geschlechtstriebes vor uns, Zeus und Hera repräsentieren im letzten Drittel der Dichtung die Enttäuschung des reiferen Alters, die Göttin außerdem noch die alle bezwingende Angst vor der leiblichen Vernichtung, Herakles am Schluß eröffnet den Ausblick, daß Manneswillens *quantum satis* den unleugbaren Übeln der Welt wirksam zu trotzen vermöge. Aber das alles sind bei Spitteler keine steifen Allegorien, seine Götter und Menschen leben in einer so blutvollen Wirklichkeit und Größe, daß von ihnen gilt, was er selbst einmal von Homer gesagt hat: 'Versuche man nur einmal, Achilles mit der Phantasie durch eine Haustür zu befördern. Es geht einfach nicht.'[1])

Alles in allem ist die Antike Spitteler Material, aus dem er seine Gestalten knetet, wertvolles, stellenweise zum Teil vorgeformtes Material, nicht weniger und nicht mehr. Er schaltet mit ihr, wie stets große Dichter mit ihren Vorgängern umgegangen sind, nach eigenem Gutdünken, nur auf seine Zwecke bedacht und ohne Respekt, wie Homer oder, um ein moderneres Beispiel zu wählen, Shakespeare das überkommene Gut genutzt haben. Wenn man gelegentlich sagen hören kann, er stehe zu ihr in bewußtem Gegensatz, so hoffe ich das auf das richtige Maß zurückgeführt zu haben. Spitteler liebt die Antike; sie ist ihm der Mutterboden, aus dem ein gutes Stück seiner Kraft quillt, aber er ist zu sehr ein Eigener, um sich epigonisch an sie zu verlieren.

Ich bin zu Ende. Langsam, zu langsam erobert sich der Schweizer Dichter und speziell sein 'Olympischer Frühling' das Publikum. Das liegt gewiß zum großen Teil an der Angst des Philisters vor der Antike als dem Marterinstrument des Gymnasiums, jener Angst, die die Leute schon vor dem Wort 'olympisch' und vor dem Vers flüchten macht, so daß sie das Werk gar nicht anblättern. Ins Volk vollends ist es noch gar nicht gedrungen und daß es ohne jede Kenntnis der Antike bequem genießbar sei, ist Übertreibung eines getreuen Paladins. Aber es muß auch Dichter geben, die nur schwer und allmählich an Wirkung gewinnen: Dante ist ein Beispiel vor Spitteler. Und der einzige große Epiker unserer Zeit hat, während er an seiner größten Schöpfung arbeitete, gewiß an sich und sein Werk gedacht, da er über 'Konsequenz und feste Führung' des Schaffenden[2]) die stolzen Worte schrieb: 'Es sind gerade die subjektivsten Künstler und willkürlichsten Werke, welche, wenn sie nur rücksichtslose Konsequenz aufweisen, die Welt unterjochen, obschon selten die Mitwelt, doch immer die Nachwelt. Subjektivität nämlich, die anfänglich das Interesse lähmt und erkältet, wirkt auf die Länge als Anziehungskraft. Nichts eitler als die Prophezeiung, der oder das könne niemals populär werden, niemals ins Volk kommen. Ins Volk vielleicht nicht, aber um so eher in die Völker.'

---

[1]) Lachende Wahrheiten S. 196. [2]) Lachende Wahrheiten S. 193 ff.

OTTO SEECK († 29. VI. 1921) — OTTO HIRSCHFELD († 27. III. 1922)

Vorlesungsanfang im W.-S. 1921/2 und im S.-S. 1922 an der Universität Münster

Von Friedrich Münzer

Die ersten Worte, die ich an dieser Stelle zu sprechen habe, sollen der Erinnerung an meinen verehrten Amtsvorgänger gelten.

Otto Seeck wird den meisten von Ihnen noch deutlich vor Augen stehen; aus Ihrem Kreise hoffe ich bei näherer Bekanntschaft noch wertvolle Belehrung darüber zu empfangen, wie der Heimgegangene hier als akademischer Lehrer segensreich gewirkt hat und was er weit darüber hinaus für Jüngere gewesen ist und bedeutet hat; nach meiner Kenntnis zweifle ich nicht, daß Sie sich noch in späteren Jahren mit Freude erinnern werden, gerade auch dieses Lehrers Schüler gewesen zu sein. Ich selbst habe im Laufe von fünfundzwanzig Jahren dreimal mit Seeck zusammentreffen dürfen, an verschiedenen Orten, stets außerhalb seiner eigenen Wirkungsstätten. Das letzte Mal, im Jahre 1917, erschien er mir ruhiger und zurückhaltender als früher, doch sonst in seinem ganzen Wesen unverändert; und dieses sein ganzes Wesen, seine starke, volle Persönlichkeit war es ja doch, was jedem Begegnenden den größten Eindruck machte. Wenn Sie sich Rechenschaft davon zu geben suchten, warum er als Lehrer Sie in seinen Bann zog, so kamen Sie sicherlich zu dem Schluß: Weil er ein ganzer Mann, ein echter Mensch war. So ist auch der Gelehrte in ihm nicht zu trennen von seiner Persönlichkeit.

In diesen letzten Jahren haben sich die Augen mehr als früher auf seine baltische Heimat gerichtet; unter den vielen Blüten am Baume des deutschen Volkstums hat sich dort eine eigenartig gestaltete und würzige entfaltet. Die hohe geistige und kulturelle Überlegenheit des Herrenvolks im Kolonialgebiet hat Menschen von Temperament, Willenskraft und Selbstbewußtsein erzeugt, deren Fehler die Kehrseiten ihrer Vorzüge sind. Otto Seeck ist ein echter Sohn dieses baltischen Landes gewesen und geblieben und hat zeitlebens mit Treue daran gehangen. Wie der Jüngling dem anfangs erwählten Studium der Chemie den Rücken kehrte, gepackt durch Theodor Mommsens 'Römische Geschichte', hat er selbst erzählt: 'Das Buch entschied über mein Leben; so forschen und so schreiben zu können wurde das höchste Ziel meiner Wünsche.' In die Schule des großen Meisters ist er nun gezogen und aus dem Schüler zum Mitarbeiter und Freunde herangereift. Niemals gab er sein Urteil gefangen und ließ er sich von der hohen Autorität Mommsens beeinflussen; streitlustig, hat er mehr als einmal wie mit manchem anderen, so auch mit ihm die Waffen gekreuzt und in solchem Streit nicht bloß manchen schneidigen Hieb geführt, sondern sich auch manche blutige Abfuhr geholt; — das darf ruhig gesagt werden, denn solche Narben entstellen nicht. Für alles, was im Leben vorging, hatte er Augen, Sinn und Herz jederzeit offen. Als vor einem Menschenalter ein Buch, 'Rembrandt als Erzieher', ähnliches Aufsehen machte wie neuerdings 'Der Untergang des Abendlandes', da wies Seeck darauf hin, wieviel 'Zeitphrasen' hier einen verlockenden, doch hohlen und falschen Klang ertönen ließen; was er dann vor wenigen Jahren mit seinem 'Katechismus des Weltkrieges' weiten Kreisen unseres Volkes geboten hat, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Der bildenden Kunst brachte er eine so warme Liebe und ein so feines Verständnis entgegen, daß er mit den Kunsthistorikern von Fach in eine Reihe treten konnte, auch in wissenschaftlicher Erörterung und im akademischen Unterricht.

Strenge philologische Schulung befähigte ihn zur Bearbeitung maßgebender Ausgaben antiker Literaturwerke. Über Mommsens Arbeitsgrenzen hinausgehend, wandte er dem Griechentum seine selbständige Forschung zu; seine Arbeiten über die Quellen der Odyssee, über die Anfänge der griechischen Geschichtschreibung, über die vor dreißig Jahren wiederentdeckte Schrift des Aristoteles vom Staat der Athener offenbaren seine Selbständigkeit und Originalität ebenso wie die zahlreichen und umfangreichen zur römischen Geschichte und Altertumskunde. Er faßte eine jede Aufgabe mit Eifer an, mochten die Quellen Schriftsteller oder Dichter, Inschriften oder Münzen, Kunstwerke oder Örtlichkeiten sein, mochte es sich um Frühzeit oder Spätzeit handeln, um Verfassung oder Wirtschaft, um politische Persönlichkeiten oder geistige Führer, um Krieg oder Kultur. Doch sein eigentliches Spezialgebiet war der Ausgang des Altertums, und sein Name wird vor allem fortleben als der des Verfassers der sechs Doppelbände: 'Geschichte des Unterganges der antiken Welt.' Ein freundliches Geschick hat ihm vergönnt, die nach langer, gründlichster Vorbereitung begonnene und ein Vierteljahrhundert hindurch unermüdlich geförderte Arbeit in seinem siebzigsten Jahre gerade zum äußeren Abschluß zu bringen und ihr in den großen 'Regesten der Kaiser und Päpste für die Jahre 311—476' noch die gediegene wissenschaftliche Ergänzung zu geben.

Zweierlei hat Seeck in diesem seinem Lebenswerk erstrebt. Aus der Fülle, Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Berichte und Zeugnisse heraus hat er den wechselvollen Gang der Ereignisse in einer bedeutenden Geschichtsepoche klar und anschaulich gestaltet, hat er die handelnden Persönlichkeiten in lebensvollen Bildern gezeichnet und die um ihre Geltung in der Welt ringenden Mächte — die Antike, das Germanentum, das Christentum — scharf erfaßt und anziehend dargestellt. Anderseits ist er dem Problem, dessen weltgeschichtliche Bedeutung kaum von einem anderen übertroffen wird, nachgegangen, den Gründen und Ursachen des Zusammenbruchs einer ganzen Welt. Nur ein Mann, der in solchem Maße die vollkommene Beherrschung der Fachwissenschaft mit der allgemeinen Bildung — das vielmißbrauchte Wort im besten Sinne genommen — vereinigte, konnte sich an so eine hohe Aufgabe mit Erfolg wagen. Daß sich gerade hier vielfach der Widerspruch regt, ist natürlich und tut dem Gesamturteil keinen Eintrag. Fragen solcher Art lassen sich nie rein objektiv lösen und erscheinen jeder Zeit, jedem Volke, jedem selbständigen Beschauer in neuem Lichte. Daß Seeck gewisse Lieblingsgedanken, wie den von der 'Ausrottung der Besten', gewisse selbsterworbene Anschauungen, wie die von der Entwicklung der antiken Religion, von der Ausbildung der christlichen, mit einer gewissen Einseitigkeit und Hartnäckigkeit herausarbeitete, festhielt und verfocht, lag eben an seiner ausgeprägten baltischen und individuellen Eigenart.

Verhältnismäßig jung als Vertreter der alten Geschichte nach Greifswald berufen, hat er lange Jahre dort gewirkt, und sein Haus mit dem vorbildlich glücklichen Familienleben wurde als einer der Mittelpunkte der Hochschule und der Stadt gerühmt. Als dann die hiesige Akademie zur Universität erhoben war und damit erst in Münster der Wissenschaft der alten Geschichte ihr voller Platz gegeben wurde, war es in hohem Maße erfreulich, daß sehr bald ein so hervorragender Historiker wie Seeck dafür gewonnen wurde.

Es erfüllt mich mit frohem Stolze, daß ich zu seinem Nachfolger erkoren bin, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo er selbst zu dieser Entscheidung noch wesentlich mit beigetragen hat. Die Hoffnung, noch längere Zeit neben ihm lehren und von ihm lernen zu dürfen, ist nun durch seinen Tod im 72. Lebensjahre dahingeschwunden, und ich

kann daher nicht wissen, ob ich in jeder Hinsicht die gleichen Wege gehen werde, auf denen er Sie geführt hat. Aber ich will immer dessen eingedenk sein, daß ich hier einen Mann ersetzen soll, der mir in vielem ein Muster und Vorbild bleibt, der als Historiker stets mit Ehren genannt werden wird, weil er nicht nur ein Gelehrter und ein Forscher war, sondern ein rechter und aufrechter Mann und — was davon nicht zu trennen ist — ein treuer Sohn seines Volkes.

Im vorigen Semester habe ich meine Tätigkeit an unserer Universität eröffnet mit einem Nachruf auf meinen kurz vorher erst aus dem Amt und bald auch aus dem Leben geschiedenen Vorgänger Otto Seeck. Heut beginne ich das neue Semester wiederum mit Worten der Erinnerung an einen kürzlich dahingegangenen Führer in der Wissenschaft von der alten Geschichte, an Otto Hirschfeld. Freilich ist seine Persönlichkeit Ihnen fremd, und wenn es mir ein Herzensbedürfnis ist, in Dankbarkeit seiner zu gedenken, als dessen Schüler ich mich vor allem fühle, so ist das vielleicht in Ihren Augen keine genügende Rechtfertigung. Aber in einer Zeit, die fast überall danach trachtet, mit der Überlieferung zu brechen und neue Pfade zu suchen, da muß jeder, der sich dem Studium der Geschichte widmet, den geschichtlichen Sinn bei sich und anderen wecken und pflegen; nur wer mit vollem Verständnis an die Männer und Taten der Vergangenheit anknüpft, darf hoffen, sich über sie zu erheben. Darum soll auch der Jünger der Wissenschaft Teilnahme hegen für die Geschichte seiner Wissenschaft; über der Pflicht, die jeweils neuesten Fortschritte mitzumachen, soll er die bahnbrechenden und wegweisenden früheren Leistungen nicht vergessen. Darum lassen Sie mich, der ich heut als Ihr akademischer Lehrer vor Ihnen stehe, ein Zeugnis ablegen der Dankbarkeit und Verehrung für meinen Lehrer.

Otto Hirschfeld ist am 16. März 1843 in Königsberg in Preußen geboren und empfing seine wissenschaftliche Bildung in seiner Vaterstadt, wo er schon mit zwanzig Jahren seine Studien mit einer philologischen Dissertation abschloß. Aus der guten philologischen Schule Ludwig Friedlaenders kam er nun in die Schule Theodor Mommsens. Das Jahr 1864 bezeichnet dieser selbst in der Widmung seines Abrisses des römischen Staatsrechts als den Beginn ihrer Freundschaft. Für Hirschfeld war die fast vierzig Jahre dauernde Verbindung bestimmend für seine ganze Entwicklung; aber auch Mommsen hat dem jüngeren Freunde stets Einfluß auf sich eingeräumt und seine selbständige Bedeutung durchaus gelten lassen. Er hatte damals den gewaltigen Plan der Sammlung aller lateinischen Inschriften, des Corpus Inscriptionum Latinarum, zu verwirklichen begonnen, und Hirschfeld trat in den zunächst nur kleinen Kreis der Arbeitsgenossen ein, die gleichzeitig nach des Meisters Vorbild die Herausgabe und die Verwertung des inschriftlichen Materials mit Tatkraft in Angriff nahmen. Die erste schöne Frucht dieser Arbeit war die Schrift über die Getreideverwaltung der römischen Kaiserzeit, mit der er sich 1869 in Göttingen habilitierte, und die reifste Frucht sein Buch über 'Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian' im J. 1877. Unmittelbar darauf erklärte Mommsen in der zweiten Auflage des wichtigsten Teiles seines Staatsrechts, in der Behandlung des Principats, er habe dabei 'zu seiner Freude wenigstens eine' bisher vermißte 'solche zugleich Vor- und Nacharbeit dankbar benützen' können: 'Ich meine Otto Hirschfelds Untersuchungen über die kaiserlichen Procuratoren und die verwandten Beamtenkategorien, in welchen mit vollständiger Beherrschung auch des früher nur angenutzen überreichen epigraphischen Materials ein wichtiger Teil des kaiserlichen Regiments zum ersten Male mit anschaulicher Realität dargestellt worden ist.' Im Munde Mommsens, der an sich und andere die höchsten An-

forderungen stellte und mit mäßigem Lobe mehr kargte als mit herbem Tadel, war dies die größte Anerkennung. Im J. 1905 konnte Hirschfeld dieses sein Hauptwerk in nahezu verdoppeltem Umfange zum zweiten Male in die Welt schicken; in der erweiterten Fassung wird es noch auf lange hinaus grundlegend bleiben.

Von der eigentlichen Corpusarbeit hatte er hauptsächlich die Herausgabe der gallischen Inschriften übernommen; nicht geringe äußere Schwierigkeiten konnten nur mit Takt und Geschick überwunden werden, wenn jemand als Deutscher kurz nach 1870 in Frankreich bis in entlegene Winkel hinein nach dem forschte, was die Lokalgelehrsamkeit als ihr eigenstes Gut in Anspruch nahm. Bis zum Abschluß vergingen lange Jahre. Die Inschriften der Narbonensischen Provinz erschienen 1888, die des Lugdunensischen Galliens und Aquitaniens 1899, die der Belgica 1904. Inzwischen war der Göttinger Privatdozent als Extraordinarius an die deutsche Universität Prag und nach wenigen Jahren als ordentlicher Professor nach Wien berufen worden, wo er fast ein Jahrzehnt, bis 1885, gewirkt hat. Hier arbeiteten damals mehrere aus Norddeutschland gekommene Männer auf das glücklichste zusammen, um einen Mittel- und Ausgangspunkt für die systematische Erforschung der Denkmäler und Reste des Altertums in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer weit nach Südosten reichenden Einflußsphäre zu schaffen. Hirschfeld ist mit Alexander Conze und dann besonders mit Otto Benndorf, der schon in Prag sein Kollege gewesen war, Begründer und Leiter des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien geworden. Aus dieser Pflanzstätte sind bis zum heutigen Tage wohl alle hervorgegangen, die in den ehemals österreichischen Alpenländern und in den Donauebenen, in den Balkanstaaten und in der Levante der Altertumsforschung und oft zugleich der Kulturverbreitung überhaupt gedient haben und die trotz der Unterschiede der Stämme und Sprachen und Staaten noch einig sind in der Erinnerung an die gemeinsamen Studien und Lehrer.

Nicht mit leichtem Herzen vertauschte Hirschfeld den liebgewordenen Wirkungskreis mit Berlin, wohin der des Lehramts müde Mommsen ihn als seinen gegebenen Nachfolger wünschte. Über drei Jahrzehnte hat er an der Berliner Universität gelehrt, bis zunehmende Kränklichkeit ihn zum Rücktritt nötigte, und von Anfang an hat er in der Akademie der Wissenschaften erst an Mommsens Seite, dann als Verwalter seines Erbes nicht geringe Arbeit geleistet. Von seiner Lehrtätigkeit Ende der achtziger Jahre kann ich am besten aus eigener Kenntnis berichten: Er verstand es meisterhaft, durch Unterweisung und Beispiel zu wissenschaftlicher Arbeit zu erziehen. Strengste Gewissenhaftigkeit bis ins Kleinste verkörperte er in sich und machte er uns zur höchsten Pflicht. Sorgfältige und allseitige Prüfung jedes Zeugnisses und jeder Behauptung wurde unablässig verlangt. Vor der Unbestechlichkeit, Klarheit und Schärfe seines Urteils hielt kein falscher Schein stand und zerplatzte jede schillernde Seifenblase. Mancher, der nur vorübergehend die Reichshauptstadt kennen lernen wollte, merkte bald in Hirschfelds Seminar, daß er nicht leicht eine bessere Schule und Zucht finden würde, und blieb ihm treu. Und trotz der großen Stadt und der Verschiedenheit der Menschen und der Verhältnisse bildete sich im Institut für Altertumskunde, das damals in zwei Zimmern bloß die alte Geschichte beherbergte, wesentlich unter Hirschfelds Leitung ein Geist wissenschaftlichen Strebens in guter Kameradschaft, dem ich noch ein dankbares Gedächtnis bewahre.

Hirschfelds rege literarische Produktion in der Wiener und Berliner Zeit betraf vornehmlich, in Zusammenhang mit seinen Hauptwerken, die Verwaltung des Kaiserreichs und das römische Gallien. Aber neben den inschriftlichen Quellen haben ihn die literarischen dauernd beschäftigt, neben der Kaiserzeit die republikanische, neben den

politischen Zuständen und Begebenheiten die Kultur und der Kultus. Als er seine weithin in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Abhandlungen im J. 1913 gesammelt und um einige ungedruckte vermehrt vorlegte, wobei er kaum etwas von dem früher Geschriebenen auszuschließen oder zu berichtigen brauchte, da ließ der tausend Seiten starke Band erst den Ertrag seiner Arbeit wirklich übersehen. Nach Mommsens 'Gesammelten Schriften' gibt es keine Vereinigung von Publikationen eines einzelnen Forschers über römische Geschichte und Altertumskunde, die sich messen könnte mit Hirschfelds 'Kleinen Schriften'. Freilich ist das Ganze durchzogen von strenger Wissenschaftlichkeit und schlichter Sachlichkeit; an ein größeres Publikum wendet sich ausgesprochenermaßen nur ein einziger Vortrag; aber nicht nur dem geschulten Fachmann, sondern auch dem strebsamen Neuling bieten diese Abhandlungen Nutzen und Genuß durch den sicheren Gang der Forschung, ihre methodische Gründlichkeit und erschöpfende Vollständigkeit, ein gediegener Inhalt in klarer Form. Allerdings, Geschichts*forscher* und nicht Geschichtschreiber war Hirschfeld und wollte er sein; der kritische Verstand war bei dem Landsmann Kants vorherrschend gegenüber anderen für den Historiker gleichfalls erwünschten Gaben; doch daß es ihm keineswegs an Weite und Tiefe geschichtlichen Verständnisses, an einheitlicher Erfassung und an Fähigkeit der Gestaltung seines Stoffes mangelte, zeigt etwa das Schlußkapitel der 'Verwaltungsbeamten' oder der Akademievortrag von 1913 'Zur Geschichte der Kaiserzeit'.

Wenn die Lücke in Mommsens 'Römischer Geschichte' hätte ausgefüllt werden können, wenn die ihm Nächststehenden den fehlenden vierten Band, die Kaisergeschichte, aus Eigenem hätten hinzufügen sollen, — Otto Seeck und Otto Hirschfeld wären die Berufensten gewesen; der eine hätte vielleicht mehr in Geist und Art des dritten Bandes und der andere in der des fünften geschrieben, und eine ideale Vereinigung beider wäre dem Meister ganz nahe gekommen; aber Ideale gibt es nur in der Phantasie.

Hirschfeld hat nach dem siebzigsten Lebensjahr keine größere Tätigkeit mehr ausgeübt. Schon in den Sechzigern hatte er eine längere Krankheitsperiode zu überstehen gehabt; jetzt nahm seine Gesundheit von neuem ab. Und den körperlich Leidenden traf tiefe Seelenpein. Einst war sein Haus voll Sonnenschein gewesen, zumal als sich dem Kranze von sechs Töchtern ein Zwillingspaar von Knaben anreihte; jetzt hatte er die beiden blühenden, hoffnungsvollen, auch wissenschaftlich schon erprobten Söhne dem Vaterlande geopfert, — anderer Schicksalsschläge nicht zu gedenken. So war der Tod wenige Tage nach seinem 79. Geburtstage für ihn ein Erlöser.

Zu seinem 60. Geburtstage hatten anderthalbhundert 'treue Freunde und dankbare Schüler', an der Spitze seine greisen Lehrer Mommsen und Friedlaender, ihm eine stattliche Festschrift gewidmet, zu seinem 70. vereinigten sich wieder über 200, auch viele aus dem Ausland, zu gemeinsamem Ausdruck der Liebe und Verehrung. Seitdem ist er begreiflicherweise mehr und mehr, zumal der akademischen Jugend, aus den Augen entschwunden. Doch unter uns, denen gegenwärtig die ehrenvolle Aufgabe obliegt, an den Hochschulen des Deutschen Reiches und überhaupt deutscher Zunge in Forschung und Unterricht die Geschichte des Altertums, die in der römischen ihre Krönung hat, zu vertreten, wird kaum einer sein, der nicht entweder als unmittelbarer Schüler dem langjährigen Lehrer des Faches an der größten deutschen Universität zu vielem Dank verpflichtet wäre oder doch als Arbeitsgenosse dem in seiner bescheidenen Zurückhaltung kaum genug gewürdigten Gelehrten. Darum soll bei uns der Name Otto Hirschfeld in Ehren bleiben und — wofern wir selbst seiner wert sind — durch uns bei Ihnen, die künftig an unserm Platz stehen werden.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DIE THEORIE DER WIDERSPRÜCHE IN DER HÖHEREN HOMERKRITIK

Es ist noch kaum ein Menschenalter verflossen, da galt es in unserer Homerforschung als Axiom, daß die Ilias weit weniger einheitlich komponiert sei als die Odyssee und daß überhaupt die Wirkung der beiden Gedichte mehr auf den einzelnen Teilen beruhe als im Aufbau des Ganzen. Gegenwärtig ist die große einheitliche Konzeption namentlich der Ilias im Urteil der Forscher gestiegen, aber man geht dabei wieder so weit, daß man den Begriff der Einheit aufs engste faßt und alle Widersprüche — ob nun wirkliche oder vermeintliche — dem Dichter abspricht, den man mit dem Nimbus der Vollkommenheit umgibt, wobei außerdem unser Geschmack, Denken und Fühlen als Maßstab genommen wird. Die Widersprüche also sind es, die, wie sie ehedem als Beweise für die jetzt völlig abgetane 'Liedertheorie' galten, nunmehr der in Mode gekommenen Erweiterungstheorie die Anhalts- und Ausgangspunkte für ihre kühnen, phantastischen, darum unwissenschaftlichen Konstruktionen abgeben müssen.

Zwar sind ernste Forscher schon seit längerer Zeit bemüht, nachzuweisen, daß Widersprüche in Dichtungen, auch die stärksten, einen Schluß gegen die Einheit eines Gedichtes und seines Verfassers nicht zulassen. Man hat zu diesem Zweck die Werke anerkannt großer Dichter aller Zeiten und Völker, die im Lichte der Geschichte entstanden sind, geradezu systematisch nach Widersprüchen durchsucht und ihrer eine Menge aufgedeckt[1]), und es ist dabei natürlich niemand eingefallen zu behaupten, daß dadurch auch nur der Wert dieser Dichtungen irgendwie berührt würde, geschweige, daß Zweifel an der Echtheit der Stelle oder der Authentie des Verfassers aufgekommen wären. Man hat erkannt, daß die echten Werke der Dichtkunst Kinder der Phantasie sind, nicht vor allem des berechnenden, kritisch prüfenden Verstandes, daß sie nicht als Ganzes in einem einzigen Akt entstehen, sondern nach und nach im mühevollen Ringen des Dichters um ihre Gestaltung, die nicht selten sehr erhebliche Wandlungen durchmachen muß, ehe die letzte Form gewonnen und endgültig festgestellt ist. Diese Erkenntnis, längst Gemeingut der Urteilsfähigen, muß für Homer erst förmlich neu gewonnen und in ihr Recht eingesetzt werden. Die Homerischen Gedichte können ja auch nur — das allerdings darf sicher behauptet werden — das Werk eines Lebens sein, jedenfalls hat ihr Entstehen einen längeren Zeitraum nötig gehabt; sie sind auch nicht — auch das ist unmittelbar einleuchtend — vom ersten bis zum letzten Vers in ununterbrochener Abfolge 'niedergeschrieben' worden. Damit finden die Widersprüche in diesen Gedichten ihre einfache und natürliche Erklärung. Hinzu kommt aber noch ein zweiter, nicht minder wichtiger Gesichtspunkt. Ilias und Odyssee sind gewiß einheitliche Gedichte, aber einheitlich nach Maßgabe ihrer besonderen Bestimmung für den mündlichen Vortrag, nicht nach dem Maßstab eines für die Lektüre bestimmten modernen Literaturerzeugnisses; bei ihrem großen Umfang war ein Vortragen des ganzen Gedichtes in einem Zuge völlig ausgeschlossen; das ist nur denkbar in kleineren Partien bis zu etwa 1000 Versen; darauf aber mußte der Dichter Rücksicht nehmen, darum war er geradezu genötigt, den einzelnen Gesängen eine größere Selbständigkeit und Abgeschlossenheit zu geben, um die ästhetische Befriedigung des Zuhörers zu erreichen; er konnte — und mußte bis zu einem gewissen Grade — freier in seiner Erzählung und in seinen Motivierungen schalten und walten, und das machte ihn um die Einzelheiten und die Zusammenhänge wesentlich unbekümmerter; sein Hauptstreben war,

[1]) Auch ich habe auf einen solchen in Schillers 'Glocke' aufmerksam gemacht, auf den Vers 'Selbst herzlos, ohne Mitgefühl', der mit der ganzen Idee des Gedichtes im Gegensatz steht; vgl. meine Praktische Methodik des Unterrichts in der griechischen Sprache S. 313 Anm. 3.

die Zuhörer zu fesseln; das war für ihn wichtiger als die vollkommene Übereinstimmung aller Teile in allen Einzelheiten und machte ihn gegen Widersprüche und Unstimmigkeiten sorgloser, deren ja auch der Zuhörer unmöglich innewerden konnte. Nur in den großen Linien mußte die Dichtung einen einheitlichen Charakter bewahren, das Detail wurde nach dem augenblicklichen Bedürfnisse gestaltet, modifiziert und motiviert.[1])

Diese Gedankengänge scheinen einleuchtend und naheliegend; sie stimmen auch völlig zu den Nachrichten aus dem Altertum von der ordnenden Tätigkeit eines Solon und Peisistratos, aber sie sind eben zu naheliegend, als daß sich dabei unsere moderne Hyperkritik beruhigen könnte. Da klingt es doch großartiger, das Märchen von einem baumeisterlichen Dichter, der ein Dutzend selbständiger kleiner Epen, die nur so um die Personen der Haupthelden der Ilias herumgedichtet worden sind, nicht etwa nur inhaltlich, nein, wie sie waren, mit Streichungen, kurzen Überleitungen in ein berühmtes kleineres eingearbeitet und es so zu einer Epopöe erweitert, richtiger zusammengeflickt haben soll, in eine Epopöe von einer bewundernswerten Einheitlichkeit im Aufbau und von einer Entsprechung, einer Harmonie aller seiner Teile, wie dies erst unlängst Heinrich Peters[2]) überzeugend dargelegt hat. Was das für ein Genie gewesen sein müßte, der ein solches Kunststück zuwege gebracht hätte, ist gar nicht zu ermessen.

Wenn nun auch zwei der letzten Homerkritiker, Bethe und v. Wilamowitz, im ganzen weniger kleinlich verfahren sind als ihre Vorgänger, so haben doch auch sie sich von dem Bann der Theorie der Widersprüche, die aus dem Altertum stammt, nicht befreien können, trotzdem ihr, wie erwähnt, die Beweiskraft längst genommen ist. Allerdings haftete bisher dem Nachweis von Widersprüchen in einheitlichen Dichtungen vielfach ein subjektives Moment an: sie sind gesucht, und wer sucht, der findet. Dem Mangel nun kann ich abhelfen — und das ist der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes —, da ich zwei völlig objektive Zeugnisse, die von den Dichtern selbst herrühren, anführen kann.

Das eine ist ein direktes und stammt von Adalbert Stifter, der als österreichischer Dichter erst jetzt, aber endlich doch im Urteil der Gebildeten zu den Großen der deutschen Literatur aufrückt, und bezieht sich auf ein charakteristisches Detail in der Beschreibung der Heldin seines dreibändigen Erziehungsromanes 'Nachsommer', den bekanntlich Nietzsche sehr hoch gestellt hat. Doch ich lasse dem Dichter das Wort. In einem Briefe an seinen Verleger vom 31. August 1857[1]) schreibt er: 'Heute muß ich Sie um Rat fragen. Der Fürst der Finsternis hat es gefügt, daß im zweiten Bande des Nachsommers S. 404 zweite Zeile von unten steht: sah mich mit den hellen braunen Augen an (Nathalia). Nun hat sie aber braune Haare und schwarze Augen. Im ganzen Werke wird unaufhörlich von ihren schwarzen oder dunklen Augen geredet, und in der Bundesszene stehen helle braune. Das habe ich in Steyr niedergeschrieben und, bei uns zu Hause sagt man Steyrerstückel statt Hirschauerstückl. In keiner Korrektur habe ich es bemerkt, gestern sah ich etwas nach und fand es. Ich mußte hierauf (es war schon 10 Uhr abends) die halbe Nacht verwenden, um in dem ganzen Werke nachzusehen, ob der Teufel diesen Witz nicht auch auf einer anderen Stelle wiederholt hat. Glücklich hat er es nicht. Die ganze Generation hat braune Haare und schwarze Augen: der Bruder, die Mutter, die Großmutter, diese Erscheinung wird oft beredet, und sie zieht sich wie ein Faden durch die ganze Ge-

[1]) Ähnliches hat Levin L. Schücking in seinem Buche: 'Die Charakterprobleme bei Shakespeare' bei diesem Dichter festgestellt: Zur Zeit Shakespeares wurde der Einzelszene auf Kosten der künstlerischen Einheit zu viel Aufmerksamkeit geschenkt, der Dramatiker ließ sich von der Gelegenheit so sehr hinreißen, daß er über der wirksamen Einzelheit vergaß, sie ebenmäßig, harmonisch mit dem Ganzen zu verbinden (Leon Kellner, Neue Wege zu Shakespeare. Neue Freie Presse Nr. 20764 vom 21. Juni 1922).

[2]) Neue Jahrb. 1921 XLVII 318 ff.

[1]) Adalbert Stifters Briefe, herausg. von Johannes Aprent, Pest, Gustav Heckenast 1869, II 189.

schichte. Auf ein Nichtbeachten des Lesers kann gar nicht gerechnet werden, auslachen wird er uns — — — und gerade in der Bundesszene!!' Nun fragt der Dichter, was zu tun sei, und schlägt drei Wege zur Abhilfe vor und wünscht zu wissen, was der Verleger dazu meint. Hierauf fährt er fort: 'Ich führe während des Schreibens eines Buches Vormerkungen über alle Merkmale; diese Vormerkung liegt immer vor mir, und da steht auch schwarze Augen. Ich muß besessen gewesen sein.'

Das zweite — ein indirektes Zeugnis — findet sich in dem dreibändigen Roman der österreichischen Dichterin Enrica v. Handel-Mazzetti 'Stephana Schwertner', der im März 1911 bis Juni 1914 niedergeschrieben wurde, und zwar der I. Teil vom März 1911 bis September 1912, der II. vom November 1912 bis Juni 1913 und der III. vom Juni 1913 bis Juni 1914. Auch hier handelt es sich um eine wichtige Szene, in der das erste Zusammentreffen der beiden Helden des Romanes erfolgt. Im I. Bd. S. 382 heißt es: 'Da schwang er (der junge Händel) den mächtigen Flamberg, das savoyische Heldenschwert, und wie eine fliegende Schlange von Stahl sauste es nieder auf Alberts unbewehrtes Haupt — ein hundertstimmiger Schrei der Pilger ergellte. Aber es traf den gesalbten Scheitel nicht. Rasch wie der Blitz hatte sich das Mädchen (Stephana) mit der Fahne zwischen Albert und den Ritter geworfen und mit all ihrer jungen Kraft schlug sie, die Eichenstange in beiden Händen, das Mordschwert zurück, und so groß war die Kraft, Engelkraft des jungfräulichen Kindes, daß der Stahl sang und klang und an der Schärfe in zwei Stücke sprang' usw. Darauf wird im II. Bde. S. 92 Z. 11 v. o. Bezug genommen, und dort heißt es: 'er (der Sohn des Händel) aber beachtete sie (Stephanas Mutter) nicht, sondern sagte zur Heldenjungfrau, die ihm die Fahne zerschlug' usw. Diesen Widerspruch hat die Dichterin selbst bemerkt und unter den Druckversehen den Sachverhalt nach der Schilderung im I. Band richtiggestellt.

Mit diesen beiden Zeugnissen, scheint mir, ist über die Bedeutungslosigkeit von Widersprüchen auch für die Homerkritik volles Licht verbreitet.

August Scheindler.

ESKIMOS IN DER ANTIKEN LITERATUR?

In 'Vergangenheit und Gegenwart' (1920 X 246) behandelt Richard Hennig die Literatur über Amerika vor Columbus. Von der Insel Ogygia bei Plutarch ausgehend, Platons Atlantisproblem und Senecas, auf Columbus vordeutende Verse aus der 'Medea' streifend, verweilt er besonders bei einem Berichte des Plinius (N. h. II 67, 170) und einer inhaltlich gleichen Stelle des Pomponius Mela (III 5, 45): er teilt die bekannte Anschauung, diese und ähnliche Nachrichten aus dem Altertum hätten dem gelehrten Florentiner Paolo Toscanelli die Unterlagen zu seinem Problem der 'westlichen Indienfahrt' und zur Anfertigung jener Karte gegeben, nach der später Columbus seine erste Fahrt durchführte. Die beiden bedeutsamen Stellen lauten bei Plinius: *Idem Nepos de septentrionali circuitu tradit, Q. Metello Celeri, C. Afrani in consulatu collegae, sed tum Galliae proconsuli, Indos a rege Sueborum dono datos, qui ex India commercii causa navigantes tempestatibus essent in Germaniam abrepti.* Das gleiche bei Pomp. Mela: *Cornelius Nepos ut recentior, auctoritate sic certior; testem autem rei Quintum Metellum Celerem adicit, eumque ita rettulisse commemorat: cum Galliae pro consule praeesset, Indos quosdam a rege Botorum dono sibi datos; unde in eas terras devenissent requirendo cognosse, vi tempestatum ex Indicis aequoribus abreptos emensosque quae intererant tandem in Germaniae litora exisse.* — Nicht jede Silbe dieses doppelt erhaltenen Berichts darf, wie Hennig richtig anmerkt, als bare Münze genommen werden. Vor allem können es keine Inder gewesen sein, da Eingeborene aus Indien nicht an germanische Küsten verschlagen werden konnten. Willkür hätte eben den fremden Menschenschlag als 'Inder' bezeichnet: es spreche aber die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um Eskimos handle, die mit ihren Kajaks ja die beträchtlichsten Entfernungen zurücklegten und, vom Sturm verschlagen, wohl an die Nordseeküste getrieben werden mochten. Ich glaube, bis hierher ist die von H. eingeschlagene Spur und Deutung richtig:

von Bedeutung dürfte auch sein, daß gerade in dem ausführlicheren Berichte bei Mela die Worte *commercii causa* fehlen und dort wie bei Plinius Stürme als Veranlassung der Irrfahrt und Strandung gebucht sind. Dagegen geht H. vielleicht fehl mit dem Gedanken, daß das wahre Herkunftsland auf keine Weise mehr zu erkunden sei und nur Willkür sie als 'Inder' bezeichnete. Denn ein Mittel hat doch selbst der Botokude oder der Buschmann, daß er vor fremden Leuten sich nachdrücklich als Angehöriger seines Volks eben mit dem Volksnamen wiederholt bezeichnet: nur daß freilich dieser Name sich nicht immer mit dem später von der Wissenschaft oder der Gewohnheit geprägten und gebrauchten Bezeichnung deckt. Der Eskimo aber nannte sich in alter und neuer Zeit nie anders als 'Innuit': Hier scheint mir die Lösung des Rätsels, d. h. der Verwechslung zu liegen. Mongoloidenhafte Fremde, deren Sprache niemand verstand und die sich immer als Innuits bezeichneten, wurden, wohl weniger am Blockhaushof des germanischen Häuptlings, der von Indern vermutlich ebensoviel wie von Innuits wußte, wohl aber von den Römern, in deren Hände sie kamen, für 'Inder' gehalten. — Hier trat die Antike mit einem fremden, fernen Volk in augenblickliche Berührung, ohne die Spur weiter zu verfolgen: anders die alle Winkel der Antike durchwühlende Renaissancezeit, wenn Toscanelli und der Vollstrecker seines wissenschaftlichen Testaments, Columbus, zu der Idee der 'westlichen Durchfahrt nach Indien' durch solche Stellen aus der antiken Literatur geführt wurden. Tritt uns bei solchem Anlaß wieder einmal klar vor die Sinne, von welcher Bedeutung selbst lang vergessene Stellen werden können, sobald die darin lagernden Energien mit geistigen Strömungen wie zu Toscanellis Zeit zusammentreffen, sehen wir wieder deutlich, daß es sich in solchen Dingen so oft wohl um Irrtümer, nicht aber um Fabeleien handelt: so dürfte die Stelle aus Nepos auch wieder für die Bestimmung der Wanderungen und des Seßhaftwerdens der Eskimos an der Nordwestküste Amerikas (Grönland kommt gar noch nicht in Frage) eine leise Linie ziehen helfen. R. Häbler z. B. (Helmolt, Weltgeschichte I. Tl. V 198) glaubt, die Völkerwanderung der Eskimos sei eher nach als vor dem Verfall des römischen Weltreichs anzusetzen, einerlei ob sie als Mongolen über die Beringsstraße einwandernd oder als Abkömmlinge anderer Rasse zu gelten haben. Wenn nun aber in den angegebenen Stellen unter den Indern Innuits zu verstehen sind, dann hatten die Eskimos doch schon in der letzten republikanischen Zeit des Römerreichs die Westküste des nördlichen Amerikas erreicht: von Grönland, das die Eskimos erst um 1200 n. Chr. unter Vertreibung der Nordländer besetzten, kamen jene Verschlagenen nicht. — Wenn nun jene Pseudoinderstellen in Toscanelli den Gedanken der 'westlichen Durchfahrt nach Indien' mitentzünden halfen, dann stehen wir vor der fast komisch anmutenden Fügung, daß die Indienfahrt des Columbus zur Entdeckung jenes Kontinents führte, in dessen Norden Teile eben des Stammes siedelten, von dem einst versprengte und irrtümliche Kunde in jene antiken Quellen gesickert war — des Stammes der Innuits. Karl Hartmann.

KLEISTS AMPHITRYON UND SEIN VERHÄLTNIS ZU MOLIÈRE

In den Blütezeiten des Theaters ist der dramatische Dichter nicht ängstlich in der Wahl seines Stoffes: er nimmt ihn, wo er ihn findet, sei es auch das Drama eines anderen. So war es für Molière selbstverständlich, Plautus und Rotrou zu folgen, um einen neuen Amphitryon zu schaffen, und in der Tat nimmt diese Anlehnung Molières Komödie nichts von ihrer Bedeutung, ebensowenig wie es Shakespeares Kunst beeinträchtigt, wenn er das Drama eines seiner Vorgänger als Stoff benutzt. Zeiten, in denen die dramatische Kunst stärker literarisch empfunden wird, sind da sorgfältiger. Kleist nennt seinen Amphitryon ein Lustspiel nach Molière, und doch ist sein Werk eine neue schöpferische Leistung. Daß er sein Vorbild in der Komödie oft Wort für Wort übersetzt, ändert an jener Tatsache nichts; den Übereinstimmungen stehen Abweichungen gegenüber, aber die Einzelheiten sind nicht entscheidend, sondern der Geist und die Idee.

Kleist hat nicht versucht, an Glätte und Grazie mit der französischen Sprache zu wetteifern; bewußt betont er das Eckigere, Derbere des Deutschen und gestaltet so die komischen Szenen volkstümlich und saftig, ganz verschieden von Molière, dessen Sosia doch vor allem witzig ist. Dieser verleugnet nicht die Grazie, die in Frankreich dem einfachsten Manne noch eignet; Kleists Sosias ist ein handfester Tölpel im Sinne Shakespearescher Clowngestalten. Ein Vergleich zeigt sofort die Eigenart des Kleistschen Unternehmens. Der deutsche Dichter kürzt im Gespräch des Sosias mit Charis (II 3), wo er nicht auf starke komische Wirkung ausgeht; denn in den beiden folgenden Szenen kommt die durchaus ernsthafte Wendung des Stückes. Demgegenüber hat Kleist auch die selbständige Stellung des Komischen in seinem Drama da, wo es im Plan des Ganzen liegt: der Gedanke, daß Charis in ihrer Pfaueneitelkeit ihren Sosias durchaus zum Bild des Phöbus machen will, gehört Kleist, der so die natürlich-reale Komik Molières ins Phantastische steigert; damit gewinnt er für den zweiten Akt einen Abschluß, der in scharfem Gegensatz steht zu dem erhabenen Thema der beiden vorangehenden Szenen: der Menschwerdung des Gottes und der himmlischen Unschuld Alkmenes. Dem Grundgedanken des Dramas entspricht es auch, wenn Kleist den zweiten großen Dialog zwischen Merkur und Sosias (III 8) recht breit anlegt, weil hier vor der Lösung eine Pause in der Haupthandlung ist und dem Shakespeareschen Charakter des Lustspiels entsprechend inmitten des Tragischen die Komik sich behauptet.

Wir sehen, Kleists Einstellung zum Problem des Amphitryonstoffes ist eine ganz andere als die Molières. Bei diesem entspringt das einigende künstlerische Band dem ironischen Unterton, das Sittliche bleibt echt komödienhaft in den Hintergrund gedrängt; die Grundkraft von Kleists Amphitryon ist der Humor im höchsten und reinsten Sinne, in einer Läuterung, welche Tragik und Komik im übergeordneten Standpunkt vereint. Bei Molière ist das Antik-Mythologische effektvolles Beiwerk, das mit der Möglichkeit der Prunkentfaltung dem Zeitgeschmack entgegenkommt und sich der höfischen Galanterie als einem anderen Zeitelement des *siècle de Louis XIV* gut verbindet. Für Kleist mußte dieses Gewand wegfallen; so verzichtet er auch auf das ganz in jenem Geschmack geschriebene Vorspiel, das er durch die aus der Handlung entwachsende ideale Vorstellung von der endlosen Dauer der Liebesnacht ersetzen kann. Hier scheiden sich die Stilkriterien des französischen Barock und der deutschen klassisch-romantischen Epoche Kleists Gestaltung ist, besonders in der Kontrastwirkung von Ernst und Humor, der Welt Shakespeares verwandt. Aber er bleibt bei ihr nicht stehen, denn er ist Kleist, nicht Shakespeare. Mit diesem hat er gemein die starke Betonung des Sittlichen, in dessen Bereich ganz der Konflikt des Dramas liegt. So ist denn die Charakteristik und damit die gegenseitige Stellung der drei Gestalten in der Haupthandlung eine ganz andere als bei Molière. Dort erscheint Amphitryon in grausamer ironischer Beleuchtung als Hahnrei, der gute Miene zum bösen Spiele machen muß. Auch bei Kleist tritt er gegenüber Alkmene und Jupiter zurück, aber sein Zorn und sein Racheschwur sind nicht komisch, sondern das Aufbäumen des sittlichen Bewußtseins gegen ein unbegreifliches Schicksal. Steht er in den Sosiasszenen in Verbindung mit der komischen Handlung, so bleibt doch die Ernsthaftigkeit seines Konfliktes gewahrt; und als die Binde ihm von den Augen fällt, ist er fromm und stolz in das Geschick ergeben, womit der Göttervater ihn ehrt. Jupiter kann dementsprechend nicht der leichtfertige Ehebrecher Molières sein: er ist wirklich Gott, mit dem Bewußtsein der Menschlichkeit behaftet, das ihn dazu treibt, Liebe zu suchen, nicht nur angebetet zu werden von seinen Geschöpfen; seine Hoheit überragt die Menschen, und seine Auffahrt zum Olymp ist nicht Opernapotheose, sondern Symbol des Bandes zwischen der menschlichen und der Götterwelt. Und Alkmene selbst, bei Molière gegen den Schluß zu vollständig zurückgedrängt, ist durch das ganze Drama Mittelpunkt und Seele des Geschehens.

Hier, in Alkmene und ihrer inneren Beziehung zu Jupiter, ist der Kern, in dem Kleist sich von Molière scheidet; hier wird

auch die stärkste Verschiedenheit nach außen sichtbar. Das Gespräch Alkmenes mit Charis und der darauffolgende Dialog mit Jupiter ist ganz Kleists Eigentum; beide Szenen sind gesättigt von dem Tiefsinn seines Geistes. Durch ein mystisches Motiv, die ahnungsschwere Umwandlung der Inschrift des Schmuckes, welches in seiner Auswirkung als Handlung Charis ernsthaft, als Vertraute ihrer Herrin, erscheinen läßt, leitet Kleist die entscheidende Wendung zur erdenfernen Höhe seines dichterischen Fluges ein. Dieser führt symbolisch zum Olymp, als Jupiter im Höhepunkt des Dramas (II 5) Alkmene prüft und zugleich seiner Sehnsucht nach menschlicher Liebe Ausdruck verleiht. Die Treue der Gattin wird nicht erschüttert: diese entscheidet sich stets für Amphitryon; aber der Gott führt sie zur Anerkenntnis der Göttlichkeit durch ihr Geständnis, daß sie ihm nur folgen möchte: sie sieht in ihm die Idee des Menschen Amphitryon, wie sie vorher nur im Bild des Gatten den Gott sich vorstellen konnte. So wird durch Jupiters Menschlichkeit das Göttliche in Alkmenes Liebe geläutert. Niemals ist wohl im Drama die Liebe als Umfassen der Idee in der Persönlichkeit des geliebten Wesens mit so hehrer Gedanklichkeit dargestellt worden wie hier bei Kleist.

Aber damit büßt die Handlung auch an Deutlichkeit des realen Zusammenhanges ein: die Szene ist so von Reflexion durchtränkt, daß sie trotz ihrer einzigartigen lyrischen Stellung innerhalb des Ganzen dramatisch undurchsichtig erscheint: es fehlt die unmittelbare Überzeugungskraft, weil die seelische Handlung abstrakt bleibt, nicht als Geschehnis bildhaft wird. So eindeutig klar die Ereignisse des Dramas sind, die Idee wird nicht rein Gestalt, weil sie im Höhepunkt ihrer Entfaltung nicht von der Abstraktion loskommt. Hier ist der schwache Punkt in der Komposition des Werkes; es bleibt ein Rest, weil der Plan so ungeheuer kühn war.

Klar wird die Idee erst im Ausgang, der nun rückwärts auch über jene dunkle Szene Licht verbreitet. Vor allem Volke (denn um die Enthüllung eines Wunders, nicht wie bei Molière um die peinliche Kundmachung eines Ehebruches handelt es sich) offenbart sich Jupiter. Er zwingt den, dessen Gestalt er geborgt, zur Anerkennung des Symbols: daß der furchtbare Doppelgänger Alkmenes rechter Gatte sei; diese Selbstentäußerung wird von Amphitryon verlangt zur Rechtfertigung des Urbildes, welches die Gattin im geliebten Manne verehrt: die Gestalt ist nur sinnliche Erscheinung der geistigen Persönlichkeit. Damit ist zugleich die menschliche Regung der Eifersucht in Jupiter erloschen, die ihn in jenem tiefsinnigen Gespräch mit Alkmene noch quälte und von ihrer Seite aufgehoben wurde durch die Anerkennung der Einheit Amphitryon-Jupiter. Diese stellt das Symbol dar, das nun am Schlusse vollkommen geläutert erscheint: die Erhöhung des Menschlichen zum Göttlichen wird deutlich in der Prophezeiung auf die Geburt des Herakles, deren mystischer Inhalt bei Kleist durch das Anklingen an Bibelworte verstärkt wird. Die Parallele zur unbefleckten Empfängnis Mariä ist leicht zu ziehen; aber sie geht nicht über die allgemeine Ähnlichkeit hinaus, daß die Vereinigung von Göttlichem und Menschlichem im Bilde geschaut wird. Weit entfernt von spezifisch christlicher Ausdeutung, ist ja im Amphitryon gerade die irdische Liebe als Kern und Inhalt jener Vereinigung von Gott und Mensch gedacht. Der Grundgedanke in seiner der antiken Sage entnommenen Besonderheit und seiner Formung im Geiste der Kleistschen Eigenart macht das Drama zu einem Mysterium, das über das Zeitlich-Religiöse hinaus geläutert ist zu einer abgeklärten Menschlichkeit, deren Wurzel im Philosophischen liegt. Dieses Denken hat bei Kleist, wenn auch nicht bis zur restlosen Klärung, so doch in unerreichter Größe seine künstlerische Gestaltung erfahren.

Ernst Edelmann.

(10 August 1922)

GRIECHISCHE VERSKUNST

Von Alfred Körte

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Griechische Verskunst. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1921. XI u. 631 S. gr. 8°. Geh. 80 Mk.

Mit einer fast übermenschlichen Arbeitskraft hat der große deutsche Führer der Altertumswissenschaft in den acht Jahren seit Beginn des Weltkriegs eine Fülle umfangreicher und bedeutungsvoller Werke erscheinen lassen: 1914 kam seine große Aischylosausgabe mit dem Begleitbande Interpretationen heraus, der 1915 die Editio minor folgte, das Jahr 1916 brachte 'Die Ilias und Homer' und als Parergon die Ausgabe der Vitae Homeri et Hesiodi, 1917 das Schlußkapitel zu dem schönen Werke seines 1914 gefallenen Sohnes Tycho 'Die dramatische Technik des Sophokles', 1919 die beiden starken Bände des Platon, wohl die größte aller dieser Leistungen, 1921 die 'Griechische Verskunst' und die Geschichte der Philologie in Gercke-Nordens Einleitung in die Altertumswissenschaft. In denselben Jahren 1915—1921 erschienen aber auch in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie nicht weniger als 10 zum Teil umfangreiche Abhandlungen von Wilamowitz. Und dabei hat er die ganzen Jahre hindurch nicht etwa weltabgewandt am Schreibtisch gesessen, sondern als leidenschaftlicher Patriot alle Größe und alle Schmach des Vaterlandes in tiefstem Herzen mitdurchlebt und mitdurchlitten, im preußischen Herrenhaus eifrig mitgearbeitet und unermüdlich mit Wort und Schrift die Seele seines Volkes zu stärken gesucht, solange noch ein Schimmer von Hoffnung leuchtete. Was Wilamowitz als Mann in diesen Jahren durchgemacht hat, das darf man nicht vergessen, wenn man den Werken des Forschers gerecht werden will, der in fast fieberhafter Arbeit Befreiung von dem übergewaltigen seelischen Druck suchte.

Die Griechische Verskunst ist, wie er selbst im Vorwort sagt, eine Pflichtarbeit, man könne verlangen, daß er seine metrischen Ansichten einmal zusammenfasse. Dies Gefühl einer Verpflichtung ist sicher richtig. Unleugbar ist die Metrik im letzten Menschenalter ein Stiefkind der Altertumswissenschaft gewesen, und in weiten Kreisen der Philologen herrscht ein angstvolles Grauen vor jeder Beschäftigung mit ihr. Wenn man jetzt in vielen, auch sehr guten Gymnasien darauf verzichtet, den Primanern die Versmaße der Chorlieder in der Tragödie überhaupt zu erklären, so kommt das daher, daß die Lehrer, namentlich die älteren Generationen, von der Universität meist selbst keine klaren metrischen Anschauungen mitgebracht haben. Ich kann das aus meinem eigenen Bildungsgange erhärten. Wilamowitz hat i. J. 1889 (Herakles I[1] 236) einmal gesagt, wir lebten 'in der Metrik unter den Trümmern des Hermannschen Systems'; tatsächlich habe ich Anfang der achtziger Jahre auf dem Luisenstädtischen Gymnasium in Berlin die Horazischen Metren nach orthodoxer Hermannscher Lehre erklärt bekommen, während die Erklärung der

Sophokleischen Chorlieder auf Roßbach-Westphal fußte. Auf der Universität Bonn war die Unterweisung in griechischer Metrik, gelinde gesagt, dürftig. Usener trug im Homerkolleg seine Theorie vom indogermanischen Urvers vor, und wir glaubten an sie; Buecheler legte in seiner in so vieler Hinsicht meisterhaften Interpretation des Oidipus auf Kolonos geringen Wert auf die metrische Erklärung der Chorlieder, es waren eben alles Logaöden, jene unglückselige Erfindung, die durch Roßbach-Westphal und Christ wenigstens in Deutschland kanonische Geltung gewonnen hatte, — Vorlesungen oder Übungen über Metrik gab es in Bonn nicht. Da ist mir schon als Studenten Wilamowitz, bei dem ich nie eine Vorlesung gehört habe, Lehrer und Führer gerade auch auf dem Gebiete der Metrik geworden, das mich unwiderstehlich anzog, und auf dem ich mich doch nicht allein zurechtfinden konnte. Schon in der ersten metrischen Arbeit von Wilamowitz, der Behandlung der Ioniker im Isyllos von Epidauros steht (S. 125) ein Satz, dem er bis heute immer treu geblieben ist: 'Es ist meiner Überzeugung nach überhaupt für die metrischen Studien nur ein Weg gangbar: die Empirie. Wenn die erhaltenen Verse durchgearbeitet, die aus ihnen sich ergebenden Regeln zur klaren Anschauung gebracht sind, dann mag man einerseits ein System bauen, anderseits die antiken Systeme auf ihren immer nur relativen Wert prüfen.' Stärker noch als die heute zum guten Teil von Wilamowitz selbst verworfene Abhandlung über die Ioniker wirkte die Analyse der Chorlieder in der 1889 erschienenen großen Ausgabe des Euripideischen Herakles, die den bisher noch vielfach scheel angesehenen Draufgänger mit einem Schlage in die vorderste Reihe aller lebenden Philologen rückte. Wer mit geduldiger Ausdauer seinen keineswegs leichten Erklärungen folgte, der erreichte das, was für Wilamowitz immer ein Hauptziel aller metrischen Arbeiten gewesen ist, ihm klangen die reichen metrischen Gebilde der alten Chorlyrik wieder, er empfand freudig die Wirkung der beseelten Form. Weiter noch griffen dann die beiden Commentariola metrica, Göttinger Programme von 1895, aus, in denen die gesamten iambischen Chorlieder des Euripides und Aischylos behandelt und das Wesen dieser Strophengattung zu eindringlichster Anschauung gebracht wurde. Unter den zahlreichen folgenden Arbeiten hebe ich zwei als besonders wichtig hervor, die Rezension von Kenyons Bakchylides, Gött. Gel. Anz. 1898, 147 ff., die gewisse Grundanschauungen Wilamowitz' vielleicht am klarsten und schärfsten darlegt, und die Abhandlung Choriambische Dimeter, Sitz.-Ber. der Berl. Ak. 1902, 865, die wohl die Krönung seiner metrischen Studien bezeichnet. Erschöpft ist mit dieser Aufzählung die Fülle seiner metrischen Arbeiten bei weitem nicht, jede Ausgabe, ich nenne nur die bahnbrechende Editio princeps der Perser des Timotheos, jede Behandlung Pindarischer Epinikien oder Aristophanischer Komödien gab ihm immer wieder Anlaß metrische Fragen zu erörtern. Aber gerade die große Zahl der verschiedenen Arbeiten zur Metrik hat einer Wirkung seiner Ideen in die Breite im Wege gestanden, er kam nicht dazu, das System zu bauen, von dem er in der angeführten Stelle des Isyllos spricht, und so gewiß Empirie der einzige Weg ist, Metrik zu lernen, so gewiß ist ein System nötig, um weiteren Kreisen

Metrik zu lehren. Wer alle Arbeiten Wilamowitz' aufmerksam verfolgte, dem wurden seine Anschauungen und ihre nicht unerheblichen Wandlungen vertraut, er konnte auf ihnen weiterbauen und sich sein eigenes System zimmern, aber wie wenige Philologen waren imstande, alle seine in Ausgaben, Programmen, Akademieberichten, Rezensionen verstreuten Artikel zu lesen! So kann man es leider nicht leugnen, gerade Wilamowitz' unermüdliche fruchtbare Arbeit hat mit dazu beigetragen, die Anarchie im Gebiet der Metrik heraufzubeschwören, unter der jetzt die philologische Welt leidet. Wer nicht selbst in der Metrik arbeitet, hat vielfach das Gefühl, einem Chaos gegenüberzustehen. Daß Roßbach-Westphals System nicht die sicheren Fundamente habe, die man ihm ein Menschenalter lang nachrühmte, ist durch Henri Weils zähen Kampf, besonders gegen die Logaödentheorie, durch Blaß' Bakchylides, Otto Schroeders Pindar und Wilamowitz' Tragikerausgaben nachgerade wohl allen Philologen klar geworden, aber wo war nun der Fels, an den man sich klammern konnte? Es war ein Verhängnis, daß der Mann, der von allen 'Jungmetrikern' die stärkste systematische Begabung hat, der anfangs Wilamowitz nahestehende Otto Schroeder, seit langer Zeit ganz eigene Bahnen eingeschlagen hat, auf denen ihm nur wenige folgen können; für die meisten, auch für mich, bildet schon seine reiche ganz neugeschaffene Nomenklatur eine unübersteigbare Schranke des Verständnisses. Begabte Schüler von Wilamowitz, wie Paul Maas und Eduard Fränkel, haben in eigenen Arbeiten naturgemäß die Punkte betont, in denen sie von ihrem Lehrer abweichen, und dadurch scheinbar die Zersplitterung gesteigert, und sein treuester Genosse Friedrich Leo, dessen metrische Ansichten sich mit denen von Wilamowitz zwar keineswegs deckten, aber ihnen doch sehr nahe verwandt waren, hat den mir im Gespräch geäußerten Plan, ein Handbuch der Metrik zu schreiben, leider nicht ausführen können.

Ich komme von dieser etwas breiten Umschau zum Ausgangspunkt zurück: unzweifelhaft war die Zusammenfassung seiner metrischen Ansichten für Wilamowitz eine Pflicht. Erfüllt nun die Griechische Verskunst die Hoffnungen, mit denen die philologische Welt sie begrüßt? Ist der Meister nach der jahrzehntelang mit gewaltiger geistiger Energie fortgesetzten Durchforschung des gesamten dichterischen Materials zu einer in sich einheitlichen, widerspruchslosen Gesamtauffassung der griechischen Metrik gelangt, hat er das System gebaut, das ihm vor 35 Jahren vorschwebte? Und weiter, ist die Darstellung dieser Gesamtanschauung so klar und verständlich, daß sie dem lernbegierigen Schüler den Zutritt in den Zaubergarten der Metrik ohne weiteres erschließt? Ich kann diese beiden Fragen weder mit einem runden Ja noch mit einem glatten Nein beantworten. Wenden wir uns zunächst der zweiten zu. Das Werk ist natürlich kein 'Handbuch der Metrik' im landläufigen Sinne; ein solches wird niemand von Wilamowitz erwarten, und er selbst beginnt das erste Kapitel mit den Worten: 'Dies Buch will keine Metrik sein, aber es will doch die Formen der griechischen Verse aus ihrem Werden, also geschichtlich erklären. Das macht es zwiespältig und seine Teile sehr ungleich.' Mit der großartigen Unbefangenheit, die dem eignen Werke objektiv gegenübersteht, sich selbst gleichsam

historisch nimmt, weist Wilamowitz hier und an anderen Stellen des ersten Kapitels und besonders des Vorworts selbst auf die schwachen Seiten seines Buches hin — das Vorwort schließt mit dem resignierten Zitat *μωμήσεταί τις μᾶλλον ἢ μιμήσεται.*

Das Werk ist in der Tat keine Einheit und konnte schon deshalb keine werden, weil der Verfasser wie auch in Sappho und Simonides und dem Ilias-Buche (in beiden Büchern nicht zum Vorteil der Gesamtwirkung) ältere Arbeiten einfach wieder abdruckt. Das gilt von den Kapiteln II 1 De versu Phalaeceo (S. 136—149), ursprünglich in den Mélanges Weil, Paris 1898, 28 ff. erschienen, II 2 Commentariola metrica (S 154—209), Göttinger Programme von 1895, II 3 Choriambische Dimeter (S. 210—244) = Sitz.-Ber. Berl. 1902, 865, und II 16 Ungleiche Strophen (S. 470—479) = Sitz.-Ber. Berl. 1911, 526. Im ganzen ist fast der fünfte Teil des Werkes altes Material. Rein äußerlich stört da besonders der Einschub von zwei umfangreichen lateinischen Kapiteln in das deutsche Werk, aber bedenklicher ist ein anderes: Die alten Aufsätze sind zwar im allgemeinen wortgetreu (auch mit allen Druckfehlern!) wieder abgedruckt, aber sie entsprechen in wichtigen Punkten gar nicht mehr Wilamowitz' Ansichten. Besonders deutlich tritt das hervor im Anfang des Kapitels über den Phalaeceus, wo wir lesen: *Denuo edi quae ante multos annos scripsi, ut Phalaeceum ad ionicos revocarem, multi fortasse mirabuntur, cum ab hac opinione me recessisse in fine mihi confitendum sit.* Die Veröffentlichung eines Berliner Papyrus mit einer sehr merkwürdigen Sarapis-Aretalogie durch den leider früh verstorbenen Adam Abt (Arch. f. Religionswiss. XVIII, 1915, 258), dem ich seinerzeit nachwies, daß die von ihm und Wünsch für katalektische iambische Trimeter gehaltenen Verse vielmehr freie Phalaeceen seien (aaO. 265, 1), hat den Umschwung bei Wilamowitz bewirkt. Er druckt das interessante Stück am Schluß des Kapitels mit sehr feinen Bemerkungen ab, aber mußten wirklich vorher die alten als irrig erkannten Gedankengänge wiederholt werden? Wilamowitz hält sie für *non indigna, quae a viris rei metricae ingenue studiosis legantur propter ipsum errorem,* stellt man sich aber auf den Standpunkt eines angehenden Philologen, der mit Hilfe von Wilamowitz' Buch in die Metrik einzudringen strebt, so kann es diesen nur verwirren, wenn er zunächst einen falschen Weg geführt wird. Schlimmer noch ist ein anderer Fall: Wilamowitz hatte in dem zweiten Commentariolum metricum die Ansicht ausgesprochen, daß die iambischen Strophen der Tragödie nicht wie die übrigen Chorformen aus dem dorischen Dithyrambus, sondern wie der iambische Trimeter von den Ioniern stamme. Diese kühne Hypothese, die auch mir seinerzeit starken Eindruck gemacht hat, wird S. 204 f. wörtlich wiederholt, aber dann findet sich eine Anmerkung: *Reliqui quae dixeram, meliora infra docebo,* und die schlagenden Gegengründe werden kurz mitgeteilt. Ich frage wieder: Muß es den Leser nicht unsicher machen, wenn ihm bestechende Einfälle in überzeugtem Ton vorgetragen, dann aber unbarmherzig zerstört werden?[1])

[1]) Nebenbei bemerkt, habe ich keine Stelle gefunden, wo die bessere Einsicht entwickelt wird.

Was wir hier an Einzelheiten beobachten, gilt leider von dem ganzen Werk; der Verfasser macht es seinen Lesern außerordentlich schwer, ihm zu folgen. Erschwerend wirkt schon die Gliederung des Stoffs. Das Werk zerfällt in drei Hauptteile, einen ersten ohne zusammenfassenden Titel, einen zweiten 'Einzeluntersuchungen' und einen dritten 'Einzelne Lieder'. Beim ersten lehrt schon das Fehlen einer gemeinsamen Überschrift, daß die vier Kapitel nur lose zusammenhängen. Das erste Kapitel 'Griechischer und moderner Versbau' zeigt sehr fein und interessant, daß uns das Wesen unserer Sprache, die Längen und Kürzen nicht scheidet, eine wirkliche Nachbildung griechischer Verse unmöglich macht. Wenn Gottfried Hermann nicht nur die griechischen Verse bei Klopstock, sondern auch die Klopstocks bei den Griechen fand, so entspringt das dem grundlegenden Irrtum, als gäbe es 'eine allgemein verbindliche, im Griechischen, Lateinischen, Deutschen gleich mögliche Metrik'.

Wichtig und, mir wenigstens, neu ist der Nachweis, daß die antiken Maße bei unseren deutschen Dichtern fast ausnahmslos nicht den Regeln der griechischen Dichter, sondern denen der lateinischen Nachahmer folgen; Goethe baut ovidische nicht homerische Hexameter. Die ungeheure Bedeutung der in den Lateinschulen des Mittelalters und der Neuzeit sich forterbenden Tradition wird stark hervorgehoben, und der Wert der neulateinischen Poesie, auch der zeitgenössischen, eifrig verteidigt.

Das zweite Kapitel 'Poesie und Prosa, die *εἴδη* der gebundenen Rede bei den Hellenen' bespricht zunächst die Wurzeln, aus denen eine Bindung der Rede überhaupt erwächst; neben der von Bücher gewürdigten Rhythmik der Arbeit wird als noch wichtiger die Rhythmik des Spiels und des eng mit ihm verbundenen Tanzes hervorgehoben, und mit Recht werden viele Tänze und rituellen Rufe auf die vorhellenische Bevölkerung von Griechenland zurückgeführt. Alle Formen der gebundenen Rede sind zunächst Schöpfungen eines einzelnen, 'das Volk gibt nie und nirgends mehr als die Resonanz', ein einzelner Dichter schaffte sich Vers und Stil, die dann von vielen Geschlechtern festgehalten werden. Vers und Stil jeder poetischen Gattung muß von den Dichtern immer wieder gelernt werden, und diese handwerksmäßige Schulung ist auch für den genialen Dichter ein überaus wichtiges Rüstzeug. 'Von 800 bis 300 haben sich so die Griechen nicht eine, sondern eine Anzahl poetischer Gattungen, Stile und Sprachen geschaffen, die nebeneinanderstehen und stehenbleiben, die jeder lernen muß, wenn er dichten will, die er abtönen darf, aber nur so, daß die Abweichung als solche gefühlt wird; vermischen darf er sie nie, und in keine darf er die Sprache einführen, die er im Leben spricht, oder in der er Prosa schreibt.' Diese gewaltige schöpferische Triebkraft stirbt ab, als die Kunstprosa sich zur Aufgabe stellt, die Werke der Poesie mit ihren Mitteln zu ersetzen oder zu übertreffen, und als ihr das nach dem Urteil des griechischen Volkes gelingt. Aus der rhythmisierten Kunstprosa erwächst dann am Ausgang des Altertums eine neue Art der Poesie.

Das dritte Kapitel heißt 'Die metrischen Theorien der Hellenen', behandelt aber die Geschichte der griechischen Metrik von dem ersten für uns faßbaren

Mann Damon, dem angeblichen Lehrer des Perikles, in großen Zügen bis auf Usener, Blaß und Otto Schroeder herab. So viel Wertvolles (neben einigem Anfechtbaren) dieser Abschnitt enthält, er setzt doch schon recht erhebliche Kenntnisse voraus, und sein Ergebnis ist für den, der in die antike Metrik eindringen will, wenig ermutigend.

Nun folgt endlich als viertes Kapitel das, was die meisten Leser am sehnsüchtigsten erwarten werden, die 'Geschichte der griechischen Verskunst' (S. 86 —136). In gewisser Weise ist dies Kapitel das Kernstück des Buchs, denn hier haben wir die Gesamtauffassung des Verfassers von der griechischen Verskunst, die er als erster historisch zu skizzieren versucht, sich dessen durchaus bewußt, daß Nacharbeiten an den Texten manche seiner Aufstellungen ändern oder umstoßen werden. Auf den stofflichen Inhalt dieses Kapitels will ich hier noch nicht eingehen, sondern nur auf seine Bedeutung für die Komposition des ganzen Werks und auf seine Wirkung. Da muß ich leider bekennen: es scheint mir fast ausgeschlossen, daß ein mit Wilamowitz' metrischen Arbeiten noch nicht vertrauter Leser diesen Abschnitt versteht. Er setzt viel zu viel voraus, Zitate fehlen fast ganz, oder sie sind so allgemein angedeutet, daß sie nur versteht, wer das ganze Material im Kopf hat. Auch der Verfasser selbst hat anscheinend geringes Vertrauen zur Verständlichkeit seiner Darstellung, er sagt S. 86: 'Was ich gebe, fußt auf den Untersuchungen, die in den späteren Teilen dieses Buches vorgelegt werden. Wer den Weg vorzieht, den ich selbst gegangen bin, wird mit ihnen den Anfang machen.' Und schon im Vorwort wird dem Leser der Rat gegeben, das Kapitel so zu lesen, daß er immer die entsprechenden Teile des zweiten Buches dazu nimmt, aber ohne sich auf die Einzelbehandlung der angeführten Belege einzulassen — ein Verfahren, das ich praktisch für sehr schwer durchführbar halte —, daneben aber wird auch der andere Weg offen gelassen, daß der Leser von den einzelnen Liedern ausgeht und so Geschlecht für Geschlecht prüft. Im selben Zusammenhang wird auch darauf hingewiesen, daß die Lehre ganz knapp, begrifflich und geschichtlich, vor dem metrischen Register formuliert ist. Wenn ein Autor seinen Lesern an die Hand gibt, die Abschnitte seines Buches in anderer als der von ihm gewählten Reihenfolge zu lesen, so zeigt er damit, daß ihm die Komposition nicht geglückt ist. Ich möchte den Lesern noch eine andere Reihenfolge anraten: Erst den kurzen Extrakt der Lehre zu Anfang des Registers (S. 612 f.), dann die Teile II und III und endlich als Abschluß I 4 die Geschichte der griechischen Verskunst.

Unleugbar ist der wichtigste Teil des Buches, der zweite, die Einzeluntersuchungen. Mit seinen 350 Seiten nimmt er mehr als die Hälfte des ganzen Werkes ein und liegt auch dem Verfasser am meisten am Herzen. In 14 Kapiteln werden hier die einzelnen Versgeschlechter ihrer Geschichte und ihrem Wesen nach besprochen, zwei allgemeinere Kapitel über Strophenbau (15) und Ungleiche Strophen (16) machen den Schluß. Kein anderer Mensch als Wilamowitz hätte diesen Teil schreiben können. Die Fülle glänzender Emendationen und Interpretationen ist unermeßlich, jeder künftige Herausgeber griechischer

Tragiker, Komiker, Lyriker wird hier immer wieder reichste Belehrung finden. Wer Wilamowitz' metrische Anschauungen wirklich verstehen will, muß diesen Teil langsam und sorgsam durcharbeiten.

Eine Einheit in sich ist freilich auch dieser Teil wieder nicht, das Kapitel 1 über den Phalaeceus ist ganz anders angelegt als die beiden unmittelbar folgenden Commentariola metrica, und diese wiederum räumen der Textkritik und Exegese einen wesentlich breiteren Platz ein als die folgenden Abschnitte.

Eine kleine Enttäuschung ist dann, für mich wenigstens, der dritte Hauptteil. Daß die Überschrift 'Einzelne Lieder' gegen den zweiten 'Einzeluntersuchungen' keinen klaren logischen Fortschritt bedeutet, sieht man ja leicht, und Wilamowitz gibt selbst zu S. 1: 'Ebenso ist es ganz unorganisch, daß ein dritter Teil eine Anzahl von Liedern analysiert, die auch im zweiten untergebracht sein könnten, aus dem wieder mancher manches in diesen Anhang verwiesen wünschen wird. Das alles ist nicht schön; aber ich weiß es nicht besser zu machen und wollte nur gleich zu Anfang mir dieses Urteil selbst sprechen.' Viele Leser werden gleich mir mit der Erwartung an den dritten Teil herangehen, daß der Verfasser uns nun nach der eingehenden Erörterung der einzelnen Versgeschlechter und der aus ihnen gebauten Strophen zeigt, wie die Tragiker ihre großen Chorlieder oder auch die Chorpartien einer ganzen Tragödie aus den verschiedenartigen Strophen aufbauen. Das geschieht auch in einzelnen Kapiteln dieses Teils, besonders schön für die Medeia und die Antigone, aber im ganzen sind die behandelten Lieder der Tragiker danach ausgewählt, ob Wilamowitz zum metrischen Verständnis, zur Textkritik oder zur Exegese etwas Neues zu sagen hat; mitunter hat offenbar der Ärger über irgendeine neue Ausgabe (z. B. Radermachers Aias) die Behandlung veranlaßt. Neben den Liedern der beiden jüngeren Tragiker und des Aristophanes werden zahlreiche Strophen von Lyrikern besprochen, darunter auch recht unerhebliche, wie ein in Delphi gefundener Hymnus des Aristonoos auf Hestia. Natürlich ist auch aus diesem dritten Teil für Metrik, Textbehandlung und Dichterverständnis ungeheuer viel zu lernen, aber einen organischen Abschluß des ganzes Werkes bildet er nicht. Und das ist es eben, was der Wirkung des gesamten Buches auf den Leser Eintrag tut, dem ganzen Werk fehlt die feste klare Tektonik, es erinnert in seinem Aufbau zuweilen bedenklich an die Wanderjahre des alten Goethe. Wenn ich das offen ausspreche, so geschieht es, eben weil ich den ungeheuren Reichtum des Wissens und Könnens, der hier vor uns ausgeschüttet wird, aufs höchste bewundere und es tief bedauere, daß dieser Schatz vermutlich nicht so viele Philologen bereichern wird, als er könnte und sollte.

Noch eins erschwert die Benutzung des Buches empfindlich, was ich doch nicht ganz übergehen kann, obwohl es kein Vergnügen ist, einem großen Mann die Flocken vom Rock zu suchen, die Sorglosigkeit der Zitate. Ich bedaure wahrhaftig keine Minute, die ich darauf verwendet habe, Wilamowitz' Gedankengängen nachzugehen, auch wenn ich sie nicht ganz billigen konnte, aber die Stunden, die ich beim Aufsuchen ungenau oder falsch angeführter Belegstellen verbracht habe, die bedaure ich. Daß in einem so umfangreichen Werk mit so

vielen Zitaten Druckfehler unterlaufen, ist selbstverständlich. Eine ziemlich lange Druckfehlerliste findet sich ja auf S. 631, aber sie ließe sich leicht vervielfachen, und die dort berichtigten Fehler sind meist gar nicht diejenigen, die dem Leser die meiste Not machen.[1]) Freilich ist der Druckfehlerteufel keineswegs an allen unrichtigen Belegen schuld, Wilamowitz hat sich immer gern auf sein wunderbares Gedächtnis verlassen und das läßt ihn begreiflicherweise doch öfter im Stich.[2]) Recht oft begnügt er, der das ganze Material im Kopf hat, sich auch mit einem summarischen Hinweis, der dem Leser nur wenig nützt.[3])

Man sieht, die Dornenhecken um das Königschloß der Metrik sind recht dicht und stachlich, und es gehört eine gewisse Beherztheit dazu, sich durchzuhauen. Wer das aber einmal getan hat, der wird finden, daß die Wilamowitzsche Metrik gar nicht so spröde und unzugänglich ist, wie man erst fürchtete. Ich kann natürlich nur einen summarischen Überblick geben — möglichst im

[1]) Um doch ein Beispiel zu geben: Auf S. 352 Anm. 2 werden vier Belege für Hiate in lyrischen Daktylen angeführt, von diesen ist nur einer Eur. Pha. 773, 68 allenfalls richtig, wenn das Zitat auch besser 68/9 lautete, denn der Hiatus kommt erst dadurch heraus, daß Wilamowitz die in Naucks Tragikerfragmenten getrennten Verse 68 und 69 zusammenfaßt, was wir aber erst auf S. 356 erfahren. Die drei anderen Zitate sind falsch; berichtigt ist im Druckfehlerverzeichnis Eur. Or. 1302/3 zu lesen statt 1312/3, unberichtigt bleiben Soph. Phil. 1205 (gemeint 1203) und Ar. Fried. 106; dies Zitat weiß ich leider nicht in Ordnung zu bringen, denn die benachbarten lyrischen Daktylen (114—117) enthalten keine Hiate und die dann folgenden epischen Hexameter (118—123) können doch nicht gemeint sein. Daß Wilamowitz, dem Druckfehler immer leicht entgangen sind, diese Schädlinge nicht beseitigt hat, wird niemanden erstaunen, aber die beiden Damen, deren Beihilfe an der Korrektur im Vorwort gerühmt wird, hätten unbedingt schärfer aufpassen müssen.

[2]) Auch hierfür nur ein Beispiel aus dem an solchen Versehen ganz besonders reichen Kapitel II 14 über die Daktyloepitriten. Auf S. 422 wird bemerkt, Bakchylides baue ganz überwiegend asynartetisch: 'Nehmen wir zur Probe Gedicht 11 auf den Metapontiner; da sind nur in der Strophe Vers 1 und 2, 6 und 7 je einmal verbunden, in der Epode 12 und 13.' Tatsächlich sind in der Strophe Vers 1 und 2 zweimal verbunden (15/6 und 85/6), ferner Vers 3 und 4 einmal (87/8), Vers 6 und 7 einmal (6/7), Vers 10 und 11 einmal (10/11), Vers 13 und 14 einmal (97/8), in der Epode nicht nur einmal Vers 12 und 13 (124/5), sondern auch je einmal Vers 7 und 8 (119/20 dies nicht ganz sicher) und Vers 13 und 14 (41/2); das Gedicht hat also nicht drei Fälle von Synaphie, sondern neun, oder wenn man den kritisch unsicheren Fall (119/20), in dem man aber um die Synaphie kaum herumkommen wird, fortläßt, deren acht, und es ist somit kein glückliches Beispiel für das Überwiegen asynartetischen Baus.

[3]) Liest man z. B. S. 347: 'Epische Hexameter finden wir bei Sappho, und da zeugt die Zäsur und die Verkürzung eines schließenden Vokales vor Vokal für die epische Herkunft im Gegensatze zu ihren anderen Daktylen' — so möchte man diese epischen Hexameter der Sappho gern ansehen, aber die sind nicht ganz leicht zu finden. Doch halt, über Sapphos Verse hat Wilamowitz ja auch in Sappho und Simonides gehandelt, da wird man das Zitat lesen, und richtig werden dort S. 88 drei epische Hexameter der Sappho angeführt — nur sind leider wieder zwei der Fragmentzahlen falsch, 20 und 21, statt 30 und 31, man muß also doch erst die 117 Fragmente der Sappho in Bergks Poetae lyrici durchsehen, ehe man das Gewünschte erreicht hat. Wieviel Zeit und Nervenkraft verbraucht gerade, wer Wilamowitz' Buch sorgsam durcharbeitet, bei solchen Streifzügen nach Belegstellen!

Anschluß an die kurze Formulierung des Registers — und werde dabei auch Punkte betonen, in denen ich von Wilamowitz abweichen zu müssen glaube Die Abweichungen entstehen meist dadurch, daß ich mich der antiken Theorie und Nomenklatur etwas enger anschließe als er.

Der griechische 'Urvers', der sich aus der späteren Entwicklung erschließen läßt, war ein ganz freier Vierheber von normalerweise acht Silben. Die Silbenzahl ist aber nicht fest, da einerseits die Senkungen auch zweisilbig sein können, was eine Vermehrung der Gesamtsilbenzahl bedingt, anderseits die Neigung besteht, den Vers stumpf d. h. mit einer Hebung zu schließen, wodurch bei fallendem (trochäischem) Gang der Fortfall der letzten Silbe herbeigeführt wird. Dieser Urvers hat sich früh in verschiedene Dimeter gespalten, die alle aus zwei viersilbigen, sechszeitigen Metren bestehen.

Die möglichen Formen dieser Metren sind:

◡ _ ◡ _ Iambus
_ ◡ _ ◡ Trochäus
_ ◡ ◡ _ Choriambus
◡ ◡ _ _ steigender Ioniker
_ _ ◡ ◡ fallender Ioniker
◡ _ _ ◡ Antispast.

Für sie alle gilt, daß die außenstehenden Kürzen gelängt werden können, also in iambischen Versen die erste, dritte usw., in trochäischen die zweite, vierte usw., beim Antispast beide; anderseits kann beim steigenden Ioniker die zweite, beim Antispast die erste Länge gekürzt werden. Von großer Wichtigkeit ist, daß die Grundlage von Versen nur die Metren, nicht etwa ihre Hälften, die Füße, also der einzelne Iambus oder Trochäus bilden. Die enge Verwandtschaft aller dieser Metren ist immer gefühlt worden, und das spricht sich darin aus, daß sie in gewissen Grenzen miteinander vertauscht werden können. Besonders gern ersetzen Iambus und Choriambus einander; selbst im Trimeter kann Aischylos das erste Metrum choriambisch bilden, nicht nur in Eigennamen wie Sieben 547 *Παρθενοπαῖος Ἀρκάς* _ ◡ ◡ _ | ◡ _ ◡, auch bei anderen Worten, z. B. Cho. 1049 *φαιοχίτωνες* _ ◡ ◡ _ | ◡. Gleichwohl hat man die verschiedenen Formen dieser viersilbigen Metren früh als verschieden empfunden, und sie haben in der weiteren Entwicklung jede ihren Sondercharakter bekommen. Von den mitgeteilten möglichen Variationen ist die letzte, der Antispast, seit Gottfried Hermann in den Bann getan und gilt als eine nichtsnutzige späte Grammatikererfindung, Wilamowitz schreibt diese Erfindung zwar (S. 236 und 74) noch der 'guten Zeit' der antiken Metrik zu, will dem Antispast aber auch nicht das gleiche Alter und den gleichen Eigenwert zugestehen wie den anderen Metren, weil er keine reihenbildende Kraft habe.[1]) Ich glaube sehr wahrscheinlich machen zu können, daß die Lesbier um 600 ihn gerade so gut gekannt und für die Bildung neuer Verse benutzt haben wie die anderen Metren.

---

[1]) Auch die reihenbildende Kraft des Choriambus ist beschränkt, größere reinchoriambische Verse gibt es nicht, am Schluß steht immer ein iambisches Metron.

Gemeinsam sind diesen alten Dimetern nun noch weitere Freiheiten. Besonders bei Iamben und Trochäen kann eine der beiden Kürzen, oder auch beide unterdrückt werden, eine Möglichkeit, die später Aischylos in seinen iambischen Strophen mit besonderer Kunst verwertet hat, ich erinnere z. B. an die herrlichen Strophen der Parodos des Agamemnon 192

πνοαὶ δ᾽ ἀπὸ Στρυμόνος μολοῦσαι ⏑ – ⏑ – | – ⏑ – | ⏑ – –.

Ferner können gelegentlich zwei Kürzen statt einer in der Senkung stehen, eine Freiheit, die später noch der tragische Trimeter im ersten Metrum, der komische an allen Stellen außer der letzten bewahrt hat. Endlich finden sich vereinzelt unreine Schlüsse, die in Iamben die sogenannten Hinkverse (⏑ – – ⏓) erzeugen.

Von diesen alten Dimetern haben eine Reihe immer fortgelebt. Besonders wichtig ist da gerade für die Volkspoesie der choriambische Dimeter, dessen Bedeutung Wilamowitz in der berühmten Abhandlung (Gr. Versk. II 3) vor allem aus den Chorliedern der späteren Euripideischen Tragödien, wo sie geradezu vorherrschen, und der Aristophanischen Komödien erschlossen hat. Seine Aufstellungen sind bald darauf glänzend bestätigt worden durch den Fund des Berliner Korinna-Papyrus (jetzt am bequemsten in Diehls Supplem. lyr.[3] S. 48 ff.), dessen zweites Lied von den Töchtern des Asopos ganz in diesem Metrum gehalten ist. Hier sind immer fünf solche Dimeter zu einer Strophe verbunden, deren Abschluß durch Katalexe des fünften angezeigt wird. Fest ist in diesen Dimetern nur das zweite Metrum, der Choriambus; das erste kann trochäisch sein, z. B. 56 τὰν δ᾽ ἴαν Μήας ἀγαθός – ⏑ – – | – ⏑ ⏑ –, wobei auch die Auflösung der ersten Länge erlaubt ist V. 66 τόδε γέρας κατῖσχον ἰών ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ –, es kann antispastisch sein 63 f.

κἄσσονθη πολουσπερίες – – – ⏑ | – ⏑ ⏑ –
τἀγείρω τ᾽ ἐς μαντοσούνω ⏑ – – – | – ⏑ ⏑ –,

es können auch vier Längen stehen (die ich auch als Antispast fasse) 57

πῆς Ἑρμᾶς οὕτω γὰρ Ἔρως – – – – | – ⏑ ⏑ –.

Wichtig ist nun, daß gelegentlich bei Korinna für den Choriambus auch der nächstverwandte Iambus eintritt 58

κὴ Κούπρις πιθέταν, τιώς – ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ –.

Die katalektischen Verse enden alle iambisch, z. B. 55

Φῦβος λέκτρα κρατούνι – ⏑ – ⏑ | ⏑ – –.

Das erste Metrum ist bei Korinna immer voll, die Euripideischen Chorlieder zeigen aber an erster Stelle nicht selten ein verkürztes Metrum: Or. 834 f.

οἷον ἔργον τελέσας – ⏑ – | – ⏑ ⏑ –
βεβάκχευται μανίαις ⏑ – – | – ⏑ ⏑ –.

Mit diesem choriambischen Dimeter nächstverwandt ist dann das berühmteste aller dieser Maße, der Glykoneus. In ihm ist wieder das zweite Metrum fest, nämlich iambisch, das erste kann von den Zeiten der Sappho an ganz ver-

schieden aussehen. Die beiden üblichsten Formen haben wir hintereinander in dem Berliner Sappho-Papyrus, Diehl, Supplem. lyr.³ S. 44 Fr. 23 V. 6 f.

τὰν δ' ἔγω τάδ' ἀμειβόμαν· – ∪ – ∪ | ∪ – ∪ –
χαίροισ' ἔρχεο κἄμεθεν – – – ∪ | ∪ – ∪ –,

erst Trochäus, dann Antispast, den Anakreon durchaus bevorzugt. Im ersten Metrum kann aber bei Sappho eine Länge durch eine Kürze ersetzt werden Fr. 42

ἄγε δὴ χέλυ δῖά μοι ∪ ∪ – ∪ | ∪ – ∪ –,

ebenso Diehl, Supplem. lyr.³ S. 47 Fr. 25, 4, auch dies wird man als Form des Antispasts anerkennen dürfen. Genau so wie im choriambischen Dimeter der Korinna gelegentlich an zweiter Stelle der Iambus für den Choriambus eintritt (s. o. 322), steht schon bei Sappho manchmal im Glykoneus der Choriambus für den Iambus, Diehl, Supplem. lyr.³ S. 47 Fr. 25, 7

(γυναί)|κεσσιν, ὤς ποτ' ἀελίω – ∪ – ∪ | – ∪ ∪ –,

d. h. choriambischer Dimeter und Glykoneus können füreinander eintreten. Überhaupt nicht zu scheiden sind beide in ihrer katalektischen Form, dem Pherekrateus;

Φῦβος λέκτρα κρατούνι – ∪ – ∪ | ∪ – –

ist ebensogut ein katalektischer Glykoneus wie ein katalektischer choriambischer Dimeter. Die ungeheure Häufigkeit des Glykoneus und seiner Spielarten hat bewirkt, daß für seine verschiedenen Modifikationen verschiedene Namen üblich geworden sind; Pherekrateus heißt die katalektische Form, Telesilleion die vorn um eine Silbe verkürzte: Teles. Fr. 1 Bgk.

ἅδ' Ἄρτεμις ὦ κόραι – – ∪ | ∪ – ∪ –,

Hipponakteion die am Schluß um eine Silbe verlängerte: Hippon. Fr. 92 Bgk.

καὶ κνίσῃ τινὰ θυμιήσας – – – ∪ | ∪ – ∪ – | –.

Die antike Theorie bezeichnet (Heph. IV 4) solche über ein Metron überschießenden Silben als Hyperkatalexe, und man kann m. E. diese von Wilamowitz verabscheute Benennung ruhig beibehalten, um damit die von ihm anerkannte Neigung für klingende, d. h. auf eine Senkung ausgehende Schlüsse bei eigentlich stumpf schließenden Versen auszudrücken.

Andere alte Dimeter, die trochäischen, iambischen, anapästischen, haben kein so starkes Eigenleben gehabt wie der choriambische und der Glykoneus, sind aber später für die Bildung größerer metrischer Einheiten, Tetrameter und Systeme, bedeutungsvoll geworden. Selbständiger sind wieder die ionischen, die ihre beiden Metren gern durch Austausch der Schluß- und Anfangssilbe unlöslich verschmelzen (Anaklasis), z. B. Anakreon Fr. 62

φέρ' ὕδωρ, φέρ' οἶνον, ὦ παῖ ∪ ∪ – ∪̄ | ⏓ ∪ – –.

Wichtig ist, daß es nach Wilamowitz (bes. 356 f.) auch daktylische gleich den anapästischen *κατὰ μέτρον* gebaute Dimeter gibt, während meist die Daktylen nicht *κατὰ μέτρον*, sondern *κατὰ πόδα* gemessen werden.

Mindestens in der späteren Zeit einem solchen Dimeter als gleichwertig erachtet ist auch das Hemiepes, die Pentameterhälfte ῥήμασι πειθόμενοι – ∪ ∪ – ∪ ∪ –.

Es bildet schon den Übergang zu den Kurzversen. Neben diesen Dimetern gibt es nämlich von alters her verstümmelte, früh festgewordene Glieder, die sich nicht mehr in einzelne Metren auflösen lassen; Wilamowitz nennt sie Kurzverse und ist geneigt, ihren Bereich weiter auszudehnen, als ich für statthaft halte. Dahin gehört vor allem der Ithyphallikus Arch. Fr. 100 *κάρφεται γὰρ ἤδη* – ⏑ – ⏑ – ⏓, ein verstümmelter trochäischer Dimeter, der Adoneus Sapph. Fr. 1, 4 *πότνια θῦμον* – ⏑ ⏑ – ⏑, der für die Tragödie besonders wichtige und in ihr zum Fuß gewordene Dochmius, von dessen unzähligen Formen ich nur zwei besonders häufige, Aesch. Agam. 1145 *ἀηδὼν βίον* ⏑ – – ⏑ –, und ebd. 1144 *ἀμφιθαλῆ κακοῖς* – ⏑ ⏑ – ⏑ – anführe, ferner das Reizianum, ein von Gottfried Hermann nach seinem Lehrer Reiz benanntes Glied, dem Wilamowitz eine proteische Wandlungsfähigkeit zuschreibt; die Normalform ist Aesch. Pers. 962 *ὀλοοὺς ἀπέλειπον* ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏒.

Die vielgestaltigen Dimeter und ihre Rudimente, die Kurzverse, alle ausgegangen von dem achtsilbigen Vierheber, dem Urvers, sind das Material, aus dem die bewußte Kunst der griechischen Dichter den unübersehbaren Reichtum ihrer Formen schafft. Ehe wir diese bewußte Kunst betrachten, gibt es eine sehr unbequeme Tatsache festzustellen: Die beiden ältesten und verbreitetsten Sprechverse der Hellenen, der epische Hexameter und der iambische Trimeter, lassen sich nicht aus dem Urvers und seinen Variationen herleiten. Alle Versuche, den Hexameter in zwei Kurzverse zu zerlegen, wie sie besonders Bergk, Usener und in neuester Zeit Witte gemacht haben, scheitern daran, daß die für alle zusammengesetzten Verse charakteristische Fuge, Wortschluß an der Stelle, wo das erste Glied aufhört, zu keiner Zeit für den Hexameter erforderlich gewesen ist. Auch die bukolische Diärese vor dem fünften Fuß, die Witte, R.-E. VIII 2244 ff. als den Schnittpunkt ansieht, läßt sich nicht mit Sicherheit als solcher erweisen, weil erstens nur etwa 60% der Homerischen Verse diese Diärese haben, und zweitens die bukolische Diärese, wie Wilamowitz S. 98, 2 mit Recht hervorhebt, niemals zur Gliederung des Verses ausgereicht hat. Statt der Diärese hat der Hexameter, solange wir ihn kennen, eine Zäsur, Wortschluß mitten in einem Versfuß, diese Zäsur ist aber nicht an eine bestimmte Stelle gebunden, die Zäsuren *πενθημιμερής* und *κατὰ τρίτον τροχαῖον* stehen gleichberechtigt nebeneinander, und es gibt auch dreigegliederte Verse ohne Zäsur im dritten Fuß wie Il. VI 181 *πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα.* Daß der Hexameter dennoch aus zwei Teilen zusammengewachsen ist, glaube ich freilich, aber nachweisen läßt es sich m. E. mit unseren Mitteln ebensowenig, wie wir erklären können, warum beim Daktylus Metrum und Fuß meist zusammenfallen, während seine umgekehrte Form der Anapäst niemals *κατὰ πόδα*, stets *κατὰ μέτρον* gemessen wird. Ähnlich wie mit dem Hexameter steht es mit dem iambischen Trimeter. Auch er hat schon im Margites und bei Archilochos keine die Fuge verratende Diärese, dagegen eine regelmäßige Zäsur vor der ersten oder zweiten Hebung des zweiten Metrums. Beide Verse haben also zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Literatur eine lange Entwicklung hinter sich und werden durchaus nicht mehr als zusammengesetzt empfunden.

Bei allen anderen längeren Versen der Kunstdichtung läßt sich die Herkunft aus den alten Dimetern und Kurzversen erweisen. Der einfachste Vorgang ist das Zusammensetzen zweier Kurzverse derselben Gattung zu einem Tetrameter. So ist der trochäische Tetrameter aus einem vollen und einem katalektischen Dimeter zusammengesetzt z. B. Archil. Fr. 50

ὦ λιπερνῆτες πολῖται, τἀμὰ δὴ ξυνίετε – ⏑ – – | – ⏑ – – ‖ – ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏓

und die Diärese nach dem ersten Dimeter ist von den Iambographen, Tragikern, den Dichtern der mittleren Komödie so gut wie nie, von Epikern und den Dichtern der alten Komödie dagegen nicht selten vernachlässigt worden (s. Joseph Kanz, De tetrametro trochaico, Giess. Diss. 1913, S. 44. 61 und 77). Ganz ähnlich steht es mit dem seit Hipponax (Fr. 90) nachweisbaren iambischen Tetrameter

εἴ μοι γένοιτο παρθένος, καλή τε καὶ τέρεινα – – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – ‖ ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏒,

der für die alte Komödie charakteristisch ist; auch er ist aus vollem und katalektischem Dimeter zusammengesetzt und bewahrt meist die Fuge in der Diärese, die freilich von Aristophanes nicht selten vernachlässigt wird. Strenger noch ist in dieser Hinsicht der ebenso zusammengesetzte anapästische Tetrameter; unter den vielen Versen dieser Art bei Aristophanes gibt es nur drei ohne Diärese (Wo. 987, Wesp. 568, Vög. 600), die man mit Unrecht beanstandet hat. Nur wenig künstlicher sind der Priapeus, die Zusammensetzung von Glykoneus und Pherekrateus Anacr. Fr. 17

ἠρίστησα μὲν ἰτρίου λεπτοῦ μικρὸν ἀποκλάς – – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ‖ – – – ⏑ | ⏑ – ⏓

und andere Verbindungen choriambischer und iambischer oder trochäischer Dimeter; bei diesen selteneren Versen ist die Zusammensetzung schneller vergessen und die Diärese öfter vernachlässigt worden, besonders von den Komikern.

Ganz streng hat man sie dagegen immer innegehalten bei dem aus zwei Hemiepe gebildeten Pentameter

κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι – ⏑ ⏑ – – – | – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –,

auch als der seit Ende des IV. Jahrh. nachweisbare Name Pentameter bekundet, daß man die Entstehung aus zwei ersten Hexameterhälften vergessen hat. Hier haben wir also eine Neubildung, deren Teile nicht unmittelbar alte Dimeter sind, sicherlich hat man das Hemiepes in unmittelbarer Nachbarschaft des epischen Hexameters als dessen Hälfte empfunden.

Einen Schritt weiter geht Archilochos, wenn er Hemiepes und iambischen Dimeter verkoppelt Fr. 85

ἀλλά μ' ὁ λυσιμελής, ὦταῖρε, δάμναται πόθος – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ‖ – – ⏑ – | ⏑ – ⏑ –

oder vier Daktylen mit dem Ithyphallikus abschließt Fr. 100

οὐκέθ' ὁμῶς θάλλεις ἁπαλὸν χρόα· κάρφεται γὰρ ἤδη – ⏑ ⏑ ¦ – – | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ ‖ – ⏑ – ⏑ – ⏓,

und hier wird die Selbständigkeit der Teile von ihm so stark empfunden, daß er selbst Syllaba anceps am Schluß der daktylischen Tetrapodie zuläßt Fr. 115

καὶ βήσσας ὀρέων δυσπαιπάλους, οἷος ἦν ἐπ' ἥβης – – | – ⏑ ⏑ | – – | – ⏑ ⏒ ‖ – ⏑ – ⏑ – ⏓.

Eine andere Art der Neubildung, deren Bedeutung ich etwas höher einschätze als Wilamowitz, lernen wir besonders bei den Lesbiern kennen: sie erweitern

die alten Dimeter zu Trimetern dadurch, daß sie vorn oder hinten ein volles oder katalektisches Metrum ansetzen. Auf die gleiche Weise könnte in sehr früher Zeit der iambische Trimeter aus dem Dimeter gewonnen sein. So setzt Alkaios dem Glykoneus ein volles iambisches Metrum voran, Diehl, Supplem. lyr.[3] 23 Fr. 23, 6

κῆνος δὲ γαώθεις Ἀτρεΐδαν γάμῳ ⏑ ‖ – – – ⏑ | ⏑ – ⏑ –.

Hier ist zweierlei sehr wichtig, erstens daß die Dichter das Metrum als Bestandteil der alten Dimeter kennen und benutzen, zweitens daß Verse, die durch Zusatz eines Metrums erweitert sind, die Ansatzfuge des Metrums nicht durch Diärese zu betonen lieben, sondern eher verhüllen; der neue Vers soll von vornherein als Einheit wirken. In den sechs Versen der angegebenen Art, die wir von Alkaios besitzen, ist nur einmal Wortschluß hinter dem ersten iambischen Metrum (V. 11). Daß dieser Vers wirklich durch Voranstellung eines iambischen Metrums vor den Glykoneus geschaffen ist, beweist ein neues Gedicht der Sappho, Diehl, Supplem. lyr.[3] S. 46 Fr. 25. Die Strophe besteht aus drei in Synaphie stehenden Gliedern, das mittlere ist ein Glykoneus, das erste ein Glykoneus mit vorgesetztem Creticus, d. h. einem unvollständigen iambischen Metrum, das dritte ein Glykoneus mit angehängtem katalektischen iambischen Metrum. V. 12

ἀ δ' ἐέρσα κάλα κέχυται, τεθά- – ⏑ – ‖ – ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ –
λαισι δὲ βρόδα κἄπαλ' ἄν- – ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ –
θρυσκα καὶ μελίλωτος ἀνθεμώδης – ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ‖ ⏑ – –

Der dritte Vers, Glykoneus + katalektischem iambischen Metrum, hat nun eine große Zukunft gehabt; es ist der seit der hellenistischen Zeit stichisch gebrauchte Phalaeceus, uns besonders durch Catull vertraut, z. B. 3, 1 *Lugete, o Veneres Cupidinesque.* Auch in dieser Strophe der Sappho wird Wortschluß an den Ansatzstellen eher gemieden als gesucht.

So sind m. E. mit klarer Einsicht in die Metren, aus denen sich die alten Dimeter zusammensetzen, die meisten Trimeter der Lesbier geschaffen, der sapphische Elfsilbler z. B. aus einem choriambischen Dimeter und einem katalektischen iambischen Metrum, Sapph. Fr. 1, 1

ποικιλόθρον' ἀθάνατ' Ἀφροδῖτα – ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ – ⏓.

Ich glaube im Gegensatz zu Wilamowitz, auch den Asklepiadeus so erklären zu müssen, als einen Glykoneus, dem ein volles antispastisches oder trochäisches Metrum — mit der gleichen Freiheit, wie sie das erste Metrum des Glykoneus immer gehabt hat — vorausgesetzt ist, z. B. Fr. 40 *πίνωμεν τὸ γὰρ ἄστρον περιτέλλεται* – – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – oder Fr. 33, 1 *ἦλθες ἐκ περάτων γᾶς ἐλεφαντίναν* – ⏑ – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ – ⏑ –.

Das zweite Metrum ist immer rein antispastisch. Diese Deutung ist genau die Lehre des Hephaistion X 3, die aber für mich nicht der Ausgangspunkt gewesen ist. Ist diese Auffassung richtig, so haben die Lesbier den Antispast ebenso als Bestandteil der volkstümlichen Dimeter angesehen wie Iamben, Trochäen, Choriamben und Ioniker. Wilamowitz, der den Antispast für eine spätere Erfin-

dung der Metriker, wenn auch noch aus guter Zeit hält, läßt den Asklepiadeus aus zwei Kurzversen *Maecenas atavis* – ⏓ – ⏑ ⏑ – und *edite regibus* – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓ zusammenwachsen. Ich fürchte, hier hat selbst ihm die für Hermann so verhängnisvolle Neigung, von den Römern auszugehen, einen Streich gespielt; charakteristisch ist, daß er beide Kurzverse stets lateinisch mit den Horazischen Worten anführt. Wären des Alkaios' Asklepiadeen so gebaut wie die des Horaz, so wäre gegen seine Erklärung nichts einzuwenden, denn Horaz hat ja wirklich immer Wortschluß nach dem ersten Kurzvers. Die für alle aus zwei selbständigen Gliedern zusammengesetzten Verse charakteristische Fuge an der Zusammensetzstelle ist nun aber für Alkaios' Asklepiadeen durchaus nicht die Regel, z. B. Fr. 40 *πίνωμεν, τὸ γὰρ ἄστρον περιτέλλεται.* Früher hatten wir von Alkaios nur die 6½ Asklepiadeen des Fragments 33, dessen Überlieferung zum Teil unzuverlässig ist, und je einen Vers in Fr. 40 und 82, und von diesen neun Versen haben nur drei Wortschluß an der angeblichen Fuge. Jetzt sind durch die Papyri 32, die trotz Verstümmelung ein Urteil über diesen Punkt gestatten, dazugekommen, und von ihnen haben 13 die geforderte Diärese nicht. Also 19 Verse, d. h. nahezu die Hälfte aller 41 von Alkaios erhaltenen Asklepiadeen widersprechen der Auffassung Wilamowitz', nicht etwa nur ein paar Fälle, die man sich gefallen lassen könnte. Bestätigt wird meine Ansicht durch den großen Asklepiadeus Fr. 44

μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω – ⏑ – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ – ⏑ –

Er ist nach Wilamowitz dadurch entstanden, daß man in die Mitte des kleinen Asklepiadeus einen Choriambus hineingesetzt hat, was ja auch wieder zu Horaz

Nullam Vare sacra vite prius severis arborem

vortrefflich paßt, aber nicht zu Alkaios. Erstens vermisse ich den Beweis, daß irgendein Vers der Lesbier durch Einfügung eines Metrums in der Mitte entstanden ist, sie fügen vorn oder hinten Metren an. Ferner aber ist das Glied *Maecenas atavis* in den mir bekannten 33 großen Asklepiadeen des Alkaios wieder 15 mal nicht durch Diärese abgesetzt. Ich halte also daran fest, wie der kleine Asklepiadeus aus dem Glykoneus durch Vorsetzen eines Antispasts gewonnen wurde, so der große aus dem kleinen durch erneute Voranstellung eines Antispasts. Jedesmal hat das erste Metrum alle Freiheiten des ersten Metrums im Glykoneus, die folgenden sind rein. Daß diese Einteilung unserem rhythmischen Gefühl widerstrebt, gebe ich vollkommen zu; Zusammenfall von Wortende und Metrumende ist ganz selten, und unser Ohr ist an antispastischen Rhythmus nicht gewöhnt, auch im Glykoneus, *ὦ παῖ παρθένιον βλέπων* – – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – wird es uns schwer, ihn anzuerkennen.

Die größte Bildung der Art, die wir bei Alkaios haben, ist die Verkoppelung zweier Glykoneen mit einem vollen iambischen Metrum Fr. 15

μαρμαίρει δὲ μέγας δόμος χάλκω· πᾶσα δ' Ἄρῃ κεκόσμηται στέγα
– – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ‖ – – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ‖ – – ⏑ –.

Auf diesen beiden Wegen, Verkoppelung zweier alter Dimeter oder Kurzverse, und Erweiterung durch Ansatz eines Metrums, sind auch weiterhin immer wieder

neue Versformen gewonnen worden; der Vorgang ist bei den Lesbiern besonders durchsichtig, weil sie im Gegensatz zu den Ioniern und Chorlyrikern weder die Auflösung einer Länge in zwei Kürzen noch die Zusammenziehung zweier Kürzen zu einer Länge kennen, alle Verse der gleichen Art also immer dieselbe Silbenzahl haben.

Nur kurz möchte ich noch die Frage berühren, wie nun aus Versen Gedichte werden. Der einfachste Bau ist der stichische, die ununterbrochene Wiederholung desselben Verses, wie wir sie vor allem im Epos und den gesprochenen Versen des Dramas haben; hier können Gruppen durch das Versmaß gar nicht abgeteilt werden. Will man den Schluß einer Versgruppe andeuten, so kann man das entweder durch katalektische Bildung des letzten Versgliedes tun, oder durch Einfügung eines fremden Gliedes. Letzteres haben wir schon in dem alten Gedicht Margites, wo zwischen die Hexameter in unregelmäßigen Abständen iambische Trimeter eingeschoben werden. Katalektische Verse als Gruppenschluß in unregelmäßigen Abständen verwendet z. B. Anakreon (Fr. 1 und 2), der glykoneische Gedichte durch eingestreute Pherekrateen in Gruppen von drei, vier oder fünf Versen teilt. Sobald die Gruppen gleich sind, nennen wir sie Strophen, und solche Strophen sind genau genommen schon jeder einzelne Tetrameter, der aus einem vollen und einem katalektischen Dimeter besteht; aber hier sind die Glieder der Strophe so eng verwachsen, daß tatsächlich wieder stichischer Bau herauskommt. Die älteste wirkliche kleine Strophe ist das elegische Distichon, das uns im VII. Jahrh. bei Archilochos und Kallinos schon ganz fertig mit festen Gesetzen entgegentritt. Eigentlich ist es dreigliedrig, Hexameter und zweimal Hemiepes, aber die beiden Hemiepe werden als ein Stichos empfunden. Die Zulassung des Spondeus in der ersten Pentameterhälfte hat die beiden Hemiepe unterschieden und das erste der ersten Hexameterhälfte mehr angeglichen, so daß, wie Wilamowitz (S. 11) fein bemerkt, das ganze Distichon im Griechischen nicht als a, b + b, sondern als a + b, a + c empfunden wird. Andere zweigliedrige Strophen sind Archilochos' Epoden, und auch bei den Lesbiern sind sie nicht selten. Die dreigliedrigen Strophen a, a, b, die unsern deutschen zwei Stollen und dem Abgesang entsprechen, gibt es auch im Griechischen, z. B. kann man die sapphische Strophe so auffassen; beide Stollen werden vom Elfsilbler gebildet, der Abgesang von dem um den Adoneus vermehrten Elfsilbler. Die Zahl der Glieder macht, sobald die Zweizahl überschritten ist, für den Bau der Strophe nichts Wesentliches mehr aus, sie kann ins Ungemessene vermehrt werden. Dagegen ist es sehr wesentlich, ob die Glieder einer Strophe durch Wortschluß scharf voneinander getrennt sind (asynartetischer Bau), oder ob die Wörter aus einem Glied ins andre übergreifen können (Synaphie). Bei den Lesbiern und Anakreon macht das nicht viel aus, weil dieselben Strophenformen wie die sapphische, alkaiische immer von neuem verwendet werden, als aber die Chorlyrik dazu übergeht, für jedes neue Gedicht neue Strophenformen zu erfinden, die dem Ohr zunächst fremd sind, da ist es von großer Bedeutung, ob die einzelnen Glieder der Strophe sich durch Wortschluß deutlich abheben oder nicht. Am klarsten sieht man das bei jener von Bakchylides und

Pindar bevorzugten Strophengattung, für die Wilamowitz leider den Roßbach-Westphalschen Namen Daktyloepitriten beibehalten hat, obwohl er selbst zugibt (S. 429), daß sie 'diesen Namen niemals erhalten haben würden, wenn Bakchylides von Anfang an neben Pindar gestanden hätte.' Die Strophen arbeiten mit einem nicht sehr umfangreichen Material von Dimetern und deren Erweiterungen[1]; Bakchylides, der hier zweifellos der älteren Art treu geblieben ist, baut sie vorwiegend asynartetisch, und deshalb sind seine Lieder auch metrisch leichter verständlich als die Pindars, welcher die Synaphie viel weiter treibt. Weitgehende Synaphie macht den Bau einer Strophe stets unübersichtlich. Über den Wechsel gleicher Strophen hinaus kann die Komposition noch dadurch gesteigert werden, daß auf ein Strophenpaar eine anders gebaute Epode folgt; werden solche Triaden von Strophe, Gegenstrophe, Epode mehrfach wiederholt, wie so gern bei Pindar und Bakchylides, dann entstehen gleichsam neue Riesenstrophen des Schema a a b, in denen die beiden Strophen die Stollen, die Epode den Abgesang bilden. Kommen wir so, ich möchte sagen, zu Überstrophen, so zeigt eine genauere Betrachtung der Einzelstrophe, daß sie wieder in kleinere Komplexe in sich zusammenhängender Glieder zerfällt, in Perioden, die man als Unterstrophen bezeichnen könnte. Dieselbe Vereinigung kleiner Glieder kann in einem Fall als Strophe, in einem andern als Periode einer Strophe verwendet werden. Besonders bei Aischylos sieht man sehr deutlich, wie die Strophen wachsen; ein Verskomplex, der in den Hiketiden oder Persern eine selbständige Strophe bildet, würde in den großen Strophen des Agamemnon nur eine Periode ausmachen. Strophische Gliederung ist auf dem Höhepunkt der lyrischen und dramatischen Chorpoesie zwar das Übliche, aber sie hat niemals die Alleinherrschaft gehabt. Auch in frühen Tragödien gibt es astrophische Partien, z. B. der erste Teil der Parodos in den Sieben, in den späteren nehmen sie stark zu, sicher beeinflußt durch den Dithyrambos, der auf strophische Entsprechung allmählich ganz verzichtete. Ob das schon Pindar getan hat, ist unsicher, die neugefundenen Reste seiner Dithyramben sind ebenso strophisch gegliedert wie die des Bakchylides. In den astrophischen Gesängen tritt an die Stelle der genauen Entsprechung gleicher Perioden die Variierung ähnlicher in reichem Wechsel, in Timotheos' Persern haben wir jetzt ein sehr lehrreiches Beispiel dieser schwierigen Kompositionskunst. Von diesen freien Gebilden gilt ganz besonders, daß ein feines Ohr und eine lange Vertrautheit mit den einzelnen Versformen dazu gehört, um die Glieder richtig zu sondern, darum ist die metrische Gliederung des wie Prosa geschriebenen alten Timotheospapyrus vielleicht die glänzendste Bewährung von Wilamowitz' metrischer Meisterschaft. Aber auch die schwierigeren Chorstrophen Pindars und der Tragiker gliedern sich nur dem, der durch lange Beschäftigung mit der griechischen Chorpoesie ein gleichsam instinktives Gefühl für die möglichen und naturgemäßen Glieder erworben hat. Weitaus die Mehrzahl der Philologen wird des Führers nicht

[1]) Ich kann Wilamowitz' Grundauffassung dieser Glieder nicht zustimmen, aber eine Entwicklung meiner Bedenken würde den Rahmen dieser Besprechung sprengen.

entraten können, und schwerlich wird man einen erfahreneren und feinsinnigeren finden als Wilamowitz.

Daß die Fülle seiner metrische Analysen von Chorstrophen möglichst vielen Fachgenossen die reiche Herrlichkeit der alten Chorpoesie zugänglich und lebendig mache, ist sicherlich ein Hauptziel, das Wilamowitz mit seiner Griechischen Verskunst verfolgt. Jeder aber, der sich in das Werk ernstlich versenkt, wird es trotz manchem Widerspruch und manchem Bedenken mit dem Gefühl tiefsten Dankes für die Fülle der empfangenen Belehrung aus der Hand legen.

ALTES UND NEUES VOM TROPAEUM TRAIANI

Von Friedrich Drexel

Eine der bekanntesten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen innerhalb der klassischen Archäologie ist die große Fehde Furtwänglers und Benndorfs, um nur die beiden Vorkämpfer zu nennen, über die Zeit der Errichtung des Denkmals von Adamklissi, des monumentalen Siegesdenkmals, dessen riesige Ruine heute noch in der Südwestecke der Dobrudscha, etwa drei Stunden von der Donau entfernt, aufrecht steht und weithin die öde Ebene beherrscht.[1]) Der klare Wortlaut der Weihinschrift, von der sich glücklicherweise noch hinreichende Reste erhalten haben, weist es Traian und dem Jahre 109 n. Chr. zu, genauer der Zeit vom 10. Dezember 108 bis zum gleichen Datum 109. Ihm entgegen hat Furtwängler in einer Reihe von Aufsätzen die Erbauung des Denkmals mit voller Bestimmtheit in die früheste Kaiserzeit versetzt und einem Feldherrn des Augustus zugeschrieben, der bald nach 30 v. Chr. tatsächlich in diesen Gegenden gekämpft hat. Die Inschrift erklärte er für eine jüngere Zutat, wohlgemerkt nur die Inschrift, denn die Inschriftplatte gehört, wie er selbst nachgewiesen hat, zu dem ursprünglichen Bau; sie sollte aus irgendeinem Grunde damals leer geblieben sein. Auf das Hin und Her des jahrelangen Streites, der mit Furtwänglers Tode endete und ohne bestimmtes Ergebnis geblieben ist, kann ich hier nicht eingehen.

In einer vor wenigen Jahren erschienenen kleinen Schrift hat W. Jänecke die unerledigt gebliebene Streitfrage wieder aufgegriffen und auf Grund eigener Anschauung des Denkmals salomonisch zu entscheiden gesucht.[2]) Nach ihm haben sowohl Furtwängler als seine Gegner recht, indem der Bau aus zwei zeitlich zu trennenden Teilen bestehe. Davon sei der ältere der das eigentliche Siegeszeichen, das steinerne Tropaeum, tragende quadratische Mittelturm, der von unten auf, soweit wenigstens eine Prüfung möglich ist, aus sauber behauenen und wohlgefugten Quadern mit Randbeschlag massiv aufgemauert ist, der jüngere der ihn rings umschließende breitgelagerte Zylinder aus Gußwerk, das nur an seiner Außenseite mit Quadern verkleidet war. Jenen möchte er

[1]) Die maßgebende Veröffentlichung ist die von Tocilesco, Benndorf und Niemann: Das Monument von Adamklissi, Tropaeum Traiani, Wien 1895. Die weitere Literatur verzeichnet Mau-Mercklin, Katalog d. Bibl. d. Deutsch. Arch. Inst. in Rom I 2 S. 762 f.

[2]) Die ursprüngliche Gestalt des Tropaion von Adamklissi, Heidelb. Sitzungsber. 1919 Nr. 20.

dem Kandidaten Furtwänglers, Licinius Crassus, und dem Jahre 28 v. Chr., diesen Traian und dem Jahre 109 n. Chr. zuschreiben, wobei es freilich nötig ist, entweder wie Furtwängler die Inschrifttafel 140 Jahre lang ohne Inschrift zu denken oder Traian auch eine mehr oder weniger radikale Erneuerung des oberen Aufbaues des Mittelturmes zuzuschreiben. Diese Notwendigkeiten entfielen, wenn wir uns für die andere von Jänecke vorgeschlagene, aber abgelehnte Möglichkeit entscheiden würden, die nämlich, daß der Mittelturm von Traian, der Zylinder von einem Späteren und dann vermutlich Konstantin herrühre, der die benachbarte und nach dem Denkmal benannte Stadt um 315 n. Chr. neu errichtet hat.[1])

Es ist jedenfalls erfreulich, daß die Aufmerksamkeit einmal wieder dem seit Furtwänglers Tode allzusehr vernachlässigten Denkmal zugewendet wird. Eine Lösung der Streitfrage kann ich aber in Jäneckes Vermutung nicht erblicken. Der isolierte Aufbau des Mittelturmes versteht sich hinreichend, wenn man annimmt, daß der Architekt den nur langsam erhärtenden Gußkern nicht für stark genug hielt, sofort den schweren Aufbau des Sechsecks und des Tropaeums zu tragen, die ästhetischen Gründe sind allzu subjektiv, und wenn Jänecke besonderen Nachdruck darauf legt, daß die Ausführung der Einzelformen und des ornamentalen Schmuckes an beiden Teilen grundsätzlich verschieden sei, so sind solche Verschiedenheiten allerdings vorhanden, aber nicht nur zwischen Turm und Zylinder, sondern zwischen den einzelnen Baugliedern des Zylinders selbst, dessen Zwergpilaster mit ihrer hölzernen Ornamentik stark aus dem Rahmen des Ganzen herausfallen. Ich würde mich keineswegs wundern, wenn sich einmal herausstellen würde, daß der die Metopen enthaltende Ring erst während des Baues dem ursprünglichen Entwurf hinzugefügt worden sei; doch komme ich unten auf diese Frage zurück. Auch in einem anderen Punkte und zwar eben dem Kernpunkte von Jäneckes Ausführungen halte ich eine während des Baues erfolgte Änderung des ursprünglichen Planes für nicht unmöglich: anfänglich könnte tatsächlich nur der Mittelturm geplant gewesen sein. Aber das sind Vermutungen.

Auf einen Punkt geht Jänecke nicht oder nur flüchtig ein. Die bisherigen Erforscher des Baues betonen immer die Einheitlichkeit der technischen Ausführung, Furtwängler macht namentlich die Übereinstimmung der Klammertechnik geltend.[2]) Vielleicht wird der Bau in dieser Richtung noch einmal zu prüfen sein; soweit man sich indessen nach den Veröffentlichungen über diese Dinge ein Bild zu machen imstande ist, hat man tatsächlich den Eindruck völlig

[1]) Die über einem Stadttor angebrachte, das Ereignis feiernde Inschrift CIL. III 13734 = Dessau 8938 ist gesetzt von der *Tropeensium civitas.* Der Name der Stadt begegnet als *mun.* oder *munic. Trop.* CIL. III 7484 = 12461 (= Dessau 7183), 12473 und 14214[6], als *Τρόπεος* (*Τρόπαιος*) im Synekdemos des Hierokles 637, 8 Parthey (s. Petersen, Röm. Mitt. XI [1896] S. 311, 2). Der volle Name *Tropaeum Traiani* wird bezeugt durch CIL. III 12470 (Ehreninschrift der *Traianenses Tropaeenses* für Traian, 115/116 n. Chr.) und, sicherer, durch 14433, wo v. Premerstein, Klio XII (1912) S. 148 *Trop(aeum) [T]roi(ani)* liest (= Dessau 9118 mit Add.). Die Inschrift des Tropaeums CIL. III 12467 mit 13733.

[2]) Das Tropaion von Adamklissi und provinzial-römische Kunst Abh. d. Münch. Akad. 1903, S. 459.

einheitlicher Entstehung. Dabei will ich doch immerhin darauf hinweisen, daß Benndorf, Niemann und Furtwängler ihre Augen zu gebrauchen wußten. Sollte ihnen wirklich entgangen sein, daß der Bau aus zwei zeitlich weit auseinander liegenden Teilen bestehe? Man mache sich doch einmal klar, was das heißt. Möglich ist natürlich alles, aber wahrscheinlich kommt mir diese Einschätzung nicht vor.[1])

Vor allem aber: Jänecke hat sich von Furtwänglers Crassushypothese allzusehr bestechen lassen. Es handelt sich bei dem Denkmal von Adamklissi ja gar nicht um die Frage, ob es von Crassus oder von Traian oder von beiden errichtet worden ist, sondern vielmehr um die andere und bis auf weiteres nur um die andere, wie man seine Errichtung im Jahre 109 zu erklären hat. Wer diese leugnet, hat nach einem alten Rechtsgrundsatz den Beweis zu führen, nicht wer sie anerkennt; und daß dieser Beweis von Furtwängler oder seinen Anhängern irgend geführt worden sei, kann nicht zugegeben werden.

Fast bei allen bisherigen Erörterungen der Entstehungszeit des Monuments spielt die Stilgebung der Einzelformen und im besonderen der Figurenreliefs eine große Rolle. Furtwängler hat mit ihrer Hilfe den Beweis für die augusteische, ihm entgegen Studniczka den für die traianische Errichtung zu führen gesucht.[2]) Wer die provinziale Skulptur der Kaiserzeit einigermaßen übersieht, wird wohl ungefähr Folgendes unterschreiben: so gut wie ausgeschlossen ist konstantinischer Ursprung irgendeines Teiles des Denkmals, höchst unwahrscheinlich Entstehung in der frühen Kaiserzeit, die Möglichkeiten werden rund von den Jahren 50 und 150 umschlossen, gegen das Jahr der Inschrift besteht nicht das geringste Bedenken. Einen Beweis dafür zu führen, haben wir nach dem oben angeführten Grundsatz nicht nötig, er liegt den Gegnern ob.

Wer die Diskussion über das Denkmal nicht kennt, wird nun wohl fragen, wie man denn überhaupt dazu kam, an dem Datum zu rütteln. Hierzu gibt es nun einen sehr triftig aussehenden Grund. Das Monument konnte, i. J. 109 errichtet oder, vorsichtiger gesprochen, geweiht, nur ein oder wohl überhaupt das Siegesdenkmal der dakischen Kriege sein, und diese Kriege spielten sich mit Ausnahme einer durch eine Szenenreihe der Traianssäule bezeugten Episode des ersten Krieges[3]) durchaus im siebenbürgischen Bergland, namentlich in seinem südlichen Teil ab, mehrere hundert Kilometer von der Stätte des Denkmals. Der Tatbestand ist nun aber noch verwickelter. Etwa 200 m von dem Tropaion entfernt haben sich die Reste eines quadratischen Baues von etwa

[1]) Gegen Jänecke spricht sich, wenn auch zurückhaltend, auch Dörpfeld aus, Philol. Wochenschr. 1921 Sp. 1115 ff.

[2]) Tropaeum Traiani, ein Beitrag zur Kunstgeschichte der Kaiserzeit, Abh. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 1904.

[3]) Cichorius, Die Reliefs der Traianssäule II 146 ff. (Bild XXXI—XLVI); Petersen, Traians dakische Kriege I 34 ff.; v. Domaszewski, Philol. LXV (1906) S. 329 ff. Die Einzelheiten dieser Episode brauchen uns hier nicht zu beschäftigen, mit dem Denkmal von Adamklissi hat sie bestimmt nichts zu tun. Über ein Relieffragment der Villa Medici, das in den gleichen Zusammenhang gehören könnte, s. Petersen, Traians dakische Kriege II 68, 1; ders., Neue Jahrb. 1906 XVII 522 und Strong, Roman Sculpture I 164 mit Taf. L, die aber Petersen mißverstanden hat.

12 m Seitenlänge gefunden, dessen Außenwände ganz oder größtenteils mit den Namen offensichtlich gefallener Soldaten eng beschrieben waren, also eines Ehrengrabes.[1]) Ob es wirklich Gebeine oder Asche enthielt oder leer und ein Kenotaph war, ist nicht festzustellen gewesen. Die Zahl der Toten hat Cichorius[2]) auf etwa 3800 berechnet, doch ist dies die Höchstzahl, es müssen aber wohl mindestens ihrer 2000 gewesen sein. Unter den nach Truppenteilen — erhalten ist nur der Name der Coh. II Batavorum — geordneten Namen sind Prätorianer, Legionare und Auxiliare kenntlich. Als Zeit des Denkmals kommt nach den inneren Indizien rund das Jahr 100 in Betracht. Wer sind die Gefallenen? Sicherlich einmal die Toten eines großen Expeditionsheeres, an dessen Spitze der Kaiser und sein Gardepräfekt standen. Aber sind es die Toten eines ganzen Krieges oder die einer einzigen Schlacht, die dann eine der blutigsten der damaligen Zeit gewesen sein müßte? Im ersteren Fall könnten es die Verluste des zweiten Dakerkrieges sein, die hier aufgeführt wären, womit denn also das Ehrengrab zeitlich und kausal mit dem Tropaeum zusammenhinge, ohne aber zur Erklärung des Standortes etwas beizutragen. Hingegen wäre eine solche Erklärung sofort gegeben, wenn wir annehmen könnten, daß an Ort und Stelle Traian einen blutigen, aber entscheidenden Sieg davongetragen hätte. Die Überlieferung, im weitesten Sinne genommen, weiß indessen davon nichts, und so dürftig sie auch ist, man scheut doch vor einer solchen Annahme zurück, die ins bloße Rätselraten hineinführen würde. So war es denn ein erlösender Gedanke von Cichorius (s. Anm. 2), das Grabmal mit einer uns bekannten blutigen Schlacht in Verbindung zu bringen, nämlich mit der katastrophalen Niederlage, welche der Gardepräfekt Domitians Cornelius Fuscus i. J. 87 gegen die Daker erlitt und bei welcher er selbst den Tod fand. Domitian sollte nach der später erfolgten siegreichen Beendigung des Krieges das Totenmal errichtet, Traian zwanzig Jahre später nach der endgültigen Einverleibung Dakiens ihm das Tropaeum zur Seite gesetzt haben, mehr fast ein Rache- als ein Siegeszeichen, da der traianische Kriegsschauplatz ja Hunderte von Meilen entfernt lag, und deshalb mit Bedacht dem Mars Ultor geweiht, zugleich aber auch eine tiefgründige Mahnung, daß Rom niemals eine erlittene Schmach ungerochen lasse und daß es deshalb besser sei überhaupt nicht sich seinem Willen zu widersetzen. Cichorius hat recht gute Gründe für seine These beigebracht, nur ist leider keiner von ihnen durchschlagend. Aber die gegen ihn vorgebrachten Gegengründe sind das ebensowenig[3]), und so steht denn die Frage nach wie vor zur Entscheidung. Ich weiß neue Argumente weder für noch wider beizubringen.

Man würde sich den wirklich recht einleuchtenden, um nicht zu sagen bestechenden Beweisgründen Cichorius' gegenüber weniger vorsichtig verhalten, wenn hier nicht das gleiche große Bedenken bestünde, das den Sturmlauf gegen

[1]) Tocilesco, Fouilles et recherches archéologiques en Roumanie, Bucarest 1900, S. 63 ff., s. Studniczka aaO. S. 10. Die Inschrift bei Cichorius (s. Anm. 2) S. 20 f., ferner CIL. III 14214 und, in Auswahl und mit Hinzufügung neuer Fragmente, bei Dessau 9107.

[2]) Die römischen Denkmäler in der Dobrudscha, Berlin 1904, S. 27 f.

[3]) v. Domaszewski, Rhein. Mus. LX (1905) S. 158 f. Dessau zu 9107 Anm. 5

die Datierung des Tropaeums in letzter Linie veranlaßt hat, nämlich wieder die Ortsfrage. Auch die Dakerkämpfe unter Domitian haben, immer soweit unsere Kenntnis reicht, in Siebenbürgen oder jedenfalls auf dem linken Donauufer sich abgespielt, und Cichorius muß schon zu einer, übrigens durchaus erlaubten, Geschichtskonstruktion seine Zuflucht nehmen, um die Niederlage des Fuscus auf das rechte zu verlegen. Es ist also immer noch am Platze, die nach Lage der Dinge naheliegendste Möglichkeit, daß nämlich wie das Tropaeum, so auch das Soldatengrab von Traian errichtet worden ist, noch einmal vorzunehmen.

Einen neuen Anstoß in dieser Richtung geben Schuchhardts i. J. 1918 an den bekannten Traianswällen angestellte Untersuchungen.[1]) Wenige Stunden nördlich von Adamklissi ziehen vom Donauknie bei Rassova über die 60 bis 70 km breite Landbrücke zwischen Strom und Schwarzem Meer drei Wallinien, von denen uns aber nur eine zu beschäftigen hat; von den beiden anderen reicht die eine in vorrömische Zeit zurück, die andere gehört ins sinkende Altertum, ins vierte nachchristliche Jahrhundert. Hingegen muß die dritte ungefähr in der Zeit entstanden sein, von der wir hier reden, denn bis etwa zu Domitians Zeit stand diese ganze Gegend nur in sehr schwacher Abhängigkeit vom Kaiserreich, bald nach dem zweiten Dakerkrieg Traians aber reichte die römische Herrschaft weit darüber hinaus bis zur Donaumündung. Damals ist gegenüber von Galatz und Braila das Legionslager Troesmis angelegt worden. Diese Linie, der sog. große Erdwall, besteht aus einem solchen Erdwall mit einem Graben nördlich davor — der Feind stand also im Norden —, und dicht hinter dem Wall liegen etwa 35 Kastelle, ebenfalls mit Erdwällen, durchschnittlich für die Aufnahme einer Kohorte geeignet. Es käme also rund auf 2 km ein Kastell; da aber die Verteidigung etwa auf der Hälfte der Strecke durch sumpfige Seen übernommen wurde, hinter welchen künstliche Befestigungsanlagen fehlen konnten und auch fehlten, so entfällt ein Kastell nicht auf je 2, sondern rund auf je 1 km. Also eine Verteidigungslinie von ganz ungeheurer Stärke; es läßt sich schon verstehen, wenn Schuchhardt meint, das sei kein Grenzwall mehr, sondern ein Schützengraben. Etwa 20000 Mann müssen, wenn diese Kastelle alle gleichzeitig sind — und Schuchhardt versichert uns das —, an dieser kurzen Strecke gelegen haben. Es ist im Zusammenhange klar, daß eine solche Truppenmasse nur ganz kurze Zeit hier gelegen haben kann, angesichts einer schweren Gefahr an diesem Stückchen der Grenze zusammengezogen; es haben sich denn auch bei Schuchhardts freilich nur flüchtigen Grabungen nicht mehr als eine Anzahl Scherben ergeben, aus welchen er weiter schließt, daß Kämpfe nicht stattgefunden haben, sondern daß die Lager in Ruhe geräumt worden sind, übrigens um durch eine Anzahl kleinerer, für eine viel schwächere Besatzung bestimmter ersetzt zu werden. Es ist aber weiter klar, daß die starke Besetzung nur von einem aus Truppen mehrerer Provinzen zusammengezogenen Expeditionsheere erfolgt sein könnte, nicht von dem niedermösischen allein, da dann die ganze Donaugrenze dieser Provinz so gut wie ohne Schutz geblieben wäre, ein ganz unwahrscheinlicher Vorgang.

[1]) Die sogenannten Traianswälle in der Dobrudscha, Abh. d. Berl. Akad. 1918.

Wie verhält sich nun Adamklissi zu dem Wall? Um es kurz zu sagen: es ist das zugehörige Hauptquartier. Der Ort ist ja nicht, wie es manchmal heißt, ein zufälliger Punkt innerhalb der Dobrudscha, sondern die einzige Stelle, die sich einer stets fließenden Quelle erfreut, also hinter dem Wall, dessen Lage und Zug durch das Gelände vorgezeichnet war, die einzige zur Unterbringung einer größeren Truppenmasse geeignete Örtlichkeit, er ist ein militärisch sehr wichtiger Punkt. Damit gewinnen wir aber eine neue Grundlage für die Beurteilung der Denkmäler. Halten wir einmal an Traian als ihrem Erbauer fest und stützen wir uns auf Schuchhardts Feststellungen, so hat der Kaiser einmal mit einem Heere von mindestens etwa 20000 Mann hier in der Dobrudscha gestanden. Sein Hauptquartier dürfen wir uns an der Stelle der späteren Stadt vorstellen[1]), die mit einem Raum von ungefähr 10 ha für ein solches Kaiserlager wohl ausreichte, etwa 25 km nördlich davon hat er den 'großen Erdwall' ziehen lassen und eng mit Truppen belegt. Von einem Augenblick höchster Gefahr spricht Schuchhardt. Sie kann nach dem Verlauf des Walles nur ausgegangen sein von den Steppenvölkern an der unteren Donau, den Roxolanen, deren zahlreiche Einfälle in Niedermösien bekannt sind und von deren unwiderstehlicher Panzerreiterei Tacitus mit größter Achtung spricht (Hist. I 79). Weshalb wissen wir nichts von diesem Ereignis? Auch dafür gibt Schuchhardts Befund eine Erklärung: es ist nicht zum Schlagen gekommen. Die Truppen sind nach nicht allzulanger Zeit in Ruhe wieder abgezogen, an die Stelle des 'Schützengrabens' trat ein Grenzwall mit Postenkette, die aber auch nicht lange bestanden hat. Wann hat das Ereignis stattgefunden? Zunächst gewiß in einem Winter, als die Donau übereist war; das ist die übliche Zeit für solche mit einem schwierigen Flußübergang verbundene Einfälle barbarischer Stämme ins Reich.[2]) Dann kommt aber nur der Winter 106/107 in Betracht; im Sommer 107 ist Traian wieder in Rom[3]), und an den Winter 105/106 oder gar an den ersten Dakerkrieg zu denken verbietet das Tropaeum, das natürlich nicht jene Episode verherrlicht, sondern das nach Abschluß der Dakerkriege und Errichtung der Provinz geschaffene Siegesdenkmal für eben diese Ereignisse ist. Während seiner Anwesenheit am schnell aufgeworfenen Erdwall hat der Kaiser mit seinem Bau begonnen, nachdem er zunächst die Toten des zweiten Dakerkriegs durch das monumentale Grabmal, ein Kenotaph, geehrt hatte[4]); daß zunächst dieser Bau, dann erst das Tropaeum errichtet

[1]) So legte Augustus an der Stelle seines Lagers bei Actium die Stadt Nikopolis an (Dio LI 1, 3), und Aosta steht da, wo Terentius Varro, der Besieger der Salasser, gelagert hatte (Strabo IV 206). Die Stellen nach v. Domaszewski, Philol. LXV (1906) S. 332, 48; wenn er weiter Arrian Anab. V 19 anführt, so hat Alexander die Stadt Bukephala ja an der Stelle eines Lagers angelegt, aber doch deshalb, weil sein Leibpferd eben im Lager gestorben war.

[2]) v. Premerstein, Österr. Jahresh. I Beibl. S. 169 f. mit weiterer Literatur; s. auch Filow, Die Legionen der Provinz Mösia S. 35, 1 und v. Premerstein in der S. 342 Anm. 2 angeführten Schrift S. 9, 1.

[3]) Mommsen, Hermes III (1869) S. 49 = Ges. Schriften IV 384.

[4]) An den Grabaltar, den Traian nach der Schlacht bei Tapae den Gefallenen hatte errichten lassen (Dio LXVIII 8, 2), ist oft genug erinnert worden.

wurde, was sich aus dem verschiedenen Steinmaterial mit Wahrscheinlichkeit ergibt[1]), begreift sich von selbst. Die Gelegenheit zur Inangriffnahme des riesigen Denkmals war günstig: auf verhältnismäßig kleinem Raum eine ungewöhnlich starke Truppenmacht vereinigt, eines gewaltigen feindlichen Angriffs gewärtig, der nicht eintreten wollte — ich paraphrasiere immer Schuchhardt —, das mußte eine nervöse Spannung ergeben, deren Gefährlichkeit man damals so gut kannte wie heute; antike Zeugnisse lassen diese Einsicht ausdrücklich erkennen. Sie geben auch an, wie man diesem Zustande abhalf: man 'beschäftigte' das Heer, und so wenig wir alle hier vorliegenden Nachrichten als historische Tatsachen hinzunehmen brauchen, so vollgültig ist ihr Zeugnis für die Grundsätze der römischen Heeresleitung zu den verschiedensten Zeiten.[2])

So wäre also das Denkmal mehr ein Zufallsprodukt, zum mindesten an der Stelle, wo es stand, und eben nur der Notwendigkeit entsprungen, den Geist des Soldaten von der unsicher drohenden Gefahr abzulenken? So weit brauchen wir nicht zu gehen. Welche Stelle kann ein Siegeszeichen einnehmen? Einmal natürlich das Schlachtfeld, auf dem der Sieg erfochten wurde. Aber wo errichtet man das Tropaeum für einen Feldzug, vor allem, wenn nicht eine einzige Schlacht ihn entschied? Das Tropaeum Alpium steht an der Grenze des befriedeten Gebietes, ebenso das Siegesmal des Pompeius für Spanien, neben welchem später Cäsar seinen Altar errichtete (Strabo III 178; Dio XLI 24); die Sitte nach errungenem Siege ein Tropaeum an der feindlichen Grenze zu errichten, scheint Cicero schon den Griechen zuzuschreiben (De inv. II 23, 69). Sie vermischt sich allmählich mit einem anderen vielgeübten Brauche, dem nämlich, am äußersten Ziele einer Wanderung, einer Reise, einer Heerfahrt ein Erinnerungsmal aufzurichten, meist einen Altar; ihrer zwölf, groß wie Türme, setzt Alexander am Hyphasis, *χαριστήρια τοῖς θεοῖς τοῖς ἐς τοσόνδε ἀγαγοῦσιν αὐτὸν νικῶντα καὶ μνημεῖα τῶν αὐτοῦ πόνων* (Arrian V 29, 1), und zahlreich sind die Erwähnungen ähnlicher Denkmäler, welchen Strabo einmal ein paar allgemeine Bemerkungen widmet (III 171; mehr bei Norden, German. Urgesch. S. 183 f.). Noch i. J. 2 v. Chr. errichtete Domitius an der Elbe dem Augustus einen Altar, sichtlich an dem äußersten Punkte seines Vordringens, da gleich darauf von seinem Rückmarsch die Rede ist, und ohne Schlacht (Dio LV 10[a], 2). Aber sieben Jahre vorher hat Drusus ebenfalls an der Elbe unter ganz denselben Umständen ein Tropaeum, nicht einen Altar, gebaut (Dio LV 1, 2); hier trat also zu dem Begriff des erreichten Zieles der des erfolgreich ausgeführten Feldzuges hinzu.[3]) Man weiß, daß bald darauf, mit dem Jahre 16 n. Chr., die

[1]) Darüber ausführlich Studniczka aaO. S. 11 ff.; vgl. auch Benndorf, Österr. Jahresh. VI (1903) S. 254 f.

[2]) Die zahlreichen Stellen bei Harster, Die Bauten der römischen Soldaten zum öffentlichen Nutzen, Progr. Speyer 1873 und Marquardt, Staatsverwaltung II² 568 ff.; vgl. auch Fronto S. 206 N. *nam cum omnibus artibus tum praecipue rei militari desidia noxia est.* Stets kehrt das Motiv wieder, daß der Soldat nie, und besonders in kritischen Zeiten nicht, ohne Beschäftigung sein dürfe, mochte sie an sich selbst sinn- und zwecklos sein.

[3]) Daß die Plut. Lucullus 36 genannten Tropaeen die Weite des Vordringens bezeichneten, ist nach dem Zusammenhang glaubhaft, aber unbeweisbar. Das gleiche gilt für die

Nachrichten über von römischen Feldherren oder Kaisern in Feindesland errichtete Siegesmäler aufhören[1]); es braucht also nicht wunderzunehmen, daß jenes Denkmal des Drusus das einzige ist, welches sich völlig dem von Adamklissi an die Seite stellt. Denn diese beiden möchte ich allerdings vergleichen: hier wie dort ein nicht auf dem Schlachtfelde, sondern am äußersten Punkte der Heerfahrt errichtetes Monument in Gestalt eines Tropaeums, das eine für den Tag, das andere für die Ewigkeit errichtet, beide aber zugleich Siegeszeichen und Grenzmal. Daß Traian sein Denkmal nicht mathematisch genau an der Grenze, sondern an dem Orte seines äußersten Hauptquartiers und nahe der notwendigen Wasserstelle gegründet hat, begreift sich von selbst; übrigens bemerkt auch Strabo aaO., daß man solche Denkmäler nicht genau an dem Endpunkt der Fahrt, vielmehr an dem letzten bedeutsamen Orte (*ἐπιφανέστατος τόπος*) errichte.

Es ist sicher, daß der Kaiser die Vollendung des Denkmals nicht an Ort und Stelle abgewartet hat; er ist auch nicht etwa noch einmal zur Weihung dorthin zurückgekehrt. Auch das Heer, das ihn begleitete, war längst wieder abgezogen; ein größeres Baukommando, vermutlich aus Auxiliartruppen bestehend, und die Postenkette am großen Erdwall bildeten i. J. 109 außer den spärlichen Einheimischen und den etwa in dem benachbarten Städtchen angesiedelten Veteranen die ganze Bewohnerschaft der Gegend. Und hier möchte ich noch einen Punkt zur Sprache bringen, der stets dem traianischen Ursprung zu widersprechen schien und Furtwängler und seiner Hypothese manchen Anhänger zugeführt haben wird; ich meine die Bewaffnung des römischen Militärs. Es versteht sich, daß schon die ersten Herausgeber einen genauen Vergleich der figürlichen Reliefs des Denkmals mit dem Bilderbande der Traianssäule durchgeführt haben, und es versteht sich, daß sie hierbei auf manche sehr merklichen Unterschiede sowohl in der Charakterisierung der Ereignisse als in der der einzelnen Figuren stießen. Bei den meisten dieser Differenzen, die Furtwängler ungebührlich hervorgehoben und zu einem der Angelpunkte seiner Beweisführung gemacht hat, braucht man sich nicht weiter aufzuhalten. Es geht doch wirklich nicht an, in zwei grundsätzlich so verschiedenen Denkmälern gewissermaßen Abschriften eines einzigen Archetypus erblicken zu wollen; sie verhalten sich vielmehr zueinander wie das Tagebuch eines gemeinen Soldaten zu dem ausgeklügelten Kriegsbericht des Hofhistoriographen, die doch auch niemand in Parallele wird setzen wollen. In diesem Sinne sind denn auch die Abweichungen in der Wiedergabe der Barbaren zu beurteilen; Anlaß zu grundsätzlichen Bedenken geben sie nirgends. Ethnographisch zuverlässiger sind sicherlich die reicher differenzierten Typen des Tropaeums, dessen Steinmetzen eine lebendige Anschauung von dem Völkergemisch an der unteren Donau besaßen und dazu nicht wie die der Traianssäule unter dem Einfluß bestimmter

---

Caesaris monimenta magna Catull 11, 9 f., im Sinne des Dichters stehen sie sicher an der äußersten Grenze. Ob übrigens nicht auch die Arae Flaviae = Rottweil in diesem Sinne zu verstehen sind, als idealer Endpunkt des römischen Vordringens im Neckargebiet unter Vespasian?

[1]) Mit den Suet. Cal. 45 erwähnten Tropaeen ist hier nichts anzufangen.

Gesetze der künstlerischen Gestaltung standen, welche einer naturwahren Wiedergabe fremdländischer Völkertypen keineswegs günstig waren. Ob die Barbaren des Tropaeums sämtlich Daker vorstellen sollen oder ob auch noch die Vertreter anderer Nationen zu erkennen sind, ist eine Frage, die leichter aufgeworfen als beantwortet ist. Wahrscheinlich ist letzteres, vermutlich haben die Steinmetzen aus der Bekanntschaft mit den Umwohnern des Denkmals ihren Nutzen gezogen; die Gefangenen auf den Zinnen machen großenteils einen stark porträthaften Eindruck und scheinen nach Modellen gearbeitet zu sein, während die Metopenbilder schablonisieren. Daß in dem Barbarentypus mit dem hochgestrichenen und geknoteten Haar eine germanische Völkerschaft zu erkennen sei, ist möglich, aber nicht beweisbar[1]); denn es steht zwar geschrieben, daß diese Haartracht den Germanen ganz oder teilweise eigne, nirgends hingegen, daß sie nur bei ihnen vorkomme, und Neckel hat ganz recht gehabt, in diesem Zusammenhang an die *Θρήικες ἀκρόκομοι* Homers (Il. Δ 533) zu erinnern.[2])

Handelte es sich bisher stets um Unterschiede des Grades, so liegt in einem Vergleichsfalle ein grundsätzlicher und recht starker Widerspruch zwischen Tropaeum und Säule vor, der sich nicht mehr auf die geschilderte Weise erklären läßt. Auf der Säule tragen die Soldaten die übliche römische Bewaffnung, wie wir sie aus Schriftstellern, Bildwerken und Waffenfunden selbst kennen, auf dem Tropaeum dagegen eine wesentlich abweichende Ausrüstung. Für die Einzelheiten verweise ich auf die bisherigen Veröffentlichungen. Die Legionare, als solche gekennzeichnet durch Pilum, Schwert und besonders Scutum, tragen statt des Schienenpanzers der Säule ein Ketten- oder Schuppenhemd mit gleichartigen Ärmeln, statt des kugligen Legionarhelmes einen mehr kegelförmigen, aus einzelnen Platten und Rippen zusammengesetzten Helm. Daß die Säule die tatsächliche Ausrüstung des römischen Legionars der traianischen Zeit wiedergibt, steht so gut wie sicher; also, argumentierte man, gehört das Tropaeum in eine andere Periode, ohne daß man seine Besonderheiten irgendwo in dieser Zusammenstellung hätte wiederfinden können. Auf andere Differenzen gehe ich nicht ein, sie sind nirgends zwingender Natur und bewegen sich durchaus auf Gebieten, auf denen wir nicht recht Bescheid wissen, so, was die Ausrüstung der Reiterei, die Schildformen und andere Einzelheiten angeht; hier scheint überall eine Aussöhnung möglich.

Es läßt sich, glaube ich, noch feststellen, von woher die beiden fremden Elemente in die Legionarsrüstung des Tropaeums eingedrungen sind. Es sind typisch östliche Waffenstücke, und gerade in der Gegend unseres Denkmals, am Pontus, begegnen wir beiden mehrfach vereinigt. Auf der Traianssäule tragen die als Verbündete der Daker auftretenden berittenen Sarmaten den Schuppenpanzer, der diesmal den ganzen Mann einhüllt, und den aus Platten

[1]) Man hat in ihnen Bastarnen erkennen wollen, eine am Pontus siedelnde germanische oder keltische Völkerschaft; ihr Germanentum wird neuerdings wieder bestritten von A. Bauer, Zur Herkunft der Bastarnen, Sitzungsber. d. Wiener Akad., phil.-hist. Kl. CLXXXV 2 (1918). Auf diesem Gebiete ist alles unsicher.

[2]) Zeitschr. für deutsches Altert. LVIII (1920/21) S. 227

und Rippen zusammengesetzten Kegelhelm[1]), auf den Wandmalereien einer Kertscher Grabkammer der Kaiserzeit, der sog. Stassoffschen Katakombe, sind die Krieger mit einem Schuppen- oder Kettenhemd und dem gleichen Kegelhelm ausgerüstet[2]), und schließlich tritt uns diese Helmart, anerkanntermaßen vom Pontus her eingeführt, in den bekannten Spangenhelmen unserer Reihengräber entgegen, und zwar mindestens in einem Falle vergesellschaftet mit Resten eines Kettenpanzers.[3]) Diese Waffenstücke stammen am Tropaeum also aus der Kriegstracht der Pontusanwohner, und es fragt sich nur noch, wie die Übertragung im einzelnen zu beurteilen ist, ob wirklich die Legionare Traians sie dort angenommen oder ob die Steinmetzen hier ein Durcheinander zwischen der eigentlichen Legionarausrüstung und der ihnen vertrauteren Waffentracht des Landes angerichtet haben. Daß die schwere Panzerrüstung der Ostvölker während der Kaiserzeit langsam in das römische Heer eindrang, ist eine bekannte Tatsache[4]); man pflegt dabei meist nur die Reiterei im Auge zu haben, aber die Taktik Arrians, der ja gerade am Pontus kommandiert hat, zeigt unmittelbar wie mittelbar deutlich, wie weit mindestens in diesen entlegenen Gegenden die Barbarisierung aller Waffengattungen schon früh vorgeschritten war, rühmt der alte General doch ausdrücklich die römische Fähigkeit, militärische Einrichtungen fremder Nationen zum eigenen Nutzen zu verwenden (Tact. 33, 2 f., vgl. 44, 1, wo Hadrians Neuerungen auf diesem Gebiete gelobt werden). Es ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Kunst, an den alten Typen festhaltend, von diesen Veränderungen keine oder kaum Notiz nimmt, wenn sie uns nicht lebendiger entgegentreten; erst etwa am Bogen des Galerius in Saloniki machen sie sich bemerklich, dort erscheint schwere Infanterie im Schuppenhemd und mit dem Spangenhelm auf dem Haupte, dazu die schon von Arrian (aaO. 35, 2) als ins römische Heer übernommen genannten Drachenfahnen.[5]) Das alles reicht nun freilich nicht aus, sich die Legionare Traians in

---

[1]) Cichorius, Die Reliefs der Traianssäule II 150 (Bild XXXI), 179 f. (Bild XXXVII); ähnlich bewaffnet sind die Mitkämpfer der Römer in Bild LXVI (dazu II 310) und CXV (III 238), verwandt die Helme bei den römischen Irregulären Bild LXX (II 328 f.) und CVIII (III 193), ähnlich auch Bild XXXVI (II 175). Es sind lauter Hilfstruppen aus dem Osten, z. T. vielleicht noch aus dem Pontusgebiet, z. T. aber sicher Semiten (Syrer, Palmyrener). Auch auf den Tropaeen Cichorius Bild LXXVIII und unter den Waffenstücken an der Basis der Säule finden sich verwandte Helme, ein weiterer auf einem Waffenrelief des Britischen Museums (Reinach, Répert. des reliefs II 497, 1).

[2]) Compte rendu de la Comm. archéol. pour l'année 1872 Taf. IX und X, letztere wiedergegeben bei Ebert, Präh. Zeitschr. I (1909) S. 69 Abb. 3.

[3]) Henning, Der Helm von Baldenheim und die verwandten Helme des frühen Mittelalters, 1907, S. 77. Ebd. S. 58 ff. über die Helme der Traianssäule, mit etwas zu großer Skepsis. Ich führe die zahlreiche Literatur zu den Spangenhelmen hier nicht an; Henning hat alles Wesentliche vortrefflich gesagt, manches Neue bei Ebert aaO.

[4]) J. Becker, Grabschrift eines römischen Panzerreiteroffiziers, Frankfurter Neujahrsblatt 1868, S. 20 ff.

[5]) Kinch, L'arc de triomphe de Salonique, Paris 1890, besonders deutlich auf Taf. IV. Kinch nennt die Truppen Irreguläre, weil sie nicht die schulmäßige Uniform tragen, aber es ist gewiß die reguläre Infanterie des Galerius dargestellt. Bei Grosse, Römische Militär-

Niedermösien schon generell in dieser Rüstung vorzustellen, aber teilweise mögen sie, namentlich bei Ergänzung des Abgangs, sich ihrer bedient haben, stärker werden die Auxiliartruppen das getan haben, und wenn man schließlich bedenkt, daß die Metopenbilder vermutlich erst nach dem Abzug des Hauptheeres ausgeführt worden sind und zwar von den zurückgebliebenen Grenztruppen und einheimischen Steinmetzen (s. S. 337), so wird einem die Vermischung römischer Uniform und einheimischer Waffentracht nicht so seltsam vorkommen und jedenfalls als entscheidendes Argument gegen den traianischen Ursprung des Tropaeums auszufallen haben, mag sie im einzelnen zu erklären sein, wie sie will.

Über die ausführenden Hände ist in diesem Zusammenhang noch einiges zu sagen. Die ersten Herausgeber haben gemeint, daß die ornamentalen und figuralen Reliefs im wesentlichen von ungeschulten Kräften geschaffen worden seien. Das möchte ich nicht so leichthin unterschreiben, namentlich die Ornamentik verrät doch durchaus die Hand des geübten, freilich auch provinzialen Steinmetzen, und die Ausführung steht der der besten sepulkralen u. a. Reliefs aus den Donauprovinzen mindestens gleich. In diese Kategorie gehört denn auch das eigentliche Tropaeum mit seinem Beiwerk, das durchaus noch in guter Tradition steht. Von diesen Teilen heben sich bestimmt ab zunächst die wasserspeienden Löwen, sie verraten durch die Roheit ihrer Ausführung, noch mehr durch die ohne Rücksicht auf den Schmuck der Platten hinter ihnen flüchtig durchgeführte Wasserableitung, daß ihr ganzes System nachträglich, aber gewiß noch während der Errichtung hinzugefügt worden ist. Offenbar machte erst die Erfahrung darauf aufmerksam, daß man eine Einrichtung zur Ableitung des Wassers vergessen hatte; aber diese Erfahrung mußte sich schon mit den ersten Regengüssen einstellen. Um die Stellung des übrigen figürlichen Schmuckes des Denkmals, also der Metopen und der Zinnenbilder, beurteilen zu können, müssen wir uns zunächst an das mit ihm verbundene Ornament halten. An den Zinnen sind das die mit einfachen geometrischen Gebilden, Kreis, Quadrat über Eck, Achteck mit eingezogenen Seiten, geschmückten Brüstungen, an den Metopen die sicherlich gleichzeitig gearbeiteten korinthisierenden Flachpfeilerchen.[1]) Ich habe schon oben (S. 331) der Vermutung Ausdruck gegeben, daß der ganze Metopenfries ebenfalls eine dem ursprünglichen Entwurf fremde Zutat sei. Dabei stütze ich mich hauptsächlich auf die Behandlung des Blattkranzes der Pfeilerkapitelle im Gegensatze zu den Pfeilerkapitellen des Sechsecks und überhaupt fast der gesamten übrigen Ornamentik des Denk-

geschichte von Gallienus usf., Berlin 1920, S. 321 ff. (s. auch Arch. Anz. XXXII, 1917, S. 40 ff.) tritt diese ganze Entwicklung nicht genügend hervor.

[1]) Die Zusammengehörigkeit von Metopen und Pfeilerchen und hinwiederum ein gewisser Abstand der ersteren von den Zinnenreliefs wird durch eine kleine Einzelheit erwiesen. Während die Bäume der Zinnen naturalistisches und verhältnismäßig gut gebildetes und auswahlreiches Blattwerk zeigen, ist letzteres bei den zwei einzigen Bäumen der Metopen (Metope 31 und 32) genau wie die Akanthusblätter der Pfeilerkapitelle, also nach ihrem Vorbild, stilisiert.

mals. Jene wie in Holzschnitt sauber, aber nach einem völlig anderen künstlerischen Empfinden ausgeführten Fiederblätter scheinen mir nicht von denselben Steinmetzen ausgeführt zu sein wie die doppelt gereihten reichen Akanthusblätter mit Überfall am Sechseck oder auch wie die nicht unmittelbar vergleichbaren, aber doch völlig andersartigen Friesbänder ober- und unterhalb der Metopenreihe, sie stellen sich in ihrer geometrisierenden Neigung hingegen zu den geometrischen rohen Figuren der Brüstungsplatten — man sehe nur die Unregelmäßigkeiten und die Plumpheit der Achtecke. Ich möchte glauben, daß für das Denkmal, abgesehen von dem Tropaeum, ursprünglich nur rein ornamentaler Schmuck vorgesehen war; zur Bewältigung dieser Aufgabe holte man geübte Steinmetzen von weiter her, vielleicht von den Griechenstädten am Schwarzen Meer. Erst als sie beendigt und diese Hilfskräfte wieder entlassen waren, entschloß man sich zu einer reichen figürlichen Dekoration, die nun teils ganz ungeschulten Kräften, teils lokalen Steinmetzen anvertraut werden mußte. Die Beteiligung solcher Steinmetzen geht deutlich daraus hervor, daß alle Aufgaben, die derartigen Handwerkern von den Grabsteinen her geläufig sein mußten, die genaue Wiedergabe der Tracht und Bewaffnung, die Behandlung der menschlichen Gestalt im Zustand der Ruhe, die Darstellung des galoppierenden Pferdes, am Denkmal verhältnismäßig befriedigend gelöst sind, während allen weitergehenden Anforderungen mit einer z. T. grotesken Hilflosigkeit begegnet wird. Wie viel oder wie wenig man einem lokalen Steinmetzen der unteren Donau zutrauen darf, zeigt als gutes Beispiel der Grabstein des Q. Philippicus, Signifers der 5. Legion, aus Celei (Oescus); sein Steinmetz könnte am Tropaeum mitgearbeitet haben, aber er hat zwei Generationen vorher gelebt (CIL. III 14492, Abb. bei Tocilesco, Fouilles et recherches S. 189). Dagegen gehört ganz und gar in die Zeit des Tropaeums das Ehrendenkmal für Sex. Vibius Gallus in Amastris (CIL. III 13648 mit Abb.; vgl. Cichorius aaO. S. 11, 1), auf dessen Rückseite der Gefeierte zu Pferde über erlegte Feinde, Daker nach dem Sichelschwert, dahinsprengend dargestellt ist; man hat das Bild schon längst mit den Reliefs des Tropaeums, namentlich Metope 6, verglichen, der es sehr nahe steht, es ist eben beidemale ein geläufiges Kampfschema, vielleicht geradezu aus einem Musterbuch, verwendet worden. Ich möchte übrigens dahingestellt sein lassen, ob die vorhin berufenen 'lokalen Steinmetzen' samt dem Meister des Philippicusgrabsteins Zivilpersonen oder Soldaten oder wie weit sie das eine, wie weit das andere waren; das Heer hat natürlich stets sich in erster Linie der eigenen Hilfskräfte bedient, und daß sich unter ihnen manche halbwegs künstlerische Begabung gefunden haben wird, wer wollte das leugnen? Metopen- und Zinnenfries scheinen mir nicht über die Ansprüche hinauszugehen, die man an die Kunstfertigkeit einer solchen militärischen Handwerkertruppe stellen möchte, der übrige plastische Schmuck dagegen entstammt Händen, die stets mit Hammer und Meißel umgingen und ihn nicht nur mehr gelegentlich anstatt des Schwertes in die Hand nahmen. Die Gefangenen der Zinnen sind im allgemeinen besser geraten als die Metopen; das ist aber ein Unterschied nur dem Grade nach und durch die Bemerkung S. 338 schon er-

ledigt. Im ganzen verraten Zinnen und Metopen den gleichen Geist; unter beiden Gattungen von Reliefs finden sich Stücke, die jeweilen von der gleichen Hand stammen könnten.[1])

Ist mit dem allem nun die Hypothese von Cichorius abgetan? Keineswegs, ich habe nur den Versuch gemacht zu zeigen, daß die Denkmäler der Dobrudscha ohne Zwang sämtlich unter Traian entstanden sein können, namentlich aber lag mir daran, nachzuweisen, daß Adamklissi keine zufällige und beliebige Stelle der Dobrudscha, sondern das zum 'großen Erdwall' gehörige Hauptquartier ist, zu dem es sich etwa verhält wie Mainz zum vorliegenden Teil des obergermanischen Limes.[2]) Bleiben wir einmal bei Cichorius' Vermutung. Dann hat Cornelius Fuscus den großen Erdwall angelegt und bei Adamklissi sein Lager gehabt — unruhig waren die Roxolanen immer —, und dann ist er nach seiner Niederlage auf dem linken Donauufer nicht 'irgendwo' in der Dobrudscha noch einmal und zwar katastrophal geschlagen worden, sondern eben am Ausgangspunkt seines Zuges, auf den er sich ganz folgerichtig zurückgezogen hatte. Die Stelle der Schlacht würde damit aber auch in anderer Hinsicht verständlicher. Geschlagen und von den Feinden bedrängt, ist nach Cichorius' notwendiger Annahme der Feldherr zurück über die Donau gegangen. Ein solcher Rückzug ist aber nur dann denkbar, wenn ihm die Schiffsbrücke, auf welcher er nach Jordanis (Get. XIII 77) beim Vormarsch den Strom überschritten hatte, auch jetzt wieder zur Verfügung stand; sonst hätten doch wohl nur kaum nennenswerte Trümmer seines Heeres das rettende rechte Ufer des riesigen Hindernisses erreicht. Es ist zu vermuten, daß er die Brücke hinter sich abbrach; und da sollen ihn die Feinde schon drei oder vier Stunden jenseits des Flusses mit überlegenen Kräften eingeholt und gestellt haben! Der Feldzug scheint im Frühjahr 87 stattgefunden zu haben, jedenfalls nicht im Winter, in dem bei stehendem Eis das Ereignis, wie es sich Cichorius denkt, allenfalls verständlich wäre. War indessen Adamklissi das Standlager des Fuscus, so ist die Annahme möglich, daß er sich hier sicher glaubte und so lange verzog, bis den Dakern der Flußübergang und die Versammlung ihrer Kräfte auf dem rechten Ufer gelungen war. Aber man sieht doch, zu welchen Konstruktionen die Fuscushypo-

[1]) Der Streit, ob der auf mehreren Metopen (27, 39 und 44) zusammen mit einem Begleiter auftretende Feldherr und Oberstkommandierende Traian sein könne oder nicht, scheint mir gegenstandslos. Es ist eben Traian, denn wer soll es anders sein als der inschriftlich bezeugte Errichter des Denkmals? Und wie läßt sich behaupten, daß seine Züge mit dem Porträt Traians unvereinbar seien? Das geht nicht einmal gegenüber dem Münchener Kopf an, mit dem Furtwängler, Münch. Sitzungsber. 1897 S. 285 die Reliefköpfe der Metopen zusammenstellt, noch viel weniger aber gegenüber der bekannten Büste des Braccio Nuovo oder dem Kopf der Statue in der Glyptothek Ny Carlsberg (Röm. Mitt. XXIX, 1914, Taf. III; s. Poulsen ebd. S. 56 über den traianischen Porträtstil). Den Begleiter mag man nach Belieben Licinius Sura oder Claudius Livianus nennen.

[2]) Ich gehe deshalb auch auf Kornemanns Annahme, der Wall sei ein Werk Hadrians, hier nicht weiter ein (Klio VII, 1907, S. 92; vgl. dagegen Barthel, III. Bericht der Römisch-German. Kommission 1906/07 S. 177 und Schuchhardt aaO. S. 65 f.). Über Hadrians Tätigkeit in Niedermösien im Beginne seiner Regierung (117/118) vgl. zuletzt v. Premerstein, Das Attentat der Konsulare auf Hadrian i. J. 118 (1908) S. 3 ff.

these führt. Es sind nicht die einzigen. Wie kommen Domitian und sein Gardepräfekt überhaupt dazu, Dakien von dieser Seite her anzugreifen? Als Flankenbewegung, während das Hauptheer auf dem geraden Wege vom Eisernen Tor her gegen das Herz des Dakerlandes vorstieß, wäre der Zug verständlich, aber die Quellen geben keinen Anhalt zu dieser Vermutung. Traian hat die ganze Beute der Daker aus der Niederlage (oder den Niederlagen) des Fuscus in ihren Gebirgsburgen wiedergefunden (Dio LXVIII 9, 3); dorthin kann sie freilich auch vom rechten Donauufer her verbracht worden sein, aber natürlicher ist die Vermutung, daß sie auch im Gebirge gewonnen worden ist. Auf dem Grabaltar von Adamklissi ist die einzige Truppe, deren Name erhalten ist, die Coh. II Batavorum; die Zeugnisse sprechen aber dafür, daß sie erst nach der Niederlage des Fuscus aus Britannien nach Mösien gekommen ist, zusammen mit der Leg. II Adiutrix (Filow aaO. S. 39 f.). Und nun noch ein zeitgenössisches Zeugnis, nämlich das Grabepigramm Martials auf Cornelius Fuscus (VI 76):

Ille sacri lateris custos Martisque togati,
credita cui summi castra fuere ducis,
hic situs est Fuscus. Licet hoc, Fortuna, fateri:
Non timet hostiles iam lapis iste minas;
grande iugum domita Dacus cervice recepit,
et famulum victrix possidet umbra nemus.

Wie der Dichter diese Worte verstanden wissen wollte, scheint mir klar: für ihn lag Fuscus' Grab an der Stelle seiner Niederlage und die Stelle seiner Niederlage auf dem linken Donauufer. Die Parallelstelle ist V 3, 1 f.: *Accola iam nostrae Degis, Germanice, ripae, a famulis Histri qui tibi venit aquis* usf., dem *famulum nemus* entsprechen hier die *famulae aquae*. Nach Martials und seiner Zeitgenossen geographischen Begriffen war bis auf Domitian die Donau die Reichsgrenze, jenseits wohnten die freien Daker; Domitian hat sie unterjocht und auch das jenseitige Ufer bis wer weiß wie weit zum Reichsgebiet gemacht. Auf die komplizierten Verhältnisse der Dobrudscha und des dortigen rechten Ufers spielt Martial bewußt auf keinen Fall an, für ihn hat das Ereignis jenseits des Stromes stattgefunden. Ob er damit recht hatte, ist eine andere Frage, auf die ich nicht weiter eingehe, weil damit nichts gewonnen wird; wenn freilich Cichorius sein Zeugnis damit abzutun sucht, daß die Römer auf dem linken Donauufer 'unter Domitian keinen Fuß breit Erde besessen' hätten (aaO. S. 33), so geht diese apodiktische Behauptung zu weit; das gewiß vorhandene Abhängigkeitsverhältnis der Daker nach Domitians Erfolgen mochte Martial nach seiner Art wohl mit großen Worten bezeichnen dürfen und konnte daraufhin auch in V. 4 den Mund etwas voller nehmen, als aller Wahrscheinlichkeit nach erlaubt war.

Es ist mehr eine psychologische Frage, ob Domitian große Neigung gehabt haben mag, die Niederlage des Fuscus durch eine steinerne Verlustliste zu verewigen, auf der auch der Analphabet ungefähr abzählen konnte, wie viele Römer der Katastrophe erlegen waren, und jeder mag sie nach seinem Empfinden entscheiden. Aber es ist eine praktische Frage, ob die Stammrollen von

Fuscus' Heere die Katastrophe so gut überstanden hatten, daß es einige Zeit darauf möglich war, auf Grund ihres Zeugnisses die Opfer der letzten Schlacht getreu zusammenzustellen. Wer auch sie mit Ja beantwortet, wird übrigens zweckmäßigerweise annehmen, daß Domitian nicht nur die Niederlage, sondern auch seinen schließlichen Sieg verewigte; der noch nicht näher untersuchte Rundbau, nahe dem Soldatengrab, dürfte dann eher ein domitianisches Tropaeum als, wie Cichorius S. 37 f. meint, das Grabmal des Fuscus gewesen sein (Tocilesco, Fouilles et recherches S. 88 f. mit Grundriß).

Ich schließe mit einem *Non liquet*, wenn der Leser auch gemerkt haben wird, nach welcher Seite ich neige. Klärung können wohl erst neue Funde bringen, ein einziges neues Fragment von der Inschrift des Soldatengrabes kann unter Umständen die ganze Frage entscheiden. Bis dahin bleibt sie mehr ein Spiel des Scharfsinnes und ein eindringliches Exempel für die Grenzen unseres Wissens auch von recht wesentlichen Dingen.

'WILHELM MEISTERS THEATRALISCHE SENDUNG'

Von Ernst Castens

> 'Wundersam! Ich habe so manches gethan was ich iezt nicht möchte gethan haben, und doch wenns nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden seyn. Es ist als ob ein Genius oft unser *ἡγεμονικον* verdunkelte damit wir zu unserem und andrer Vortheil Fehler machen.' Goethe 26. 3. 1780 (W. A. III 1, 112).

Ein großzügiges Überschauen des ganzen Wilhelm Meister-Stoffes, der epischen Parallellinie zum Faust, die in der 'Dumpfheit' der Wertherstimmung den literarhistorischen Seismographen zu erschüttern beginnt und vier Jahre vor Goethes Tod ihr Ende findet, führt zur Erkenntnis der Tatsache, daß die Dichtung sich in vier Schichten abgelagert hat. Vor dem Fund der Theatralischen Sendung waren zwei bekannt, die Lehr- und Wanderjahre, die dritte erschlossen; seit dem Fund sind drei gewiß, die vierte dämmert als ferne Berglinie am Horizont; sie läßt sich zwar sehen, aber in ihrer Entfernung nicht abschätzen. Sie heißt 'Frankfurter Puppenspielerzählung' mit Fragezeichen. Vielleicht hat sie für die Theatralische Sendung eine proportional-analoge Bedeutung, wie diese für die Lehrjahre; jedenfalls ist ein Glied der Reihe in dem andern enthalten, und die acht Bücher der Lehrjahre, die den Gehalt der dichterischen Objektivierung in das Geistesleben der Mit- und Nachwelt trugen, sind in drei Stockwerken aufgebaut. Jedoch Zu- und Nebenflüsse fließen nicht immer in der Richtung des Stromes, in den sie münden; und wo, wie bei Goethe, das geistige Leben eine so unermüdliche Tendenz zur Universalität und eine so erstaunliche Möglichkeit hat, Innen und Außen, Subjekt und Objekt zu verschmelzen, die Stoffe, die das Leben bietet, als Baustoffe der Schöpfung und als Nahrung des Schaffenden zugleich zu verwenden, sie dem Ich und das Ich ihnen anzupassen, da ist diese Gleichgerichtetheit kaum wahrscheinlich. Ge-

meinhin bedingt solche Kursänderung eine Ökonomie des dichterischen Prozesses, der die Gattungen der Poesie entgegenkommen. Stimmung und Gedanke des Augenblicks formen sich im Gedicht, Schau des Wandels der 'Charaktere und Taten', 'Gesinnungen und Begebenheiten' im Blick einiger Dichterjahre im Drama und Epos. Goethe hat diese Ökonomie angewendet, wo das Kunstwerk sie forderte, aber er reichte über die Grenzen hinaus. Seine innere Kontinuität, die nicht an abstrakten Dogmen aufgereiht zu werden brauchte, da sie seiner Beziehung zur Außenwelt gleichsam prästabiliert-harmonisch zugeordnet war, hatte die Möglichkeit, seinen eigenen Lebensablauf in die Form eines Kunstwerks hineinzugestalten, ohne es zu zerstören. So sind Faust und Wilhelm Meister Lebensdichtungen im eigentlichen Sinne, nicht nur Dichtungen vom Leben, sondern zugleich Dichtungen des Lebens. Beide zeigen eine doppelte Bewegung: als Inhalt oder Stoff, also als Objekt, und als Schöpfungsprozeß, als subjektive Formung; es hat nicht nur das 'geliebte dramatische Ebenbild' Wilhelm, sondern auch der Bildner Goethe an dieser Bewegung Anteil. Der Dichter wirft hier seine 'Schlangenhäute' nicht als Werke, sondern im Werke ab. Die Frage, ob Goethe sich dessen bewußt war, kann nur stellen, wer auf ein Verständnis der geistigen Lage dichterischen Gestaltens hoffnungslos verzichtet hat. Das *ἡγεμονικόν* ist durch den Genius verdunkelt, im Leben, und wo dieses in die Dichtung unmittelbar eingeht, ebenso in der Dichtung.

Die Theatralische Sendung, auf die im Folgenden das Augenmerk gerichtet werden soll, ist eine Schlangenhaut Goethes, denn sie ist 'abgeworfen' worden. Nicht in erster Linie in formaler Hinsicht. Eine Textvergleichung der beiden Fassungen überrascht vielleicht weniger durch ihre Unterschiede als durch ihre Übereinstimmungen; und das Erstaunen Erich Schmidts über die Scherenarbeit Goethes beruht vorwiegend auf dem Umstand, daß jeder Satz, der brauchbar erschien, so sauber herausgeschnitten und mit relativ geringen Veränderungen in den neuen Zusammenhang wieder eingeordnet wurde. Es hieße annehmen, Goethe sei pedantisch und seiner eigenen Schöpfung gegenüber befangen gewesen, wollte man glauben, daß nur das Gefühl, die Dichtung widerspreche den formalen Intentionen, die Umdichtung veranlaßt hätte. Selbstverständlich haben stilistische und kompositorische Gründe nicht unwesentlich zu dem Entschluß Goethes beigetragen, wenn sie auch nicht als die letzten Motive dafür gelten können. Es darf nicht übersehen werden, daß die Theatralische Sendung als Fragment den vielleicht auch nur mit einem Notdach abgeschlossenen Lehrjahren gegenübersteht. Fragment aber bleiben nicht nur die dichterischen Trockenbetten früher erlebter und dann abgegrabener Lebensströme, die Pläne, die auf Augenblicksimpulsen begründet wurden, sondern auch die Lebensdichtungen im eben erläuterten Sinne, die entweder das Leben einzuholen drohen, wie der Faust von 1790, oder die hinter dem Leben so weit zurückbleiben, daß sie zerreißen müssen, wenn es neu bereichert in sie einfließt, wie die Theatralische Sendung. Oder war vielleicht auch diese Dichtung dem Dichter auf den Fersen, als er in die italienische Atmosphäre entfloh und sich neue Grenzen und alte Kräfte gewann?

Diese Alternative fordert nicht weniger als eine Entscheidung über den letzten Sinn der Theatralischen Sendung. Objektiv oder stofflich formuliert ist sie die Frage, ob die Rolle des Theaters in dem Bildungsgang Wilhelm Meisters positiv oder negativ, und ob seine theatralische Sendung ernst oder ironisch aufzufassen sei. Eine Antwort auf diese Frage soll im Folgenden gesucht werden. Daß sie nicht leicht und naheliegend ist, beweist die Opposition der Meinungen, die in den bisherigen Urteilen der Forscher über den Charakter der Sendung zutage tritt. Auf der einen Seite stehen z. B. Erich Schmidt[1]), Albert Köster[2]) und Otto Pniower[3]), die für eine ironische Deutung des Urmeistertitels eintreten. Demgegenüber fassen Friedrich Gundolf[4]) und Max Wundt[5]) das Fragment im Gegensatz zu den Lehrjahren als eine Entwicklung Wilhelm Meisters zum Theater hin und das Theater als das eigentliche und letzte Ziel seines Bildungsweges. Ehe nun der Wert der Urteile gegeneinander abzuwägen ist, muß klar erkannt sein, ob sie wirklich gegeneinander gerichtet sind. Denn einerseits ist der Begriff 'theatralische Sendung' keineswegs eindeutig, andrerseits ist die Stellung, die Wilhelm in bezug auf seinen Schöpfer, den Dichter, einnimmt, in verschiedenen Grenzen zu fassen. So differenzieren sich die Standpunkte, je nachdem, wo der feste Punkt gesucht wird. Wer Goethe und Wilhelm Meister trennt und auf dem Urteil der 'Pseudo-Konfession' aufbaut, legt den Keim der Ironie in den Umstand, daß ein Dilettant sich auf das Theater verirrt und hier zur Einsicht darüber kommt, daß er sich von einem Jugendideal hat aus der Bahn locken lassen. Der Begriff 'theatralische Sendung' im objektiven Sinne ist dann gar kein Problem, da er nur subjektiv, bezogen auf Wilhelm Meister, zu verstehen ist. Wer aber die Wendung von dem 'geliebten dramatischen Ebenbild' zum Blickpunkt wählt, in Wilhelm Meister eine theatralische Rückschau des Dichters über seine eigene Entwicklung erkennt, dem muß die Frage eben in dem objektiven Sinn der 'theatralischen Sendung' liegen, und wenn er diese ironisch deutet, muß er in ihr eine Negation des Theaters als eines Mittels zu letzter Bildung des Einzelnen und des Volkes sehen.

Es ist also eine Gleichung mit zwei Unbekannten aufgegeben, und es gilt zunächst, die gegebenen Größen und die methodischen Lösungsmöglichkeiten ins Auge zu fassen. Das Nächstliegende ist natürlich, die Äußerungen der Theatralischen Sendung über das Theater zusammenzustellen und auf ihren tieferen Sinn zu prüfen. Fraglich bleibt dabei, aus welchem Geist heraus sie gesprochen sind. Spricht Wilhelm Meister oder spricht Goethe? sind die Bemerkungen der übrigen Personen dazu bestimmt, Reflexe in dem Helden auszulösen, oder sind auch sie Reflexionen des Dichters, der die verschiedenen Seiten seines Ich individualisiert, um durch den Akkord der Stimmen die in ihm selbst gegebene

[1]) Erich Schmidt, Der erste Wilhelm Meister, Intern. Monatsschr. VI (1912).

[2]) Albert Köster, Wilhelm Meisters Theatralische Sendung, Zeitschr. für d. deutschen Unterr. XXVI (1912).

[3]) Otto Pniower, Der Plan von Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung und die Fortführung des Fragments, Euphorion XIX (1912).

[4]) Friedrich Gundolf, Goethe (Berlin 1917) S. 335 ff.

[5]) Max Wundt, Goethes Wilhelm Meister (Berlin und Leipzig 1913) S. 153 ff.

Einheit des Mannigfaltigen auszudrücken? Der zweite Weg ist eine Ergänzung des ersten. Er verfolgt die spätere Einstellung der Lehrjahre und führt zur Frage nach dem Verhältnis des Ausgestrichenen zu dem neu Eingefügten, ohne die fragliche Relativität des Blickpunktes entscheiden zu können. Eine dritte und vierte Lösungsmöglichkeit, die durch ihren hypothetischen Charakter an Interesse und Bedenklichkeit zugleich gewinnen, liegen in dem Versuch, die ursprünglich beabsichtigte Fortsetzung der mit dem 6. Buch nur unterbrochenen Sendung zu erschließen und an dem Vergleich mit den Lehrjahren zu entscheiden, ob die theatralische Sendung Wilhelm Meisters eine Episode oder ein Bildungsziel werden sollte. Sie lassen sich in den beiden Fragen formulieren: Was enthält das Fragment schon an Vorbereitungen der späteren Ausführung? und: Welche Keime in der Theatralischen Sendung sind in den Lehrjahren nicht aufgenommen und zu Ende geführt worden? Schließlich müssen für die unterirdische Strecke des dichterischen Stromes, also für die Zeit vom Abschluß des uns vorliegenden Urmeisters bis zum Beginn der Arbeit an der endgültigen Umformung die Äußerungen Goethes darauf geprüft werden, wie weit sie als Markierung des Laufes verwendbar sind, und welchen Aufschluß sie über die Stellung des Dichters zu seinem Werk zu geben vermögen.

I

Am Anfang des stofflichen Materials der Theatralischen Sendung für die Leitfrage der Untersuchung steht die theatralische Kindheitsgeschichte Wilhelm Meisters. Sie ist im wesentlichen unverändert in die Lehrjahre übernommen, nur daß sie dort aus einer chronologischen Erzählung des Dichters zu einer retrospektiven des Helden wurde. Was bedeutet diese Veränderung? Auf jeden Fall eine Subjektivierung des Erzählten, für das nicht mehr der Dichter, sondern die Gestalt der Dichtung verantwortlich ist. Die Vorherrschaft des Theatralischen, die ursprünglich durch den Tenor des Romans bedingt war, wird jetzt aus der Situation erklärt; aus der so auffallend unter dem Bann des Theaters stehenden Jugendgeschichte wird der rote Faden herausgelöst und dem erzählten Erzähler psychologisch zugeordnet, während das Agathonmotiv der einschlafenden Zuhörerin den lediglich subjektiven Belang ironisch unterstreicht.

Die Stelle Th. S. I 11 (Werke LI 39, 2[1]), die von der verderblichen Wirkung der Komödiantenallüren auf das zunächst unbefangene Theaterspiel der Kinder spricht, trifft wie viele spätere Stellen, die hier unberücksichtigt bleiben, nur die Schmiere am Theater. Die Idee, 'das ganze Theaterwesen in einem Roman vorzutragen', wie Goethe nach einem Brief an Merck vom 5. 8. 1778[2]) sich vorgenommen hatte, wird unmöglich, wenn das Ganze in seinen primitiven Anfängen schon verworfen wird. Mit Recht betont Wundt[3]), daß von einer

[1]) Im Text ist sowohl für die Theatralische Sendung wie für die Lehrjahre die Großherzogin Sophie-Ausgabe zitiert. In den Anmerkungen wird für die Theatralische Sendung die entsprechende Seitenzahl der Volksausgabe Harry Maync, Stuttgart und Berlin 1911, (VA) angegeben.

[2]) Werke IV 3 S. 238, 15 ff. [3]) AaO. S. 154.

'Sendung' nicht gesprochen werden könnte, wenn im Theaterleben schon alles wäre, wie es sein sollte. Und selbst wenn 'Sendung' nur innere Berufung und Wilhelms theatralische Sendung die Geschichte seines Drängens zum Theater wäre, so könnte der Verlauf dieser subjektiven Bewegung bis zur Vollkommenheit hin doch immer nur an der Stufenleiter der abnehmenden Mängel dargestellt werden. Von den Schattenseiten dieser Folge weitersprechen hieße das Problem verschleiern. Mit dem Milieu wächst auch der Held, auf den es wirkt; ein vollkommenes Theater sieht Wilhelm zum erstenmal bei Serlo[1]) (Werke LII 242, 25), und schon der Umstand, daß nach der Bedeutung des Theaters in Wilhelms Entwicklung überhaupt noch gefragt wird, beweist zur Genüge, daß die Entscheidung erst hier und nicht früher fallen kann. Die Reihe von dem schmierigen Lichtwagen der Marianen-Truppe über die Gesellschaft der Madame de Retti und die provisorische Melinagemeinde führt unter steigender Aktivität Wilhelms auf Serlo zu, stets überbaut von der Idealität des Helden, die als naive Schwärmerei eines blindlings Liebenden beginnt und schmerzlich schwankend mit dem Gehalt der Erfahrungen sich füllt. So können weder die Dithyramben Wilhelms über den Beruf des Schauspielers noch die rationalistischen Plattheiten etwa eines Pfefferkuchen, der lieber Einnehmer als Akteur wäre, Entscheidendes über die Richtung des ganzen Romans aussagen, und es ist dem Theater gegenüber oft genau wie mit dem Urteil Wilhelms, Amelies und Werners über den 'Belsazar', in dem trotz der Verschiedenheit der Meinungen 'alle drei würklich recht hatten' (Werke LI 146, 15).[2]) Wilhelm und seine Schauspielerkollegen stehen trotz ihrer Differenzen dem Theater gegenüber auf einer Ebene; neue Dimension kann nicht durch sie, sondern nur durch den Reflex aus anderen Ständen geschaffen werden. Diese Stände kommen in der Theatralischen Sendung durch Vertreter des Bürgertums, der Geistlichkeit und des Adels zu Wort. Bürger sind Wilhelms Vater und Werner, ferner der Legationsrat R., der vielleicht mit dem Schreiber der Gedanken über 'das Gefallen der Menschen am Drama' (Werke LI 147 ff.)[3]) identisch ist — von dem Direktor der Wachstapetenfabrik kann hier vielleicht abgesehen werden. Der Adel ist vertreten durch Herrn von C., den Baron und die Baronin von C., den Grafen und die Gräfin, den Prinzen, Jarno und schließlich durch die Amazone mit ihren Begleitern. Der Sekretär, dessen Stand zweifelhaft ist, kann als ein Duplikat des Barons ausgeschaltet werden. Die Geistlichkeit erscheint in bezug auf das Theater nur zweimal kollektiv und in so ähnlicher Wendung, daß auch ihre Rolle in einen Punkt zusammenziehbar ist. Überblickt man die Stände gemeinsam, so läßt sich ihre Stellungnahme deutlich in eine solche dem Theater gegenüber und in eine solche der Bohème des Schauspielerstandes gegenüber scheiden. Auch Wilhelm, der Bürger, der sich auf das Theater hin bewegt, wird zu beiden Seiten dieser Stellungnahme in Beziehung gesetzt. Die Kategorie der Standesvorurteile gegen die Schauspieler kann hier ganz außer Betracht bleiben: steht doch das Theater als Idee in Frage, zu deren Lösung weder das bürgerliche

---

[1]) VA 384, 29 [2]) VA 106, 10. [3]) VA 107 ff.

Ordnungsgefühl noch das adlige Standesbewußtsein Entscheidendes beizutragen hat. Ja, das Problem läßt sich noch enger einkreisen. Auch eine gewisse Art von Theaterenthusiasmus, der teils auf billiger Vergnügungssucht, teils auf dilettantischer Autoreneitelkeit beruht, und der in dem Gedicht 'Ich armer Teufel, Herr Baron' köstlich parodiert ist, braucht als polare Gegenübertreibung nicht berücksichtigt zu werden, sei aber doch erwähnt, um zu bezeugen, daß es unmöglich ist, eine letzte Idee, die etwa im theatralischen Komplex nicht anerkannt wird, nun einfach im Bereich eines Standes zu suchen. Ferner sind auch die Baronesse und das Grafenpaar lediglich negative Instanzen, Vertreter launisch-verständnislosen Mäzenatentums, das das Theaterwesen als Staffage seiner Feste in Wertverbindung mit transparenten Dekorationen zu verwenden beliebt. Der bürgerliche Schreiber der Gedanken über die Wirkung der Tragödie bleibt dunkler Anreger ohne greifbare Akzentverteilung. In einer Linie stehen vielleicht der Prinz und die Geistlichkeit. Ersterer findet keine Stellung zur deutschen Bühnenkunst, nicht nur weil die Schauspieler schlecht sind, sondern weil er durch die französische Bühnenkunst mit ihrem Prinzip des '*étudiez la cour*' geblendet ist. Die Geistlichkeit ist befangen durch ihren Dogmatismus. Also auch hier keine geistigen Äquivalente an Stelle des Verneinten. Diese treten erst in der letzten Linie auf, die sich ziehen läßt, und die von Werner über den Herrn von C. zu Jarno führt, der Linie des tätigen Lebens. Werner ist der praktische Kaufmann, Herr von C. der seine Existenz anspruchslos einsetzende Krieger und Jarno der Diplomat. Sie sind alle drei mit sichtlicher Wärme vom Dichter geschildert. Werner ist nicht ohne Idealismus seinem Berufe gegenüber, wenngleich er in dem Verhältnis zu seinen künstlichen Grotten, seinen 'Zeronen Indigo' und zur doppelten Buchführung ein gut Teil Spießbürgerlichkeit erkennen läßt. Er möchte Wilhelm für sein Bürgerparadies geistig gewinnen und die theatralische Vorliebe des Schwagers zu einer ökonomischer genossenen und realer gerichteten Mußebeschäftigung umgestalten. Und er bleibt in der Periode der schmerzlichen Ernüchterung Wilhelms nicht ganz ohne Einfluß. Aber demgegenüber bricht er eine Lanze für die verworfenen Jugenddichtungen gegen deren Verfasser und rettet vor dem Untergang, was der grausame Selbstkritiker den Flammen überantworten wollte. Herr von C., der Offizier im Stil Ewald von Kleists, wünscht dem Dichter des 'Belsazar' 'mehr Welt- und Menschenkenntnis' (Werke LI 257, 24)[1], aber mit einer deutlichen teleologischen Richtung auf die dichterische Reife der Stücke Wilhelms, die dadurch erst 'den echten Wert und das rechte Gepräge' erhalten können, nicht mit der Absicht, seinen jungen Freund der Theaterwelt zu entfremden. Auch schränkt er auf einer höheren Stufe den dekorativen Idealismus Wilhelms ein, indem er ihm den sittlichen Wert der ungesehenen Tat begreiflich zu machen sucht. 'Nur eins', sagt er zu Wilhelm, 'merken Sie sich als dramatischer Schriftsteller und lassen sich es immer gesagt sein, so sehr wir auch schon lange darüber einig sind: Lernen Sie daraus, daß man nur recht sichtbare, starke, grobe, ausgezeichnete Züge dem Volke aufstellen

[1]) VA 189, 35.

müsse, und das Feinere, Innigere, Herzlichere weniger Wirkung tue, als man denkt, besonders wenn man Effekt auf die Menge machen will, die doch am Ende immer bezahlt' (Werke LII 56, 17 ff.).[1]) Dieser Satz ist sicher nicht ohne ironischen Beigeschmack, und er trifft das Theaterwesen an demjenigen Punkte, den auch Lessing bezeichnet, wenn er resigniert sagt: 'Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter.'[2]) Es muß auf die Einschätzung des Theaterpublikums noch im besonderen eingegangen werden. Bei der Bewertung des Gedankens des Herrn von C. darf aber nicht übersehen werden, daß eben dieser Herr von C. es auch war, der die Widerstände der Geistlichkeit gegen die Aufführung beseitigte (Werke LI 264, 7 ff.)[3]), und daß er nach dem Auftreten Wilhelms den Debütanten 'mit großer Lebhaftigkeit des Enthusiasmus und der Überraschung wegen des gestrigen Stückes und seines unvermuteten Spieles pries' (Werke LII 11, 4).[4]) Schließlich Jarno, der Weltmann, der Verächter des 'herumziehenden Bänkelsängers' und des 'albernen, zwitterhaften Geschöpfes'. Er hat Wilhelm auf Shakespeare hingelenkt und damit in dem Schicksal des jungen Schwärmers Epoche gemacht und den Ausbruch hervorgerufen: 'Diese wenigen Blicke, die ich in Shakespeares Welt getan, reizen mich mehr als irgend etwas anderes, in der wirklichen Welt schnellere Schritte vorwärts zu tun, mich in die Flut der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie gleich jenem großen Briten von der Schaubühne dem lechzenden Publico meines Vaterlandes auszuspenden' (Werke LII 162, 2 ff).[5]) Köster möchte in dem Umstand, daß Jarno und nicht ein Bühnenangehöriger die Kenntnis Shakespeares vermittelt, ein Argument gegen die Erfüllbarkeit der hier geäußerten theatralischen Tendenz sehen. Warum? Fährt doch Jarno ausdrücklich fort: 'Lassen Sie diesen Vorsatz nicht fahren und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen!' Ist denn der Sinn einer theatralischen Sendung, daß ihr Träger sich gegen die Außenwelt in sein Ideal hinein abkapselt? Warum der übrigens nicht zur Ausführung gelangte Vorschlag eines ungenannten Berufes, den Wilhelm eine Zeitlang bekleiden sollte, 'wohl nicht im ursprünglichen Plan des Dichters gelegen oder dem Dichter selbst in seinen Folgen nicht klar geworden' sein soll[6]), ist nicht einzusehen.

Als letzte Krone der Berührungen Wilhelms mit dem Adel tritt die Amazone auf. Sie sagt nicht Ideale, wie Werner, und zeigt nicht Ideale, wie Jarno, sondern sie ist Ideal, einfach durch ihre Erscheinung. Kein Wort kommt aus ihrem Munde, das irgendwie zur Theaterwelt in Beziehung gesetzt werden könnte, und dennoch erscheint das strahlende Bild im Augenblick des entscheidenden

[1]) VA 246, 14 ff.

[2]) G. E. Lessings sämtliche Schriften, herausg. von K. Lachmann und F. Muncker, X 213, 12 ff.

[3]) VA 194, 3 ff. [4]) VA 213, 20 ff. [5]) VA 327, 22 ff.

[6]) Zeitschr. f. d. dt. Unterr. XXVI 228.

'Ja', das Wilhelm auf das Drängen Serlos, Aurelias und Philinens ausspricht. Wenn Erich Schmidt seinen flüchtigen Beweis der Ironie der Theatralischen Sendung mit der Hindeutung auf Wilhelms 'tiefe, so gewichtig noch als allerletztes Wort aufgepflanzte Neigung zu der Amazone' beschließt, so darf der Ton auf dem 'allerletzten Wort' nicht irreführen.[1]) Das Ende eines Fragments ist kein Finale, zumal wenn noch ein Buch im Entstehen und fünf weitere Bücher Fortsetzung geplant waren. Beachtlicher erscheint Pniowers Satz: 'Von welcher Bedeutung in diesem Augenblick die Vision ist, wird niemand verkennen. Sie ist gleichsam ein von der höheren Stufe der Welt gesendetes Symbol, das Wilhelm leise, ohne daß er es versteht, das Verhängnisvolle der Stunde kündet, den Leser aber in einem poetischen Bilde unzweideutig auf seinen Irrtum hinweist. In der Sphäre des Theaters, das spricht der Dichter noch einmal damit aus, wird er nicht den Weg zu dem wahren Ziel seines Daseins finden.'[2]) Gewiß, wer die Natalie der Lehrjahre vor Augen hat, kann den Schluß des Buches kaum anders deuten. Aber wie weit ist es berechtigt, diese Parallele zu ziehen? Der Gedankensprung Wilhelms ist übrigens nicht ganz so unbegreiflich, wie es auf den ersten Blick erscheint. Das Bindeglied bildet der Handkuß Philinens, der auch bei dem tatsächlichen Zusammentreffen mit der schönen Reiterin eine Rolle gespielt und einen unbehaglichen Kontrasteindruck in dem Verwundeten hervorgerufen hatte (Werke LII 199, 27).[3]) Diesen aber einfach auf die ganze theatralische Entscheidung Wilhelms übertragen, heißt dem voritalienischen Goethe eine allegorisierende Denkform involvieren, die sonst nur dem nachitalienischen geläufig ist, beispielsweise am Schluß des 'Egmont'. Zwar steht die Erinnerung an die Amazone einmal im Richtungsgegensatz zu den Erinnerungen an Mariane, die Wilhelm 'wieder ans Theater banden, ja sogar an die schlechte Gesellschaft'. 'Sich ihr nahen, wie er sehnlich wünschte, hieß schon aus dem Zustande heraustreten, in dem er sich befand, und ein zwiespältiges Verlangen zog ihn aus einer Welt in die andere' (Werke LII 222, 22).[4]) Aber einerseits ist zu bedenken, daß Wilhelm vor seinem Eintreffen mit Serlo Theater und schlechte Gesellschaft immer im Zusammenhang gefunden hatte, und daß eine der idealen Aufgaben, die in seiner theatralischen Sendung lagen, eben in der Befreiung des Theaters aus dieser Mesallianz oder in der Hebung des Gesellschaftsstandes der Schauspieler zur reinen Idee des Theaters hinauf bestehen mußte. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß unmittelbar im Anschluß an die erwähnte Stelle Shakespeares Schriften, besonders Hamlet, den Empfindungen Wilhelms abermals eine neue Wendung geben. Wer denkt nicht an das Namenpaar Lida-William, dem Goethe verdankt, was er ist!

Ein kurzes Streiflicht muß hier noch auf die Dichtungen Wilhelms in der Theatralischen Sendung fallen. Ihre Streichung in den Lehrjahren ist kaum mit einem Gedanken zu motivieren. Wie sie aber auch zu erklären sein möge: eine Einengung der geistigen Reichweite Wilhelms ist notwendig mit ihrem

---

[1]) Intern. Monatsschr. VI 70. [2]) Euph. XIX 127 f.
[3]) VA 353, 18. [4]) VA 369, 20 ff.

Fortfall verknüpft. Der Held wird auf das reproduktive Künstlerideal eingeschränkt, und die theatralische Sendung erhält damit jenen engeren Wortsinn zugewiesen, der ihre Überwindung durch größere Lebenshorizonte zuläßt, ohne daß darum der Dichter die Brücken zu seinem einstigen 'dramatischen Ebenbild' völlig abzubrechen brauchte.

An das zusammenfassende Ergebnis des ersten Methodenweges, der bis jetzt mit großen Schritten zurückgelegt ist, knüpft sich von selbst ein Blick auf die Rolle des Theaterpublikums im Ablauf des theatralischen Geschehens. Denn hier lag, abgesehen von unentscheidbaren Doppeldeutigkeiten, derjenige Punkt, an den ironische Keime der Theaterberufung Wilhelms sich am leichtesten ankristallisieren konnten. Es ist darum nicht ohne tieferen Sinn, was Aurelia, die Schauspielergestalt, die am restlosesten in der Kunst aufgeht und am empfindlichsten mit ihrem ganzen Seelengefüge an den gespielten Rollen teilhat, über ihr Verhältnis zum Parterre aussagt: 'So war es mir auch, als ich mit dem höchsten Begriff von meiner Nation auf der Bühne erschien. Was waren die Deutschen nicht! was konnten sie nicht sein!' (Werke LII 255, 14 ff).[1]) So begann sie. Dann kamen die Vertreter dieser Nation, um mit ihren Gemeinplätzen und uniformen Begehrlichkeiten Revue zu passieren, und damit erfolgte die herbe Enttäuschung. Zugleich aber kam der Geliebte, der ihre Kräfte durch Sammlung auf sich verdoppelte, ihr 'die Deutschen von der Seite ihrer Tapferkeit vorstellte' und sie versicherte, 'daß keine bravere Nation in der Welt sei, wenn sie recht geführt werde'. Dadurch erschien ihr das Publikum wieder in dem vorteilhaftesten Sinne, und selbst mittelmäßige Verse wurden durch das führerische Bild, das ihr im Geliebten vorschwebte, zu Gold in ihrem Munde (Werke LII 264, 23).[2]) Die Tat aus Liebe war das Wunder ihrer Umwandlung ist es nicht fast, als ob Aurelia das erwähnte Wort Lessings mit optimistischer Wendung zitierte, und als ob die von den Lehrjahren her pessimistisch gedeutete Amazonenerinnerung von hier aus als die Offenbarung des Führerbildes Wilhelms verständlich würde, ohne Kontrast mit dem getanen Schritt in den Schauspielerberuf hinein? — Doch soll mit dieser Frage nichts entschieden werden.

II

Der zweite Denkweg, gewissermaßen die Gegenprobe des ersten, führt in die Änderungen der Lehrjahre im Verhältnis zur Theatralischen Sendung hinein. Es erhebt sich die Frage: Sind die späteren Einschübe nur eine Unterstreichung des in der Sendung keimhaft schon Vorhandenen, oder lassen sie eindeutig einen Kurswechsel erkennen? Auf zwei Unterschiede wurde in den ersten Betrachtungen schon hingewiesen: auf die Subjektivierung der theatralischen Jugenderlebnisse Wilhelms und auf den Fortfall seiner Dichtungen, die der allgemeinen Tendenz Goethes, autobiographische Elemente seines Romans zu mildern, entspricht. Goethe sprach in der Sendung durch Wilhelms Mund: 'Meine alten Sachen geb' ich euch zu Lob und Tadel preis, laßt über den gegenwärtigen

---

[1]) VA 394, 25 ff. [2]) VA 402, 15.

mich noch im Geheimnisse brüten' (Werke LI 147, 12 ff.).[1]) In den Lehrjahren ist an Stelle des 'Belsazar' der 'Götz' dem Lob und Tadel überliefert, allerdings ohne ähnlich deutliche Beziehung und nur als Füllsel in der Lücke, die durch das Ausscheiden der Madame de Retti-Partien entstanden war, und mit Abstrich der Autorschaft Wilhelms. Die Bemerkungen über Wilhelms dichterische Produktion, die noch stehen blieben, sind bis auf das allegorisierende Gedicht 'Der Jüngling am Scheidewege' (Werke XXI 41, 27 ff.) und das Vorspiel im Grafenschloß, das ohne weiteres als Romanfiktion ohne autobiographische Note erkennbar ist (Werke XXI 271, 27 ff.), zu nichtssagenden Andeutungen zusammengeschrumpft, nicht ohne ironische Bemerkungen über den dilettantischen Autorenehrgeiz, bei denen man sich vielleicht an Behrischs Kopie des Buches 'Annette' erinnert fühlt (Werke XXI 320, 10 ff.). Wilhelm ist nichts als ein Sonntagsdichter, den nur die Selbsterkenntnis, verbunden mit einem entschlossenen Autodafé, in das kein Werner mehr rettend eingreift, von schwärmenden Schundliteraten im Stile des Barons von C. unterscheidet. Eine neue Note kommt aber auch in das engere theatralische Ideal. Wilhelm ist nie von fremden Einflüssen gänzlich unabhängig gewesen. Besonders der Herr von C. und Jarno hatten ihn geführt, letzterer, indem er ihm Shakespeare aufschloß, als er seine Stunden damit verdarb, 'Affen menschlicher auszuputzen und Hunde tanzen zu lehren' (Werke LII 147, 8).[2]) Beide hatten ihn wittern lassen, 'daß es in der Welt anders zugehe, als er sich's gedacht' (Werke LII 148, 1)[3]), ohne ihn darum aber in irgendwie greifbaren Gegensatz zu seiner dumpfen Richtung zum Theater zu bringen. Ihre Hinweise führten in diese größere Welt, aber von dort wieder in die theatralische Aufgabe zurück. Das wird jetzt anders. Die Gesellschaft vom Turm schiebt ihre Sendboten in die bereits zurückgelegte Wegstrecke ein, der Geistliche verdächtigt den natürlichen Ablauf des Helden an seinem Ausgangspunkt, dem Puppentheater (Werke XXI 192, 25 ff.), und Jarno unterstützt nicht mehr die Tendenz zum Nationaltheater, sondern den 'Vorsatz, in ein thätiges Leben überzugehen' (Werke XXI 311, 10). Was einst der Sekretär des Grafen an Wilhelm bewunderte, das bewundern wir jetzt an Goethe: die Fähigkeit, 'durch eine geringe Veränderung ganzen Szenen und Stücken eine andere Gestalt', ja mehr noch, einen anderen Sinn zu geben. Auch das Bild der Amazone ändert sich durch leise Pinselstriche: ihre Gesichtszüge sind nicht nur 'sanft, still und teilnehmend', sondern auch 'hoch', ihre ganze Erscheinung ist nicht mehr allein das 'Liebenswürdigste', sondern auch das 'Edelste', was Wilhelm gesehen zu haben glaubt (Werke LII 198, 11[4]) und Werke XXII 43, 11). Am deutlichsten ist aber wohl die Tatsache, daß auch Mignon unter den Mentoren gegen Wilhelms Gefühl der theatralischen Berufung eingereiht wird. In der Theatralischen Sendung war zwar auch schon ihr erbärmliches Spiel (Werke LI 212, 15 und 252, 1)[5]), ihr Widerwille gegen die Schminke (Werke LI 214, 11)[6]), ihre völlige Unfähigkeit, etwas ihrer Natur nicht völlig Immanentes auszudrücken (Werke LI 252, 7

[1]) VA 107, 1 ff. [2]) VA 316, 23. [3]) VA 317, 8. [4]) VA 352, 6.
[5]) VA 155, 34 und 185, 23. [6]) VA 157, 16.

und 259, 16)[1]), ihre Weigerung, im Grafenschloß zu spielen und zu tanzen (Werke LII, 105, 25 und 134, 9)[2]), zum Ausdruck gebracht, jedoch von einer Tendenz auch gegen Wilhelms Interesse an der Bühne war noch keine Spur erkennbar. In den Lehrjahren dagegen knüpft sie an die Weigerung, den Fandango in Wilhelms Huldigungsspiel für den Prinzen zu tanzen, die beschwörende Bitte: 'Lieber Vater! bleib auch du von den Brettern!', indem sie Wilhelm bitterlich weinend zu Füßen fällt (Werke XXI 278, 22). Und die Entscheidung Wilhelms zur Theaterlaufbahn, mit der die Sendung abschloß, endigt nach der Schilderung der Vision Wilhelms, die jetzt durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entstanden ist, mit dem Satz: 'So schrieb er seinen Namen nur mechanisch hin, ohne zu wissen, was er tat, und fühlte erst, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an seiner Seite stand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leise wegzuziehen versucht hatte' (Werke XXII 154, 2).

So muß die an den Anfang dieses Teils gestellte Frage etwa folgendermaßen beantwortet werden: Es gibt in der Theatralischen Sendung vereinzelte Wendungen, die eine doppeldeutige Erklärung zulassen und sowohl für einen ernsten wie für einen ironischen Sinn der Berufung Wilhelms in Frage kommen könnten, dagegen keinen einzigen Satz, der mit Notwendigkeit ironisch verstanden werden müßte. In den entsprechenden Teilen der Lehrjahre dagegen hat Goethe einige ganz entschiedene Minuszeichen vor Wilhelms Drängen nach dem theatralischen Ideal gesetzt. Die Richtung des Wandels ist eine doppelte: der Kreis des Theatralischen wird zum Bühnenwesen verengert, und der Blickpunkt wird auf die Subjektivität Wilhelms hin verschoben.

III

Die Theatralische Sendung bricht unmittelbar vor der Hamletaufführung ab, die ihren Schatten schon in das Fragment vorauswarf. Wenn Wilhelm im Schlußkapitel des Urmeisters rekapitulierend zu sich sagte: 'Da steh ich nun . . . nicht am Scheidewege, sondern am Ziele und wage nicht den letzten Schritt zu tun, wage nicht es zu ergreifen. Ja, wenn ein Beruf, eine Sendung deutlich und ausdrücklich war, so ist es diese' [(Werke LII 281, 20 f.)[3]); die Lehrjahre biegen den Satz auf die Entscheidung zwischen Marianne und Aurelie um (Werke XXII, 124, 28 f.)], so darf nicht vergessen werden, daß ihm die letzte Probe auf sein Exempel noch bevorstand. Er konnte noch nicht über den Berg sehen. Hier wird die Frage brennend nach dem verlorenen Plan der folgenden Bücher der Sendung, den Goethe am 9. 12. 1785, also kaum einen Monat nach Beendigung des sechsten Buches der Sendung, aufschrieb.[4]) Gelingt es, zu zeigen, daß dieser Plan der späteren Anlage der Lehrjahre in den wesentlichen Punkten entsprochen haben muß, so ist damit zugleich erwiesen, daß die Rolle Wilhelms dem Theater gegenüber auch in der Theatralischen Sendung schon als eine nur vorübergehende gedacht, daß also der erste Titel ironisch zu ver-

[1]) VA 185, 29 und 190, 26. [2]) VA 284, 22 und 306, 15. [3]) VA 414, 15.
[4]) H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. I. Teil 2. Bd. S. 729.

stehen war. Pniower hat diesen Beweis in seinem Aufsatz zu führen gesucht; mit welchem Erfolg, soll nunmehr geprüft werden. Es ist schon angedeutet worden, daß Pniower die Sendung ironisch auffaßt. Er sagt: 'Wilhelm Meister ist von vornherein der aus dem Heroischen ins Bürgerliche übersetzte Faust, nur daß der dramatische Held in seinem innern Selbst bewußt genießen will, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, während Wilhelm Meister unbewußt und halb widerstrebend durch die Wirrnisse des Lebens taumelt'[1]). Es würde zu weit führen, dieses Urteil hier im einzelnen zu widerlegen, trotzdem das nicht allzuschwer gemacht ist. Daß z. B. Wilhelm für das Niveau einer Melinatruppe nicht geboren und erzogen ist, liegt auf der Hand, auch ohne daß Jarno es ausdrücklich betont. Unvollkommenheiten, die durch die Entwicklungsstufen bedingt sind, besagen doch nichts gegen das erstrebte Ziel. Oder: der Umstand, daß der Dichter eine Tirade auf den Adel schwingt, der durch seine Geburt die Windungen eines sonst beschwerlichen Entwicklungsganges abzuschneiden vermag (Werke LII 102, 13 f.)[2]), ist völlig irrelevant, da eine Entwicklung zu günstigen Entwicklungsbedingungen nicht ein Ziel, sondern eine *petitio principii* wäre. Wenn Goethe in den Lehrjahren Wilhelm zum Sprecher macht (Werke XXI 247, 16), so ist das einfach eine Richtigstellung, die nunmehr den Stoßseufzer des in jeder Beziehung Unsteten nach sicherer Ruhe ausdrücken soll. So läßt sich fast Punkt für Punkt behandeln; ja die Stellen, die Pniower tatsächlich für seine Auffassung der Sendung hätte in Anspruch nehmen können, da sie eben doppeldeutig sind, hat er gar nicht einmal gefunden. Genug, er macht die Ironie, die er nachweisen will, schon zur Voraussetzung, mit der er an den Stoff herantritt.

Zunächst sucht er die Mignonlinie über ihren tatsächlichen Endpunkt hinaus zu verlängern. Die Offenbarungsszene der Liebe Mignons zu Wilhelm (Werke LII 96, 15 ff.)[3]), die ja schon Wolff[4]) einmal benutzt hatte, um eine Heirat der beiden zu konstruieren, indem er die sogenannten pathologischen Züge als spätere Interpolationen herausstrich, wertet Pniower antithetisch aus. Er sieht in ihr den Keim zu Mignons frühem Tode, also eine Bestätigung der Vorgänge im achten Buch der Lehrjahre. Zwingend ist diese Annahme nicht, wenn man die Lehrjahre einmal ausschaltet. Ebenso ließe sich etwa auch Wilhelms früher Tod prophezeien, weil er nach der Marianenenttäuschung in eine schwere Krankheit fällt. 'Der Streich war zu treffend tödlich', heißt es ausdrücklich (Werke LI 99, 24)[5]), in den Lehrjahren dann: 'der Streich hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen' (Werke XXI 119, 12). Es soll hiermit nur das in der Meisterforschung so oft überfahrene Warnungssignal aufgerichtet werden, und das blinde Zutrauen Pniowers, das sich äußert in dem Satz: 'Diese von Goethe bekanntlich bis ins kleinste und feinste geübte Methode, wichtige Motive vorklingen zu lassen, gibt uns das Mittel an die Hand, von der Fortführung der Handlung, die sich in den folgenden nur geplanten sechs Büchern

---

1) Euph. XIX 129. 2) VA 282, 10. 3) VA 278, 13 ff.
4) Eugen Wolff, Mignon S. 156 ff. 5) VA 69, 14.

abrollen sollte, wenigstens einen Umriß zu gewinnen'[1]), dieses methodische Zutrauen soll mit dem nötigen kritischen Gegengewicht von vornherein beschwert werden. Pniower fährt fort: 'Wenn es also beispielsweise in dem schon in der Sendung vorhandenen Gedicht heißt: 'Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu', und dies selbe Motiv im achten Buch der Lehrjahre (Werke XXIII 169f.) wiederkehrt, so wird es wahrscheinlich, daß Mignons Lebensgeschichte schon in der ersten Fassung des Romans so konzipiert war, wie wir sie in seiner endgültigen Gestalt kennen lernen.' Wer die Stelle der Lehrjahre aufmerksam liest und dann auf ihre Wichtigkeit für die Geschichte Mignons prüft, dem kann ihre relative Bedeutungslosigkeit nicht verborgen bleiben. Ja, man kann fast noch mehr sagen. Mignon schwört, über ihre Vergangenheit zu schweigen; dann aber erzählt der Arzt doch ihre ganze Lebensgeschichte, die Natalie 'aus einzelnen Äußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbesonnenheiten' mosaikartig zusammengereiht haben soll. In der Sendung (Werke LI 259, 19f.)[2]) ist das erwähnte Gedicht ein Zitat aus der 'Königlichen Einsiedlerin', das Mignon als 'seine Rolle' aufsagt. Die Frage, ob diese Zitierung dichterische Fiktion oder ein echter Ausschnitt aus einer Goetheschen Jugenddichtung ist, kann hier nicht aufgerollt werden. Wenn man Goethe Glauben schenkt (und Anlaß, das nicht zu tun, hat nur, wer die Meisterentwicklung nicht anders als von hinten nach vorn, vom Fertigen zum Unfertigen verfolgen kann), so läßt sich der ganze Vorgang auch so auffassen: als Goethe sich die Lehrjahre 'vom Herzen und Halse' schrieb und im achten Buch die mannigfach verschlungenen Fäden der Handlung verknüpfte, da stieß er auch auf das Motiv des Schwurs der Mignon, das in der neuen Fassung, die den Zitatcharakter entfernte (Werke XXII 256, 11), natürlich eine größere Schwere erhalten mußte. Und so beantwortete er jetzt, was er als innerlich notwendige Frage des Lesers empfand. Auch diese hier aufgestellte Hypothese hat nur negative Richtung, ebenso wie der Argwohn, daß Pniower in dem Lied 'Nur wer die Sehnsucht kennt', das in der Sendung Mignon allein singt, während es in den Lehrjahren zu einem Duett Mignons und des Harfners wird (Werke LII 225, 22[3]) und XXII 66, 26), die Vordeutung eines Geliebten Mignons in der Weite gefunden hätte, wenn die Lehrjahre dazu nur irgendeinen Anhaltspunkt bieten würden. Von Mignon aus ernsthafte Schlüsse auf die Fortsetzung der Theatralischen Sendung ziehen zu wollen, geht ohne Vorurteil eben nicht an.

Wie aber ist es mit Aurelia? Pniower sagt: Für Aureliens Tod 'ist ein Fingerzeig damit gegeben, daß die von ihr Wilhelm in den Lehrjahren aufgetragene Mission, ihren ungetreuen Freund Lothario aufzusuchen und wegen seines Verhaltens zur Rede zu stellen, schon in der Sendung vorbereitet ist'. In der Sendung heißt es (Werke LII 261, 22)[4]): 'Wäre mein zärtlich geliebter ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen: Setzen Sie sich zu Pferde, machen Sie auf irgendeine Weise Bekanntschaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir verziehen und bedauern mich', fast

[1]) Euph. XIX 130. [2]) VA 190, 29 f. [3]) VA 372, 2. [4]) VA 399, 34.

entsprechend in den Lehrjahren (Werke XXII 103, 4). Nun, von dem Tod der Aurelia liegt in der Stelle sicherlich nichts, auch wenn hier wirklich eine Reise Wilhelms zu Lothar vorgedeutet ist. Wer aber empfände es nicht als gewaltsam, wenn Pniower weiter konstruiert, daß Lothar nun den Wilhelm Meister zu den erprobten Führern der Menschheit leiten sollte! Ja, wenn man voraussetzt, daß die Theatralische Sendung das gleiche Ziel hatte wie die Lehrjahre, dann kann man so schließen. Will man aber eben diese Parallelität beweisen, so darf man nichts behaupten, was nur auf dem schon gelungenen Beweis zu fundieren wäre. Auf dieser schlüpfrigen Grundlage könnte man noch viel weiter gehen: Jarno und Lothar sind da, also geometrische Örter für den Turm; die Amazone, also Wilhelms Heirat mit ihr; der Onkel der Amazone, also sein Gut und alles, was dort passiert, die schöne Seele usw., bis man die Lehrjahre fertig hat. Richtig ist vielleicht, daß Wilhelm zu Lothar reisen sollte im Auftrag Aureliens, ferner, daß Lothar als der Bruder der Amazone zu denken ist. Die Bemerkung Aureliens: 'Er (Lothar) zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner fürtrefflichen Schwester' (Werke LII 264, 28 f.)[1]) macht es mindestens wahrscheinlich.

Ein dritter Tod, mit dem Pniower argumentiert, ist mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit zu erschließen: der Tod der Mariane. Schon der schöne Knabe, den Aurelia 'mit Freuden angenommen' hat, wie es in der Sendung (Werke LII 244, 22)[2]) bezeichnenderweise statt des späteren 'auf meine Arme genommen' heißt (Werke XXII 85, 28), deutet darauf hin. Die Unkenntnis des Helden soll der Leser teilen; darum bringt der Dichter diese Verschleierung des Ausdrucks an, wo feine Ohren vielleicht schärfer hören könnten als Wilhelm. Heller wird aber noch von dem späteren Gang der Lehrjahre folgende Stelle beleuchtet, die Wort für Wort bedeutsam ist: 'Der Knabe machte Lärm und Aurelia ward ungeduldig; sie klingelte, es kam ein altes Weib herein, ihn wegzuholen. Hast du noch immer Zahnweh? sagte Aurelia zu der Alten, die das Gesicht verbunden hatte. Noch fast unleidlich, versetzte diese mit dumpfer Stimme, hub den Knaben auf, der gerne mitzugehen schien, und brachte ihn weg.' Die Alte, mit der der Knabe gern mitging, kann kaum jemand andres sein als die alte Theaterschneiderin der Mariane aus dem ersten Buch der Theatralischen Sendung. Wilhelm soll sie aber nicht erkennen, darum spricht sie mit dumpfer Stimme und darum hat sie das Gesicht verbunden und ihren Verband mit dem fingierten Zahnweh motiviert. Wenn aber die Alte mit dem Kind bei Aurelia ist, so ist es naheliegend, Mariane, die Mutter, für tot zu halten, wenn man nicht zu erzwungeneren Auslegungen greifen will. Diese Argumentation wäre also geeignet etwa für die Absicht, jene alte Hypothesenfalle der Frau Rat, die Erzählung beim Besuch Tiecks im Sommer 1806, daß 'die Heirat Wilhelms und Mariannens den Abschluß' der Sendung machen sollte[3]), aus der Welt zu schaffen. Sie macht eine gewisse Verwandtschaft des

[1]) VA 402, 21. [2]) VA 386, 11.

[3]) R. Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters, I. Teil. Leipzig 1855, S. 329.

Mariannenstoffes beider Fassungen wahrscheinlich, erlaubt jedoch keinen Schluß auf die Frage der ironischen Bedeutung des Urmeistertitels. Wolff, der von der zitierten Stelle des Romans sagt: 'Das ist so einer von den in die alte Dichtung geflickten Lappen, bestimmt, das Bild des eigentlichen Tatbestandes bis zur Unkenntlichkeit zu verzerren'[1]), bestätigt nur seine bekannte Treffsicherheit im Vorbeischießen.

Wenn endlich Pniower in dem Satz: 'Wer einer Versammlung Herrnhuter oder andrer Frommen, die sich auf ihre Weise erbauen, beigewohnt hat, wird sich auch einen Begriff von dieser Szene (d. h. der Unterredung Wilhelms mit dem Harfner) machen können' (Werke LII 76, 20)[2]), einen 'Vorklang der Bekenntnisse einer schönen Seele' hören will, so kann das *non liquet*, das er sich selbst zuruft, nur kräftig unterstrichen werden.

Dem von Pniower gesammelten Material kann noch ein Hinweis hinzugefügt werden. Die Hamletaufführung setzt Pniower als sicher auch schon für die Sendung an. 'Wozu wären sonst bei dem ökonomischsten aller Dichter die breiten Darlegungen über das Wesen dieser Tragödie?' Nun, breite Darlegungen hatte die Sendung, besonders in ihren ersten Teilen, noch mehr; dies Argument allein würde also kaum beweiskräftig sein. Wenn Goethe aber in der Sendung sagt: 'Doch ich enthalte mich, von (Aurelia) und den übrigen Schauspielern weiter zu sprechen, wir werden sie handeln, sie agieren sehen, und der Leser wird selbst urteilen können' (Werke LII 243, 15)[3]), so ist es auch ohne Lehrjahre kaum anzunehmen, daß dieses Urteil der Leser an einem andern als am Hamletstoffe ermöglicht werden sollte. Man könnte vielleicht sogar darüber hinaus behaupten, daß die erweckten Erwartungen und zugleich der Entschluß Wilhelms zum Berufsschauspielertum ein Debüt des Helden in der Rolle Hamlets geradezu fordern. Von den übrigen Rollen sind klar bestimmbar nur Serlo als Polonius und Aurelia als Ophelia, wahrscheinlich aber auch Horatio und Laertes als die Namensvettern ihrer Urbilder, besonders Laertes, der Fechtmeister Wilhelms. Erinnert werde hier nur an den Zweikampf auf dem Waldplatz, mit ausdrücklicher Anspielung auf den Hamlet, der durch den Überfall so dramatisch unterbrochen wird (Werke LII 189, 22).[4])

Es lassen sich also als einigermaßen wahrscheinliche Punkte des verlorenen Planes von 1785 aus den Prolepsen der Sendung nur die Hamletaufführung auf dem Theater Serlos, der Tod der Mariane, der Besuch Wilhelms bei Lothar und die geschwisterliche Verwandtschaft Lothars und der Amazone erschließen.

IV

Aber dieser Nachweis von Analogien der hypothetischen Fragmentfortsetzung mit der endgültigen Fassung der Lehrjahre ist nur die eine Seite des Problems. Die andere ist die Frage nach den wahrscheinlichen Unterschieden. Ist es möglich, in der Theatralischen Sendung Stellen nachzuweisen, die mit dem Ausgang der Lehrjahre unvereinbar sind?

---

[1]) AaO. S. 278. [2]) VA 262, 26. [3]) VA 385, 12. [4]) VA 347, 9.

Pniower ist um einige Klippen auch in seinem auf den Nachweis der ironischen Färbung schon im Urmeister gerichteten Aufsatz nicht glatt herumgekommen und mußte mehrere klare Abweichungen zugestehen. Vor allen Dingen das völlige Fehlen der Gesellschaft vom Turm, die Veränderung des Barbierlehrlings zu Friedrich, dem Bruder der Gräfin, und das Fehlen der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Gräfin und dem Geschwisterpaar Lothario-Natalie. Auch hier ist die Reihe der Argumente mit diesen Hinweisen nicht erschöpft. Es fehlt außerdem die Gemäldesammlung des alten Meister, die später in den Lehrjahren im Gut des Oheims von Bedeutung wird. Der Harfner entbehrt noch aller unheimlichen Züge, die die Lehrjahre (Werke XXII 11, 14) so stark betonen: 'Ich sollte nirgends verweilen, denn das Unglück ereilt mich und beschädigt die, die sich zu mir gesellen' und: 'Mein Herr, lassen Sie mir mein schaudervolles Geheimnis, und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, ist nicht des irdischen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schicksale ...' Wie milde klingt dagegen die 'herzrührende' Klage des 'Wer nie sein Brod mit Thränen aß' (Werke LII 74, 9[1]), die alle abgründige Schicksalsdämonie durch das Instrument der kummervollen Seele in die Harmonie des Lyrischen umstimmt! Endlich aber eine Wendung Serlos, der den Schwankenden für sein Theater zu gewinnen sucht: 'Wenn Sie sich jetzo nicht entschließen, so tun Sie es vielleicht in vierzehn Tagen. Ich habe begründete Hoffnung, daß ein Frauenzimmer meine Bühne betreten wird, die noch auf keiner erschienen ist, die aber im Stillen wie Sie unsere Kunst mit Leidenschaft geübt hat. Die schönste, ansehnlichste Gestalt, ein herrliches Organ der Stimme, eine reine, bestimmte Aussprache, ein Betragen! genug, was man wünschen kann. Ich sage das nicht, daß Sie sich in sie verlieben sollen, ich sage es nur, damit Sie sich überzeugen, daß wir Ihrer nicht ganz unwert sind' (Werke LII 279, 23f.).[2]) Wenn Wundt seinen Satz, 'daß die schöne Amazone hier die Vermittlung übernehmen sollte, indem sie selbst sich der Bühne zuwandte, ist eine Vermutung, die sich nach der ganzen Anlage des Romans aufdrängt'[3]), auf diese Stelle begründen sollte (er deutet das nicht an), so spricht er etwas aus, was vielleicht jedem Leser auf den ersten Blick einfallen wird, zumal das parallele Ende des letzten Kapitels nur wenige Seiten später die Erinnerung Wilhelms an die Amazone bei seinem Entschluß, Schauspieler zu werden, erzählt. Aber man kann als vorsichtiger Urteiler auch sehr gut auf diese verlockende Hypothese verzichten und doch in dem zitierten Abschnitt einen wichtigen Faden erblicken, den die Lehrjahre nicht aufgenommen haben, und der in eine ganz andere Richtung führt, als Goethes Roman sie später einschlägt. Auf die Schauspielertruppe Serlos fällt dadurch ein bedeutenderes Gewicht, als es die Lehrjahre dorthin legen, das vielleicht noch erschwert wird durch die Namen Philibert und Tarconi (Werke LII 235, 7 und 15[4])), Namen zweier Virtuosen in der Truppe Serlos, die in den Lehrjahren verschwunden sind. Goethes Namengebung im Wilhelm Meister ist eigenartig und in ihrem Prinzip kaum kontrollierbar. Manche Personen schleppt er namenlos

[1]) VA 260, 27. [2]) VA 413, 13. [3]) AaO. S. 161. [4]) VA 379, 7 und 16

durch den ganzen Roman, man denke nur an den Pedanten, den polternden Alten, den Sekretär, den blonden Perückenmacherknaben, den Harfner; manche haben wenigstens einen Buchstaben, wie der Legationsrat R., der Herr von C., der Baron und die Baronin von C. Besondere Eigennamen erhalten aber gewöhnlich nur solche Gestalten, denen inhaltlich eine hervortretende Bedeutung zugedacht ist: Werner, Mignon, Serlo, Aurelia, Philine, Melina, Laertes, Horatio: nur Norbert macht, wenigstens dem Umfang seiner Rolle nach, eine Ausnahme. Natürlich läßt sich auf diesem Wege die Absicht Goethes, auch dem Philibert und Tarconi gegenüber seine Gepflogenheit innezuhalten, nicht beweisen, doch darf andererseits dies stille Argument der Namen nicht übersehen werden.

Überblickt man die positiven und negativen Ergebnisse der Frage nach dem Plan der Urmeisterfortsetzung, so muß Pniowers Beweis als nicht gelungen bezeichnet werden. Natürlich gibt es Motive, die nur in einer der späteren Fassung entsprechenden Form zu Ende gedacht werden können. Das Gegenteil wäre bei der Kontinuität des Stoffes und der Ähnlichkeit seiner vergleichbaren Teile überraschender. Aber es gibt auch ebenso schwerwiegende Verschiedenheiten, die selbst dann nicht zu beseitigen sind, wenn man die ganzen Lehrjahre einfach in die fehlende Fortsetzung der Theatralischen Sendung hineinliest. Nichts aber beweist, daß Wilhelm der Theaterwelt entzogen werden sollte.

V

Ehe endlich die Äußerungen Goethes über seine Dichtung untersucht werden, sind noch ein paar Paralipomena zu beachten als die einzigen Niederschläge der Romanarbeit während der großen italienischen und nachitalienischen Pause Ein undatiertes Blatt aus Rom[1]) zählt die Unarten des Felix auf: 'Schauckeln bey Tisch, Hemdenknöpfe verlegen, aus der Bouteille trinken, aus der Schüssel essen', ein anderes aus dem Jahre 1788: 'Den Teller nicht rein essen, das Glas nicht austrincken (gestrichen und durch Punkte wiederhergestellt), aus der Flasche trincken, aus der Schüssel essen'. Beide Notizen beziehen sich auf die Schilderung der Eigenarten des Knaben in den Lehrjahren V 1 (Werke XXII 135, 15): 'Der Knabe gefiel sich in gewissen Eigenheiten, die man Unarten zu nennen pflegt, und die (Aurelie) ihm keineswegs nachzusehen gedachte. Er trank z. B. lieber aus der Flasche als aus dem Glase, und offenbar schmeckten ihm die Speisen aus der Schüssel besser als von dem Teller.' Diese Unarten retten bekanntlich später dem Kinde das Leben, als es durstig aus der Flasche und nicht aus dem opiumvergifteten Glase trinkt, durch das der Harfner-Augustin sich das Leben nehmen wollte (Werke XXIII 296, 11 f.). Pniower glaubt mit diesen Blättern das Motiv der Katastrophe des Harfners schon als Plan des Jahres 1788 belegen zu können. Seine Äußerungen sind immer etwas kategorisch, weil sie sich zu fest auf die Lehrjahre stützen. Es wurde schon gezeigt, daß die Furien den Harfner in der Sendung jedenfalls noch verschonten. Und wenn man über die Zettel von 1788, also immerhin mindestens zwei Jahre nach Unterbrechung des

[1]) Werke XXI 331 f.

Fragments, aussagen will, was man wirklich verantworten kann, so ist es etwa dies: Goethe plante, das Motiv der Unarten des Felix als Mittel eines bedeutsameren Punktes der Handlung, vielleicht als Rettung des Knaben vor der Vergiftung, zu benutzen.

Die Bemerkungen aus dem Notizbuch von 1793, die die Ideen der einzelnen Personen in einem Begriff darstellen, liegen schon so nahe an die Anfang 1794 begonnene Umformung heran, daß sie hier übergangen werden können. Der Abbé und Therese, deren Gestalt allerdings noch in zwei Personen, Emilie und Julie, geteilt ist, sind hier zum ersten Mal belegbar.

Schließlich noch eine Stelle aus dem italienischen Tagebuch für Frau von Stein. Goethe schreibt am 22. 9. 1786 in Vicenza: 'Ich war lang Willens, Verona oder Vicenza dem Mignon zum Vaterland zu geben. Aber es ist ohne allen Zweifel Vicenz, ich muß auch darum einige Tage länger hierbleiben'.[1] Damit erfolgt hier die Lokalisation der Mignon in Italien. Wolff meint zwar zu der Stelle[2]): 'Vor der italienischen Reise war Goethe bekanntlich Willens, Vicenza oder Verona dem Mignon zur Heimat zu geben; an Ort und Stelle entschied er sich dann für Vicenza'. Aber er hat auch hier kein Glück. Hätte er bedacht, daß Goethe am 19. 9. aus Verona in Vicenza ankam[3]) und vier Tage später seine Tagebuchstelle schrieb, so hätte er das 'lange' nicht mißverstanden. Auf den Gedanken einer solchen Herkunft der Mignon konnte Goethe nur kommen, nachdem er beide Städte gesehen hatte. 'Ich war lang willens' heißt also nichts andres als: ich konnte mich in den vier Tagen nach der Ankunft in Vicenza lange nicht entscheiden. Zur Annahme solcher Lokalisation schon vor der italienischen Reise besteht also keinerlei Anlaß.

Diese Paralipomena zeigen an einigen durch den historischen Zufall bedingten Beispielen, wie die Ideen sich langsam kristallisieren, ohne daß auf die theatralische Frage ein direktes Licht fällt. Sie sind zu spärlich, als daß man daraus ein *testimonium in absentia* herleiten könnte. Jedenfalls aber deuten sie an, daß man sich die Pläne für die Fortsetzung nicht allzu fest und fertig vorstellen darf. Was aus den Vorausdeutungen der Theatralischen Sendung nicht abzulesen war, läßt sich auch mit ihnen nicht beweisen.

Wie hat nun Goethe selbst zu seinem Roman gestanden? Hat er seine Grundidee als konstant oder als im Lauf der Zeit verändert empfunden? Mit dieser Frage steigert sich zugleich das Interesse, das der subjektive Anteil des Dichters an der Konzeption des Romans erheischt. Das völlige und runde Für-sich-Sein des Kunstwerks löst sich in eine Beziehung zwischen Schöpfer und Schöpfung auf, und die autobiographische Atmosphäre, nicht im grob stofflichen Sinne, sondern als Stimmung und seelische Urverwandtschaft von Künstler und Kunstwerk, klärt sich und wird in ihrer Dichte erkennbar. In großen Zügen mögen die Äußerungen Goethes in Briefen den Ablauf seiner Pläne und seines Verhältnisses zu der Dichtung beleuchten. Die einfache Aneinanderreihung gibt

[1]) Werke III 1 S. 224, 8. [2]) AaO. S. 154.
[3]) Werke III 1 S. 213, 19.

das beste Bild.[1]) Am 24. 6. 1782, also während der Entstehung des zweiten Buches der Theatralischen Sendung, ist Wilhelm Meister sein 'geliebtes dramatisches Ebenbild' (1151). Am 3. 9. 1785: 'Ich habe das Werk sehr lieb, nicht wie es ist, sondern wie es werden kann' (1200). Am 11. 11. 1785 endigt er das sechste Buch (1209). Am 23. 5. 1786: 'Ich habe an «Wilhelm» geschrieben und denke nun bald, auch das 7. Buch soll glücken, wenn es nur nicht mit allen diesen Dingen so eine gar wunderliche Sache wäre, es läßt sich daran nicht viel sinnen und dichten; was freiwillig kommt, ist das beste' (1223). Am 20. 9. 1786 aus Vicenza: 'Gestern war Oper, . . . das Sujet ist aus den «Drei Sultaninnen» und der «Entführung aus dem Serail» mit wenig Klugheit zusammengeflickt, . . . die Ballets dagegen sind allerliebst . . . Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlichers sehen kann, Du siehst, ich werde nach und nach vorbereitet, es wird nun besser kommen. Du kannst denken, daß ich für meinen «Wilhelm» brav gesammelt habe' (1226). An Karl August am 10. 2. 1787: 'Die große Arbeit, die noch erfordert wird (den Wilhelm Meister) zu endigen und ihn zu einem Ganzen zu schreiben, wird nur durch solche teilnehmende Aufmunterungen überwindlich. Ich habe das Wunderbarste vor . . .' (1231). Am 6. 7. 1787 in Rom: 'Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß mein «Wilhelm Meister» recht anschwillt' (1235). Am 2. 10. 1787: 'Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und andere, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mitteilen werde. Zuletzt wird alles im «Wilhelm Meister» gefaßt und geschlossen' (1237). Am 1. 1. 1791: 'Durch Aufmunterung der Herzogin-Mutter habe ich, in diesen letzten Tagen, «Wilhelm Meister» wieder vorgenommen, vielleicht ruckt in diesem neuen Jahre auch dieses alte Werk seiner Vollendung näher' (1243). Am 7. 12. 1793: 'Jetzt bin ich im Sinnen und Entschließen, womit ich künftiges Jahr anfangen will, man muß sich mit Gewalt an etwas heften. Ich denke, es wird mein alter Roman werden' (1254). Im Mai 1794 endlich: '(Ich) komme in Versuchung, Dir das erste Buch meines Romans zu schicken, der nun umgeschrieben noch manches Federstriches bedarf, nicht um gut zu werden, sondern nur einmal als eine Pseudo-Konfession mir vom Herzen und Halse zu kommen' (1255).

Aus der Zeit der Umschrift läßt dann der Gedankenaustausch mit Schiller in dem Augenblick, als Goethe seine alte Bruchstelle, das frühere siebente Buch, wieder erreicht hat, den inneren Wandel der Einstellung zum Theater mit voller Deutlichkeit erkennen. Schiller beanstandete bei der Lektüre der ersten Hälfte des fünften Buches der Lehrjahre (15. 6. 1795; Gräf S. 772, 39 ff.), der Hamletaufführung also, die als die große Peripetie des Romans nach Goethes eigenem Ausdruck 'Epoche macht', die allzu breite Behandlung des schauspielerischen Details, dem der Dichter 'mehr Raum gegeben hätte, als sich mit der freien und weiten Idee des Ganzen' vertrüge, und das 'den falschen Schein eines besonderen Zweckes in die Darstellung' brächte. 'Wer einen solchen Zweck

[1]) Die folgenden Stellen sind zitiert nach Gräf, Goethe über seine Dichtungen I 2 unter ihrer dortigen Nummer.

auch nicht vermutet,' heißt es weiter, 'der möchte Ihnen gar Schuld geben, daß eine Privatvorliebe für diese Gegenstände Ihnen zu mächtig geworden sei'. Und Goethe antwortet darauf am 18. 6. 1795: 'Um so lieber habe ich Ihre Erinnerungen wegen des theoretisch-praktischen Gewäsches genutzt und bei einigen Stellen die Schere wirken lassen. Dergleichen Reste der frühern Behandlung wird man nie ganz los, ob ich gleich das erste Manuskript (d. i. die Theatralische Sendung) fast um ein Drittel verkürzt habe.'

Das ist der Weg von dem dramatischen Ebenbild zur Pseudo-Konfession, von der Freude an der Dichtung zum Selbstzwang, vom Theater zur Welt, von der 'Theatralischen Sendung' zu den 'Lehrjahren'. Die große Zäsur ist auch hier die italienische Reise und jene folgenden Jahre, in denen alle alten Lieblingsplätze der Innenschau und Selbstoffenbarung so fremd und kalt geworden waren. Vorher hatte die spannende und ganz ins Seelische hineinsublimierte Liebe zu Frau von Stein und der Druck der Geschäfte alle Lebenssehnsucht in die Dichtung gedrängt. Nicht nur Italien in Mignons Augen ist ein Symbol dafür, auch das Theaterwesen, das Frauenideal, alles ist von dieser Sehnsucht durchblutet. Goethe dichtet, wie Aurelie spielt; er und sein schöpferischer Prozeß sind eine eng verschmolzene Einheit, ein Boden, auf dem Mignon, die reine Natur, die von der gleichen Spannung bedroht ist, wachsen kann. Wo ist da Raum für Ironie, die immer eine Differenzierung, ein Zerteilen und Doppeldenken voraussetzt! Goethes italienische Reise ist eine Flucht vor der Spannung, als diese beginnt, seiner Existenz bedrohlich zu werden. Er entlädt sie in alle Sinne hinein, strömt sie in das warme Leben des Südens aus, schafft ihr direkte Wege zur Kunst und zur Natur und gönnt sich das edle Genießen, das seinem Ethos und seiner tiefen Verwandtschaft mit dem lebendigen Geschehen im allgemeinen Organismus der Natur entspricht. So aber werden die einzelnen Auswirkungen nicht mehr im tieferen Wortsinn notwendig, sondern sie werden zu Instrumenten, auf denen er nach Belieben zu spielen vermag. So neutralisiert sich auch die Dichtung: der Blickpunkt wird ferner und unbefangener, aber die Nötigung aus dem innersten Wesenskern verblaßt zum freien Schaffen aus Gefallen, ja sogar aus Gefälligkeit, das Müssen wird zum Können. Damit erst ist dann jene seelische Lage gewonnen, die Ironie als künstlerische Gestaltungssphäre möglich macht. Und es ist klar, daß diese Ironie sich auf solche Punkte richtet, die einst als unvermeidliche Auswege geheiligt waren, während sie jetzt, wo alle Schranken vor der freien Welt im Innern gefallen sind, als Hypertrophien und Selbsttäuschungen erscheinen. Es wurde zu zeigen versucht, daß der Begriff des Theatralischen von der Sendung zu den Lehrjahren sich zu dem des Schauspielerischen verengerte. Dadurch wurde er zur Ironisierung und Überwindung geeignet. Zu fragen, wie Goethe ihn ursprünglich aufgefaßt haben mag, ist müßig. Jedenfalls war er unreflektierter und fester auf das Subjekt gegründet als jene Weltgeschäftigkeit, in die die Lehrjahre ausklingen. Er war Sendung, nicht als bewußt-ethischer Einfluß auf die 'Menge, die doch am Ende immer bezahlt', nicht als Evangelium eines weltbewegenden Genius, sondern als die dunkle Sprache des *ἡγεμονικόν*, die in jedem reinen Menschen selbst das unentbehrliche Gute ist.

DAS ERIDANUSRÄTSEL

Der von zahlreichen Schriftstellern im Altertum erwähnte Fluß Eridanus hat bis heut ein Rätsel dargestellt. Schon im klassischen Altertum hat man die mannigfachsten Deutungen, stets vergeblich, versucht, und wir sind gegenwärtig noch in keiner Weise darüber hinausgekommen. Eine Nachprüfung des Problems an Hand der jungen Wissenschaft der Vorgeschichte gestattet nun aber doch vielleicht den Schleier beträchtlich zu lüften.

Die üblichsten Deutungen des Altertums und auch der Gegenwart beziehen sich bekanntlich auf den Po oder die Rhône. Die Gründe für diese Deutung stehen in engem Zusammenhang mit der voraussichtlich richtigen Lösung des Rätsels, aber die alten Interpreten haben gewissermaßen die Glocken nur läuten gehört, ohne zu wissen, wo sie hängen. Sprachlich schien der oberflächliche Gleichklang Eridanus = Rhodanus einiges für sich zu haben, wenn er auch einer strengen Prüfung nicht standhält.[1]) Schon Äschylus in seinen 'Heliaden' trat, wie wir durch Plinius (N. h. XXXVII 32) wissen, für die Deutung auf die Rhône ein. Doch liegt bereits in dieser Kommentierung eine durch 'gelehrte' Deutungsversuche herbeigeführte Trübung einer Frage, die bei dem damaligen dürftigen Stande der geographischen Kenntnisse nicht zuverlässiger beantwortet werden konnte. Die noch älteren Literaturstellen zeigen zur Genüge, daß die auf die Rhône und den Po zielenden späteren Deutungen unhaltbar sind. Zwar ist die Sage, daß die Argonauten auf ihrer Flucht aus Kolchis den Eridanus befahren hätten, ausgesprochene Legende und wissenschaftlich wertlos. Herodot aber, der als älteste Quelle in ernster Weise des Eridanus Erwähnung tut, nennt ihn ausdrücklich (III 115) einen 'Fluß, der ins Nordmeer mündet', erwähnt, daß von ihm der Bernstein kommen solle, und fügt hinzu: Ich kann von keinem, der Augenzeuge wäre, erfahren, daß die jenseits (d. h. im Norden) Europas gelegenen (Gegenden) Meer sind'.

Damit würde natürlich die landläufige Deutung des Namens auf den Po oder die Rhône nie in Einklang zu bringen sein. Auch sonst muß diese These fallen gelassen werden. Hesiod bestätigt Herodots Mitteilung, daß es sich um einen direkt in den Ozean mündenden Fluß handelt, wenn er den Eridanus (Theog. 338) als Sohn des Okeanos und der Tethys bezeichnet. Vor allem geht aus Ovids Metamorphosen unzweideutig hervor, daß Po und Rhône für die Erklärung nicht in Betracht kommen, denn bevor geschildert wird, daß der vom Blitz des Zeus getroffene Phaethon nach seiner tollen Fahrt mit seines Vaters Sonnenwagen in den Fluß Eridanus herabstürzt, der 'am äußersten Ende der Welt' (*diverso orbe*) fließt, werden unter den europäischen Strömen, die durch die Glut der aus ihrer Bahn geschleuderten Sonne austrockneten, Rhône und Po als besondere Flüsse ausdrücklich aufgeführt (Vers 257/8): *siccat Hesperiosque amnes, Rhenum Rhodanumque Padumque.* Daraus geht unzweideutig hervor, daß Rhein, Rhône und Po nicht als Eridanus anzusprechen sind. Trotzdem betrachtet selbst Lübkers Reallexikon noch 1914 ohne weiteres Po und Eridanus als identische Begriffe (S. 751).

Soweit die alten Schriftsteller nicht einfach die Rhône- oder Po-Formel annahmen, haben sie den Eridanus willkürlich bald in Indien gesucht (Ktesias, Serv. Georg. I 482), bald in Achaia (Ion frg. 62), bald in Germanien (Choirilos frg. 14). Gelegentlich ist auch die Existenz eines solchen Flusses gänzlich geleugnet worden: schon Herodot bekundet der Überlieferung gegenüber eine weitgehende Skepsis, und Strabo (S. 179, 10) spricht, nicht ohne Spott, vom Eridanus als dem in Nirgends-

[1]) Zu was für grotesken Wunderlichkeiten die rein philologische Deutung antiker Namen, ohne Beachtung verkehrsgeographischer und psychologischer Tatsachen, führen kann, geht daraus hervor, daß man sogar daran gedacht hat, der winzige Fluß Radaune, ein westpreußischer Nebenfluß der Weichsel, sei der zum (ostpreußischen) Bernsteinland führende Eridanus! Gegen diese Ungeheuerlichkeit hat schon Müllenhoff Front gemacht (Deutsche Altertumskunde I 220, Berlin 1870), wobei er gleichzeitig die — heute nicht mehr in Frage kommende — Möglichkeit offen ließ, daß vielleicht der Rhein der Eridanus des Altertums sei.

land fließenden Strom (Ἠριδανόν, τὸν μηδαμοῦ γῆς ὄντα).

In den Brennpunkt jeder neuen Diskussion des Problems muß unstreitig die schon auf Herodot zurückgehende Überlieferung gestellt werden, die den Eridanus als Fluß des Bernsteinlandes bezeichnet. Dieser Zusammenhang tritt uns in ansprechender Form ja auch in der Phaethonsage entgegen, da Phaethons Schwestern, die Heliaden, den Leichnam am Eridanus bestatten und dann, als sie den Bruder beweinen, in Bernstein-weinende Pappeln verwandelt werden (Ovid, Metam. II 360 ff.). Die enge Beziehung zwischen Eridanus und Bernsteinland finden wir aber auch bei Apollonius Rhodius (IV 505) und Plinius (XXXVII 32), die der Mündung des Flusses die Bernsteininseln, Ἀψυρτίδες oder Ἠλεκτρίδες genannt, vorgelagert sein lassen. Der Lösung des Eridanusrätsels kann man somit nur näher kommen, wenn einwandfrei feststeht, wo im frühen Altertum das Bernsteinland des Mittelmeer-Kulturkreises gelegen hat. Diese außerordentlich viel erörterte Frage ist aber durch die Wissenschaft der Vorgeschichte heute wohl als endgültig gelöst zu betrachten.

Nach dem Zeugnis der vorgeschichtlichen Funde, deren Entstehungszeit meist recht genau festgestellt werden kann, sind die heutigen Hauptfundstätten des Bernsteins, die samländische Küste und die Kurische Nehrung, nicht immer das Ursprungsland des Bernsteins gewesen, aus denen die begehrte Ware in das Mittelmeergebiet gelangte. Erst nach 500 v. Chr. kommt der ostpreußische Bernstein für die Versorgung der südlichen Kulturen langsam in Betracht. In der älteren Zeit, wie sie durch Homer, Herodot, die Ausgrabungen in Mykene, die Bernsteinfunde in altägyptischen Gräbern usw. repräsentiert wird, und die uns ein Eindringen des durch seinen hohen Gehalt (2—7 %) an Bernsteinsäure unverkennbaren nordischen Bernsteins ins Mittelmeergebiet schon zur Zeit der fünften Dynastie (um 3000 v. Chr.) sicherstellen, war die heutige ostfriesische Küste das eigentliche Bernsteinland. Der jüngst verstorbene schwedische Reichsantiquar Montelius, wohl der gründlichste Kenner der vorhistorischen Handels- und Verkehrswege in Europa, erklärt ausdrücklich (Prähistor. Zeitschr. II 249—291: 'Der Handel in der Vorzeit'): 'Um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends und schon seit der ersten Hälfte des Jahrtausends führte der Handel Gegenstände hierher, nach dem Norden (Skandinavien!), von denen einige in Mitteleuropa, andere in Italien verfertigt sind... Überraschend für manchen ist es vielleicht, daß, wenn wir noch weiter zeitlich zurückgehen — um 2000 v. Chr. Geb. und bis ins dritte Jahrtausend hinein — wir viele (!) Zeugnisse dafür finden, daß der Norden bereits damals in Verbindung mit dem Süden stand'. Übrigens brachte die Nordseeküste noch vor 100 Jahren mehr Bernstein als heute hervor. Nach Konrad Müller (Altgermanische Meeresherrschaft, Gotha 1914, S. 136) belief sich der Bernsteinertrag der Nordseeküste im westlichen Jütland noch um 1800 auf 3000 Pfund, und auf Sylt, Röm und Fanö wurden öfters Stücke von mehreren Pfund Gewicht gefunden. An die reichere Ausbeute dieser Küsten in älterer Zeit erinnert noch jetzt der 'Bernsteinstrand' bei Eiderstedt und der Name des westdänischen Ortes Glesborg, der unmittelbar die altgermanische Bezeichnung für Bernstein 'gles' (Tacit. Germ. c. 45) widerspiegelt.

Den reichlich gemachten vor- und frühgeschichtlichen Funden zufolge war die älteste und wichtigste 'Bernsteinstraße' des frühen Altertums die folgende:

Friesische Küste — Elbe $\dfrac{\text{Saale}}{\text{Moldau—Donau}}$ —Inn—Brenner—Etsch—Po.

Spätestens, nach der Begründung der griechischen Kolonie in Massilia gesellte sich ihr eine weitere Bernsteinstraße von hoher Wichtigkeit hinzu: Friesische Küste—Rhein $\dfrac{\text{Mosel—Saône}}{\text{Burgund. Pforte Doubs}}$ Rhône Marseille.

Diese beiden alten Handelswege durch Europa, von denen der erste, nach Montelius, bestimmt seit der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends dem Bernstein-Tauschhandel diente, mündeten also bezeichnenderweise einmal in den Po- und ein-

mal in den Rhone-Unterlauf aus. Man begreift nunmehr, warum gerade diese beiden, dem Altertum gut bekannten Flüsse in den Ruf kommen konnten, der Bernsteinfluß Eridanus zu sein, obwohl man schon frühzeitig mit gerechter Verwunderung feststellte, daß bei ihnen von den der Mündung vorgelagerten Inseln nirgends die Rede sein konnte. Schon Solinus hat aber treffend darauf hingewiesen, daß man die Flüsse, an denen man die begehrte Ware in Empfang nahm, fälschlich mit dem Ursprungslande verwechselt habe. Aller Voraussicht nach haben phönizische, später griechische bzw. massiliotische Händler und Seefahrer das kostbare Edelharz des Bernsteins, das von Hand zu Hand aus dem Norden nach dem Süden gewandert sein mochte, an der Po- bzw. Rhône-Mündung in Empfang genommen und von dort nach Griechenland, Ägypten, Vorderasien usw. gebracht. Vielleicht wußten sie selbst nichts Sicheres über das Herkunftsland, vielleicht wollten sie absichtlich nichts Näheres darüber bekannt geben — im einen wie im anderen Falle ist es verständlich, daß man Po oder Rhône selbst als den den Bernstein spendenden Fluß betrachtete, oder daß der geheimnisvolle Bernsteinfluß Eridanus mindestens als 'Nebenfluß' der genannten Ströme angesehen wurde (Euripides bei Plinius aaO.; Apollodor I 134), ähnlich wie später den arabischen Geographen der Don als Seitenarm der Wolga galt, weil man über den Weg der über die Landenge bei Zarizyn kommenden Schätze des Orients nur mangelhaft unterrichtet war.

Angesichts dieser Sachlage kann m. E. nicht der geringste Zweifel obwalten, daß der Eridanus der Sage nur ein Nordseefluß gewesen sein kann, und daß der älteste Autor, Herodot, der den Eridanus in den nördlichen Ozean münden läßt, wieder einmal den tatsächlichen Sachverhalt viel treffender als fast alle späteren Schriftsteller geschildert hat. Dieses erste Ergebnis der Untersuchung scheint mir unangreifbar.[1]) Ein Ostseefluß kann der Eridanus deshalb nicht gewesen sein, weil vom Bernsteinfluß Eridanus schon jahrhundertelang gesprochen wurde, bevor das Bernsteinland in der östlichen Ostsee auch nur entdeckt war. Die Auffindung der Samland-Bernsteinküste, die um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends erfolgt, dann aber noch jahrhundertelang möglichst geheim gehalten wurde, wird zeitlich wieder durch die vorgeschichtlichen Funde, insbesondere Gesichtsurnen, klargestellt. Montelius sagt darüber aaO.: 'Um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. Geb. bemerkt man eine Veränderung in den nach Norden führenden Wegen. Der Hauptweg ist nicht mehr der zur unteren Elbe, sondern der zur unteren Weichsel führende... Die jüngeren Gesichtsurnen kommen in der Gegend um die untere Weichsel, nicht in der Elbgegend vor.' Das heutige ostpreußische Bernsteinland, unzweifelhaft das ergiebigere, wurde den Römern beachtenswerterweise erst in der Kaiserzeit bekannt. Noch Plinius nennt es '*nuper percognitum*', und unter Kaiser Nero, ums Jahr 60, unternahm ein römischer Ritter und Großkaufmann namens Julian eine eigene erste Erkundungsreise ins Samland, wo er schon Faktoreien vorfand. Das östlichere, jüngere Bernsteinland erlangte im damaligen Handel schließlich eine Monopolstellung; Tacitus (Germ. 45) kennt nur noch dies eine Bernsteinland, und wenn er von dem dort wohnenden Ästischen Volke (Estland?) sagt: 'Auch das Meer durchsuchen sie, und sie sind die einzigen unter allen, die den Bernstein, bei ihnen Gles genannt, in den Untiefen und am Ufer selbst sammeln', so hat er nicht zum wenigsten dazu beigetragen, daß bis in die neuere Zeit hinein die Forschung nach dem Bernsteinland des Altertums irrig den Blick von der Nordsee abschweifen ließ. Von dem Augenblick an, da ein gewisser Philemon, auf den sich Plinius stützte, unter Kaiser Augustus zum ersten Male etwas von dem in 'Skythien' sich findenden Bernstein der Ostsee verlauten ließ, ist ja auch von den ehedem so oft erwähnten 'Bernsteininseln' nicht mehr die Rede. Daß diese 'Elektrides'-Inseln in der Nordsee lagen, betont zum Überfluß Timäus (bei Diodor V 23) ausdrücklich.

Wenn somit die These, daß der Eridanus ein Nordseefluß war, gut gesichert

[1]) [So auch A. Schulten, Tartessos, Hamburg 1922, S. 65 f.]

scheint, so gestattet die häufige Erwähnung der seiner Mündung vorgelagerten Bernsteininsel eine noch genauere Identifizierung. Mit der Lage dieser Insel, bzw. dieser Inseln hat sich besonders Beckers-Falkenberg in mehreren Untersuchungen befaßt (Geogr. Zeitschr. XVII 665—675; Weltverkehr und Weltwirtschaft 1913/14, S. 177—181). Er stützt sich dabei vornehmlich auf Diodor und Plinius. Ersterer erzählt von einer Insel, die eine Tagfahrt von der Festlandküste entfernt im Ozean liege und deren Name wechselnd als Abalos, Abalcia, Balcia, Basilia überliefert wird. Er fährt dann fort (V 23): 'An diese wirft die Meereswoge reichlich das sogenannte Elektron aus, das nirgends sonst auf der Erde vorkommt. Das Elektron wird auf der genannten Insel gesammelt und von den Bewohnern nach dem gegenüberliegenden Festlande geschafft, durch das es nach unsren Gegenden gebracht wird.' Plinius ergänzt diese Mitteilung in interessanter Weise (XXXVII 35): 'Pytheas, der Massaliote, (glaubte) von den Guionen, einem germanischen Stamme, werde eine Flutstelle des Ozeans, namens Metuon, bewohnt in einer Ausdehnung von 6000 Stadien; von hier sei einen Tag Schiffahrt abgelegen die Insel Abalus, wohin man im Frühling auf den Fluten fahre und wo der Bernstein ein Auswurf des verdichteten Meeres (schlammigen Wattenmeeres?) sei. Die Einwohner benutzten ihn statt Holz zum Feuermachen und verkauften ihn an die Teutonen, ihre nächsten Nachbarn.'

Nach Beckers kann nur eine einzige Insel als Bernsteininsel des Altertums in Betracht kommen: Sie soll wie erwähnt, auf hoher See eine Tagereise von der Küste entfernt allein oder einsam gelegen sein. Die einzige unter den Nordseeinseln, auf die die genannten Eigenschaften zutreffen, ist Helgoland, das unter den friesischen Inseln sowohl nach seiner Lage wie nach seiner Beschaffenheit eine Sonderstellung einnimmt und vor allen anderen auffällt. So war es erst recht im Altertum, wo es noch einen größeren Umfang hatte.

Unverbürgten Überlieferungen nach soll Helgoland noch in den Tagen Karls d. Gr. etwa den 20fachen Umfang der heutigen Ausdehnung gehabt haben. Es ist also überaus wahrscheinlich, daß es ein oder einundeinhalb Jahrtausende früher noch wesentlich größer war. Das hohe Alter der Insel als Sitz von Menschen ist durch steinzeitliche Funde erwiesen; Bernstein wird daselbst noch heut, wenn auch nur noch in geringen Mengen, angespült. Der Beweis scheint also schlüssig zu sein, zumal da es eine andere hinreichend weit von der Küste entfernte Insel im Bernsteingebiet nicht gibt. Konrad Müller weist zwar darauf hin (aaO. S. 136), daß die alte Bernsteininsel möglichenfalls seither verlandet sein könne (was ich selbst für durchaus unwahrscheinlich halte). Für unsre Untersuchung des Eridanusproblems ist aber diese Möglichkeit unerheblich und allein wichtig, daß auch Müller über das Bernsteinland Abalus sagt: 'Im Winkel der Elb—Eider-Mündungen bleibt es auf jeden Fall zu suchen.

Nunmehr aber scheint auch die Eridanus-Frage zur Lösung reif zu sein. Sven Nilsson glaubte bereits die Eider als den Eridanus des Altertums ansprechen zu sollen. Die Lage dieses Flusses zu Helgoland könnte diese Deutung annehmbar erscheinen lassen; auch eine gewisse Ähnlichkeit der Namen Eridanus und Eider bleibt zu beachten, wenngleich der Name Eider aus dem nordischen 'Egidora' = Ägirtor (d. h. Eingang zur Ostsee) entstanden ist, womit die Beziehung zum griechischen Wort Eridanos wohl widerlegt ist. Ungleich wichtiger ist aber der Einwand gegen die Nilssonsche Hypothese, daß die Eider ein viel zu kleines und unbedeutendes Gewässer ist, als daß der Mythos im fernen Hellas sich mit ihm in vielfach ausmalender Phantasie zu beschäftigen irgend welche Veranlassung haben konnte. Ovids Beiwort '*maximus*' für den Eridanus (Met. II 323) ist für die Eider doch schlechterdings eine Ungeheuerlichkeit. Auch ist nicht im entferntesten einzusehen, was der Bernsteinhandel an der kleinen Eider hätte Auffälliges finden sollen.

Nein, ein Fluß, der die Phantasie von Jahrhunderten so ausnehmend lebhaft beschäftigte wie der Eridanus, mußte unbedingt auch ein ungewöhnliches, als besonders wichtig erkanntes Gewässer sein.

Unter diesen Umständen bleibt m. E. gar keine andere Wahl, als in der Elbe den Eridanus des Altertums zu sehen. Ihrer Mündung war die Bernsteininsel Abalus in der Tat vorgelagert; sie spielte nachgewiesenermaßen für den Bernsteinhandel der Urzeit die denkbar wichtigste Rolle, lange Zeit hindurch sogar eine viel wichtigere als der Rhein. Haben auch nur vereinzelt einmal alte phönizische oder etruskische Händler den oben beschriebenen Weg zum Bernsteinland gefunden, so mußte der mächtige Strom, der von der Saale oder gar schon der Moldaumündung an ihr schwankes Boot in mehrwöchentlicher Fahrt ins nordische Meer und nach Abalus trug, ihre Aufmerksamkeit und Phantasie nicht minder fesseln wie etwa vor einem halben Jahrhundert der geheimnisvolle Riesenstrom des Lualaba im innersten Afrika, den man westlich vom Tanganjika-See angetroffen hatte und dessen Vorhandensein man sich nicht erklären konnte, bis Stanleys großer Expedition der Nachweis der Identität mit dem Kongo glückte. Aber selbst wenn nie ein Händler aus dem Mittelmeergebiet persönlich den Weg zur Nordsee gefunden haben sollte (worüber ein sicheres Urteil nicht möglich ist), wenn der Bernstein lediglich von Hand zu Hand im Tausch gegen die ersehnten Metalle des Südens über den Brenner zum Mittelmeer gelangte, werden die Händler, die ihn an der Pomündung in Empfang nahmen, sicher oft genug dem Ursprung des 'Goldes des Nordens' nachgeforscht und dabei von dem gewaltigen Strom gehört haben, aus dessen Mündungsgebiet der nordische Meeresschatz herstammte. Was Wunder, wenn ein solcher Strom in der Sagenwelt eine große Rolle spielt, wenn zumal in die Bernsteinmythen, wie z. B. die Phaethonsage, die Erinnerung an den geheimnisvollen Strom des Bernsteinlandes üppig hineinwucherte! Daß der Elbe in der Tat eine besondere Bedeutung im Gedankenkreise des Altertums zukam, bestätigt ja auch Tacitus, bei dem sich die in diesem Zusammenhang doppelt eigenartige Stelle findet (Germ. 41): 'Im Gebiete der Hermunduren entspringt die Elbe, ehemals ein berühmter und vielgenannter Strom; jetzt kennt man ihn nur noch vom Hörensagen.' Was heißt das: 'ehemals ein berühmter und vielgenannter Strom'?

Gibt man die Voraussetzung zu, daß das Bernsteinland der Zeit vor 500 v. Chr. nur an der friesisch-jütischen Nordseeküste gelegen haben kann — und die heutige Erkenntnis der Wissenschaft zwingt zu dieser Annahme —, so ist die Folgerung, daß dann der Eridanus in unserer heutigen Elbe zu suchen ist, nahezu als zwangläufig zu betrachten.

[Nach Abschluß dieser Arbeit macht mich Hr. Adolf Trendelenburg in Berlin, dem ich für seine wertvolle Beratung zu besonderem Dank verpflichtet bin, darauf aufmerksam, daß die von mir aufgestellte These Eridanus-Elbe nicht mehr ganz neu ist. Tatsächlich hat sie bereits Olshausen in einem 1890 gehaltenen Vortrag 'Der alte Bernsteinhandel der Cimbrischen Halbinsel und seine Beziehungen zu den Goldfunden' mit voller Bestimmtheit ausgesprochen, wenn auch nur als Nebenbemerkung (Zeitschr. f. Ethnol. XXII 270 ff.).] RICHARD HENNIG.

In den Neuen Jahrbüchern oben S. 189 wird *Aliis inserviendo consumor* als Wahlspruch der Familie de Muysart angeführt. Wichtiger ist wohl der Hinweis darauf, daß er auch der Wahlspruch des Herzogs Julius von Braunschweig (regierte 1568—1589) war, während sein Sohn, Heinrich Julius (regierte 1589—1613), den ähnlichen führte '*Pro patria consumor*', Ernst, Herzog zu Braunschweig († 1611) '*Aliis servio, me ipsum contero*' (s. Dielitz, Wahl- und Denksprüche S. 10 und 433). Darauf bezieht sich auch das Licht in der Hand des wilden Mannes auf braunschweigischen Münzen von 1572. FRANZ HARDER.

Berichtigungen

S. 238, 30 l. *ἀτραπόν* (st. *ἄτραπον*). — S. 267, 8 l. 'der durch V. 505 gesicherte Bildkern' (st. 'V. 509'). — S. 269, 13 l. 'des Erdbildes' im Anfang des Timaios (st. 'des Erdbildes'). — S. 269, 15 l. 'dem Erdbild des Phaidon' (st. 'dem Erdbild des Phaidon'). — S. 271, 27 l. 'Aber die Erde erzeugt' (st. 'Aber die Sonne erzeugt'). — S. 272, 2 v. u. l. *χαρφαλίον*.

(26. September 1922)



DER RELIGIONSGESCHICHTLICHE ERTRAG DER ARGONAUTENSAGE

Von Carl Clemen

Carl Robert († 17. 1. 1922) ist es vergönnt gewesen, sein Hauptwerk, die Neubearbeitung der Prellerschen Griechischen Mythologie, noch eben zu Ende zu bringen und mit Ausnahme der letzten Abteilung auch erscheinen zu lassen. Die vorletzte behandelt neben und vor dem thebanischen Sagenkreis die Argonautensage und stellt alles zusammen, was wir über deren Überlieferung wissen. Zahlreiche Episoden werden auch ihrem Ursprung nach erklärt, zum Teil, wie das Brauthemd der meist Glauke genannten späteren Gattin des Jason, aus einem Märchenmotiv.

Aber in weit größerem Umfange geschieht das in dem bald nachher erschienenen Buch von Karl Meuli: Odyssee und Argonautika (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1921). Hier werden zunächst die Gefährten Jasons auf das sog. Helfermärchen zurückgeführt, besonders bekannt in der Form, in der es mehrfach in den Grimmschen Märchen erscheint, nämlich als Märchen von den sechs Dienern, von den Sechsen, die durch die ganze Welt kommen, und von den vier kunstreichen Brüdern. Freilich spricht gegen diese Herleitung, daß in der Argonautensage die wunderbaren Taten der Helfer bis auf geringe Spuren verschwunden sind, aber das erklärt Meuli daraus, daß in ihr das mehr novellistische Motiv von der Liebe einer Schönen zu dem Helden, 'sei es nun aus einer anderen Erzählung herübergenommen oder aus den Verhältnissen der unsrigen herausentwickelt' (5), zur Herrschaft gelangt sei. Ob das genügt, kann hier nicht untersucht werden; jedenfalls wird sich später ergeben, daß damit nicht 'der älteste Kern der Argonautensage' (23) aufgezeigt ist. Auch wenn Meuli aus dem Helfermärchen, bzw. dem verwandten Märchen vom Bärensohn, der auf wunderbare Weise, vielleicht von einem Tier, geboren wird und in der Einsamkeit aufwächst, die Erziehung Jasons 'durch das Waldtier, den weisen Philyriden' (101), d. h. den Kentauren Chiron ableitet, so werden wir für diesen Zug später eine wohl näherliegende Erklärung kennen lernen. Und noch weniger läßt sich die Phineusepisode, auf die ich auch noch zurückkomme, auf das Abenteuer im Waldhaus, wie Panzer im 1. Heft seiner Studien zur germanischen Sagengeschichte (74 f.) das erste Erlebnis der mit dem Helden ausziehenden Gesellen genannt hat, zurückführen. Wie Meuli selbst hervorhebt, kämpfen die Argonauten ja auch gar nicht gegen Phineus (außer bei den Tragikern, wo sich dieser Zug auf besondere Weise erklärt); außerdem ist für die Gestalt des Phineus von Robert eine ganz andere, religionsgeschichtliche Deutung versucht worden. Aber diese und andere, schon bei Früheren sich findende Erklärungen sind nicht die einzigen, die hier möglich sind; es soll daher im nachstehenden untersucht werden, was sich überhaupt aus der Argonautensage für das Verständnis der griechischen Religion etwa lernen läßt.

Vorher indes muß kurz an die Entwicklung der Sage erinnert werden, der ihre spätere, uns geläufige Form ja im wesentlichen Apollonios von Rhodos gegeben hat. Paul Friedländer hat in seinen kritischen Untersuchungen zur griechischen Heldensage (Rhein. Mus. 1914, 299 ff.) zu zeigen gesucht, daß sie in Milet entstanden sei; aber Robert weist wohl mit Recht darauf hin, daß sich so die hervorragende Rolle, die in ihr die in Korinth verehrte Medea spielt, nicht erklärt. Deshalb muß Korinth bei der Ausbildung der Sage in maßgebender Weise beteiligt gewesen sein, und daraus, daß sich seine Kolonisation nach Westen richtete, erklärt es sich auch, daß die Fahrt der Argonauten ursprünglich dorthin gegangen sein soll. Erst milesische Dichter haben sie umorientiert und, ebenso wie noch spätere Bearbeiter der Sage, weitere Abenteuer hinzugefügt, ohne daß sich überall sagen läßt, wann das geschehen sei. Wenn Robert endlich meint, erwachsen sei die Argonautensage aus einer Verschmelzung thessalischer Sagen mit einer korinthischen Göttin (eben der Medea), so werden wir allerdings gleich sehen, daß die eigentliche Grundlage der Sage wohl vielmehr jene thessalischen Sagen bilden.

Wenn nämlich das Goldene Vließ von Jason erbeutet worden sein soll, so fällt doch auf, daß kein Schriftsteller berichtet, was denn später aus ihm geworden sei; nirgends scheint es, wie andernfalls doch zu erwarten gewesen wäre, als Reliquie gezeigt worden zu sein, und selbst seine Übergabe an Pelias, den Oheim Jasons, wird nur von dem sog. Apollodor (Bibl. I 143) ganz kurz erzählt und auf einer einzigen späten Vase (Wiener Vorlegebl. Ser. II 8, 2) dargestellt. Ferner aber ist ein Fell, das ursprünglich gar nicht golden gewesen zu sein scheint (Simonides, Fr. 21, nennt es das eine Mal weiß, das andere Mal purpurn und Pindar, Pyth. IV 161, nur dickwollig), doch eigentlich überhaupt kein so kostbares Kleinod, daß man um seinetwillen eine weite und gefährliche Reise unternimmt. Vor allem aber ist die Art und Weise, auf die es nach Kolchis gekommen sein soll, so unwahrscheinlich, daß Grillparzer dafür bekanntlich ganz etwas anderes einsetzte: es soll von dem Widder stammen, auf dem (als ob ein Widder fliegen könnte!) Phrixos und Helle geflohen sein sollen und den Phrixos (eigentlich recht undankbarerweise) dann dem Zeus Phyxios geopfert haben soll. Daß das (wenn auch erst nachträglich) von dem Widder erzählt wird, weist wohl darauf hin, daß er ursprünglich von vornherein ein Opfertier war, und in der Tat kann ein solches in der alten Sage von Phrixos sehr gut vorgekommen sein. Dieser sollte ja, so heißt es, geopfert werden, wurde aber davor bewahrt — und zwar ursprünglich wohl dadurch, daß an seine Stelle wie an die der Iphigeneia eine Hirschkuh oder ebenso wie an diejenige Isaaks in der Abrahamgeschichte ein Widder trat. Auch daß letzterer später dem Zeus Phyxios geopfert worden sein soll, weist vielleicht darauf hin, daß es ursprünglich schon früher und in Griechenland geschehen sein sollte; denn Zeus Phyxios ist sonst nur für Thessalien und den Parnaß bezeugt.

Daß Phrixos aber geopfert werden sollte, wird nun zwar später damit erklärt, daß ihm und seiner Schwester Helle ihre Stiefmutter — ein sehr beliebtes Motiv — nachstellte, daß diese deshalb die Frauen des Landes über-

redete, das Saatkorn zu rösten, und, als infolge davon die Erde keine Frucht trug und ihr Gatte Athamas in Delphi anfragen ließ, wie der Unfruchtbarkeit zu steuern sei, die Boten bestach, den gefälschten Orakelspruch zurückzubringen, Phrixos müsse dem Zeus geopfert werden. Indes abgesehen davon, daß mit diesen Nachstellungen der bösen Stiefmutter gegen Phrixos und Helle, um derentwillen dann auch beide fliehen, nicht recht erklärt wird, daß nur Phrixos geopfert werden soll, fällt doch auf, daß wir aus dem Hause des Athamas noch von einem anderen beabsichtigten, aber abgewandten Menschenopfer hören, das dieselbe Wirkung gehabt habe. Zuerst Herodot erzählt nämlich (VII 197), auch den Athamas selbst hätten die Achäer auf Grund eines Orakels opfern wollen; sein Enkel Kytissoros habe ihn zwar davor bewahrt, aber zur Erinnerung auch daran werde der jeweils älteste des Geschlechts, wenn er das Prytaneion betrete, geopfert. Sind diese beiden Erklärungen offenbar sehr unwahrscheinlich, so wird doch die von ihnen vorausgesetzte Sitte, daß bei den Athamanen, deren ἥρως ἐπώνυμος Athamas ja ist, der älteste des Geschlechts, wenn er noch länger die Regierung ausüben wollte, oder an seiner Stelle sein Sohn getötet wurde, geschichtlich sein; ja ursprünglich dürfte nach einer bestimmten Zeit oder unter bestimmten Bedingungen das erstere oder wenigstens das andere tatsächlich immer geschehen sein. Denn dergleichen läßt sich, wie Frazer in seinem 'Golden Bough' ([3]III 9 ff.) zeigt, nicht nur bei Primitiven nachweisen; das ist auch nicht nur für Slawen, Germanen, Italiker bezeugt, sondern davon haben sich zugleich bei den Griechen Spuren erhalten. Minos herrschte nach Od. XIX 179 ἐννέωρος, d. h. wohl neun Jahre lang — dann mußte er sich in die Höhle im Berge Ida zurückziehen und von seinem Vater Zeus für die nächsten neun Jahre instruieren lassen, und der König von Sparta wurde nach Plutarch (Agis 11) innerhalb von neun Jahren einer Prüfung unterworfen und wenn sich in ihr ergab, daß er etwas versehen hatte, abgesetzt, bis ihn das delphische oder olympische Orakel neu bestätigte — ursprünglich wird er wohl unbedingt und dauernd entthront, wenn nicht getötet worden sein. Und ebenso wird bei den Athamanen früher nach einer bestimmten Zeit oder wenn er Zeichen von Schwäche aufwies, der älteste, dann für ihn sein Sohn und noch später für diesen ein Widder getötet, jenem aber nur das Betreten des Prytaneions untersagt worden sein. Der Grund, weshalb man ursprünglich einen König selbst tötete, war natürlich, daß man meinte, er hätte in den angegebenen Fällen die übernatürlichen Kräfte, deren er zur Ausübung seines Amtes bedurfte, eingebüßt; daß man solche — und zwar die Fähigkeit, das Land fruchtbar zu machen — auch den Athamanen zuschrieb, das ist vielleicht, wie Frazer auch noch hervorhebt, deshalb besonders wahrscheinlich, weil, wie Phrixos, so auch Athamas nach Herodot wohl geopfert werden sollte, als Unfruchtbarkeit herrschte, sowie deshalb, weil der Bruder des Athamas, Salmoneus — allerdings durch besondere, nachher noch zu erwähnende Mittel, aber gewiß um das Land fruchtbar zu machen — Blitz und Donner hervorzurufen gesucht haben soll. Später hielt man das alles natürlich nicht mehr für möglich und verstand daher vor allem jenen immer mehr abgeschwächten Gebrauch nicht

mehr; deshalb wurde er damit erklärt, daß aus der angegebenen Veranlassung entweder Athamas oder sein Sohn zwar nicht geopfert worden seien (das konnte man sich, wennschon man es zuerst wohl annahm, später auch nicht mehr denken), aber geopfert werden sollten. Und daß Phrixos verschont wurde, das malte man sich wieder so aus, daß an seine Stelle ein Widder trat, der, wie wir schon sahen, sofort geopfert wurde; das Vließ dagegen, das von ihm hergeleitet wurde und zu dem wir nun zurückkehren, wird eigentlich einen anderen Ursprung gehabt haben.

Wo es herstammt, hat wohl zuerst Eduard Meyer (Gesch. des Altert. II 94) erklärt, indem er eine auf den ersten Blick freilich recht andersartige Stelle bei Ps.-Dikaiarchos (Geogr. Gr. min. ed. Müller I 107 = FHG. II 262) heranzog, nach der auf dem Gipfel des Pelion die sog. Höhle des Chiron und ein Heiligtum des Zeus Akraios war, zu dem um den Aufgang des Hundsgestirns zur Zeit der stärksten Hitze die angesehensten und in der Blüte der Jahre stehenden Bürger hinaufstiegen, von dem Priester ausgesucht und mit neuen langwolligen Fellen bekleidet — denn so kalt sei es auf dem Gipfel gewesen. Daß diese merkwürdige Nachricht, so wenig sie, wie gesagt, zunächst hierher zu gehören scheint, doch zur Erklärung des Goldenen Vließes, das, wie wir schon sahen, ursprünglich ja nicht golden war, verwendet werden kann, das geht nicht nur daraus hervor, daß Jolkos, die Heimat des Jason, in der Nähe des Pelion lag, sondern namentlich auch daraus, daß sich auf diese Weise die Nachricht, daß Jason von Chiron erzogen worden sei, unmittelbarer und natürlicher erklärt als aus dem oben erwähnten Märchen vom Bärensohn. Nehmen wir also an, daß das Vließ wirklich aus jenem Gebrauch stammt, so dürfen wir ihn wohl auch umgekehrt nach der Argonautensage näher und etwas anders, als es bei Ps.-Dikaiarchos geschieht, beschreiben; d. h. es wird sich, ursprünglich wenigstens, nicht oder doch nicht nur um das Hinaufbringen von Fellen in das Heiligtum des Zeus Akraios (geschweige denn aus dem angegebenen Grunde) gehandelt haben, sondern zugleich um das Herunterholen von Fellen (oder einem Fell) aus jenem, bzw., wenn auch das nicht das Ursprüngliche gewesen sein sollte, um sonstige Manipulationen mit solchen. Denn daß derartige Gebräuche möglich waren, werden wir gleich sehen, wenn wir fragen, was sie unter der Voraussetzung ihres tatsächlichen Vorkommens bedeutet haben müßten.

Man könnte in ihnen, wie seinerzeit Mannhardt in seinem Aufsatz über die lettischen Sonnenmythen (Zeitschr. f. Ethnol. 1875, 243 f. 281 ff.), einen Sonnenzauber sehen, d. h. ein Mittel, die Sonne noch länger, als sie es erfahrungsgemäß tut, ebenso wie bisher scheinen zu lassen und sich selbst die Wirkung davon zuzuwenden; denn so sind ähnliche Gebräuche, die wir bei anderen indogermanischen Völkern finden, in der Tat ursprünglich aufzufassen. Zunächst im alten Indien mußte beim Sonnenwendfest ein Vaiṣya einem Sudra ein rundes weißes Fell entreißen, das im Kommentar zum Laṭyāyana ausdrücklich auf die Sonne gedeutet wird; und denselben Sinn wird die mit einem Fell bedeckte Scheibe gehabt haben, nach der dann geschossen wurde. Auch der ähnliche lungobardische Gebrauch, der uns — freilich ohne Angabe der Jahreszeit — in

der Vita S. Barbati erzählt wird und darin bestand, daß man — und zwar, um dadurch das Außergewöhnliche, Zauberhafte des Vorgangs zum Ausdruck zu bringen, davonreitend nach rückwärts — nach einem an einem Baum aufgehängten Fell schoß und den Teil davon, den man so erbeutete, verzehrte, wird ursprünglich die Gewinnung des Sonnenlichts bedeutet haben. Ja, daß der auf dem Pelion, und zwar 'zur Zeit der stärksten Hitze' übliche Brauch ebenfalls von Haus aus ein solcher Sonnenzauber gewesen sei, könnte man vielleicht noch daraus folgern, daß die Fahrt der Argonauten auch später zu Helios gegangen sein soll; wenigstens sagt Mimnermos (Fr. 11): zu des Aietes Stadt fuhr Jason, wo des schnellen Helios Strahlen im goldenen Gemache liegen. Aber daß sich darin noch eine Erinnerung an den ursprünglichen Sinn des Gebrauchs erhalten hat, ist wohl doch wenig wahrscheinlich, und auch jener ursprüngliche Sinn des Gebrauchs war wohl ein anderer.

Wieder schon Eduard Meyer hat in ihm vielmehr einen Regenzauber gesehen, wie ein solcher zunächst bei anderen, auch nichtindogermanischen Völkern in der Tat vorkommt. Sam Wide sagt darüber in seinen Lakonischen Kulten (27, 2): 'Wenn der mongolische Zauberer sein Ziegenfell schüttelt, so kommt der Regen bald' . . . Die Langobarden 'opferten ihrem höchsten Gott einen Ziegenbock, dessen Fell auf die Regenwolken Beziehung hatte'.[1]) Nach Eislers Weltenmantel und Himmelszelt (83) brachten auch nordische Zauberer durch Schwingen und Schütteln eines Felles ein Unwetter hervor; ja, er vergleicht sogar das Fell Gideons, das doch im Alten Testament wenigstens eine andere Bedeutung hat. Aber die Ägis des Zeus, die ursprünglich ein Fell war, sollte in der Tat Regen und Sturm hervorrufen, und daß dasselbe ursprünglich von jenen Fellen auf dem Pelion galt, könnte man vielleicht noch besonders daraus folgern, daß jener Bruder des Athamas, Salmoneus nach Apollodor (Bibl. I 89), um es donnern (und regnen) zu lassen, getrocknete Felle und eherne Kessel von seinem Wagen herab nachschleppte, daß man also wohl in dieser Gegend auch sonst Felle, die ja ein naheliegendes und auch bei den Griechen beliebtes Bild für Wolken sind[2]), zum Regenzauber benutzte. Zu einer magischen Deutung jenes Gebrauchs paßt ja auch nicht nur der Name Jason, wenn er nämlich mit ἰᾶσθαι zusammenhängt, bzw. genauer ursprünglich (als Appellativum) den Heiler von drohender Unfruchtbarkeit bedeutete, sondern auch ein weiterer Zug der Argonautensage, der wohl der ältesten Überlieferung angehört.

Schon Pindar berichtet (Pyth. IV 70 ff.), aber ohne es zu erklären, daß Jason, wie er von Chiron zu Pelias kam, nur einen Schuh angehabt habe; erst Pherekydes (Fr. 60) und die Späteren wissen zu erzählen, daß er den anderen nach Durchschreitung eines Flusses wieder anzulegen vergessen oder bei jener

[1]) Ob die von Pley, De lanae in antiquorum ritibus usu 21 ff. sonst noch angeführten Gebräuche, bei denen ein Fell geschlagen wird, so zu erklären sind, kann ich hier nicht untersuchen.

[2]) Groeger, De Argonauticarum fabularum historia 22 meint sogar: *vellus cum a Mimnermo dicatur μέγα fuisse, a Simonide et Acusilao purpureum, a pluribus aureum, haec omnia quamquam possunt postea inventa esse, tamen non minus de nube intellegi possunt.*

verloren habe. Mehrere Gelehrte, wie Gruppe in seiner Griechischen Mythologie und Religionsgeschichte (912, 7), Heckenbach in seiner Dissertation 'De nuditate sacra sacrisque vinculis' (48 f.) und Frazer (aaO. ³II 311 f.), haben das aus einer Sitte erklärt, die sich gerade bei den Griechen auch sonst nachweisen läßt und gewiß, ursprünglich wenigstens, mit dem Glauben an die Zauberkraft von Fesseln überhaupt zusammenhing. Nicht nur in den Kampf zog man hie und da mit einem Schuh — wenn das Thukydides (III 22) bei den zweihundert Platäern, die in einer dunklen und stürmischen Nacht die Kette der belagernden Spartaner durchbrechen, damit erklärt, daß sie den anderen Schuh (aber warum nur ihn?) im Schmutz zu verlieren gefürchtet hätten, so ist das natürlich ebenso eine spätere Umdeutung der nicht mehr verständlichen Sitte, wie wenn Euripides in seinem Meleager die Söhne des Thestios deshalb am linken Fuße unbeschuht ausziehen läßt, damit sie ihn behender machten —, sondern auch bei anderen Zauberhandlungen (denn als solche wurde in jenen Fällen der Kampf angesehen) legte man wenigstens einen Schuh ab: das zeigt ein Vasenbild (Gaz. archéol. 1884 T. 44—46), auf dem inmitten von offenbar religiöse Zeremonien vornehmenden Frauen ein Mann mit seinem nackten rechten Fuß wohl auf dem Fell eines Opfertieres steht. Davon, daß man etwa auch auf jene Felle auf dem Pelion mit einem unbeschuhten Fuß getreten sei, wissen wir allerdings nichts, aber trotzdem dürfen wir wohl, weil eben bei Pindar, als verstände sich das von selbst, Jason einschuhig vom Pelion herabkommt, annehmen, daß auch für jenen Zauberbrauch die Vorschrift galt, der eine Fuß müsse entblößt sein. Später hätte man das natürlich nicht mehr verstanden und daher bei Jason auf die angegebenen Weisen erklärt, ebenso wie man — so würden wir uns diese Entwicklung zu denken haben — den unverständlich gewordenen Regenzauber in einen Gebrauch zur Erinnerung an eine Heldentat der Vergangenheit, nämlich die Erbeutung eines Felles durch (einen einzelnen) Jason, umdeutete.[1])

Handelte es sich bisher um ziemlich schwierige und komplizierte Untersuchungen, so ist ein weiterer Zug der Argonautensage so deutlich, daß er nur ganz kurz erwähnt zu werden braucht: in die Argo soll ein Stück der heiligen Eiche von Dodona eingesetzt worden sein — natürlich, um jener die übernatürlichen Kräfte dieser mitzuteilen, mit Hilfe deren das Schiff ja dann auch geredet haben soll.

Aus anderen Gründen — weil sie nämlich nicht nur in der Argonautensage vorkommen und also deren besonderen religionsgeschichtlichen Ertrag nicht vergrößern können — spreche ich nicht erst von den Sirenen, bei denen die Argonauten ursprünglich wohl auf der Fahrt nach Kolchis vorübergekommen sein sollen, ebensowenig wie von Kirke, der Aussaat der Drachenzähne und der

---

[1]) Das Ganze nicht nur gegen die früheren Deutungen von Forchhammer, Hellenika 170 ff., Die Sage vom Goldenen Vließ, Jahrb. f. Philol. u. Päd. 1875, 391 ff., Ad. Kuhn, Über Entwicklungsstufen der Mythenbildung, Abh. d. bayr. Akad. 1873, 1874, 138 ff. und Mannhardt (s. oben S. 372), sondern auch die neueren von Seeliger, Argonautensage bei Roscher I 530 f., Jessen, Argonautai bei Pauly-Wissowa II 743 und Deubner, Fleece (Greek and Roman), Encycl. of Religion and Ethics VI 51.

Selbstvernichtung der aus ihnen entstehenden Riesen. Außerdem ist eine sichere Deutung dieser Züge wohl noch nicht möglich, und ebensowenig eine solche der Besonderheit, daß Jason vorher mit wunderbaren Stieren gepflügt haben soll — obwohl Gruppe (aaO. 900) meinte, ihre Kraft habe die Zauberkraft der Furche verstärken sollen.

Auch ob der blinde Phineus, der den Argonauten den Weg gewiesen haben soll, nachdem sie oder vielmehr die Boreaden ihn von seinen Peinigern, den Harpyien, die ihm die Speisen besudelten und raubten, befreit hatten, mit Robert (aaO. II 811) auf einen 'Jahresgott, der im Winter erblindet und hungert, bis ihn die Frühlingswinde erlösen', zu deuten sei, ist mir zweifelhaft. Robert führt dafür zwar noch an, daß nach einem Hesiodeischen Gedicht (Ephoros, Fr. 76 bei Strabo VII 3, 9. 302) Phineus in den fernen Norden, wo der Winter herrscht, entführt worden und daß in den älteren Sagen die Boreaden bei den Strophaden umgekehrt, daß also ursprünglich wohl die Harpyien später wiedergekommen sein und Phineus von neuem gequält haben sollten, und erklärt den Umstand, daß von der Rückgabe des Augenlichts an Phineus keine Rede sei, aus 'dem Überwuchern der jüngeren Sagenform' (aaO. II 812). Ja, er meint, vielleicht habe 'sich doch eine schwache Spur hiervon erhalten, wenn nach dem Zeugnis des Phylarch (Fr. 17) in einer der attischen Behandlungen der Phineussage, wo dieser seinen Charakter völlig geändert hat, Asklepios seinen von ihm oder der Stiefmutter geblendeten Söhnen das Augenlicht wiedergibt'; aber trotzdem bleibt die ganze Erklärung wohl unsicher.

Auch daß die Apsyrtossage, wie nach andern Gruppe (aaO. 575, 6) sagt[1]), aus einer Legende entstanden ist, die die Phaethonsage mit einem Mythus vom Typus dessen von Adonis-Osiris-Dionysos verband, scheint mir nicht bewiesen zu sein — mag auch die Zerstückelung des Apsyrtos mit einer Behandlung der Leiche zusammenhängen, die nicht nur bei den Ägyptern[2]), sondern auch bei Indogermanen[3]) vorkam, sei es nun, um ein Wiederkommen des Toten zu verhüten oder aber, um die in den einzelnen Gliedern des Toten wohnenden Kräfte zu verteilen.

Endlich, daß Amykos, mit dem die Argonauten ursprünglich vielleicht auf der Rückkehr von Kolchis in der Propontis zuerst zusammengetroffen sein sollen, ein vorgriechischer Dämon sei, hat Robert wohl wieder nicht bewiesen. Es ist aber nicht zu vergessen, daß wir über ihn vielleicht nur durch einen unglücklichen Zufall keine solche näheren Nachrichten haben wie über die dem Widder des Phrixos und dem Goldenen Vließ zugrunde liegenden Gebräuche und nun auch über einen solchen, der zur Erklärung eines weiteren Zugs der Argonautensage dient.

Von Hylas, der die Argo, um Wasser zu holen, verlassen haben, dabei von den Nymphen geraubt und dann von Polyphemos oder Herakles geraubt worden

[1]) Vgl. außer den von Robert aaO. II 801, 5 erwähnten noch Friedländer aaO. 304 u. Meuli aaO. 99.

[2]) Vgl. Hall, Death and Disposal of the Dead (Egyptian), Enc. of Rel. and Eth. IV 459[a].

[3]) Vgl. Frazer aaO. [3]IV 2, 98. 100 f.

sein soll, berichtet Strabo XII 4, 3. 564, noch jetzt würde bei den Bewohnern von Prusias ein Fest gefeiert, bei dem die Schwärmenden auf die Berge stiegen und Hylas riefen, als ob sie auf der Suche nach ihm den Auszug in den Wald (*ἐπὶ τὰς ὕλας*) unternähmen. Dasselbe wird uns durch Athenaios XIV 11. 619F von den in der Nähe wohnenden Mariandynern mit Bezug auf Bormos und durch Arrian, Bithyn. Fr. 30 von den Bithynern überhaupt mit Bezug auf Attis überliefert; auch Hylas ist also zweifellos ursprünglich ein Vegetationsgott, mit dessen Sterben man das Absterben der Natur erklärte und den man dann alljährlich beklagte und vielleicht auch ertränkte, um so den Wechsel der Jahreszeiten herbeizuführen. Später, als man das nicht mehr verstand, machte man ihn zu einem schönen Knaben und zwar Liebling eines der Argonauten, der während des Zugs dieser von Nymphen geraubt worden sei; doch könnte Polyphemos ursprünglich ein Unterweltsgott gewesen sein und so schon in dem Hylasritus eine Rolle gespielt haben — dieselbe, wie Pluton beim Raub der Persephone.

Und noch ein anderer, bisher wohl nicht gedeuteter Zug der Argonautensage dürfte ähnlich zu verstehen sein, nämlich das aus Kyzikos in der Propontis berichtete Abenteuer. Zwar wenn Apollonios zunächst (I 989 ff.) nur erzählt, die Argonauten seien hier von den Giganten angegriffen und in dem deshalb später *Χυτὸς λιμήν* genannten Hafen durch Felsen, die sie ins Wasser warfen, blockiert worden, so soll damit offenbar nur die Beschaffenheit dieses Hafens erklärt werden; auch daß dazu ein Kampf gegen Giganten angenommen wird, wäre nicht weiter verwunderlich, wenn von einem solchen Kampf in Kyzikos nicht in anderen Formen der Argonautensage in anderer Weise die Rede wäre. Aber Apollonios berichtet weiterhin, als die Argonauten das Land der Dolionen (so heißen hier die Bewohner von Kyzikos und Umgegend) verlassen hätten, seien sie bei Nacht von einem Sturm dorthin zurückgetrieben und von den Dolionen, die sie für die mit ihnen verfeindeten pelasgischen Makronen hielten, angegriffen worden; in der Schlacht sei dann auch der König Kyzikos (der also denselben Namen wie die Stadt geführt habe) und viele der Dolionen gefallen, bei Tagesanbruch hätten beide Parteien ihren Irrtum erkannt, Kyzikos bestattet und durch Leichenspiele geehrt, die auch später noch alljährlich begangen würden. Endlich Ephoros erzählt (Fr. 104), die Argonauten seien sofort von den dort wohnenden Pelasgern, die von den Thessalern und Magneten aus ihren europäischen Sitzen vertrieben worden und deshalb auch den von dort stammenden Argonauten feindlich gesinnt waren, angegriffen worden, aber ein nächtlicher Kampf, in dem der König Kyzikos fällt, wird auch hier angenommen. Ein solcher Streit, in dem die eine Partie unterliegen und ihren Führer verlieren mußte, den man später nicht mehr verstand und deshalb auf einen in die Vergangenheit verlegten und da in der angegebenen verschiedenen Weise erklärten Kampf zurückführte, wird also tatsächlich und regelmäßig stattgefunden haben und zwar, da solche Kämpfe, wie anderwärts, so bei den Griechen auch sonst vorgekommen sein dürften, zu dem Zweck, das Ende des Winters zu bewirken. Oder sollte er — die Jahreszeit, in der er, bzw. jene Leichenspiele,

die vielleicht auch ursprünglich mit ihm identisch waren, stattfanden, wird ja leider nicht angegeben — eigentlich ebenfalls die Tötung des Vegetationsgeistes bedeuten und bewirken? Dazu würde vielleicht passen, was nicht nur bei Apollonios, sondern schon bei Ephoros von der Gattin des Kyzikos, Kleite, erzählt wird: sie soll sich aus Gram über den Tod ihres Gatten erhängt, also ebenso wie Ariadne und Erigone geendet haben, und dies wieder wurde möglicherweise deshalb angenommen, weil sie ursprünglich wie Artemis, d. h. als Vegetationsgöttinnen immer von neuem aufgehängt wurden.[1] Freilich sicher ist diese Deutung des Endes der Kleite natürlich nicht — es sind wohl auch sonst keine Fälle bekannt, in denen zugleich mit dem Vegetationsgott seine Gattin stirbt —, immerhin könnte man für die in Rede stehende Auffassung des Kampfes noch im allgemeinen geltend machen, daß er, wie so viele andere Zauber, bei Nacht stattgefunden zu haben scheint.

Ausdrücklich wird das, was Apollonios (IV 1711 ff., 1765 ff.) über die Schicksale der Argonauten auf Anaphe und Aigina berichtet, als ätiologischer Mythus zur Erklärung eines später noch herrschenden Brauchs bezeichnet, aber da dieser ähnlich auch anderwärts vorkommt, brauchen wir hier nicht davon zu reden. Vielmehr ist nur noch der Besuch der Argonauten auf Lemnos zu untersuchen, der wenigstens nach Pindar (Pyth. IV 253 ff.) erst auf ihrer Rückfahrt stattgefunden haben soll. Genauer erzählt Myrsilos (Fr. 7), Medea habe aus Eifersucht auf die Lemnierinnen oder aus Furcht, an sie Jason zu verlieren, an der Insel vorüberfahrend auf sie ein Mittel geworfen, das die Frauen mit üblem Geruch behaftet habe, während dieser Geruch sonst auf den Groll der Aphrodite, die die Lemnierinnen nicht verehrt hätten, zurückgeführt wird. In beiden Berichten ist also von einem üblen Geruch die Rede, der die Lemnierinnen den Männern verleidet hätte oder verleiden sollte; ja Myrsilos erzählt außerdem noch, bis jetzt hielten jährlich an einem Tage die Frauen ihren Mann und ihre Söhne fern von sich. Tatsächlich wird diese eintägige Enthaltsamkeit wieder der geschichtliche Anlaß zu den übrigen Nachrichten gewesen sein; da man jene Enthaltsamkeit später nicht mehr verstand, begründete man sie ungalanterweise mit dem üblen Geruch der Frauen, den sie aus verschiedenem Anlaß, aber merkwürdigerweise nur an diesem einen Tage gehabt hätten, und ließ sich deshalb wieder auch ihre Söhne von ihnen fernhalten. Freilich wissen wir, soweit ich sehe, von einer solchen eintägigen Enthaltsamkeit bei den Griechen sonst nichts; aber gerade deshalb ist diese Notiz, weil sie uns eben etwas Neues lehrt, wichtig für uns.

Auch sonst erweitern die hier vorgetragenen Beobachtungen, soweit sie einleuchtend sind, in manchen, wennschon nur untergeordneten Beziehungen das uns sonst überlieferte Bild der griechischen Religion; es zeigt sich also zunächst an diesem Beispiel der Argonautensage, daß trotz aller berechtigten Unterscheidung von Mythologie und Religionsgeschichte jene, und speziell die Heldensage, doch auch für diese eine gewisse Bedeutung behält.

---

[1] Vgl. Preller-Robert aaO. I 305, 2. 368; II 338, 4. 687.

ANTIKE MOTIVE IM DEUTSCHEN MÄRCHEN

Von Eduard Stemplinger

Innigstes Heimatgefühl und Liebe zum Deutschtum trieb die Gebrüder Grimm auch zur Märchensammlung. Aber die Marburger Schulung, wo Savignys romantische Geschichtsauffassung sie in ihren Bann schlug, verleugnete sich nicht minder hierin: auch die Märchen wurden historisch betrachtet. Und zwar dienten sie ihnen in erster Linie als ausgezeichnete Belege zur Erforschung deutscher Mythologie und Heldensage. Odin erscheint in der Maske des lieben Gottes oder als St. Petrus, Holda in der federbettschüttelnden Frau Holle, die Nornen in den drei Spinnerinnen, Sneewittchen und Dornröschen versinken in langen Schlaf wie Brunhilde, Siegfried wird zum Königssohn, der nichts fürchtet; seine Märchennachfahren verstehen auch die Vogelsprache, dringen zum Gold, gebrauchen einen unsichtbar machenden Mantel, schlagen den Amboß in den Grund; die Schwanenjungfrau steckt noch in dem Heldenmädchen, das ohne sein Hemdchen nicht fortfliegen kann.

Freilich entgingen den Märchenbrüdern die Parallelen mit biblischen und antiken Erzählungen nicht, ebensowenig Anklänge an serbische, orientalische, besonders indische Märchen. Aber diese 'Verwandtschaft der edelsten Völker' bestärkte sie nur in ihrer Grundansicht. Da trat 1859 Theodor Benfey mit der bestrickenden Hypothese auf, in der indischen Erzählungsliteratur liege die Brunnenstube des europäischen Märchens und die Kreuzfahrer hätten das Märchen aus dem Orient in das Abendland gebracht, wo es in unzähligen Rinnsalen ins Volk drang. Aber zunächst konnte man den schlagkräftigen Einwurf bringen: größere Märchensammlungen wie die 'Sieben weisen Meister', 'Barlaam und Josaphat' seien schon im I. nachchristl. Jahrh. im Abendland bekannt gewesen; also können nicht die Kreuzfahrer Vermittler gewesen sein. Nun aber kommt noch dazu, daß, ganz abgesehen von biblischen und griechisch-römischen Parallelen, man auch in afrikanischen, amerikanischen und australischen Märchen Motive wiederkehren sah, die unmöglich von Indien dorthin gedrungen sein konnten. Und so ging es auch bei diesem Problem wie bei so manch anderem: es stellte sich heraus, daß jede der leidenschaftlich verfochtenen Hypothesen ein Stück Berechtigung in sich hat. Besonders englische Gelehrte (Tylor, Andrew Lang) wiesen darauf hin, daß die Märchen zu jenen Gebilden menschlicher Erfindung gehören, die unter ähnlich gelagerten Verhältnissen, Vorstellungen, Uranschauungen ähnliche Formen annehmen gleichwie der Tanz und das Lied. Und man legt jetzt auf das Märchenmotiv, nicht auf das Märchenganze das Hauptgewicht.

Seit uns Joh. Bolte und G. Polívka in ihren 'Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm' (Leipzig 1913—18, bisher 3 Bände) eine wahre Schatzkammer des Märchenkommentars aller erreichbaren Völker und Zeiten geschenkt haben, ist es auch möglich, die antiken Motive, die sich im deutschen Märchen wiederfinden, in umfassender Weise zu betrachten.

Das ort- und zeitlose Märchen ist in Griechenland nie zu einer selbstän-

digen Literaturgattung geworden, weil es frühzeitig mit der Heldensage zusammenschmolz. Die Zauberwelt der Riesen, Zwerge und Unholde, der gütigen Feen, der Verwandlungen und Naturwunder wird mit den Abenteuern übermenschlicher Helden (Herakles, Odysseus, Perseus) verknüpft; die böse Zauberin heißt Kirke oder Medea, die gütige Fee Athene oder Leukothea, die menschenfressenden Riesen heißen Kyklopen oder Laistrygonen. Die Märchenmotive bleiben dieselben wie vorher und nachher, man muß sie nur aus der mythologischen Hülse herausschälen. Aber auch in der attischen Dramatik findet das Märchenmotiv Eingang. Längst hat man in dem Erscheinen des Thanatos in der 'Alkestis' des Euripides ein altes Märchenmotiv erkannt, und die sizilische Märchenkomödie fand namentlich in den 'Vögeln' des Aristophanes eine vortreffliche Verwertung. Schließlich bemächtigte sich die hellenistische Elegie des dankbaren Märchenstoffes, wie er in den ätiologischen Erzählungen, Verwandlungssagen und Tiergeschichten durchschimmert. Das bekannteste Beispiel dieser Art, im griechischen Roman weitergefördert, bildet die Erzählung von 'Amor und Psyche'.

Wie bei uns erzählte in Athen und Rom die Kinderfrau den Mädchen vor allem Märchen mit dem wohlbekannten Anfang: 'Es war einmal ein König und eine Königin.' Auch dort lauschten die Kleinen den Ränken der bösen Geschwister, dem Wirken guter Geister und waren wohlbefriedigt, wenn sich die Spannung in ein gutes Ende auflöste; wenn die Prinzessin auf Befehl der bösen Gebieterin einen großen Haufen Sämereien bis zur Dämmerung auslesen mußte und ihr Ameisen bei dieser menschenunmöglichen Arbeit halfen; oder wie ihr der Adler das Wunderwasser aus der drachenbewachten Quelle holte.[1])

'Geschichten, in denen Naturgebilde, vor allem Tiere und Pflanzen, ganz wie Menschen und als Kameraden oder Feinde des Menschen, handeln und verhandeln, sind das älteste geistige Kurantgeld.'[2]) Märchenhafte Gebilde, teils Tiermärchen, teils Tierlegenden.

Da lesen wir bei Petronius (c. 77): '*qui fuit rana, nunc est rex.*' Hier steckt der Kern eines Tiermärchens vom verzauberten Frosch (Froschkönig, Nr. 1 bei Grimm). Auch in der Matrona von Ephesus des Petronius glaubt Grisebach (Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe S. 128) das unmittelbare Vorbild für die 'Frau Fuchsin' (Nr. 38) gefunden zu haben. In dem Märchen 'Warum die Hunde einander beriechen' (Nr. 223 B.) findet sich eine eigentümliche Stelle. Die Wölfe begründen ihre Siegeszuversicht also: 'Die Hunde sind von verschiedenen Farben, wir aber sind gleichmäßig grau.' Dieses Motiv ist nur aus der griechischen Fabel des Babrios (85) zu belegen, wo der achäische Hundefeldherr vor dem Entscheidungskampf mit den Wölfen warnt:

Nun seh' ich, daß die Feinde von Geschlecht alle
Dieselben sind; die Unsern aber teils aus Kreta . . .
Von Dolopern, Thrakern, Kypriern andre herstammen
Und andre noch von anderswo. Daß ich's kurz sage:
Selbst nicht von einer Farbe sind wir gleich jenen.

---

[1]) Vgl. A. Hausrath und A. Marx, Griechische Märchen (Jena 1912).

[2]) O. Crusius, Fragmente aus der Geschichte der Fabel (Leipzig 1913) S. III.

Durch byzantinische Vermittlung scheint dieser Zug zu den Westslawen und von da zu uns gedrungen zu sein.

Noch ein Motiv dieses Märchens, schon in einem Holzschnitte des Nürnbergers Glockendon (1531—1543) erwähnt, entstammt einer antiken Quelle. Die Hunde senden einen der Ihren fort zur Erneuerung des Privilegiums; aber der kommt nicht wieder; seitdem beschnuppern die Hunde jeden fremden Ankömmling. Hier liegt die Phädrusfabel von der Hundeaudienz (IV 18: *Canes legati ad Iovem*) zugrunde. Die abgesandten Hundegesandtschaften kamen nicht mehr zurück:

Ita nunc legatos exspectant et posteri:
Novum venire qui videt, culum olfacit.

Ergötzlich ist das Tiermärchen 'Der Hase und der Igel'. Das Original ist eine äsopische Fabel (Nr. 420 H.). Nur ist dort statt des Igels die Schildkröte Siegerin. Schon Libanios (IV 853 R.) setzte statt des Hasen das Pferd ein, eine ungeschickte Verkünstelung. In Waldis' 'Esopus' (3, 76) weicht die äsopische Schildkröte der einheimischen Schnecke.

Das tiefsinnige Tiermärchen 'Die Lebenszeit' (Nr. 176) stammt aus Babrios (173); nur treten hier Pferd, Stier und Hund statt Esel, Hund und Affe auf. Für eine erwiesene Wohltat dankbar, überlassen die drei Tiere dem Menschen einen Teil ihrer Lebenszeit. Das Pferd schenkt die ersten Lebensjahre; drum ist der Mensch in der Jugend so übermütig; der Stier gibt die mittleren Jahre; drum schafft hier der Mensch am meisten. Der Hund spendet den Rest der Lebenszeit; drum sind die Alten mürrisch, schmeicheln nur dem, der ihnen Nahrung gibt und üben selten Gastfreundschaft.

Wie Zwerge so oft die ungeschlachten Riesen bezwingen, so gewinnt der kleinste Vogel, der Zaunkönig (Nr. 171), das Königtum über die Vögel durch List. Das stand schon in einer äsopischen Fabel, wie Plutarch (Praec. ger. reip. 806[e]) sagt: 'Wie Äsops Zaunkönig (*βασιλίσκος*) auf des Adlers Achseln emporgetragen plötzlich aufflog und ihm zuvorkam.'

Eine andere Art der Tiermärchen sind die Tierlegenden, worin der fromme Sinn der Menschen, schöne Züge, wundersame Eigenschaften und Tugenden auf sie übertragen erscheinen.

Im 'Erdmänneken' (Nr. 91) wird der jüngste Bruder an einem Korb hinabgelassen, um die gefangenen Königstöchter zu erlösen; plötzlich schneiden die Brüder den Strick ab; aber der Jüngste wird vom Erdmännlein an den Haaren auf die Erde gebracht. Hier kommt ein ähnliches Märchen in Betracht, das Konon (bei Photios, Bibl. I 137) erzählt: Ein Hirt aus Ephesus ließ sich an einem Seile in eine Höhle hinab, um einen Goldschatz hinaufzufördern; aber sein Begleiter zog das leere Seil in die Höhe. Da gebot ihm Apollo, mit blutiggeritztem Leib unbeweglich liegen zu bleiben; es stürzten Geier auf die vermeintliche Leiche herab und trugen ihn wieder nach oben.

In der 'Bienenkönigin' (Nr. 62) muß der Dummling die tausend Perlen der Königstochter unter dem Moose auflesen; da helfen ihm die Ameisen,

deren König er früher das Leben gerettet hatte. Das Auslesen von verschiedenen Samenkörnern, das nur durch dankbarer Tiere Mithilfe möglich ist, kommt schon bei Apuleius (Met. VI 10) vor.

Aber da, wie schon bemerkt, im antiken Altertum das Märchen in der Hauptsache in Heldensage und Mythos aufging, finden wir auch hier die meisten Anklänge an Motive unseres deutschen Märchens.

In dem 'Singenden springenden Löweneckerchen' (Nr. 88) ist die Übereinstimmung wichtiger Motive[1]) mit dem bekannten Amor- und Psychemärchen bei Apuleius unverkennbar. In beiden wird die jüngste von drei Schwestern einem Ungeheuer überantwortet, einem Löwen; dieser entpuppt sich nachts als schöner Jüngling, den sie verliert, als sie ihn mit zu den Ihrigen nimmt und mit einem Lichte bestrahlt. In beiden Fällen wandert das Mädchen ihm nach, sieben Jahre lang, wird von Sonne, Mond und Winden beraten. Bei Apuleius fehlt aber der Gedanke, daß der in Tiergestalt verwandelte Jüngling entzaubert wird; überhaupt ist die Tiergestalt des Eros nur nebenbei erwähnt, während z. B. in einem Zaubergebet (Reitzenstein, Amor und Psyche bei Apuleius, 1912, S. 20) Amor als Krokodil oder Drache auftritt. Auch hier zeigt sich, daß eine vollständige Wiederholung eines Märchenkomplexes fast nie vorkommt, aber eine weitgehende Verbindung einzelner Motive.

Auffällig gleicht die erste der Erzählungen von dem 'Räuber und seinen Söhnen' (Nr. 191[a]) dem Abenteuer des Odysseus in der Höhle des Polyphemos (Od. IX 106–545), und kein Lehrer sollte versäumen, bei der Lesung der Homerischen Stelle das deutsche Märchen als Dreingabe zu bieten. Die Schüler werden die Verschiedenheiten leicht entdecken: es fehlt im deutschen Märchen der Betrug mit dem Namen *Οὖτις*; der Räuber bohrt dem Riesen nicht das Einauge im Schlaf aus, sondern gießt ihm unter dem Versprechen sein Auge zu heilen, siedendes Wasser hinein; bei der Flucht schlüpft der Räuber in ein Widderfell und hernach sucht ihn der Geblendete noch durch einen Zauberring in seine Gewalt zu bekommen.

In dem Märchen 'Von dem Machandelboom' (Nr. 47) stecken ein paar Motive, die auch die Antike kennt. Daß das von der Mutter geschlachtete und gekochte Kind in einen Vogel verwandelt wird, weiß schon die griechische Sage von Itys und Prokne. Dachte man sich doch seit ältesten Zeiten die Seele in Vogelgestalt. So ist sie bei Homer ein beschwingtes, zwitscherndes Wesen (Od. XXIV 5); flog doch die Seele Alexanders d. Gr. als Adler himmelan (Kallisth. III 33), wie auch die kaiserlichen Geschichtschreiber Roms vom Scheiterhaufen des konsekrierten Cäsar einen Adler aufschweben lassen (Herodian. IV 2, 11). Auf antiken Kunstwerken sieht man kleine geflügelte Seelen um den Nachen des Charon flattern; ebenso stellt man seit dem VI. Jahrh. v. Chr. die Seele des Menschen als Schmetterling dar. Diese Auffassung ging ins Christentum über; in der Lebensbeschreibung des hl. Wigbertus lesen wir: '*rerum hora exitus eius . . . circumstantibus fratribus visa est avis quaedam specie pulcherrima*

[1]) Vgl. jetzt O. Weinreich bei Friedlaender, Sittengeschichte Roms 1921 [10]IV 89 ff.; Schaller, De fabula Apuleiana quae est de Psyche et Cupidine, Diss. Leipz. 1901, S. 18 ff.

supra eius corpusculum ter advolasse.' Und noch heute öffnet man in vielen Gegenden unmittelbar nach dem Ableben eines Menschen Türen und Fenster, damit die Seele hinausfliegen könne. Ein zweiter Zug, das Sammeln der Knochen und die wunderbare Wiederbelebung, findet ebenfalls in antiken Sagen eine Parallele. Isis sammelt die zerstreuten Gebeine des Osiris; dasselbe erzählt man von Orpheus; Zeus belebt den geschlachteten und verzehrten Pelops wieder.

Im 'Meerhäschen' (Nr. 191) werden den Freiern der Königstochter, da sie die gestellte Bedingung nicht erfüllen können, die Köpfe abgeschlagen und zur Warnung auf einen Pfahl gesteckt. Dasselbe erzählt die bekannte Sage von den Werbern der Hippodameia (Hygin, Fab. 84) und der Roman von Apollonius von Tyrus (vgl. Ps.-Shakespeare, Perikles von Tyrus I 1).

Manchen Glückskindern wird jeder Wunsch, kaum sprechen sie ihn aus, erfüllt; so ein Glückskind ist 'Hans Dumm' (Nr. 54[a]), 'Der Fischer und seine Frau' (Nr. 19). Noch häufiger ist aber eine beschränkte Zahl von Wünschen dem Sterblichen gewährt; hier spielt die im Märchen überhaupt beliebte Dreizahl eine wichtige Rolle: drei Proben werden dem Helden auferlegt, drei Aufgaben muß er lösen, dreimal erscheint Aschenputtel, drei Nachstellungen bedrohen Sneewittchen, drei Schwestern, drei Brüder treten auf, deren Jüngstes immer das Bevorzugte ist. So bekommt Theseus von Poseidon drei Wünsche zur Verfügung (*ter optandi potestatem* Cic., De nat. d. III 31; Euripides, Hippol. 887/8: *ὦ πάτερ Πόσειδον, ἃς ἐμοί ποτε ἀρὰς ὑπέσχου τρεῖς*). Solche drei Wünsche sind auch dem 'Spielhansel' (Nr. 82) und dem Wanderknecht im 'Juden im Dorn' (Nr. 110) überlassen.

Noch beliebter sind törichte, übereilte Wünsche. So wünscht Midas, alles, was er mit seines Leibes Gliedern berühre, möge sich in Gold verwandeln (Ovid, Met. XI 100). Zum eigenen Schaden schlagen auch die Wünsche des Reichen aus im Märchen 'Der Arme und der Reiche' (Nr. 87), und ebenso schlimm verlaufen die übereilten Wünsche der Frau in Hebels 'Drei Wünschen'. Aber auch jenes bekannte Motiv, daß alles, was Midas berührt, sich in Gold verwandelt und diese Wundergabe erst durch ein Bad im Paktolos verschwindet, findet im 'Eisenhans' (Nr. 136) ein Gegenstück: der Knabe taucht den Finger ins Wasser; er wird zu Gold; die Haare fallen ins Wasser herab, sie werden vergoldet. Auch das 'Marienkind' (Nr. 3) bekommt einen goldenen Finger, als es den Glanz der Dreieinigkeit berührt.

Daß die Götter von Zeit zu Zeit bei den Menschen einkehren[1]), um sie zu prüfen, ist ein uraltes Märchenmotiv.

> Denn oft tragen die Götter entfernter Fremdlinge Bildung,
> Unter jeder Gestalt durchwandeln sie Länder und Städte,
> Daß sie den Frevel der Menschen und ihre Frömmigkeit schauen,

heißt es in der Odyssee (XVII 485). In der schönen phrygischen Legende von Philemon und Baucis (Ovid, Met. VIII 616 ff.) wandern Jupiter und Merkur

[1]) Vgl. M. Landau, Die Erdenwanderungen der Himmlischen (Zeitschr. f. vgl. Lit.-Gesch. XIV 1 ff.).

über Land und belohnen ihre freundlichen Wirte himmlisch. Auffällig ist die teilweise Übereinstimmung mit dem Märchen 'Der Arme und der Reiche' (Nr. 87); nur werden hier die ungastlichen Menschen nicht mit der schrecklichen Vernichtung bestraft, sondern ernten in echt deutscher Gemütlichkeit nur Spott und Hohn. Wie aber dort Jupiter und Merkur auf der Erde wandern, sind's hier Christus und Petrus, wie auch im 'junggeglühten Männlein' (Nr. 147).

Jedes intelligente Volk liebt auch in der Erzählungstechnik Scharfsinnsproben anzubringen, wie sie die Rätsel sind. Schon in den sog. Homerischen Epigrammen lesen wir das Fischerrätsel: *ὅσσ' ἕλομεν λιπόμεσθ', ὅσα δ' οὐχ ἕλομεν φερόμεσθα*; in dem *Ἀγὼν Ἡσιόδου καὶ Ὁμήρου* ist ein Rätselwettstreit vorgeführt, ebenso in der verlorenen *Μελαμπόδεια*. Der *γρῖφος* war im V. Jahrh. eine beliebte Symposienunterhaltung (Aristoph. Vesp. 20 ff.). Mit der intellektualistischen Dichtung des Hellenismus erstarkt das Rätselgedicht zu einer eigenen Literaturgattung; Rätselsammlungen laufen bald um.

Auch das Märchen liebt das Rätselraten. Durch Lösung der gestellten Rätselfragen gewinnt Ödipus die Königswitwe; König Antiochus gibt den Freiern seiner Tochter ein Rätsel auf, das sein blutschänderisches Verhältnis zu ihr verhüllt: '*scelere vehor, maternam carnem vescor, quaero fratrem meum, meae matris filium, uxoris meae virum, nec invenio.*' So gewinnt auch der Königssohn im 'Rätsel' (Nr. 22) seine Braut durch Auflösung der gestellten Fragen. Die Rätsel mit anscheinend unlösbaren Widersprüchen gespickt, wie sie uns aus der Antike bekannt sind (*οὐδεὶς βλέπων βλέπει με* Anth. Gr. XIV 110; *μήτε δεῦρο ἀφίκῃ μήτ' αὐτοῦ μένε* oder *μήτ' ἐντὸς εὕρω σε μήτ' ἐκτός* Planudes, Par. 36 u. a.), finden im deutschen Märchen, besonders in der 'Klugen Bauerntochter' (Nr. 94), Parallelen. Wenn das 'Hirtenbüblein' (Nr. 152) die Tropfen im Meer erst zählen will, nachdem der König alle Flüsse verstopft hat, so erneuert er nur die List des Amasis (Plut. Mor. 151 B).

Mit der Männlichkeit des Wassers, durch die Stiergestalt symbolisiert, hängt seine befruchtende Fähigkeit zusammen.[1]) Von Iphimedeia erzählt Apollodoros (I 7, 4, 2): *συνεχῶς φοιτῶσα ἐπὶ τὴν θάλασσαν, χερσὶν ἀρυομένη τὰ κύματα τοῖς κόλποις ἐνεφόρει . . . δύο ἐγέννησε παῖδας.* Das Vieh, das im Frühjahr aus dem Charadrosfluß bei Patrai säuft, wird trächtig, erzählt Pausanias (VII 22, 11). Das gleiche gilt vom Regen. Als Goldregen dringt Zeus in das Verließ der Danae und befruchtet sie. Das Märchen 'Die zwei Brüder' (Nr. 60) gibt in zwei verschiedenen Varianten beide Wendungen wieder. Dort trinkt die Prinzessin aus der 'Quelle mit wunderbaren Eigenschaften; und die Folge war, daß sie zwei Prinzen gebar'; hier läßt der König die Tochter in 'einen Turm mitten in einem großen Fluß' bringen. Plötzlich spritzt ein Wasserstrahl zum Fenster herein, sie trinkt davon und gebiert einen Sohn.

Die chthonische Natur des Wassers kommt noch in anderen Zügen zur Geltung. Im Alexanderroman hören wir (Ps.-Kallisth. II c. 39 u. 41), wie der Koch des Königs, ohne es zu wissen im Lebensquell einen gedörrten Fisch

[1]) Vgl. M. Ninck, Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten (Leipzig 1921) S. 25 ff.

wäscht, der sofort lebendig wird. Der Koch springt dem entschlüpften Fisch ins Wasser nach und ist nun gegen alle Hinrichtungsarten gefeit. Die Paradoxographen (Ausc. mir. 29) wissen von einem kilikischen Strudel Ähnliches zu erzählen. Im deutschen Märchen hören wir, wie der 'Königssohn, der sich vor nichts fürchtet' (Nr. 121) durch das 'Lebenswasser' von Blindheit und Wunden geheilt wird. Und im 'König vom goldnen Berg' (Nr. 92) kam die schöne Königstochter 'mit dem Wasser des Lebens und machte ihn wieder lebendig'.

Bekannt ist die Kraft der Verwandlung, die dem Wasser beigelegt ist. So verwandelt Poseidon Kyknos in einen Schwan (Pind. Ol. 2, 90), Harpe und Harpagos in Vögel (Ant. Lib. 20); die Nymphen des Spercheios verzaubern den Kerambos in einen Feuerschröter (ebd. 22). Oft genügt eine Berührung mit Wasser. So besprengt Proserpina den Askalaphos mit Wasser des Phlegethon und er wird zum Uhu (Ovid, Met. V 538). Das deutsche Märchen zeigt uns im 'Brüderchen und Schwesterchen' (Nr. 11) dieselbe Wunderkraft des Wassers. Als das Brüderlein vom Brünnlein trinken will, hört die Schwester es rauschen: 'Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.' Das zweite Brünnlein rauschte: 'Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.' Das dritte: 'Wer aus mir trinkt, wird ein Reh'. Und als das Brüderlein vor Durst sich nicht mehr halten konnte, trank es, und 'wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen'.

Im 'Meister Pfriem' (Nr. 178) erblickte dieser im Himmel 'zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen'. Selbstverständlich stammt dies Motiv aus der Danaidenlegende. Nach Diodor (I 97) schöpften im ägyptischen Akanthos täglich 360 Priester Wasser in ein durchlöchertes Faß. Der Sinn des Ritus ist: die Befruchtung durch den Nil soll symbolisch angedeutet sein.[1]) Das deutsche Märchen gibt zu dieser Deutung einen wichtigen Beleg: 'sie tränkten die Erde mit Regen.'

Medea nimmt bekanntlich eine Verjüngungskur an Aison oder nach anderer Lesart an einem alten Widder vor; als die Töchter des Pelias dies Wunder an ihrem Vater nachmachen wollen, kommen sie in die ärgste Bedrängnis. Ebenso ergeht es dem 'Bruder Lustig' (Nr. 81), als er in Nachahmung des hl. Petrus die Königstochter in Stücke zerhackt, die Fleischstücke in den Kessel wirft und darunter Feuer macht. Eine ähnliche Geschichte erzählt übrigens auch Hippys von Rhegion (bei Älian, De nat. an. IX 33): Die Priester des Asklepios in Epidauros schnitten in Abwesenheit des Gottes einer Frau, die an einem Wurm litt, den Kopf ab, nahmen den Wurm heraus, brachten den Kopf aber nicht wieder in die rechte Lage, bis Asklepios heimkehrte. Der Volkshumor hat namentlich die Verjüngung alter Weiber mit Vorliebe in den Kreis seiner Scherze gezogen. So hören wir von besonderen Jungbrunnen (Grimm, D. Myth. 554), von Altweibermühlen (Bolte, Archiv f. N. Spr. CII 241; dazu

[1]) Vgl. Bachofen, Mutterrecht (1897) S. 92 ff.

Hoffmann-Krayer CIV 355) und vom Aufsetzen neuer Köpfe, (Bolte, Jahrb. f. Gesch. Elsaß-Lothr. XIII 165).

In die gleiche Reihe der Volksscherze gehört die Überlistung des Todes. Pherekydes erzählt (FHG. I 91), Zeus habe im Groll auf Sisyphos diesem eines Tages den Tod gesandt; aber der Schlaue bringt es fertig den Thanatos in Fesseln zu legen, so daß niemand mehr stirbt. Dieselbe List begegnet uns im Märchen von 'De Spielhansel' (Nr. 82).

Im Märchen vom 'Treuen Johannes' (Nr. 6) hört der Held den zweiten Raben sprechen von dem Brauthemd, das aussieht, 'als wär's von Gold und Silber gewebt, ist aber nichts als Schwefel und Pech: wenn er's antut (der Königssohn), verbrennt es ihn bis aufs Mark und Knochen'. Natürlich ist hier das Gewand wiedergegeben, das Deianeira von Nessos empfing, das Medea der Nebenbuhlerin Glauke sendet.

Im Märchen von den 'Drei Schlangenblättern' (Nr. 16) sieht der Königssohn zur Leiche seiner Braut eine Schlange schleichen und haut sie in Stücke. Da kommt eine andere, sieht die tote und holt drei grüne Blätter, die sie auf die drei Stücke der toten Schlange legt. Da wird diese sofort lebendig und beide eilen davon. Der Königssohn versucht die Wirkung der Blätter an der toten Braut; siehe, sie erwacht wieder zum Leben. Auch hier liegt eine griechische Sage (Apollod. III 3, 1) zugrunde: Polyidos wurde mit dem toten Glaukos von dem erzürnten Vater in das Grabmal eingeschlossen (im deutschen Märchen legt sich der Königssohn freiwillig in den Sarg der Toten). Nun sah er eine Schlange auf Glaukos zukriechen, erschlug sie und das übrige geschah, wie oben erzählt.

Im 'Aschenputtel' (Nr. 21) sucht der Königssohn das Mädchen, welcher der verlorene Schuh paßt. Hier werden wir an die Sage von Rhodope erinnert; ihren Schuh hatte ein Adler entführt und in den Schoß des Königs Psammetichos fallen lassen. Dieser war von der Zierlichkeit desselben so entzückt, daß er in ganz Ägypten nach der Eigentümerin suchen ließ, um sie zur Gattin zu machen (Strab. 808).

Weitverbreitet ist das Motiv, daß der zum Tod Verurteilte als letzten Wunsch äußert, noch einmal blasen oder saitenspielen zu dürfen, und so Rettung herbeiführt. Herodot (I 24) erzählt uns die rührende Geschichte von Arion. Im Märchen 'Der Jud im Dorn' (Nr. 110) darf der gute Knecht am Galgen noch einmal geigen und erzielt wundersame Wirkungen. Die Sage vom 'Geigerlein zu Gmünd', von der hl. Kümmernis u. a. bringen dasselbe Motiv in anderen Wendungen.

Herodot (II 121) erzählt uns auch die Geschichte vom Schatzhaus des Rhampsinit, die, abgesehen von neueren und älteren Bearbeitungen, Shakespeare andeutet (Was Ihr wollt V 1), Platen im 'Schatz des Rhampsinit' (1824) frei ummodelt, Heine im 'Rhampsenit' (Romanzero) benützt. Sogar bei Ludw. Thoma (Der Postsekretär im Himmel, 1914, S. 311) wird einem Tiroler Wilderer der Kopf abgeschnitten, um seine Erkennung zu verhüten. Im Märchen 'Der Meisterdieb' (Nr. 192) finden sich die wesentlichen Motive der ägyptischen Geschichte wieder: die Berauschung der Wächter, die Vorschiebung eines Toten.

In diesem Märchen erscheint noch ein alter Zug: der Meisterdieb läßt eine Menge Krebse mit aufgeklebten, brennenden Wachslichtlein über den

Kirchhof kriechen, um Pfarrer und Küster zu schrecken. Eustathios berichtet (Il. XXI 394), die griechischen Kinder hätten Käfern Wachslichter aufgeklebt, diese angezündet und so die Tiere zur allgemeinen Heiterkeit herumlaufen lassen. Und bei Aristophanes (Acharn. 920) spricht Nikarchos, offenbar in Anlehnung an das Kinderspiel, den Gedanken aus, man könnte einer Schabe einen brennenden Wachsdocht aufbinden und sie ins Arsenal treiben, um die Schiffe in Brand zu stecken.

Das Naturgefühl primitiver Völker ist viel stärker entwickelt als bei kultivierten. Das Plaudern des Wassers, das Rauschen der Bäume, das Flüstern der Gräser und Pflanzen macht den Naturmenschen aufhorchen und drängt ihn, die Stimmen zu deuten. Der Mensch sah sich ferner noch im völligen Einklang mit der leblosen und lebenden Natur; die *συμπάθεια τῶν ὅλων* bewirkte ein Ineinandergreifen und Zueinanderstreben der ganzen Kreatur. So verstehen wir auch, wenn Pflanzen und Tiere reden. Als Äneas am Grab des Polydorus, den der Thrakerkönig ermordet hatte, einen Myrtenzweig abbricht, quillt Blut aus dem Bruch und eine Stimme ertönt, um die verübte Untat zu verraten (Vergil Aen. III 96). Einen Rest dieser Sage bewahrt das Märchen vom 'singenden Knochen' (Nr. 28), wo das gefundene Knöchlein 'zu großer Verwunderung des Hirten von selbst zu singen' anfängt und die Mordtat verrät.

Dem Naturmenschen ist auch der Tod etwas so Selbstverständliches und Unabänderliches, daß er die übermäßige und unaufhörliche Klage als etwas Ungehöriges empfindet. Daher entstand der Glaube, daß solche Tränen des Verstorbenen Ruhe stören. So klagt Protesilaos bei Lukian (Dial. mort. 23, 1) dem Pluto: 'Die Liebe meiner Gattin macht mir nicht geringe Pein' und ein verstorbener Knabe (De luctu 16) erscheint dem Vater und klagt: 'Was jammerst du, unseliger Mann, und läßt mir keine Ruhe?' Ebenso ruft bei Propertius (IV 11, 1) die Gattin dem trauernden Witwer zu: '*Desine, Paule, meum lacrimis urgere sepulcrum!*' Und Tibull bittet (I 1, 67) seine geliebte Delia, falls er gestorben sei: '*tum manes ne laede meos!*' Im 'Totenhemdchen' (Nr. 109) ist dieser schöne Glaube zu innigstem Ausdruck gebracht.

In primitiven Zeiten sind die Grenzen zwischen Wunder und Zauberei sehr schmal; die menschliche Phantasie verwebt Wirklichkeit, Traum und Einbildung ineinander; der Glaube an stärkere dämonische Wesen wirkt mit, und so entstanden die Sagen von besonders zauberkräftigen Personen, Zeiten, Orten und Gegenständen. Hier natürlich findet das Märchen den fruchtbarsten Boden, und trotz allem Rationalismus, der bei der Erhaltung der hellenistisch-römischen Literatur mitspielte, sind uns aus der Antike einzelne Märchenreste überliefert, die im deutschen Märchen Gegenstücke finden.

In einer nichterhaltenen Komödie des Krates, den *Θηρία*, war folgendes Motiv verarbeitet: In einem Zwiegespräch wünschen sich zwei einander überbietend ein Tischlein, das sich von selber deckt, Fische, die sich selber braten, Bäder, die von selber sich erhitzen, Gegenstände, die, gerufen, von selber kommen. Dies Wunschmotiv bringt das 'Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack' (Nr. 36) in ein humoristisches Gewand. Das 'Märchen vom

Schlauraffenland' (Nr. 158) geht in ein hohes Alter hinauf. Vor allem in jene Phantasien, die von einem goldenen Zeitalter träumen, wie sie Hesiod (Erg. 109) und Ovid (Met. I 89) schildern. Als ein irdisches Paradies, wo goldener Überfluß herrscht, führt uns Herodot (III 17) das ferne Äthiopien vor, wohin bekanntlich auch Homer die seligen Götter verreisen läßt. Seit Alexander d. Gr. das Fabelland Indien betreten hatte, können Ktesias u. a. die Herrlichkeiten jenes Wunderreiches nicht phantastisch genug ausmalen. Solche schwärmerische Auslassungen früherer Zeiten ließ sich die parodierende Komödie nicht entschlüpfen. Wie Aristophanes die politischen Phantasten seinerzeit nach Wolkenkuckucksheim führt, so fließen in den 'Amphiktyonen' des Telekleides (CAF. I 209 K.) Gießbäche von Wein, die Fische braten sich von selber und tragen sich selbst auf die Tafel, gebratene Vögel und feinstes Backwerk fliegen jedem Gast in den offenen Mund. In den 'Bergleuten' des Pherekrates (ebd. I 174) führen die Suppenströme gleich die Löffel mit sich, über dem Haupt des Speisenden hängt abfallreifes Obst herab, und alles, was einem mundet, sei es Speise oder Trunk, verdoppelt sich ohne weiteres. In den 'Sirenen' des Nikophon (ebd. I 777) regnet es Mehl, Brot, Brei in Strömen. Noch mehr versteht es der Spötter Lukian in seiner 'Wahren Geschichte' (II 3, 6) uns den Mund wässerig zu machen durch seine Käseinsel im Milchozean und die Insel der Seligen.

So war der Boden wohlvorbereitet für das mittelalterliche Wunderland 'Cucania' und 'Kurrelmurre', das später in das 'Schlauraffenland' ausmündet, wie es uns seit Hans Sachs geläufig ist.

Als die Brüder Grimm ihre Märchensammlung vollendet hatten, hatten sie nicht Kinder ausschließlich als Leser im Auge. Jakob sprach es deutlich aus: 'Ich hätte nicht mit Lust daran gearbeitet, wenn ich nicht Glaubens wäre, daß es den ernstesten und ältesten Leuten so gut wie mir für Poesie, Mythologie und Geschichte wichtig werden und erscheinen könnte.' Infolgedessen waren die beiden Brüder nicht bloß auf mündliche Erzählungen bedacht; sie suchten das Volksmärchen auch in den Schwank- und Anekdotensammlungen des XVI. Jahrh. wie in mittellateinischen Gedichten und Geschichten. Und gerade hier lebt ganz besonders antikes Motivgut in ununterbrochener Tradition fort, das in jüngere Erzählungen verwoben wird. Denn das ist ja das Wesen des Märchens: der einfache Kern ist sozusagen international; einzelne Zeiten, einzelne Völker umkleiden ihn mit dem Rankenwerk, das ihnen zusagt, stutzen einzelne Motive um, christianisieren Heidnisches, drücken Auswärtigem den Stempel des eigenen Volkstums auf, modernisieren Altes, naturalisieren Fremdes.

Sache der Märchenforschung ist es, das Gewebe aufzutrennen, Einzelmotive herauszuschälen, diese bis zu den ältesten erreichbaren Ursprüngen zurückzuverfolgen. Den klassischen Philologen wird es nicht wundern, wenn er auch hiebei die Zusammenhänge mit der Antike entdeckt. Sie andern zu zeigen, ist seines Amtes, damit den Feinden kultureller Entwicklung immer unwiderleglicher die Erkenntnis eingehämmert wird, daß 'die Kultur der europäischen Menschheit einer Kette gleicht, deren Glieder ineinander greifen'.

SCHOLASTIK UND MITTELHOCHDEUTSCHE LITERATUR[1])

Von Friedrich Neumann

Lassen Sie mich zunächst eine Reihe von Sätzen aussprechen, die philologische Selbstverständlichkeiten fassen. Ich gebe sie, damit wir vom gleichen Stockwerk aus den Forschungsbereich sehen, auf den ich heute Ihre Blicke führen will.

Innerhalb einer Kulturgemeinschaft werden dieselben Dinge nicht durch Jahrhunderte hindurch in gleicher Weise erschaut und gewertet. Jedes irgendwie abgrenzbare Zeitalter spricht seine eigene Sprache.[2]) Wer Menschen versunkener Zeiten verstehen will, muß drum von der Stufe, auf der er sich findet, im Geiste auf die von ihnen ehedem gehaltene Stufe zu treten suchen. Man kann freilich, ohne von dem Boden eigenen Standortes fortzuwandern, Werke der Vergangenheit auf sich wirken lassen. Aber man verharrt sodann im wesentlichen in der eigenen Welt und nimmt aus dem Einst nur das innerlich auf, was eigener Gesinnung eine Lebenskraft zu werden vermag. So stand die Renaissance zur Antike, so die Romantik zum Mittelalter: im Vergangenen leuchtet das eigene Lebensideal auf, paradiesischer Vollkommenheit angenähert. Aber — die Bilder vom Einst, die so entstehen, tragen falsche Farben und zeigen die Gegenstände in unrichtiger Stellung und Beziehung. Um das verklungene Mittelalter, um das es hier geht, wieder tönend zu machen, dazu bedarf es stärkerer Zurüstungen. Nicht durch bloßes Wissen um Tatsachen, die sich einer Zeittafel einordnen, wird das geronnene Blut eingetrockneter Vergangenheit zu warmfließendem Kreislauf gelöst. Was war, öffnet sich nur einem zu innerer Umstellung bereiten Deuten, das bewußt die vormals lebendigen Weltinhalte gleichsam mit den Augen versunkener Menschenart in möglichster Reinheit zu erfassen strebt, — einem Deuten, das ohne Nebenabsicht zu ergreifen sucht, unter welchen Voraussetzungen man in früheren Jahrhunderten sah, hörte, dachte und wertete.

Damit ist nur in roher Weise die innere Haltung festgelegt, die der Philologe zu seinem Forschungsgebiet einnimmt. Der Philologe will eine gelebte

[1]) Am 4. Februar 1922 in der Leipziger Universität als Antrittsvorlesung gesprochen. Einiges von dem, was ich damals gab, wird hier deutlicher gesagt, anderes dagegen späterer Veröffentlichung vorbehalten.

[2]) Freilich stehen nicht einmal die einzelnen Kulturen, geschweige die aus ihnen herausschneidbaren Zeitteile scharf getrennt nebeneinander. In der Geschichte setzt sich dauernd das Junge neben das Alte, und auch das Alte vergeht nicht restlos, sondern lebt in neuen, wenn auch zeitweise verkümmerten Schößlingen fort. Nur dem, der weit genug von dem reichen bunten Farbenmeere der Geschichte Abstand nimmt, grenzen sich Bezirke von deutlich geschiedener Grundfarbe ab, natürlich Bezirke, die wie die Farben des Sonnenspektrums allmählich ineinander übergehen.

Welt aus ihren erstarrten Rückständen zu ihrem ursprünglichen Leben erwecken, er will seelenlos gewordene Lauteinheiten mit dem sie vordem umspielenden Klang, mit der ihnen vordem anhaftenden Bedeutung erneut verbinden, er will Begriffen, die längst ihren Kern gewechselt, ihren alten Gehalt einfüllen. Er übt die Tätigkeit, die wir mit dem unübersetzbaren, weil eine Reihe von Akten treffenden Fachausdruck 'interpretieren' zu umreißen pflegen.

Je weiter der vom Philologen zu behandelnde Abschnitt vom Denken seiner Tage absteht, desto langwieriger wird sein Weg. Ein zeitgenössisches Werk der Wortkunst läßt sich nach Form und Gehalt im allgemeinen ohne starke Widerstände erfassen. Werden doch dem schaffenden Dichter und dem aufnehmenden Hörer durch dieselben Wortkörper annähernd dieselben Wortbedeutungen vermittelt. Frühere Jahrhunderte zwingen dazu, zunächst den allgemeinen Sprachgebrauch ihrer Zeit und damit gleichzeitig die mit ihm verknüpften Anschauungen zurückzuerobern. Erst von dieser Grundlage aus wird es möglich, Fühlung mit der persönlichen Welt der dichtenden Menschen zu gewinnen. Die Sprache des Mittelalters bleibt der Jetztzeit auch dann noch eine Art Fremdsprache, wenn sie in mittelhochdeutscher Ausprägung von einem Deutschen aufgenommen wird. Grade die leicht erringbare Fertigkeit, die äußere Sprachhülle des Ehedem in die heute herrschenden Laute umzusetzen, verleitet ganz besonders dazu, als verstanden zu nehmen, was in Wirklichkeit fremd blieb, und lädt dazu ein, Stimmungen und Wertungen des Jetzt in das Damals mithineinzutragen. Alle religiösen, ethischen, politischen und wirtschaftlichen Begriffe der Jetztzeit müssen sorgfältig darauf geprüft werden, wie weit sie überhaupt noch zur Wiedergabe mittelhochdeutschen Sprachschatzes verwendbar sind.

All das (nochmals sei es gesagt!) sind philologische Selbstverständlichkeiten. Aber die philologische Interpretation zielt auf ein nie ganz erreichbares Ideal. Wer möchte auch leugnen, daß wir oft trotz sachlichsten Bemühens über das Anderssein vergangener Menschenart hinweghobeln, daß wir nur allzuleicht das zeitlich und räumlich Ferne unbewußt an Maßstäben messen, die durchaus an die historisch bedingte Gegenwart gebunden sind! Philologische Hilfmittel mehren heißt ja gar nichts anderes als Wege suchen, die unmittelbarer an das Ziel heranführen, heißt nichts anderes als Stellen freimachen, von denen das Vergangene unverfälschter gesehen werden kann.

Auf diesen allgemeinen Sätzen steht folgende Behauptung: wer erkennen will, was ein Mensch früherer Tage erblickte und erstrebte, wird gut tun, sich zunächst dorthin zu wenden, wo das jener Zeit zugeordnete Weltbild rein theoretisch und übertreibend folgerichtig auf klare Formeln gebracht ist, nämlich an die Darstellungen des Dogmas, der Sittenlehre, der Rechtslehre, der Naturlehre und der dies alles umschließenden Philosophie. Man faßt damit nicht das farbenreiche fließende Leben in all seinen Wirrungen und Abstufungen, aber bei einiger Vorsicht gewinnt man in künstlicher Reinheit die Grundstoffe verschollenen Denkens und Fühlens. Kurz, um die allgemeinen, unpersönlichen Inhalte mittelalterlichen Sprechens und Lebens zu erhalten, muß man den

Umweg über die Scholastik nehmen, wenn ich hier einmal unter Scholastik ganz obenhin all das verstehen darf, was damals von Kathedern erscholl, ja all das, was von mittelalterlicher 'Gelehrsamkeit' umspannt wird. Da nun aber die Scholastik sich über der christlich gewandelten Spätantike aufbaut, wird man von selbst auch auf die Werke zurückgedrängt, in denen gleichsam die Grundmauern der frühmittelalterlichen Welt aufgeschichtet sind. Daß ich da vor allem an den gewaltigen Afrikaner denke, der wie kein anderer, Gedanken gebend und Fragen lösend, grade auf die Frühscholastik unmittelbar und mittelbar wirkte, brauche ich eigentlich nicht zu sagen. Und neben Augustin nenne ich hier nur Gregors des Großen Schriften, eine der ältesten Zurüstungen augustinischer Tiefen für Religiöse flacherer Empfindung, nenne ich ferner Isidor von Sevilla, der wirklich ein Hauptlehrer des Mittelalters wurde. All dies ist lateinisch geschrieben, und Latein ist nicht Deutsch. Über die Gefahr, die in der Nutzung der Scholastik liegt, wird deshalb später noch ein andeutendes Wort zu sagen sein. Hier sei vorerst nur als Vorteil herausgehoben, daß grade das Hindurchgehen durch die mittellateinische, also sich fremd gebende Welt davor bewahren kann, das Alte neuzeitlich zu verfälschen. Ich möchte deshalb den bewußt übertreibenden Satz hierher stellen: man kommt besser in den hinter der mittelhochdeutschen Dichtung stehenden geistigen Raum hinein, wenn man durch die Bezirke spätantiker und mittelalterlicher Theorien wandert, als wenn man vom Jetzt aus sich zurücktastet.

Hier ist der Ort, um wenige, also nicht ausreichende Worte zu sagen, wie bisher die deutsche Philologie sich zu diesem Interpretationsverfahren gestellt hat. In welchem Umfang und mit welchem Erfolg auf neben uns liegenden Gebieten in dieser Weise gearbeitet wird (wobei ich vor allem an die romanische Philologie und den im engeren Sinne als 'Geschichte' bezeichneten Teil der Geisteswissenschaften denke), daran kann ich hier nicht einmal von weitem rühren. — Daß man vom deutschen Wortlaut zu lateinischen Vorbildern hinübersehen müsse, hat man beim Lesen der dazu zwingenden geistlichen Literatur stets beachtet. Aber das, was wir hier für notwendig erklären, ist dort im ganzen nicht gegeben. Gleichlaufende Wendungen werden beigebracht, zum Teil in dem Bestreben die Quellen althochdeutsch geformter Gedanken aufzugraben. Die eigentliche Interpretation bleibt meist dem Leser überlassen. Auch die kommentierten Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter kommen an das hier Erstrebte nicht nahe genug heran. Ein starker Versuch, mittelhochdeutsche Dichter vor einen mittelalterlichen Hintergrund zu stellen, ging von Anton Schönbach aus. An erster Stelle stehen da seine 1894 erschienenen, von vielmaschiger Gelehrsamkeit durchspannten Untersuchungen über Hartmann von Aue. Gewiß, es kommt ihm gar sehr auf das rein Stoffliche an. Er will vor allem erweisen, wie es um Hartmanns theologische, gelehrte, rechtliche Bildung stand. Das mittelalterliche Gesichtsfeld wird noch nicht bewußt genug herausgehoben. Aber es war ein schöner Anfang, der die Überzeugung stärken wollte, daß der mittelalterliche 'Literarhistoriker' 'nicht einer genaueren Kenntnis des kirchlichen Schrifttums entraten' könne. Wie weit man greifen muß, wenn man

ein mittelalterliches Werk in dem zu ihm gehörenden geistigen Raum sehen will, das hat uns sodann Konrad Burdach immer wieder vorgerückt.[1]) Neben ihm will ich hier nur Gustav Ehrismann nennen, der Wolframs Ethik und darüber hinaus die ritterliche Tugendlehre aus mittelhochdeutscher Dichtung hier und antikes Gerüst hüllender Ethik der Scholastik dort aufzuzimmern suchte.[2]) Entscheidend an seinen Arbeiten ist, daß er danach trachtet, durch seine Interpretation den mittelalterlichen Eigengehalt der höfischen Ethik zu gewinnen, daß es ihm nicht bloß auf das Woher der Wertungen, sondern auch auf ihr Was ankommt.

Denn das sei stark betont: wer Werke mittelalterlicher Theoretiker, sagen wir also wieder kurz der Scholastiker, neben mittelhochdeutsche Dichter legt, der darf dies nur selten oder fast nie tun, um die unmittelbaren Vorbilder mittelhochdeutscher Satzinhalte zu finden. Läßt er sich von dieser Neigung tragen, so umlauert ihn sofort die Gefahr, daß er Formeln der Schulstube in Sätze preßt, die aus lebendigem Denken stammen. Die blasse Theorie soll uns nur erleichtern, echt mittelalterliche Sehfelder, echt mittelalterliche Werttafeln, echt mittelalterliche Ausdrucksmittel zu gewinnen. Wir wollen auf diese nur dem Scheine nach umständliche Weise festlegen, was die mittelhochdeutschen Dichter glauben und wissen, was sie ablehnen konnten, wie sie sich zu den Ideen und Mächten ihrer Zeit vom mittelalterlichen Boden aus stellten. Wir wollen einen Raum schaffen, der möglichst wenig von neuzeitlichen Kulissen verdeckt und überschattet ist.

Nichts bringt uns schneller der allgemeinen geistigen Einstellung der mittelhochdeutschen Dichter und den ihr entsprechenden gegenständlichen Bereichen nahe als die philologisch interpretierende Durchdringung der Werke, die Weltauffassung in geballter Form geben, die zu Lebenskunst und Lebenswertung anleiten wollen. Ich denke da vor allem an den 'Welschen Gast' des Tomasinus de Cerclara (1215/16), diesen Berater des *miles christianus*, an die unter den Namen Freidanks gestellte Spruchsammlung, die den Titel 'Bescheidenheit' führt[3]), und an den 'Renner' des Teuerstädter Schulleiters Hugo von Trimberg (um 1300). Grade die Freidanksprüche müssen uns besonders wichtig werden, weil sie das Leben nach so vielen Seiten umspannen, weil sie jenseits

---

[1]) Ich denke da vor allem an seine Forschungen, die unter der Überschrift 'Vom Mittelalter zur Reformation' stehen; außerdem an sein Buch über Walther von der Vogelweide I, Leipzig 1900.

[2]) Zeitschr. für deutsches Altert. XLIX (1908) S. 405—465; LVI (1919) S. 137—216. Vgl. auch seine Studien über Rudolf von Ems, Sitzungsber. der Heidelberger Akad. der Wissensch., Jahrg. 1919, 8 Abh. und den Aufsatz: Hugo von Trimbergs Renner und das mittelalterliche Wissenschaftssystem, Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte (= Festschrift für Wilhelm Braune), Dortmund 1920, S. 211 ff.

[3]) Auf die Frage der Anordnung und Einheitlichkeit der Sammlung kann und brauche ich hier nicht einzugehen. Die Sprüche gehören in das erste Drittel des XII. Jahrh. Nichts weist in ihnen unter das Jahr 1230; für einige Sätze (bei denen ich nicht an die Gruppe denke, die sich auf 'Akers' bezieht) wird sich wahrscheinlich machen lassen, daß sie nach 1215 entstanden.

enger Standesmoral stehen, weil sie ein Stück Durchschnittsreligion, Durchschnittsmoral, Durchschnittswissen ausbreiten. Um eine deutliche Vorstellung der hier gemeinten Interpretationsweise zu geben, schreite ich deshalb dazu, einige ausgewählte Freidankworte zu betrachten.[1]) Zuvor werfe ich eine Bemerkung ein. Ich kann nicht an dieser Stelle die mittelhochdeutschen Sätze in Scholastikerbelege hüllen.[2]) Gar oft werde ich jedoch neben mittelhochdeutsche Formeln gleichlaufende mittellateinische Wendungen rücken, um auf den richtigen Bedeutungsgehalt hinzulenken. Das mag stilistisch nicht erfreulich sein, erspart aber lästige Umschreibungen. Denn gar manches mittelhochdeutsche Wort kann man neuhochdeutsch nur umschreiben. Läßt sich doch für viele Fälle sagen, daß etwa ein altfranzösischer Satz sich leichter in einen mittelhochdeutschen, ein neufranzösischer sich leichter in einen neuhochdeutschen umgießen läßt, als ein mittelhochdeutscher Satz in einen neuhochdeutschen.

Ich beginne mit einem wohl allgemein anerkannten Satze. Das gesamte Leben des Mittelalters wird in allen seinen Entfaltungen von der Religion als stärkster Lebensmacht durchdrungen, ist irgendwie mittelbar oder unmittelbar auf Gott bezogen — auch wenn dies Leben von Menschen gelebt wird, die nicht zu echter Religiosität veranlagt sind. Wie die Philosophie der Neuzeit von der Naturwissenschaft ihre wichtigsten Fragestellungen erhielt, so damals von der Theologie. Wie der heutige Mensch von wirtschaftlichen Zielen angezogen wird, so sorgt sich der mittelalterliche Mensch um die Zukunft seiner Seele. Das Wort 'Mensch' meint dabei nicht 'diesen' oder 'jenen', sondern den die Zeit geistig beherrschenden Typus, auf den es allein ankommt. Wo ich im folgenden von mittelalterlicher Gesinnung rede, ist daher das Wort 'mittelalterlich' stets in Anführungszeichen zu setzen. Wir wissen, wie viel sinnliche Roheit sich damals austobte, wie stark in den Körpern das Blut wallte. Wir wissen, wieviel Gleichförmiges das Alltagsleben der Oberflächlichen zu allen Zeiten bietet. Wir wissen, daß Kleriker, höfische Ritter und Vaganten wahrlich nicht das ganze Mittelalter bedeuten. Gleichwohl hat es einen guten Sinn, eine Zeit nach ihren Idealen zu beurteilen, ohne sich allzusehr durch die Frage lähmen zu lassen, wie es um die Erfüllung dieser Ideale steht. Die Worte Augustins, daß *nulla est hominis sapientia nisi pietas qua recte colitur vere deus* (De civ. dei XIV 28), daß höchste Menschenweisheit gleichbedeutend mit Gott dienender Frömmigkeit sei, sie können trotz der an Unausgeglichenheiten reichen Wirklichkeit als Vorspruch der Zeit gelten. Wie nun Augustin seine Erklärung des Symbols (Enchiridion ad Laurentium 2) mit demselben Bekenntnis einleitet, so rückt auch Freidank in gleicher und bezeichnender Weise richtunggebend vor alle seine Verse den Satz, daß *gote dienen âne wanc* (die *pietas*) der Anfang (das *principium*) *aller wîsheit* sei (1, 5, 6). Daher hat denn auch Freidank bei

[1]) Natürlich liegt es mir hier fern, über die Spruchsammlung als Ganzes irgendein Urteil abzugeben.

[2]) Ich hoffe in nicht allzu ferner Zeit längst begonnene Freidankstudien vorlegen zu können. — Die im folgenden angezogenen Freidankstellen werden gemäß herrschendem Gebrauch nach W. Grimms Ausgabe gekennzeichnet.

diesem für ihn innigen und selbstverständlichen Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit, von Theologie und Ethik nicht bloß praktische Weltweisheit, sondern auch durch das Dogma vermitteltes und gewertetes Wissen von Gott und der Welt in Verse gebracht. Die in der Kirchenlehre gegebene Auffassung von Gott als der Quelle alles Seins, von der Schöpfung, der Menschheitsentwicklung und den letzten Dingen bildet für ihn, den Laien, den stets mitgesehenen Hintergrund des Lebens.

Das bedeutet aber nicht, daß Freidank auch ausgeprägten Sinn für theoretische Fragen habe. Er schätzt sogar die Fähigkeit des menschlichen Verstandes nur sehr gering ein. Gott, der Schöpfer aller Dinge, läßt niemanden *gar wizzen* (restlos ergreifen, *certa ratione percipere*), *waz krefte* (*virtutes*) *in sînen dingen sî; da ist meisteil allez wænen bî* (4, 9—11). Der menschliche Verstand vermag nicht das Innere des Seins bloßzulegen; er gewinnt keine volle *scientia*, sondern im letzten Grunde nur *opinatio*. Die Schöpferkraft Gottes ist das Wunder aller Wunder (8, 8—9, 2). Den, der diese *êrste kraft* versteht, der Gott als die *causa efficiens* begreift, dünkt nicht ein *wunder gar*, was sonst unerklärbar erscheint. Die jungfräuliche Geburt, die Auferstehung Christi, der Gang der Himmelskörper, die Entstehung des Donners, die Umwandlung der Welt am Jüngsten Tage, all diese Vorgänge, die mittelalterliche Gelehrsamkeit umspielte, verlieren damit für ihn an Unbegreiflichkeit. Das Dunkel, das über den Dingen liegt, hat für ihn nichts Beunruhigendes mehr, nachdem alles Geschehen auf Gott als letzte treibende Ursache zurückgeführt ist. Freidank zeigt uns einmal hüllenlos, wie er zu einer verbreiteten Auffassung des Weltalls steht (11, 3—14). Er stellt die Frage: *wâ ûfe lige des meres grunt oder diu erde, wem ist daz kunt?* Mit einem keine Anteilnahme verratenden *si jehent* (sie, nämlich die von Gelehrsamkeit Beeindruckten, sagen) führt er die Lehre von den drei Himmeln ein, die die ruhende Erde umkreisen. Freidank bleibt kühl: *swer mich des bescheiden wil nâch wâne, deist ein kindes spil.* Auch hier findet er Wahnwissen. Nur eine Antwort gibt es auf seine Frage: *in gotes hende ez allez stât, der alliu dinc geschaffen hât.* Ganz entsprechend hat schon Isidor Erwägungen, die die Naturlehre über Gestalt und Gang der Himmelskörper anstellte, als Beispiele der *opinatio* genannt, ohne freilich die Lehre von den drei Himmeln vorzubringen (Etym. II 24, 2). Das XII. Jahrh. sah bereits eine Reihe Gelehrte, die aus starker Neigung eine von reicheren Quellen gespeiste Naturlehre schufen[1]); blieb auch alle ihre 'Wissenschaft' auf Gott bezogen, sie gaben doch der Natur größere Selbständigkeit. Freidank hat nicht einmal an der Stimmung dieser Kreise teil. Selbst die rohen Schulkenntnisse der Zeit, wie sie uns etwa des Honorius Augustodunensis 'Imago mundi' und der deutsche Lucidarius vermitteln, schiebt er als unwesentlich beiseite. In einem Teile der Sprüche haben wir vielmehr den gleichsam 'volkstümlichen' und in weltliche Sprache umgesetzten Niederschlag der 'streng' theologischen Geistesrichtung,

[1]) Ich denke an die Physiker Adelard von Bath und Wilhelm von Conches, sowie an die platonisch beeinflußten Naturphilosophen der Schule von Chartres.

die sich von einem tiefgehenden Gebrauch der dialektischen Methode fernhielt und vor allem auf religiöses Leben und auf ethische Fragen gerichtet war.[1]) Freidank vermag sich als 'mittelalterlicher' Mensch gar nicht rein auf Tatsachen der Erfahrung einzustellen. Er überspringt vielmehr schnell alles Wissen, das ihm entgegentritt, und ruht ohne Bedürfnis nach weiterer Erklärung in dem Glauben an die unergründliche Kraft, die hinter aller Welt schaffend webt. Sein ganzes Denken und Sinnen kreist nur um Gott und den Menschen. Die Schlußgebete der Sammlung leitet der Satz ein: *got hêrre, gip mir, daz ich dich müeze erkennen unde mich* (180, 8. 9). Diese Verse haben für den Inhalt der Sammlung zielgebende Bedeutung.[2]) Bei Augustin stehen die berühmten Worte: *Deum et animam scire cupio. nihilne plus? nihil omnino* (Soliloqu. I 2). Auch in unseren Sprüchen geht es vor allem um Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis. Beide hängen aber für den 'mittelalterlichen' Menschen unlösbar zusammen, bedingen sich für ihn gegenseitig.

Unter die Dinge, die sich auf *argen wân* (*superstitio*, Aberglaube) gründen, rechnet Freidank die Astrologie. Mit leisem Spott lehnt er die Versuche ab, Ereignisse aus den Sternen vorherzubestimmen (19, 1—6; vgl. auch 108, 3—6). Die Astrologie, ein antikes Erbe, war im Mittelalter eine lebendige Macht. Durch das Aufblühen einer mittelalterlichen 'Naturwissenschaft' und das Eindringen der arabisch-jüdischen Philosophie mußte ihre Bedeutung steigen. Selbst Albertus Magnus bejahte trotz der religiösen Forderung des freien Willens in bestimmten Grenzen ihre Ergebnisse.[3]) Weil die Astrologie die Willensfreiheit einzuengen schien, war sie immer von der Theologie als Aberglaube bekämpft worden.[4]) Sie wuchs trotz des kirchlichen Weltbildes. Augustin verneinte die Astrologie in der ihm eigenen erregten Rhetorik (De civ. dei V 1—7). Gregor und Isidor mußten da folgen. Soweit der Atem Augustins reicht, kommt sie nicht recht auf.[5]) Der ausgleichende Thomas von Aquino schränkte später als Aristoteliker den Einfluß der Sterne auf das Körperliche und Sinnliche ein, entzog aber die Seele in ihren Verstandes- und Willenskräften jeder unmittelbaren Einwirkung der Naturerscheinungen. Freidank konnte um so leichter mit den strengen Theologen gehen, da er auch der Astronomie nur bedingt zustimmte. Beide, Astrologie und Astronomie, waren ihm *wân*, wenn auch in verschiedener Weise: die Astronomie nur *opinatio*, die Astrologie dagegen *superstitio*.[6]) — Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit auf eins hinweisen. Wir wissen, wie stark von der mittelalterlichen Menge die christliche Religion ins Primitive umgebogen wurde, wie stark die damalige Religiosität, als Massen-

[1]) Nähere Begründung werden meine Freidankstudien bringen.

[2]) Auch betont von G. Ehrismann, Festschr. f. Braune S. 220.

[3]) Vgl. etwa Hermann Lauer, Die Moraltheologie Alberts des Großen, Freiburg 1911, S. 252.

[4]) Vgl. K. Werner, Die Kosmologie und Naturlehre des scholastischen Mittelalters, Wiener Sitzungsber., phil.-hist. Kl. (1873) LXXV 334 ff.

[5]) Vgl. H. Ostler, Die Psychologie des Hugo von St. Viktor, Beitr. zur Gesch. d. Philos. des Mittelalters VI 1 (1906) S. 163 Anm. 5.

[6]) Isidor (Etym III 27) scheidet *astrologia naturalis* (Astronomie) und *astrologia superstitiosa* (Astrologie).

erscheinung betrachtet, im äußerlich Rituellen aufging, wie sehr man das, was wir heute Aberglauben nennen, kirchlich weihte, wie sehr Wunder- und Zauberkausalität unwirkliche Zusammenhänge aufbaute. All das ist, soviel ich erkenne, in der geistigen Luft der mittelhochdeutschen Dichtung nicht lebensfähig. Man müßte es im Zusammenhang untersuchen. Die Phantastik der epischen Dichtungen liegt natürlich auf anderem Felde.

Es wäre reizvoll, den Grundriß der Ethik aufzuzeigen, der in den Freidanksprüchen verborgen liegt. In dieser Stunde ist es nicht möglich. Sie geben Durchschnittsethik des Mittelalters. Alles sittliche Handeln ist verankert in der Gesinnung, der Selbsterkenntnis. Es wird jedoch nicht lediglich nach einem einfachen Sittengesetz geregelt, es wird vielmehr bestimmt von den christlich geweiteten antiken Tugenden, vor allem bestimmt durch den die Jahrhunderte durchlaufenden Lasterkatalog. An der Spitze der Laster steht auch für Freidank die *hôchvart* (die *superbia*), *der helle künigîn*, die als *causa et principium omnium malorum* (Augustin) den Engelsturz wirkte und Adam aus dem Paradiese brachte (28, 15ff). Dabei ist wohl zu beachten, daß in dem neuzeitlichen, viel zu engen und verharmlosten Begriffe des 'Hochmutes' nicht mehr all das schwingt, was in die mittelhochdeutsche *hôchvart* eingespannt ist. Wo das 'Mittelalter' strengsten Maßstab anlegt, läßt sich der Unterschied von 'Gut' und 'Böse' nahezu dem von nicht-*hôchvertic* und *hôchvertic* gleichsetzen. Denn *hôchvertic* ist im höchsten Sinne der, dessen Ich sich so vergrößert hat, daß er Gott nicht mehr sieht; die *hôchvart* ist die Sünde der Gottesferne.[1]) Seit der Väterzeit wird dies unablässig durch Zusammenstückung vieler Belege wiederholt. Etwa zwanzig Sprüche werden im Freidank auf die *hôchvart* verwandt. Für ihn gilt als Grundsatz: *swer âne got sich wil begân, der mac niht stæter êren hân* (1, 17. 18); nur wo Gott als *summum bonum* genommen ist, gibt es echte Sittlichkeit, echte Würde. So war denn auch für Augustin die in sich ruhende Tugend der Stoa nur bedingte Tugend. Alles renaissancemäßige Aufrecken ist dem 'mittelalterlichen' Menschen *hôchvart*.

Müssen wir hier auch die eigentliche Ethik bei Seite lassen, so sei doch ein Spruch herausgehoben, der als Überschrift vor unserer aus so Verschiedenwertigem zusammengesetzten Sammlung steht. Dieser vielleicht bekannteste Freidanksatz gehört zu denen, die vom heutigen Sprachgebrauch aus fast unverständlich sind: *ich bin genant Bescheidenheit diu aller tugende krône treit. mich hât berihtet Frîgedanc*[2]); *ein teil von sinnen die sint kranc.* Freidank schließt hier annähernd das, was der wortreiche Thomasin von Zirclaria über die *bescheidenheit* zu sagen weiß, in einen schlichten Vierzeiler zusammen. Thomasin stellt einmal dem Teufel, unserer *gelust* (der *concupiscentia*, der *cupiditas*, der *sensualitas*) und dem Spott der 'Welt' die *bescheidenheit* als das schützende Seelenvermögen gegenüber, das seelische Wirrnis zu dämpfen vermag (V. 7542ff.). In einem ganzen Buche seiner unpoetischen Verse (V. 8471ff.) werden sodann

[1]) Bei Augustin heißt es: *hoc* (*delictum*) *est ultimum redeuntibus ad Deum, quod recedentibus primum fuit* (Enarr. 1 in psalm. XVIII 14). Man hat es ihm oft nachgesprochen.

[2]) Mit Eduard Sievers nehme ich diese in mehreren Handschriften überlieferte Form auf

von ihm *sin unde bescheidenheit* als die eigentlichen Seelenkräfte herausgearbeitet sie gehn vor *lîbes maht,* sie trennen den Menschen vom Tier, in ihnen gründen *tugende unde vrümkeit,* durch sie hat die Seele, die *küneginne des lîbes,* allen schiefen Lebensdrang, den Gebrauch körperlicher und materieller Werte zu regeln. Zwar verringerte der Sündenfall diese rationale Kraft, doch ist es für uns *grôziu êre,* daß wir von ihr *haben doch ein teil* (V. 8589 ff.). All das heißt: Thomasin gibt *ratio* durch *bescheidenheit* wieder. Der unter dem Gesichtswinkel der Ethik betrachteten *ratio* eignet aber nach mittelalterlicher Formel die Fähigkeit, *bonum et malum discernere,* das Gute und Böse zu 'unterscheiden'. sie betätigt sich als Urteilsvermögen, das im Bereich des Ethischen Entscheidungen trifft[1]), sie betätigt sich, wie man kurz sagen mag, als 'praktische Vernunft', wobei man sich nicht allzustark an neuzeitliche Füllungen dieses Begriffes erinnern soll. Im Hinblick auf diese Seite ihres Wirkens wird sie *discretio* genannt. Ich zeige hier nur auf den für die Ethik des Mittelalters nicht unwichtigen Gregor den Großen hin; für viele Stellen mag der Satz stehn: *perturbatis cogitationibus discretio non succumbit* (Mor. II c. 47).[2]) In Freidanks Wendung *bescheidenheit diu aller tugende krone treit* wird *tugent* nicht durch Seelenkraft, sondern durch 'gute Eigenschaft', nahezu durch 'Tugend' zu übersetzen sein. Denn *ratio,* das oberste Seelenvermögen, und *prudentia,* die oberste Kardinaltugend, werden in der Ethik miteinander vermischt und durch dieselben Bestimmungen gekennzeichnet.[3]) Ich will hinzusetzen, daß für die *temperantia* (die *zuht,* die *mâze*) ähnliche Formeln gegeben werden. Als *prudentia* entscheidet die *ratio* ganz allgemein, was vorzuziehn, was abzulehnen ist, als *temperantia* schränkt sie die in das Maßlose strebenden Regungen der Seele auf das ihnen zukommende Gebiet ein.[4]) Als wesentliche Wirkung bleibt in beiden Fällen, daß die *appetitus,* die *motus animi* der *ratio* folgen, daß die Seele in ihren Bewegungen sich von der *ratio* durchleuchten läßt. Drum herrscht auch im ganzen die Auffassung, daß unter den vier Angeltugenden der jeder Tugend beigemischten

[1]) Als Thomasin im gleichen Zusammenhang nach der Psychologie der Zeit die vier Seelenvermögen *imaginatio, ratio, memoria, intellectus* bringt (V. 8789 ff.), heißt es von der *ratio*: *diu kraft kan bescheiden daz übel vomme guot* (V. 8843); *vrou ratio mit samt imaginatio* soll die fünf Sinne züchtigen, *daz si niht toben nâch gewinne* (V. 9541 ff.).

[2]) Vgl. Joseph Ebner, Die Erkenntnislehre Richards von St. Viktor, Beiträge zur Gesch. d. Philos. d. Mittelalters XIX 4 (1917) S. 32 ff.

[3]) *Bescheidenheit,* die als *discretio* umschriebene *ratio,* entspricht zugleich auch dem *arbitrium* im *liberum arbitrium.* Petrus Lombardus sagt: *et dicitur liberum, quantum ad voluntatem . . . arbitrium vero quantum ad rationem, cujus est facultas vel potentia illa, cujus etiam est discernere inter bonum et malum et aliquando quidam discretionem habens boni et mali, quod malum est, eligit, aliquando vero, quod bonum est* (Sent. II 24, 5). Vgl. dazu J. N. Espenberger, Die Philosophie des Petrus Lomb., Beitr. z. Gesch. d. Philos. III 5 (1901) S. 91 u. 120. — Petrus Cantor schreibt, daß es schwer sei, *prudentia discretio scientia* zu trennen (Verbum abbrev. 116).

[4]) In der 'Moralis philosophia' des Wilhelm von Conches (Migne, Patrol. lat. CLXXI) stehen die Bestimmungen: *prudentia est boni malive discretio cum appetitu boni et detestatione mali* (I 4); *temperantia est dominium rationis in libidinem et in alios motus importunos* (I 36). Vgl. auch die dem Hugo von St. Viktor gegebene Abhandlung 'De fructibus carnis et spiritus' (Migne CLXXVI 2 Sp. 1002—1004).

prudentia die erste Stelle gebührt. Wie sehr aber auch *prudentia* und *temperantia* sich berühren mögen, entscheidend ist, daß durch *bescheidenheit* die in den Kardinaltugenden sich auswirkende *ratio*, die zur Seelenzucht notwendige Fähigkeit des Urteilens, kurz die *discretio* ausgedrückt wird. Natürlich bin ich nicht der Meinung, daß Freidank solche schulmäßigen Erwägungen angestellt habe oder anstellen mußte. Nur so viel wird man sagen dürfen: in der geistigen Umwelt der engen Kreise, die bewußte Lebensgrundsätze haben und verbreiten, spiegeln sich im Mittelalter wie zu allen Zeiten mehr oder minder deutlich die Gliederungen der theoretischen Ethik wider. Dabei ergibt sich für das Mittelalter von selbst, daß die deutschen Worte vielfach einen unbestimmteren Bedeutungsumfang haben als die schärfer umränderten lateinischen Ausdrücke der Scholastik, daß der Bedeutungsgehalt der deutschen Worte oft von wechselnder, der Bedeutungsgehalt der lateinischen Worte meist von gleichbleibender Schwere ist.[1]) — Damit stehen wir vor den beiden letzten Versen des Spruches. Freidank nennt sich als den Verfasser der Sammlung, die gleichsam angewandte *bescheidenheit* ist. Sein Unternehmen begründend, fügt er sodann hinzu: *ein teil von sinnen die sint kranc*; ein Teil der seelischen Kräfte ist schwach, geschwächt. Die menschliche Seele ist *vitiata*, könnte man mit Augustin sagen. Die seelische *infirmitas* ist es, die den Menschen der Weltgier aller Formen ausliefert.[2]) Drum wird die *bescheidenheit*, das rechte sittliche Urteil aufgeboten, das seelisches Gleichgewicht schafft.[3])

[1]) Mir ist nicht entgangen, daß G. Ehrismann — ausgehend von Rudolf von Ems, der im Prolog des Willehalm *zuht* und *bescheidenheit, temperantia (moderatio, disciplina)* und die in ihr steckende *ratio (discretio)* heraushebt — Freidanks *bescheidenheit* als Wiedergabe der *modestia* anspricht; *bescheidenheit* soll das lehren, 'was die mittelalterliche Ethik unter der *modestia* zusammenfaßte'. Dabei beschreibt auch er mit Cicero und der 'Philosophia moralis' des Wilhelm von Conches, deren Bedeutung man vielleicht zu überschätzen beginnt, die *temperantia*, von der die *modestia* (die Lehrerin der *mediocritas*, der *mensura*) nur ein Teil, als die 'Beherrschung der Begierden *(appetitus)* durch die Vernunft *(ratio)*'; Heidelberger Sitzungsber. 1919 Abh. 8 S. 43 (vgl. auch Zeitschr. f. d. Altert. LVI 151 Anm. 1 u. 178 Anm. 2). Hier seien nur zwei Sätze gesagt. Man sollte lieber den Oberbegriff der *temperantia* statt der *modestia* hervorholen; denn nur als *temperantia* tritt diese Tugend in der mittelalterlichen Ethik mit Auszeichnung hervor. Vor allem aber bleibt, daß *bescheidenheit* stets auf das *discernere* geht, den rationalen Strang, der in einer Tugend läuft, bezeichnen soll. G. Ehrismanns Erläuterung wird dem mittelhochdeutschen Sinn des Wortes *bescheidenheit* nicht gerecht.

[2]) Vgl. etwa Augustin, Enchirid. 81, wo *ignorantia* und *infirmitas* als Ursachen der Sünde genannt werden. Zur Erhellung des Sinnes möge auch folgende Stelle dienen: *natura igitur humana bene condita, sed ad infirmitatem vitio propriae voluntatis lapsa, in calamitatem cecidit . . . unde sancti viri in omne, quod agunt, studiosissima intentione discernunt, ne quid plus ab eis naturae suae infirmitas, quam debetur, exigat* Gregor I, Moral. XX 14. In desselben Gregor Briefen (VII Ep. V, Ad Cyriacum episcopum) lese ich gar: *scimus, quia prima virtus est cognitio infirmitatis* (!). Ich weiß nicht, ob diese Stelle im Mittelalter angeführt wurde. Es ist auch gleichgültig. Jeder konnte damals aus herrschender Lebensauffassung heraus einen Satz gleichen Sinnes formen. Vgl. auch Hugo von St. Viktor, De sacramentis christianae fidei II T. XIII Kap. 1.

[3]) Mit anderen Erklärungen der Stelle kann ich mich jetzt nicht auseinandersetzen; ich muß aber erwähnen, daß ich mit Sandvoß (Freidank, Berlin 1877, S. 150) zusammen-

Bedenkt man nunmehr, daß für Freidank weltliche Sittlichkeit nur volle Sittlichkeit ist, wenn sie auf Gott bezogen bleibt, so erfaßt man die eigentümliche Spannung, in der das Leben des 'mittelalterlichen' Menschen gehalten wird. Man erkennt zugleich, daß diese Spannung um so größer werden muß, je mehr man sich dem Irdischen öffnet. So rührt denn auch Freidank an das Urproblem 'mittelalterlicher' Lebensführung, — wenn Sie wollen, an das Faustproblem des Mittelalters. Es lautet etwa: wie kann der tätige Mensch, der im Weltleben um die *bona fortunae*, die irdischen Güter ringt, nicht bloß die Grundsätze der Moral durchführen, sondern sich auch darüber hinaus in Gottesnähe halten? Die mönchischen Naturen, die *religiosi* im engeren Sinne, fanden ihre Lösung, indem sie sich, zum mindesten der Idee nach, der *vrou werlt* versagten. Aber für die anderen, zumal für die höfischen Menschen, die sich eine sinnliche Kultur gaben, für diese alle, mochten sie nun Laien oder Kleriker sein, wurde es zur stets sich erneuernden Frage, wie man sinnenfroh und tatenstark in die Welt hineinwirken und doch die Seele vor Schaden bewahren könne. Walther von der Vogelweide hat einmal, schmerzvoll hinblickend auf die mit der *iniustitia* geladene Unruhe seiner Zeit, daran gezweifelt, daß *guot* (das *utile*), *werltlich ère* (das *honestum*) und *gotes hulde* (die *pietas*) in einen Schrein sich bringen lassen (8, 4 ff. Lachm.).[1] Freidank stellt schlicht das Vollkommenheitsideal auf: *swer got und die werlt kan behalten, derst ein sælic man* (31, 18. 19) und bringt die Forderung: *ein man sol lop* (einige Handschriften *guot*) *und êre bejagen und doch got in sînem herzen tragen* (93, 22. 23). Rudolf von Ems hat, gerichtet auf diese Sprüche, in seinem *Alexander* den feinen Satz geprägt: *die welt erkennen, minnen got, des lîbes und der sêle heil, weltlîcher êren teil in dirre welte kurzen tagen lêrte künstlîche bejagen der sinnerîche Vrîgedank* (V. 3229 ff.).[2] Wie es möglich ist, die Seele dem *summum bonum* und der 'Welt' offen zu halten, dem gilt in der Tat neben Regeln der Lebensklugheit und Bekundungen über Glauben und Wissen die Spruchsammlung Freidanks.

Von diesem 'Freidankideal' laufen Fäden nach vielen Seiten des mittelalterlichen Lebens. Von hier aus kann verfolgt werden, wie verschieden von verschiedenen Menschentypen, den Tiefen und den Oberflächlichen, den Weltfernen und den Weltseligen, die Glieder dieses Ideals (*got, êre, guot*) betont werden. Von hier aus kann gezeigt werden, wie bei den Weltfreudigsten die Weltfreude im letzten Sinne nur bedingte Weltfreude sein darf, was gelegentlich wohl das Urteil des allzu neuzeitlichen Lesers verwirrt.[3] Von hier aus öffnet sich einer der möglichen Zugänge zur mittelalterlichen Persönlichkeitsauffassung; denn

gehe. — In meinen Freidankstudien werden zu diesem ganzen Abschnitt bestimmtere Nachweise herbeigeführt werden.

[1]) Gustav Ehrismann hat diesen Waltherspruch fein interpretiert, Zeitschr. f. d. Altert. LVI 141 u. 152 ff.; er hat uns über Wolframs' Stellung belehrt in derselben Zeitschr. XLIX 451 ff.; vgl. LVI 175 Anm. 1.

[2]) Vgl. G. Ehrismann, Sitzungsber. der Heidelberger Ak. 1919 Abh. 8 S. 110.

[3]) Dabei bleibt bestehen, daß das 'höfische' Zeitalter unbedingt zu den fröhlichen Zeitaltern der abendländischen Geschichte gehört!

eine Persönlichkeit, die sich bewußt lediglich auf eigne Ausweitung einstellt und sich der Welt als Maß setzt, darf es ja gar nicht geben. Von hier aus ist endlich zu greifen, daß das Mittelalter ohne Bruchstelle in die Renaissance überzugehen vermag, wenngleich die historische Tatsache der Renaissance keineswegs aus ihm allein zu erklären ist: die religiösen Bindungen werden schwächer, das Ich wird größer und kann sich ungehemmter an die Fülle der 'Welt' hingeben. — Wir wollen übrigens nicht vergessen, daß es im Alltagsleben des Mittelalters meist nur zu einem künstlichen Ausgleich zwischen den Teilforderungen dieses Ideals gekommen ist. Wir wollen andererseits nicht minder beachten, daß sogar die in dem 'Freidankideal' liegende Weltbejahung letztlich in der religiösen Theorie verankert ist. Die 'Welt' wird vom Freidanktypus allerdings stärker betont denn von den Scholastikern, die im wesentlichen mit den Augen der mönchischen *religiosi* sehen. Dennoch war diesem Ideal, 'Sinnenglück' und religiös gefärbten 'Seelenfrieden' in rechter Weise gegeneinander abzuwägen, längst dadurch vorgearbeitet, daß auch die maßgebende theologische und das heißt zugleich philosophische Lehre nie den Wert des 'Irdischen' gleich Null setzte. Und wenn wir uns vom Mittelalter auf die Antike hin durchtasteten, um die historische Urzelle dieses Ideals aufzusuchen, so würden wir mindestens bis zu der für unsere Kultur folgenschweren Stelle zurückgetrieben, an der nicht bloß der Dualismus der Manichäer, sondern auch neuplatonische Durchstreichung des Irdischen abgelehnt, an der bei aller Drückung des Natürlichen doch das Natürliche, soweit es Natur ist, als gottgeschaffen, d. h. als gut erklärt wird, kurz, wir würden mindestens bis zu Augustin zurückgetrieben.

Lassen Sie mich nunmehr einige Sätze herausgreifen, die Freidanks Bewertung des wirtschaftlichen Lebens kurz beleuchten sollen. Schön bestimmt er einmal die Armut nahezu als Gesinnungstypus, dem gegenüber der wirtschaftliche Unterschied von Reichtum und Armut nebensächlich ist: *armiu hôchvart ist ein spot, rîche diemuot minnet got* (29, 6. 7). Das ist natürlich keine Eigenweisheit Freidanks, Sinngleiches steht vielmehr schon bei Augustin.[1]) Das soll nicht heißen, daß dieser Satz nur gemäß der Tradition hingeredet ist. Es gehört vielmehr zur Freidankgesinnung, den Wirkungsfeldern, die dem Menschen durch Stellung und Beruf gegeben sind, schrankenlose Ausdehnung durch feste, von der Ethik festgelegte Grenzwälle zu versagen. Dafür bringe ich noch schnell mehrere Belege. Eine Fülle von Worten gehen von der Antike her durch die Jahrhunderte, die die *avaritia* (matt übersetzen wir es mit 'Geiz') als Kernlaster verurteilen. Freidank spannt die *girheit* mit der *hôchvart* und dem *nît* zusammen und bestimmt sie als die Laster, an denen Adams *reiner sâme* verdarb (28, 19—22), d. h. sie bezeichnen ihm das Gott verlierende Hinwenden zu den

---

[1]) Sermo 36, 7: *si enim vix toleratur dives superbus, pauperem superbum quis ferat? meliores sunt ergo illi qui se humiliant, cum sint divites*; vgl. J. Mausbach, Die Ethik d. hl. Augustin, Freiburg 1909, I 289. Andere verwandte Sätze findet man bei O. Schilling, Reichtum und Eigentum i. d. altkirchl. Literatur, Freiburg 1908, der Augustins wirtschaftliche Ansichten S. 165 ff. behandelt.

Dingen.[1]) Da wird die Frage auftauchen, wie sich überhaupt Freidank zur Erwerbstätigkeit stellt. Einiges sei darüber gesagt. Daß das Zinsnehmen von Freidank abgelehnt wird, ist nahezu selbstverständlich; denn ein anderer Entscheid war damals 'theoretisch' nicht möglich. Aber bei Freidank handelt es sich nicht um eine fast ausgeleerte Formel. Vier Lebensformen nennt er uns. Drei von ihnen sind ihm gottgewollt: Bauerntum, Rittertum, Pfaffentum. Die vierte dagegen, die nach seiner Meinung über die ersten drei, Land und Leute verschlingend, obsiegt, wird von ihm als Teufelswerk angesprochen und schlechthin als *wuocher* bezeichnet (27, 1–6). Er, der keineswegs ausgeprägt ritterlich eingestellt ist, erkennt mithin einen durch geldwirtschaftliche Verfahrungsweisen gestützten Handel noch nicht als ethisch einwandfreie Betätigung an. In aller Schärfe sagt er, daß Handel und Wahrheit sich nicht recht vertragen, daß wenige, Käufer wie Verkäufer, zum Markte gehn, die nicht Truggesinnung treibt (171, 11–18; vgl. auch 166, 1. 2). Wir begegnen hier nahezu einer Überzeugung, wie sie die in Gratians Dekret (Pars I dist. 88 cap. XI; Migne, Patr. lat. CLXXXVII Sp. 419) aufgenommene Palea 'Eiciens' bringt, die aus einer fälschlicherweise dem Chrysostomus zugeschriebenen Erklärung des Matthäusevangeliums stammt[2]) und die mittelalterliche Anschauungen wahrlich nicht allseitig abspiegelt. Dort (§ 2) wird der Beruf des Kaufmanns als unchristlich angesprochen[3]): jeder, der eine Sache sich verschaffe, um sie unverändert (als *rem integram et immutatam*) mit Gewinn zu verkaufen, der gehöre zu den Kaufleuten, die Christus aus dem Paradiese wies. Dort heißt es auch, daß Kaufen und Verkaufen nicht ohne Trug möglich seien (*qui emit et vendit, sine mendacio et periurio esse non potest*). Diese Verurteilung des Handels, in der man keineswegs den reinen Ausdruck der die mittelalterliche Theologie beherrschenden und kennzeichnenden Auffassung finden darf[4]), wird bald für das Wirtschaftsleben von der Theorie unschädlich gemacht. So nimmt bereits Alexander von Hales, ein Zeitgenosse Freidanks, Aufbewahrung und Beförderung der Ware als Merkmal der Veränderung.[5])

[1]) Bei solchen auf Tugenden und Laster sich beziehenden Sprüchen kann man meist hinweisen auf das heute nicht viel bekannte 'Verbum abbreviatum' des auch nach Deutschland hinüberwirkenden Pariser Kanonikus Petrus Cantor († 1197), das all die Stellen zusammenzujagen sucht, die im ausgehenden XII. Jahrh. der Ethiker zur Hand hatte, wobei die Römer Cicero, Horaz, Juvenal, Ovid und vor allem Seneca nicht vergessen sind; über ihn vgl. M. Grabmann, Die Geschichte der scholastischen Methode, Freiburg 1911, II 478 ff.

[2]) Aus dem 'Opus imperfectum', so genannt, da nur ein Teil des Evangeliums erklärt wird.

[3]) Die Palea hebt mit den Worten an: *Eiciens Dominus vendentes et ementes de templo significavit, quia homo mercator vix aut numquam potest Deo placere.* Man vgl. Franz Schaub, Der Kampf gegen den Zinswucher usw. im Mittelalter, Freiburg 1905, S. 3 Anm. 2, S. 200 ff., auch S. 176 ff.

[4]) In Gratians Dekret folgt unmittelbar (Pars I dist 88 cap. XII) eine Augustin (In psalm. 70, sermo 1) entnommene Palea. Augustin läßt einen Kaufmann erklären: *de mendacio, de periurio agitur, non de negotio* und *negotiatio enim me non facit malum, sed iniquitas mea et mendacium meum.*

[5]) Vgl. Fr. Schaub aaO. S. 201.

Aber das ist Meinung der Gelehrten und der großen Welt. Das sind Folgerungen, zu denen die Entwicklung des Wirtschaftslebens hinzwingt. Das bäuerlich-ritterliche Denken braucht davon nicht berührt zu werden. Die seelische Haltung einer Schicht, die zur Naturalwirtschaft hält, die sich gegen den wachsenden Handel und gegen die Geldwirtschaft sträubt, die fassen wir in den Sätzen unserer Spruchsammlung.[1]) Die ganze Art, wie in den Freidanksprüchen das Leben genommen wird, kann erst dann unverdunkelt in ihren Farben aufleuchten, wenn sie einmal in die wirtschaftlichen Theorien und Bewegungen der Zeit hineingestellt wird.

Ich eile zum letzten Beispiel. Freidank setzt sich mit den Nichtchristen, den Juden und Heiden, auseinander (10, 17—11, 2). Schon die Väterzeit hatte die Menschen in die drei großen Völker der Christen, Juden und Heiden zerlegt. Entsprechend heißt es bei ihm: *got hât drîer slahte kint, daz kristen juden heiden sint: die hânt ouch drîer slahte leben.* Verschiedenheit der Lebensart bedeutet für ihn Verschiedenheit des Glaubens. Er weiß, daß jede Religion sich auf Gott beruft, daß alle religiösen Gemeinschaften recht haben wollen. Aber sein Gesamturteil rinnt in die Worte zusammen: *swer mit gote wil bestân, der muoz kristen glouben hân.* Das ist streng mittelalterlich, oder, was hier trotz der gedämpften, milden Ausdrucksweise Freidanks dasselbe besagt, 'augustinisch' empfunden. Der Heide ermangelt der wahre Tugend schaffenden Frömmigkeit; sein religiöses Ideal ist falsch. Der Spruch umschreibt gleichsam den knappen Isidorsatz: *qui viam regiam, hoc est Christum, deserit, etsi videat veritatem, a longe videt* (Sent. I 17). Die Freidankverse rufen nach einem Vergleiche mit Nathans Erzählung von den drei Ringen. Freidank hätte Lessings Gedanken schwerlich verstanden, die Duldsamkeit des weisen Rationalisten vielleicht gar als Folge des *zwîvels* gedeutet. Übrigens mangelt mittelhochdeutschen Dichtern durchaus nicht die Fähigkeit, im Heiden den wertvollen Menschen zu erfassen. Für Rudolf von Ems hat es Ehrismann hervorgehoben. Wolfram, der warmblütige und schwertfrohe Ritter mit den milden Augen, sah im heidnischen Feind die Achtung und Schonung fordernde *hantgetât* Gottes.[2]) Aber an eine mögliche Gleichberechtigung der Anschauungen wird nicht gedacht. In wenigen Sätzen will ich wiederzugeben suchen, durch welche Erwägungen hindurch ich zur Zeit den seelischen Zustand der mittelhochdeutschen Dichter nachfühle. Man beachte zunächst, daß bereits Augustin antike Ethik positiv wertete — wenn auch sehr bedingt und nicht immer in gleicher Stärke. Man beachte ferner, daß schon früh, so auch von Augustin, die Frage aufgeworfen wird, unter welchen Voraussetzungen Heiden und vorchristliche Juden als erlöst gelten

[1]) Fr. Schaub sagt abschließend mit Recht über die Palea 'Eiciens' (aaO. S. 201), daß ihre Sätze ohne Zweifel 'für die bäuerlich-handwerksmäßige und besonders die klösterliche Auffassung vom Handel etwas Sympathisches' hatten. — Rudolf von Ems konnte bereits sein mittelalterliches Lebensideal in einem Kaufmann, im 'guten Gerhard', verkörpern.

[2]) Zu Rudolf von Ems (Alexander 12953 ff.) vgl. G. Ehrismann, Heidelb. Sitzungsber. 1919 Abh. 8 S. 110; zu Wolfram (Willehalm 306, 25 ff.; 450, 15—19) denselben Zeitschr. f. d. Altert. XLIX 461.

könnten.[1]) Die Auflockerung der Geister, die das XIII. Jahrh. brachte, bewirkte sodann, daß die starren graden Linien der kirchlichen Theorie im Leben weicher und ungenauer gezogen wurden. Der Wall, der zwischen die Seelen der Christen und Heiden gestellt war, wird so niedrig, daß Weitherzige sich über ihn hinweg die Hand entgegenstrecken können. Damit ist jedoch noch nicht die Überzeugung gegeben, daß die verschiedenen Religionen von einem gleichgearteten Wirken Gottes durchflutet sind, daß darum in jeder Religion das Lebensziel des Menschen sich erreichen lasse. Diese Gesinnung, die Wilhelm Dilthey als 'religiös universalistischen Theismus' bezeichnet hat[2]), wird bei den italienischen Humanisten lebendig, in der mittelhochdeutschen Dichtung sucht man nach ihr, soweit ich sehe, vergeblich.[3]) Deshalb sollte man auch den Toleranzgedanken der Aufklärung, der doch vor einem anderen Hintergrund steht, lieber nicht zur Interpretation herbeiführen[4]), wie es denn überhaupt gefährlich ist, neuzeitliche Analogien, die als Augenblickserheller ganz nützlich sein können, zu festen Formeln erstarren zu lassen. Solche erläuternden Hinweise sollen übrigens nur den geistigen Raum aufbauen helfen, in dem die mittelhochdeutsche Dichtung schwebt, sie sollen aber nicht die Überzeugungen mittelhochdeutscher Dichter in ihrem Eigenwert herabdrücken. Mir liegt es wahrlich nicht, den Gehalt eines Werkes in historische Beziehungen aufzulösen.

Ich muß und kann mich hier mit diesen flüchtigen Antastungen des Sachlichen begnügen. Wollte ich doch nur in der Nachfolge anderer verdeutlichen, wie sehr die mittelhochdeutsche Dichtung danach verlangt, daß man sich ihr auf dem Umwege über die mittelalterlichen Theoretiker nähert. Dann spiegeln uns (um bei den vorhin beachteten Beispielen zu bleiben) gar viele Freidanksätze ihren Gehalt noch am ehesten so rund und unverzerrt zurück, wie ihn

[1]) Ich muß mich auch hier auf unzureichende Andeutungen beschränken. Über Augustins Stellung zu Juden und Heiden vgl. E. Bernheim, Mittelalterliche Zeitanschauungen I, Tübingen 1918, S. 19—27 und J. Mausbach, Die Ethik des hl. Augustin II 258—299; über die 'Möglichkeit des Heils außerhalb des Christentums' J. Mausbach am gleichen Orte II 300—323 und Katholik 1900, 80. Jahrg., I 264 ff.

[2]) Vgl. W. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation, Ges. Schr. II, Leipzig 1921, S. 45. 53.

[3]) Ich weiß sehr wohl, daß sich zum mindesten in italienischen Kreisen bereits während des XIII. Jahrh. dieser 'religiös neutrale Theismus' (W. Dilthey) vorbereitet hat. Der Franziskaner und Bonaventuraschüler Matthäus von Aquasparta († 1302), der durch Dante der Nachwelt bekannt blieb, hat in der 'Quaestio de fide': *utrum sit salus tantum in una et sola fide et lege christiana?* diese Richtung deutlich umschrieben und dazu die berühmt gewordene Nachricht gestellt, daß Friedrich II. zu solchen *indifferentes* gehört haben solle; vgl. M. Grabmann, Die philos. u. theol. Erkenntnislehre d. Kardinals Matth. v. Aquasp., Theol. Studien d. Leo-Gesellsch. Nr. 14, 1906, S. 126 Anm. 1. Auch hier zeigt sich eben, daß zwischen italienischem XII. und XIII. Jahrh. keine Bruchstelle sich findet, jene gefährliche Tatsache, die nicht dazu verleiten darf, im XIII. Jahrh. die Renaissance zu finden; vgl. auch K. Burdach, Rienzo und die geistige Wandlung s. Zeit, Vom Mittelalter z. Reform. II, I 1 S. 317 ff. sowie K. Hampe, Wissensch. Forschungsberichte VII (Mittelalt. Gesch.) S. 16.

[4]) Man denke daran, daß 'in der deutschen Dichtung dieser Zeit keine einzige Stimme' für die Ketzer laut wird (Fr. Vogt, Gesch. d. deutschen Lit.², Leipzig 1904, S. 211); siehe auch A. Schönbach, Die Anfänge d. deutschen Minnesanges, Graz 1898, S. 52. 53.

mittelalterliche Menschen aufnahmen. Dann zeigen uns auch am gewissesten noch die mittelhochdeutschen Dichter unverhüllt die im und vom Leben geformte Gestalt ihrer Seele.

Man weiß heute mancherlei vom 'mittelalterlichen' und 'gotischen' Menschen zu erzählen. Da wird es nichts schaden, wenn ich zum Schluß (wie es auch zur Einleitung geschah) etwas ausspreche, was sich für den Philologen von selbst versteht oder doch von selbst verstehen sollte. Es ist ein falscher Weg, wenn man mittelalterliche Lehre und mittelalterliche Weltfassung zunächst und vor allem aus allgemeinen Darstellungen der Neuzeit zu erobern sucht, um sodann nachträglich zur Festigung der Interpretation aus einigen für wichtig erachteten mittelalterlichen Werken (etwa aus Augustin und Thomas von Aquino) brauchbare Sätze einzufangen. Man setzt sich sodann der Gefahr aus, einen schiefen, also nicht recht tragfähigen Grund zu legen. Es ist natürlich notwendig, umgekehrt zu verfahren. Wenn auch die letzten Jahrzehnte (uns zum Glück!) ein behutsames philologisches Durcharbeiten mittelalterlicher Theoretiker gebracht haben, — man muß immer die mittelalterlichen Anschauungen aus den lateinischen Texten selbst erarbeiten, man darf sich also vom Neuzeitlichen auf dieser beschwerlichen Fahrt nur führen und unterstützen lassen[1]) Wir müssen wie die klassischen Philologen vorgehen. Diese behelfen sich (um ein Beispiel zu geben) bei der Interpretation des Horaz auch nicht bloß mit dem, was von anderer Seite über Stoiker und Cicero gesagt wird, sondern sehen sich selbst die Fragmente der Stoiker und den Cicero an. Die künstliche Meinung, jeder Germanist habe in der Theologie, der Philosophie, der Staats- und Rechtslehre des Mittelalters voll und ganz Sachkenner zu sein, liegt mir natürlich fern. Nur wer in der hier vorgezeichneten Weise interpretieren will, der soll mit dem Hineingehen in die mittelalterliche Theorie wirklich Ernst machen. Sonst kommen wir in das Geistreicheln, und das bringt nur Augenblicksgewinn.

Eine Anmerkung sei gegen Mißdeutungen eingestellt. Erst die streng gotische Zeit, deren Poesie in Deutschland Epigonenzüge zeigt, bringt Dichter, die ihre Gelehrsamkeit stark auftragen.[2]) Die angeeignete Lehre steht bei ihnen zwischen dem Ich und der Dichtung. Sie dichten gleichsam durch das schulmäßige Wissen hindurch. Die Dichter der vorausliegenden Jahrzehnte nehmen jedoch das Weltbild ihrer Zeit zum guten Teil nicht als gelehrten Stoff, sondern als lebendige Erfahrung auf. Sie verarbeiten zudem empfangene geistige Anregungen so in ihrer Seele, daß sie von ihnen als schlicht Geschautes gegeben werden. Da besteht denn dauernd die Gefahr, daß die hier geübte Art der Interpretation dem Wortraum mittelhochdeutscher Sätze mehr einfüllt, als er

[1]) K. Burdach hat in gleicher Weise auf feste Formel gebracht, wie der Philologe die Geschichte zur Interpretation heranholen müsse (Walther von der Vogelweide I S. XXII): 'Mir scheint es wahrer Philologie nicht angemessen, moderne historische Darstellungen — und seien es die der größten Meister — als Surrogate für die gleichzeitige, ursprüngliche geschichtliche Überlieferung zu benutzen.'

[2]) Vgl. Heinrich Lütcke, Studien zur Philosophie der Meistersänger, Palästra CVII, Berlin 1911.

enthält, daß so auf dem nicht selten oder vielmehr meist unscharfen und verschwimmenden Weltbild des Dichters gelegentlich Linien in einer Verdickung erscheinen, wie sie nur vom geschulten Dogmatiker oder Theoretiker hergestellt werden können. Es wird oft zunächst nicht schädlich sein, wenn rein mittelalterlicher Inhalt durch übertreibende Vergrößerung unübersehbar deutlich gemacht wird. Rechtzeitig muß jedoch dafür gesorgt werden, daß Überhitztes gekältet, allzu Gespanntes gelockert, allzu Gehärtetes erweicht wird.

Ich muß schließen. Mittelhochdeutsche Dichtung verstehen, heißt, sie in ihrem eigentlichen Sein stehen lassen, unbekümmert darum, wie groß die Kluft zum Heute wird. Damit ist abermals das Ziel umschrieben, dem wir als Philologen uns anzunähern suchen. Ich wollte in dieser Stunde schlicht betonen, wie wertvoll für diese unsere Arbeit es ist, wenn mittelhochdeutsche Dichtung von mittelalterlicher Theorie aus erhellt wird. Nochmals sei gesagt, daß dies nicht oder nicht lediglich in der Absicht geschehen darf, rein stofflich die mehr oder minder gelehrten Grundlagen der von den Dichtungen gefaßten Anschauungen zu geben. Der Philologe soll sich vielmehr aus mittelalterlicher Theorie vor allem die 'mittelalterliche' Art des Sehens und Wollens vermitteln lassen. Er soll an der Scholastik so erleben lernen, daß er gleichsam in mittelalterlicher Einstellung liest. Gleichsam als mittelalterlicher Mensch — soweit dies überhaupt möglich ist. Denn wir wissen alle, daß dem Einfühlen Grenzen gesetzt sind. Der historische Gegenstand läßt sich niemals in seiner ganzen Fülle erfassen. Was war, vermögen wir nicht wieder zur vollen Selbstgegebenheit zu bringen. Wir können das in die Vergangenheit gesunkene Sein nur immer enger einzukreisen suchen, gewiß, daß spätere Geschlechter bisher nur unscharf oder gar nicht gesehene Seiten an ihm beleuchten werden.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DIE ARBEITEN DER BRITISH SCHOOL OF ARCHAEOLOGY ZU ATHEN IN MYKENE

Meinen Wunsch, den μυχὸς Ἄργεος zu besuchen, konnte ich August 1921 zur Ausführung bringen. Auf der Mauer, welche von links den Zugang zum Löwentor schirmt, lernte ich Herrn Direktor A. J. B. Wace von der 'British School' zu Athen kennen. Seine liebenswürdigen Auskünfte, die Einsichtnahme in Pläne und Zeichnungen erlauben mir, die Resultate der englischen Grabungen zweier Jahre zusammenzufassen.[1])

Die erste Etappe der Arbeiten auf dem Burghügel fand am 9. Juli 1920 ihr Ende. Von einer sorgfältigen Nachprüfung der Schliemannschen Ausgrabungen erhoffte man Aufschluß, wann die 1650—1550 v. Chr. anzusetzenden Königsgräber mit jenem Ring von Steinplatten, der an Druiden-Steinkreise gemahnt, eingefaßt wurden. Es interessierte ferner das Verhältnis der Königsgräber zum Löwentor und zur Kyklopenmauer.

In dem Dreieck zwischen dem kreisrunden Areal der Königsgräber und dem Löwentor hatte Schliemann begonnen, ein Gebäude auszugraben, das bemerkenswert ist, weil es unmittelbar an die Burgmauer grenzt, während sonst in ähnlichen Fällen ein Zwischenraum gelassen wurde. Inschriften aus klassischer Zeit geben sogar die Größe solcher Zwischenräume an. Weil dieses Haus nach Lage und Ausmaß hervor-

[1]) Vgl. auch The Times, Litterary Supplement 24. 6. und 19. 8. 1920 sowie 13. 10. 1921.

stach, so unternahm es Direktor Wace die von Schliemann begonnene Ausgrabung zu Ende zu führen. Der Grundriß ist in mancher Hinsicht eigenartig, denn das Haus wies lange Gänge auf und besaß mindestens zwei Stockwerke. Ein kleines Fenster beleuchtete das Treppenhaus. Man hat es mit einem Speicher zu tun, fanden sich doch massenhaft verkohlte Reste verschiedener Getreidearten. Weizen, Gerste, Hirse wurden in zuberartigen Tonbehältern aufbewahrt, wie man solche heute noch bei Bauern der argolischen Ebene trifft. In dem Gebäude fand man ferner 50 durch Feuer beschädigte Tonbecher, zwei schöne Vasen, die als Bemalung einen Fries von Wasservögeln aufweisen und zwar in eigenartig mykenischem Stil, der von Ägypten her beeinflußt ist. Es fanden sich ferner ein Ohrgehänge aus Steatit und ein Ring aus Golddraht.

Der Speicher scheint mindestens einmal wiederaufgebaut und schließlich durch Feuer zerstört worden zu sein, wahrscheinlich beim Eindringen der Dorier, als die zurückkehrenden Herakliden die entarteten Nachkommen Agamemnons stürzten. Hier und auch sonst in der Nähe des Löwentores fand Wace eine interessante Serie bemalter Terrakottavasen. Dem Stil nach füllen sie eine Lücke aus zwischen mykenischer und geometrischer Keramik. Die klassisch-griechische Zeit ist hierin eine Renaissance der wunderbaren Bronzezeit-Zivilisation von Knossos und Mykene.

Hernach wurde das große Kuppelgrab westlich vom Burghügel, das unter dem Namen 'Schatzhaus des Atreus' bekannt ist, einer genauen Prüfung unterzogen. Obwohl das Bauwerk im Lauf der Zeiten oft genug durchsucht sein mochte, hoffte man doch Anhaltspunkte für eine Datierung zu finden. Beim Untersuchen des Fußbodens der inneren Kammer fand Wace zwei in den Fels gehauene Beerdigungsgruben, jedoch — ganz ausgeplündert. Die zuständige Instanz der griechischen Regierung erlaubte — unter Assistenz von Prof. Orlandos — einen der Blöcke bei der Eingangsschwelle zu entfernen. Unter dem südlich plazierten Stein fand sich ein Depot: Goldblättchen, Perlen von Fayence und Karneol, Bronzenägel, durch Feuchtigkeit fast unkenntlich gewordene Elfenbeinfragmente, der Teil einer bemalten Vase spätmykenischen Stils (1400—1200). Wace glaubt wegen des letztgenannten Fundes, daß der Name Atreus nicht so ohne Grund mit dem Grab in Beziehung gebracht wird. Die Tradition setzt das Datum des Atriden Agamemnon um 1200 an. Auch das von Frau Schliemann ausgegrabene Gewölbe, welches unter dem Namen 'Grab der Klytämnestra' bekannt ist, Löwentor, Kyklopenmauer, Königsgräber mögen sehr wohl von Fürsten der Agamemnondynastie erbaut worden sein, falls in dieser alten griechischen Tradition ein wahrer Kern steckt.

Unter dem Boden des oben genannten Speichers, im Mittelraum, wartete noch eine Überraschung. Eine Senkung im Zentrum lockte, hier den Spaten anzusetzen. Drei Goldblättchen, ähnlich den von Schliemann gefundenen, waren der erste Lohn. Nun stieß man auf ein in den weichen Fels gehauenes Schachtgrab, das mit rohen Steinmauern bekleidet war und — das siebente seiner Art — nur wenig verschieden ist von den Schliemannschen. Leider ist das ca. 1500 v. Chr. entstandene Grab zwischen 1400 und 1200 seines Inhaltes beraubt worden. Immerhin fanden sich noch vor: 19 Goldblättchen mit Rosettenmustern, zwei Bleigefäße. Die Gräber, die außerhalb des die Königsgräber einhegenden Steinkreises lagen, mochten einen weniger heiligen Charakter tragen. Darum wurde vermutlich später deren Inhalt innerhalb des Schliemannschen Steinkreises verlegt, der nun als Ossuar diente. Diese Annahme wird gestützt durch folgende Tatsache: Alle Gebäude in der Nähe des Gräberbezirkes gehören einer späteren Zeit (1400—1200) an. Innerhalb dieses Bezirkes, aber außerhalb der Gräber, fanden Schliemann und Stamatakis Reste von acht anderen Skeletten, eine Menge Vasen, die aber der gleichen Periode angehören wie die Königsgräber. Tsountas hatte ferner in südlicher Richtung Spuren verlassener Gräber festgestellt. Wace fand nun ebenfalls in der gleichen Gegend unter dem Fußboden eines Hauses eine Grabstätte der älteren Periode (2000—1600).

In der Ecke zwischen dem 'Haus der

Kriegervase' und der kyklopischen Mauer stieß Wace auf einen 40 Fuß tiefen, in den Fels gehauenen Brunnen (ca. 1400), der bis zur Zerstörung Mykenes in Gebrauch gewesen sein dürfte.

Nunmehr wurde der seinerzeit von Tsountas auf dem Gipfel der Akropolis ausgegrabene Palast nachgeprüft. Man säuberte Hof, Vorhalle, Megaron nebst zwei bis drei benachbarten Räumen; man entfernte einige Mauern späteren Datums, desgleichen einen Teil der Fundamente jenes im VI. vorchristl. Jahrh. über dem Palast errichteten dorischen Tempels. Dieser Palast war an der Südseite des Gipfels in Terrassen aufgebaut und besaß mindestens zwei Stockwerke. Wohl möglich, daß die wichtigeren Räumlichkeiten auf der höchsten Stelle des Hügels gelegen waren, denn dort finden sich unter den Fundamenten des dorischen Tempels mehrere mykenische Säulenbasen von 3 Fuß im Durchmesser. In der Vorhalle legte man den sorgfältig ausgeführten Fußboden bloß; er besteht aus bemaltem Stuck und ist mit aus Kreta eingeführten Gipsplatten eingefaßt. Das heftige Feuer, dem der Palast zum Opfer fiel, hat auch dem Stuck arg zugesetzt, so daß die Zeichnungen unkenntlich wurden. Die hier gefundenen Töpferwaren gehören der Periode 1400—1200 an, während die unter dem dicken Zementfußboden gefundenen der früheren Periode (2000—1600) entstammen. Topfscherben aus der Periode, welche zwischen diesen beiden liegt, fehlen. Wace ist geneigt, diese Erscheinung damit zu erklären, daß bei den Terrassierungsarbeiten für den Palastbau nach 1400 die Überreste aus der unmittelbar vorausgehenden Periode entfernt worden seien. Parallele Erscheinungen bieten Troja und Tiryns.

Infolgedessen begann man den Hügelabhang zu untersuchen. An einem Punkt südöstlich von der Rampe, welche vom Löwentor heraufführt, waren die Anzeichen günstig. Man stieß zunächst auf ein rechteckig ausgemauertes Loch, das sich bald als ein in den harten Kalkstein getriebener Brunnen herausstellte. Bis in eine Tiefe von 27 Fuß wurde der Schutt ausgeräumt, wobei Stücke dreier steinerner Opfergefäße zutage traten. Diese Gefäße sind als Stierköpfe geschnitten; Augen und Hörner aus anderem Material (vielleicht Elfenbein) waren eingesetzt. Ist die Ausführung bei dem einen Gefäß feiner, so ist sie beim anderen naturalistischer; beide mögen kretischer Herkunft sein. Interessant ist der Lehmabdruck von einer geschnittenen Gemme, der zwei Stiere zeigt, die zu beiden Seiten einer heiligen Säule gelagert sind. Zu Häupten der Löwen schweben zwei Tauben. Auf dem Kapitäl der Säule ragen zwei sakrale Hörner, und dazwischen sitzt nochmals eine Taube. Wace glaubt aus diesen so interessanten Symbolen religiöser Art auf den sakralen Charakter des Brunnens schließen zu dürfen und vermutet, daß in der Nähe sich einmal ein Altar befunden haben möge.

Als man unterhalb der Rampe einige Mauern untersuchte, stieß man auf einen Haufen bemalter Gipsstücke: man sieht da auf blauem Grund einen gesprenkelten Stier; ein weiblicher Toreador schickt sich an, über dessen Rücken zu setzen. Andere Stücke zeigen männliche und weibliche Akrobaten sowie dekorative Muster. Ebendort lagen große Mengen zerbrochener Vasen aus allen drei Perioden. Von der anfänglich vertretenen Ansicht, daß der älteste Palast nicht auf der höchsten Stelle des Burghügels lag, sondern weiter unten, etwas über den Königsgräbern, ist Wace jetzt abgekommen.

Zwar haben die bisherigen Arbeiten nicht Funde zutage gefördert, welche sich mit den Goldschätzen Schliemanns vergleichen dürften. Es ist das Los der gelehrten Körperschaften, welche Ausgrabungen unternehmen, daß man nicht jeden Tag oder auch nur jede Woche zu wichtigen Resultaten kommt. Es folgen sich viel zahlreicher die mageren Tage gewissenhafter Kleinarbeit. Prof. Garstang von der Britischen Archäologischen Schule in Jerusalem erzählte, als wir ihn, der mit 100 Arbeitern das alte Askalon ausgrub, von Jerusalem aus besuchten, wie er nach Feierabend mit seinen Assistenten unterm Zeltdach sitze, wie sie zusammen Konjekturen über den mutmaßlichen Plan dieser alten Kulturstadt zeichneten — Konjekturen, welche die Grabarbeit des nächsten Tages wie ein Kartenhaus umstoße.

Wace glaubt immerhin auf Grund seiner bisherigen Grabarbeit zu neuen Resultaten über die Geschichte von Mykene gelangt zu sein. Darnach fällt die erste Niederlassung in den Beginn der Bronzezeit, in die erste der Perioden, welche die Engländer 'Helladic' nennen, zwischen 2500—2000 v. Chr.; in der nächsten, mittelhelladischen Periode (1800—1600) war Mykene bereits eine blühende Stadt. Die frühesten Bestattungen in Schliemanns Königsgräbern sind diejenigen der letzten dieser mittleren Periode. In der folgenden ersten Phase der späthelladischen Periode (1600—1400) war Mykene ein sehr reicher und mächtiger Staat, was die großen von Schliemann gefundenen Schätze dartun, welche man den Fürsten ins Grab mitgegeben. Wo der Palast dieser Fürsten lag, ist, wie oben erwähnt, nicht ausgemacht; aber jedenfalls war damals Mykene noch nicht befestigt. Seine Macht war, wie die der Dynasten von Knossos, so groß, daß sie zum Schutz ihres Reichtums und ihrer Untertanen keiner Mauern bedurften. Ehedem selbst im Zauberbanne Kretas stehend, übt Mykene jetzt seinerseits Einfluß auf Kreta aus, um nach dem Niedergange von Knossos zu dominieren.

Die letzte Phase dieser Spätzeit bildet die Mykenische Periode κατ᾽ ἐξοχήν (1400—1100). Stadt und Umgebung werden von einer starken, reichen, wenn auch weniger kunstsinnigen Dynastie beherrscht. Mächtige Mauern sollen eine sichere Basis bilden für die weithin sich erstreckende Machtfülle des Atridenhauses. Die ersten Fürsten dieser Dynastie ließen Kyklopenmauern und Löwentor erbauen, umgaben die Gräber früherer Herrschergeschlechter mit dem Steinkreis. Diese Fürsten bauten die Stadt Mykene mit ihren Straßen, Häusern, Brunnen, ihrer Kanalisation, die Gewölbegräber und wahrscheinlich auch den Palast — die heute sichtbaren Ruinen dieser in großem Maßstab wieder aufgebauten Stadt erregen nach 3000 Jahren unsere Phantasie noch ebenso sehr wie einst Homer, der Agamemnons Herrschersitz als eine wohlgebaute, breitstraßige Stadt rühmt.

Das Britische archäologische Institut zu Athen begann die zweite Etappe seiner Arbeiten in Mykene am 22. Mai 1921 und schloß sie am 27. Juli ab. Man hatte sich eine doppelte Aufgabe gesetzt: einmal wurde das Hausterrain bei der Befestigungsmauer südlich der Königsgräber zu Ende erforscht, auch wurde der Palast auf der Akropolishöhe vollständig bloßgelegt. Zweitens suchte man nach Privatgräbern, welche den Schliemannschen Königsgräbern gleichzeitig sein möchten.

Das Haus an der Mauer ist nach dem Megarontyp zwischen 1600 und 1400 erbaut. Reste von Freskomalereien zeigen Wasserpflanzen. Etwas unterhalb ließen sich drei in den weichen Fels gehauene Gräber als sicher nachweisen, drei weitere als wahrscheinlich. Für die oben besprochene Annahme betr. eine rings um die Schliemannschen Königsgräber angelegte Beerdigungsstätte fand sich erneute Bestätigung.

Das Löwentor wurde einer eingehenden Prüfung unterzogen. Das Relief der Löwen ist mittels Säge und Drillbohrer aus dem harten Kalkstein herausgeschnitten. Die fehlenden Köpfe der Löwen, die nicht aus Kalkstein waren, dürften aus Steatit, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus Bronze bestanden haben. Der Zugang zum Löwentor war auf der Innenseite nachweisbar überdacht, ein noch im heutigen Griechenland beliebter Brauch.

Auf der Akropolishöhe wurden sodann die Details vom Palast der Atriden, falls dieses Dynastengeschlecht je über diese Erde geschritten ist, so weit wie möglich bloßgelegt. Er ist älter als der Palast von Tiryns und ist keineswegs das erste Gebäude, welches hier stand. Man fand eine Reihe interessanter Becher aus Lehm, die von einem Künstler herstammen, der '*ante Agamemnona*' gelebt haben dürfte. Dieser über den Resten eines noch früheren Gebäudes erbaute jüngere Palast war sehr geräumig. Ein weiter Hof führte den Zimmern und Korridoren, welche auf ihn mündeten, Licht zu. Zwei Eingänge gab es, eine große Säulenhalle, Vorratsräume, Treppen und wenigstens zwei Stockwerke. Der große südliche Treppenweg wurde in allen Einzelheiten bloßgelegt. Dieser war durch zwei Fenster beleuchtet und hatte

zwei breite Stufenreihen. Beim Aufgang waren Vorräume und Treppenabsätze wie bei seinem Vorbild zu Knossos; dieser Treppenweg mündete aus in den Vorraum zu einem Saal, der dieselbe Bestimmung gehabt haben mochte wie der Thronsaal von Knossos.

Der Bauplan zeugt von großem architektonischen Können. Die Basis der Nordmauer ist in den Fels hineingehauen, während die Südmauer auf einer künstlichen Terrasse von Kalksteinblöcken über der kyklopischen Mauer errichtet ist. Die auf dem Fußboden herumliegenden bemalten Stuckreste — man unterscheidet u. a. eine Frauenfigur mit rotbraunem Haar — wurden nach Athen gebracht. Sie bedürfen sorgfältiger Reinigung und erheischen eingehendes Studium. Wiederholte Übermalung beweist, daß das Megaron lange in Gebrauch war.

Zwei niedrige Treppen nebst Vorraum führen in nördlicher Richtung, wo Räume für die Dienerschaft gewesen sein dürften. In einer Zisterne aus rot bemaltem Stuck mit Abfluß an der Seite erkennt Wace ein Bad. Wer denkt da nicht an die Tradition, die Agamemnon nach seiner Rückkehr aus Troja im Bad ermordet werden läßt. '*Red is a most suggestive colour.*' — In einem benachbarten Raum sind Überreste zweier Altäre oder Opfertische auf einer Lehmunterlage, ebenfalls aus bemaltem Stuck. Einer von ihnen wird rekonstruiert werden können; sie sind die ersten Beispiele ihrer Art auf dem griechischen Festland. Auch Tonwaren verschiedener Größe wurden gefunden: Krüge, Näpfe, Schüsseln. Ein Bronzemesser mit Elfenbeingriff lag in einer Abflußrinne. Waren die Mägde der Klytaimestra von so nachlässiger Art? Ein Trankopfergefäß aus Steatit weist die Form eines Stierkopfes auf.

Viel Sorgfalt wurde aufgewendet, um die Ruinen zu erhalten. Die Fußböden aus Stuck wurden sorgfältig von Unkraut gereinigt. Letzteres beeinflußt, wie bekannt, Ruinenreste besonders verhängnisvoll. Manches, was in Verfall geraten war, mußte rekonstruiert werden, um noch weiterem Verfall vorzubeugen. Die zuständigen Instanzen der griechischen Regierung wurden veranlaßt, Maßregeln zu ergreifen, um Löwentor und anstoßende Mauern zu konsolidieren.

Das Forschen nach neuen Gräbern in der näheren und weiteren Umgebung der Akropolis war nicht umsonst. An der Fahrstraße, südlich vom Schatzhaus des Atreus, fand Wace drei neue Gräber. Es sind dies an abschüssiger Hügelseite in den weichen Fels gehauene Kammern. Der Eingang ist nicht überdacht, befindet sich aber in beträchtlicher Tiefe unter der Erde. Eines der drei Gräber ist so klein, daß es nur Raum für einen Menschen in sitzender Stellung bietet. Außer dem Skelett fanden sich sieben Terrakotta-Statuetten vor.

Im Innern des zweiten Grabes lagen an der Nord- und Südseite Haufen von Knochen, die von wenigstens 4—5 Skeletten herrühren müssen, außerdem Vasenfragmente. In der Mitte lag ein fast vollständiges Skelett, das nur wenig in Unordnung geraten zu sein schien. Acht vollständige, der Spätzeit angehörende Vasen bilden offenbar die Totenspenden der letzten Bestattung. Die zerbrochenen Vasen sind von besserem Stil. Es ist wohl anzunehmen, daß man, als das Grab ausgehauen wurde, den Toten, mitsamt den Beigaben, in der Mitte der Kammer auf den Fußboden legte. Späterhin, als ein anderes Familienmitglied beizusetzen war, öffnete man die Totenkammer, räucherte sie mit Holzkohle aus, wischte die Überreste des älteren Toten zur Seite und schaffte so Raum für neue Leichen. Frühere Totenspenden von Wert dürften bei dieser Gelegenheit entfernt worden sein.

Die Wiederholung dieses Verfahrens gestaltete manche dieser Gräber zu Knochenhöhlen, wodurch das Problem ihrer Erforschung komplizierter wurde. Das größte der drei Gräber hat einen Eingang von mehr als 90 Fuß Länge und 6 Fuß Breite; sein Inneres barg wenigstens 60 Skelette.

Eine andere Begräbnisstätte, welche der späteren Periode angehört, liegt am Nordabhang des Kalkanihügels. Die Grabkammern sind hier nicht so sorgfältig ausgehauen. In einer der Kammern lag eine Leiche unmittelbar am Eingang, acht andere weiter drinnen. Keiner dieser Leichen waren Totenspenden beigegeben. Das fünfte Skelett war offenbar das einer Frau; es

trug einen Halsschmuck aus 28 Kristall-, 29 Karneol-, 16 Glas-, 1 Gold- und 3 Bernstein-Perlen. Im westlichen Teil der Grabkammer waren in einer Steinumhüllung zwei Skelette beisammen bestattet. Einem siebenten Skelett war eine Vase beigegeben von gleichem Stil wie die im Schutt des Akhenaten-Palastes in Tell-el-Amarna aufgefundenen. Man bekommt so einen Fingerzeig zur Datierung des Grabes: es müssen die weiter oben gelegenen, späteren Bestattungen der dritten spät-'helladischen' Periode angehören. Als unterste d. h. früheste Bestattungen sind die Reste von wenigstens sechs Skeletten anzusehen, welche ordnungslos in eine Grube im Westteil der Grabkammer geworfen worden waren. Hier fand sich eine schöne Reihe bemalter Vasen, Becher, Schalen alten Stils, vor allem aber ein prächtiges Libationsgefäß, vielleicht aus Kreta eingeführt; dieses ist, was den Stil anbelangt, dem von Schliemann im zweiten Schachtgrab gefundenen überlegen. Dazu gesellten sich 20 sehr hübsche Glasperlen, 4 blaue Fayenceperlen fremden, vielleicht ägyptischen Ursprungs, sowie ein Zylinder aus dem gleichen Material, zwei Menschen mit einer wilden Ziege und einem Baum darstellend. Der Baum scheint nicht ägyptischen Stils zu sein; die Diskussion darüber bleibt offen.

Die Ausräumung einer anderen zusammengefallenen Grabkammer mußte auf das nächste Jahr verschoben werden. Schon der Zugang versprach hier reiche Ausbeute: acht schön bemalte Vasen aus der zweiten späthelladischen Periode, eine kostbar verzierte Goldperle, eine Unmenge Perlen aus Bernstein und Amethyst, Fragmente einer Silbervase, sechs intaglio geschnittene Gemmen. Fünf der letzteren sind von auserlesenem Stil. Eine Onyxgemme zeigt eine bemerkenswerte Löwendarstellung. Auf zwei anderen Onyxen sieht man eine Kuh, die ein Kalb säugt, ferner zwei Stiere. Zwei Karneole weisen Darstellungen religiösen Charakters auf: in der Mitte steht eine bekleidete Göttin, auf jeder Seite zwei Löwen mit geringeltem Schweif. Zu Häupten gehen Schlangenlinien aus, mittendrin ist eine aufrechte Doppelaxt zu sehen. Wir haben es offenbar mit einer Darstellung der großen Götter-Mutter zu tun.

Liegt ein tieferer Grund vor, daß die eine dieser Gemmen westlich, die andere östlich des hier bestatteten Toten aufgefunden wurde? Sollte der Tote dem besonderen Schutze der Göttin unterstellt werden?

Auch den bekannten Kuppelgräbern von Mykene wurde eine sorgfältige Untersuchung zuteil. Leider war man nicht so glücklich, Tontäfelchen oder sonst etwas Geschriebenes, wie etwa in Knossos, zu finden. Wace hat die Hoffnung nicht aufgegeben, solche Funde zu machen. Möglicherweise benutzten die Mykenäer ein Schreibmaterial, das gegen Verwitterung wenig widerstandsfähig war.

Es gab eine Zeit, wo der Lehrling (Mykene) dem Meister (Knossos) den Rang streitig machte. Das ist Mykenes große Zeit. Obwohl seine Erzeugnisse in künstlerischer Hinsicht nicht so hoch stehen wie die von Kreta, so übertreffen sie doch nach der technischen Seite alles bisher Dagewesene bei weitem. Die bemalten Tonwaren sind, was Herstellungsweise und Zeichnung betrifft, vorzüglich. Die Handwerker verstehen sich auf die Bearbeitung harter Gesteinsarten.

Die Nachforschungen in Mykene helfen uns nicht nur die früheste Geschichte von Griechenland zu schreiben, sie ergänzen auch Schritt für Schritt die materielle Grundlage für das Verständnis Homers. Vom vorhomerischen Hellas wußte man selbst im ältesten Athen nur wenig. In den vorhomerischen Tagen der Bronzezeit war der Grund gelegt zum Ruhme Griechenlands.

Ich komme mit diesen Zeilen zu Ende knapp ein paar Stunden, bevor ich zum zweiten Mal nach Mykene verreise: doch dieses Mal als Mitglied der British School of Archaeology zu Athen.

Joseph Waldis (Luzern).

Engelbert Drerup, Homerische Poetik. I. Bd.: Das Homerproblem in der Gegenwart von E. Drerup. 511 S. (II. Bd. liegt noch nicht vor: Die Rhapsodien der Ilias von E. Drerup.) III. Bd.: Die Rhapsodien der Odyssee von F. Stürmer. 632 S. Erschienen im Selbstverlag. Druck und Versand: C. J. Becker, Würzburg 1921. Preis 60 Mk. u. Versandkosten.

Der Verfasser des 'Homer' (2. Aufl. München 1915) und des 'Fünften Buches

der Ilias' (Paderborn 1913) hat jetzt mit großem finanziellen Risiko ein umfassendes Homerwerk vom ästhetischen Standpunkt, den er mit einem etwas unglücklich gewählten Ausdruck als poetischen Idealismus bezeichnet, herausgegeben; er hat sich darin zum Ziel gesetzt, die Rechte und Freiheiten des Dichters zu verteidigen und in erster Linie den heute noch meist herrschenden kritischen Rationalismus bei der Homeranalyse zu bekämpfen. Die beiden letzten Bände sollen eine fortlaufende Kommentierung der beiden Epen nach ihrem künstlerischen Gehalte geben. Der erste Band, den D. mit einer ganz erstaunlichen Kenntnis der heimischen und ausländischen Literatur geschrieben hat, beginnt mit einer kurzen Geschichte der homerischen Frage von Petrarca bis in die Gegenwart und behandelt dann in dem zweiten Kapitel das Verhältnis Homers zur Volksepik. Er geht hierbei aus von den Analogien des finnischen, serbischen, kirgisischen, ja selbst malaiischen Volksgesanges, der uns durch genaue Forschungen bekannt ist, und glaubt hieraus einen 'objektiven' Maßstab für die Verhältnisse bei den Griechen gewinnen zu können. Aber solche Analogieschlüsse haben keine zwingende Kraft, und was der Malaie Dokarim tat, braucht nicht für die anderen Umstände und Zeiten eines griechischen Sängers zuzutreffen, wenngleich zuzugeben ist, daß manche Parallelen wertvoll sind und zu schärferer Problemstellung nötigen. Gewiß mit Recht lehnt er die Auffassung ab, daß Homer Natur- oder Volksdichter sei, und bezeichnet Ilias und Odyssee als Kunstdichtung, die sich von der Volksepik scharf durch eine poetische Idee, kunstvolle Komposition und psychologische Gestaltung der Charaktere unterscheide und nur schwache (?) Spuren von der Handwerkersitte einer früheren Zeit erhalten habe. Aber wenn er Homer als den ersten Schöpfer dieses Kunstepos zu erweisen sucht, der zugleich Ilias und Odyssee gedichtet habe als erste Kunstepen, so ist das ein aussichtsloses Beginnen. Es muß dann z. B. beim Meleagerlied, das zweifellos als poetische Idee den Zorn des Meleager hat und nach seiner archaischen Ausdrucksweise auf ein älteres festes Lied zurückgeht, das Verhältnis so umkehren, daß erst Homer das Menismotiv in das Meleagerlied zur Illustration des Zornes des Achilles hineingebracht hat. Der Nachweis, daß Ilias und Odyssee von demselben Dichter stammen, soll erst im noch nicht erschienenen zweiten Band erbracht werden, doch geht schon aus allem hervor, daß er hauptsächlich durch die Übereinstimmung der dichterischen Technik geführt werden soll; die Unterschiede zwischen beiden Epen, die D. sonst nicht leugnet, glaubt er nach der antiken Tradition damit erklären zu können, daß Homer die Ilias in der Jugend, die Odyssee im Alter gedichtet habe. Aber gerade die Technik kann auf ältere Tradition zurückgehen — er selbst spricht von der Formung der konventionellen epischen Sprache, gewisser Motive, Charaktere, Situationen — und sie ist auch durchaus nicht überall in den beiden Epen gleichförmig. — Im dritten Kapitel wendet er sich hauptsächlich der sprachwissenschaftlichen Seite des Problems zu; er verwirft Ficks Hypothese eines äolischen Urhomer und auch die Annahme, daß die Sprache Homers durch natürliche Mischung an der Grenze des äolischen und ionischen Dialekts in Kleinasien entstanden sei. Er will den wirklichen Charakter der homerischen Sprache in ihrer geschichtlichen Bedingtheit, aber auch in ihrer Eigenart als Kunstschöpfung eines sprachgewaltigen Dichters verstehen. Die 'vermeintlichen' Äolismen sind nach ihm nichts weiter als Archaismen aus einer uns nicht mehr bekannten altionischen Dichtersprache, zu denen allerdings im X.—VIII. Jahrh. auch noch einige jüngere Äolismen durch natürliche Sprachmischung hinzugekommen sein sollen. Der beschränkte Raum verbietet, auf diese schwankende Konstruktion näher einzugehen. Die individuelle Sprachkunst des Dichters zu betonen, war an und für sich ein glücklicher Gedanke; aber wenn diese nur darin gefunden wird, daß die zerdehnten Formen, wie ὁρόωσι, als verunglückte Neuschöpfungen des Dichters verstanden werden, daß die virtuose Verwendung rhetorischer Kunstmittel an ihm gepriesen wird, und daß endlich die besondere Art der Dialektmischung, d. h. ob κε oder ἄν, ob eine 'äolische' oder ionische Form gewählt wird, nicht 'eigentlich' dem

Verszwange, sondern der Laune des Dichters zugeschrieben wird (S. 121 ff.), so wird das Versprechen, uns den sprachgewaltigen Dichter zu zeigen, leider nicht erfüllt. — Wie Fick von der Sprache aus zu einer schichtweisen Entwicklung des Epos zu gelangen suchte, so gingen Helbig, Reichel, Robert u. a. von der Archäologie aus und zerlegten das Epos in verschiedene Kulturschichten, die sie ohne weiteres den poetischen Schichten gleichsetzten. Die Voraussetzung, daß die homerischen Kulturschilderungen realen Verhältnissen entsprechen müßten, die der Dichter stets mit eigenen Augen gesehen habe, läßt D. mit Recht nicht gelten; die merkwürdige Zwiespältigkeit der homerischen Kultur erklärt er z. T. im Anschluß an Belzners Homerische Probleme 1. damit, daß der Dichter in Unkenntnis des älteren Kulturzustandes unbewußt Modernes auf eine ältere Zeit überträgt, 2. daß gelegentlich älteres Kulturgut unbewußt durch konventionelle epische Formeln in seine Dichtung eingedrungen ist, 3. daß der Dichter aber auch die Kunst der historischen Abstraktion mit Bewußtsein geübt und als kulturellen Hintergrund echt dichterisch sich ein Kulturbild des Heroenzeitalters konstruiert hat. Die besondere Art dieser Kulturmischung ist also Eigentum des Dichters, der nur in Gleichnissen und Metaphern nicht archaisiert, sondern hier alles aus seiner eigenen Umgebung holt. Wenn D. auch in der Geographie und Topographie denselben Standpunkt zur Geltung zu bringen sucht und den Anschauungsrealismus, wie er ihn nennt, bekämpft, so liegt hier meiner Meinung nach die Sache doch etwas anders. Zweifellos werden wir zugeben, daß ein Dichter entsprechend seinem poetischen Bedürfnis mancherlei Züge seines geographischen Bildes frei erfinden wird (z. B. den Hof des Eumaios mit Umgebung), aber er ist bei der Schilderung seiner Heimat doch in viel höherem Maße an die Wirklichkeit gebunden als bei einer Kulturschilderung. D. ist in diesem Kapitel vielfach inkonsequent! Die Abenteuer des Odysseus sollen im allgemeinen zwar in einer westlichen Richtung, sonst aber in einem Lande Nirgendwo liegen, von dem der Dichter selbst weder eine Anschauung besitzt noch von seinen Hörern verlangt. Trotzdem lokalisiert D. die Phäaken in Kreta. Dem Leukas-Ithaka-Problem und den Fragen, die sich bei der Topographie von Troja ergeben, ist D. nicht energisch genug zu Leibe gegangen; bloße 'Seifenblasen' sind das nicht. Auch geht es nicht an, Autopsie für den Dichter der Ilias und Odyssee rundweg zu leugnen und sie nur für ein vor den Epen liegendes primitiveres Stadium des epischen Gesanges gelten zu lassen, so daß durch die Weitergabe dieser Lieder die geographischen Erinnerungen verblaßt sind. Wie reimt sich diese Übernahme aus früheren Zeiten von sprachlichem, geographischem, mythischem, auch rein technischem Gute mit der Behauptung, daß nur schwache Spuren von der Handwerkersitte einer früheren Periode bei Homer zu finden seien? Wie reimt es sich, daß der Bekämpfer des Anschauungsrealismus eine geradezu phantastische Berechnung seines Freundes J. A. Scott (Class. Phil. 1916 S. 148) rühmt, nach der die Abreise des Odysseus von Kalypso auf den 5. Oktober, die Landung in Scheria auf den 23. Oktober angesetzt wird, da der Untergang des Bootes ε 272 um 800 v. Chr. (!) zuletzt am 21. Oktober sichtbar war (S. 357 A. 4)? — Im 6. Kap. stellt sich D. nach einem Überblick über die Geschichte der mythologischen Betrachtungsweise in scharfen Gegensatz zu K. O. Müller, v. Wilamowitz, Robert, die dem mythischen Ursprunge des Epos und der epischen Helden nachgegangen sind und von der Voraussetzung ausgehen, daß ein im Götterkult lokalisierter Heros ein ursprünglicher Lokalgott sein müsse, der an dem Orte seines Kultus entstanden und von hier erst in die Heldensage übernommen sei. Nach seiner Ansicht sind die angeblich mythischen Züge bei den großen Helden (z. B. Agamemnon, Odysseus) durchaus trügerisch, erst recht bei den kleinen (Thersites). Nur für Achill und Helena will er allenfalls einen Ursprung aus dem Mythos gelten lassen, doch verklausuliert er sein Zugeständnis bei Achill noch außerordentlich ('eine alte [thessalische?] Naturgottheit, vielleicht eine Lichtgottheit, ohne daß selbst hier die Annahme einer unmythologischen Idealschöpfung, möglicherweise sogar auf histo-

rischer Grundlage, ganz ausgeschlossen werden kann'). Bei der Beurteilung der Götterhandlung — von Göttermaschinerie sollte man nicht immer reden, wenn man in Homer einen dichterischen Genius sieht — geht D. von Nestle (Neue Jahrb. 1905 XV 161, Die Anfänge einer Götterburleske bei Homer) und Finsler (I² 241) aus; sie dient nicht religiösen, sondern poetisch-technischen Zwecken und ist als komische Kontrasthandlung zu den heroischen Kampfszenen gedacht, um durch das burleske Spiel den blutigen Ernst des Krieges in ein befreiendes Lachen aufzulösen (S. 421). Für die Ilias mag das wohl im allg. zutreffen, wenn auch dort lange nicht alle Götterszenen burlesken Charakter haben und die ganze Praxis überhaupt aus älterer Tradition übernommen zu sein scheint. Die Odyssee, bei der man viel eher von einer Göttermaschinerie reden könnte, unterscheidet sich wesentlich in dieser Beziehung von der Ilias; wenn D. diesen Unterschied damit zu erklären glaubt, daß die bürgerliche Odyssee einen komischen Kontrast von der gleichen Stärke, wie ihn die Ilias aufweist, nicht vertragen würde, so befriedigt eine solche Erklärung nicht: die Götter der Ilias sind lebensvolle Gestalten, Athene in der Odyssee ist fast überall ein blasser Schemen. Darauf kommt es an. Der Glaube des Dichters hat nach D. mit diesen freien Schöpfungen einer künstlerischen Phantasie nichts zu tun, und die Herabwürdigung des Göttlichen kann unmöglich seinem religiösen Empfinden entsprechen. Das ist eine unwahrscheinliche psychologische Konstruktion: Humor, Naivität, groteske Darstellung der Götterhandlung lassen sich wohl mit einem gläubigen Dichter vereinen, nicht aber Sarkasmus und 'Herabwürdigung des Göttlichen'. Wenn die homerischen Helden keinen Zug von Freigeisterei haben, so beweist das nichts: auf sie, die er sonst archaisiert, hätten derartig moderne Anschauungen gewiß nicht gepaßt. — Das Verhältnis von Sage und Geschichte ist der Inhalt des 7. Kapitels. D. lehnt alle Sagenverschiebungen ab, z. B. die Verlegung des Agamemnon nach Thessalien. Nach den Analogien des epischen Volksgesangs ist es ihm wahrscheinlich, daß gewisse Haupthelden, wie Agamemnon, Menelaos, Diomedes, Nestor, aber nicht Hektor, ursprünglich geschichtliche Persönlichkeiten waren, die zugleich an den Hauptzentren der mykenischen Kultur, vor allem im Peloponnes, eine besondere Rolle gespielt haben. Irgendwelche Geschichtlichkeit des Trojanischen Krieges bestreitet er; zu dem Zwecke leugnet er mit recht fraglichen Gründen sogar die kommerzielle Bedeutung von Trojas Lage, die Ed. Meyer und Leaf mit Recht betonen. Der ganze Kriegszug der *Παναχαιοί* nach Troja unter Agamemnons Führung ist seiner Ansicht nach am Königshof in Mykenä von fahrenden Sängern zur Verherrlichung des dortigen Geschlechtes erfunden und mit der ursprünglich mythischen Helenasage und alten, also vormykenischen und thessalischen Liedern von dem Sonnenhelden Achilleus verbunden worden. 'Um diese Vereinigung indessen nicht unnatürlich erscheinen zu lassen', ist vom Sagendichter — eben waren es mehrere — auch noch Mittelgriechenland in den Befehlsbereich des Agamemnon einbezogen worden. Ein schwieriger Punkt ist dabei die Ausfahrt des Gesamtheeres aus Aulis in Böotien, das recht weit von Mykene entfernt liegt. Es soll aber nach D. dem oder den Sängern als zentraler Sammelplatz geeignet erschienen sein (S. 288), oder (S. 292 A 1) persönliche Beziehungen eines sagenschaffenden Sängers sollen dabei maßgebend gewesen, der damit ein Kompliment an die böotischen Fürsten beabsichtigen mochte. Bei solchen Einfällen sollte es D. doch vermeiden, kurz vorher Cauers Hypothese als schöne Phrase und Taschenspielerei zu bezeichnen. Von der Argolis sind dann später unter dem Druck der dorischen Invasion die epischen Einzellieder in die kleinasiatischen Sitze argivisch-attischer Ionier mitgenommen und dort künstlerisch weitergebildet worden, bis dann ein dichterischer Genius Homer sie zum organischen Epos ausgestaltete. Primitive Stadien bei der mykenischen Märchensage, die in der kretisch-peloponnesischen Odysseussage sich kristallisiert haben soll — hier verschiebt D. offenbar kräftig mit —, wagt er nicht weiter zu bestimmen. Man wird zugeben, daß D. hier vor kühnen Hypothesen nicht zurückgeschreckt ist; um

so mehr ist man erstaunt, als er bei dem Text der beiden Epen jede Hypothese schlankweg ablehnt und gegen Vertreter des von ihm sogenannten kritischen Rationalismus, besonders gegen Cauer und Bethe, in einer Weise polemisiert, die stark an Gehässigkeit grenzt. Seiner Ansicht nach betrügt der sich selbst und die, welche ihm glauben, der durch die Inhaltsanalyse zu irgendwelchen positiven Ergebnissen über die Entstehung des Epos und über seine Quellen vordringen will, und die ganze Arbeit eines Jahrhunderts von Wolf bis Wilamowitz ist im Grunde zwecklos gewesen, höchstens hat sie trotz des endlos viel törichten Geredes den Anstoß und manchmal auch die Mittel geboten, die Eigenart der homerischen Dichtung richtiger zu erkennen. Von zwei falschen Voraussetzungen gehen nach D. die Anhänger der analytischen Methode aus: 1. daß die Logik des gesunden Menschenverstandes als Maßstab des dichterischen Schaffens zu betrachten ist, 2. daß alle ursprüngliche Poesie vollkommen und widerspruchslos sein muß. Darin hat D. gewiß nicht unrecht, daß auf der Jagd noch Widersprüchen viel gesündigt ist, daß viele zwischen ästhetischer Betrachtung und kritischem Rationalismus schwanken, wobei der letztere Standpunkt in der Regel siegt (selbst bei Wilamowitz, vgl. Ilias S. 20 und 23), und daß man bei einem Dichter in des Dichters Lande gehen muß. Aber wenn er glaubt, die kritische Analyse theoretisch und praktisch ausschalten zu müssen, weil sie zu einwandfreien und widerspruchlosen Ergebnissen nicht gelangt ist, so wäre es dasselbe, als wenn man aus den sich widersprechenden Ansichten der Philosophen den Schluß ziehen wollte: die ganze Philosophie taugt nichts und man lebt am besten in den Tag hinein. D. hält ja auch selbst den Schiffskatalog für eine Interpolation (S. 434), ob aus kritischen oder rhapsodischen Gründen, ist dabei gleichgültig. Oder ist einmal keinmal? Damit habe ich schon gesagt, daß ich D.s methodischen Standpunkt nicht billigen kann, der verlangt, daß wir die Frage nach tiefergreifenden Verderbnissen der Überlieferung überhaupt so lange nicht stellen dürfen, als nicht die Dichtung, so wie sie vorliegt, bis in die feinsten Einzelheiten ästhetisch verstanden ist. Um dabei nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren, muß er sich natürlich bemühen, den Nachweis von der Vorzüglichkeit unserer Textüberlieferung zu erbringen. Deshalb soll die von Rhapsodeninterpolationen befreite alexandrinische Rezension letzten Endes auf eine ursprüngliche Niederschrift der homerischen Epen durch den Dichter selbst zurückgehen, eine vorsichtige ästhetisch-kritische Betrachtung soll nur die kleinen Flecken beseitigen, durch die der ursprüngliche Text wie jedes andere antike Literaturwerk verunstaltet sein mag. Der Wunsch ist hier zu sehr der Vater des Gedankens gewesen, und schon die von ihm selbst zugegebene, mehrere hundert Verse umfassende Interpolation des Schiffskatalogs hätte ihn stutzig machen sollen. Finsler scheint mir bisher allein den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, indem er die ästhetische Analyse in den Vordergrund stellte, aber die Kritik nicht ausschaltete; denn das eine ist oft durch das andere bedingt. Man wird über viele seiner Ansichten anderer Meinung sein können, aber auf diesem Grunde läßt sich weiterbauen.

Die positive Leistung D.s soll darin bestehen, uns die homerische Kunst der Komposition, der Charakteristik und des Stils aufzuzeigen, und ich will hier gerne anerkennen, daß sich bei ihm viele schöne Beobachtungen über Motivierungen, Charakteristik, über Gleichnisse, schmückende Beiwörter, Formelverse, Spannung, Retardationen usw. finden. Ausführliche Einzelheiten sollen erst die beiden nächsten Bände geben. Aber in seiner Gesamtauffassung scheinen mir doch nicht unwesentliche Punkte sehr anfechtbar zu sein, zunächst einmal seine rhapsodische Teilung. Im Gegensatz zu Bethes These, das homerische Epos sei ein Buchepos und eine unteilbare Einheit, geht er über Wilamowitz, der bei der Ilias (S. 373) von einem Gedichte in vielen Rhapsodien, ausreichend für eine lange Reihe von Vorträgen, gesprochen hatte, hinaus und behauptet geradezu, Ilias und Odyssee seien von dem Rhapsoden Homer für einen rhapsodischen Agon gedichtet worden, da im VIII. Jh. keine andere Möglichkeit bestand, ein episches

Werk an die Öffentlichkeit zu bringen, und die ursprünglichen Rhapsodien ließen sich mit Sicherheit bloß durch richtiges Einschneiden wiedergewinnen; für die Ilias ergäben sich 18, für die Odyssee 15 Rhapsodien. Den Umfang dieser Rhapsodien bestimmt er nach den Analogien moderner Deklamatoren auf rund 1000 Verse für einen Vortrag von $1^1/_2$—2 Std., wobei die einzelnen Rhapsodien in der Ilias zwischen 600—1100, in der Odyssee zwischen 600—900 schwanken. Eine Bestätigung für die Richtigkeit der Teilung soll es sein, daß H. Draheim (Die Ilias als Kunstwerk. 1914) bei der Ilias, Adcock (Cambridge) bei der Odyssee unabhängig annähernd zu denselben Ergebnissen gekommen sind. Das ist noch lange keine Septuaginta! Auch gesteht D. selbst, daß er sich bei der Odyssee über einzelne Rhapsodien nicht einmal mit Stürmer habe einigen können. Ja, die Voraussetzungen der ganzen Hypothese sind unsicher: Ganz abgesehen davon, daß Agone erst für die Zeit des Peisistratos wirklich bezeugt sind, hatte der Dichter doch noch andere Möglichkeiten, öffentlich sein Werk vorzutragen, z. B. beim Mahle, wo man gewiß nicht immer $1^1/_2$ bis 2 Std. zuzuhören verlangte. Die in sich abgeschlossene Glaukosepisode, die sich für einen kurzen Vortrag gut eignet, umfaßt nur 117 Verse. Hätte der Dichter sein Werk endlich nach abgeschlossenen Rhapsodien gegliedert, so würden die Füllstücke und Zwischenszenen, die meist auf folgende Ereignisse vorbereiten sollen, völlig in der Luft schweben. Es mag genügen, hier nur einzelne Bedenken geäußert zu haben. Die Rhapsodien behandelt D. nun als feste Einheiten, um dann in ihnen einen streng symmetrischen Aufbau des Ganzen, in den Ober- und Unterteilen zu finden. Man hatte schon vor D. beobachtet, daß Homer die Kunstmittel des Kontrastes, der Steigerung, der Parallelismen, der Symmetrie verwertete und Dreiteilung liebte, bei D. sind das jetzt alles Gesetze geworden, und er findet im Kleinen und im Großen 'mit peinlicher Genauigkeit' Zahlensymmetrien beobachtet, die 'bisher noch niemals' bei Homer entdeckt sind, und denen er für die Echtheitskritik dieselbe Bedeutung beimißt wie den rhythmischen Klauseln bei rhetorischen Schriften. Zu welchen Konsequenzen diese verhängnisvolle Entdeckung führt, soll sogleich bei Bd. III gezeigt werden. Für das 'Gesetz' der Dreizahl stellt er folgende Schemata auf: 1. $a:a:a$ (volles Gleichgewicht), 2. $a:b:a$ (Gleichgewicht d. äuß. Glieder), 3. $a:B:a$ (ausgeweitetes Mittelstück), 4. $A:b:A$, 5. $a:a:b$, 6. $A:A:b$, 7. $a:a:B$ usw., endlich sogar $a:b:c$ im Verhältnis von $2:4:1$ oder $3:2:1$. Es genügt aber, wenn die Verszahlen annähernd übereinstimmen! Aristoteles hat mit gutem Rechte die Frage offengelassen, ob Homer *διὰ τέχνην ἢ διὰ φύσιν* der große Dichter sei, D. entscheidet sich einseitig dafür, daß er es *διὰ τέχνην* sei, und will in jedem Verse den bewußten Kunstverstand des Dichters finden (S. 444). Das führt besonders bei dem Sucher nach Zahlensymmetrien zu einer Verstandesklügelei, die den vielgeschmähten kritischen Rationalismus darin weit hinter sich läßt, und trotz aller Worte von der Persönlichkeit und Subjektivität des Dichters hat D. ihn mehr als *τεχνίτης* denn als *ποιητής* verstanden: denn die *φύσις* eines Dichters zeigt sich darin, wie er seine Menschen gestaltet, wie tief er ihnen in die Seele geschaut hat, und von dieser Meisterschaft Homers erfahren wir nicht zu viel.

Wenigstens nicht in dem III. Bd. von Stürmer, mit dessen Ergebnissen sich D. in allen wesentlichen Punkten identifiziert. Die Herausgeber haben das richtige Gefühl gehabt, daß dieser Band viel zu umfangreich geraten ist (S. IX), darum soll die Besprechung kurz sein. Die Rhapsodieneinteilung ist vielfach wenig überzeugend; wenn z. B. nach ϑ 469 (5. Rhaps. η 1—ϑ 469) ein Schnitt gemacht wird, so werden die beiden Demodokoslieder auseinandergerissen. In den Apologen kann schließlich bei jedem neuen Abenteuer neu angefangen werden; warum nun gerade $\varkappa$ 133 bei der Kirke oder λ 333 mitten in der Nekyia die 6. und 7 Rhaps. beginnen soll, sehe ich nicht ein. — Auf Symmetrien, Kontraste, Parallelen, Dreiteilungen ist eine Treibjagd veranstaltet worden, bei der mehr Wild zur Strecke gebracht ist, als in dem Walde vorhanden war. Z. B. sollen die Apologe wunderbar gegliedert sein: 1. Kikonen, 2. Lotophagen,

3. Kyklopie, 4. Aiolos, 5. Laistr., 6a Kirke I, 7a Nekyia I, Zwischengespräch, 7b Nek. II, 6b Kirke II, 8. Seirenen, 9. Skylla, 10. Thrinakia, 11. Untergang der Gefährten, 12. Charybdis. Damit es genau 12 Abenteuer, wie die 12 Arbeiten des Herakles, werden, d. h. damit die Dreizahl zweimal verdoppelt vorkommt, ist einfach 11. der Untergang der Gefährten, der von den *βόες Ἡλίου* überhaupt nicht zu trennen ist, weil sonst der Schluß fehlt, als besonderes Abenteuer angesetzt. Das 'Gesetz' der Dreizahl findet sich angeblich beobachtet z. B. in dreifacher Steigerung in der Rede des Melantheus: Schimpfen, Hohn, Drohung, 3 Posten in der Rechnung, die Odysseus den Freiern vorhält χ 35 bis 41 (mehr durfte er nicht sagen, denn 'daß er den Anschlag gegen Telemach nicht erwähnt, hat seinen Grund in dem Gesetz der Dreizahl', S. 501 A 1); die Verdoppelung der Dreizahl in den 6 Personen, deren Name mit *Εὐρυ* anlautet (3 Gegner des Odysseus, 3 Schaffnerinnen); ferner dreifaches Verhalten der Hunde des Eumaios, dreimal bedeutsame Rolle des Schlafes bei Odysseus, ja sogar dreimaliger Kontrast zwischen Wahn und Wirklichkeit. Eins von den vielen Beispielen von parallelen Personen: Eumaios und der Kyklop (S. 313 A 2). 'Die Beschreibung des Gehöftes des Sauhirten bietet eine kontrastierende Parallele zu der Höhle der Kyklopen. Beides Gehöfte von Hirten, aber welcher Kontrast besteht zwischen den Bewohnern! Dort der Menschenfresser, hier der freundliche Mann, der den geringsten Bettler gütig aufnimmt. Ein weiterer beachtenswerter Kontrast ist: dem Kyklopen konnte der Dichter seinem Plane gemäß keine Hunde beigesellen, Eumaios hat natürlich Hunde, die sogleich geschildert werden *θήρεσσι ἐοικότες* (Vorbereitung auf die Rolle, die sie spielen sollen)'. Am Ende jeder Rhaps. ist eine ausführliche Disposition mit Drei- und Zweiteilungen gegeben, zugleich in Klammern der Nachweis der Zahlensymmetrien und in darauffolgenden Anmerkungen die Schematisierung. Z. B. λ 90—149 Rede des Teiresias (9 + 39 + 12). Damit die Dreiteilung herauskommt, ist gegliedert: 1. Erscheinen des T., 2. Weissagung des T., 3. Odysseus' Frage und Teiresias' Antwort $(\underbrace{3+3}+1\underbrace{+2+1})$. Auf die Formel gebracht: V. 90—149 zeigen Sch. 6 im Vh. von 3 : 13 : 4 u. ann. F. $a + c = \frac{b}{2}$. Das soll heißen: die betr. Verse zeigen Schema *b* (kürzere Einl., Kern und längeren Schluß) im Verhältnis von 3 : 13 : 4 (in Wirkl. 9 + 39 + 12) und annähernd der Formel $a + c = \frac{b}{2}$, denn $3 + 4$ ist annähernd $\frac{13}{2}$. Die Alten hatten in dem Universalgenie Homer den Astronomen, Rhetor, Geographen entdeckt, den Mathematiker hatten sie vergessen. — Als Beispiel für die ästhetische Betrachtung mag die Ankunft des Hermes auf der Kalypsoinsel gewählt werden (S. 113) 'Retardierend folgt zunächst noch eine Landschaftschilderung, zuerst der weiteren, dann der näheren Umgebung der Grotte. Der Gott durchschreitet zuerst ein Wäldchen von Erlen, Schwarzpappeln und Zypressen, die nach den verschiedenen Abstufungen des Grüns ausgewählt werden: die hellgrüne Erle und dunkler belaubte Pappel bilden den Vordergrund, die Zypresse mit der ernsten Düsterheit ihrer Blätter den Hintergrund. Damit Staffage nicht fehle, nennt der Dichter die Vögel, deren Beiwörter passend gewählt worden: *τανυσίπτεροι*, die Vögel fliegen beim Nahen des Gottes auf und zwar mit Geschrei, so daß man die vorgestreckten Zungen sieht: *τανύγλωσσοι*. Dann tritt der Gott aus dem Walde heraus auf eine Wiese, in deren Hintergrund die Grotte der Kalypso liegt. Da diese zuerst den Blick auf sich zieht, wird sie zuerst beschrieben und mit zwei Strichen geschildert: umwachsen von üppig rankendem Wein mit dunkeln Trauben. Auf der Wiese wird die Abwechselung durch die von dem Grün sich abhebenden Farben des *σέλινον* und *ἴον* bewirkt (zugleich wird die Vorstellung des lieblichen Duftes und der weichen Matten erweckt). Damit die Vorstellung der Bewegung, des Lebens nicht fehle, gibt der Dichter der Landschaft auch Wasser . . .' Ich fürchte, daß diese Art 'liebevoller Versenkung in das Einzelne,' wie D. die Methode Stürmers charakterisiert, die ganze ästhetische Richtung diskreditiert.

Georg Raddatz.

Adam Wrede, Köln und Flandern-Brabant. Kulturhistorische Wechselbeziehungen vom XII. bis XVII. Jahrhundert. Köln, H. Z. Gonski 1920. 151 S. 8°. 16 Mk.

'Das ist so alt wie der Weg nach Köln', sagt ein flämisches Sprichwort. Wie alt und wie viel begangen er ist, hat aber vor Adam Wrede niemand im Zusammenhang untersucht und dargestellt, so anziehend und aufschlußreich diese Verhältnisse in jeder Hinsicht sind. Man kann das Wirtschaftsgebiet vom Rheinknie bis zur Scheldemündung, von Frankfurt und Mainz bis Antwerpen und Brügge, als Einheit betrachten, dann springt die zentrale Lage von Köln so recht ins Auge. Was der flämische Seefahrer heimbrachte von den Meeren der Welt, das führte er auf uralten Handelswegen nach dem Stapelplatz am deutschen Niederrhein, der dafür den Weltmärkten von Gent, Brügge und Antwerpen die Waren des Oberlands vermittelte, vor allem seit alten Tagen den Wein. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im einzelnen sind dabei das Ergebnis jahrhundertelanger Schichtung, in der es auch heute keinen Stillstand gibt, die darum selbst heute neuen Hoffnungen Raum läßt. Immer neue Stöße haben das ganze Wirtschaftsgebiet durchbebt, in wechselnder Spannung, doch immer neu, wie Ebbe und Flut, folgen sich Mischung und Ausgleich, neue Mischung und neuer Ausgleich. Seit Beginn unserer Überlieferung gehen die Strömungen rheinauf und rheinab, kulturelle, politische, wirtschaftliche, sprachliche Bewegung im gleichen Takt. Die Stämme, die das Land bewohnen, sind, auch in ihrer geistigen Struktur, nächstverwandt von der Scheldemündung bis zu den Hängen der Eifel. Die Flamen und Brabanter in der befruchtenden Nähe des Meers haben den Vorsprung der Frühreife: ihre Anstöße tragen der Rhein und die Verkehrsstraßen das Land hinauf und teilen auch dem glücklich gelegenen Köln ihre Vorzüge mit, wirtschaftlich und bald auch in jeder geistigen Kultur, nach Schillers Wort:

> Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann: Güter zu suchen
> Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

So wanderten in den Wegspuren der Handelsherren Werke der Gebrüder van Eyck, Rogiers van der Weyden und vieler anderer nach Köln. Das bürgerliche Leben prägte sich auch hier in den durch künstlerisches und geistiges Schaffen verschönten Formen aus, die es in den südlichen Niederlanden so überraschend früh gefunden hatte. Von den 36769 Studenten, die von 1389 bis 1559 in Köln studiert haben, kamen 13646 aus den Sprengeln von Lüttich, Doornik, Cambrai und Utrecht. Angesichts solcher Zahlen versteht man, daß auch das Kölner Deutsch bis heute in Wortbildung und Wortschatz stark von niederfränkischen Einflüssen durchsetzt ist. Wrede bringt für alle diese Verhältnisse in ansprechender Darstellung gültige Beweise, die er aus bisher unverarbeiteten, teils auch unveröffentlichten Archivalien der Stadt Köln schöpft. In glücklicher Vielseitigkeit wird er seinem verzweigten Stoff nach jeder Richtung gerecht. Alfred Götze.

Die Einleitung der 'Doxographi Graeci' gibt, zumal im Schluß, schönstes Zeugnis von der edlen Dankbarkeit und der tiefen Verpflichtung, die H. Diels gegenüber seinem Lehrer Usener empfand, und, als der Erfolg sich auf seine wissenschaftliche Arbeit herabgesenkt hatte, öffentlich auszusprechen und durch die Widmung des Werkes nachdrücklich zu betonen wünschte. In das ihm überreichte Exemplar aber, das nach Useners Tode durch freundliche Spende seiner Gattin in meine Hände kam, hat dieser eine persönlichere Widmung einbinden lassen, die nach Diels' Tode weiteren Kreisen willkommen sein dürfte; wie sie die warme Dankbarkeit des großen Schülers bezeugt, so ihre Erhaltung ein erneutes Mal die *pietas* des großen Lehrers, zu dessen Geburtstag 1879 sie in Bonn zusammen mit dem Buche eintraf.

IN A. D. X. KAL. NOV. CIↃIↃCCCLXXIX

Festus adest, Usenere, dies: iam laeta puella
cum pueris celebrat lustra peracta novem.
Ecce fores crepitant: novus en super advenit hospes
congratulansque hilari talia voce refert:

Ille ego qui pridem patrium desidero vultum
nunc, pater, adsum illis non pietate minor.
Ergo dum fateare Tuo me sanguine cretum
ingeniique avias signa referre Tui;
adiungi sine me proli Tibi fausta precanti:
'Vive Tibi' optamus, 'vive Tuisque fave.'

Wolfgang Lindner.

(26 Oktober 1922)

ELEKTRA UND ANTIGONE

Von Ernst Kalinka

Obwohl Elektra und Antigone ganz verschiedenen Landschaften angehören und die Sagen, in deren Verlauf sie eingreifen, einander gar nicht berühren, tragen die zwei Heldenjungfrauen doch verwandte Züge, die aus ähnlichen Grundanschauungen hervorgegangen sind; und auch in der Entwicklung der beiden Gestalten haben dichterische Kräfte gleicher Art mitgespielt. Trotz makelloser Reinheit verkörpern sie nicht eigentlich weibliche Tugenden; und über die Liebe zum Manne sind sie so hoch erhaben, daß der Entschluß der Antigone, die Ehe mit Haimon schroff zurückzuweisen (Eur. Phoin. 1675 ff.), ebensowenig befremdet wie der Entschluß des Bauern, mit dem Euripides Elektra vermählt, sie nicht zu berühren (Eur. El. 51). Als treue Hüterinnen der Familienehre strömen sie ihre ganze Liebe auf Vater und Bruder aus. Elektra verzehrt sich in schmerzlicher Erinnerung an den ermordeten Vater und duldet lieber erniedrigende Schmach, als daß sie sich mit den Mördern aussöhnen und der Hoffnung auf Rache entsagen möchte; aber nicht bloß um der Rache willen hängt sie mit zärtlicher Liebe an ihrem Bruder, den sie nach der Erkennung jubelnd begrüßt und im Orestes des Euripides mit rührender Aufmerksamkeit pflegt. Antigone vertritt in dem Widerstreit zwischen Naturrecht und Staatsgesetz, zwischen *φύσις* und *θέσις*, mit unbeugsamer Entschlossenheit die Heiligkeit der Geschwisterliebe und läßt sich selbst durch die Androhung des Todes nicht abschrecken, ihrem Bruder, dem Hochverräter, die letzten Liebesdienste zu erweisen; und ganz im Einklang mit einer solchen Gesinnung steht ihre Bereitwilligkeit, als Begleiterin des blinden Vaters alles Ungemach des Elends zu teilen, wenngleich erst Euripides in seinen Phoinissen (1679 ff.) diese Weiterbildung vorgenommen zu haben scheint. Die schrankenlose, hingebende, aufopfernde Liebe, mit der Elektra gleich Antigone Vater und Bruder umfaßt, steigert sich zum unbändigen Trotz gegen jeden Widerstand; und im Kampfe mit den Verhältnissen entfaltet sich eine Seelengröße und eine unerbittliche Folgerichtigkeit, die nicht nur die Grenze der Weiblichkeit überschreitet, sondern über menschliches Maß hinausragt.

In dieser Durchbildung sind Elektra und Antigone Schöpfungen der Dichtung, wesentlich der tragischen Dichtung. Der alten Sage sind sie fremd und in den Homerischen Epen fehlen sogar ihre Namen. Zwar wird das Schicksal des Oidipus in der Nekyia gestreift, und Agamemnon erwähnt in der Scheltrede gegen Diomedes (*Δ* 370 ff.) Eteokles und Polyneikes; aber die Schwestern Antigone und Ismene kennt weder Homer noch Hesiod. Noch auffälliger ist es, daß Agamemnon *I* 145 unter seinen drei Töchtern gerade Elektra nicht aufführt, ihnen vielmehr die Namen Chrysothemis, Laodike und Iphianassa beilegt. Schon das frühe Altertum hat daraus geschlossen, daß Elektra sich unter dem Namen der Laodike verberge (s. Robert, Bild und Lied 173), weil Iphia-

nassa mit Iphigeneia gleichgesetzt wird und Chrysothemis bei Sophokles als Schwester der Elektra erscheint. Der Schluß ist voreilig: erst Sophokles hat der durch andauernde Seelenqual verhärteten, nur auf Blutrache bedachten Elektra, die er in der Orestie des Aischylos vorfand, aus dichterischen Rücksichten eine sanfte, nachgiebige Schwester zur Seite gestellt (vgl. Robert aaO. 170), wie in demselben Sinne Ismene neben seiner Antigone auftritt, und hat sich ihren Namen aus der Ilias geholt. Er wählte gleich den ersten Namen Chrysothemis, hätte aber ebensogut Laodike herausgreifen können — vielleicht mit mehr Recht; denn wenn eine der drei von Agamemnon genannten Töchter mit Elektra gleichzusetzen ist, so könnte das am ehesten Chrysothemis sein, weil auch im Worte Elektra, wie ich gleich zeigen werde, der Begriff des Goldglanzes vorherrscht.

Es erscheint verwunderlich, daß Gestalten, auf deren Handlungsweise sich ganze Tragödien aufbauen, in der älteren Sage gar keine Rolle gespielt haben; aber aufmerksame Betrachtung ergibt, daß weder Elektra noch Antigone auf den Gang der Ereignisse, wie sie sich in der Sage abwickeln, entscheidenden Einfluß ausgeübt hat: auch ohne Elektra mußte Orest die ihm von Apoll aufgetragene Pflicht der Blutrache erfüllen; auch ohne Antigone vollzog sich das Schicksal an den fluchbeladenen Söhnen des Oidipus. Es erhebt sich die Frage, ob die Dichtung diese zwei Frauengestalten frei erfunden oder ob sie an eine ältere Überlieferung welcher Art immer angeknüpft hat.

I. ELEKTRA

Die Griechen nannten den Bernstein Elektron. Da aber Schmuckgegenstände aus Bernstein sich schon in mykenischen Kuppelgräbern gefunden haben, so ist es wahrscheinlich, daß die Griechen Wort und Sache von der vorgriechischen Bevölkerung übernommen haben. Trotzdem ist diese Bedeutung des Wortes bereits eine übertragene; denn zweifellos wurde lange vor dem aus fernem Norden eingeführten Bernstein ein in Kleinasien selbst zutage gefördertes Gemisch aus Gold und Silber so genannt. Weil in dieser Mischung das Gold stark überwog, zeichnete sie sich durch Goldglanz aus, und dieses Merkmal des Goldglanzes war offenbar maßgebend für die Übertragung des Wortes auf den Bernstein. Damit wird zugleich der vorgriechische Name des Sonnengottes Elektor verständlich, der sich aus einigen Homerstellen erschließen läßt. Damit erklärt sich ferner der Name Elektra einer der Plejaden, der gleichfalls unbedenklich der vorgriechischen Bevölkerung zugeschrieben werden darf; denn die Plejaden müssen schon frühzeitig die Aufmerksamkeit des südländischen Ackerbauers auf sich gezogen haben, weil ihr Aufgang im Mai mit der Zeit der Ernte, ihr Untergang im Oktober mit der Zeit der Herbstsaat zusammenfällt. Demgemäß bezeichnet Diodor V 56, 5 sicherlich auf Grund guter Überlieferung die auf Rhodos verehrte Elektryone als Tochter des Sonnengottes. Ihren echten Namen Alektrona hat eine Inschrift von Ialysos (IG. XII 1, 677 = Leges sacrae ed. Ziehen 145) enthüllt. Das hohe Alter dieser Lichtgöttin Alektrona verrät eine bisher rätselhafte Bestimmung ihres Tempelgesetzes: μὴ

ἐσίτω ἵππος ὄνος ἡμίονος γῖνος μηδὲ ἄλλο λόφουρον μηθὲν μηδὲ ἐσαγέτω ἐς τὸ τέμενος μηθεὶς τούτων μηθὲν μηδὲ ὑποδήματα ἐσφερέτω μηδὲ ὕειον μηθέν. Mit Recht hat Ziehen das davon getrennte folgende Verbot, Schafe hineinzutreiben, scharf abgesondert und damit begründet, *ne fanum damnum acciperet.* Begreiflich ist es auch, daß nichts, was vom Schweine, diesem unreinlichen und daher unreinen Tier, herrührt, ins Heiligtum eingelassen wird; desgleichen, daß es kein Schuh, an dem der Schmutz der Straße haftet, betreten darf, wie noch heute dieses Verbot für die Moscheen gilt. Die Ausschließung des Pferdes aber und seiner Kreuzungen mit dem Esel geht auf ganz andere Ursachen zurück und findet ein Seitenstück in der gut bezeugten Tatsache, daß der Aricinische Hain von Pferden nicht betreten werden durfte (vgl. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl. 249), worauf schon Ziehen hingewiesen hat. Das Pferd, das auf ägyptischen Denkmälern erst seit dem Neuen Reiche auftaucht, in Syrien und Arabien gar erst in den letzten Jahrhunderten des Altertums gezüchtet zu werden beginnt, scheint der vorgriechischen Bevölkerung Westkleinasiens und Griechenlands entweder unbekannt gewesen zu sein oder doch noch nicht als Haustier gedient zu haben; und wenn auch die Indogermanen, wie das fast allen indogermanischen Völkern gemeinsame Wort *ekuos* beweist, ein Pferd gekannt haben, so war dies vermutlich ein kleines Wildpferd, das nicht sowohl zu Dienstleistungen als zur Nahrung in Herden gehalten wurde (vgl. Hehn-Schrader, Kulturpflanzen und Haustiere 52), daher auch nicht von den einzelnen Stämmen in ihre neue Heimat mitgenommen wurde. Die Zähmung und Züchtung des Pferdes scheint von Mittelasien oder vom iranischen Tafelland ausgegangen zu sein und sich am Anfang des zweiten Jahrtausends in die östlichen Mittelmeerländer verbreitet zu haben. So erklärt es sich, daß das Pferd auf griechischem Boden im zweiten Jahrtausend v. Chr. noch nicht für den Hausgebrauch (vgl. noch Hesiod, Erga 405 f. *οἶκον μὲν πρώτιστα γυναῖκά τε βοῦν τ' ἀροτῆρα, χρήματα δ' ἐν οἴκωι πάντ' ἄρμενα ποιήσασθαι*), sondern nur für Kriegszwecke verwendet wurde, daß das neue Nutztier als Verkörperung von Göttern verehrt wurde (wie Potidan, Boreas, Erichthonios), daß am Hochfest des olympischen Zeus der Wettlauf von Viergespannen erst mit der 25. Olympiade zugelassen wurde (trotz Körte, Hermes 1904 XXXIX 229), daß die Mutter von Kleobis und Biton nicht Pferde, sondern Rinder ins Heiligtum der Hera ziehen sollten (vgl. Hehn-Schrader aaO.). Auch im Dekalog erscheint das Pferd noch nicht, aber schon der Esel als Haustier, den die einzige Stelle der Homerischen Dichtungen *Λ* 558 ff. noch in halbwildem Zustande vorführt, woraus gewiß zu schließen ist, daß auch der Esel, das Reittier des jungen Gottes Dionysos, erst nach 1000 v. Chr. seine feste Stellung im Haushalt der Griechen erlangt hat (vgl. Pauly-Wissowa VI 627 f.). Wenn die Verehrung der Lichtgöttin Alektrona in eine Zeit zurückreicht, in der solche *λόφουρα ζῶια* noch nicht in die menschlichen Wohnstätten aufgenommen waren, so begreift es sich, daß sie auch späterhin aus ihrem Angesicht verbannt bleiben mußten, sowie das Eisen aus dem gleichen Grunde von älteren Kulthandlungen Roms ausgeschlossen war (vgl. Wissowa aaO. 34).

Natürlich muß die Lichtgöttin Alektrona nicht auf Ialysos oder überhaupt Rhodos beschränkt gewesen sein. Ihre eigentliche Heimat war vielmehr wahrscheinlich Argos, von wo aus Rhodos besiedelt wurde (Thuk. VII 57, 6 *Ῥόδιοι Ἀργεῖοι γένος*; Busolt, Griech. Geschichte I² 356). In Argos und den damit zusammenhängenden Gegenden der peloponnesischen Halbinsel häufen sich die Namen desselben Stammes. Alektor heißt ein König von Argos, ebenso einer von Elis. Aus Sparta holt sich Megapenthes, ein natürlicher Sohn des Menelaos, die Tochter eines Alektor zur Frau (*δ* 10). Elektryon hieß ein König von Tiryns, dessen Vater Perseus in einer beachtenswerten Überlieferung Sohn des Helios genannt wird, nach der herrschenden Sage aber aus dem in den Schoß der Danae gefallenen Goldregen entstanden ist, der zweifellos die Herkunft vom Himmelslicht und damit die Sonnennatur des Perseus andeutet. Die Plejade Elektra wurde auf der Kyllene geboren, eine Elektra schenkte in einer elischen Höhle dem Dardanos das Leben, ein Fluß in Messenien hieß Elektra, einer auf Kreta Elektras. Unter diesen Umständen ist die Behauptung gerechtfertigt, daß die Bewohner der peloponnesischen Halbinsel, insbesondere ihrer östlichen Landschaften, im zweiten Jahrtausend v. Chr. zu einer Lichtgöttin Alektrona oder Elektra beteten.

Eine solche Lichtgöttin *πάντ' ἐφορᾶι καὶ πάντ' ἐπακούει* (*Γ* 277, *λ* 109, *μ* 323), sie leuchtet auch in verborgene Winkel hinein und bringt Missetaten an den Tag, die das Licht scheuen; so verrät Helios *ϑ* 270 f. und 302 dem Hephaistos den Liebesverkehr seiner Gattin mit Ares (Jessen, Pauly-Wissowa-Kroll VIII 58: 'Jedem Menschen gelten Sonne, Himmel, Erde . . . als die ewigen Zeugen menschlicher Taten und Leiden, als die natürlichen Rächer des Frevels... Der Sonne klagt man seinen Kummer; sie bringt das Unrecht an den Tag'). Zumal im argivischen Königshause, das vor anderen der Obhut der Lichtgöttin Elektra anvertraut war, konnte ihr die heimtückische Ermordung Agamemnons nicht entgehen, und sie, die Reine, mußte als eine *Ἄρεια* (s. Kretschmer, Glotta 1921 XI 196) auf Sühnung des zum Himmel schreienden Verbrechens bedacht sein; vgl. Choeph. 984 ff.:

> *ὡς ἴδηι πατήρ,*
> *οὐχ οὑμός, ἀλλ' ὁ πάντ' ἐποπτεύων τάδε*
> *Ἥλιος, ἄναγνα μητρὸς ἔργα τῆς ἐμῆς,*
> *ὡς ἂν παρῆι μοι μάρτυς ἐν δίκηι ποτέ*

(ähnlich Properz IV 22, 30 *nec tremis Ausonias, Phoebe fugate, dapes*).

Schon in der ältesten Überlieferung erscheint diese Mordtat als gemeinsames Werk des Aigisthos und der Klytaimestra (*λ* 409 f. *ἀλλά μοι Αἴγισθος τεύξας θάνατόν τε μόρον τε ἔκτα σὺν οὐλομένηι ἀλόχωι* und *λ* 429 f. *οιον δὴ καὶ κείνη ἐμήσατο ἔργον ἀεικὲς κουριδίωι τεύξασα πόσει φόνον*); und zur Blutrache berufen war Agamemnons Sohn Orest, der sie in der Tat vollzog, sobald er herangewachsen war, *α* 40 f.:

> *ἐκ γὰρ Ὀρέσταο τίσις ἔσσεται Ἀτρεΐδαο,*
> *ὁππότ' ἂν ἡβήσηι καὶ ἧς ἱμείρεται αἴης.*

Längst ist erkannt, wenn auch immer wieder, sogar von Robert (Bild und Lied 163) bestritten, daß Nestor γ 309 f.:

> ἦ τοι ὁ τὸν κτείνας δαίνυ τάφον Ἀργείοισιν
> μητρός τε στυγερῆς καὶ ἀνάλκιδος Αἰγίσθοιο

den Muttermord Orests andeutet; nur scheut er sich, im Gespräch mit dem jugendlichen Telemach offen davon zu reden; denn wenn auch Athene α 298 ff.:

> ἦ οὐκ ἀίεις οἷον κλέος ἔλλαβε δῖος Ὀρέστης
> πάντας ἐπ' ἀνθρώπους, ἐπεὶ ἔκτανε πατροφονῆα
> Αἴγισθον δολόμητιν, ὅ οἱ πατέρα κλυτὸν ἔκτα;

den Ruhm verkündet, den sich Orest durch rücksichtslose Vollstreckung der Blutrache erworben hat, und noch nichts in den Homerischen Dichtungen auf Gewissensbisse Orests oder auf seine Verfolgung durch die Rachegöttinnen hinweist, so betrachtete doch schon das Zeitalter Homers die entsetzliche Tat des Muttermordes mit tiefstem Grauen; und daher begründet selbst Athene den Ruhm Orests nur mit der Ermordung Aigisths. Je höher sich die Sittlichkeit entwickelte, um so stärker wuchs der Abscheu vor dem widernatürlichen Frevel; und nicht einmal die Pflicht der Blutrache, nicht einmal der ausdrückliche Befehl eines Gottes erschien mehr wirksam genug, das natürliche Gefühl so weit zu unterdrücken, daß die Hand gegen die eigene Mutter die Waffe hätte zücken dürfen. Dieser fortgeschrittenen Auffassung genügte es nicht mehr, daß die über den Wolken schwebende Lichtgöttin Elektra, die mit eigenen Augen die verruchte Bluttat der Klytaimestra geschaut hatte, Sühne von der Hand des Sohnes heischte. Die Einwirkung auf Orest mußte von unmittelbarer, unentrinnbarer Gewalt sein, um ihn zum Muttermorde zu treiben. Diesen unwiderstehlichen Einfluß konnte Elektra auf Orest erst dadurch ausüben, daß sie seine Schwester wurde, die der Mutter Untat miterlebt, infolge dieses Mordes jahrelang aufreibende Seelenqual und schmählichste Erniedrigung erlitten hatte und im Überschwang dieser stürmischen Gefühle den heimgekehrten Bruder, der trotz des strengen Auftrags Apolls unschlüssig ist, zur Tat antreibt. Diese Rolle spielt Elektra in den Choephoren; und vielleicht klingt noch eine Erinnerung an die Stellung der Lichtgottheit Elektra zu dieser Verkettung von Bluttaten darin nach, daß Elektra, obwohl sie es ist, die den Bruder zum Muttermorde gedrängt hat, dennoch rein von Schuld bleibt: ihre Bitte Choephor. 140 f.:

> αὐτῆι δ' ἐμοὶ δὸς σωφρονεστέραν πολὺ
> μητρὸς γενέσθαι χεῖρά τ' εὐσεβεστέραν

geht in Erfüllung.

Gewiß hat nicht erst Aischylos die alte Lichtgöttin in die Familie Agamemnons versetzt; denn eine Anzahl von Vasenbildern des VI.—V. Jahrh., in denen Elektra an der Ermordung der Klytaimestra beteiligt erscheint (Robert, Bild und Lied 149 ff. 167 ff.), nötigt zu dem Schlusse, daß schon ein Epos des VII. Jahrh. die Umwandlung der Gestalt vollzogen hatte. In engem Zusammenhang damit steht ein Zeugnis des Stesichoros, daß Orest von Apoll einen Bogen erhalten habe zur Abwehr der Erinyen; denn es ist im Grunde dieselbe sittliche Anschauung, die einerseits im Muttermord einen so unfaßbaren Greuel

erblickt, daß er nur unter übermächtigem Einfluß verübt werden kann, andrerseits sich nicht damit abzufinden vermag, daß der Muttermörder von Gewissensqualen und Rachegeistern verschont bleibe. Nur Sophokles hat in seiner Elektra diese Gestalt so scharf und zielbewußt herausgearbeitet, sie mit so unwiderstehlicher Gewalt ausgestattet, daß Orest völlig in ihren Bann gerät und nicht einmal hinterher den Muttermord als schweres Unrecht empfindet.

II. ANTIGONE

Ursprünglich waren Eteokles und Polyneikes noch nicht mit Oidipus durch Bande der Blutsverwandtschaft verknüpft. Nichts freilich beweist es, daß sie in den Homerischen Dichtungen ganz getrennt von Oidipus erscheinen, dieser in der Nekyia, sie in der Ilias, und weder hier noch dort ein Wort auf ihre Verwandtschaft anspielt; aber λ 273 ff. läßt sich nur so verstehen, daß die Widernatürlichkeit der Ehe des Oidipus mit Epikaste sofort entdeckt wurde und die Mutter-Gattin sich infolgedessen das Leben nahm. Die Ehe dauerte also zu kurz, um Kinder hervorzubringen; vgl. Paus. IX 5, 11.

Immerhin waren zur Zeit der Ilias die beiden feindlichen Brüder schon ein fester Bestandteil der thebanischen Sage geworden; und die Art ihrer Verknüpfung zusammen mit der Art ihrer Namen läßt sogar Rückschlüsse auf eine vorausliegende Entwicklung dieser Sage zu. Eteokles ist ein echter, alter Königsname, in dessen Träger wir unbedenklich einen altthebanischen König der Griechen erblicken dürfen. Polyneikes, der 'Haderreiche', dagegen ist ein redender Name und sollte den bezeichnen, dessen Streitsucht und Herrschgier schuld daran war, daß furchtbares Verhängnis über das Königshaus hereinbrach. Damit ist zugleich gesagt, daß Polyneikes von vornherein, wenn es auch in der Ilias nicht ausgesprochen ist, als Bruder dem Eteokles gegenübergestellt war, und zwar als der jüngere Bruder, dem kein Anrecht auf die Herrschaft zustand. Erfunden wurde die Gestalt wahrscheinlich, um den Kampf der Sieben, der ebensowie der Rachezug der Epigonen bereits zur Zeit der Ilias in der Sage festsaß (Δ 379 f. und 405 ff.), zu begründen. Fraglich muß bleiben, ob die Feindschaft der zwei Brüder schon damals zum Wechselmord geführt hatte und ob eine Anspielung darauf in der Ilias nur deshalb fehlt, weil er für den Zusammenhang der Stelle belanglos war. Mindestens aber muß dieses Schlußglied bald darnach eingefügt worden sein und zwar vermutlich gleichzeitig mit der Anknüpfung des Brüderpaares an Oidipus; denn eindringlicher konnte die Fluchwürdigkeit der Ehe mit der eigenen Mutter nicht vor Augen geführt werden als durch die gegenseitige Ermordung des ihr entsprossenen Paares. In der Tat hat sowohl die Thebais (Robert, Oidipus I 170) wie die Oidipodie (Robert 109) den Doppelmord bereits gekannt und die beiden als Söhne des Oidipus eingeführt. In der Oidipodie hieß jedoch die Mutter des Brüderpaares Euryganeia. Robert erblickt hierin nur einen anderen Namen der Iokaste oder Epikaste.[1]) Gegenüber seinem ersten Bedenken erinnere ich an die Kyprien und

[1]) Oidipus I 110: 'Was für ein Monstrum von Epos müßte die Oidipodie gewesen sein, wenn sie auf den Tod der Iokaste noch die Vermählung mit der Euryganeia und die Ge-

die Nostoi. Das zweite Bedenken ist gewiß gerechtfertigt; aber wenn es darauf ankam, einen Einklang mit der Odyssee herbeizuführen, nach deren Angabe die widernatürliche Ehe sofort wieder in Brüche gegangen war, so konnten in einem kyklischen Epos Erwägungen anderer Art zurücktreten. Jedenfalls bezeugt Pherekydes in der Mitte des V. Jahrh. diese Doppelehe (Robert 109), und es ist wenig wahrscheinlich, daß erst er es war, der eine Übereinstimmung zwischen Odyssee und Oidipodie dadurch anstrebte, daß er Euryganeia für die zweite Frau des Oidipus erklärte; ja, das ist ausgeschlossen, weil er auch aus der Ehe des Oidipus mit Iokaste (nicht Epikaste, wie in der Odyssee) zwei Söhne hervorgehen läßt, Phrastor und Laolytos (s. Hermes 1915 L 320). Wenn aber bereits die Oidipodie auf den Ausgleich einer Sagengestalt, in der Eteokles und Polyneikes die Sprossen der blutschänderischen Ehe waren, mit der Odyssee, in der diese Ehe noch kinderlos blieb, bedacht war, so muß jene Sagengestalt schon in einer älteren Dichtung vorgelegen haben. Diese ältere Dichtung war die Thebais, die schon dem Kallinos bekannt war (s. Robert 185) und daher spätestens um 700 entstanden sein muß, also rund 50 Jahre vor der Oidipodie. Der Dichter der Thebais hatte unbekümmert um die Erzählung der Nekyia den Fluch der Ehe im Doppelmord der Söhne sich auswirken lassen.

Die Schwestern scheinen dem Epos noch fremd gewesen zu sein. Allerdings verleitet Paus. IX 5, 11: *ἐξ Εὐρυγανείας δὲ τῆς Ὑπέρφαντος ἐγεγόνεσαν (οἱ τέσσαρες παῖδες)· δηλοῖ δὲ καὶ ὁ τὰ ἔπη ποιήσας ἃ Οἰδιπόδια ὀνομάζουσι, καὶ Ὀνασίας Πλαταιᾶσιν ἔγραψε κατηφῆ τὴν Εὐρυγάνειαν ἐπὶ τῆι μάχηι τῶν παίδων* zu dem Schluß (Robert 109), daß die Oidipodie sie eingeführt habe. Aber da auch das Gemälde des Onasias, das Pausanias neben der Oidipodie als gleichwertigen Beleg für die Behauptung, Euryganeia sei die Mutter der vier Kinder gewesen, mit *καὶ—καὶ* anführt, nur die zwei Söhne und die schwer gebeugte Euryganeia dargestellt hat, so muß die Oidipodie nicht unbedingt die zwei Schwestern gekannt haben. Jedenfalls hängt die Vermutung Roberts (181 und 251), daß sie sogar schon in der Thebais vorgekommen seien, völlig in der Luft. Robert selbst äußert 125 die sehr beachtenswerte Ansicht, daß Mimnermos *τῆς Ἀντιγόνης οὐδὲ μέμνηται*; und tatsächlich hat das Schwesternpaar keine rechte Aufgabe zu erfüllen, solange nicht das Bestattungsverbot gegen Polyneikes in die Handlung eingeführt war. Dieses aber wird für uns erst faßbar in der Antigone des Sophokles. Selbständig allerdings treten uns die zwei Schwestern schon früher entgegen, und zwar zunächst Ismene ohne jede Verknüpfung mit Oidipus.

burt von vier Kindern hätte folgen lassen, also mindestens noch fünf Jahre nach der Katastrophe weitergespielt hätte, um dann im Sande zu verlaufen! . . . Aber nicht diese Erwägung ist in meinen Augen das Ausschlaggebende, sondern die Scheußlichkeit und Widerwärtigkeit des Gedankens, daß Oidipus, selbst wenn er nicht wie in dem Pisanderscholion ein blinder Krüppel war, sondern, wie wahrscheinlich in der Odyssee, sein Augenlicht behalten hatte, nach der blutschänderischen Verbindung mit seiner Mutter Epikaste und deren Selbstmord eine zweite Ehe eingegangen sein sollte, und ich scheue mich nicht, kategorisch zu behaupten, daß so etwas niemals in einem griechischen Epos gestanden haben kann.' (Ähnlich schon im Apophoreton 115.)

Ismene (eigentlich Hismene) hieß eine thebanische Nymphe, Tochter des boiotischen Flußgottes Asopos. Ebenso hieß ein Dorf bei Theben, Ismenos ein Fluß Boiotiens und ein thebanischer Heros, Ismenion ein Hügel in der Nähe Thebens, vielleicht der Sitz des eine Zeitlang weitberühmten Orakels des ismenischen Apoll. Der Name war also an die Gegend Thebens gebunden, und auch die davon abgeleiteten Namen wie Ismenias und Ismenodoros gehören vorzugsweise Thebanern. Der Name Ismene drängte sich also der Dichtung, wenn sie eine Schwester des thebanischen Brüderpaares brauchte, von selbst auf. Aber als Verteidigerin der Familienehre eignete sich Ismene weniger, weil an ihr ein Makel haftete. Es wird nämlich erzählt, daß sie in Geschlechtsverkehr mit Periklymenos sich eingelassen hatte und in dessen Armen auf Geheiß der Athana von Tydeus ermordet worden sei (Robert I 121 ff. und 193); und diese Erzählung wird durch ein Vasenbild bestätigt, das den nackt entfliehenden Periklymenos und die Ermordung der auf dem Bette liegenden Ismene darstellt.

Neben Ismene und als Hauptvertreterin reinsten Familiensinnes trat daher Antigone in den Vordergrund. Der Name ist wie Polyneikes ein echt griechischer, während Ismene-Hismene schon durch seine Endung, die in vielen vorgriechischen Namen Griechenlands und Kleinasiens wiederkehrt (s. meinen Aufsatz im XXI. Jahrgang des Archivs für Religionswissenschaft S. 32[29]), auf die Sprache der vorindogermanischen Bevölkerung Griechenlands weist. Der Name Antigone ist ferner wie Polyneikes ein redender Name und bezeichnet ein Kind, das *ἀντὶ . . . ἐγένετο*, als Ersatz eines anderen Kindes, war also sachgemäß, wenn einem Elternpaar, das ein Kind verloren hatte, bald darnach ein anderes geboren wurde, das als Ersatz gelten konnte. Als Ersatz für die im Zweikampf gefallenen Brüder Eteokles und Polyneikes konnte freilich Antigone nicht gelten und kann nicht, wie U. v. Wilamowitz (Sitzungsber. der Berl. Akad. 1903, 437) meint, darnach ihren Namen erhalten haben; denn sie war damals bereits erwachsen, ja nach einer alten Überlieferung überhaupt älter als die beiden Brüder, da sie sich Ant. 900 ff. rühmt, ihren Eltern (offenbar als ältestes Kind) die letzten Liebesdienste erwiesen zu haben. Will man also nicht den Ausweg einschlagen, Antigone habe ihren Namen ohne tieferen Sinn erhalten, so kann sie innerhalb der Sage, in die sie hineingestellt ward, ursprünglich nur Ersatz für den ausgesetzten Oidipus gewesen sein. Vielleicht hat sich eine Spur solch alter Beziehung in den Worten der Iokaste (Eur. Phoin. 57 f. *τὴν μὲν Ἰσμήνην πατὴρ ὠνόμασε, τὴν δὲ πρόσθεν Ἀντιγόνην ἐγώ*) erhalten. Leicht begreiflich wäre es, daß diese farblose Rolle gänzlich von der lebensvollen Handlung, die Antigone in der jüngeren Dichtung übernahm, verdrängt wurde.

Noch vor der Antigone des Sophokles treten die zwei Schwestern in den Sieben des Aischylos auf; aber sie greifen hier noch nicht in die Handlung ein, sondern beschränken sich auf Wehklagen um die gefallenen Brüder. Der jetzige Schluß der Tragödie nämlich von 1005 an, worin für Polyneikes das Bestattungsverbot verkündet wird und Antigone ihren Entschluß, ihm trotzdem die letzte Ehre zu erweisen, offenbart, ist späterer Zusatz. Vielmehr verrät die Tragödie noch nichts davon, daß der Staat gegenüber den zwei gefallenen

Brüdern eine verschiedene Stellung eingenommen hätte, wie auch Pindar, Ol. VI 12ff. nur so zu verstehen ist, daß des Polyneikes Leiche gleich den anderen Heerführern verbrannt wurde (s. Bruhn in der Einleitung zu Soph. Ant. 4f. trotz Dopheide, De Sophoclis arte dramatica 46[1]). Unglaublich ist es aber auch, daß Antigone und Ismene von Aischylos hervorgezogen und zu Schwestern der feindlichen Brüder umgeprägt worden seien lediglich zu dem Zweck, um für diese den Grabgesang anzustimmen. Unabweislich ist deshalb der Schluß, daß schon vor Aischylos ein Dichter, um den düsteren Greueln im Hause des Oidipus, die durch Einfügung des wechselseitigen Brudermordes noch gesteigert worden waren, ein versöhnendes Bild gegenüberzustellen, die Sage dadurch weitergeführt habe, daß Schwesternliebe sich gerade des einen unseligen Bruders, den der Fluch der Abstammung zum Angriff gegen die eigene Vaterstadt gehetzt hatte, mit Aufopferung des eigenen Lebens annimmt. Diese Fortführung der Sage fällt schwerlich lange vor 467, das Aufführungsjahr der Sieben, weil Aischylos noch keine Kenntnis davon nimmt, sondern ihr nur das Schwesternpaar als solches entlehnt. Ein Dithyrambos des Ion von Chios soll erwähnt haben, daß Laodamas, Sohn des Eteokles, die zwei Schwestern in einem Tempel der Hera verbrannt habe. Gewiß mit Recht hat Robert (363) daraus gefolgert, daß Laodamas als Nachfolger des Eteokles das Bestattungsverbot gegen Polyneikes erlassen und die zwei Schwestern, die sich dagegen vergangen und darnach sich in ein Heiligtum der Hera geflüchtet hatten, in und mit diesem Heiligtum verbrannt habe. Da Ion, wahrscheinlich ein Altersgenosse des Sophokles, diesen Dithyrambos schon vor 467 gedichtet haben kann, sehe ich keinen zwingenden Grund, warum nicht er als Erfinder dieses Zusatzes gelten könne, wenngleich Robert (366) das für undenkbar hält; nichts berechtigt dazu, diese Wendung mit Schwartz (s. Bruhn 6**) auf eine Prosanovelle oder mit Robert auf eine Tempellegende zurückzuführen.

Die naheliegende Frage, warum Ion gleich zwei Schwestern auf einmal eingeführt habe, ist vielleicht damit zu beantworten, daß einer allein nicht die Kraftleistung zugemutet werden sollte, die schwere Mannesleiche ins Grab oder auf den Scheiterhaufen zu schleppen; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ursprünglich an eine wirkliche Bestattung gedacht war, nicht bloß an eine formelle, wie sie die Sophokleische Antigone vornimmt. Beweis dafür das noch zur Zeit des Pausanias gezeigte *Σύρμα Ἀντιγόνης* (Paus. IX 25, 2; Robert 362), wo Antigone den Leichnam zum Scheiterhaufen geschleppt hatte, ferner die allerdings erst aus späterer Zeit belegbare Fassung, daß Antigone in der Witwe des Polyneikes eine Helferin gefunden hatte, endlich gewisse Widersprüche, in die sich Sophokles mit seiner Darstellung verwickelt; denn die von Drachmann scharfsinnig beobachteten Widersprüche zwischen der Haupthandlung und der Erzählung des Wächters verbleiben auch nach dem Rettungsversuche Tychos v. Wilamowitz-Moellendorff (Die dramatische Technik des Sophokles 26ff.), und vor allem darf man sich nicht so leicht wie Robert (368f.) darüber hinwegsetzen, daß die Wächter einfach Staub und Erde vom Leichnam wegwischen konnten, statt sich durch die gewissenhafte Meldung ihrer Unachtsamkeit den

härtesten Strafen auszusetzen, während die Meldung unvermeidlich war, wenn jemand den Leichnam entfernt hatte. Sophokles hat an Stelle der wirklichen Bestattung die bloße Bestreuung gesetzt, vermutlich um das unerfreuliche Bild, wie der Leichnam von zwei Frauen weggeschleift wird, zu beseitigen.

Auf Erfindung des Sophokles möchte ich das Verhältnis Haimons zu Antigone zurückführen. Er legte Wert darauf, die in der thebanischen Überlieferung gegebene Gestalt einzubeziehen, um damit die Handlung zu beleben und zu vertiefen; aber erst Euripides hat das zunächst ganz lockere Band fester gezogen und zum Ehebund ausgestaltet. So viel steht fest, daß Antigone erst im V. Jahrh. allmählich Leben und Farbe gewonnen hat dank der unvergleichlichen Schöpferkraft der Tragödie.

DAS VERHÄLTNIS DER APOSTELGESCHICHTE ZUM 3. EVANGELIUM[1])

Von Peter Corssen

Auf dem Gebiete der literarischen Kritik des Neuen Testaments hat es wohl kaum eine größere Wandlung gegeben als den Umschwung in der Bewertung der lukanischen Schriften. Wenn auch im Laufe des XIX. Jahrh. das Urteil Ch. F. Baurs manche Verschiebung und Einschränkung erfuhr, so hätte sich doch schwerlich ein liberaler Theologe träumen lassen, daß ein Hauptvertreter der kritischen Richtung auf den Standpunkt der Kirchenväter zurückkehren und Apostelgeschichte und 3. Evangelium für das bei Lebzeiten des Apostels Paulus geschriebene Werk des in seinen Briefen erwähnten Arztes Lukas erklären würde. Daß aber diese Wandlung des Urteils einem allgemeinen Zug in der heutigen Wissenschaft entspricht, scheint aus der Tatsache hervorzugehen, daß ein unparteiischer Historiker, der es neuerdings unternommen hat, aus der Kraft eines selbständigen Urteils die Geschichte des Urchristentums zu schreiben, es im Anfang seines Werkes als eine besondere Gunst des Schicksals preist, daß die Anfänge des Christentums von einem Augenzeugen geschrieben seien. Wenn ich es hier unternehme, das Verhältnis der Apostelgeschichte zu dem 3. Evangelium einer Betrachtung zu unterziehen, so werde ich damit nicht in eine unmittelbare Prüfung der Ansicht von A. von Harnack und Ed. Meyer eintreten, aber ich werde versuchen, die Vergleichung der beiden Schriften so zu führen, daß dabei ganz von selbst ein Licht auf das Urteil jener beiden prominenten Gelehrten fällt. Hierbei werde ich nicht darauf ausgehen, alle Beziehungen zwischen der Apostelgeschichte und dem 3. Evangelium aufzusuchen und zu beurteilen. Ich werde mich auf die Besprechung einiger wenigen, aber für die Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Schriften besonders wichtigen Stellen beschränken und mich bemühen, auf diesem Wege zu einem Ergebnis von allgemeiner Bedeutung zu gelangen.

Der Verfasser der Apostelgeschichte erklärt sich mit dem ersten Satz seines

[1]) Vortrag, gehalten in der Religionswissenschaftlichen Vereinigung zu Berlin am 27. Mai 1922.

Buches für den Verfasser des 3. Evangeliums: 'Das erste Buch, mein Theophilus, habe ich über die Gesamtheit der Taten und Lehren Jesu verfaßt bis zu dem Tage, an welchem er die Apostel die er erwählt hatte durch den heiligen Geist beauftragte und emporgehoben wurde.' Aber indem er so die Erzählung an den Schluß des Evangeliums anknüpft, gibt der Verfasser ihr dann sogleich eine Wendung, durch die er sich mit dem Evangelium in einen Widerspruch setzt, der seine Erklärung Lügen zu strafen scheint. Denn während nach dem Evangelium die Himmelfahrt Jesu im Verlauf der ersten 24 Stunden nach seiner Auferstehung stattfand, wird in der Apostelgeschichte berichtet, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 40 Tage mit seinen Jüngern verkehrte und mit ihnen von dem Reiche Gottes sprach. Diese Darstellung wirft nach Ed. Meyers Meinung den ganzen Aufbau des ersten Buches über den Haufen. Da nun zudem der eben zitierte erste Satz unvollendet bleibt und die zu erwartende Beziehung auf den Inhalt des zweiten Buches durch die sofort beginnende Erzählung unterdrückt wird, so nimmt Meyer mit Harnack und anderen vor ihm eine umfangreiche Interpolation an, durch die der ursprüngliche Anfang des Buches zerstört worden sei. Daß die mangelnde Ergänzung des ersten Satzes auffällig ist, läßt sich nicht leugnen, und daß es der antiken Gepflogenheit entspricht, in der Vorrede zu einem zweiten Buche nicht nur auf das erste zurück-, sondern auch auf den Inhalt des folgenden Buches hinzuweisen, hat Norden in seinem Agnostos Theos bewiesen. Aber nicht bewiesen hat er, durch welche Gründe der vermeintliche Interpolator zu einem so schweren Eingriff bewogen wurde. Ich kann und will mich hier nicht auf die Lösung der formalen Schwierigkeiten des Anfangs der Apostelgeschichte einlassen und begnüge mich damit, seine inhaltliche Abweichung von dem Schluß des Evangeliums näher ins Auge zu fassen. Sie beschränkt sich auf die Verschiedenheit des Zeitpunktes der Himmelfahrt, im übrigen aber entsprechen sich die Schilderungen des Evangeliums und der Apostelgeschichte in der Sache durchaus und keine von beiden ist ohne die andere ganz verständlich. Bezeichnend für die erstere ist, daß in ihr die Zeitvorstellung völlig verschwimmt. Mit Recht bemerkt Wellhausen in seinem Kommentar zum Lukasevangelium, daß darnach die Himmelfahrt entweder in tiefer Nacht oder an dem auf die Auferstehung folgenden Morgen stattgefunden haben müsse, daß aber an keins von beiden gedacht sei. Diese Unbestimmtheit mindert ein wenig den Eindruck der durch die Einführung der 40 Tage in der Apostelgeschichte bewirkten zeitlichen Verschiedenheit, und vielleicht darf man darum doch nicht einen allzu starken Nachdruck darauf legen. Wie die Vorstellung der Zeit im Evangelium, so verflüchtigt sich die des Raumes in der Apostelgeschichte. Von den vielen Zusammenkünften, die Jesus in den 40 Tagen mit seinen Jüngern gehabt haben soll, wird nur die letzte unmittelbar vor der Himmelfahrt genauer erzählt, in der er die Jünger beim Mahle auffordert, Jerusalem nicht zu verlassen. Der Ortswechsel, der zwischen dem Mahl und der Himmelfahrt stattgefunden haben muß, wird völlig ignoriert und erst hinterher (V. 12) wird klar, daß Jesus vom Ölberg in den Himmel erhoben worden ist. Nach dem

Evangelium ist der Ort des Ereignisses Bethania. Das ist aber keine andere, sondern nur eine genauere Bestimmung, denn Bethania lag nach Luk. 19, 29 (= Mk. 11, 1) am Ölberg. Die beiden Berichte verhalten sich also zueinander ganz ähnlich wie die Wiederholungen in der Apostelgeschichte selbst, die doppelte Erzählung von dem Gesicht des Petrus und den damit zusammenhängenden Vorgängen in dem Hause des Hauptmanns Cornelius oder die dreifache Darstellung der Reise des Paulus nach Damaskus, die einander gegenseitig beleuchten und ergänzen, dabei aber auch kleine Widersprüche enthalten. Dieses enge Verhältnis zwischen den beiden Berichten tritt an einer Stelle in ein ganz besonders helles Licht. In dem Evangelium heißt es (V. 49): 'Siehe, ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch aus. Ihr aber lasset euch in der Stadt nieder, bis ihr Kraft aus der Höhe angelegt habt.' Diese Worte sind an sich durchaus unverständlich. Wenn auch der Gedanke naheliegt, obwohl er keineswegs notwendig ist, daß die Kraft aus der Höhe den Inhalt der Verheißung Gottes bildet, so bleibt doch durchaus unklar, was für eine Kraft das ist und in welcher Weise sie vermittelt werden soll. Das wird erst aus der erweiterten Wiederholung in der Apostelgeschichte klar. 'Als Jesus mit seinen Jüngern beim Mahle zusammen war', heißt es hier (1, 4ff.), 'befahl er ihnen, Jerusalem nicht zu verlassen, sondern die Verheißung des Vaters abzuwarten, die ihr von mir gehört habt, daß Johannes mit Wasser taufte, ihr aber mit heiligem Geist getauft werden werdet jetzt nach wenigen Tagen.' Also die Kraft des hl. Geistes wird Jesus seinen Jüngern aus der Höhe senden, und diese Kraft ist es, die von Gott verheißen ist. Nach der Rede, die Petrus nach dem Pfingstwunder an die erstaunte Menge richtet, ist diese Verheißung in den Worten des Propheten Joel enthalten: 'Ich werde von meinem Geiste auf alles Fleisch ausgießen' (Apg. 2, 17). Nach dieser Prophezeiung ist es freilich Gott selbst, der den Geist ausgießt. Aber Jesus hat die Verheißung des Geistes, wie Petrus weiter auseinandersetzt, d. h. den verheißenen Geist nach seiner Erhöhung durch die Rechte Gottes von seinem Vater empfangen und dadurch das Pfingstwunder bewirkt (V. 33). Die eigentümliche Verknüpfung der Verheißung des Vaters mit dem Worte Jesu über die Taufe des Johannes in dem Himmelfahrtsbericht in der Apostelgeschichte — 'die Verheißung des Vaters, die ihr von mir gehört habt, daß Johannes mit Wasser taufte, ihr aber mit heiligem Geiste getauft werden werdet' — läßt es freilich zweifelhaft erscheinen, ob schon hier an das Wort des Propheten Joel gedacht ist, da ja hier die Verheißung vielmehr in das Wort Jesu über den Täufer verlegt ist. Wir haben offenbar zwei verschiedene Vorstellungen voneinander zu unterscheiden, die alttestamentliche, daß Gott am Ende der Tage den Geist auf alles Fleisch ausgießen werde, und die neutestamentliche, daß die christliche Taufe eine Taufe mit Geist im Unterschiede von der johanneischen Wassertaufe sei. Wenn es nun in dem Himmelfahrtsbericht der Apostelgeschichte heißt, die Jünger hätten von Jesus gehört, daß Johannes mit Wasser getauft habe, sie aber mit heiligem Geist getauft werden würden, so darf man hierin nicht, wie das z. B. in dem Kommentar von Holtzmann geschieht, eine Beziehung auf den

Himmelfahrtsbericht des Evangeliums suchen, weil die Verheißung des Vaters, mit der das Wort über die Taufe in der Apostelgeschichte verknüpft ist, auch in dem Evangelium erwähnt wird. Denn beide Berichte laufen ja parallel und beziehen sich auf dieselbe Begebenheit, nur daß diese das zweite Mal zeitlich anders oder vielmehr fester bestimmt wird, und man hat nicht das mindeste Recht zu sagen, der Verfasser der Apostelgeschichte habe nachträglich die erste Erzählung der zweiten zeitlich voraurücken wollen. Statt ihm eine unmögliche Vorstellung unterzuschieben, muß man sich klarmachen, daß er gar nichts anderes gemeint haben kann, als daß Jesus bei irgendeiner früheren Gelegenheit den Gegensatz zwischen der Wasser- und Geistestaufe ausgesprochen habe, woran er jetzt mit dem Hinweis erinnere, daß die Geistestaufe nahe bevorstände. Wird nun aber die Bedeutung der in dem Evangelium erwähnten Verheißung erst aus der Apostelgeschichte klar, so findet nicht in der Apostelgeschichte eine Rückbeziehung auf das Evangelium, sondern in dem Evangelium eine Vorausbeziehung auf die Apostelgeschichte statt. Der Himmelfahrtsbericht des Evangeliums kann nicht geschrieben sein, ohne daß der der Apostelgeschichte zum mindesten bereits gedacht war, und so hängen hier, wo Evangelium und Apostelgeschichte auseinanderzustreben scheinen, in Wahrheit beide auf das engste zusammen.

Mit dem Bericht über die Himmelfahrt Jesu in Bethanien und seine Aufforderung an die Jünger, in Jerusalem zu bleiben, tritt der dritte Evangelist aus dem Rahmen der evangelischen Überlieferung heraus und setzt sich zu ihr in den schärfsten Gegensatz. Denn nach Matthäus (28, 16) und Markus (16, 7) verlassen die Jünger nach der Auferstehung Jesu Jerusalem und kehren nach Galiläa zurück. Ebendasselbe wird in dem Nachtragskapitel des vierten Evangeliums und in dem Petrusevangelium vorausgesetzt. Es kann kein Zweifel sein, daß dies die ursprüngliche Überlieferung ist, und daß sie recht hat. Andererseits ist es eine Tatsache, daß zur Zeit der Bekehrung Pauli Jerusalem der Sitz der Apostel war (Gal. 1, 17). Es ist also zu irgendeinem Zeitpunkt vor diesem Ereignis die Rückkehr und Übersiedlung der Jünger von Galiläa nach Jerusalem erfolgt. Zwischen dem Tode Jesu und diesem unbestimmten Zeitpunkt klafft in unserer Überlieferung eine tiefe Lücke. Diese Lücke hat der Verfasser des 3. Evangeliums und der Apostelgeschichte mit kühner Hand geschlossen, indem er von der Tradition des Markus und Matthäus, der er von der Taufe des Johannes bis zu der Öffnung des Grabes Jesu folgt, sich trennt und die Gründung der Kirche räumlich und zeitlich mit dem Tode Jesu in Verbindung setzt. Damit waren die letzten Spuren getilgt, die etwa irgendwie noch in der Erinnerung vorhanden waren, von den Vorgängen, die zur Entstehung der Sakramente des Abendmahls und der Taufe und somit der neuen Religion von Jesus Christus führten.

Von dem Schlusse des Evangeliums wende ich mich seinem Anfange zu. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz des Stiles vorstellen als den zwischen der Vorrede des Evangeliums und der dann folgenden Erzählung. Ausgezeichnete Philologen wie Fr. Blaß haben die vollkommen griechische

Periodisierung dieser Vorrede aufgezeigt, und sicherlich hat Lukas den Ruf eines guten griechischen Stilisten nicht zum mindesten ihr zu verdanken. Aber wenn man diese griechische Vorhalle durchschritten hat so tritt man in einen Bau ein, der unter der griechischen Hülle einen echt semitischen Kern verbirgt. Der unwiderstehliche Zauber, mit dem uns die Geschichten von der Empfängnis und der Geburt des Johannes und Jesu umfangen, beruht ganz und gar auf dem ungekünstelten Erzählerton einer völlig alttestamentlich empfindenden Seele. Es läßt sich fast alles ungezwungen in das Hebräische zurückübersetzen und manches durchaus nicht aus dem Griechischen erklären. Trotzdem verleugnet sich der Griffel des Verfassers der Apostelgeschichte nicht völlig, so diskret dieser auch im ganzen verfahren und so wenig er darauf ausgegangen ist, den Charakter seiner Vorlage zu verwischen. Aber wenn die Geschichte der göttlichen Geburt Jesu auch den größten Einfluß auf die spätere Theologie geübt hat, so hat sie für die theologischen Anschauungen des Verfassers der Apostelgeschichte nicht die geringste Bedeutung gehabt.

Seine Christologie ist die des Apostels Paulus. Jesus ist für ihn der Same Abrahams, durch den alle Völker der Erde gesegnet werden.[1]) Er ist durch seine Auferstehung der Urheber des Lebens geworden.[2]) Er ist insbesondere auch der Same Davids[3]), der von Gott vorausbestimmte[4]) und der von den Propheten vorausverkündigte Sohn Gottes[5]), aber dazu doch erst von Gott mit dem heiligen Geist und Kraft gesalbt[6]) und durch seine Auferstehung als solcher erwiesen.[7]) Das alles entspricht der von Paulus im Anfang des Römerbriefes geprägten Formel von dem Evangelium Gottes, 'das er vorherverkündigte durch seine Propheten in heiligen Schriften über seinen aus dem Samen Davids nach dem Fleische geborenen Sohn, den vorbestimmten Sohn Gottes durch die Kraft nach dem Geiste der Heiligung infolge der Auferstehung der Toten, Jesus Christus unsern Herrn'. Von der Göttlichkeit Jesu infolge seiner Erzeugung aus dem heiligen Geiste ist in der Apostelgeschichte genau so wenig die Rede als bei Paulus. Ja, auch das Evangelium selbst spielt außerhalb des 1. Kapitels nur in dem genealogischen Verzeichnis darauf an, wo hinter 'Sohn Josephs' die Worte 'wie man glaubte' eingeschaltet sind. Jedenfalls ist die Geburtsgeschichte im 2. Kapitel auf der stillschweigenden Voraussetzung aufgebaut, daß Jesus tatsächlich Josephs Sohn war. Denn Joseph geht als Davide in seine Stadt Bethlehem (2, 4), und natürlich mußte der Messias als Davide in Bethlehem geboren werden. Dieser Charakter der Erzählung ist von dem Verfasser des Evangeliums so wenig verändert, daß die sprachlich bedenkliche Lesart *σὺν Μαριὰμ τῇ ἐμνηστευμένῃ αὐτῷ* schwerlich vor ihm herrührt, sondern entweder mit den jüngeren griechischen Handschriften *σὺν τῇ ἐμνηστευμένῃ αὐτῷ γυναικί* oder noch wahrscheinlicher nach Maßgabe der ältesten lateinischen Handschriften einfach *σὺν τῇ γυναικὶ αὐτοῦ* zu lesen sein wird. Auf jeden Fall hat der Verfasser des Evangeliums sich nicht die geringste Mühe gegeben, die Geschichte der Geburt Jesu mit der von seiner Empfängnis innerlich zu verbinden. Der Punkt, wo diese Verbindung fehlt, tritt durch eine Vergleichung mit dem Evangelium

[1]) Apg. 3, 25. [2]) 3, 15. [3]) 2, 30. [4]) 10, 42. [5]) 3, 24. [6]) 10, 38. [7]) 17, 31.

Matthäi ins Licht. In beiden Evangelien wird erzählt, daß Jesus vom hl. Geist empfangen sei, aber nur Matthäus berichtet, welchen Eindruck die Schwangerschaft seiner Verlobten auf Joseph machte. Bei Lukas aber ist davon keine Rede, und wenn wir der Lesart der ältesten griechischen Handschriften und der gewöhnlichen Erklärung folgen, so zog Joseph mit seiner schwangeren Braut, ohne sie vorher geheiratet zu haben, zu einer Schätzung, bei der die Zensiten nach Geschlechtern und Familien geschieden waren. Folgen wir den ältesten lateinischen Handschriften, so löst sich diese Absurdität in nichts auf und die Geschichte gewinnt ein durchaus natürliches Ansehen. Der Davide Joseph reist mit seiner jungen Frau nach Bethlehem. Hier gebiert sie ihren ersten Sohn, und der Engel des Herrn verkündet den Hirten auf dem Felde, daß dies aus dem Hause Davids und in der Stadt Davids geborene Kind der Gesalbte des Herrn ist. Wir haben allerdings anzunehmen, daß der Verfasser des Evangeliums das so gut wie einstimmig überlieferte *Χριστὸς Κύριος* geschrieben hat, aber dem ursprünglichen Charakter der Erzählung entspricht nur *Χριστὸς Κυρίου*, was auch 2, 26 unangetastet stehen geblieben ist.

Für die Apostelgeschichte existiert die Geschichte von der Empfängnis und der Geburt Jesu überhaupt nicht. Nach ihr beginnt das Evangelium von Jesus Christus nach der Taufe des Johannes. Alles, was vorhergeht, ist nicht Gegenstand der Verkündigung. Als es sich darum handelt, die Zahl der Apostel zu ergänzen, braucht man einen Jünger, der alles bezeugen kann, was seit der Taufe des Johannes bis zu dem Tage der Himmelfahrt Jesu geschehen ist (Apg. 1, 22). 'Ihr kennt die Geschichte, die sich in ganz Judäa ereignet hat, angefangen von Galiläa, nach der Taufe, die Johannes verkündigte, Jesus von Nazareth, wie ihn Gott mit heiligem Geist und Kraft gesalbt hat, der als Wohltäter und Arzt herumzog', sagt Petrus im Hause des Hauptmanns Cornelius. Damit ist aber nicht nur die Geschichte von der Empfängnis und Geburt Jesu, sondern auch von der Taufe Jesu durch Johannes von dem Evangelium von Jesus Christus ausgeschlossen. Denn wenn Jesus mit dem Geiste erst nach Abschluß der Tauftätigkeit des Johannes gesalbt wurde, wie es ganz unzweideutig in den Worten des Petrus ausgedrückt ist, so kann ihm der Geist nicht schon in der Taufe mitgeteilt sein. Nun ist aber der Name Christos durch die Erzählung der Synoptiker von der Taufe Jesu durchaus nicht gerechtfertigt, denn die Vorstellung von einer Salbung läßt sich mit der von dem Herabkommen des Geistes in Gestalt einer Taube nicht vereinigen. Aber wir finden in dem dritten Evangelium selbst eine andere Erzählung von der Begabung Jesu mit dem Geist. Als er in der Synagoge von Nazareth das Buch des Propheten Jesaias aufschlug, fand er die Stelle, wo geschrieben stand: 'Der Geist des Herrn auf mir, weil er mich gesalbt hat, den Bettlern das Evangelium zu verkünden usw.' Und Jesus sagt: 'Heute ist diese Schrift vor euren Ohren, d. h. in eurer Gegenwart, erfüllt.' So wie diese Erzählung in das Evangelium eingefügt ist, bildet sie ein unmögliches Hysteron proteron. Denn es wird vorausgesetzt, das Jesus bereits vorher in Kapernaum aufgetreten war, und er selbst spricht von den Zeichen, die er dort getan hat. Der ursprüngliche Sinn

der Erzählung kann aber nur der sein, daß Jesus in dem Augenblick, als er die Jesaiasstelle aufschlägt, sich als den Gesalbten erkennt und fühlt, wie der Geist über ihn kommt. Er kann nicht anderswo schon Zeichen getan haben, die ihn als den Messias beglaubigten, das ist durch die Erklärung ausgeschlossen: 'Heute ist diese Schrift vor euch in Erfüllung gegangen.' Diese Erzählung muß in irgendeinem Evangelium am Anfang gestanden haben. Der Verfasser des 3. Evangeliums hat im Widerspruch mit dem Sinn der Erzählung der Überlieferung des Markus und Matthäus Rechnung getragen, wonach Jesus in seiner Vaterstadt erst in einem späteren Stadium seiner Geschichte auftrat. Zugleich hat er sicherlich die ursprüngliche Überlieferung nicht aufgeben wollen, daß Jesus seine Tätigkeit in Kapernaum begann.

Wie die Erzählung von der plötzlichen Erleuchtung Jesu in der Synagoge zu Nazareth sich mit der Geschichte seiner Taufe durch Johannes nicht vereinigen läßt, so steht mit ihr auch das Wort Jesu über den Täufer im Anfang der Apostelgeschichte: 'Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet mit heiligem Geiste getauft werden', von dem ich oben gehandelt habe, in Widerspruch. Denn in der Taufgeschichte sagt Johannes selbst von sich bei Markus: 'Ich habe euch mit Wasser getauft, er aber wird euch mit heiligem Geiste taufen.' Auf die Taufgeschichte bezieht sich das Wort Jesu offenbar nicht. Es ist ein Urteil von ihm über den Täufer, das irgendwo in irgendwelchem Zusammenhang überliefert gewesen sein muß, wie uns ja auch die Synoptiker verschiedene Äußerungen Jesu über Johannes bieten. Die Apostelgeschichte gibt also Zeugnis von einer zweiten Form der Vergleichung der johanneischen und christlichen Taufe neben den Synoptikern. Beide Formen schließen sich gegenseitig aus. Welches aber die Urform und welches die Variante ist, bleibt noch zu untersuchen.

Vergleichen wir die Berichte der Synoptiker über die Predigt des Täufers, so finden wir einen bemerkenswerten Unterschied zwischen Matthäus und Lukas einer- und Markus andererseits. Bei Markus sagt Johannes: 'Ich habe euch mit Wasser getauft, er aber (d. h. der nach mir kommen wird) wird euch mit heiligem Geiste taufen,' bei Matthäus und Lukas: 'mit heiligem Geist und Feuer'. Das ist offenbar keine einheitliche Lesart, denn Geistestaufe und Feuertaufe haben nichts miteinander zu tun. Nach der ursprünglichen Überlieferung kann Johannes nur von Feuertaufe gesprochen haben. Denn ursprünglich sah man in ihm den von dem Propheten Maleachi verheißenen Boten, der den Gerichtstag des Herrn, d. h. nicht des Messias, sondern des höchsten Gottes selbst verkünden sollte. 'Dieser Tag kommt brennend wie ein Ofen', sagt der Prophet, 'und wird sie mit Flammen verzehren, und es werden sein alle, die ungesetzlich handeln, ein Rohr, und anzünden wird sie dieser Tag, und es wird von ihnen nicht übrig bleiben Wurzel und nicht Zweig.' 'Schon ist die Axt an die Bäume gelegt', heißt es bei Matthäus und Lukas in der Predigt des Johannes: 'jeder Baum nun, der nicht gute Früchte hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen'. Und weiter: 'Die Worfschaufel ist in seiner Hand, und er wird seine Tenne reinigen und sein Korn in die Scheuer sammeln, die Spreu aber wird er

mit unauslöschlichem Feuer verbrennen.' Das ist die Feuertaufe, die der Stärkere, der nach Johannes kommen wird, vollzieht. Dieser Stärkere kann im Sinn der ursprünglichen Überlieferung, entsprechend der Prophezeiung des Propheten Maleachi, nur Gott selber sein. Aber die drei Synoptiker und auch der vierte Evangelist haben den Stärkeren in den Messias umgedeutet. Dasselbe tut auch der Verfasser der Apostelgeschichte in der Rede des Paulus in der Synagoge zu Antiochia in Pisidien (13, 25), während in dem 1. Kapitel des Evangeliums ganz unbefangen an der alten Überlieferung festgehalten wird. Denn hier verkündet der Engel dem Priester Zacharias mit deutlicher Anspielung auf den Propheten Maleachi, daß der Sohn, der ihm geboren wird, vor Gott dem Herrn im Geist und in der Kraft des Elias vorausgehen wird. In der Lesart bei Matthäus und Lukas, wonach Johannes mit Wasser tauft, Jesus aber mit heiligem Geist und Feuer, sind also zwei verschiedene Auffassungen miteinander vermischt. Nach der einen ist Johannes der dem Geistestäufer untergeordnete Wassertäufer, nach der andern der dem richtenden Gott unmittelbar voraufgehende, seine Feuertaufe verkündende Bote. Diese beiden Anschauungen sind so miteinander vermischt, daß allerdings die zweite in der ersten aufgegangen ist. Markus aber hat folgerichtig den letzten Rest der alten Auffassung getilgt, indem er die Feuertaufe gestrichen hat. Er hat aber überhaupt von der alten echten Bußpredigt des Johannes nur die Ankündigung stehen lassen, daß nach Johannes ein Stärkerer kommen wird. Dadurch erscheint erst bei ihm in voller Reinheit und Deutlichkeit das Bild des Täufers als das des Vorläufers Jesu Christi. Vergleichen wir aber noch einmal sorgfältiger die drei Synoptiker, so wird auffallen, daß, wo bei Matthäus und Lukas das Präsens 'ich taufe' steht, Markus den Aorist hat 'ich habe getauft'. Während also bei jenen Johannes den Umständen entsprechend von der Gegenwart spricht, ist sein Wort bei Markus in die Form einer rückschauenden Betrachtung gekleidet, die durchaus nicht in den Zusammenhang paßt. Ebenso unpassend ist es, was freilich von Matthäus und Lukas nicht weniger als von Markus gilt, daß Johannes für Jesus selbst die Täufereigenschaft in Anspruch nimmt. In der Apostelgeschichte sind in dem Ausspruch Jesu über Johannes diese beiden Anstöße nicht vorhanden. Denn hier heißt es ja: 'Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet mit heiligem Geiste getauft werden'. Wo das Wort zum ersten Male in der Apostelgeschichte begegnet (1, 5), wird die Voraussagung auf das Pfingstwunder bezogen, aber der Verfasser kommt in dem Bericht, den Petrus den andern Aposteln und Brüdern über die Geistesausgießung im Hause des Hauptmanns Cornelius gibt, noch einmal darauf zurück: 'Als ich anfing zu reden, fiel der heilige Geist auf sie, wie auch auf uns im Anfang. Ich gedachte aber des Wortes des Herrn, wie er sagte: Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet mit heiligem Geiste getauft werden.' Hier ist diese Verkündigung nicht mehr auf einen besonderen Fall bezogen, sondern auf alle gläubig Gewordenen ausgedehnt. Wer immer zum Glauben an Jesus Christus kommt, der wird mit heiligem Geiste erfüllt. Markus hat diese ursprüngliche Form des Wortes benutzt, daher die Abweichung in der Zeit des

Verbums bei ihm von Matthäus und Lukas, die es der echten johanneischen Überlieferung angepaßt haben. Es bezeichnet eine Vorstufe zu der Darstellung der Synoptiker. Die Taufe Jesu durch Johannes ist noch unbekannt, aber das christliche Bewußtsein hat sich bereits das Verhältnis beider zueinander zurechtgelegt und die ungeheure Überlegenheit der christlichen Taufe über die johanneische festgestellt. Durch die leichte Ummodelung und Übertragung jenes Wortes auf Johannes ist dann durch die Synoptiker die ursprüngliche Überlieferung aus dem Johanneischen in das Christliche umgesetzt.

Werfen wir einen Blick zurück auf die Ergebnisse unserer Untersuchung, so müssen wir eine starke Verschiedenheit in dem Verhältnis der Apostelgeschichte und des 3. Evangeliums zu der evangelischen Überlieferung feststellen. Nach der Apostelgeschichte müssen wir einen Stand der Entwicklung von ihr voraussetzen, der noch keine Erörterung über die Empfängnis und die Geburt Jesu zuließ. In der Auffassung des Verhältnisses Jesu zu Johannes herrscht zwar zwischen der Apostelgeschichte und dem 3. Evangelium Übereinstimmung. In dem 13. Kapitel des Apostelgeschichte wird das Wort des Johannes: 'Siehe, es kommt nach mir einer, dem ich den Schuh aufzulösen nicht würdig bin' ebenso wie bei den Synoptikern auf den Messias gedeutet. Die Taufe des Johannes war eine Aufforderung zur Buße, um den Glauben zu wecken an den, der nach ihm kam, d. h. an Jesus. An die Stelle der bloßen Wassertaufe hat die Taufe, die mit der Erwerbung des Geistes verbunden ist, zu treten, wie im 19. Kapitel auseinandergesetzt wird. Aber daraus folgt nicht, daß der Verfasser den synoptischen Bericht über die Taufe Jesu durch Johannes kannte, und das von ihm überlieferte Wort Jesu über den Täufer spricht dagegen.

Hiernach muß man urteilen, daß das Evangelium nach der Apostelgeschichte geschrieben ist, und daraus wird sich die lässige Art, in der sie mit mit dem Evangelium verknüpft ist, erklären. Ursprünglich wird sie selbständig gewesen und erst nachträglich durch das kurze Proömium mit dem Evangelium in Verbindung gesetzt worden sein. An der Erklärung des Verfassers, daß er auch das Evangelium geschrieben habe, zu zweifeln, bietet die Verschiedenheit seiner Christologie keinen zwingenden Grund, und die offenbare Einstellung des Schlusses des Evangeliums auf die Apostelgeschichte bestätigt sie durchaus. Aber damit ist nicht gesagt, daß das Evangelium von ihm aus einem Gusse neu geschaffen ist.

F. Chr. Baur war der Ansicht, daß seiner jetzigen Gestalt eine ältere vorhergegangen sei, die eben der Verfasser der Apostelgeschichte umgewandelt habe. Aber diese Ansicht fand in der Tübinger Schule selbst Widerspruch, und Ed. Zeller suchte aus sprachlichen und sachlichen Gründen die Einheitlichkeit des Evangeliums und die Ursprünglichkeit seiner Übereinstimmung mit der Apostelgeschichte nachzuweisen. Zellers Ansicht hat sich behauptet und wird gegenwärtig wohl kaum von irgendeiner Seite bestritten.

Seine Untersuchung ist augenscheinlich unter dem Eindruck der Bruderschen Konkordanz entstanden, die eine bequeme und erschöpfende Übersicht über den lexikalischen Bestand des Neuen Testamentes gibt. Aus dieser ist mit Leichtigkeit zu ersehen, daß unter allen Büchern des Neuen Testaments

das 3. Evangelium und die Apostelgeschichte sich in der Tat besonders nahestehen, und daß in vielen Punkten, in denen das 3. Evangelium von dem 1. und 2. abweicht, es mit der Apostelgeschichte übereinstimmt. Hierbei darf man aber nicht vergessen, daß die Beschränkung auf den Sprachgebrauch des Neuen Testamentes willkürlich ist, und daß bei dieser Beschränkung manches als eine Singularität der lucanischen Schriften erscheint, was diesen Schein verliert, sobald man die Vergleichung auf einen größeren Kreis verwandter Schriften ausdehnt. Auch ist nicht sowohl der Gebrauch mancher Wörter für die eine Klasse von Schriften als ihr Fehlen für die andere charakteristisch. Endlich beruht die Übereinstimmung zwischen dem 3. Evangelium und der Apostelgeschichte nicht zum mindesten auf dem Einfluß der LXX, der sich auch auf zwei verschiedene Autoren in gleicher Weise geäußert haben könnte.

Wenn aber von den herkömmlichen Beweisen für die Einheit des Verfassers der beiden Schriften auch manches in Abzug zu bringen sein mag, so bleibt doch die Tatsache einer nahen sprachlichen Verwandtschaft beider bestehen. Allein darüber pflegen die starken Abweichungen übersehen zu werden, die neben den Zeichen der Verwandtschaft stehen. Nur der Engländer Hawkins, der eine sehr sorgfältige, aber allzusehr nach rein äußerlichen Gesichtspunkten orientierte Sprachstatistik der Synoptiker und der Apostelgeschichte aufgestellt hat, ist an ihnen nicht vorbeigegangen. Er erklärt sie sich durch die Annahme, daß die Apostelgeschichte erheblich später als das Evangelium abgefaßt sei. Aber wenn das Verhältnis des Evangeliums und der Apostelgeschichte zueinander wirklich so ist, wie ich es dargestellt habe, so kann diese Annahme nicht richtig sein, und der Widerspruch in dem Ergebnis der sprachlichen Beobachtung löst sich dann nur unter der Voraussetzung, daß der jetzigen Gestalt des Evangeliums eine ältere zugrunde liegt, die von dem Verfasser der Apostelgeschichte umgearbeitet ist.

Zum Beweise des hohen Grades der sprachlichen Verschiedenheit zwischen dem Evangelium und der Apostelgeschichte glaube ich mich auf einige Beispiele beschränken zu können. Die Partikel *τε* ist in den Evangelien ganz selten. Markus hat sie überhaupt nicht, Matthäus 3-, Lukas 8 mal, dagegen die Apostelgeschichte nach meiner Zählung 146 mal.[1]) Die Verbindung der Partikels *μὲν οὖν* 1 mal im Lucasevangelium, 26 mal in der Apostelgeschichte. — Das Verhältnis des Gebrauchs der Präpositionen *σύν* und *μετά* im Sinne von 'mit' ist ungefähr das umgekehrte in Evangelium und Apostelgeschichte, in jenem steht *σύν* 38-, *μετά* 52 mal, in dieser *σύν* 52-, *μετά* 37 mal. Ähnlich das von *ἀνήρ* und *ἄνθρωπος*: im Evangelium *ἀνήρ* 27-, *ἄνθρωπος* 95 mal, in der Apostelgeschichte *ἀνήρ* 100-, *ἄνθρωπος* 46 mal. *Βούλομαι* und *θέλω* verhalten sich im Evangelium wie 2:28, in der Apostelgeschichte wie 14:16. Der attributive Gebrauch des Reflexivpronomens *ἑαυτοῦ* findet sich bis auf einen zweifelhaften Fall überhaupt nicht in der Apostelgeschichte, dagegen im Evangelium ganz sicher 10 mal, unsicher 6 mal.

[1]) An manchen Stellen schwanken die Handschriften. Hawkins hat offenbar in einigen Fällen anders entschieden als ich und gibt daher eine etwas geringere Zahl an.

Charakteristisch für den Stil des Evangeliums wie der Apostelgeschichte ist der teils durch, teils ohne Vermittlung der LXX erfolgte Einfluß des Hebräischen. Indessen finden sich auch hier erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Büchern.

So steht der Nominativ des Pronomens *αὐτός* im Evangelium fast niemals determiniert in der Bedeutung *ipse*, sondern durchweg in der abgeschwächten Bedeutung des hebräischen Personalpronomens und zwar besonders mit *καί* oder *δέ*, dem hebräischen Sprachgebrauch entsprechend, zu Anfang eines Satzes, das erstere 34-, das letztere 10 mal. Weder das eine noch das andere findet sich in der Apostelgeschichte, sondern hier steht *καὶ αὐτός* nur im Zusammenhang des Satzes in der Bedeutung 'gleichfalls' wie das lateinische *ipse quoque*, welches wiederum in dem Evangelium ganz selten vorkommt. Die aus dem Hebräischen abzuleitende, in der LXX unendlich häufige Konstruktion *ἐν τῷ* mit Infinitiv steht im Evangelium 32-, in der Apostelgeschichte 7 mal. Die auch im Griechischen nicht unerhörte Umschreibung des einfachen Verbums durch *ἐγένετο* mit Infinitiv kommt 16 mal in der Apostelgeschichte, aber nur 5 mal im Evangelium vor; dagegen die ganz hebräisch anmutende Verbindung von *ἐγένετο* mit Verbum finitum (z. B. Lukas 1, 59 'und es geschah am achten Tage, kamen sie, das Kind zu beschneiden') im Evangelium 22 mal, in der Apostelgeschichte überhaupt nicht.

Diese Beispiele dürften zu dem Beweise genügen, daß die Sicherheit, mit der auf Grund des sprachlichen Befundes die ursprüngliche Einheitlichkeit des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte behauptet wird, den Tatsachen nicht entspricht. Wir müssen vielmehr aus dem gemischten Sprachcharakter des 3. Evangeliums schließen, daß ihm eine Urform zugrunde liegt, die von dem Verfasser der Apostelgeschichte überarbeitet ist.

Wie der Schluß des Evangeliums augenscheinlich dieser Überarbeitung angehört, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß die Urform des Evangeliums dem Standpunkt der evangelischen Überlieferung entsprochen hat, den wir aus der Apostelgeschichte erschlossen haben, und daß erst in der Zwischenzeit die Erweiterung des Stoffes eingetreten ist, die wir in den ersten drei Kapiteln des Evangeliums antreffen. Von dem besonderen sprachlichen Charakter des ersten und zweiten Kapitels ist bereits die Rede gewesen. Es finden sich aber Anzeichen, daß auch das dritte Kapitel ursprünglich fehlte.

Zwischen Taufe und Versuchung ist im 3. Evangelium das Geschlechtsregister Jesu eingeklemmt. Dem Geschlechtsregister ist der Satz vorausgeschickt: 'Und er, Jesus, war, als er anfing, etwa 30 Jahre alt.' Dieses über das Geschlechtsregister und die Versuchungsgeschichte auf das Auftreten Jesu in Galiläa hinweisende 'Als er anfing' erklärt sich aus der Anschauung der Apostelgeschichte, daß das Ende der Tauftätigkeit des Johannes den Anfang der evangelischen Verkündigung bildet. Von dieser Anschauung ist der Verfasser des 3. Evangeliums noch so stark beherrscht, daß der Widerspruch dazu, der durch die Erzählung der vorhergehenden Begebenheiten entsteht, ihm gar nicht zum Bewußtsein kommt. Denn wenn es in dem Proömium heißt: 'Die von

Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes waren', so kann auch hier unter dem Anfang gar nichts anderes verstanden werden als das erste Auftreten Jesu. Sind ja doch diese Augenzeugen und Diener keine anderen als die, bei denen, wie es in der Apostelgeschichte heißt, Jesus seit der Taufe ein und aus ging. Hierzu kommt nun noch die Beobachtung, daß der Bericht über die Vorgänge in Nazareth, der, wie ich gezeigt habe, in irgendeinem Evangelium an der Spitze gestanden haben muß, im 3. Evangelium nachträglich der Erzählung von Jesu Auftreten in Kapernaum vorgesetzt ist. Dies ergibt sich aus einer kleinen Nachlässigkeit des Verfassers. Kap. 4, 31 heißt es: 'Und er ging hinab nach Kapernaum, einer Stadt Galiläas'. Dieser Zusatz 'einer Stadt Galiläas' ist der Verräter. Denn eine solche nähere Bestimmung pflegt man da zu machen, wo ein Ort zum ersten Male erwähnt wird. Hier aber war unmittelbar vorher, eben in dem Bericht über die Vorgänge in Nazareth, von Kapernaum ohne irgendeine Bezeichnung als von einem hinlänglich bekannten Orte die Rede gewesen. Dieser Bericht hat also ursprünglich gefehlt und der Anfang des alten Evangeliums war genau derselbe wie der Anfang von Marcions Evangelium: 'Im 15. Jahre des Kaisers Tiberius kam Jesus hinab nach Kapernaum, einer Stadt Galiläas.' Wie der Anfang des Evangeliums, so stimmte auch der Schluß mit Marcion überein. Denn auch bei Marcion fehlte die Himmelfahrt.

Wir sind damit zu einem doppelten Ergebnis gelangt. Denn wenn die ursprüngliche Gestalt des 3. Evangeliums, die sich aus der Vergleichung der Apostelgeschichte und des Evangeliums und aus der Interpretation des Evangeliums selbst ergibt, sich genau mit dem Umfang von Marcions Evangelium deckte, so ist damit bewiesen, daß dieses nicht auf einer Kürzung des Lukasevangeliums, sondern das Lukasevangelium auf einer Erweiterung des marcionitischen Evangeliums beruht.

Dieser Schluß wäre allerdings ein Trugbild, wenn es richtig wäre, was Harnack in seinem neusten Buch so zuversichtlich behauptet (S. 81 und 230*), daß Marcion im Anfang seiner Antithesen die vier Evangelien seiner Gegner ausdrücklich verworfen, die Autorschaft des Lukas bestritten und seine eigenen Streichungen in dem Evangelium begründet habe.

Aber bei Tertullian steht deutlich zu lesen, daß Marcion in den Antithesen das 1., 2. und 4. Evangelium mit keinem Wort erwähnt hatte. Denn wie hätte Tertullian sonst seine Verwunderung aussprechen können, daß Marcion diese unangetastet gelassen habe, und ihm ironisch insinuieren, er habe sie damit als echt anerkannt, weil er sie ja sonst ebenfalls hätte emendieren müssen (Adv. Marc. IV 5 S. 431 Kroym.)? Kein Kirchenvater hat behauptet, Marcion habe sich über den Anfang oder das Ende des Lukasevangeliums ausgesprochen und den kanonischen Text zu wiederlegen gesucht, sondern weil sie ihn bei Marcion nicht fanden, so schlossen sie von ihrem Standpunkt, wonach der kanonische Text der ältere war, Marcion habe das Evangelium am Anfang und am Ende verstümmelt. Marcion selbst hat nie gesagt, wie Harnack meint (S. 231*), das Lukasevangelium sei verfälscht und von ihm wiederhergestellt. Selbst Tertullian, der allerdings diese Meinung dem Leser aufdrängen will, hat das nicht direkt

auszusprechen gewagt. Er sagt nicht: Marcion hat das Lukasevangelium für gefälscht erklärt, sondern er sagt: 'Wenn das Evangelium, das bei uns auf Lukas zurückgeführt wird, dasselbe ist, von dem Marcion in seinen Antithesen behauptet, es sei von den Beschützern des Judentums verfälscht zum Zweck der Einverleibung des Gesetzes und der Propheten, um daraus auch Christus zu gestalten, so hätte er es jedenfalls nur von etwas behaupten können, was er vorgefunden hatte' (Tertullian will beweisen, daß das kanonische Evangelium auf jeden Fall älter als das marcionitische sei). Das aber ist ganz etwas anderes. Aus diesem Satze geht deutlich hervor, daß Marcion nicht von einem schriftlichen Evangelium gesprochen hatte, so wenig wie Paulus, wenn er von seinem Evangelium spricht, sondern von dem Evangelium im allgemeinen, und daß er die Verfälschung des Evangeliums in der Behauptung fand, Christus sei der im Alten Testament verheißene Messias aus Davids Samen und nicht der von dem Gott der Liebe direkt aus dem Himmel gesandte Geist des Heils. Marcion kannte keine Evangelien, sondern nur das Evangelium. Sofern es ihm in geschriebener Gestalt entgegentrat, konnte er es selbstverständlich nur an der paulinischen Lehre, wie er sie verstand, messen und mußte jede andere Gestalt verwerfen. Auf welchem Wege er zu der schriftlichen Gestalt, die er benutzte, gekommen ist, wissen wir nicht, höchst wahrscheinlich durch die Überlieferung der Kirche, aus der er stammte, jedenfalls nicht dadurch, daß er sich ein anerkanntes Evangelium für die Zwecke seiner Lehre zurechtschnitt. Mit wenigen Worten hat H. Usener in seinen religionsgeschichtlichen Untersuchungen ausgeführt, daß unsere Berichterstatter den natürlichen Sachverhalt auf den Kopf gestellt haben und die Theologie Marcions abhängig war von der ihm vertrauten Gestalt des Evangeliums, und daß sie darum nicht nur von dem gleichzeitigen Stande der religiösen Erkenntnis, sondern auch der Evangelienüberlieferung Zeugnis gebe.

Als ich meine Untersuchung anfing, habe ich es mir nicht zum Ziele gesetzt, dieses Urteil meines unvergeßlichen Lehrers zu bestätigen. Ungesucht hat sich mir seine Richtigkeit im Laufe der Untersuchung von selbst ergeben, indem ich Schritt für Schritt zu der Erkenntnis gelangte, daß das zeitliche Verhältnis zwischen dem Lukasevangelium und der Apostelgeschichte genau umgekehrt ist, als es auf den ersten Blick scheint, und daß der Verfasser des 3. Evangeliums, als er die Apostelgeschichte schrieb, nicht nur die Geschichte von der Empfängnis und Geburt Jesu, sondern auch von seiner Taufe durch Johannes noch nicht kannte. Über diesen letzten Punkt hat auch Usener, der sich über den ersten und zweiten nicht ausdrücklich geäußert hat, noch die alte Ansicht bewahrt und nicht beachtet, daß da, wo der Verfasser der Apostelgeschichte von der Taufe des Johannes spricht, er damit nicht die Taufe Jesu durch Johannes meint. Es ist nicht das einzige Mal, wo Usener in seinen religionsgeschichtlichen Untersuchungen irrt. Aber trotz einzelner Fehler sind und bleiben sie ein bewunderungswürdiges Denkmal einer durch das Mittel philologischer Interpretation den Buchstaben der Dokumente durchleuchtenden Kritik, ohne die jede historische Wissenschaft verdorren muß.

HÖLDERLINS DICHTERISCHES ERLEBNIS UND SEIN VERHÄLTNIS ZUR KLASSIK

Von Martin Ninck

Der Literaturgeschichte war Hölderlin immer ein unangenehmer Geselle, den sie nicht unterzubringen wußte, weil er sich weder in die geläufigen Schemata der Klassik noch in die der Romantik fügen wollte. Jener schien sein starker Formwille ihn zuzuweisen, der Novalis-Schlegelschen Zeit aber gehört sein Leben und ihrer Atmosphäre scheinbar so viel Mystisches in seinen Werken an, daß man sich gewöhnte, in ihm einen Frühromantiker zu sehen. Davor steht warnend seine glühende Verehrung für Schiller sowie die nicht minder sprechende Tatsache, daß er von dem allgewaltigen Einfluß des romantisierenden Goethe fast ganz unberührt geblieben ist und er noch in später Zeit mit stiller Abneigung von 'dem Herrn von Goethe' sprach. Wir wollen eine Lösung der Frage an seinem dichterischen Erlebnis versuchen, d. h. wir müssen die Art seines Zusammenhangs mit der metaphysischen Welt bestimmen.

Es gilt: alle Dichtung ist Ausgeburt irgendwie gesteigerter Zustände. Der überströmende Moment der Konzeption mit seiner Schöpferfülle und tieferen Schaukraft ist der Mittelpunkt, aus dem alle Formen und Bilder fließen. Er stellt dem Dichter das einzig Reale dar; was er nachher gestaltet, ist Zufall, ist Nötigung höchstens so weit, als er sich selbst oder andere an Hand seiner Bilder zum Erlebnis zurückführen möchte. Jedem Kunstwerk kommt darnach Symbolbedeutung zu und nichts weiter als das. Es gibt Kunde vom Erlebnis, offenbar ist es aber dieses, welches vorher den Symbolcharakter bestimmte. Nun ist zwar das Erlebnis jedesmal ein einzigartiges, pflegt aber dennoch in seinem Ausdruck eine Reihe artlicher Merkmale zu zeigen, die uns dazu führen müssen, nach seinem Verlauf bestimmte Haupttypen zu unterscheiden. Und diese sind es nun gerade, nach denen die Dichter zu sondern sind.

Für die Romantiker ist der Artcharakter ihres Erlebens nicht gar zu schwierig anzugeben. Alle eint sie, wie individuell sie auch einzeln sein mögen, eine selbe Grundstimmung, die sie selbst uns immer wieder als traumhaft schildern. Wirklich ist es ein traumverwandtes Schauen, aus dem ihre ganze Dichtung geflossen. Darum sucht sie blaue Fernen, den einschläfernden Wiegenrhythmus der Wellen, das Dämmer, das Zwielicht, die Nacht.[1] Im verwebenden Schleier dieses Helldunkels zerfließen die Linien und verwischen sich die Konturen, die Farben fangen an zu schillern, kaleidoskopisch zu wechseln, die Lichter, flimmernd ineinander überzuspielen. Wir finden uns im Märchenreich beliebig sich wandelnder und sich verschiebender Bilder, wo jeder Körper im ziehenden Nebel seine Festigkeit verliert, wie Holz, das in Wasser getaucht dem Auge plötzlich in bildhafter Nichtwirklichkeit hin und wieder zittert. Malerisch-musikalisch bleibt der Grundton, wie denn Maler und Musiker die Lieblingsfiguren

[1]) Schon die Titel sind sprechend: Hymnen an die Nacht, Nachtstücke (E. Th. A. Hoffmann), Nocturnes und die vielen Nachtlieder der Lyrik.

romantischen Dichtens sind. Auch der Charakter verliert seinen Halt. Sie sind alle bald tatlos versonnen, diese Künstlertypen, bald genialisch ausschweifend, bald vollkommene Lebensschauspieler, immer aber fratzenhaft verzerrt und von femininer Laune und Weichheit. Und diese Stimmung sucht sich eine ihr angemessene Form. Sie geht vorbei an den festen überlieferten Dichtungsarten, kümmert sich nicht um den Granitbau der Tragödie und der Sinfonie oder um den breiten Goldstrom des Epos, sondern greift zum leichter geschürzten Roman, zum Märchen, zur Novelle; sie strömt sich aus in schmelzender Lyrik oder mischt — was ihr ein besonderes Behagen bereitet — sämtliche Gattungen durcheinander. Romantik kennt nicht titanisches Ringen, nicht Pathos und Größe, nicht sieghaften Triumph; aber sie kennt die bezaubernde Macht des Rhythmus, die Allgewalt schillernder Gefühle und farbiger Stimmungen, die Lockkraft der ganzen sinnlichen Natur mit all ihren zaubrischen Stimmen und Tönen. Ihre Welt läßt sich nicht erkämpfen — darum öffnet sie sich auch nicht jedem. Wer von ihrem Sirenengesang sich bannen läßt, den entrückt sie magisch der hellen Tageswirklichkeit, den führt sie hinab in die Schauer und Tiefen der Nacht, eröffnet vor ihm die Schrecken der Hölle und zeigt ihm dann wieder die höchste Wonne der Seligkeit; und hat sie endlich des Spiels genug mit ihm getrieben, so entläßt sie ihn leise und unvermerkt tief in der Nacht irgendwo in einer unendlichen Ferne, wo sie es ihm überläßt, zur Wirklichkeit des Tages sich zurückzufinden. So endigt dieser Traum im leise verhallenden, verklingenden Ton[1]), mit einer Frage, einem Gedankenstrich, im verschwimmenden Duft einer fernen Landschaft. Er selbst zieht weiter, uns immer mehr lockend, je weiter er entschwindet. Wo er aufhört, scheint er erst anzufangen, wir harren sehnsuchtsvoll ihm nach, ob er nicht aus der Nacht ein neues Bild uns heraufsende. Das ist Romantik, das ist das romantische Erlebnis und die Welt, die der Dichter aus ihm heraus gestaltet.

Wie stellt sich Hölderlin[2]) dazu? Zunächst hat es den Anschein, als ob er mit dieser Welt gar wohl vertraut sei. 'O ein Gott', ruft er, 'ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.'[3]) Er sehnt sich nach den Tagen des verlorenen Kindheitsparadieses zurück: 'Da ich ein Knabe war, rettet' ein Gott mich oft vom Geschrei und der Rute der Menschen, da spielt' ich sicher und gut mit den Blumen des Hains, und die Lüftchen des Himmels spielten mit mir.'[4]) In den Kindern allein, diesen 'schicksallosen' Seelen, fühlt er, ist Reichtum, Frieden und Freiheit.[5]) Sie sind noch nicht 'vereinzelt in der schönen Welt', noch nicht 'ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo sie wuchsen und blühten', müssen nicht fürchten wie die eitlen Vernünftler, 'an

[1]) Man hat auf musikalischem Gebiet bei Chopin und unter den Jugendwerken Schumanns, etwa seinen Papillons, Kreisleriana, Davidsbündlern, nach den echtesten romantischen Schöpfungen zu suchen und mag dort das Gesagte erproben.

[2]) Ich zitiere im folgenden nach der Ausgabe von W. Böhm (Diederichs), weil sie abgeschlossen vorliegt und vorläufig noch am weitesten verbreitet sein dürfte. Hyperion kürze ich mit H, Empedokles mit E, Gedichte mit G und Philosophische Versuche mit Ph. V.

[3]) H 8. [4]) G (an die Jugend) 210. [5]) H 7 ff.

der Mittagsonne zu vertrocknen'. Sie leben 'in seliger Selbstvergessenheit', im Zustand völligen Aufgehens im All, warmer Geborgenheit am Herzen der Natur. Es gilt aber: 'Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel der Menschen. Eines zu sein mit allem, was lebt, ... das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert, und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht, wo ... die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weglegt und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.' Noch die Liebe scheint dies Gefühl innigen Verschmelzens mit dem All nur zu vertiefen. 'Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es stille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnisvoll das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an. Da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus. Da sagt' es mir, wie Hyperions Geist im Vorelysium mit seiner holden Diotima gespielt, eh' er herabgekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde sehen, wenn sie verschönert aus dem güldenen Strome blinken. Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir. Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldne Küsten, in die Geistertale des Arkturs. — O es ist doch wohl wünschenswert, so aus einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken! Berauscht vom seligen Wiegenliede, das ich mir sang, schlief ich ein, mitten unter den herrlichen Phantomen.'[1]) Aber nicht nur, daß sich das Allgefühl ins Unendliche, ins Kosmische erweitert, daß es einen weltumspannenden Schwung erhalten hat, — dem geübteren Auge entgeht nicht, daß hier trotz nachtverwurzelter Tiefe über allem ein Glanz, eine Klarheit und eine Helle ausgebreitet liegt, vor der das leichtgesponnene Gewebe des Traums zerreißen würde. Von härterem, stärkerem Stoffe muß die hier erschaute Welt sein, wenn sie solchen Stahlglanz strahlt, wenn sie auf der Seele Schwingen mit so hellem Metallton antwortet. 'Unsere Seelen lebten nun immer freier und schöner zusammen, und alles in und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns, so geistig und kräftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Wesen schwebten, selig vereint, wie ein Chor von tausend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Äther.'[2]) Oder: 'Mir ist lange nicht gewesen wie jetzt. Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, stark und fröhlich, mit

[1]) H 91 f. [2]) H 97 f.

lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schicksal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, über alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.'[1]) Daß sie solche Seligkeit, daß sie solche Freuden ertrage, muß 'die Brust sich stählen'; 'ha! fallen sie doch, wie ein Schwertschlag, oft mir auf die Seele, aber ich spiele mit dem Schwerte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand ins Feuer, bis ich es vertrage, wie Wasser'.[2]) Denn gewaltsam, schütternd ist oft das Erleben und droht elementarisch alle Fesseln zu sprengen: 'Dann suchte ich die höchsten Berge mir auf und ihre Lüfte, und wie ein Adler, dem der blutende Fittich geheilt ist, regte mein Geist sich im Freien, und dehnt', als wäre sie sein, über die sichtbare Welt sich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten sich und schmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zusammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir, so tobte in mir die Freude.'[3]) Es ist das tiefste Geheimnis solcher Schauung, daß sich ihr 'der herrliche, geheime Geist der Welt in Feuerflammen offenbart'.[4]) Im strahlenden Nimbus leuchtet er auf aus dunkelster Nacht und glüht mit Feuerblick den Begeisterten an, daß er selbst ein heiliges, zeugendes Feuer aufflammt. Feuernatur ist alles, und es versengt sich, was vor seiner schreckenden Gewalt keinen Widerstand findet. Da wird der Sternenhimmel, wenn 'wie Blumen aus der dunkeln Erde, die Sterne aus dem Schoße der Nacht sproßten und des Himmels Frühling in heiliger Freude herabglänzt'[5]), zum tiefen Symbol; es leuchtet das Bild des Geliebten auch als Gestirn hervor, in welchem der Geist Wirklichkeit geworden: 'er ist hervorgegangen wie ein Stern; er hat die Hülse durchbrochen und steht wie ein Frühling da; wie ein Kristallquell aus der düsteren Grotte ist er hervorgegangen.'[6]) Im Rausche beseligter Liebe hat die Eigenleuchtkraft der Seele ihre tiefste Glut erhalten. Alles ist goldströmende Fülle, schmelzende Innigkeit. 'In goldene Wolken hat sie Begeisterung mit ihren allmächtigen Wonnen gehüllt.' Alles ist überflutet und durchrieselt von den leuchtenden Farben und Lichtern des Frühlings und Herbsts. 'Unsere Gespräche gleiteten weg wie ein himmelblau Gewässer, woraus der Goldsand hin und wieder blinkt, und unsere Stille war wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einsamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Locken des kühnen Wanderers rauscht.'[7]) Es findet noch einmal der Geist die Götterruhe, die Stille, die Abgeschlossenheit, wie er sie in der seligen Selbstvergessenheit seiner Jugendträumereien genoß, aber eben es ist die Ruhe der Gebirge, des Raums über den Gewittern, wo in den Tälern der Kampf tobt und zuckende Lichter aus dem Dunkel heraufblitzen. Die Seele hat ihre großen Erschütterungen hinter sich und blickt noch zuweilen mit 'süßem', bebendem Schauer zurück in das wirbelnde Chaos brodelnder Gefühle und Mächte, aus dem sie sich siegreich erhoben. 'Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum Anfang und ans Ende der Zeiten,

[1]) H 62. [2]) H 90. [3]) H 84. [4]) H 78. [5]) H 166. [6]) H 95. [7]) H 98.

selbst wenn ich ihm, der meine letzte Zuflucht war, der sonst noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Lust und allen Schmerz des Lebens sonst mit der Feuerflamme, worin er sich offenbarte, in mir versengte, selbst wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiste der Welt, in seine Tiefe mich tauche, wie in den bodenlosen Ozean hinab, auch da, auch da finden die süßen Schrecken mich auf, die süßen verwirrenden tötenden Schrecken, daß Diotimas Grab mir nah ist.'[1]) Dies Mischgefühl bleibt der seelische Unterton, von dem sich das hellere freudige Ahnen der höheren Lichtherrlichkeit um so schärfer abhebt. Der Adler, der über der schwarzen Tiefe triumphierend schwebt und hoch im Äther Morgenlicht trinkt, ist das immer wiederkehrende Symbol dafür.

Indessen wächst die Kluft immer mehr, die den Begeisterten von der Erde scheidet. In glänzender Klarheit, in schreckender Größe steht die flammende Sonne vor ihm, die ihn magnetisch anzieht, 'mit goldenen Seilen', unwiderstehlich. Und hinter ihm erblaßt im grellen Scheine 'das Leben der Erd' immer mehr und schwindet wie Nachtlampen im Morgenrot.' Dem Mutterboden, an dem er einstmals weich und beseligt ruhte, ist er entwurzelt, ist 'zu groß geworden, um noch wiederzukehren zu dem Glück der Erde'.[2]) 'Huldige dem Genius einmal und er achtet dir kein sterblich Hindernis mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei'.[3]) Und doch muß er nicht wieder hinab?

Es beginnt die große Tragik im Schicksal des Begeisterten, wenn ihm auf seinem Siegerfluge im Tode nicht zugleich auch Vollendung wird, wenn er jäh zurück muß in die schwache Sterblichkeit seines Körpers. Es ist ein Phaethonsturz aus der Unendlichkeit in die Begrenztheit des Daseins, aus der Götterfreiheit in engste Haft, aus den Wonnen des Himmels 'ins fade Nichts', in die 'Mitternacht des Grams'. Nun beginnt 'das Leiden der Seele in Knechtsgestalt' und doch zugleich auch ihre Läuterung. Als Fremdlingin unter den Menschen 'ringt und sucht sie in jedem Moment nur das Ende der engen Gefangenschaft'. Eines erstrebt sie immer: ihr Leben dem Göttlichen, das sie geschaut, je mehr und mehr nachzubilden. Etwas hat sie auch noch hier, das von der Welt des feurig schmelzenden Glanzes und der blitzenden Strahlenfülle ihr zeugt, das ist das Licht des Tags und der strahlende Äther, 'von dem nun die Seele nimmer läßt'.[4]) 'Das Sonnenlicht, das eben widerrät die Knechtschaft mir, das läßt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben, und die heiligen Strahlen ziehn wie Pfade, die zur Heimat führen, mich an.[5]) Apollo und Helios und der allliebende Vater Zeus, das werden ihre Götter jetzt, die sie schwärmend verehrt, in glühenden Hymnen besingt: 'O heiliges Licht, das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam, dort oben über uns wandelt, und seine Seele auch mir mitteilt, in den Strahlen, die ich trinke, dein Glück sei meines!'[6]) Alles, was sie berührt, das sucht sie im Glanz zu vergöttlichen. Man hat von dem Glanzcharakter der Werke Hölderlins viel gesprochen: nur ein Beweis für die Stärke seines Lichtschauens, daß goldschimmernde Licht-

[1]) H 77 f. [2]) H 175. [3]) H 182. [4]) E 120. [5]) H 159. [6]) H 36.

fülle selbst noch seine Sprache, den Stil und den Rhythmus durchfluten. Die ganze Umwelt wird apollinisch. Lorbeer und Saitenspiel, Jupiters Adler und Phoibos' Vogel, der 'stolzdahinschiffende Schwan'[1]) sind nun nicht mehr zufällige Füllsel der Szene, sondern man erkennt in ihnen genau den Symbolkreis der alten Lichtgötter. Der 'goldführende Paktolus' und Delos werden Lieblingsplätze. 'Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Festen, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. In Fluten der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor.'[2]) Hyperion selbst — das ist schließlich das wichtigste — und seine Geliebte[3]) sind Lichtgeweihte. Ihr Name kündet es an. 'Dein Namensbruder, sagt Diotima schwärmerisch, der herrliche Hyperion des Himmels ist in dir.'[4])

Diotima ist noch ein tieferes Symbol. In ihrem Wesen erkennt Hyperion nicht nur die goldlautere Klarheit des Himmels, er findet in ihrer Nähe auch die ganze Glut, die Gefühlstiefe wieder, die ihn im Anschaun des Göttlichen beseligte. Sie strahlt ihm ein Abbild höchster Schönheit. In ihr ist das reine Ideal, das er aus dem Kreis des irdischen Daseins für immer ausgeschlossen wähnte, noch einmal Wahrheit geworden und sei es auch nur als flüchtiger Traum. 'Ich hab' es einmal gesehn, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da! Ich frage nicht mehr, wo es sei; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es ist jetzt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es sei; ich hab' es gesehn, ich hab' es kennen gelernt. . . . Wißt ihr seinen Namen? den Namen des, das Eins ist und Alles? Sein Name ist Schönheit.'[5])

Wir konnten nun schon zur Genüge sehen, daß, ebenso konsequent wie der Romantiker vom Traum, so der gereifte Hölderlin von der Begeisterung spricht, um jenen Zustand zu bezeichnen, der ihn in unmittelbaren Zusammenhang bringt mit seiner metaphysischen Welt. Der Ausdruck ist mit tiefem Bedacht gewählt. Begeisterung ist Geisteinigung. Begeisterung heißt der schimmernde Trunk, der im 'Feuerkelch, bekränzt mit Blumen und mit Geist gefüllt bis an den Rand'[6]) der Seele gereicht wird, daß sie selbst ein flammendes Licht erglühe und erstrahle, 'glänzende Begeisterung'[7]) ist das heilige Feuer, welches, dort entzündet, selbst hier unten die Seele noch trägt, sie läutert und sie nimmer rasten läßt, bis sie das sterbliche Leben völlig verzehrt und es in reine, himmlische Flamme umgewandelt hat nach der Verheißung: 'Wirst leuchten, jugendliche Flamme, mächtig wirst, was sterblich ist, in Seel' und Flamme wandeln, daß es mit dir zum heilgen Äther steigt.'[8]) 'Tobende Freude' ist der Begeisterung färbendes Gefühl, stürmischster Drang, schütterndste Gewalt ihre starken Ausdrucksmerkmale. 'Bald, da du fort warst', gesteht Dio-

[1]) H 72. [2]) H 16.
[3]) Diotima ist die 'Zeusgeliebte', im Fragment von Waltershausen heißt sie noch Melite.
[4]) H 96. [5]) H 68. [6]) E 127. [7]) H 126. [8]) E 88.

tima, 'und noch in den Tagen des Abschieds fing es an. Eine Kraft im Geiste, vor der ich erschrak, ein innres Leben, vor dem das Leben der Erd' erblaßt' und schwand, wie Nachtlampen im Morgenrot — soll ich's sagen? ich hätte mögen nach Delphi gehn und dem Gott der Begeisterung einen Tempel bauen unter den Felsen des alten Parnaß, und, eine neue Pythia, die schlaffen Völker mit Göttersprüchen entzünden ... so mächtig war der Geist des Lebens in mir!'[1]) Das sind die trunkensten Worte, mit denen nur je ein Dichter die elementare Kraft der Begeisterung gezeichnet. Sie zeigen, ohne daß es jetzt noch eines weiteren Beweises bedürfte, wie himmelweit diese seelische Haltung vom lösenden, schmelzenden Traum absteht und sie beweisen doch ebenso deutlich, daß Begeisterung auch nicht ist — dionysisches Rasen, mit dem sie jetzt noch verwechselt werden könnte. Während nämlich die bakchische Mänade, vom Stachel ihres Gottes getrieben, in der Irre schweift und in wild orgiastischem Sinnenrausch und wahnsinnig verzückendem Taumel Befreiung ihrer Seele sucht, so kennzeichnet die Begeisterung, all ihrem brausenden Schaum und trunkenen Überschwang zum Trotz, Zielstrebigkeit, Besonnenheit, Nüchternheit, wodurch sie sich denn als im letzten noch apollinisch erweist, wie sich Diotima hier zu Pythos Gemeinde bekennt. Gerade weil sie ihr höchstes Ideal in der strahlenden Sonne über sich sieht, weil sie auf ihrem Wege im Licht ihr stürmisch verfolgtes, wegeweisendes Ziel erkennt, so muß sie jegliche Ab- und Ausschweifung, jegliche Zügellosigkeit und Unstetigkeit als Abweg und Frevel bezeichnen. Wie Dürers Ritter blickt sie geradeaus und straft jeden abschweifenden Gedanken als feige Flucht, ganz abgesehen davon, daß sie Befleckung des reinen, geläuterten Lichtgeistes nicht duldet. So entbehrt sie denn trotz ihres heftig drängenden Charakters eigentlichst der Unruhe. Sicherheit, Maß und Strenge sind ihre Merkmale, und sie betrachtet als ihre höchste Steigerung 'die Begeisterung des Feldherrn, der mitten in der Schlacht unter Besonnenheit den Genius mächtig erhält'.[2]) Von selbst ergibt sich hier die tiefere Bedeutung von Hölderlins Stil, der auch Strenge, Maß und Nüchternheit als Normen zeigt: die sind dann nicht mehr Gräkomanie, Manier, Zwangshaltung, sondern innere Nötigung, wie sie innere Nötigung waren für die Alten.

Jeder wahrhaft Begeisterte wird zum Wissenden; sein jäher Himmelssturz macht ihn dazu; denn er reißt in ihm die Erkenntnis von der Vollkommenheit seines höheren und der Nichtigkeit seines irdischen Daseins auf. Tiefer als je einer fühlt er die Kluft zwischen den beiden gegensätzlichen Welten und leidend an diesem Gegensatze schärft sich sein Geist mehr und mehr. Wem aber sein Ideal wirklicher gilt als die sterbliche Welt des Werdens und Vergehens, dem bleibt als einzige Form, sein Wissen einzukleiden, der metaphysische Idealismus, und wiederum weil der Idealismus auf dem schärfsten Kontraste sich gründet, hat er als die Urform der Dialektik zu gelten. Jeder innerlichst von Begeisterung Durchglühte ist also notwendiger-

[1]) H 189. [2]) Ph. V. 335.

weise zugleich Idealist, und als Idealist hat er zum scharfen Logiker mindestens die Tendenz. Plato und Schiller sind für beides die weltgeschichtlichen Belege. Der Dichter des Phädrus ist zugleich zum Begründer der Dialektik geworden, und der die Ode an die Freude gesungen, hat seinen dichterischen Stil auf die schneidende Antithese gebaut. Hören wir Hölderlin: 'Der Mensch, der nicht wenigstens im Leben einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben am Irisbogen, ineinander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbaun. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brot, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmähet er nur darum, weil er insgeheim am Göttertische schwelgt.'[1]) Mehr noch als Schiller hat Hölderlin erst dem Idealismus der Kant, Fichte, Hegel die seelische Berechtigung gegeben; vor der Wahrheit und Schwere seiner gelebten Metaphysik stürzt jeder bloß gedachte Idealismus in sich zusammen, wie künstlich auch die Vernunft das Kartenhaus geschichtet.

Der Idealist hat seine Naivität dahingegeben und ist sentimentalisch geworden. Um sein seliges Kinderglück am Schoße der Natur hat er die höheren Freuden und die Begeisterungen des Geistes eingetauscht. 'Die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im Sonnenglanze, wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend.'[2]) Unvermerkt stehen wir plötzlich mitten drin in einem der größten Rätsel der Menschheitsgeschichte, welches sich seit ältester Zeit in der schillernden Doppelbedeutung des Begriffes Geist selber verbirgt. Ja Ideal ist, was Natur war, Tiefe ward Höhe, Seligkeit wurde Begeisterung, Seele ward Geist. Weg ist das Band, das ehedem schützend ums Auge lag, damit der Geist nicht allzukräftig am Lichte sich nähre.[3]) Der süße Träumer ist geweckt und in heller Klarheit steht der strahlende Tag vor ihm. Aufschreckend tönt die grelllichte Frage Diotimens an ihren Geliebten: 'Warum muß ich dich wecken, lieber Träumer?'[4]) schreckend, wo sie, 'eine begeisterte Pythia, die schlaffen Völker mit Göttersprüchen entzünden' wollte und dabei gewahr wird, daß ihr eignes 'Feuer mählich sie verzehrt'. Drohend steht das dunkle Rätsel vor der ganzen heutigen Menschheit. Es ist schon angedeutet, wo Hölderlin im tiefsten nach einer Lösung sucht. Blitzartig scheint sie einmal wirklich Ereignis zu werden in einem Wort, das am Schleier allerletzter Lebensursachen lüftet: 'Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.' 'Das gibt das süße, schwärmerische Gefühl der Kraft,

[1]) H 107. [2]) H 82. [3]) Vgl. E 104. [4]) H 189.

daß sie nicht ausströmt, wie sie will, das eben macht die schönen Träume von Unsterblichkeit und all die holden und kolossalischen Phantome, die den Menschen tausendfach entzücken, das schafft dem Menschen sein Elysium und seine Götter, daß seines Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg sich wirft.'[1]) Am Schicksal also schüttert das Leben auf, daß Dunkeles Licht, Verhülltes offenbar wird, am Widerstand schürft sich die Seele und stiebet als schäumender Geist empor. Schmerz heißt die scharfe Klippe, an der die Kreisbahn des Lebens sich öffnet und steil plötzlich zur Höhe steigt. Weil Hölderlin den Preis kannte, den er ihm brächte, hat er auch mit diesem herbsten aller Freunde Blutsbrüderschaft geschlossen. 'Bester, ich bin ruhig, denn ich will nichts Bessers haben als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt' ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig sein wie ein Kind und schlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? Nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein andrer Gefährte, denn er.'[2])

Befreiung nur spürt der Begeisterte im Schmerz. Er frohlockt, wenn er seinen Geist schäumend emporwallen fühlt. 'O Iris Bogen! über stürzenden Gewässern, wenn die Wog' in Silberwolken auffliegt, wie du bist, so ist meine Freude!'[3]) denn er weiß, 'die heftige Geistesflamme, die an seinem Leiden sich entzündete, wird ihm endlich alles Sterbliche verzehren'.[4]) Er jubelt, wenn er ihr Rauschen hört: 'Wir sind wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft, und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Äonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche, ha! wo uns ist, als kehrte der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne.'[5]) Um an seiner ätzenden Schärfe nur um so rascher Vollendung zu finden, sucht er geflissentlich gerade den Schmerz auf: 'Es beschleunigen ihm die Schmerzen den Flug, und wie der Wagenlenker, wenn ihm in der Bahn das Rad zu rauchen beginnt, eilt der Gefährdete nur schneller zum Kranze!'[6]) Er sucht die gefährlichen Momente am Rande des Lebens, jauchzt auf in Gewitter und Kampf. 'Die seligen Tage sind wie eine jähe Felsenspitze, wo dein Reisegefährte nur dich anzurühren braucht, um unabsehlich, über die schneidenden Zacken hinab, dich in die dämmernde Tiefe zu stürzen.'[7]) 'Wenn ein Gewitter über mir hinzieht, und seine göttlichen Kräfte unter die Wälder austeilt und die Saaten, oder wenn die Wogen der Meersflut unter sich spielen, oder ein Chor von Adlern um die

[1]) H 52 f. [2]) H 197. [3]) E 91. [4]) H 175. [5]) H 67. [6]) E 96. [7]) H 37.

Berggipfel, wo ich wandre, sich schwingt'[1]), beginnt sein Herz sich zu regen. Im Tatensturm erst triumphiert er, wenn er fühlt, wie sein 'Geist, der langabwesende, endlich hervorglänzt aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Äther grüßt'.[2]) 'Wie Flammen verloren sich in meinem Sinne die Taten aller Zeiten ineinander, und wie in ein frohlockend Gewitter die Riesenbilder, die Wolken des Himmels sich vereinen, so vereinten sich, so wurden ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.'[3]) Die Schlacht wird sein rechter Tummelplatz. Der 'Schlachtruf ist ihm die liebste Melodie', er möchte sich fühlen wie 'ein tobend Schlachtroß'. Er kennt nichts Schöneres als 'ein erwachend Heer', wenn 'der Wald ertönt von allerschütternder Kriegsmusik und rings von Waffen schimmert und rauscht'.[4]) 'Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Masts hing, unter der wehenden Flagge, und dem Seegevögel nach hinaussah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unsre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd', und ich an meines Hauptmanns Seite stand mit hellem Blick — da lebt' ich, o da lebt' ich!'[5]) Gerade im hitzigsten Schlachtgewühl, 'wo die Kämpfer sich durchkreuzen wie Blitze und alles eine verzehrende Flamme' ist, frohlockt er am hellsten. Die Schlacht wird ihm hier 'zum Bad, den Staub von sich abzuwaschen'.[6])

Der Held stellt daher den Begeisterten am vollkommensten dar, und es gilt: 'Helden gebiert die Begeisterung.'[7]) 'Ich liebte', sagt Hyperion, 'meine Heroen', wie eine Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.'[8]) Weil er Helden brauchte, mußte Hölderlin zu den Alten sich flüchten; bei ihnen nur fand er die Atmosphäre, nach der er dürstete, 'die schreckende Herrlichkeit, die wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt'.[9]) Da konnte er sich wenigstens noch mit den Schatten der Dioskuren, der Scipionen, des Harmodius und Aristogeiton, des Agis und Kleomenes unterhalten und wie erglüht er, wenn er von ihnen spricht! Den Herkules gedenkt er in einem eigenen längeren Gedichte zu feiern. Der Liebste aber unter allen ist ihm Achill, Achill, 'der Held war ganz nur aus reicher, schöner Natur' im Gegensatz selbst zu Hektor, den mehr 'Pflicht und feines Gewissen' dazu machten.[10])

Was der Begeisterte im letzten sucht, Verklärung, Verglänzung, das eben lebt der Held. Er 'fühlt sich neu in himmlischer Verwandtschaft' mit der Sonne und 'aus Mut und Lust und Lebensfülle gehn seine Taten leicht wie ihre Strahlen'.[11]) Er stellt ein rechtes Abbild des Lichtes dar. 'Von ihren Taten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eigenem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude.'[12]) 'Der Himmel ruht auf freier Stirne ihnen und freundlich überglänzt dieser Herrlichen Genius die Erd.'[13]) Empedokles heißt ein 'herrlich Meteor', ein 'Sohn Uraniens', ein 'Gestirn, von dessen Lichte trunken die Täler glänzen'. Genau in Phoibos' Zügen

[1]) H 32. [2]) H 145. [3]) H 20. [4]) H 146. [5]) H 178. [6]) H 175. [7]) H 205. [8]) H 21. [9]) H 21. [10]) Ph. V. 418 f. [11]) Vgl. E 77 f. [12]) H 36. [13]) Vgl. E 90.

schildert auch Diotima ihren Geliebten, als sie sich erinnert, wie 'er ihr, ein heilger Fremdling, zum erstenmal begegnete, da er, wie ein trauernder Genius hereinglänzt in die Schatten des Waldes ... Ioniens zaubrische Mailuft macht ihn blühender, sie lockt ihm das Haar, entfaltet ihm, wie Blumen, die Lippen, löst in Lächeln die Wehmut auf, und o ihr Strahlen des Himmels! wie leuchtet ihr aus diesen Augen mich an, aus diesen berauschenden Quellen, wo im Schatten umschirmender Bogen ewig Leben schimmert und wallt! Gute Götter! wie er schön ward mit dem Blick auf mich! wie der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter Nerve dastand, nur daß ihm die lieben Arme, die bescheidnen, niedersanken, als wären sie nichts ... und wie unter den dämmernden Tränen sein Phöbusauge durchstrahlt'!'[1]) Ist er Apolls Bild in der Liebe, so gleicht er dem Himmelsgott selbst im Kampf. 'Du mußt, wie der Lichtstrahl, herab, so kündet ihm Diotima, wie der allerfrischende Regen, mußt du nieder ins Land der Sterblichkeit, du mußt erleuchten wie Apoll, erschüttern, beleben wie Jupiter, sonst bist du deines Himmels nicht wert.'[2])

Klar umrissen wie das lichtumglänzte Äußere dieser Helden steht auch ihr Charakter da, der ein rechtes Gegenstück zu den verschwommenen Karikaturen der Romantiker darstellt. Bei ihnen 'gilt nichts Eitles und Anerzwungenes, sie geben schmucklos, fessellos, nackt, wie im Wettlauf zu Nemea, zum Ziele'.[3]) 'Nur in den ewigen Grundtönen seines Wesens lebte jeder, und schmucklos schritten wir fort von einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unser gemeinsames Leben.'[4]) Im Feuer gehärtet, im Feuer geläutert ist alles, daher unzerbrechlicher Stahl, reines, gediegenes Gold. 'Da Harmodius und Aristogiton lebten, da war noch Freundschaft in der Welt. ... Aber beim Äther! man muß Aristogiton sein, um nachzufühlen, wie Aristogiton liebte, und die Blitze durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt sein wollte mit Harmodius Liebe, denn es täuscht mich alles, wenn der furchtbare Jüngling nicht mit Minos Strenge liebte.'[5]) Also es bestätigt sich auch hier, was wir für den Begeisterten gefunden: Besonnenheit, Schmucklosigkeit, Strenge trotz tiefster Glut, trotz tobendstem Siegesrausch sind des Helden bezeichnende Tugenden, und er ist aller orgiastischen Ausschweifung feind. Das gibt ihm seine Ruhe, seine Sicherheit: 'Die Ruhe des Helden ist Zufriedenheit selbst zwischen dem Entschluß und der Tat, ist Ruhe selbst vor dem Siege, und seine Beschlüsse sind wie Götterworte Gebot und Erfüllung zugleich.'[6])

Für den Begeisterten ist der Tod eine metaphysische Nötigung. Jeder zeitliche Sieg ist ihm nur ein Gleichnis für die letzte Vollendung, die er bei völliger Sprengung der sterblichen Hülle findet. Im Grunde steht er zum Schicksal immer im Gegensatze, sein Verhältnis zum Leben ist ein tragisches, Heldentum wird Tragödie. Empedokles' Opfertod ist das Denkmal dafür, mit welcher Glut und welch trunkener Siegerwonne der wahrhaft tragisch angelegte Charakter den Moment seiner äußeren Vernichtung erlebt. 'O Ende

[1]) H 143 f. [2]) H 117. [3]) Vgl. H 140. [4]) H 36. [5]) H 81 f. [6]) Vgl. H 119.

meiner Zeit! O Geist, der uns erzog, der du geheim am hellen Tag und in der Wolke waltest, und du, o Licht! und du, du Mutter Erde! Hier bin ich ruhig, denn es wartet mein die längstbereitete, die neue Stunde nun nicht im Bilde mehr, und nicht, wie sonst, bei Sterblichen, im kurzen Glück, — ich find', im Tode find' ich den Lebendigen, und heute noch begegn' ich ihm; denn heute bereitet er, der Herr der Zeit, zur Feier, zum Zeichen ein Gewitter mir und sich.' 'Ha, Jupiter, Befreier! näher tritt und näher meine Stund' ... Es wird! gereift ists! o nun schlage, Herz, und rege deine Wellen, ist der Geist doch über dir, wie leuchtendes Gestirn, indes des Himmels heimatlos Gewölk, das immerflüchtige, vorüberwandelt. Wie ist mir? staunen muß ich noch, als fing' ich erst zu leben an, denn all ists anders, und jetzt erst bin ich, bin — O darum ward Leben mir so leicht, daß du des Überwinders Freuden all in einer vollen Tat am Ende fändest? Ich komme ... Es muß die Nacht jetzt eine Weile mir das Haupt umschatten. Aber freudig quillt aus mutger Brust die Flamme. Schauderndes Verlangen! Was? Am Tode entzündet mir das Leben sich zuletzt, und reichest du den Schreckensbecher mir, den gärenden, Natur! damit dein Priester noch aus ihm die letzte der Begeisterungen trinke!'[1]) Wenn hier furchtbarer, herrlicher alles noch einmal Erlebnis wird, was den Begeisterten schon im Leben zum Lichtgeweihten machte, wenn hier der Ätnasturz, indem 'der Reine all, was er besaß, im Nahn des Herrschers und in seinem Strahl dem Element, das ihn verherrlichte, geläutert wiedergibt' — wenn dieser Feuertod tief bedeutungsvoll wird, wie es für Diotima keinen Tod als in den Flammen gab[2]), so wird doch zugleich in diesem letzten Monolog offenbarer als irgendwo das schäumende Wort Alabandas: 'alle Scheidenden sprechen wie Trunkne, und nehmen gerne sich festlich.'[3]) Der Tod ist Geburtstag, 'er gibt uns Götterfreiheit', 'er ist ein Bote des Lebens, und daß wir jetzt schlafen in unsern Krankenhäusern, dies zeugt vom nahen gesunden Erwachen'.[4]) 'Menschen ist die große Lust gegeben, daß sie selber sich verjüngen; und unbesiegbar groß, wie aus dem Styx der Götterheld, gehn Völker aus dem Tode, den sie zur rechten Zeit sich selbst bereitet. O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt!'[5]) Das ist die mystische Weisheit, die uns der Tragiker Hölderlin zu geben vermag und vielleicht ist sie geeignet, den letzten Sinn der Tragödie überhaupt zu erschließen. Triumph ist alles Sterben; wir erinnern uns daran, wie nordische Helden lächelnd in den Tod gingen, ob auch am ehrnen Schicksal sie zerschellten. 'Sieh auf die Welt!' ruft die vollendete Diotima, 'ist sie nicht wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbnis feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, in wechselnden Gestalten und Tönen, den majestätischen Zug geleiten.'[6])

[1]) E 165 u. 90 f. [2]) Vgl. H 195. [3]) H 183. [4]) H 194; 40.
[5]) E 76. [6]) H 195.

Wir sind am Ende und fassen nur kurz noch einmal die gewonnenen Ausdruckszüge zusammen: Das Erleben Hölderlins trägt wesenhaft den Charakter der Begeisterung im Gegensatz zum Traum oder ausschweifender Ekstase. Diese Begeisterung schöpft zwar bei ihm aus tiefst seelischen Quellen, behält aber immer das ihr eigene Streben nach höherer Durchgeistigung. Stürmischster Überschwang kennzeichnet sie, jedoch verläuft sie stets geradlinig, zielstrebig, daher ihre Merkmale Strenge, Straffheit, Nüchternheit, Besonnenheit sind. Die Welt des Begeisterten ist lichtdurchflutet, sonnenglänzend, er erblickt aus tiefster metaphysischer Nötigung im Gestirn des Tags sein glänzendes Ziel, den flammenden Feuergeist, mit dem er Einigung erstrebt. Aller nächtlichen Magie, allem dämmerigen Zauber, allem Un- und Unterbewußten ist er darum im tiefsten feind und sucht vielmehr Klarheit, Reinheit, morgendliche Wachheit und Helligkeit überall. Weil er dennoch in die Welt des Werdens und Vergehens verhaftet ist, tritt ihm das Sein als Ideal und Wirklichkeit ewig unvereinbar auseinander und sein Geist hat, leidend an diesem Gegensatze und seiner schmerzvollen Spannung, die Neigung, in schneidende Dialektik sich zu zersetzen. Begeisterung ist Aufstieg, weil sie ihr Ideal in der Höhe wiederfindet, sie kennt, im Gegensatz zum stets rückwärts gewandten Träumer, den kräftigenden, tatenzeugenden Glauben in die Zukunft. Sie erlebt sich, wenn sie ihrem Ziele nahekommt, als Befreiung, Sieg, Triumph, Verklärung, Durchglänzung und ihr farbegebendes Gefühl ist die Freude. Sie gibt sich tragisch-heroisch, sie hat Größe und Pathos, weil sie Überwindung des Lebens, des Schicksals erstrebt, weil sie, gerade um die Befreiung ihres gefesselten Geistes zu befördern, Kampf, Widerstand, Vernichtung und Untergang aufsucht; sie gibt sich gewaltsam, oft genug mit schneidender Härte, weil sie sprengt, weil sie zerschmettert, weil sie zwischen stürzenden Blöcken zerreibt, was immer ihren Adlerflug hemmt. Wir leiden, aber wir sehen über diesem brausenden Chaos das Licht gebreitet, wir sehen aus rauchenden Wolken den Helden schließlich aufwärtssteigen unter Siegesfanfaren zum 'heldenmütigen Sonnenlicht'.

Können wir Hölderlin noch für die Romantik retten? Hat er nicht vielmehr sein Haupterlebnis gerade mit der Klassik gemein, diese nun einmal als psychische Einheit wie die Romantik verstanden? Was schließt denn diese Homer, Aeschylus, Sophokles, Pindar, diese Epiker des Edda-, Nibelungen-, Beowulfkreises, diese Shakespeare, Schiller, Beethoven anders zusammen als gerade ihr tragisch-heroisches Lebensgefühl und ihr allbegeisternder Enthusiasmus? Ja, denen gegenüber, welche in den Klassikern immer nur einen zufälligen Verein besonders umfassender Geniemenschen sehen, sei es einmal wieder betont: Klassik ist Heldendichtung und ihre bevorzugten Formen sind daher allüberall Tragödie, Epos und hymnische Lyrik. Hölderlin hat gelegentlich das Epos eine Metapher großer Bestrebungen, die Tragödie aber die Metapher einer intellektuellen Anschauung, will sagen einer dialektischen Haltung, genannt im Gegensatz zur persönlichen Lyrik, welche eine Metapher des Gefühls darstelle. Diese Definition greift in bedeutsamer Weise zwei Hauptmomente der heroischen Begeisterung auf, welche in den beiden Kardinalformen unterschiedlich hervor-

gehoben sind: Seinem Strebecharakter gemäß würde darnach das Epos die Linie betonen, wie es denn auch in seinem äußern Ablauf immer eine geschlossene Linie, einen breiten, unerbittlich seinem fernen Ziele zueilenden Strom darstellt, die Tragödie aber würde scharf den Winkel markieren, wo sich das Individuum am Schicksal zerbricht, wo es, die Kreisbahn des Lebens verlassend, plötzlich steilaufwärts seinem Ideal entgegengetragen wird, und es gäbe die schneidende Dialektik ihres Dialogs zugleich ein Bild ab für Handlung und Form, wo auch alles aufs schärfste zugespitzt, alles in einen Moment zusammengedrängt ist. Wie die Struktur jedes klassischen Werkes eben jene Ausdruckszüge zeigt, wie wir sie an Hölderlin ablasen, sei im Vorbeigehen an der neuesten Form klassischer Lebenshaltung, der Sinfonie, gezeigt. Ihr klarstes Bekenntnis ist Beethovens Neunte. Ist nicht auch da zunächst alles schmerzlichstes Ringen, titanischer Kampf mit dem Schicksal über Abgründen schwärzester Nacht? Aber der Tag bricht an, von ferne erschaut der Held das Göttliche in lichtester Schönheit, und er wird zu ihm emporgehoben, daß es immer strahlender vor ihm aufgeht. Siegesjubel empfängt ihn, wie er triumphierender nie gesungen wurde und für den es einen überschäumenderen Text nicht gab als die trunkenen Worte eines — ersten Tragikers. Wir dürfen mit den gewonnenen Begriffen jedes angeblich klassische Werk auf seine Echtheit hin prüfen, und es würde beispielsweise Faust nicht standhalten. Goethe sucht seinen Helden am Schluß zu verklären, aber ist das Sieg, ist das Triumph, ist das 'tobende Freude'? Wird es klar, was Hölderlin von Goethe schied und was ihn mit Notwendigkeit Schillern in die Arme werfen mußte? Also Hölderlin ist Klassiker seines Blutes und wenn er in seinem Jahrhundert nicht mehr als Held leben konnte, wenn er übersensibel war und sich in seinen Erstlingswerken noch ein leises Schwanken zeigt, so darf man das nie und nimmer als Romantizismus auslegen. Der gereifte Dichter hat sein klassisches Ideal immer reiner und geläuterter ausgestaltet und schließlich auch diejenige Form gefunden, die zu dessen Ausdruck gerade ihm die gemäßeste war, nämlich die hymnische Ode. Hölderlin ist zum Pindar der Deutschen geworden, und wir brauchen nicht anzustehen, als solchen in ihm den Gipfel und die reifste Blüte jener von Klopstock, Lessing und Schiller angebahnten Bewegung zu sehen. Weil er wirklicher als einer das Ideal in seiner Schönheit, in seiner tiefen Glut und seiner schreckenden Herrlichkeit geschaut hat, wurde er zum metaphysischen Vollender der Klassik, wurde er schlechthin ihre nachträgliche tiefste Begründung.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Paul Cauer (†), Grundfragen der Homerkritik. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. I. Leipzig, Hirzel 1921. 406 S. gr. 8°. 66 Mk.

Die homerischen Grundfragen kann man entweder aus dem Stoffe heraus entwickeln oder man geht von ihren bisherigen Behandlungen aus und nimmt zu ihnen kritisch und weiterbildend Stellung. Jene Darstellung wird knapper, klarer, aber gewiß auch einseitiger werden; diese muß notwendig breiter werden, läuft Gefahr belastend, ja verwirrend zu wirken, gibt aber eine Vorstellung von der geschichtlichen

Entwicklung der Probleme und kann allein die Vielseitigkeit der Auffassungen zeigen. C. hat diesen Weg gewählt. Er hat seine Gefahren auch in dieser neuen Bearbeitung, trotzdem sie fast den doppelten Umfang wie die zweite, den vierfachen der ersten haben wird, im ganzen vermieden. Manches hätte wohl gekürzt oder fortgelassen werden können: so im Kapitel über das Verhältnis der Handschriften, die Vulgata und Aristarch; so die Bibelgläubigkeit Chadwicks und Leafs an die Geschichtlichkeit der Ilias und ihr hohes Alter. Fast zu gewissenhaft hat C. die Homerliteratur verfolgt und stets lernbegierig suchte er überall Brauchbares und Anregendes zu finden, manchmal vielleicht zu nachgiebig. Von seinen eigentlichen Gebieten aus, dem Sprachlichen und der Interpretation, hat er sich mit erstaunlichem Fleiß über alle die vielen Seiten der homerischen Frage orientiert und sich ein eigenes Urteil zu erarbeiten gestrebt mit vorbildlicher Vorurteilslosigkeit und ruhiger Sachlichkeit ohne Ansehen der Person, niemals auf gehässige Polemik eingehend. Er ist überall mitgegangen mit der Forschung. Daß er sich hie und da von einer vormals lebhaft aufgenommenen Vorstellung nicht trennen kann, wie z. B. von Dörpfelds Leukas-Ithaka-Hypothese, oder daß er von Reichel her noch die Darbringung des Peplos an Athene im Z durch 'Rockopfer' auf einem mykenischen Siegelring erklärt, darf niemand schelten, das sind Kleinigkeiten. Seinen Zweck, über die Gesamtheit der Homerprobleme und die weit auseinandergehenden Lösungsversuche zu belehren, die auseinanderstrebenden Spezialarbeiten zu vereinigen, hat er in dieser neuen Bearbeitung noch gründlicher wie in der zweiten erreicht.

Rechten Halt aber gibt seinem Buche erst seine eigene Ansicht über Homer, die Entstehung seiner Sprache, seines Verses, der Sage und der Gedichte, ihrer Heimat und ihrer Zeit. Ursprünglich äolisch im Kurzvers gehalten, seien die Lieder, die äolische Heldenkämpfe der Troer und des Mutterlandes besangen, von den Ioniern aufgenommen, die, den Hexameter aus zwei Kurzversen schaffend, sie episch umgestaltet hätten, bis sie schließlich in Athen von Peisistratos in die letzte Form gebracht seien. Um Attizismen im Homertext bemüht sich C. deshalb wie Wackernagel. Wie wenig man aber zu erwarten berechtigt ist, zeigen Solons Elegien, die so gut wie keinen Attizismus haben.

Der bisher erschienene Teil bringt 1. Textkritik und Sprachwissenschaft (wohl das Wertvollste), 2. Historische Grundlage der Sage, ihre Umbildungen, Kulturstufen, Götter. Der zweite Teil soll außer 3. 'Der Dichter und seine Kunst' noch ein 4. Buch über die Komposition beider Epen bringen. Ehe C. ihn vollenden konnte, hat der Tod den tapfern, vornehmen, bis zuletzt fleißigen und lernbegierigen Mann ereilt. Ewald Bruhn hat die Neubearbeitung zum Abschluß gebracht: sie harrt des Druckes.

Erich Bethe.

Johanna Schmitt, Freiwilliger Opfertod bei Euripides. Ein Beitrag zu seiner dramatischen Technik. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten XVII 2. Gießen, A. Töpelmann 1921. 106 S. gr. 8°.

Das Hauptverdienst dieser fleißigen, mit ausgiebiger Heranziehung der einschlägigen Fachliteratur durchgeführten Untersuchung ist in ihrem Untertitel angedeutet. Die Verf. analysiert den Aufbau der Devotionsszenen in den Herakliden (Makaria), der Hekabe (Polyxene), den Phoinissen (Menoikeus) und der Aulischen Iphigenie in sechs Kapiteln, welche Eingliederung und Einführung der betreffenden Auftritte, 'das Entschlußfassen', 'die entscheidenden Reden', 'das retardierende Moment', 'die Abschiedsszenen' und 'den Ausklang' der Episoden behandeln. Einer gesonderten Betrachtung wird dann der bloß aus den Fragmenten erkennbare Opfertod der drei Töchter des 'Erechtheus' und des 'Phrixos' unterzogen; auch hier schimmert noch durch die Trümmer der Überlieferung weitgehende typische Übereinstimmung der Komposition durch. Während die genannten Stücke insgesamt in die Zeit des Peloponnesischen Krieges fallen und mithin an dem heldenhaften Entschluß der Jünglinge und Mädchen vor allem das patriotische Moment stark betont wird, liegt die 'Alkestis' als älteste der erhaltenen Tragödien des Euripides ein gutes

Stück vor dieser gewaltsamen Aufrüttelung der Geister, und so ist ihr Opfertod rein individuell, nicht sozial bedingt. Darum und weil der Entschluß zur Aufopferung hier ausnahmsweise bereits der Vorfabel des Stückes angehört, hat die Verf. diesen Fall mit Recht von den übrigen abgesondert (Kap. VIII), mit Unrecht freilich die Freiwilligkeit bei der Ausführung des Vorsatzes in Frage gestellt. Wenn Schmitt S. 74 zwischen dem aus Liebe zu Admet getanen Gelübde der Alkestis und dessen faktischer Einlösung lange Zeit verstrichen sein läßt, folgt sie augenscheinlich v. Wilamowitz, der in der Einleitung zu seiner Übersetzung diesen zeitlichen Abstand sehr hervorhebt, wenngleich er im Stücke selbst schon der dramatischen Konzentration wegen gar nicht eigentlich zur Geltung kommt; so hat sich ja auch K. Heinemann (Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur I 122) mit Siebourg gegen Wilamowitz dahin entschieden, das fragliche Intervall statt mit zehn mit einem Jahr zu bemessen. Ein wenn auch leises Bereuen des früheren Entschlusses kommt also bei Alkestis nicht in Frage, und lediglich im Bewußtsein des Wertes ihrer Tat fordert sie von Admet als Entgelt seinen Verzicht auf Wiedervermählung; das von der Verf. herangezogene *οὐ δῆθ' ἑκοῦσά γε* (V. 389) aber bezieht sich nicht auf die Opferung für den Gemahl, sondern auf das Verlassen der Kinder, wie aus dem Zusammenhang mit dem voranstehenden Verse zwingend hervorgeht. Alkestis hat doch gerade deshalb, weil sie die instinktive Eifersucht des liebenden Weibes, das den eigenen Gatten keiner Nachfolgerin gönnen mag, hinter der Maske ausschließlicher Obsorge um die unmündigen Kinder birgt, allen Grund, das besonders zärtliche Hängen an diesen zu betonen. Man hat das sogar dahin mißverstanden, daß sie von Haus aus nicht um Admets, sondern um der Kleinen willen den Tod gewählt habe (vgl J. L. Myres im Journ. of Hell. stud. 1917 XXXVII 198 ff.), und doch zeigt noch der scheinbare Zufall, daß ihr letztes Abschiedswort (*χαῖρε* 391) dem einen Admet, nicht den beiden Kindern gilt, für wen ihr Herz am wärmsten schlug. — Im Anschluß an Alkestis bespricht die Verf. dann noch Euadnes (Hiketiden) und Laodameias (Protesilaos) Liebestod und weist auch hier bei aller Verschiedenheit im einzelnen die motivische Verwandtschaft, dazu die technischen Zusammenhänge mit den früher erörterten Opferszenen (retardierendes Moment!) nach. Zwei Schlußkapitel sind dem 'rituellen Sprachgebrauch in den Devotionsszenen' und ihrer 'sagengeschichtlichen Grundlage und Nachwirkungen' gewidmet, wobei gegen Wilamowitz' Verallgemeinerung, wie die Makariafigur und -szene in den Herakliden seien auch die Opferepisoden der Phoinissen und des Erechtheus von Euripides frei erfunden, Stellung genommen und vermutet wird, das Vorbild für die Selbstopferung des Menoikeus sei der Schlachtentod seines Bruders Megareus (Thebais! Vgl. Aisch. Sieb. 477) gewesen, während für den Tod der einen Tochter des Erechtheus, die von der eigenen Mutter Praxithea dem patriotischen Interesse willig geopfert wird, eine alte lokale kultätiologische, von Euripides bloß konzentrierte Opferungssage zweier Erechthiden vorgelegen habe.

Kurz sei auch auf Einzelheiten eingegangen, so auf die der Verf. nicht entgangene merkwürdige Skizzenhaftigkeit der Phoinissen. Wie Schm. S. 38 u. 43 an der Menoikeusepisode die gedrängte Kürze hervorhebt, so ist Antigone durch das tragische Ende ihrer Brüder und der Mutter mit einem Schlage vom scheuen, halbwüchsigen Mädchen zur reifen, entschlossenen Jungfrau geworden; den tieferen Grund speziell dieser sprunghaften Entwicklung habe ich in meinem Buche 'Die Frauengestalten im attischen Drama' (Wien und Leipzig 1922) zu zeigen gesucht. Schm findet auch an Kreon (S. 60) den plötzlichen Wandel zu dem aus der Sophokleischen Antigone bekannten Tyrannen, indes geht sie damit in der Beurteilung der Verse 1585 ff. doch wohl zu weit; jedenfalls erscheint die Grausamkeit seines Verbannungsurteils durch die Rechtfertigung V. 1592/4 wesentlich gemildert. — Wenn ferner die Verf. S. 38 Anm. 3 an Schröders 'Iterata bei den Tragikern' die Auslassung von Phoin. 989 : 997 rügt, übersieht sie ebenso wie bereits

S. 18 Weckleins berechtigte Tilgung von 989b—990a; das εἶμι καὶ σώσων βίον ist nichts als eine abgeschmackte Variierung des späteren εἶμι καὶ σώσω πόλιν und macht gleichzeitig den Menoikeus zum Lügner; im folgenden ἀλλ' εἶα χώρει erkennt man das aus 986 χώρει νυν gewonnene Füllsel. — Der Verf. Versuch, Wilamowitz' Überarbeitungshypothese der Herakliden zu widerlegen (S. 52ff.), ist schon rein äußerlich durch Ausschaltung zweier wichtiger Argumente (S. 52 Anm. 2) unzureichend durchgeführt; die Auffassung der Aulischen Iphigenie als einer noch im Griechenlager den geheuchelten Plan einer Vermählung nicht ahnenden Jungfrau erachte ich angesichts ihrer Bemerkung V. 652 (s. auch K. Busches Kommentar z. St.) für unhaltbar und sehe in der Frage von V. 670 statt kindlicher Unbefangenheit eher instinktive Schlauheit, die die eigene Mutmaßung gern deutlich bestätigt hören möchte. Darum braucht die von der Verf. S. 18ff. mit vollem Recht festgehaltene Unterscheidung des Charakters der Taurischen und der Aulischen Iphigenie nicht abgeschwächt zu werden und die nur an der letzteren wahrnehmbare seelische Entwicklung im Rahmen des Stückes ist dadurch kaum verringert, daß wir am Anfang kein ganz naives Kind mehr, sondern die knospende Jungfrau vor uns haben, der die einstweilen noch unverstandene Seligkeit der Liebe vor Augen liegt.

An wertvollen Bemerkungen notiere ich noch S. 55 Anm. die Ablehnung der Priorität 'Hekabes' vor den 'Herakliden' (als Möglichkeit angedeutet durch Wilamowitz, Hermes 1909 XLIV 450), den Hinweis auf den Euripideischen Ersatz eines Aischyleischen Chores durch einen Einzelspieler mit analoger dramatischer Funktion (S. 9; verwandten Beziehungen zwischen Aischylos und Sophokles bin ich zur 'Antigone', zum 'Aias' und zur 'Elektra' in meiner obengenannten Arbeit nachgegangen), die verständige Bedachtnahme auf die durch die Trümmerhaftigkeit unserer Überlieferung bedingte Unsicherheit in einem auf das Ganze zielenden Überblick über das dichterische Lebenswerk der Tragiker (S. 15), die Verteidigung der die selbstlose Kindesliebe Polyxenes scharf präzisierenden Schlußworte ihres Threnos (V. 213/15) gegen Wilamowitz' Athetese (S. 16 ob.), die Polemik gegen Tychos v. Wilamowitz im allgemeinen zu weit gehende Behauptung m a n g e l h a f t e r psychologischer Motivierung bei Sophokles (S. 25 Anm. 2), die wichtige Beobachtung der spezifisch Euripideischen Technik s t u m m e n Beschlußfassens eines am Gespräche anderer unbeteiligten Dritten (das bei dieser Gelegenheit S. 26 abgelehnte stumme Spiel der betreffenden Person während der Schweigeszene ist schon wegen der Maske und der sonstigen Haltung des tragischen Schauspielers unwahrscheinlich), zuletzt die Brandmarkung der stereotypen Antworten der Euripideschöre auf die großen Entscheidungsreden (S. 41). — Ablehnen muß ich den Lebenstrieb, wie er an der Antigone des Sophokles auf ihrem Todesgang hervorbricht und die heroische Gestalt uns menschlich naherückt, eine Dissonanz zu nennen (S. 28); desgleichen mißbillige ich den Interpolationsverdacht gegen Hek. 378, diese eben in ihrem Nachdruck prachtvoll an das Ende der langen Rede Polyxenes passende Sentenz.

Karl Kunst.

Hans Brandenburg. Josef von Eichendorff. Sein Leben und sein Werk. München, O. Beck 1922. 531 S.; in Leinen geb. 160 Mk. Halbfr. 280 Mk.

Neben Uhland hat sich kein deutscher Dichter so tief ins Herz seines Volkes hineingesungen wie Eichendorff. Wie schon sein Name so urdeutsch anheimelt, alle Romantik des Wipfelrauschens und ländlicher Idylle in sich schließend, so auch sein Schaffen. Will man sich deutschen Wesens bewußt werden, so braucht man nur seine Gedichte und Novellen aufzuschlagen und daneben etwa den gleißnerischen Heine und den krankhaften Slawen Lenau zu halten. Unendlich viele Gelehrte und Freunde der Dichtung haben in Einzeldarstellungen und Aufsätzen mannigfacher Art sein Bild zu zeichnen unternommen, H. Keiter, Meyer-Benfey, Herm. And. Krüger, Wilh. Kosch, Alfons Nowack, Josef Nadler u. a. Es gibt einen Eichendorff-Kalender, einen Eichendorff-Bund. Und jetzt trat in die Reihe der rühmlichst bekannten Dichterbiographien

des Beckschen Verlages die Brandenburgsche über Eichendorff. Br. ist selbst Dichter, und schon dem Zwölfjährigen wurde Eichendorff zum Erlebnis, das unverwischbar fortwirkte. So fühlt er sich auch hier nicht als Literarhistoriker — denn 'Literaturgeschichte' nennt er an sich schon 'in jedem Falle ein schreckliches Faktum' —, sondern als Dichter, und so will er nicht literargeschichtliche Biographie sondern ein 'kritisches Epos' schreiben. Dieser paradoxe Begriff, der nichts als eine schillernde Phrase ist — wie in Lessings Zeiten die 'redende Malerei', denn Dichtung hat mit Kritik nichts zu schaffen —, mag den Leser ebensowenig wie der oft schwerflüssige, mit ganz unnötigen Fremdwörtern[1]) gespickte Stil abschrecken. Moderner als die kühne Bezeichnung 'Epos' wäre 'Mythos' gewesen, seitdem E. Bertram in seinem 'Nietzsche' verkündete: Alles, was wir vom Wesen der Menschen aussagen können, deren Gedächtnis auf die Lebenden gekommen ist, ist ein Mythos. Wissenschaft von der Geschichte ist also Mythologie oder ist Dichtung, wie Spengler sagt und mit der Tat beweist. So will denn auch Brandenburg ein großes erzählendes — aber auch wertendes! — Gedicht von seinem Helden 'singen' — müssen wir denn schon sagen —, und anstatt 'Analysen' der Dichtungen möchte er denn auch 'kleine schwingende Mythen' geben; er hätte noch hinzufügen sollen das Stichwort 'kosmisch verankerte'. Das sind so Zeit- und Modeströmungen, die man geduldig hinnehmen muß. In dem Buche steckt gründliche Arbeit, erst recht literargeschichtliche, denn wie will man Eichendorff, diesen liebenswürdigsten unter den Romantikern, würdigen, wenn man ihn nicht in seine Zeit hineinstellt, und so werden denn auch alle die Romantikergrößen leibhaftig in großer Ausführlichkeit vor uns hingestellt, zumal die innigsten Beziehungen zu Graf Loeben (Isidorus Orientalis), die erste noch flüchtige Begegnung mit Arnim und Brentano in Heidelberg, ferner die mit Görres, Fr. Schlegel u. a. erörtert. Gefesselt durch die Schilderung, durchleben wir ein Leben, das von 'Jubelperioden' in berauschender Jugendlust durchleuchtet ist, auch seine Höhepunkte des Erfolges, des Bewußtseins, ein bleibendes Besitztum für das Volk in seinen Werken geschaffen zu haben, aber auch bittere Enttäuschungen, zumal im Amt, in sich birgt. Eine durchaus südliche Natur, in den äußersten Norden verschlagen, Katholik in einer wesentlich protestantisch gefärbten, von starrem Preußentum erfüllten Behörde, jahrelang an das seiner Natur widerstrebende Berlin gekettet, empfand der zart besaitete Dichter herbe den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit. Die Schlösser der Väter, ein stolzes Erbe, gingen in den Wirren der Kriegszeiten verloren, so fehlte es auch bei reichem häuslichen Glück nicht an äußeren Sorgen. Die Muse gewährte auch in Herzeleid, wie um den Tod eines Kindes, ebenso wie die tiefe Frömmigkeit Trost. Br. weiß die größeren und kleineren Prosadichtungen sehr hübsch nachzudichten; fein ist es, wie er den 'Panorama-Blick' bei Eichendorff immer wieder bedeutsam aufdeckt[1]), wie er hinsichtlich des Naturempfindens ihn mit Stifter in Vergleich setzt und von Heines 'pseudolyrischer Allegorik, welche in die Natur hineinkonstruiert' (!), trennt u. a. m. Ein Satz wie: 'das Drama hat sich aus dem Epos entwickelt' ist mindestens kühn; bei den Griechen ging es aus der Gottesdienst-Lyrik, dem Dithyrambus, hervor. Viel Feines, was sich neben Ermatingers Kapitel in der 'Geschichte der Lyrik' behaupten kann, bietet der Abschnitt über das lyrische Schaffen Eichendorffs; es ist aber veraltet, noch immer von trochäischem und jambischem Metrum zu reden; in deutscher Dichtung ist der Rhythmus alles, mit Hebung und oft unterdrückter Senkung;

[1]) Ich sehe von formulieren, tendieren, spezifisch, Intensität, Funktionelles u. a. ab, nenne nur: Ingredienzien, Inkarnationen, amalgamieren, oszillieren; Neubildung häßlichster Art ist 'Verepisierung'. Solche Flecken sind in neuen Auflagen leicht zu tilgen. Dafür empfehle ich auch das unleidliche 'der erstere — der letztere'. Echtermeyer ist statt Echtermeier, Paul Gerhardt statt Gerhard zu schreiben.

[1]) Vgl. übrigens die ausgezeichnete Untersuchung Josef Nadlers: 'Eichendorffs Lyrik. Ihre Technik und ihre Geschichte' (Prager deutsche Studien, 1908) S. 49 f.

man lese die Ausführungen Ermatingers ('Das dichterische Kunstwerk') und Nadlers aaO. über die innere Form! Auch aus diesem Buche Brandenburgs können das deutsche Haus und die deutsche Schule neue Liebe schöpfen zu dem Dichter, in dem die Volksseele selbst — wie im 'Wunderhorn', das ihn vor allem befruchtete — zu singen scheint, und zu der reinen, edlen Lauterkeit der Gemütsart, die in Eichendorff so kernhaft deutsch Person geworden ist. — Das Buch ist trefflich ausgestattet, mit reizenden Bildchen in den Kapitelüberschriften verziert, mit Quellennachweisen und Register wohl versehen. ALFRED BIESE.

ABERGLAUBE AN GRÄBERN
(Zu Cic. Cat. mai. 7, 21)

Equidem non modo eos novi qui sunt, sed eorum patres etiam et avos nec sepulcra legens vereor, quod aiunt, ne memoriam perdam; his enim ipsis legendis in memoriam redeo mortuorum. Soweit ich sehe, findet diese Stelle weder bei neueren noch bei früheren Erklärern hinreichende Erläuterung; manche begnügen sich mit der wunderbaren Weisheit, hier liege eine sprichwörtliche Redensart vor. A. Otto (Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer, Leipzig 1890, S. 218 f.) bemerkt zu der Stelle: sie 'enthält wohl nicht, wie die Hgg. anmerken, ein Sprichwort, sondern beruht nur auf einem verbreiteten Aberglauben. Wer Grabschriften liest, also mit der alten Zeit sich beschäftigt, vergißt oft auch die Gegenwart und verliert das Verständnis für dieselbe'. Daß diese Erklärung auf den 'verbreiteten Aberglauben' Rücksicht nähme, läßt sich nicht behaupten; auch führt Otto keine Beispiele für dessen Verbreitung in Altertum oder Neuzeit an. Wanders Sprichwörterlexikon (II 119) bucht nur die Cicerostelle und sagt zu *memoriam perdam*: 'wenigstens so lange, als er sie liest. Man vergißt sich selbst bei der Erinnerung an alle die, welche ihr Leben vollendet haben, und denkt sich ganz in ihre Schicksale hinein.' Das mag ja für den alten Cato zutreffen, ist aber auch kein Aberglaube. Näher kommt vielleicht Ernst Meier (Sagen aus Schwaben, 1852, S. 515), wenn er als Glauben (aus Bretten) verzeichnet: 'Das Lesen der Aufschriften an Leichensteinen schwächt das Gedächtnis.' Indes kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, dieser Aberglaube entstamme gelehrter Tradition, eben im Anschluß oder in Erinnerung an unsere Cicerostelle. Dem wirklichen Aberglauben werden wir zuleibe rücken, wenn wir uns erinnern, wie nach dem Glauben der Urzeit und seinen Überresten in Volksglauben, Sitte und Brauch die Toten, auch im Grabe, den Lebenden gegenüber schädliche Macht haben. Ein Sprichwort sagt (Wander II 65, 1348): auf einem Grabe soll man nicht schlafen; holländisch: *op een kerkhof moet men niet slapen.* So gibt's noch viele Dinge, die auf dem Friedhof nicht gut tun: z. B. darf man vom Grabe keine Blumen pflücken, über ein Grab soll man nicht treten u. dgl. Für den in Rede stehenden Glauben kann ich nur ein, mir zufällig und nur aus sekundärer Quelle aufgestoßenes rabbinisches Beispiel anführen; des Zusammenhanges wegen muß ich die Verse von Heinrich Freimuth (Aachens Dichter und Prosaisten III 491) vollständig mitteilen:

Es mahnten die Rabbinen:
'Soll nicht dein Geist erkranken,
So lies nicht Leichensteine —
Es tötet die Gedanken!'

Der Römer schloß die Augen
Bedacht vor Epitaphen,
Daß sein Gedächtnis nimmer
Allda mög' auch entschlafen.[1]) —

Und wächst an Leichensteinen
Der Heil-Alraun: Vergessen! —
Warum bin ich seit Jahren
An Gräbern nicht gesessen?

So tu mir auf denn, Pförtner;
Was Römer und Rabbinen
Befürchteten — mir wird es
Zur Seelenmahnung dienen.

Laß mich zu Friedhoflauben!
Ich will da blind mich lesen —
Denn nur, Erinnrung mordend,
Vermag ich zu genesen.

Es wäre zu wünschen, daß ein Kundigerer sowohl jene Rabbinerstelle wie sonstige Zeugnisse für diesen nach Otto 'verbrei-

[1]) Es kann wohl nur auf unsere Cicerostelle angespielt sein.

teten Aberglauben' beibrächte. Ich erinnre auch an den Prager Judenfriedhof in Raabes schönster Dichtung 'Hollunderblüte', mit seiner geheimnisvollen Poesie der Gräber. Nicht in diesem Sinne, wohl aber im Sinne des alten Cato ist endlich das Gedächtnis, das Ferdinand von Saar (in der 11. Wiener Elegie, gedichtet 1887) auf Allerseelentag den Toten weiht:

Nein, an Zypressen vorbei, durchwandl' ich die Reihen der Hügel,
 Welche gedenkende Pflicht immer noch blühend erhält;
Lese die Kunde des Tods auf ragenden Steinen und Kreuzen —
 Weiter und weiter zurück leitet verwitternde Schrift;
Leitet zurück ins verfloßne Jahrhundert — zu brüchigen Mälern
 Solcher, die man hier einst stolz längs der Mauer begrub.
Würdigste Männer und Frauen. Und doch, wer nennt sie noch heute?
 Wer gedenkt noch der Zeit, da sie gelebt und gewirkt?
Bis auf die Namen vergessen fast all die ältren Geschlechter,
 Und es liegt kein Kranz mehr auf der schweigenden Gruft.
Aber dem Enkel geziemt's, daß er die weihende Träne
 Mit andächtigem Sinn diesen Entschlafenen zollt.[1])

Eduard Arens.

MALOBATHRUM SYRIUM
(Hor. C. II 7, 8)

'Feudal' war das Leben, das Horaz und seine Freunde als Athener Studenten führten, 'hochfeudal' war selbst die Pomade, mit der sie zu frohem Gelage ihre Locken glänzten:

Pompei, meorum prime sodalium,
cum quo morantem saepe diem mero
fregi coronatus nitentis
malobathro Syrio capillos.

Wenn die jungen Herren erst gewußt hätten, daß der modische Wohlgeruch nichts Geringeres war als das *unguentum regale* der parthischen Arsakiden! Aber vielleicht war das *μαλόβαθρον*, das zu Athen die Salbenhändler den Studenten als syrisch anpriesen, so wenig echt wie die Herkunftsbezeichnung, die man ihm beilegte: das echte *μαλόβαθρον* oder *μαλάβαθρον* war ein teurer Artikel, der allerdings über einen syrischen Umschlaghafen ging, aber von viel weiter her kam, aus dem indischen Wunderlande oder gar aus dem 'fernen Osten'.

Schon Kießling-Heinze verweisen auf das indische *tamālapattra* als Quelle der griechischen Form *μαλάβαθρον*, wohl nach Lassen und den Petersburger Wörterbüchern. Die Bemerkung, daß schon indische Lexikographen das Wort mit *tejāpattra* (richtig *tejapattra*) identifiziert hätten, ist freilich irreführend. Das große Petersburger Wörterbuch (III 391) kennt *tejapattra* nur aus einem Wörterbuch von 1666 und das kleine (3, 42) *tejaḥpattra* nur aus vermutlich ebenfalls junger Quelle; *teja(ḥ)pattra* ist lediglich Sanskritisierung des neuindischen *tejpat*, das schon Lassen zitiert, hat also für das Sanskritwörterbuch so viel Wert wie *mariscalcus* oder *Neozelandicus* für den Thesaurus linguae Latinae. Auch in sachlicher Hinsicht, besonders was die botanische Definition betrifft, ist die Erklärung der Horazstelle einer Vervollständigung und Verbesserung fähig. Das zeigt eine neuere Arbeit über das 'Malabathron', deren Hauptergebnisse hier wiedergegeben und nach der linguistischen Seite ergänzt werden sollen.

'*Sous le nom de μαλάβαθρον (latin mālobathron, mālobathrum) ou 'feuille indienne' (φύλλον Ἰνδικόν), les anciens connaissaient la feuille aromatique d'une plante venant de l'Inde et mise sur le marché en rouleaux ou balles*': mit dieser Zusammenfassung des antiken Befundes beginnt der

[1]) Vielleicht ist's an dieser Stelle erlaubt, aus meiner (ungedruckten) Übersetzung von Saars Wiener Elegien dem Leser die schönen Verse auch lateinisch zu bieten:

Quaque cupressi stant, murum tumulosque reviso,
 Publica quos pietas officiumque colit;
Et documenta lego saxis signata crucesque:
 Longius exesae litterulae revocant,
Longius ad sacelum antiquum monumentaque laesa:
 Hic olim celebres femina virque iacent.
Summa laude viros hodie quis nominat istos?
 Vitae ac virtutis tempora quis memorat?
Nomina sola manent maiorum gentibus illis
 Et viridi serto nuda sepulcra silent.
At meminisse decet defunctos hosce nepotem:
 Et pia vota illis do lacrimasque memor.

amerikanische Orientalist Berthold Laufer seine Abhandlung 'Malabathron', in der er mit fast erdrückender Gelehrsamkeit die Daten der griechisch-römischen Überlieferung an denen der indischen, tibetanischen und besonders chinesischen Quellen sowie an den Angaben älterer holländischer und portugiesischer Reiseliteratur mißt; dem Botaniker werden die beigegebenen 12 Abbildungen der Pflanze besonders willkommen sein, von denen eine aus der 1567 erschienenen lateinischen Bearbeitung eines portugiesischen Werkes, die übrigen aus chinesischen Werken stammen (s. Journ. asiat. XI[e] sér. t. 12 Juli-Aug. 1918 S. 1—49). Laufer kommt zu dem Schlusse: '*Il me semble que la plante en question, celle qui répond au malabathron des anciens, au tamālapattra de l'Inde et au ho hiang des Chinois, est une sorte de menthe, et que dans la famille des menthes ce sont les feuilles de patchouli* ('*Pogostemon*') *qui, les premières de toutes sous ce rapport, doivent être prises en considération. Ainsi qu'il est bien connu, c'est une plante odoriférante, originaire de Silhet (en Assam), Penang et de la péninsule malaise, dont les feuilles donnent une huile essentielle, qui est employée à la préparation d'un parfum. Le* '*Pogostemon heyneanus*' *se trouve à Malacca et est connu dans l'Inde et à Ceylan comme une plante cultivée ou retournée à l'état sauvage. Un sous-arbrisseau qui s'y ramifie, le* '*Pogostemon cablin*', *haut de deux à cinq pieds, est signalé à Perak et à Penang. Suivant Yule, la feuille dénommée* '*pacapāt*' *en Bengālī est vendue dans tous les bazars de l'Hindoustan: on l'emploie comme un ingrédient mis dans le tabac à fumer, les femmes s'en servent pour parfumer leurs cheveux et surtout on en garnit les matelas et on le place parmi les vêtements comme nous faisons de la lavande. Le botaniste H. F. Hance a exprimé l'opinion que le* '*Pogostemon patchouly*' *Pellet., en dehors de Silhet et de Penang, est aussi originaire de la Chine* . . .' (S. 38 f.). Die Möglichkeit, daß das Malabathron von der malaiischen Halbinsel nach dem Tonkin kam und dort kultiviert wurde, führt schließlich auch zur Erklärung der Stelle des *Περίπλους τῆς ἐρυθρᾶς θαλάσσης*, die von der Pflanze handelt (c. 63).

Durch Laufers Untersuchung wird die Gleichsetzung des Wortes *μαλάβαθρον* mit sanskr. *tamālapatra* (auch *-pattra*) bestätigt, die schon Lassen gefunden hatte (s. zuletzt Ind. Altertumsk. I 281/283; III 37/9), ohne zu wissen, daß schon i. J. 1563 der Portugiese Garcia da Orta in seinen 'Colloquios dos simples e drogas e cousas medicinaes da India' (in Goa gedruckt) die gleiche Deutung gegeben hatte, während Henr. Stephanus im Thesaurus irrtümlicherweise an Malabar dachte. Die sachliche Bestimmung Lassens und der Petersburger Wörterbücher läßt sich allerdings nach den Untersuchungen Laufers, die der Verfasser freilich auch nur dem Urteil der Botaniker unterbreiten will, nicht mehr halten.

Laufers nach verschiedenen Fronten geführte Untersuchung übergeht doch eine Seite, die, welche dem Sprachwissenschafter am nächsten liegt. '*Comment les Grecs ont-ils pu extraire un élément «mala»- du sanscrit «tāmbūla»? il est difficile de le voir*', bemerkt er gegen die Deutung von *μαλάβαθρον* als *tāmbūlapattra* 'Betelblatt' mit vollem Rechte (S. 18, 2), aber die Frage, wie denn aus skr. *tamālapattra* griech. *μαλάβαθρον* werden konnte, wird nicht einmal gestellt. Es wird doch willkommen sein, wenn sich vom rein linguistischen Standpunkt die sachliche Gleichsetzung bis in alle Einzelheiten bestätigen läßt; man müßte der Sachgeschichte in diesem Falle freilich auch ohne die Probe der sprachwissenschaftlichen Mathematik Glauben schenken; besser aber, wenn ein voller Beweis möglich ist. O. Hoffmann teilt den Benutzern der 9. Aufl. von Heinichens Schulwörterbuch Lassens Identifikation mit und bemerkt dazu: 'mit volksetymologischer Anlehnung an *βάθρον*'. So seltsame Wege die Volksetymologie manchmal geht, man versteht wirklich nicht, wie ein *pat(t)ra* (wofür an der genannten Stelle des Periplus *πετροι*) an das Wort für 'Stufe, Tritt', das mit dem Pflanzenreich nicht das mindeste zu tun hat, hätte angelehnt werden sollen, namentlich wenn die Lautähnlichkeit nicht größer war. Wenn der Grieche bei *μαλάβαθρον* wirklich an *βάθρον* dachte, war lediglich der lautliche Anklang schuld; *μαλάβαθρον* selbst gibt im Schlußteil nur die gesprochene Form des hochsprachlichen

tamālapattra wieder: eine genaue Entsprechung des Verhältnisses von (*μαλά*)*βαϑρον* zu (*tamāla*)*pattra* findet sich in (*Παλί*)*βοϑρα* gegenüber (*Pāṭali*)*putra*; die Erklärung liegt in relativ früher Schwächung von ind. *tr* (nach Meillet, Mém. Soc. Ling. XVIII 312, Fußn., wo S. Lévi bereits auf die Parallele *μαλ.*: *Παλ.* hinweist). Der Unterschied im Be inn des Wortes, über den auch Hoffmann hinweggeht, erklärt sich fast ungesucht: *tamālapattra*, in griechischen Zeichen und Lauten *ταμαλαβαϑρα*, wurde von den Griechen als *τὰ μαλάβαϑρα* gefaßt (daraus ergab sich dann ohne weiteres ein Singular *τὸ μαλάβαϑρον*). Also ein neues Beispiel für die besonders aus modernen Sprachen, auch dem Neugriechischen sattsam bekannte 'Deglutination' des Artikels, die aber auch dem Altgriechischen nicht ganz fremd ist. Wenigstens scheint mir Solmsen in seinen Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre (1901) S. 46 mit Recht ion. *ἤγανον* statt *τήγανον* in Parallele gesetzt zu haben mit italien. *avello* aus lat. *labellum* (als *l'avello* gefaßt), schwäb. *Est* für *Nest* (*n-* als unbestimmter Artikel genommen). Häufiger ist freilich in den neueren Sprachen die umgekehrte Erscheinung, die 'Agglutination' des Artikels, z. B. in frz. *le lundi* aus *lunae dies*, schweizerd. *Nast* für (*e*)*nAst*; aus dem Altgriechischen konnte Kretschmer zur Stütze seiner Deutung von *ϑαργήλια* aus *τὰ ἀργήλια* nur auf *ὁ ϑάτερος* (nach *ϑάτερον* aus *τὸ ἕτερον*) verweisen (Glotta X 108 ff.). Aber die Berechtigung, auch für das Altgriechische mit Ablösung und Anwachsen des einzigen Artikels, den es hier gibt, zu rechnen, zeigen die Materialien aus dem Neugriechischen, die Gust. Meyer in der Festschrift zur Grazer Philologenvers. vom J. 1893 (Analecta Graeciensia S. 1 ff.) geboten hat, wie auch die romanischen und englischen Beispiele in den einschlägigen Abhandlungen von E. Tappolet (Festschr. zur Basler Philologenvers. 1907, 324—40) und B. Fehr (Festschr. zum Zürcher Neuphilologentag 1910, 303—34). *μαλόβ.* neben *μαλάβ.* zeigt Anschluß an den geläufigen Kompositionstypus. Eduard Schwyzer.

WEITERES AUS EINER VERLORENEN HANDSCHRIFT

Unerwarteterweise vermag ich auch diesen Band wie den vorjährigen mit einer Mitteilung über die verschwundene Lorscher Hs. der 'Tardae passiones' des Caelius Aurelianus zu schließen. Otto Clemen hat kürzlich 'an einer ganz versteckten Stelle' der seiner Obhut anvertrauten Zwickauer Ratsschulbibliothek wiederum ein Blatt des alten karolingischen Kodex aufgefunden; es enthält auf zwei Seiten den Text V 122 bis 128 (S. 593 Z. 7 v. u. — 595 Z. 1 v. u. Amman) und bestätigt ergänzend meine auf Grund der früheren Entdeckung gewonnenen Ergebnisse über den Grad der Zuverlässigkeit der Basler Editio princeps des Johannes Sichardus vom J. 1529. Auch dieses, besonders auf der Innenseite vorzüglich erhaltene Fragment ist als Umschlag einer Hs. des Rektors Obermeier verwendet worden, die den Eindruck einer Kollegnachschrift über Melanchthons 'Elementa dialectices' macht. Aus dem Inhalte läßt sich mit Berücksichtigung des ersten, paginierten Bruchstücks (fol. 130 und 131) berechnen, daß wir nun noch das drittletzte Blatt (fol. 136) des Laureshamensis besitzen; es treten wieder einige, von Sichardus natürlich ausgemerzte Vulgarismen des Caelius zutage, wie denn die von mir an anderm Orte veröffentlichte Kollation [1]) auch sonst auf etliche Textverbesserungen führt. Durch den neuen Fund wird meine Vermutung gestützt, daß Cornarius bei seiner Übersiedelung von Basel nach Zwickau im September 1529 die von Sichardus abgedruckte einzige Hs. der 'Tardae passiones' vollständig mitgebracht hat; es fällt schwer, die Hoffnung aufzugeben, daß, vielleicht wieder aus Manuskripten Obermeiers, davon noch mehr zum Vorschein kommt. Es waren 138 beschriebene Pergamentblätter, 3 besitzen wir nun, wo sind die übrigen 135 geblieben? Suchen wir weiter, Ἑρμῆς κοινός!

J. I.

[1]) Sitzungsber. d. phil.-hist. Kl. d. Preuß. Akad. d. Wiss. vom 16. Nov. 1922.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

SACHREGISTER

Von Dr. Ernst Schuppe

(7. Dezember 1922



NEUE JAHRBÜCHER

FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

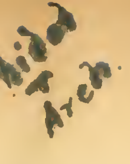
HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG

FÜNFZIGSTER BAND



VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER LEIPZIG · BERLIN 1922



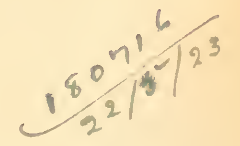
NEUE JAHRBÜCHER

FÜR PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG

FÜNFUNDZWANZIGSTER JAHRGANG 1922



VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER LEIPZIG · BERLIN 1922

ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND XXXVIII (1916), XL (1917), XLII (1918), XLIV (1919), XLVI (1920), XLVIII (1921) UND L (1922)

Paul Ankel (†) (XXXVIII 327)
Hermann Bargheer in Düsseldorf (XLII 196)
Wilhelm Becher in Dresden (XLVI 116)
Alfred Biese in Frankfurt a. M. (XLVIII 152. 245, L 246)
Julius Binder in Göttingen (XLVI 255)
Franz Boll in Heidelberg (XL 351, XLVI 85. 271)
Walther Bottermann in Berlin-Wilmersdorf (XL 451)
Ewald Bruhn in Frankfurt a. M. (XLVIII 17)
Hendrik Cannegieter im Haag (XXXVIII 482)
Friedrich Cauer in Berlin-Lichterfelde (XXXVIII 120)
Paul Cauer (†) (XXXVIII 48. 87. 143. 289. 446. 490, XL 43. 208. 249. 345)
Franz Charitius in Landsberg a. d. W. (XLIV 246)
Franz Cramer in Münster i. W. (XXXVIII 1)
Albert Debrunner in Bern (XLVI 309, L 201)
Ernst Dihle in Berlin (XXXVIII 145. 397)
Hermann Donner in Hettstedt (XLVIII 80)
Franz Dornseiff in Lörrach (XLIV 153)
Fritz Eckardt in Dresden (XXXVIII 182)
Ernst Elster in Marburg i. H. (XXXVIII 327)
Horst Engert in Dresden (XXXVIII 177, XLIV 132, L 164)
Karl Eymer in Marburg i. H. (L 87)
Franz Fassbaender in Münster i. W. (XL 294)
Wilhelm Felsch in Hirschberg i. Schl. (XL 261)
Richard Foerster (†) (XXXVIII 449)
Fritz Friedrich in Leipzig (XLVIII 170. 222)
Hans Friese in Zeulenroda (XLIV 189, XLVI 26. 218, XLVIII 1)
Richard Gaede in Danzig (XL 347)
Carl Ganzenmüller in Tübingen (L 297)
Paul Gereke in Berlin-Friedenau (L 79)
Josef Gerhards in Bonn (XLVI 156)
Karl Gerth in Stade (L 301)
Alfred Giesecke in Leipzig (XXXVIII 500, XLIV 180)
Friedrich Giesing in Dresden (XLII 241, XLVIII 157)
Heinrich Gloël in Wetzlar (XL 349)
Rudolf Goette in Spremberg (XXXVIII 60. 142)
Georg Goetz in Jena (XLVIII 306)
Alfred Götze in Freiburg i. B. (XL 300, XLIV 207. 270, L 113)
Ernst Goldbeck in Berlin (XLVI 149)
Max Gottschald in Plauen i. V. (L 180)
August Grünewald in Löwenberg (XLIV 271)
Ulrich Haacke in Berlin (XLVI 73)
Otto Hartlich in Meißen (XLVIII 270)
Ludwig Hasenclever in Würzburg (XLIV 249)
Martin Havenstein in Berlin-Grunewald (XLVI 119)
Adolf Hedler in Hamburg (XLVI 304)
Gustav Heilmann in Neheim a. d. Ruhr (XL 301)
Anton Hekler in Budapest (XXXVIII 172)
Alfred Herr in Komotau (XL 353)
Emil Herr in Müllheim i. B. (XLIV 80)
Theo Herrle in Leipzig (XLIV 120. 199, XLVI 206, XLVIII 78. 155, L 150)
Fritz Hoeber (†) (XL 399, XLII 166)
Walther Hoerich (†) (XL 235)
Julius K. v. Hoesslin in München (L 153)
Max Hoffmann in Pforta (XL 235)
Walther Hohmann in Eschwege (L 137)
Wilhelm Holtschmidt in Eschweiler (XLVI 125)
Ewald Horn in Berlin (XXXVIII 393)
Gustav Humpf in Elmshorn (XL 100. 102)
Rudolf Hunger in Dresden (XLIV 170)
Georg Ilberg in Pirna (XLII 46)
Johannes Ilberg in Leipzig (XXXVIII 400, XL 34. 47, XLII 79. 111, XLIV 76. 152, XLVI 92. 230, XLVIII 156, L 46)
Otto Immisch in Freiburg i. B. (XLVIII 204)
Werner Jaeger in Berlin (XL 265, XLII 169)

INHALT

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Vol. 50

GRUNDFRAGEN DER PÄDAGOGISCHEN PSYCHOLOGIE

Von Erich Stern

Daß Pädagogik irgend etwas mit Psychologie zu tun habe, diese Erkenntnis drängt sich immer und immer wieder mit einer solchen Kraft und mit einer solchen Selbstverständlichkeit auf, daß sie eine Zeitlang zu der Annahme verführen konnte, Pädagogik werde auf einem höheren Entwicklungsstadium ganz in Psychologie aufgehen. Wenn man diesen Standpunkt auch heute im allgemeinen verlassen und die Pädagogik als selbständige Wissenschaft anerkannt hat, so ist aus jener Zeit doch die hohe Einschätzung der Psychologie für den Aufbau der Pädagogik geblieben, so daß man die Psychologie geradezu als die Grundwissenschaft der Pädagogik bezeichnet hat und in manchen Kreisen wohl auch heute noch bezeichnet. Allein wenn man näher zusieht, welche Anschauungen sich hinter dieser Aufstellung verbergen, so stößt man auf erstaunliche Unklarheiten, denen man auch dadurch nicht entgeht, daß man eine besondere Disziplin zwischen Psychologie und Pädagogik schiebt, der man den Namen 'Pädagogische Psychologie' gibt. Statt die Unklarheiten zu beseitigen, werden sie dadurch zunächst nur verdoppelt, denn jetzt erhebt sich die Frage nach der Stellung dieser neuen Disziplin zur Psychologie einerseits und zur Pädagogik andererseits sowie nach ihren besonderen Aufgaben, der Eigenart ihrer Fragestellung usw. Man sollte nun meinen, daß aus den Werken, die sich als Lehrbücher der Pädagogischen Psychologie ausgeben — ich nenne nur das von Stößner oder das von Bergemann —, hierüber Klarheit zu gewinnen wäre; jedoch ein Blick in diese enttäuscht. Die oben erhobenen Fragen werden hier nicht einmal aufgeworfen, geschweige erörtert. Was sich unter dem Titel 'Pädagogische Psychologie' verbirgt, das ist zumeist nichts anderes als eine Darstellung ausgewählter Kapitel der Psychologie, und zwar besonders der experimentellen Psychologie; mehr oder minder geschickt sind hier eine Reihe von Forschungsergebnissen zusammengestellt, von denen der Verfasser meint, daß sie für den Lehrer von besonderer Wichtigkeit wären — aber von einer eigenen Wissenschaft ist hier keine Rede. Ja, es mag nebenbei angemerkt werden, daß meist nicht einmal gesagt ist, wie denn die hier gebotenen Forschungsergebnisse für die Aufgaben der Erziehung nutzbar gemacht werden könnten; das wäre auch in keiner Weise leicht, da ihre Bedeutung für die Aufgaben der Erziehung nicht immer ohne weiteres eingesehen werden kann. Wollte man sich, wie dies vielfach geschieht, mit dem Hinweis darauf begnügen, daß Psychologie eben irgend etwas mit Pädagogik zu tun habe, und daß die Beschäftigung mit der experimentellen Psychologie — die man in dieser Auswahl fälschlich als 'Pädagogische Psychologie' bezeichnet — den allgemein-psychologischen Blick schärfe, so übersieht man, daß auch diese Behauptung erst zu beweisen wäre

und zum mindesten voraussetzt, daß die Psychologie, welche der Erzieher für seine erzieherische Tätigkeit braucht, und die Psychologie, welche ihm hier vermittelt wird, von genau der gleichen Art seien, eine Ansicht, die man in weiten Kreisen freilich als selbstverständlich vorauszusetzen scheint. Nun begründet aber die Auswahl aus einem Wissenschaftsgebiet für bestimmte Zwecke niemals eine besondere Disziplin, und von einer 'Pädagogischen Psychologie' kann man meines Erachtens — ich stimme darin mit Alois Fischer[1]) völlig überein — so lange nicht reden, als man die Pädagogische Psychologie nicht als eine 'nach Idee, Aufgabengebiet und Bedeutung von reiner allgemeiner Psychologie, ebenso von differentieller und angewandter Psychologie unterschiedene Disziplin' aufgestellt hat. Welches nun diese besondere Idee, dieses besondere Aufgabengebiet der Pädagogischen Psychologie ist, diese Frage muß daher geklärt werden, ehe man sich an die Erörterung irgendwelcher speziellen Probleme begeben kann.

Alle Lehrbücher der 'Pädagogischen Psychologie' scheinen nun von einem bestimmten Standpunkt aus geschrieben, gleich ob sich der Verfasser über diesen im klaren ist oder nicht. Dieser Standpunkt, welcher der heute vorherrschenden Anschauung im allgemeinen entspricht, läßt sich kurz dahin bestimmen, daß das Verhältnis der Psychologie zur Pädagogik in der gleichen Richtung gesucht wird, in welcher das Verhältnis der exakten Naturwissenschaften zur Technik liegt. Nun hat die Technik etwa den Weg genommen, daß sie anfangs rein empirischer Natur war und für irgendwelche von außen gegebenen Zwecke die Mittel, mit deren Hilfe die Zwecke sich am besten erreichen ließen, durch einfaches 'Ausprobieren' zu finden suchte. Daß dabei der Zufall eine sehr große Rolle spielte, und daß beim Suchen nach irgendeinem Wege sich oft etwas ganz anderes ergab als das, was man finden wollte — hat man doch mit Recht darauf hingewiesen, daß aus den Jahrhunderte hindurch vergeblich fortgesetzten Bemühungen, Gold 'zu machen', sich unmittelbar die Chemie entwickelt hat —, ist bekannt. Von diesem 'Ausprobieren', diesem 'Zufall' will man sich freimachen, und man hat sich von ihm auch in einem ständig wachsenden Maße wirklich emanzipiert, indem man die Naturwissenschaften, welche inzwischen aufgeblüht waren, in den Dienst praktischer Zwecke gestellt hat. Erst dadurch wurde der ungeheure Aufschwung der Technik möglich, daß man das, was die Naturwissenschaften an Erkenntnissen zutage gefördert hatten, 'anwenden' konnte; so führt ein Weg von der empirischen über die geometrische und mechanische Technik zu ihrer vollendetsten Form, der energetischen Technik, die ganz auf den exakten Wissenschaften basiert.[3]) In

[1]) Alois Fischer, Über Begriff und Aufgabe der pädagogischen Psychologie. Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik 1917 XVIII 5—13. 109—118.

[2]) Daß freilich der Zufall auch heute noch bei Erfindungen und Entdeckungen eine Rolle spielt, ist nicht zu leugnen. Vgl. hierzu besonders Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel, Leipzig 1908.

[3]) Unter diesem Gesichtspunkt hat Wilhelm Wundt die Entwicklung der Technik betrachtet. Vgl. die Darstellung im X. Bande seiner 'Völkerpsychologie, Kultur und Geschichte', Leipzig 1920, S. 282—309.

gleicher Weise denkt man sich nun auch das Verhältnis der Psychologie zur Pädagogik; auch diese sei ursprünglich rein empirisch verfahren: aus diesem Stadium habe sie nun aber sich freizumachen begonnen, und es gelte, diese Befreiung dadurch zu Ende zu führen, daß man sie 'wissenschaftlich' aufbaue. Die Pädagogik soll aufzeigen, welches die Ziele sind, zu denen man den Zögling erziehen soll; sie ist insoweit philosophisch, als diese Ziele sich rein empirisch nicht begründen lassen; sie sind vielmehr nur aus der Philosophie, sei es nun, wie Herbart noch meinte, aus einem Teil derselben, der Ethik allein, oder, wie man heute statt dessen anzunehmen vorzieht, aus der Gesamtphilosophie herzuleiten. Wenn diese Ziele nun aber einmal für eine bestimmte Epoche — denn sie gelten, wie dies bereits Dilthey[1]) nachgewiesen hat, nur für einen bestimmten Zeitabschnitt — herausgearbeitet sind, so hat man sich nunmehr an die Psychologie zu wenden, um aus ihr die Mittel zu entnehmen, wie diese spekulativ gewonnenen Ziele zu verfolgen und am besten zu erreichen seien. Die Psychologie hat also die Tatsachen, welche sie über das Seelenleben des Menschen ganz allgemein und über das Seelenleben des Kindes im besonderen 'festgestellt' hat, der Pädagogik zur Verfügung zu stellen, sie hat die einzelnen Mittel, welche es zur Erreichung bestimmter Ziele geben kann, auf ihre Verwendbarkeit hin zu prüfen und festzustellen, welches am besten geeignet ist; sie kann sich dazu des experimentellen Verfahrens bedienen, ja, sie soll überall da, wo es nur irgend angeht, dieses Verfahren anwenden, genau so wie der Weg, auf dem die allgemeine Psychologie zu ihren Erkenntnissen kommt, nach Möglichkeit der experimentelle sein soll.

Daß diese ganze Einstellung von den Naturwissenschaften hergeleitet ist, bedarf kaum eines Beweises, sie stammt eben aus einer Zeit, in der die Naturwissenschaften allein als Wissenschaften angesehen wurden und in der ihre Methode allein als wissenschaftliche Methode galt. Daß davon auch das Gesamtgebiet der Geisteswissenschaften betroffen wurde, ist bekannt: entweder wollte man diesen den Charakter von Wissenschaften überhaupt absprechen, oder aber man suchte sie nach Art der Naturwissenschaften aufzulösen. Es hat der mühevollen Arbeit langer Jahre bedurfte, um diesen Standpunkt als irrig nachzuweisen und die Geisteswissenschaften in ihrer Eigenart, sowohl der Aufgabe als der Methode nach, wieder anzuerkennen. Ob sich für die Geisteswissenschaften ganz allgemein nun das gleiche Verhältnis einer grundlegenden 'feststellenden' Wissenschaft zu angewandten Wissenschaften, wie dies in der Technik möglich ist, ergibt, ist eine Frage von größter Tragweite. Daß dem so sei, ist freilich oft genug behauptet worden[2]), ohne daß man allerdings diesen Problemen weiter nachgegangen wäre, und in diesem Sinne hat man die

[1]) Wilhelm Dilthey, Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft. S.-B. d. Preuß. Akad. der Wissensch. 1888.

[2]) Auch Simmel bezeichnet dieses Verhältnis, zum mindesten soweit es sich auf die Geschichte bezieht, als 'logisch möglich'; vgl. hierzu seine 'Probleme der Geschichtsphilosophie', 3. Aufl. Leipzig 1907, S. 2.

Psychologie als Grundwissenschaft der Geisteswissenschaften aufstellen wollen; so schreibt etwa Wundt[1]): 'Daß nun die Psychologie selbständige Probleme zu lösen hat, durch die sie zugleich in dem Zusammenhang der Erfahrungswissenschaften eine nicht zu ersetzende Stelle ausfüllt, bedarf kaum der näheren Ausführung. Am einleuchtendsten wird dies, wenn man die Gebiete ins Auge faßt, die als Anwendungsgebiete der Psychologie betrachtet werden können, und die wir, um diese Beziehung anzudeuten, unter dem Gesamtnamen die «Geisteswissenschaften» zusammenfassen.' Hier erhebt sich nun die Frage, ob diese Stellung der Psychologie innerhalb der Geisteswissenschaften überhaupt möglich ist. Wohin nun weiter die Pädagogik zu rechnen ist, ob sie auf die Seite der Naturwissenschaften oder der Geisteswissenschaften gehört, davon wird es abhängen, welche Stellung in ihr bzw. zu ihr die Psychologie einnehmen wird. Unsere Aufgabe soll es sein, die Grundfragen der Pädagogischen Psychologie aufzuzeigen. Diese Aufgabe werden wir nunmehr in drei gesondert zu behandelnde Fragen zerlegen, wobei wir, um zu einer klaren und anschaulichen Darstellung zu gelangen, die Lösung in gewissem Sinne vorwegnehmen müssen. Wir werden zunächst untersuchen, welche Stellung die Psychologie überhaupt in den Geisteswissenschaften einnimmt, und was die naturwissenschaftliche Psychologie hier zu leisten vermag. An zweiter Stelle wird zu untersuchen sein, ob sich die Pädagogik nach Art der Naturwissenschaften begründen läßt, und falls dies nicht der Fall sein sollte, falls sie in das Gebiet der Geisteswissenschaften einzubeziehen ist, welche Bedeutung dann der Psychologie für die Auflösung ihrer besonderen Aufgaben zukommt. Welche Probleme einer pädagogischen Psychologie erwachsen, das wird dann in einem dritten Abschnitt kurz zu entwickeln sein.[2])

I

Wenn ich mich nunmehr zur Behandlung der ersten Frage nach den allgemeinen Beziehungen zwischen den Geisteswissenschaften und der Psychologie wende, so werden wir am besten ausgehen von einer Erörterung des eigentümlichen Wesens der Geisteswissenschaften.[3]) Dieses scheint zunächst dadurch gegeben, daß sie alle sich auf die menschlich-gesellschaftlich-geschichtliche Wirklichkeit beziehen. Aber diese Begriffsbestimmung erschöpft ihr Wesen in keiner Weise, handeln doch auch einzelne Naturwissenschaften, wie die Physiologie, vom Menschen. Nicht der Gegenstand als solcher kann also den eigentümlichen Charakter der Geisteswissenschaften ausmachen, sondern die Art der Beziehung zu diesem Gegenstand. Hier ist der Punkt, an dem sich die Anschauungen Diltheys, an die sich unsere Darlegungen hier im allgemeinen

[1]) Wundt, Kleine Schriften II, Leipzig 1911, S. 136.

[2]) Es kann sich hier nur darum handeln, die Probleme aufzuzeigen; für eine genauere Behandlung sei auf mein demnächst erscheinendes Buch 'Einleitung in die Pädagogik' verwiesen.

[3]) Vgl. zu dem Folgenden: Wilhelm Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Abhandl. der Preuß. Akad. der Wissensch. 1910.

anlehnen, mit denen der badischen Schule berühren. Windelband[1]) und Rickert[2]) gehen bekanntlich auch davon aus, daß die alte nach inhaltlichen Gesichtspunkten verfahrende Einteilung irrig sei, und daß sie ersetzt werden müsse durch eine Gliederung nach methodologischen Gesichtspunkten. Auf diese Weise kommt Windelband zur Gegenüberstellung der ideographischen und nomothetischen Wissenschaften, wohingegen Rickert in Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften scheidet. Gegen diese Einteilung kann ich gewisse Bedenken nicht unterdrücken: insbesondere scheint es mir nicht angängig, zu sehr zu betonen und die Einteilung der Wissenschaften darauf zu stützen, daß die Naturwissenschaften die Erkenntnis allgemeiner Gesetze zum Ziel hätten, während die Kulturwissenschaften, als deren Vertreterin meist die Geschichte erscheint, lediglich auf die Erkenntnis des Einmaligen in seiner ganzen Besonderheit ausgingen. Von weit größerer Tragweite erscheint hingegen eine weitere Aufstellung, die insbesondere Rickert scharf herausgearbeitet hat: die Naturwissenschaft faßt danach die Natur als ein von uns unabhängiges, absolut wertfreies Etwas auf, während alle Kulturwissenschaften es mit Werten zu tun haben; in allen Kulturerscheinungen ist stets irgendein vom Menschen anerkannter Wert verkörpert, um dessenwillen sie entweder hervorgebracht oder, wenn sie schon entstanden sind, gepflegt werden; an allen Kulturobjekten haften also im Gegensatz zur Natur Werte. In allen wissenschaftlichen Arbeiten kommen nun zwei große Tendenzen zur Geltung, von denen die eine auf die Erfassung dessen geht, was wir als Natur bezeichnen, während die andere gerade jenen Werten gilt. Natur denken wir als etwas von uns unabhängig Existierendes, und wir betrachten es als unsere Aufgabe, zu 'objektiver' Erkenntnis vorzudringen, d. h. zu einer Erkenntnis, welche die Natur so zeichnet, wie sie unabhängig von uns, 'an sich' ist. Nun ist diese Ansicht aber eine irrige; wir bemächtigen uns der Natur durch das Studium ihrer Gesetze, aber ein Wirkungszusammenhang umschließt die Natur und uns; die 'Gesetze können nur gefunden werden, indem der Erlebnischarakter unserer Eindrücke von der Natur, der Zusammenhang, in dem wir, sofern wir selber Natur sind, mit ihr stehen, das lebendige Gefühl, in dem wir sie genießen, immer mehr zurücktritt hinter das abstrakte Auffassen nach den Relationen von Raum, Zeit, Masse, Bewegung. Alle diese Momente wirken dahin zusammen, daß der Mensch sich selbst ausschaltet, um aus seinen Eindrücken diesen großen Gegenstand Natur als eine Ordnung nach Gesetzen zu konstruieren. Sie wird dann dem Menschen zum Zentrum der Wirklichkeit.[3]) Diese Reduktion auf seiten des erkennenden Individuums, der subjektiven Wirklichkeit also entspricht auf der Seite des aufzufassenden Objekts die Reduktion der Wirklichkeit auf das nur 'Feststellbare'; alles am Objekt, was sich gegen die Feststellung sträubt,

[1]) Windelband, Naturwissenschaft und Geschichte, Straßburg 1894.

[2]) Rickert, Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung, 2. Aufl. Tübingen 1913; ferner Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft, 3. Aufl. Tübingen 1915.

[3]) Dilthey a. a. O. S. 7.

wird unsichtbar, und nur das exakt Berechenbare bleibt übrig.[1]) Das, was wir als Naturwissenschaften bezeichnen, ist also nicht ein Abbild der Natur, sondern eine Konstruktion unseres Geistes, die nicht ohne den Willen des Subjekts zustande kommt, und die uns an den Dingen eben nur das sehen läßt, was von ihnen in die Kategorien der Naturwissenschaft eingeht. Freilich entzieht sich dabei der Umstand, daß auch die Erkenntnis der scheinbar unabhängig von uns existierenden Natur vom Subjekt bedingt ist, leicht dem Blick; die auf beiden Seiten erfolgende Reduktion läßt den realen Zusammenhang unsichtbar werden, der die Persönlichkeit als lebendiges Ganzes mit dem Ganzen der noch nicht künstlich reduzierten Wirklichkeit verbindet, und so tritt hier der funktionale Zusammenhang zurück hinter dem scheinbaren Gegenüber von zwei völlig getrennten, unabhängig voneinander bestehenden Parteien. Dadurch gewinnt die unter Auslöschung der Gesamtpersönlichkeit zustande gekommene Einsicht den Charakter von überindividueller Gültigkeit, und man glaubt an eine Wiedergabe der Wirklichkeit so, wie sie 'an sich' ist. Wollte man dies allein aber als Wissenschaft anerkennen, so würde man weite Teile der Wirklichkeit überhaupt von der wissenschaftlichen Erkenntnis ausschließen.

Ganz anders nun verhalten wir uns den Phänomenen gegenüber, die wir im allgemeinen unter der Bezeichnung Kultur zusammenfassen. Zwar sind uns alle diese Phänomene zunächst auch nur rein physisch gegeben: die Statue als dieser bestimmte behauene Marmorblock, das Bild als dieses Stück Leinwand und diese aufgetragenen Farbmassen, das religiöse Erlebnis als diese bestimmte Gebärde, diese Worte, der wissenschaftliche Satz als dieses Buch, diese Worte usw., aber all dies ist doch nur Ausdruck eines anderen; das Physische, Materielle spielt nur die Rolle eines Verständigungsmittels, und jedes Äußere erscheint als Ausdruck eines Inneren, aus dem das Äußere hervorgeht. Indem sich nun der Mensch diesem Inneren zuwendet, geht er zurück auf das Erlebnis, durch welches für ihn auch die Natur erst da ist, auf das Leben, in dem allein Bedeutung, Wert und Zweck auftritt. Dadurch entsteht innerhalb des Gesamtgebietes der wissenschaftlichen Arbeit die andere große Tendenz, welche eben diese Arbeit bestimmt: 'Alles, was der Menschheit begegnet, was sie erschafft und was sie handelt, die Zwecksysteme, in denen sie sich auslebt, die äußeren Organisationen der Gesellschaft, zu denen die Einzelmenschen in in ihr sich zusammensetzen — all das erhält nun hier eine Einheit. Von dem sinnlich in der Menschengeschichte Gegebenen geht hier das Verstehen in das zurück, was nie in die Sinne fällt und doch in diesem Äußeren sich auswirkt und ausdrückt.'[2]) Mag es sich handeln 'um Staaten, Kirchen, Institutionen, Bücher, Kunstwerke; solche Tatbestände enthalten immer, wie der Mensch selbst, den Bezug einer äußerlich sinnlichen Seite auf eine den Sinnen entzogene und darum innere.'[3])

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz von Theodor Litt: Die Methodik des pädagogischen Denkens, Kantstudien 1921 XXVI 17—51; wir werden auf diese grundlegende Untersuchung noch wiederholt zurückzukommen haben.

[2]) Dilthey S. 7. [3]) Ebd. S. 9.

Bei der Bestimmung dieses Inneren begegnet uns nun sehr häufig ein Irrtum, indem nämlich dieses Innere in den seelischen Vorgängen eines Einzelsubjektes gesucht wird. Wenn vor uns das Werk eines Dichters liegt, so besteht es zunächst 'aus Buchstaben, ist von Setzern zusammengestellt und durch Maschinen gedruckt'[1]); aber die Literaturgeschichte und die Poetik haben es nur mit dem zu tun, was durch die Worte ausgedrückt wird. Nun entspräche es aber in keiner Weise dem wahren Sachverhalt, dieses in den inneren Erlebnissen der Dichterpersönlichkeit zu suchen. Wohl nimmt das Werk aus diesen seinen Ursprung: aber es greift doch über das Seelische hinaus, hat an etwas anderem Anteil — und wir nennen es Geist, insofern es einem überindividuellen Wirkungszusammenhang angehört —, und mit dem Moment, in dem es einmal geschaffen ist, hat es sich von seinem Schöpfer losgelöst und steht nun unabhängig von ihm da, führt ein eigenes Dasein nach eigenen Gesetzen. 'Der Zusammenhang eines Dramas besteht in einer eigenen Beziehung von Stoff, poetischer Stimmung, Motiv, Fabel und Darstellungsmitteln. Jedes dieser Momente vollzieht eine Leistung in der Struktur des Werkes. Und diese Leistungen sind durch ein inneres Gesetz der Poesie miteinander verbunden. So ist der Gegenstand, mit dem die Literaturgeschichte oder die Poetik es zunächst zu tun hat, ganz unterschieden von psychischen Vorgängen im Dichter oder seinen Lesern.'[2]) Ebensowenig wie die Naturwissenschaften ihren Gegenstand in den Sinneseindrücken haben, ebensowenig haben ihn die Geisteswissenschaften in den subjektiven Erlebnissen. Hier wie dort wird der Gegenstand geschaffen aus dem Gesetz der Tatbestände selber. Aber in der Tendenz, in welcher der Gegenstand in den beiden Wissenschaftsgruppen geschaffen wird, liegt ihr Unterschied; er liegt in dem Verhalten des Geistes, durch das der Gegenstand der Wissenschaften gebildet wird. In den Naturwissenschaften konstituiert sich der physische Gegenstand durch das Erkennen, in den Geisteswissenschaften hingegen das geistige Objekt durch das Verstehen. Hier also liegt der tiefste Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Wissenschaften: er liegt in der Methode, wie sich ihr Gegenstand konstituiert; diese läßt sich, von hier aus gesehen, zurückführen auf den Gegensatz von Erkennen und Verstehen.

Was wir hier eben von dem ästhetischen Gebiet ausführten, hat nun eine viel allgemeinere Bedeutung, insofern es nämlich von allen Geisteserzeugnissen überhaupt gilt. Sie alle verdanken ihre Existenz den seelischen Erlebnissen in einem erlebenden Subjekt, sie entstehen in diesem und scheinen zunächst nur in diesem gegeben. Auch das Gesetz der Naturwissenschaft, das, wenn es einmal gefunden wurde, in höchstem Maße von der subjektiven, seelischen Wirklichkeit unabhängig ist, mußte doch, damit es überhaupt erkannt werden konnte, erst in einem solchen vorhanden sein, von einem Subjekt gefunden werden. Ist dies geschehen, so gehört es nunmehr aber in einen anderen Kreis von Zusammenhängen, gehört nunmehr einer anderen Welt an, der Welt des objektiv Geistigen, des objektiven Geistes.

[1]) Dilthey S. 10. [2]) Ebd. S. 10.

Hier tritt uns nun der Begriff des 'Objektiven' entgegen, und wir können darüber nicht hinweggehen[1]), ohne ihn einer kurzen Erörterung zu unterziehen, denn dieser Begriff kann einen verschiedenen Sinn haben. Unter 'objektiv' verstehen wir nämlich erstens das von einem Subjekt Unabhängige, ihm Gegenüberstehende, irgendwie auf es Wirkende: dahin gehört das, was uns von der Natur jeweils gegenwärtig ist; in diesem Sinne können wir das 'Objektive' als das Transsubjektive bezeichnen. Wir verstehen aber unter 'objektiv' zweitens jene geistigen Objektivitäten, die zwar an das Physische angeheftet sind und ihm ihre Dauerform verdanken, wie das Werkzeug, die Sprache, die Schrift, das Kunstwerk, die Riten usw., die aber doch eigentlich seelisch bedingte Wirkungszusammenhänge bedeuten, in die sich das individuelle Ich von vornherein eingelagert findet; in diesem Sinne reden wir von einem kollektiv Objektiven. Diesen beiden Bedeutungen des Begriffes 'objektiv' steht aber eine dritte gegenüber, die den überindividuellen Sinn, welcher in all diesen Gebilden enthalten ist, zum Ausdruck bringt. Diese dritte Bedeutung — wir sprechen hier von dem kritisch Objektiven oder Normativen — war es, in dem wir vorhin behaupteten, das Kunstwerk besitze Objektivität, der wissenschaftliche Satz sei ein objektives Gebilde usw., in diesem Sinne sprechen wir auch von einem Reiche des objektiven Geistes· Wie nun die ganze Natur uns nicht in jedem Augenblicke sinnlich gegenwärtig ist, sondern immer wieder im Erleben 'aktualisiert' werden muß, wie das, was uns im Moment gegenwärtig ist, die Natur in keiner Weise erschöpft, so ist auch von der geistigen Welt, dem Subjekt, in jedem Augenblick nur ein kleiner Ausschnitt gegeben, und auch in dem, was das Subjekt gerade in diesem Augenblick erlebt oder gestaltet, erschöpft sich die geistige Welt nicht. Wie sich nun die Natur vermöge einer Gesetzlichkeit von Erkenntnisakten in unserem Geiste als ein geordnetes Ganzes aufbaut, so muß auch unser Wissen um die und unser Teilhaben an der geistigen Welt auf einer Gesetzlichkeit des geistigen Verhaltens beruhen, die dem Einzelsubjekt irgendwie immanent ist, und das die Akte seiner produktiven Einbildungskraft ebenso beherrscht wie die Akte des realen geistigen Verhaltens. Vermöge dieser im Ich lebendigen geistig-gesetzlichen Struktur verstehen wir geistige Schöpfungen, auch wenn sie unter ganz anderen geschichtlichen Bedingungen und aus geschichtlich abweichend organisierten Seelen entstanden sind. Das Grundgerüst des Geistes ist so a priori gegeben, aber nur das Grundgerüst, die mannigfachen historischen Einkleidungen und Entwicklungsstufen müssen vom Verstehen ebenso mühsam erarbeitet werden wie die besonderen Naturgesetze. Wären jene aber völlig strukturlos, so würden wir sie nie verstehen.

Von hier aus nun ergibt sich auch die Bestimmung der Stellung der Psychologie innerhalb der Geisteswissenschaften. Die Psychologie ist in jedem

[1]) Vgl. zu dem Folgenden: Eduard Spranger, Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit. 2. Aufl. 1921. Hier kommt zunächst das erste Kapitel des ersten Abschnittes in Betracht. Wir werden auf dieses Werk, dem wir viele Anregungen verdanken, weiterhin noch zurückkommen.

Falle die Wissenschaft vom Einzelsubjekt; nur das Einzelsubjekt hat Leben und reales Sein. Insofern ist alle Völkerpsychologie irrig, als sie sich auf die Annahme eines besonderen, neben den Individuen real existierenden Volksgeistes[1]), einer Volksseele, eines Gesamtbewußtseins usw. stützt; auch alle die Staatstheorien, welche sich auf einem solchen[2]) aufbauen, scheinen mir in die Irre zu gehen. Über das Einzelindividuum kann die Psychologie nicht hinausgehen. Aber dieses Einzelsubjekt steht mit den Gebilden des objektiven Geistes in engster Beziehung: es ist aus diesen Beziehungen gar nicht loszulösen, Subjekt und Objekt können überhaupt immer nur in Beziehung aufeinander gedacht werden. Liegt der Ton auf der objektiven Seite, so treiben wir Geisteswissenschaft; die Geisteswissenschaften beschäftigen sich danach '1. mit den transsubjektiven und kollektiven Gebilden des geschichtlichen Lebens, die als überindividuelle Wirkungszusammenhänge dieses oder jenes Einzelsujekt befassen; 2. mit der geistigen Gesetzlichkeit, mit den Normen, nach deren Maß das Einzelsubjekt ein Geistiges im kritisch-objektiven Sinne aus sich heraus gestaltet oder adäquat verstehend in sich hineinnimmt. Liegt aber der Ton auf der Seite des individuellen Subjektes, so reden wir von Psychologie. Sie untersucht 1. die Erlebnisse, die aus der Verflechtung des Subjektes in das Transsubjektive und Kollektive hervorgehen; 2. die Akte und Erlebnisse, die der kritisch-objektiven Geistesgesetzlichkeit gemäß sind oder von ihr abweichen.'[3]) Diese Psychologie kann, wie aus dem Gesagten bereits klar hervorgeht, nur im engsten Zusammenhang mit den Geisteswissenschaften getrieben werden, sie setzt die Einstellung auf die Geisteswissenschaften voraus; wir reden daher hier ausdrücklich von geisteswissenschaftlicher Psychologie.

Legen wir uns nun hier die Frage vor, welcher Art diese Psychologie sein muß, so wird sich eine kurze Auseindersetzung mit der naturwissenschaftlichen Psychologie, welche sich heute so gern als die allein wissenschaftliche Psychologie ausgibt, nicht umgehen lassen. Die moderne Psychologie hat sich zu einer Zeit entwickelt, in der die Naturwissenschaften einen ungeheuren Aufschwung genommen hatten, und in der sie sich in der Technik als für die Lebensgestaltung überaus fruchtbar erwiesen hatten. Das konnte auch auf die eben zur Wissenschaftlichkeit gelangende Psychologie nicht ohne Rückwirkung bleiben. Auch sie wollte Naturwissenschaft sein, auch sie wollte sich der gleichen Methoden wie die Naturwissenschaften bedienen. Wenn nun auch die Bedeutung der Einführung des Experimentes in die Psychologie in keiner Weise unterschätzt werden darf, so darf auf der anderen Seite doch auch nicht übersehen werden, daß selbst in der naturwissenschaftlichen Psychologie das Experiment

[1]) Vgl. hierzu die Ausführungen von Wundt in seinem System der Philosophie, 3. Aufl. Leipzig 1907, II 188 ff. Die kritischen Einwände, welche Brönner in seiner Arbeit 'Zur Theorie der kollektiv-psychischen Erscheinungen' (Zeitschr. f. Philos. und philosoph. Kritik 1911 CXLI 1 ff.) hiergegen erhoben hat, werden Wundt nicht gerecht.

[2]) Ein Beispiel für diese Auffassung bietet die Schrift von Gierke, Das Wesen der menschlichen Verbände, Leipzig 1902.

[3]) Spranger S. 7.

seine Grenzen hat; darauf wies Elsenhans[1]) schon frühzeitig hin und betonte, daß die experimentelle Psychologie selbst auf ihrem eigensten Gebiete, der Sinnespsychologie zum mindesten die Selbstbeobachtung voraussetzt. Mit Recht hat erst jüngst wieder Pfänder[2]) betont, daß die Einführung des Experiments in die Psychologie nur die Einführung einer neuen Methode bedeute, keineswegs aber die Begründung einer neuen Psychologie. Immerhin kann man aber als kennzeichnend für die naturwissenschaftliche Psychologie die Verwendung des Experimentes ansehen; und gerade an diesem läßt sich die Art des Vorgehens der naturwissenschaftlichen Psychologie besonders deutlich zeigen.

Im Wesen der naturwissenschaftlichen Methode liegt es, daß sie ein gegebenes Ganzes in kleinste Teilchen, Elemente, aufzulösen sucht, in denen, der Idee nach, alle qualitativen Unterschiede aufgehoben sind, und bei denen sich alle qualitativen Unterschiede auf quantitative Bestimmungen zurückführen lassen. So suchte die Physik alle Vorgänge zurückzuführen auf die Bewegung der Atome; dieses im engeren Sinne mechanische Weltbild hat einem anderen Platz gemacht, indem nun versucht wird, Licht, Elektrizität, Wärme usw., als elektromagnetische Wellen verschiedener Länge, Periode, Regelmäßigkeit zu begreifen; heute steht die Elektronentheorie im Vordergrund des Interesses. Die Chemie hat in dem periodischen System der Elemente eine Anordnung der Elemente nach ihren Atomgewichten geschaffen, bei der alle Eigenschaften als Funktion der Gewichtszahl gelten können. Diese Aufstellung hat es ermöglicht, neue, bis dahin unbekannte Elemente und ihre Eigenschaften vorauszusagen, lediglich weil sich an einer bestimmten Stelle des Systems eine Lücke befand, die nur von einem Element mit bestimmten Atomgewicht ausgefüllt werden konnte. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis setzt aber weiter voraus, daß jedes Ganze vollkommen aus seinen Teilen und ihrer gegenseitigen Lage zueinander ableitbar sein muß. So baut der Chemiker aus der Kenntnis der Elemente, ihrer Gewichte, Affinitäten usw. seine Formeln auf, und die Betrachtung der optischen Eigenschaften usw. führt ihn zu Strukturformeln. Je vollständiger die Überwindung der Qualität und die Quantifizierung gelingt, um so eher kommen wir zur Aufstellung allgemeiner Formeln, aus denen sich dann durch Einsetzen der jeweils besonderen Werte der Einzelfall muß ableiten lassen. Freilich, selbst wenn man sich alle qualitativen Unterschiede der Körperwelt als die aus Gesetzen herzuleitenden Modifikationen eines und desselben Grundstoffes denkt, so würden wir ihn, da wir ihn mit keinem anderen mehr vergleichen können, wohl als qualitätlos bezeichnen können; streng genommen müßte aber, wie Simmel[3]) darlegt, auch dieser Stoff noch irgendwie 'beschaffen' sein, 'um gerade diesen Gesetzen die Möglichkeit des Inkrafttretens zu gewähren, und es wäre noch immer ein andersartiger denkbar, der denselben Komplex von

[1]) Elsenhans, Selbstbeobachtung und Experiment in der Psychologie. Ihre Tragweite und ihre Grenzen. Freiburg i. B. 1897. Man mag auch die kleine Schrift von P. J. Möbius, Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie, Halle a. S. 1907, heranziehen.

[2]) Pfänder, Einführung in die Psychologie, 2. Aufl. Leipzig 1920, S. 126 ff.

[3]) Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie, 3. Aufl. Leipzig 1907, S. 2.

Gesetzen gültig werden und mit ihm eine ganz andere Welt entstehen ließe.' Aber auch sonst hat die Umformung der Erlebnisse, die uns ja ursprünglich als qualitativ verschieden gegeben sind, in reine Quantitäten ihre Grenze. Dadurch, daß wir die Farben des Spektrums auf verschiedene Wellenlängen 'zurückführen' — genauer gesagt: ihnen diese zuordnen —, haben wir doch die Tatsache, daß wir qualitativ verschiedene Farben wahrnehmen, noch nicht aus der Welt geschafft. Der Physiker freilich ist berechtigt, diese qualitativen Unterschiede für 'subjektiv' zu erklären, weil sie in seiner Welt, der qualitätlosen Welt der Quantität, nicht vorkommen. Braucht also das objektive Weltbild mit ihnen nicht zu rechnen, weil es die ihnen zugeordnete Quantitätsbestimmungen einsetzt, so lassen sie sich doch aus dem subjektiven Erlebniszusammenhang nicht entfernen; infolgedessen weist der Physiker diese Qualitäten nun einer besonderen Wissenschaft, eben der Psychologie, zu. Diese erweist sich, wie sie aus den Naturwissenschaften hervorgeht, von den gleichen Voraussetzungen und Bedingungen abhängig wie diese, sie ist Naturwissenschaft. Auch diese Psychologie unternimmt es, das Seelenleben aufzulösen in eine bestimmte Anzahl von Elementen, und aus diesen versucht sie nun, das Ganze wieder zu rekonstruieren. Bei diesem Versuch der Auflösung scheint nun die experimentelle Psychologie nach drei Richtungen hin von dem Zusammenhang, in dem ein psychisches Element, bzw. ein psychisches Einzelerlebnis mit dem Gesamterleben der Persönlichkeit steht, zu abstrahieren und abstrahieren zu müssen.

Zunächst löst sie das Element aus einem im gegebenen Moment bestehenden Zusammenhang heraus. Nehmen wir etwa die Empfindung Rot, so ist sie an irgendeinem Objekt, das als solches uns zum Bewußtsein kommt, gegeben; dieses Rot gehört einem bestimmten Gegenstand an, besitzt eine gewisse Ausdehnung; all das tritt irgendwie in unser Wahrnehmungserlebnis mit ein. Aber dieses Rot, dieser bestimmte Gegenstand löst in uns bestimmte Gefühle aus, die mit den Gefühlen, die schon gegeben sind — irgendeine Gesamtgefühlslage ist ja in jedem Moment vorhanden —, verschmelzen. Es bestehen Strebungen, welche unserem ganzen Erleben die Richtung geben. Der Mensch ist in keinem Augenblick nur Empfindender, nur Wollender, nur Fühlender, nur Vorstellender usw., sondern alle diese Erlebnisse bestehen nebeneinander und miteinander. In unseren Erlebnissen haben wir Bezug auf etwas Transsubjektives, wir nehmen 'etwas' wahr, sind auf dieses Etwas gerichtet; wir sind froh und traurig über 'etwas', wollen 'etwas', dieses bleibt außerhalb des Psychischen, und die Psychologie sieht von ihm ab, rein auf die Erkenntnis der seelischen Vorgänge gerichtet. Die Herauslösung einzelner Elemente aus dem Zusammenhang zerstört den Zusammenhang, und während das Ganze einen Sinn[1]) hat, ist jeder

[1]) Unter Sinn ist immer etwas Wertbezogenes zu verstehen. Ein Funktionszusammenhang erscheint uns sinnvoll, wenn alle in ihm enthaltenen Teilvorgänge aus der Beziehung auf wertvolle Gesamtleistungen verständlich werden. Dieser Sinn ist nicht, wie noch Dilthey annahm, durch die bloße Selbsterhaltung gegeben, sondern dadurch, daß das Individuum in einen geistigen Zusammenhang, der in Sinn und Geltung über das Individuum hinausgreift, verflochten ist. Vgl. Spranger S. 13.

Teil, jedes Element nun völlig sinnfrei; aus sinnfremden Elementen aber läßt sich nie ein sinnvoller Zusammenhang herstellen, das tatsächliche Seelenleben ist nie aus den durch Analyse gefundenen Momenten aufzubauen. Die Analyse des Seelischen in Elemente vermag auch nie den Gehalt des Seelischen zu erschöpfen, sie bleibt immer an der Peripherie stehen, und der alte Satz des Heraklit: 'Der Seele Grenzen kannst du nicht auffinden, und ob du jegliche Straße abschrittest, so tiefen Grund hat sie' — er gilt für die Elementaranalyse in besonderem Maße.

Die zweite Richtung, in der wir die Erlebniszusammenhänge zu verfolgen haben, ist die zeitliche. Die seelische Wirklichkeit ist eine sich stetig und ständig entwickelnde; eine gewisse Struktur ist in dem Menschen angelegt, die sich kraft der in ihm liegenden, ihm immanenten Entwicklungsbedingungen und kraft äußerer Einflüsse entfaltet. Die jetzigen Erlebnisse gehen mit der im Individuum angelegten Struktur Verbindungen ein, oder besser gesagt, gestalten diese Struktur um und aus, geben ihr ihre bestimmte 'Form', die diesem und nur diesem Individuum zukommt. Die Persönlichkeit muß also in diesem Sinne als plastisch[1]) bezeichnet werden. Die Struktur der Persönlichkeit bedingt aber die Motivation ihres Handelns, ihres Denkens, ihres Verhaltens. Die Struktur ist etwas Bestimmtes, Festes, aber doch wieder, indem sie immer neue Ausgestaltungen zeigt, etwas Wandelbares; sie ist lebendige Form. Es gilt nun diese Entwicklung zu verfolgen, die letzten Endes die Entwicklung des seelischen Subjektes darstellt. Von hier aus gewinnt, wie nebenbei bemerkt sei, die Psychologie des Kindes und des Jugendlichen ihre besondere Bedeutung, die deren seelische Struktur zu zeichnen versucht.[2]) Das Subjekt ist es, das alle diese Erlebnisse hat; in einem einzigen unteilbaren Strom fließen sie dahin. In diesen Erlebnisstrom ordnen sich alle einzelnen Erlebnisse ein, empfangen von ihm wie von der Struktur der Individualität ihre Färbung. Von diesen Faktoren abstrahiert die experimentell-naturwissenschaftliche Psychologie; sie kann es, wo es sich um periphere Erlebnisse handelt, sie kann es aber nicht, wo es sich um etwas für das Individuum Bedeutsames handelt. Wie ein Individuum auf den Anblick eines Rembrandtschen Bildes oder auf das Hören einer Beethovenschen Symphonie 'reagiert', das ist in so weitem Umfange abhängig von den geschilderten Faktoren, daß diese nicht vernachlässigt werden können; derartige Erlebnisse sind der experimentellen Psychologie allein schon aus diesem Grunde unzugänglich.

Und endlich betrachtet die naturwissenschaftliche Psychologie den isolierten Menschen, losgelöst von allen Zusammenhängen, in denen er mit der Natur, mit anderen Menschen, mit der Kultur steht. Kein Mensch ist aber von diesen

[1]) Mit der Plastizität der Persönlichkeit hat sich William Stern in seinem Buche 'Die menschliche Persönlichkeit', Leipzig 1918, beschäftigt; vgl. besonders S. 158 ff.

[2]) Kawerau hat in seinem Buche 'Soziologische Pädagogik', Leipzig 1921, einen besonderen Abschnitt der Zeichnung der 'Struktur der heutigen Jugend' gewidmet. Wenn diese Schilderung auch manches Anregende bietet, so mangelt es ihr doch an methodischer Schärfe und Klarheit.

Faktoren unabhängig, und sein Erleben wird von ihnen im weitesten Umfang beeinflußt. Alle unsere Wertungen erweisen sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, als von kulturellen Faktoren abhängig. Ein tieferes Verständnis der individuellen Persönlichkeit ist ohne diese Zusammenhänge einfach unmöglich, 'nicht nur, weil der isoliert lebende Mensch im allgemeinen eine Fiktion ist, sondern weil überdies die Entwicklung des einzelnen zur selbstbewußten Persönlichkeit ein Zusammenleben mit anderen selbstbewußten Menschen fordert.'[1]) — So unternimmt es die naturwissenschaftliche Psychologie also, das Seelenleben aufzulösen in eine bestimmte Anzahl von Elementen und zu versuchen, aus diesen Elementen nun das Ganze wieder aufzubauen. Damit dies überhaupt möglich wird, muß das erkennende Individuum die gleiche Reduktion, von welcher oben bereits die Rede war, mit sich vornehmen; es muß sich alles dessen entledigen, was es eigentlich erst zum Menschen macht; es legt sich gleichsam selbst in ein erkennendes Subjekt und in ein zu erkennendes Objekt auseinander. Objekt und Subjekt, im Gegensatz zu den anderen Naturwissenschaften hier nun beides Seelisches, treten sich doch auch hier als zwei gegenüber. Auch hier wird das Objekt aus allen Sinnzusammenhängen gelöst und bleibt als reines Objekt des Erkennens übrig. Nun wird durch diese Auseinanderlegung zwar auch das Psychische 'feststellbar'; aber auf der anderen Seite wird die so entstehende Psychologie, indem sie das Psychische aus allen Sinnzusammenhängen löst, 'beschränkt auf die Zergliederung isolierter und kulturindifferenter Einzelwesen'[2]); daß dies so sein müsse, ist, wie Krüger hervorhebt, geradezu zu einem Dogma geworden. Im Zusammenhang hiermit steht aber, daß die Psychologie mit zunehmender Wissenschaftlichkeit 'immer mehr das gesellschaftliche Leben der Menschheit und seine geistigen Erzeugnisse, die Kultur, aus dem Auge verloren hat'.[3]) Daß damit diese Psychologie aber für die Geisteswissenschaften bedeutungslos wird, dürfte klar sein, haben es diese doch gerade mit der Erforschung des menschlich-gesellschaftlich-kulturellen Lebens zu tun. Es kann uns daher nicht wundern, wenn der Geisteswissenschaftler sich von dieser Psychologie völlig abwendet.[4])

Es fragt sich zunächst, ob für den Geisteswissenschaftler diese Auseinanderlegung, dieses Gegenüber von erkennendem Subjekt und zu erkennendem Objekt überhaupt möglich ist. Um das zu entscheiden, müssen wir hier kurz auf die Daseinsform der Kulturphänomene[5]) eingehen, da diese ja im Mittelpunkt jeder

[1]) Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie IX: Das Recht, Leipzig 1918, S. 8.

[2]) Felix Krüger, Über Entwicklungspsychologie. Arbeiten zur Entwicklungspsychologie Bd I Heft 1, Leipzig 1918, S. 130. [3]) Ebd. S. 142.

[4]) Auch der Laie, der einen Blick in die wissenschaftliche Psychologie tut, ist im allgemeinen enttäuscht, da er hier nichts findet, was ihn irgendwie anzieht; er glaubt hier eine wissenschaftliche Behandlung der Fragen des Menschenverständnisses und der Menschenbehandlung zu finden, findet aber nur Formeln, Sätze usw., welche für diesen Zweck nichts leisten. Der Laie versteht unter Psychologie nie die naturwissenschaftliche Psychologie, sondern jene Psychologie, von der Strindberg einmal sagt, daß sie Seelen 'seziert', d. h. Zusammenhänge, Motive klarlegt, einen Einblick in die Seelenstruktur gibt.

[5]) Vgl. hierzu den Aufsatz von Eduard Spranger: Zur Theorie des Verstehens und zur

Geisteswissenschaft stehen. Wir erinnern uns dessen, was wir früher sagten, daß nämlich auch alle kulturellen Phänomene uns zunächst rein physisch gegeben sind, als Werkzeug, als Tempelbau, als Buch, als Bild, daß aber das Physische hier nur die Rolle eines Ausdrucksmittels spielt. Es ist der Ausdruck eines objektiv Geistigen. Nun wiesen wir aber schon oben darauf hin, daß alles Geistige seinen Ausgang nimmt von den Erlebnissen des Individuums und daß es in diesen immer wieder 'aktualisiert' werden muß. Das Kulturelle zieht sich so durch Schichten gleichsam hindurch, durch die Schicht des Materiellen, an das alle diese Phänomene angeheftet erscheinen, durch die Schicht des Objektiv-Geistigen, sofern sie einen überindividuellen Sinn haben, und endlich durch die Schicht des Seelischen, sofern sie in ihr stets aktualisiert werden müssen. Da nun alles Geistige von der individuellen Seele ausgeht und immer wieder in dieser aktualisiert werden muß, so ist anzunehmen, daß die individuelle Seele die gleiche Struktur zeigt wie das objektiv Geistige, wie die Kultur. Wenn hier von dem Seelischen die Rede ist, so kann es sich aber nicht um das wertfreie seelische Element im Sinne der naturwissenschaftlichen Psychologie handeln, sondern nur um die Struktur der individuellen Seele, so wie sie uns die geisteswissenschaftliche Psychologie enthüllt; diese geht gar nicht bis in die letzten Elemente zurück, sondern bleibt gleichsam in einer höheren Begriffsschicht stehen, in welcher der Sinn des Einzelnen, sein Zusammenhang mit dem Ganzen noch gegeben ist. Die Struktur der individuellen Seele ist uns aber nie als etwas uns Gegenüberstehendes gegeben, das objektiv 'feststellbar' wäre; sie ist nur dem individuellen Erleben zugänglich. Es handelt sich hier um einen Wirkungszusammenhang, der Objekt und Subjekt in gleicher Weise umgreift. Wenn wir einen anderen Menschen 'verstehen', wenn wir ein Kunstwerk 'verstehen', so ist dies möglich, weil die in diesen gegebenen Strukturen die gleichen sind wie unsere eigene. Wir vermögen uns in sie 'einzufühlen', d. h. Sinnzusammenhänge, die in ihrem Erleben oder in ihrem Ausdruck gegeben sind, in uns selbst zu erzeugen. Den Vorgang nun, wie dies in uns geschieht, und wie wir so zu dem anderen gelangen, uns gewissermaßen seiner bemächtigen, bezeichnen wir als Verstehen. Während also alles Erkennen ein Uns-Gegenüberstellen des aus allen lebendigen Zusammenhängen losgelösten Objekts, des nur 'Feststellbaren' ist, bedeutet das Verstehen gerade ein In-uns-Hineinnehmen des geistigen Objekts in seiner ganzen Lebendigkeit. Dadurch nun ergeben sich endlich die Grundunterschiede des Aufbaus der beiden Klassen von Wissenschaften sowie auch die Stellung der Psychologie in den Geisteswissenschaften. Ich setze hier nur die Worte von Dilthey[1]) her: 'Die Natur ist die Unterlage der Geisteswissenschaften. Die

---

geisteswissenschaftlichen Psychologie. Festschrift für Johannes Volkelt, München 1908, S. 357—403.

[1]) Dilthey S. 47 f. Vgl. übrigens auch die Abhandlung 'Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie', S.-B. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1894, S. 1309—1407. Gegen die hier vorgetragenen Anschauungen nahm Ebbinghaus in einem Aufsatz 'Über erklärende und beschreibende Psychologie' (Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnes-

Natur ist nicht nur der Schauplatz der Geschichte; die physischen Dinge, die Notwendigkeiten, welche in ihnen liegen, und die Wirkungen, die von ihnen ausgehen, bilden die Unterlage für alle Verhältnisse von Tun und Leiden, Aktion und Reaktion in der geschichtlichen Welt, und die physische Welt bildet auch das Material für das ganze Reich, in welchem der Geist seine Zwecke, seine Werte — sein Wesen ausgedrückt hat: auf dieser Grundlage erhebt sich aber nun die Wirklichkeit, in welche die Geisteswissenschaften von zwei Seiten her immer tiefer sich einbohren – vom Erleben der eigenen Zustände und vom Verstehen des in der Außenwelt objektivierten Geistigen aus. Und damit ist nun der Unterschied beider Arten von Wissenschaften gegeben. In der äußeren Natur wird Zusammenhang in einer Verbindung abstrakter Begriffe den Erscheinungen untergelegt. Dagegen der Zusammenhang der geistigen Welt wird erlebt und nachverstanden. Der Zusammenhang der Natur ist abstrakt, der seelische und geschichtliche aber ist lebendig, lebensgesättigt. Die Naturwissenschaften ergänzen die Phänomene durch Hinzugedachtes; und wenn die Eigenschaften des organischen Körpers und das Prinzip der Individuation in der organischen Welt bisher solchem Begreifen widerstanden, so ist doch in ihnen das Postulat eines solchen Begreifens immer lebendig, für dessen Verwirklichung ihnen nur kausale Zwischenglieder fehlen; es bleibt ihr Ideal, daß sie gefunden werden müssen, und immer wird die Auffassung, welche in diese Zwischenstufe zwischen der anorganischen Natur und dem Geiste ein neues Erklärungsprinzip einführen will, mit diesem Ideal in ungeschlichtetem Streit sein. Die Geisteswissenschaften ordnen ein, indem sie umgekehrt zu allererst und hauptsächlich die sich unermeßlich ausbreitende menschlich-geschichtlich-gesellschaftliche äußere Wirklichkeit zurückübersetzen in die geistige Lebendigkeit, aus der sie hervorgegangen ist. Dort werden für die Individuation hypothetische Erklärungsgründe aufgesucht, hier dagegen werden in der Lebendigkeit die Ursachen derselben erfahren.' — Psychologie und Geisteswissenschaften können — wir wiesen oben bereits darauf hin —, wie auch aus diesen Sätzen hervorgeht, unabhängig voneinander nicht betrieben werden, aber es ist ausdrücklich hervorzuheben, daß es sich hier nicht um das Verhältnis von 'feststellender' Grundwissenschaft zu angewandter Wissenschaft handelt: die geisteswissenschaftliche Psychologie ist keine feststellende Naturwissenschaft, und die Geisteswissenschaft keine angewandte Psychologie, sondern, wie Dilthey in den eben angeführten Sätzen es ausdrückt: von zwei Seiten her 'bohren' sich die Geisteswissenschaften immer tiefer in die geistige Wirklichkeit 'ein', von dem Erleben der eigenen Zustände her und vom Verstehen des objektiv Geistigen aus. Je nachdem nun, auf welcher Seite der Ton liegt, treiben wir Psychologie oder Geisteswissenschaft. Wie die Psychologie dabei im einzelnen vorgeht, das zu erörtern kann hier nicht unsere Aufgabe sein, galt es doch zunächst nur die Eigenart der Geisteswissenschaft in aller Kürze herauszuarbeiten und

organe 1896 IX 161—205) Stellung. Auf die Einwände antwortete Dilthey dann in seinem Akademievortrag 'Beiträge zum Studium der Individualität', S.-B. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1896 S. 295—335.

zu zeigen, daß die naturwissenschaftliche Psychologie für die Geisteswissenschaften nicht von grundlegender Bedeutung sein kann: vor allem für das Verstehen — und dies steht ja nach dem Ausgeführten im Brennpunkt aller Geisteswissenschaft — kann sie, ihrer Natur nach, nichts leisten. Hierüber wird einiges noch im dritten Teil unserer Untersuchungen nachzutragen sein.

II

Wenn ich mich nunmehr zur Frage nach der Stellung der Pädagogik innerhalb der beiden Gruppen von Wissenschaften wende, so kann ich mich dabei erheblich kürzer fassen. Die Anschauung, welche in der Pädagogik eine angewandte Psychologie sieht und diese Psychologie nach Art der Psychologie der Elemente auffaßt, betrachtet demgemäß auch die Pädagogik als in die Gruppe der angewandten Naturwissenschaften gehörig. Es ist uns hier unmöglich, die ganze Frage nach der wissenschaftlichen Stellung der Pädagogik aufzurollen[1]), die trotz der ironischen Bemerkung, mit der Friedrich Paulsen[2]) sie abfertigt, doch von der allergrößten Bedeutung ist.

Läßt sich nun die Pädagogik nach Art der Naturwissenschaften auflösen? Der Versuch, sie als rein empirische Wissenschaft zu begründen, ist wiederholt gemacht worden, und zwar keineswegs erst in der neuesten Zeit. Schon die Philanthropisten — die übrigens auch bereits eine empirische, ja sogar schon eine experimentelle Psychologie für die Grundlegung der Pädagogik forderten — wollten rein empirisch vorgehen. Der Zweck des Menschen sei die Glückseligkeit, weil Gott den Menschen zur Glückseligkeit bestimmt habe: das freilich setzten sie voraus, ohne weiter darüber zu diskutieren. Nun seien aber alle Anlagen im Menschen von Natur aus so beschaffen, daß sie von selbst nach diesem Ziel hin tendierten, und so wird das Ziel der Erziehung nun — scheinbar rein empirisch — die Entfaltung der Anlagen, welche im Menschen schlummern. Daß dabei aber auch schon metaphysische Voraussetzungen mitbestimmend sind — denn was ist jene Annahme der Bestimmung zur Glückseligkeit anders —, kommt den Philanthropisten nicht zum Bewußtsein. — Sieht man nun aber ganz allgemein die Aufgabe der Erziehung nur darin, daß sie die 'natürlichen' Anlagen zu entfalten habe, so kann man dabei doch in keiner Weise stehen bleiben. Denn 'natürlich' sind alle Anlagen; bei der Erziehung aber kann es sich doch immer nur um die Entfaltung der wertvollen Anlagen handeln. Welche Anlagen man aber als wertvoll fördern, welche man als wertwidrig hemmen soll, das ist nur an gewissen überempirischen Maßstäben zu entscheiden. Wenn uns heute z. B. Kleinmut, Mangel an Selbstvertrauen,

[1]) Ich werde darüber ausführlich in meinem Buch 'Einleitung in die Pädagogik' handeln. Hier kann ich nur einige Fragen andeuten; im übrigen verweise ich außer auf die genannte Arbeit von Litt auf die Abhandlung von Frischeisen-Köhler: Philosophie und Pädagogik, Kantstudien 1917 XXII 27—80.

[2]) Paulsen, Pädagogik (6./7. Aufl., Stuttgart 1921, S. 1 f.): 'Auf die vielfach mit Wichtigkeit und der Miene des Tiefsinns erörterte Frage, ob die Pädagogik eine wirkliche Wissenschaft sei, halte ich es nicht für nötig, näher einzugehen'

starrer Autoritätsglaube als Eigenschaften gelten, die zu überwinden sind, so mußten die gleichen Eigenschaften der mittelalterlich-kirchlichen Erziehung als erstrebenswert gelten, weil sie den Willen ertöteten und den Menschen der Kirche gefügig machten; diese arbeitete denn auch gerade auf diese Eigenschaften hin. Dazu kommt weiter, daß der Mensch zur Ausbildung der Anlagen doch in jedem Falle auf die Übernahme irgendwelcher Inhalte — die so für die Erziehung in keiner Weise gleichgültig sind — angewiesen ist, und diese Inhalte können nur in den Kulturgütern gegeben sein. Welche von diesen aber er aufnehmen soll, das wiederum ist nur an überempirischen Maßstäben zu messen. Und dann setzt selbst die Bestimmung: die Erziehung solle die Anlagen 'entfalten', doch immer noch die Bestimmung eines Zieles voraus, wohin diese Anlagen zielen. Sieht man dieses Ziel in der Glückseligkeit des Menschen, so muß sich die Frage nach der Berechtigung dieses Zieles erheben, ein Ziel, welches durchaus bestritten werden kann, und das von philosophischen Voraussetzungen ebenso abhängig ist wie jedes andere; nur daß sich diese Tatsache leicht dem Blick entzieht: aber die eudämonistische Weltanschauung ist ebensogut metaphysischer Natur wie jede andere.

Will man nun — in dem Bemühen, rein auf dem Boden der Erfahrung zu bleiben — einen anderen Weg einschlagen, und, wie dies vielfach versucht worden ist, seine Zielformel etwa der Biologie entnehmen, so befindet man sich in gleicher Weise in einem Irrtum. Die 'Gesetze' der Biologie — wobei die Besonderheiten des Gesetzesbegriffs gerade in der Biologie erst zu erörtern wären[1]) — sind Naturgesetze, die aussagen, was geschehen wird, geschehen muß, wenn bestimmte Bedingungen gegeben sind; aber sie sagen nie, was geschehen soll. Sucht man sich tatsächlich auf jene erste Gruppe von Gesetzen, auf die Naturgesetze also, zu beschränken, so ist nicht einzusehen, von welcher Bedeutung sie für die Pädagogik sein können. Das Naturgesetz waltet blind, ganz gleich, ob der Mensch sich ihm mit seinem Willen unterwirft oder nicht. Was kann es da für einen Sinn haben, von dem Menschen die Unterwerfung unter dieses Gesetz zu fordern, dem er notwendigerweise unterworfen ist? Höchstens kann es eine Forderung sein, daß sich der Mensch nicht gegen dieses Gesetz auflehne, nicht dagegen murre; versteht man aber dies unter 'Unterwerfen', so verläßt man damit den Boden des Naturgesetzes, denn hier handelt es sich nicht mehr um eine Notwendigkeit, sondern um ein Sollen. Das Gesetz wirkt, gleich ob es Leben aufbaut oder zerstört. Nirgends aber in der Biologie finden wir einen Hinweis darauf, daß die Erhaltung und Vervollkommnung des Lebens ein Ziel ist, das mit Notwendigkeit erstrebt werden muß; ja, man kann sogar noch weiter gehen und sagen, daß mit dem Moment, wo wir solche Begriffe in die Biologie einführen, diese aufhört, eine reine Naturwissenschaft zu sein, denn Begriffe wie: Erhaltung des Lebens, Streben nach Lebens-

[1]) Die besonderen Gesetzesbegriffe, mit denen die einzelnen Wissenschaften arbeiten, hat Boutroux in seinem Buche 'Über den Begriff des Naturgesetzes in der Wissenschaft und in der Philosophie der Gegenwart' (Deutsche Ausgabe von J. Benrubi, Jena 1907) untersucht. Die biologischen Gesetze s. S. 64—93.

entfaltung, Entwicklung sind teleologische Begriffe, für die streng genommen in der Naturwissenschaft kein Platz ist. — Überall, wo man das Ziel der Natur zu entnehmen meint, sieht man in ihr nicht mehr jene wertfreie Welt, welche die Naturwissenschaft aufbaut: Rousseaus Natur, zu der der Mensch zurückkehren soll, ist nicht die Natur der Naturwissenschaft, wir gebrauchen hier das Wort 'Natur' in einem anderen Sinne, eben als Wertbegriff. Wenn wir so die Natur als Zielbegriff hinstellen, so bedienen wir uns dieses Begriffes als wertfreien Begriffes nicht im Gegensatz zu dem Wertbegriff Kultur, sondern als Wertbegriff im Gegensatz zu dem Wertbegriff 'Unnatur'; die Unnatur, d. h. das, was der Würde des Menschen, seiner eigentlichen Bestimmung zuwider ist, soll überwunden werden durch die Natur, d. h. durch das, was dieser Würde, dieser Bestimmung entspricht. Überall finden wir die hier gebrauchten Begriffe mit Wertbestimmungen verbunden.

Auch alle neueren Versuche, welche philosophische Erwägungen ausschalten und die Pädagogik rein empirisch begründen wollen, zeigen die gleichen Schwächen. Ich weise hier nur auf die kürzlich erschienene Arbeit von Kretzschmar[1]) hin, der, letzten Endes auch ganz am naturwissenschaftlichen Ideal orientiert, auf Grund historischer Betrachtungen das 'Dogma von der philosophischen Begründung der Pädagogik' als irrig nachweisen, der alle philosophischen Erwägungen aus der Pädagogik ausschließen will; dabei versucht er, jenes 'Dogma' aus einem falschen Verständnis der Herbartschen Pädagogik abzuleiten. Aber wenn er nun als Erziehungsziel den Begriff des Bildungsbedürfnisses einführt und meint, daß dieser rein empirisch gewonnen sei, so will es mir scheinen, als ob er sich selbst täuscht. Denn letzten Endes kommt er damit nicht über den Standpunkt von Spencer[2]) hinaus, der seine Erziehungslehre mit der Frage einleitet, welches Wissen das wertvollste sei, wobei wertvoll hier im Sinne von nützlich verstanden ist. Stadler[3]), zu dem Kretzschmar manche Beziehungen hat, stützt sich denn auch direkt auf Spencer. Kretzschmar vertritt in gleicher Weise einen philosophischen Standpunkt, nur einen, der sich dem Blick überaus leicht entzieht, den utilitaristisch-eudämonistischen; über dessen Berechtigung aber läßt sich streiten, und ich glaube, daß sich von ihm aus eine Erziehungstheorie überhaupt nicht aufbauen läßt. Aber selbst wenn man diesen Standpunkt als berechtigt voraussetzen wollte, so blieben doch immer noch genug Fragen, die sich rein empirisch nicht entscheiden lassen: welches ist z. B. das höhere Ziel, die augenblickliche Wohlfahrt des Zöglings, oder die künftige; beides gerät ja oft genug in Widerspruch, welches soll dann siegen? Oder läßt sich der Wert einer Methode einfach da-

[1]) J. R. Kretschmar, Das Ende der philosophischen Pädagogik. Ergebnisse einer Untersuchung zur Entstehungsgeschichte der Erziehungswissenschaft. Leipzig 1921. Ich habe meine Bedenken gegen die dort vertretenen Anschauungen in meiner Besprechung dieses Buches in den Kantstudien entwickelt.

[2]) Herbert Spencer hat dieser Frage das ganze erste Kapitel seiner Schrift 'Über die Erziehung' gewidmet (Leipzig 1910, Krönersche Taschenausgabe).

[3]) Stadler, Philosophische Pädagogik. Leipzig 1914. Vgl. besonders die ersten beiden Kapitel.

nach beurteilen, ob sie ein Wissen rasch und mühelos vermittelt, oder liegt nicht auch in der Schulung des Willens gerade ein pädagogisch bedeutsamer Faktor? All das läßt sich rein empirisch gar nicht entscheiden; hier muß man überempirische Maßstäbe, deren Recht immer erst zu diskutieren ist, anlegen; ohne von einer bestimmten Weltanschauung auszugehen, sind auch methodische Einzelfragen in der Pädagogik kaum zu lösen. Das sollte heute, wo immerhin schon eine ganze Reihe wertvoller Vorarbeiten vorliegen, nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Wenn übrigens Kretzschmar seine Auffassung, daß sich die Pädagogik von der Philosophie emanzipieren müsse, dadurch zu stützen sucht, daß die Pädagogik die letzte Wissenschaft sei, die dies bisher verabsäumt habe, und daß sie den anderen Wissenschaften nur folgen müsse, so verkennt er damit nicht nur das besondere Wesen der Pädagogik, sondern er übersieht auch, daß die Einzelwissenschaften allmählich wieder das Verhängnisvolle dieser Lösung vom Mutterboden einzusehen gelernt haben und wieder beginnen, sich auf ihren Zusammenhang mit der Philosophie zu besinnen: so daß hier der Ruf nicht eigentlich lautet: 'Los von der Philosophie!', sondern viel eher: 'Zurück zur Philosophie!'

Auf der anderen Seite muß nun freilich zugegeben werden, daß sich die Pädagogik auch rein philosophisch nicht begründen läßt, sondern daß sie, wie dies Schleiermacher bereits betont hat, in allen Teilen spekulativ und empirisch zugleich ist. Es ist nicht so — in dieser Behauptung liegt einer der Hauptfehler Herbarts, eine gewaltige Hemmung, die von ihm ausgeht und die sich auch heute noch immer fühlbar macht —, daß die Philosophie die Ziele, und zwar rein spekulativ zu zeigen habe, wobei es ganz gleichgültig ist, ob sie diese Ziele allein aus der Ethik oder aus der Philosophie als Ganzem entnimmt; schon bei der Bestimmung des Zieles sind empirische Momente mitentscheidend. Und ebenso ist die philosophische Arbeit nicht mit der Bestimmung des Zieles beendet, sondern auch die Untersuchung der Mittel und Wege, welche zu diesem Ziel hinführen, münden in philosophische Gedankengänge: in allen ihren Teilen sind in der Pädagogik empirisches und philosophisches Moment unlösbar miteinander verbunden. Damit wird auch jene Spaltung in eine philosophische und eine empirische Pädagogik, über die auch Dilthey[1]) letzten Endes nicht hinausgekommen ist, hinfällig. Die Pädagogik läßt sich nicht in zwei Teile auseinanderziehen, von denen der eine dann angewandte Psychologie wäre. Mit dieser Einsicht fällt auch die Tatsache zusammen, daß die experimentelle Pädagogik das, was man von ihr erwartet hat, in keiner Weise leisten konnte.[2]) Nach der anfänglichen Begeisterung auf diesem Gebiete ist es nun etwas stiller geworden; das kommt vielleicht am besten darin zum Ausdruck, daß die experimentelle Pädagogik auf dem letzten

---

[1]) Vgl. hierzu die Abhandlung von Dilthey, Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft. S.-B. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1888.

[2]) Vgl. hierzu auch die Abhandlung von Max Frischeisen-Köhler, Grenzen der experimentellen Methode (Deutsche Erziehung Heft 9). Berlin 1918.

Kongreß für experimentelle Psychologie überhaupt kaum Erwähnung fand.[1]) Daß sie auf beschränktem Gebiet ihr Daseinsrecht hat und hier wertvolle Einzelergebnisse zu zeitigen vermag, soll damit in keiner Weise bestritten werden; es wird darauf im dritten Teil unserer Untersuchungen zurückzukommen sein. Aber für den gesamten Aufbau der Pädagogik kann sie nicht von grundlegender Bedeutung werden; die Scheidung in Grundwissenschaft und angewandte Wissenschaft, welche die Voraussetzung wäre, ist eben, dies hat Litt erst kürzlich wieder in seiner oben erwähnten Arbeit klar und scharf herausgearbeitet, hier unmöglich. Diese Art der Zuordnung zweier Wissenschaften ist durchführbar nur für die Naturwissenschaften, für die Geisteswissenschaften ist sie nicht haltbar.

Aber ist denn nun die Pädagogik eine Geisteswissenschaft? Wenn ich nunmehr nach positiven Beweisen hierfür suche, so scheint das eine zunächst klar zu sein, daß es die Pädagogik nicht mit wertindifferenten Einzeltatsachen, sondern im Gegenteil mit Werten zu tun hat. Erziehung ist an die Tatsache der Kultur gebunden, ist kulturelles Tun im höchsten Maße. Je tiefer die Kulturstufe, auf der ein Volk steht, eine um so geringere Bedeutung besitzt für dieses Volk die Erziehung.[2]) Je höher die Kultur, je größer der Kulturbesitz, von um so größerer Wichtigkeit ist die Erziehung. Ja, man kann sagen, daß die Notwendigkeit der Erziehung überhaupt erst aus der Eigenart der Kultur folgt. Alle Kultur zieht sich, so haben wir oben gesehen, gleichsam durch drei Schichten hindurch, die des Physischen, des Psychischen und des objektiv Geistigen. Sie entstammt der Einzelseele, und sie muß, um Blut und Leben zu gewinnen, und um sich zu erhalten, diese immer wieder ergreifen. Alle Kultur geht irgendwie durch die individuelle Seele hindurch; sie ist, sofern es sich um ein Kulturschaffen handelt, verknüpft mit einem aus der Seele Herausstellen, und sofern es sich um das Lebendig-Erhalten handelt, mit einem in die Seele Hineinnehmen. Diese Eigenart der Kultur, daß sie immer wieder in Einzelseelen lebendig werden muß, ist es, welche die Erziehung überhaupt erst notwendig macht. Die Kultur entstammt der Seele der vielen einzelnen. Der kulturschaffende Mensch gestaltet aus seinem Subjekt heraus durch sinnvoll geistige Akte objektive Wertgebilde, die, irgendwie ans Materielle gebunden, nun auch für andere da sind, von ihnen verstanden, genossen, fortgebildet werden können.[3]) Diese Wertgebilde müssen von anderen immer wieder aufgenommen werden, und das können sie nur dadurch, daß der, in dessen Seele sie lebendig sind, sie auf die, in deren Seele sie lebendig werden sollen, überträgt. Diese Übernahme der Kulturgüter, welche immer eine Übertragung von Mensch zu Mensch darstellt, rückt auch die Erzieherpersönlichkeit in so hohem

---

[1]) Vgl. hierzu meinen Bericht über diesen Kongreß in der Zeitschrift für experimentelle Pädagogik 1921.

[2]) So schreibt Heinrich Schurtz in seiner 'Urgeschichte der Kultur', Leipzig 1912, S. 627 f., daß bei primitiven Stämmen die Erziehung, wenn überhaupt, so doch nur von höchst untergeordneter Bedeutung sei.

[3]) Vgl. Spranger, Lebensformen S. 337.

Maße in den Vordergrund: 'Lernen können wir alles mögliche aus Büchern und aus unpersönlichen Überlieferungen, gebildet werden können wir nur durch Bildner, durch Persönlichkeiten, deren Kraft und Leben uns ergreift.'[1]) Die Übertragung der Kultur hat man nicht mit Unrecht als deren Fortpflanzung bezeichnet, und diese Fortpflanzung der Kultur, 'die auf dem Lebendigerhalten des bereits Erarbeiteten beruht, nennen wir Erziehung.'[2])

Aus diesen Darlegungen geht deutlich hervor, daß die Pädagogik, deren Gegenstand also das Phänomen der Erziehung ist, den Menschen nicht als Naturwesen, als Vertreter der Spezies Homo sapiens betrachtet, sondern als Kulturwesen; eine wie verschiedene Betrachtungsweise dies ist, hat Scheler[3]) scharf und deutlich hervorgehoben; die Pädagogik ist also nicht Naturwissenschaft, sie ist vielmehr Geisteswissenschaft, und zwar die Geisteswissenschaft katexochen. Aber aus dem Gesagten wird auch der Unterschied zwischen der Pädagogik und den übrigen Geisteswissenschaften bereits klar. Alles Kulturschaffen ist ein Herausstellen objektiver Wertgebilde aus der individuellen Seele, bei ihm vollzieht sich also die Bewegung gleichsam vom Subjekt zum Objekt. Den Gegenstand der Geisteswissenschaften bilden diese objektiven Gebilde. Der Erzieher hingegen muß, erfüllt von Liebe zu den bereits geschaffenen objektiven Gebilden, das Bestreben zeigen, diese in subjektives Erleben zurückzuverwandeln. Bei ihm also vollzieht sich die Bewegung vom Objekt zum Subjekt. Während also die Geisteswissenschaften stets an etwas Festes, Gewordenes und in diesem Sinne Starres anknüpfen, an ihm einen Halt haben, ist der Gegenstand der Pädagogik — eben jener Akt der Übertragung der Werte von dem Erzieher auf den Zögling, jener Akt der Fortpflanzung der Kultur — etwas Werdendes und Wachsendes. Hier haben wir zunächst nichts, woran wir anknüpfen können. Gewiß zeigt auch das Kulturphänomen Erziehung Objektivationen in dem ganzen Aufbau unseres Bildungswesens, aber diese sind doch nicht eigentlich das Ziel, sondern erscheinen als eine Form der Organisation, die von zunächst außerpädagogischen Organisationen, der Gesellschaft, einer Berufsklasse, dem Staat usw. geschaffen sind. Welche Berührungen sich hier zwischen der Pädagogik und den übrigen Kulturgebieten ergeben, kann hier nicht weiter verfolgt werden, wenn auch darauf hinzuzuweisen ist, daß die Pädagogik auch diese Probleme zu untersuchen hat. Die Tatsache der Erziehung ist aber von all diesen Organisationsformen unabhängig. Sokrates suchte den Athener auf der Straße, in der Werkstatt auf, und strebte dort, anknüpfend an die Vorgänge des täglichen Lebens und die Individuallage, auf ihn einzuwirken. Und gerade heute macht

---

[1]) Adolf von Harnack, Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens. Reden und Aufsätze II, 3. Aufl. Gießen 1906, S. 101.

[2]) Spranger S. 388. — Vgl. auch Paul Barth, Die Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre, 7./8. Aufl. Leipzig 1921. Erziehung wird hier als 'Fortpflanzung der Gesellschaft' bestimmt, wobei die Gesellschaft als geistiger Organismus sich nur auf geistigem Wege fortpflanzen kann; s. S. 5 f.

[3]) Max Scheler, Zur Idee des Menschen. Abhandlungen und Aufsätze I, Leipzig 1915, S. 322. 356 ff.

sich wieder eine sehr lebhafte Strömung geltend, die starre Form der Organisation im Erziehungswesen zu überwinden. Damit soll nicht etwa die Notwendigkeit und die Bedeutung der Organisation geleugnet werden; sie ist notwendig und unentbehrlich, sofern Erziehung eben eine öffentliche Angelegenheit ist. Gerade weil sich die Pädagogik aber zunächst rein an den Vorgang der Erziehung als solchen heftet, haftet ihr ein so hohes Maß von Unsicherheit und Subjektivität in ihrem Aufbau an. Damit jedoch trägt sie nur die Merkmale aller Geisteswissenschaft, wenn auch in besonders ausgeprägtem Maße.

Wenn so die Pädagogik Geisteswissenschaft ist und wenn ihr Gegenstand in einem so hohen Maße der Anheftung an das Materielle entbehrt, sondern ganz auf der Seite des Seelischen und Geistigen liegt, so ergibt sich daraus auch die Stellung, welche die Psychologie zu ihr einnimmt. Diese muß der allgemeinen Stellung der Psychologie, der geisteswissenschaftlichen Psychologie natürlich, in den Geisteswissenschaften entsprechen, aber die Beziehungen zwischen Psychologie und Geisteswissenschaften werden hier noch engere als sonst sein. Diese Psychologie nun bezeichnen wir als Pädagogische Psychologie; ihre Aufgabe ist es, das Kulturphänomen 'Erziehung' psychologisch zu verstehen. Diese Psychologie geht also nicht aus von der naturwissenschaftlichen Psychologie und fragt, was von deren Ergebnissen sich für die erzieherische Praxis nutzbar machen läßt; sie nimmt ihren Ausgang vielmehr von dem Phänomen, von der Kulturtatsache 'Erziehung' und 'bohrt sich ein' in diese von der Seite des erlebenden Subjektes her. Diese Psychologie kann daher keine wertindifferente Psychologie sein, die erst nachträglich irgendwelche Anwendung findet, sondern sie ist vom ersten bis zum letzten Moment auf die pädagogische Wirklichkeit gerichtet. Aus dieser Tatsache ergeben sich nun auch ihre besonderen Probleme.

III

Es bleibt uns nur noch übrig, auf diese hinzuweisen; sie in extenso behandeln, hieße, eine pädagogische Psychologie vom geisteswissenschaftlich-pädagogischen Standpunkt aus schreiben, eine reizvolle Aufgabe, die aber naturgemäß über den Rahmen dieser Abhandlung weit hinausgehen würde. Es kann sich daher nur darum handeln, einige wenige Grundprobleme hier aufzuzeigen. Wir werden dabei am besten ausgehen von einer Bestimmung des Wesens der Erziehung. Erziehung ist, so sahen wir, die Übertragung des Kulturgutes von einer Generation auf die andere. Aber diese Definition bedarf doch noch einer Einschränkung, denn nicht jede Übertragung von Kulturgütern ist Erziehung; sonst wäre, wie Spranger[1]) mit Recht bemerkt, schon die Aufführung eines Dramas Erziehung.[2]) Nicht auf die Übertragung eines fertigen Kulturgutes kommt es bei der Erziehung eigentlich an, sondern darauf, daß sich die Seele

[1]) Spranger, Lebensformen S 338.

[2]) Freilich hat man den Begriff der Erziehung auch oft in diesem Sinne angewandt, so etwa, wenn man von Rembrandt als Erzieher spricht. Auch der Begriff einer Erziehung durch das Leben gehört hierher.

von innen heraus entfalte, sich an diesem Kulturgut bilde, und nun, indem der Bildungsprozeß hinausgreift über den Einzelfall, empfänglich werde für alle Kultur, 'für den totalen Sinn und die ethische Gesamtaufgabe des geistigen Lebens überhaupt.' Dazu genügt es nicht, daß der Erzieher angelerntes Wissen und angelernte Kenntnisse überträgt, er muß vielmehr von den Kulturgütern wahrhaft durchdrungen und an ihnen gereift sein.[1]) Hinzukommen muß aber der Trieb, aus dieser Fülle seines Wesens anderen mitzuteilen, und zwar gerade denen, die noch Werdende, noch Wachsende und Suchende in höchstem Maße sind, damit sie sich selbst an diesen auf sie überströmenden Werten finden lernen. Denn was kann die Erziehung anders wollen, als daß sich das Wesen des Menschen immer mehr verwirkliche und alle wertvollen Anlagen sich entfalten[2]), daß er von innen heraus reife? Und so können wir mit Spranger[3]) das Wesen der Erziehung vollkommen richtig dahin bestimmen: 'Erziehung ist also der von einer gebenden Liebe zu der Seele des anderen getragene Wille, ihre totale Wertempfänglichkeit und Wertgestaltungsfähigkeit von innen heraus zu entfalten.' Die Erziehung erscheint somit — wir sehen von allem historischen Beiwerk ab — zunächst an keine feste Form und an keine Organisation gebunden, sondern sie vollzieht sich überall da, wo ein gebender Mensch und ein aufnahmebereiter zusammentreffen. Vielleicht wirkt sie bisweilen gerade da am meisten, wo die festen Formen fehlen; ich weise hier nur auf die Jugendbewegung, den Wandervogel usw. hin. In den äußeren Einrichtungen erschöpft sich jedenfalls das Wesen der Erziehung niemals, hier hängt alles ab von den Persönlichkeiten, dem Geist, mit dem sie die Institutionen erfüllen. Die Schulreformbewegung scheint das in weitem Umfange zu verkennen, wenn sie allzuviel Gewicht auf die äußere Umgestaltung des Schulwesens legt. Wo Einrichtungen wirken, da wirken sie nur durch Persönlichkeiten. Ich weise nur auf ein Beispiel hin: wo die Selbstregierung der Schüler[4]) — die keineswegs so neu ist, wie man uns vielfach glauben machen möchte — von erzieherischem Wert war, da war sie es stets nur durch die kraftvolle Erzieherpersönlichkeit, welche dahinterstand; fehlte diese, so wurde sie entweder zu einer Farce, zog einen übeln Pennalismus groß, oder züchtete gar eine noch schlimmere Unaufrichtigkeit und Heuchelei als das autoritative System. Es ist ein Irrtum zu meinen, der Erzieher trete bei der Selbstregierung der Schüler ganz zurück;

---

[1]) Es darf nicht unterlassen werden, hinzuzufügen, daß die Lehrerpersönlichkeit für die verschiedenen Unterrichtsfächer von ganz verschiedener Bedeutung ist. Vgl. hierzu den Aufsatz von Theodor Litt, Lehrfach und Lehrerpersönlichkeit. Neue Jahrb. 1918 LXII 135—152.

[2]) Ich möchte nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß das Individuum natürlich nicht sich auf sich zurückziehen soll, sondern an dem Leben und Schaffen der Kultur Anteil haben soll, daß es an der Gemeinschaft teilhaben soll. Ich habe das eingehender darzulegen versucht in meiner Schrift 'Der Begriff der Gemeinschaft' (Manns Pädagogisches Magazin Heft 851), Langensalza 1921.

[3]) Spranger S. 338.

[4]) Vgl. hierzu die historisch-kritische Studie von Gaggel, Die Selbstregierung der Schüler, München 1920. Viel Anregendes bringt auch das Buch von Weimer 'Schulzucht', Leipzig 1919.

nur scheinbar tritt er in den Hintergrund, während in Wahrheit die Fäden viel fester in seiner Hand bleiben müssen und seine Leistung eine viel größere ist. — Die Erziehung erweist sich so stets als eine Bewegung, welche sich in der Richtung vom Erzieher auf den Zögling vollzieht. Das Ziel des Erziehers ist die aufgeschlossene, für alle Werte empfängliche, in der Kulturgemeinschaft fest verwurzelte Persönlichkeit. Weil nun die Persönlichkeit immer zum Gliede dieser Kulturgemeinschaft, in der sie steht und in der sie ihren Platz haben soll, erzogen werden muß, darum kann die Erziehung auch von den Formen dieser Gemeinschaft nicht unabhängig sein und bedarf selbst der Formen. Hier wurzelt das Recht einer tiefgehenden historischen Betrachtung, welche gerade die Erziehung verfolgt, wie sie in der geschichtlichen Wirklichkeit zutage getreten ist.

Wenn es die Aufgabe der Pädagogischen Psychologie ist, das Phänomen der 'Erziehung' psychologisch zu verstehen, wenn sie den Ton der Betrachtungsweise also auf die Seite des subjektiven Erlebens legt, so werden sich ihr in erster Linie drei Probleme bieten: sie beziehen sich auf die Person des Erziehers, auf die des Zöglings und auf die psychische Seite jenes Vorganges, jener Bewegung zwischen ihnen. Von diesen drei Problemen steht das zweite im Brennpunkt der Pädagogischen Psychologie. Das erste von ihnen, das sich auf die Struktur der Erzieherpersönlichkeit bezieht, hat die Pädagogische Psychologie bisher überhaupt kaum gesehen, geschweige denn eingehender untersucht; sie übersah, daß auch der Erzieher Gegenstand ihrer Bemühungen sein muß. Nun kann freilich die experimentell-naturwissenschaftliche Psychologie dieses Problem in keiner Weise lösen, denn hier handelt es sich darum, die Struktur der Erzieherpersönlichkeit zu zeichnen, was nur gleichsam von oben her und nicht durch einen Aufbau aus den Elementen möglich ist. Wertvolle Arbeiten liegen aber auch hier heute bereits vor; ich nenne nur die Namen Spranger[1]), Kerschensteiner[2]); aber auch die Arbeiten von Vowinckel[3]) und auch Elise Voigtländer[4]) bringen manche Anregung.

Die zweite der genannten Problemgruppen bezieht sich auf den Zögling; sie stellt die zentralen Probleme der Pädagogischen Psychologie; da sich an sie noch andere Fragen anreihen, so stelle ich die Erörterung einstweilen zurück und behandle zunächst die dritte Gruppe von Fragen, welche sich auf das Verhältnis von Erzieher und Zögling beziehen. Es handelt sich hier um einen Sonderfall der Beziehungen zwischen Menschen überhaupt, der eben durch eigenartige Funktionen der Erziehung seine Färbung erhält. Eines scheint zunächst

[1]) Spranger in seinem wiederholt genannten Buch Lebensformen; aber Andeutungen auch in seiner Schrift 'Gedanken über Lehrerbildung', Leipzig 1919.

[2]) Kerschensteiner besonders in dem Buche 'Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung', Leipzig 1921.

[3]) Ernst Vowinkel, Das pädagogische Denken in seinem Buch 'Beiträge zur Philosophie und Pädagogik', Berlin 1912, S. 135—204, sowie 'Die Unterrichtsstunde als Kunstwerk' in 'Pädagogische Deutungen', Berlin 1908, S. 102—125.

[4]) Elise Voigtländer, Zur Psychologie der Erzieherpersönlichkeit. Zeitschr. f. Pädagog. Psychol. und experimentelle Pädagog. 1917 XVIII 385—400.

sicher: einen Menschen 'erkennen' wir nicht; wenn wir den anderen rein 'objektiv', im Sinne der Naturwissenschaften, betrachten und ihn uns gegenüberstellen, so finden wir den Weg zum Zentrum seiner Persönlichkeit nie. Weil nun gerade dieses 'Gegenüberstellen' im Wesen der naturwissenschaftlichen Methode begründet ist, darum konnte sie auch für die Menschenkenntnis und Menschenbeurteilung nichts leisten. Nicht dadurch kommen wir dem Wesen des fremden Menschen näher, daß wir, unter Reduktion auf unserer und unter Abstraktion auf seiner Seite von allem Nichtfeststellbaren, uns auf das 'Erkennbare' beschränken, sondern nur dadurch, daß wir ihn in der Totalität seines Wesens mit der Totalität unseres Wesens zu umfassen, ihn zu verstehen suchen. Hier zeigt sich die ganze Schwäche der naturwissenschaftlichen Psychologie für den Aufbau der Pädagogik: 'Niemals aber sind Psychologie und Menschenkenntnis so weit auseinandergefallen wie in der Gegenwart. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Philosophie einen reichen Schatz von Beobachtungen aus der Fülle des Lebens aufgespeichert hatte . . . . Heute aber, in einer Zeit, die fast aus jedem Menschen eine kleine Welt für sich gemacht hat, ist dieser Reichtum von Seelenkunde wie versiegt und erschöpft. Wir besitzen eine Psychologie, die sich darin gefällt, mit haarfeinem Messer der Erlebnisse in letzte unterscheidbare Elemente zu zerlegen oder umgekehrt die Seele wie ein Mosaik aus lauter kleinen Teilchen aufzubauen. Nirgends läßt sie ein Ganzes bestehen, nirgends gelangt sie zum Ganzen. Vielleicht sind die Wirren, in denen wir heute leben, geistig genommen eine Folge des fehlenden Verständnisses für Menschen, für den inneren Zusammenhang seiner Erlebnisse und Lebensäußerungen. Es ist, als wollte man feinste Präzisionswerke mit einem Meißel bearbeiten. Alle Kunst der Menschenführung versagt, weil unsere Welt nicht von dem zarten Geist durchwaltet ist, der die inneren Verflechtungen und Schicksale der Seelen tiefblickend zu ahnen weiß.'[1]) Wer auf einen Menschen Einfluß gewinnen will, darf ihn nie als 'Objekt' — oder wie es in der Medizin heißt, als 'Fall' — behandeln; sondern er muß es versuchen, ihn mit der ganzen Liebe eines Menschen zu verstehen; nur in diesem Verstehen hat er den Zugang zu seinem Herzen; ja mehr noch: indem er versteht, wirkt er auf den anderen bereits ein; 'wo einer versteht, da meistert er alsogleich.'[2]) In dem Verstehen aber entfaltet sich auch die Seele des Verstehenden immer mehr; wenn eine alte orientalische Weisheit besagt: 'Manches habe ich gelernt von meinen Lehrern, mehr von meinen Genossen, das meiste von meinen Schülern', so bezieht sich das in erster Linie auf diese Erweiterung der Seele im Verstehen. Aber das Verstehen setzt doch bereits eine Seele voraus, die reich entwickelt ist: je mehr sie von der Kultur in sich innerlich aufgenommen hat, um so vollkommener wird sie auch zu verstehen vermögen. — Die Untersuchung der zahlreichen Probleme, welche das Verstehen bietet, sofern

---

[1]) Eduard Spranger, 'Verstehen' in der Zeitschrift 'Vivos voco' 1920 I 216.

[2]) v. Harnack, Über Wissenschaft und Religion. Angeeignetes und Erlebtes. Reden und Aufsätze, 2. Aufl. II 374.

es sich um jenes Verhältnis des Zöglings zum Erzieher handelt, gehört in den Aufgabenbereich der Pädagogischen Psychologie.

Nun ist aber die Pädagogische Psychologie mit den bisher angedeuteten Problemen noch in keiner Weise erschöpft. Wir wiesen ja oben bereits darauf hin, daß der Mensch als Gemeinschaftswesen auch für die Gemeinschaft erzogen werden muß; überall hat daher die Gemeinschaft, sobald diese sich über eine gewisse Kulturstufe erhob, den Fragen der Erziehung ein besonderes Interesse zugewandt und besondere Einrichtungen geschaffen, welche dem Zwecke der Erziehung dienen. Das Phänomen der Erziehung hat seinen Niederschlag gefunden in Verordnungen und Anweisungen, in wissenschaftlichen Systemen usw. Aufgabe einer pädagogischen Psychologie wird es sein, diese historischen Erscheinungen aus dem Geist der Zeit und aus der Struktur der Schöpfer heraus verständlich zu machen. Auch zu einer solchen Arbeit liegen, wenn auch nur vereinzelt, Vorarbeiten vor; ich weise vor allem auf Vowinckel[1]) und R. Lehmann[2]) hin. Aber gerade hier bieten sich der wissenschaftlichen Arbeit noch Probleme in reicher Fülle. —

Und nun wende ich mich endlich zu dem Gebiet der Pädagogischen Psychologie, welche ich oben als das wichtigste bezeichnet hatte: es handelt sich um jene Problemgruppe, die sich auf den Zögling bezieht. Wie es sich da, wo wir vom Erzieher sprachen, um die spezifische Seelenstruktur der erzieherischen Persönlichkeit handelte, wird hier, wo vom Zögling zu reden ist, dieser in erster Linie als ein zu erziehender, bildsamer in Betracht kommen, und damit rückt das Problem der Bildsamkeit in den Mittelpunkt des pädagogisch-psychologischen Interesses. Auch Spranger[3]) weist dieser Problemgruppe eine zentrale Stellung zu, und Herbart[4]) hat den Satz ausgesprochen: 'Der Grundbegriff der Pädagogik ist die Bildsamkeit des Zöglings.' Die Frage nach den Bedingungen und Wegen der Bildsamkeit ist bisher, auch darin müssen wir Spranger beistimmen, überhaupt noch nicht im Zusammenhang behandelt worden; es war auch das wiederum unmöglich, solange man die Pädagogische Psychologie als naturwissenschaftliche Psychologie auffaßte; mir will es scheinen, als ob man erst von unserem Standpunkt aus sich an die Erörterung der hier liegenden Probleme wagen kann. Legen wir uns hier zunächst noch einmal die Frage vor, was wir unter Bildung zu verstehen haben, so bestimmt Spranger[5]) diesen Begriff dahin: 'Sie ist die lebendig wachsende Aufnahme aller objektiven Werte, die zu der Anlage und dem Lebenskreise eines sich entwickelnden Geistes in Beziehung gesetzt werden können, in das Erleben, die Gesinnung und die Schaffenskräfte dieses Menschen, mit dem Ziele einer geschlossenen, objektiv leistungsfähigen und sich selbst lustvoll genießenden Persönlichkeit.' Ich

---

[1]) Vgl. die verschiedenen Abhandlungen in den oben erwähnten Büchern von Vowinckel.

[2]) Rudolf Lehmann, Die Prinzipien der Erziehungsgeschichte. Die Geisteswissenschaften 1913 I 89—92 und 117—120.

[3]) Spranger, Gedanken über Lehrerbildung, Leipzig 1920, Kap. III.

[4]) Herbart, Umriß pädagogischer Vorlesungen, Göttingen 1835, S. 1.

[5]) Spranger S. 6.

setze noch eine andere Definition hierher. Harnack[1]) versteht unter Bildung im wesentlichen das Vermögen, alles Menschliche mit Verständnis und Teilnahme aufzunehmen und wieder zurückzustrahlen, die eigene Seele offen zu halten und die anderen Seelen zu öffnen, Verstand und Herz zu feinen Organen auszubilden, die dort sehen und hören, wohin die Sinne nicht mehr reichen, sich an vielen Orten heimisch zu machen und sich doch nirgends einzuschließen, innerhalb des Wechsels der Dinge das Leben dauerhaft und würdig zu gestalten und inmitten des Einförmigen und Abstumpfendem ihm Gehalt zu geben und Geduld zu gewinnen gegenüber dem Allzumenschlichen und Ehrfurcht zu behaupten vor dem Menschlichen und Göttlichen.' Und endlich setze ich noch ein Wort von Montaigne[2]) hierher: 'Nun aber muß man das Wissen der Seele nicht umtun wie ein Gewand, sondern ihr als einen lebendigen Geist einhauchen. Man muß sie damit nicht anfeuchten, sondern durch und durch färben: und wenn es die Seele nicht ändert und ihren unvollkommenen Zustand nicht bessert, so wäre es wahrlich besser, sich gar nicht weiter damit zu befassen.' Allen diesen Bestimmungen gemeinsam ist, daß Bildung nicht etwas Äußerliches ist, sondern eine Formung der Seele. Sie ist nicht etwas, was mühelos wird: alle Bildung wird aus einem schmerzlichen Kampf geboren, sie wächst, reift, hat eine Geschichte. Sie ist etwas vom Wissen Grundverschiedenes, weshalb auch der Wissende nicht immer der Gebildete und der Unwissende bisweilen der Gebildete ist; in diesem Sinne schreibt auch Harnack, daß der wahrhaft religiöse Mensch immer ein gebildeter Mensch sei, möge er sonst auch wenig wissen. Ich muß es mir versagen, das Problem der Bildung hier weiterzuverfolgen, es würde das eine eingehende Analyse des Persönlichkeitsbegriffs zur Voraussetzung haben.

Vom Begriff der Bildung aus ergibt sich nun das Wesen der Bildsamkeit; wir verstehen darunter die Fähigkeit, Bildungsgüter so aufzunehmen, daß sie ein persönlicher, wertvoller Besitz werden, sich aber an ihnen zugleich die Seele entfalte und bilde, immer reicher gestalte und ihre totale Wertempfänglichkeit sich steigere. Suchen wir etwas weiter in das Wesen der Bildsamkeit einzudringen, so werden wir am besten zwei Parallelen ziehen, von denen die eine gleichsam über, die andere unter der Bildsamkeit verläuft. Wir gehen aus vom anorganischen Stoff, von der 'Materie'; wann bezeichnen wir sie als bildsam? Dann, wenn wir ihr von außen her eine gewollte Form geben können. In diesem Sinne nennen wir den Ton bildsam, weil er unter dem Druck unserer Finger jede beliebige Gestalt annimmt. Aber wir können in erweitertem Sinne auch das Metall als bildsam bezeichnen, sofern wir es einschmelzen und nun in Formen gießen können; auch der Stein ist bildsam, wenn wir nur Werkzeuge haben und die Technik kennen, ihn zu bearbeiten. Eines bleibt aber bei allem Bilden hier stets erhalten, die innere Beschaffenheit der Materie. Form ist für sie etwas von außen Herangebrachtes, etwas stets außen Bleibendes.

[1]) v. Harnack, Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens S. 86.

[2]) Montaigne, Essais. Ausgabe der deutschen Bibliothek, Berlin o. J. Die Abhandlung 'Von der Pedanterie' S. 33.

Weil die Form so für die Materie etwas rein Äußeres ist, darum kann sie auch wieder restlos zerstört werden, ohne die Materie zu vernichten, und der Stoff ist nun zu jeder neuen Verwendung wieder verwendbar. In diesem Sinne ist die menschliche Seele nicht bildsam, sie nimmt nicht jede beliebige Form an, und eine einmal bestehende Form läßt sich nicht zerstören. Unbegrenzt formbar wäre die Seele nur, wenn sie, wie der Stoff, eine eigene Form nicht hätte, Form für sie etwas rein Äußeres wäre. Peer Gynt verfällt darum dem Schmelzlöffel des Knopfgießers, um 'umgegossen' zu werden, weil er die Mahnung, er selbst zu sein, nicht beherzigt hatte, weil er 'ein Mann, der niemals er selbst gewesen'; in Wahrheit hat aber die menschliche Seele eine Struktur, in ihr ist eine bestimmte Form angelegt, die auf Verwirklichung drängt. Von hier aus ergibt sich also die Forderung, diese innere Seelenstruktur und ihre innerlich bedingte Entwicklung verstehen zu lernen.

Nun ist die Form in dem werdenden Menschen zwar 'angelegt'; aber angelegt doch in einem anderen Sinne als etwa die Pflanze im Keim. Im Pflanzenkeim ist die künftige Form, so wie sie sich entfalten wird, wenn der Keim auf einen günstigen Nährboden fällt, völlig eindeutig bestimmt; der Gärtner kann nur dafür Sorge tragen, daß die Pflanze nicht verdorre und sich üppig entfalte — ihr Wesen bestimmen und umstimmen kann er nicht: das ist in der Anlage eindeutig beschlossen. In diesem Sinne ist die Anlage beim Menschen nicht zu verstehen, wenn man auch oft das Wachstum der Pflanze zum Vergleich herangezogen hat.[1]) Im Menschen schlummern noch tausend Möglichkeiten, die sich unter der Einwirkung äußerer Faktoren, zu denen als wichtigster auch die Erziehung zählt, verwirklichen können; welche Form die Seele annehmen wird, das ist nicht eindeutig in der Anlage bestimmt, sondern tausend und aber tausend Einwirkungen, unbeabsichtigte und beabsichtigte, arbeiten ständig am Menschen, formen an ihm. Von hier aus ergibt sich nun die Forderung, die Einflüsse, welche die Entwicklung von außen bestimmen, die Art ihres Wirkens usw. wissenschaftlich zu behandeln.

Hier scheint mir nun der Punkt zu sein, an dem die naturwissenschaftliche Psychologie — die man im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Pädagogik bisher allein als pädagogische Psychologie angesehen hatte — ihre Stelle in der Pädagogischen Psychologie hat. Das Geistige zeigt unbegrenzte Möglichkeiten, hier gibt es keinen Halt, keinen Stillstand, sondern ständiges Wachstum. Das Körperliche ist in seinen Gestaltungsmöglichkeiten eng begrenzt und den Naturgesetzen unterworfen; dort herrscht Freiheit, hier Notwendigkeit. Zwischen beiden gewissermaßen steht das Seelische: einmal erscheint es nur

[1]) So schreibt Paul de Lagarde im Hinblick auf den Zögling: 'Frage das Weizenkorn, woher es die Kraft nimmt, eine Ähre zu werden: es weiß es nicht. Es wächst und seine innere, in ihm verborgene Gestalt entfaltet sich zur äußeren Gestalt, welche jeder sieht und jeder als die allein mögliche, weil als die wahre, weil als die vorgesehene, anerkennt: diese Gestalt erkennen schließlich sogar diejenigen an, welche eigentlich etwas ganz anderes gewachsen haben wollten.' Deutsche Schriften. Gesamtausgabe aus letzter Hand, 5. Aufl. Göttingen 1920, S. 407.

denkbar in Zusammenhang mit dem Körper, mit dem allein es reale Existenz besitzt. Insofern es in diesem Sinne als mit dem Körperlichen in Beziehung stehend gedacht wird, sofern es als ein ablaufender Prozeß erscheint, unter Abstraktion seiner Inhalte, unterliegt es der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise. Auf der anderen Seite ist das Seelische aber auch der Träger des Geistes, der aus ihm wird und zu dem er immer wieder irgendwie werden muß; von hier aus gesehen scheint das Seelische Anteil zu haben am Reiche des Geistes, und, sofern es so aufgefaßt wird, finden die Gesichtspunkte und Verfahrungsweisen der Geisteswissenschaften Anwendung. Hier ist also der Punkt, an dem sich Natur und Geist, Freiheit und Notwendigkeit berühren. Simmel hat einmal gesagt, daß der Mensch, weil er nicht ganz mehr Notwendigkeit, aber auch noch nicht ganz Freiheit sei, seine Stellung zwischen dem Tier und Gott habe; man könnte auch sagen, seine Stellung sei zwischen Natur und Geist. Diese Tatsache kann nicht ohne Bedeutung da sein, wo es sich um den Vorgang der Einbildung des Geistes in die individuelle Seele handelt. Während im Reiche des Geistes Freiheit herrscht, so ist der Vorgang der Bildung doch zugleich abhängig von den Notwendigkeiten und Gesetzmäßigkeiten des seelischen Geschehens; so kommen neben der seelischen Struktur unzweifelhaft gewisse allgemeine formale Verhaltungsweisen in Betracht, welche die differentielle Psychologie[1]) festlegen kann. Hier haben die Probleme der Intelligenzforschung, die Typenforschung usw. ihren Ort. Aber auch die psychophysischen Funktionen wie Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Lernen usw. sind von Wichtigkeit. Ich kann hier nicht alle Probleme aufzählen, die von Bedeutung sind; ich konnte diese Fragen nur andeuten und streifen, galt es doch in dieser Untersuchung die Stellung der Pädagogischen Psychologie, ihren Charakter, ihre Eigenart, ihre Aufgaben und Probleme ganz allgemein aufzuzeigen. Es sei aber betont, daß wir diesen Untersuchungen eine hohe Bedeutung zusprechen. Freilich das pädagogische Verstehen, die Fähigkeit der Einfühlung, den pädagogischen Takt — oder wie man es sonst nennen mag — zu ersetzen, vermögen sie in keiner Weise: 'Wer nichts besitzt als die allgemeinen Regeln der Pädagogik und die Gesetze der Psychologie, der darf sicher sein, daß er bei seinen pädagogischen Maßnahmen tausendmal mehr Fehler macht als einer, der in diesen Regeln und Gesetzen wenig bewandert ist, aber im Besitze einer natürlichen Feinheit der psychischen Einfühlung und einer intuitiv und unmittelbar wirkenden Reaktionsfähigkeit für das jedesmal pädagogisch Angemessene sich befindet. Ja, es ist ein Glück für die Menschheit, daß die Fähigkeit zu pädagogischer Beeinflussung, sofern sie aus der Liebe zum zukünftigen Träger von Werten entspringt, weniger von erworbenem, pädagogischem und psychologischem Wissen als vielmehr von angeborener psychologischer Feinfühligkeit und einem auf eigener Sittlichkeit beruhenden pädagogischen Takte abhängig ist.'[2])

[1]) William Stern hat die methodischen Grundlagen dieser Wissenschaft in einem soeben in 3. Aufl. (Leipzig 1921) erschienenen Buche 'Differentielle Psychologie' herausgearbeitet.

[2]) Kerschensteiner, Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung. Leipzig 1921, S. 55f.

SCHÜLERSELBSTVERWALTUNG AN DEN HÖHEREN LEHRANSTALTEN PREUSSENS

Von Joseph Wahner

'Die Schüler zur tätigen Mitarbeit am gesamten Leben ihrer Schule heranzuziehen' war schon der Zweck der Bestimmungen (A 4 b Abs. 7 bzw. 16) in den Dienstanweisungen vom 12. Dezember 1910 und vom 10. März 1912 für die Direktoren und Lehrer an den höheren Lehranstalten für die männliche und weibliche Jugend. Darnach verteilt der Ordinarius 'im Einverständnis' mit den übrigen Lehrern die Klassenämter und kann einen zuverlässigen Schüler (Schülerin) als Vertrauensmann (Ordnerin) der Klasse auswählen, in den mittleren und oberen Klassen auch die Schüler (Schülerinnen) bei der Auswahl beteiligen. Der (die) Gewählte soll den Klassenleiter durch regelmäßige Dienstleistungen bei der Erhaltung der Ordnung unterstützen, muß es aber vermeiden, daß seine (ihre) Mitteilungen an den Klassenleiter in Angeberei ausarten; im übrigen steht es ihm (ihr) zu, dem Klassenleiter Wünsche der Mitschüler (Mitschülerinnen) vorzutragen. — Diese schüchternen Ansätze zur Schülerselbstverwaltung, die unter dem Eindruck der nach freiheitlicheren Schulsystemen Nordamerikas orientierten pädagogischen Doktrinen Friedrich Wilhelm Försters von der damaligen preußischen Unterrichtsverwaltung aufgenommen wurden erwiesen sich sehr bald als unzureichend und heischten naturgemäß Erweiterung und Ausgestaltung. Mißlich war dabei das geringe der Mittel- und Oberstufe vorbehaltene Beteiligungsrecht an der Auswahl der Vertrauensleute, mißlicher noch deren Beschränkung auf je einen 'zuverlässigen' d. h. dem Lehrkörper in jeder Beziehung genehmen Schüler. Konnte dieser bei den von ihm verlangten Mitteilungen über Vorkommnisse in der Klasse sich lange deren Vertrauen erhalten, wenn er es bei ihrer mindestens zweifelhaften Wahlfreiheit überhaupt besaß? Wagte er als einziger Vertreter seiner Kameraden deren berechtigte Wünsche immer und in vollem Umfange auch einem unnahbaren Klassenleiter vorzutragen? Reichten seine regelmäßigen Dienstleistungen dazu aus, den Ordinarius bei der Erhaltung der Ordnung zu unterstützen?

Eine im Bereich des schlesischen Provinzial-Schulkollegiums noch im Jahre 1911 veranstaltete Umfrage bei den höheren Knabenschulen ergab bereits die da und dort erkannte Notwendigkeit, die Zahl der Ältesten, Ordner oder Vertrauensleute jeder Klasse auf 2 oder 3 zu erhöhen, für die in den Berichten der einzelnen Anstalten auch schon die Bezeichnung 'Klassen- oder Schülerausschuß' begegnete. Gewöhnlich bestand dieser aus dem von der Klassenkonferenz bestimmten Klassenaufseher (Primus), seinem Stellvertreter und dem (auf der Mittel- und Oberstufe) von den Schülern vorgeschlagenen Vertrauensmanne, der vom Ordinarius oder der Konferenz oft erst nach wiederholtem Vorschlage bestätigt wurde. Jedenfalls waren überall in der Provinz bereitwillig Versuche mit der angeregten Neueinrichtung gemacht worden, wie denn Försters im

amerikanischen Pragmatismus wurzelnden Grundsätze infolge Empfehlung seiner pädagogischen Schriften durch die Aufsichtsbehörde gerade in schlesischen Fachkreisen viel Beachtung und Anklang gefunden hatten. Und wenn auch jene Versuche recht verschieden ausfielen und nicht immer das Richtige trafen — nur vereinzelt hatte man dabei als Hauptzweck die Herstellung eines vertrauensvolleren Verhältnisses zwischen Schüler und Lehrer im Auge —, so konnte doch erklärt werden, daß sich die Einrichtung der Vertrauensmänner im ganzen gut bewähre. Ich selbst machte an einer neugegründeten Anstalt Oberschlesiens damit die besten Erfahrungen und brachte sie auch nach meiner Versetzung an eine in veralteten Formen erstarrte andere baldigst zur Einführung, ohne zunächst bei Kollegen und Schülern viel Verständnis und Verlangen darnach zu finden. Es kam der Krieg mit seinen die allgemeine Aufmerksamkeit, nicht zum wenigsten die der studierenden Jugend, fesselnden Großtaten und Wechselfällen. Unter seinen zahllosen an die Schule gestellten Neuforderungen traten bei gleichzeitigem schnelleren Wechsel der Schüler, namentlich der Oberklassen, deren persönliche Wünsche in den Hintergrund, erlahmte auch das Interesse für die ganze Einrichtung. Wohl bestand sie weiter fort und wurde lediglich zur Unterstützung der Schulordnung beim Fehlen zahlreicher Lehrkräfte noch in Anspruch genommen, wenig mehr von den Klassen zur Geltendmachung ihrer Schülerrechte.

Um so stärker kamen ihnen diese wieder zum Bewußtsein, als nach Ausbruch der Revolution der nie erlöschende Freiheitsdrang der Jugend zur Werbung für die Ideen jener ausgebeutet wurde und die Zukunft des neuen Freistaates durch ein deutsches Ver sacrum verankert werden sollte. Am 27. November 1918 erschienen die berühmt gewordenen Aufrufe (U II 1967 und 1968 U II W U III) an die Schüler und Schülerinnen bzw. an die Lehrer und Lehrerinnen der höheren Schulen Preußens, die, Gutes mit Üblem mischend, eine Unruhe ohnegleichen unter der Schülerschaft, einen Sturm der Entrüstung im größten Teile des preußischen Oberlehrerstandes zeitigten. Gut war darin die nicht zum ersten Male erklärte, sondern in jeder Schulordnung enthaltene Absage 'der Nachäffung eines veralteten studentischen Verbindungswesens und der Durchseuchung ihrer Geselligkeit mit dem Alkoholismus' wie die Gewährung 'völliger Freiheit zur Bildung unpolitischer Vereine' (z. B. Wandervögelgruppen, Sportvereine, Sprechsäle, Vereine zur Pflege geistiger Interessen oder künstlerischer Betätigung), die freilich zumeist auch schon, je nach den Sonderneigungen der einzelnen Schülerschaften, bestanden (an meiner Anstalt mit rd. 230 Schülern waren es immer fünf oder sechs). Daß diese Freiheit zur Bildung von Vereinen nicht auch allen Schülern ohne Ausnahme den Beitritt in einen jeden freistellt, sondern im Interesse ihrer Leistungsfähigkeit und harmonischen Ausbildung das Einverständnis der Eltern und der Schulleitung bzw. Lehrerkonferenz voraussetzt, bedarf wohl keiner Hervorhebung. Gut war ferner die stärkere Betonung der wieder vernachlässigten Heranziehung der Schüler zur Mitarbeit am gesamten Schulleben und die damit verbundene Absicht, unter 'Befreiung schlummernder und gebundener Kräfte der Jugend die Selb-

ständigkeit und das Verantwortungsgefühl, den Sinn für das Gemeinschaftsleben und das Vertrauensverhältnis der Schüler untereinander und zwischen Lehrern und Schülern zu fördern und zu stärken'. Das Beste war die seit Bischof Kepplers Buch 'Mehr Freude' immer wieder erhobene Forderung, der Jugend ein 'freudiges und unbefangenes Leben' zu sichern, frei von kindischem Unfug und leerer Gedankenlosigkeit, aber gepaart mit unermüdlicher Arbeit und strengster Pflichterfüllung als dem Gebot der Zeit auch in ihrem Wirkungskreise. Wann wäre diese Mahnung mehr am Platze gewesen als nach dem trostlosen Zusammenbruche Deutschlands und angesichts der ernsten Notwendigkeit eines baldigen tatkräftigen Wiederaufbaues? Weniger angebracht und von einseitiger Kenntnis unseres höheren Schulwesens zeugend war das Versprechen, 'die Arbeit der Jugend nicht nur von einem den Körper schädigenden Übermaß, sondern auch von allen sinnlosen und verrosteten Resten einer überlebten Zeit befreien' und die Luft der Schule reinigen zu wollen 'von dem Ungeist der toten Unterordnung, des Mißtrauens und der Lüge'. Durch die darin ausgesprochene Verallgemeinerung vereinzelter, meist nur von ungeeigneten Lehrpersonen, nicht vom System verschuldeter Mißstände wurde das Ansehen der alten Schule untergraben, die doch bis dahin ein Höchstmaß wissenschaftlicher Vorbildung erzielt und der deutschen Jugend auch vom neuen Regime anerkannte Begeisterung, Treue und Opferwilligkeit fürs Vaterland anerzogen hatte. Die famose Übertragung der Rätewirtschaft in die Schulbänke schmeichelte wohl für den Augenblick mancher von pädagogischen Abenteurern in den Lehrkörpern aufgestachelten Schülerschaft; die Mehrzahl lehnte von vornherein unter nicht mißzuverstehender Billigung weitester Elternkreise die Bildung von Schülerräten, aber auch von Schulgemeinden ab. Und nur zu bald dankte die für politisches Denken noch nicht reife Schuljugend die ihr gewordene Umwerbung mit dem Geiste der Unbotmäßigkeit selbst gegen die ihr wohlgesinnteste Stelle. Schon zwei Wochen später, noch ehe der vorschnellen, von Interessenten der freien Schulgemeinden suggerierten Verordnung überall näher getreten worden war, wurde sie durch den Ministerialerlaß vom 14. Dezember 1918 (U II Nr. 1968 U III 1, U II W) mit dem Hinweis auf vielfache Ablehnung und Gegenerklärungen, vornehmlich der Eltern, außer Kraft gesetzt, zugleich aber auch mit gutem Rechte als bedauerlich bezeichnet, 'wenn der Grundgedanke des Erlasses, ein engeres Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern zu schaffen, das sich auf gegenseitiges Verständnis, auf innere Achtung und freie, offene Aussprache stützt, aus solchen Gründen nicht verwirklicht würde'. Gleichzeitig wurde daher den Anstalten dringend empfohlen, statt nicht zustande gekommener Schulgemeinden 'an die in der Dienstanweisung für die Direktoren und Lehrer der höheren Schulen vom 12. Dezember 1910 (A, 4 b, Abs. 7) eingeführte Einrichtung von Vertrauensmännern der oberen und mittleren Klassen, bei den Lehrer- (Lehrerinnen-) Bildungsanstalten an die dort vorhandenen entsprechenden Einrichtungen anzuknüpfen'. Im ganzen also eine Wiederherstellung des Systems der Vertrauensleute, wie es sich seit Platzgreifen der Dienstanweisungen an den meisten Anstalten herausgebildet hatte, mit

der ausdrücklichen Sicherung freier Wahl durch die Schüler und der direkten Übermittelung ihrer Anliegen und Wünsche an Lehrer und Leiter. Eine unbedenkliche Erweiterung verlangte: 'Die Vertrauensmänner der drei oberen Klassen bilden den Schülerausschuß der Anstalt, der sich in steter Verbindung mit dem Direktor und dem Lehrerkollegium zu halten und Wünsche, Vorschläge und Beschwerden der Schülerschaft ihnen vorzutragen hat'. Als scheinbar erträglicher Rest der in ihrer ursprünglichen Fassung ganz ominösen 'Schulgemeinde' verblieb nur 'eine freie Aussprache des Direktors und der Lehrer mit den Schülern der drei oberen Klassen', auf Antrag des Schülerausschusses zu veranstalten. Sollte diese ursprünglich alle 2 Wochen in einer zum lehrplanmäßigen Unterricht gehörenden Stunde tagen unter Leitung eines von der Schülerschaft in geheimer, gleicher Wahl ernannten Lehrers und sich völlig frei aussprechen dürfen 'über Angelegenheiten des Schullebens, der Disziplin, der Ordnung' unter pflichtmäßiger Teilnahme des ganzen Lehrerkollegiums einschließlich des Direktors und aller Schüler (Schülerinnen) von O III an aufwärts, so brauchte jetzt eine Tagung erst auf Antrag des Schülerausschusses zu erfolgen und nur die drei oberen Klassen zu umfassen; das Erscheinen des Lehrkörpers dabei wurde nicht mehr eigens gefordert, wohl aber als selbstverständlich vorausgesetzt. Jedenfalls behielt die ganze Einrichtung auch so noch den Beigeschmack einer öffentlichen Gerichtssitzung, in der es den Schülern nicht unmöglich wurde, neben begründeten Beschwerden und Wünschen auch für unbegründete Stimmung zu machen und mit mißliebigen Lehrern abzurechnen, ein für die Erhaltung der Schulzucht bedenkliches Experiment. Ob von dieser Möglichkeit da, wo es zur Einführung der Schulgemeinde bzw. zu solchen Aussprachen kam, Gebrauch gemacht wurde, oder ob der gesunde Sinn der Mehrheit unserer Jugend darauf verzichtete, ist nicht recht bekannt geworden. Allerdings erwartete auch der Ministerialerlaß mit Bestimmtheit von ihr, daß sie die neue Freiheit nie zur Entfesselung niederer Triebe mißbrauche, nie 'zu irgendeiner Ungehörigkeit oder gar zur Rache für früher erlittenes Unrecht' benutze. Erfahrene Pädagogen halten es jedoch für richtiger, eine noch so idealistische Jugend lieber nicht der Versuchung auszusetzen, als sie hineinzustoßen mit der Mahnung, ihr nicht zu erliegen. Ganz aufgegeben schien mit der eigentlichen Schulgemeinde natürlich auch die anfangs ihr zugesprochene Befugnis, 'nach mindestens vierteljährigem Bestehen, in Form einer Entschließung sich über diese neuen Einrichtungen der Schulverfassung auszusprechen, Vorschläge zu ihrem weiteren Ausbau zu machen sowie an die Regierung (das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung) die Bitte zu richten, ihr zu einer freien Aussprache über die neuen Aufgaben der Jugend im neuen Staats- und Volksleben einen Vertrauensmann der Regierung zu senden'.

Und doch wäre es schade gewesen, wenn die eingeschlagene Bahn zum neuen freiheitlichen Erziehungsideal, noch ehe sie richtig betreten war, wieder verlassen, wenn der zeitgemäße Versuch, 'die Selbständigkeit und das Verantwortungsgefühl, den Sinn für Gemeinschaftsleben und das Vertrauensverhältnis

der Schüler untereinander und zwischen Lehrern und Schülern zu fördern und zu stärken', ganz aufgegeben worden wäre. Denn Übereifer und Übertreibung, die Ausgeburten der Gewissenhaftigkeit und Großmannssucht deutschen Micheltums, hatten eben auch in der Jugenderziehung manchen Schaden gezeitigt und wohlgemeinte und begründete Richtlinien zum Zerrbild entstellt. Wie nämlich im letzten Jahrzehnt des vorigen und im ersten dieses Jahrhunderts die bei der Aufsichtsbehörde maßgebende, wahrhaft liberale Pädagogik eines Adolf Matthias die *minores gentes* vielfach zu Humanitätsdusel und bequemer Leichtmacherei verführt hatte, so umgekehrt im letzten Jahrzehnt die notwendig gewordene straffere Zügelführung unter dem Konservativen Trott zu Solz zu rücksichtslosen Anforderungen und jede Kameradschaftlichkeit den Schülern gegenüber ausschließender Lehrmonarchie. Mochte solche aber im alten Klassenstaat angebracht gewesen sein und ersprießlich gewirkt haben, mit dem Geiste des neuen demokratischen Deutschlands verträgt sie sich nicht mehr. Der Geist der Zeit und besonders der Geist der Familie, in der sich an Stelle des Autoritätsverhältnisses von ehemals ein Freundschaftsverhältnis der Eltern zu ihren älter werdenden Kindern herausgebildet hat, wirkte naturgemäß auf die Schule zurück und rückte in der Erziehung und Disziplin das Recht der Persönlichkeit auf Freiheit und Selbstbestimmung immer mehr in den Vordergrund. Anderseits muß mit dem Wegfall der äußern Zucht im Staate, mit der Lockerung der Autorität unser haltlos gewordenes Volk innerlich gefestigt werden, muß nach den Worten des Leiters der Reichsschulkonferenz die Pflicht an Stelle des Zwanges treten und 'an Stelle der befohlenen Unterwerfung die bewußte Einordnung in das große Ganze' der Jugend anerzogen werden. So nahm denn ein weiterer Ministerialerlaß (U II 952 U III) vom 21. April 1920 die Idee der Schulgemeinde wieder auf, ordnete sie dem Ausbau der schon bewährten Schülerselbstverwaltung unter und gab Bestimmungen und Richtlinien dafür, ohne den einzelnen Anstalten unter Berücksichtigung ihrer besonderen Verhältnisse die nötige Bewegungsfreiheit zu rauben. Wenn gleichzeitig die auf Grund der früheren Erlasse geschaffenen Einrichtungen (Schülerräte und Schulgemeinden ursprünglicher Art) nicht formell aufgehoben wurden — welche Behörde tut das gern mit ihren Verfügungen? —, sondern fortbestehen dürfen, so ist das kein großes Unglück. Erstere werden sich unter dem an Revolution und Bolschewismus allzusehr erinnernden Namen kaum mehr finden, sondern längst allerwärts als Vertrauensleute oder Klassenausschüsse den verbesserten Bestimmungen entsprechen, und die schon bestehenden Schulgemeinden werden sich von selbst ihrer Neuregelung anpassen, durch die ihnen der Giftzahn mit dem Verbot ausgebrochen ist: 'Erörterungen über einzelne Mitglieder der Lehrkörper sind nicht statthaft'.

Trotzdem dürften nähere Betrachtungen über diese 'Bestimmungen und Richtlinien für die Schülerselbstverwaltung' nicht unfruchtbar sein. Daß die jetzt 'Sprecher' ('Sprecherinnen') genannten Klassenvertreter auf allen Stufen in geheimer Wahl von den Schülern (Schülerinnen) zu wählen sind, entspricht durchaus der Natur ihrer Vertrauensstellung in der Klasse, die von der Lehrer-

schaft möglichst gestärkt werden muß. Nur im 1. Halbjahr der Sexta (7. Klasse des Lyzeums) sollen sie vom Klassenleiter ernannt werden dürfen, offenbar mehr deshalb, weil da die eben erst zur Anfangsklasse zusammengetretenen Schüler sich gegenseitig noch nicht näher kennen, als wegen Zweifels an ihrer Urteilsfähigkeit; denn sonst dürfte ihnen auch zu Beginn des 2. Halbjahres noch nicht die Wahl überlassen bleiben. Nur zu bald wird sich auch hier die Überschätzung jugendlicher Reife — ein Hauptgrund zu dem durch Selbstentmannung herbeigeführten Unglück Deutschlands — zeigen. Ein zehnjähriger Hosenmatz selbst bester Erziehung ist weder fähig noch Respektsperson genug, eine Beratung seines Klassenausschusses oder gar seiner Klassengemeinde leiten zu können; darüber sind sich alle Sextalehrer einig.

Die Zahl der Sprecher soll von der Lehrerkonferenz bestimmt werden und wird wohl am zweckmäßigsten auf 2 in schwächeren, auf 3 in stärkeren Coeten beschränkt. Mehr sind kaum nötig, weil ihnen ja in der Vertretung ihrer Klassen noch deren sonstige Beamte zur Seite stehen; anderseits muß bei nur einem Sprecher oder Vertrauensmann stets noch ein Vertreter da sein. Allen Erfahrungen widerstreitet es, auch die übrigen Klassenämter durch Wahl zu besetzen. Hierzu können nur als gewissenhaft und tüchtig erprobte Schüler genommen werden; zumeist pflegen es die Inhaber der besten Platznummern zu sein, was schon die ehemalige Bezeichnung 'Klassenprimus' bezeugte. Auch haben diese den ersten Anspruch auf die Ehre der Klassenämter, und es heißt den wirksamsten Ansporn zu gutem Betragen, Fleiß und bessern Leistungen beseitigen, wenn man die Übertragung der Ehrenämter nicht davon abhängig macht, sondern von der mehr oder minder zufälligen Beliebtheit des Bewerbers bei seinen Mitschülern. Dazu muß wenigstens der Führer des Klassenbuches und sein Stellvertreter über eine deutliche und saubere Handschrift verfügen. Auf alles andere aber als auf diese Erfordernisse richten erfahrungsgemäß die Schüler bei der Wahl ihr Augenmerk. Allenfalls möge den Sie-Klassen (Sekunden und Primen) ein Vorschlagsrecht zugestanden werden, und in jedem Falle muß der Lehrerkonferenz die Bestätigung vorbehalten bleiben wie die Möglichkeit, jederzeit einen als untauglich erkannten Klassenbeamten wieder abzusetzen; ebenso als ungeeignet und unwürdig erwiesene 'Sprecher'. Das scheint wohl auch der Ministerialerlaß zu wollen, wenn er die Amtsdauer der letzteren wie die Geltungsdauer der Wahlen für die Klassenämter der Entscheidung der Lehrerkonferenz unterwirft. Ansonst würde sich diese Bestimmung wenigstens hinsichtlich der Sprecher vollständig erübrigen, da sie ja sowieso jedes Schulhalbjahr neu zu wählen sind. Im übrigen ist ein öfterer Wechsel und erst gar die Absetzung eines Gewählten oder Ernannten mißlich und bleibe daher auf ganz zwingende Fälle beschränkt. Um so wichtiger erweist sich zur Verhütung dieser Notwendigkeit eine sorgfältige Auswahl des Vorgeschlagenen oder zu Ernennenden durch die Lehrerkonferenz. Die Zahl der Klassenämter wird an den verschiedenen Anstalten ganz verschieden sein und bleiben dürfen. Es kommen als solche außer der schon genannten Führung des Klassenbuches in Betracht: die Herrichtung von Kreide, Schwamm und Tafel, von Zirkel und

Lineal für die Mathematikstunden, die Besorgung von Wandkarten und sonstigem Anschauungsmaterial u. a. m. Die Verwaltung von Klassenbüchereien wird besser nicht in die Hände eines Schülers gelegt, sondern vom Deutschlehrer einer Klasse oder vom Ordinarius selbst geführt, sowohl der Erhaltung des heute so wertvoll gewordenen Buchmaterials wegen als zwecks angemessenerer und sorgfältigerer Zuteilung des Lesestoffes. Jedenfalls empfiehlt sich möglichste Beschränkung und Vereinigung mehrerer Obliegenheiten in einer Hand, damit das Beamtenheer nicht zu groß werde.

Sprecher und Klassenbeamte zusammen bilden den Klassenausschuß, der Anfragen und Anträge für die Tagung der Klassen- und Schulgemeinde vorbereiten kann. Wer seine Beratung leiten soll, also gewissermaßen den Vorsitz im Klassenausschuß führt, ist nicht ausgesprochen; m. E. am besten der Führer des Klassenbuches als 'Primus' und Hauptrespektsperson, während im 'Schülerausschuß' wie überhaupt bei Vertretungen der Klasse vor der Lehrerschaft der erste Sprecher als Hauptvertrauensmann seiner Kameraden die Stelle jenes einnimmt.

Der Schülerausschuß, der in erster Linie berufen ist, Wünsche, Vorschläge und Beschwerden der Klassen vorzutragen, wird nur von einem Teil der Sprecher gebildet, bei Vollanstalten von denen der Klassen von U II (Lyzeum I), bei Nichtvollanstalten von U III (Lyzeum III) an aufwärts, bei den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten von denen sämtlicher Klassen. Er ist also an den höheren Knabenschulen gegen früher nach untenhin um die Sprecher einer Klasse (U II) erweitert worden; recht erfreulich im erziehlichen Interesse dieser schwierigsten aller Altersstufen, die durch maßvolle Berücksichtigung ihrer erwachenden Männlichkeit am leichtesten für Zucht gewonnen wird. Die Klassenbeamten gehören hiernach, wenn sie nicht zugleich Sprecher sind, was bei der Wahl beider Schülervertretungen durch die Klassen ausgeschlossen erscheint, dem Schülerausschuß nicht an — eine leicht zu Zwistigkeiten in der Klasse führende Bestimmung. Empfohlen wird dagegen seine Ergänzung durch einen Vertreter der an der Schule bestehenden Vereine. Sie wird nur da nötig sein, wo keiner der Sprecher den Schülervereinen angehört oder von diesen mit ihrer Vertretung betraut ist. Die Gesamtheit der Sprecher oder der Schülerausschuß hat sich aus den Mitgliedern des Lehrkörpers einen Berater zu wählen, der das Bindeglied zwischen ihm und der Lehrerkonferenz darstellen soll. Dazu muß er es verstehen, 'sich der Denkungsart der Schüler anzupassen und ihren Wünschen Verständnis entgegenzubringen'.[1]) Und das hängt weniger von der Altersstufe ab als vom jugendlichen Herzen und dem Takt des Gewählten. Nicht selten, zumal an kleineren und mittleren Anstalten, wird die Wahl auf den Direktor fallen, was, wenn sie völlig frei und unbeeinflußt erfolgt, wohl das Idealste ist und eine bedeutende Vereinfachung namentlich der bezüglichen Konferenzverhandlungen herbeiführen kann. Aber auch, und an großen Anstalten wird es die Regel sein, gegen die Wahl jedes andern Lehrers in diese

[1]) Müncheberg, Die Schülerselbstverwaltung, Monatschrift f. höh. Schulen XX 30 ff.

Vertrauensstellung ist nichts zu sagen, vorausgesetzt, daß er kein pädagogischer Freibeuter ist, der sie zur Untergrabung der Autorität von Direktor und Kollegen benutzt oder in eitler Selbstbespiegelung um die Gunst der Schüler buhlt. Dergleichen fragwürdige Lehrsubjekte hat leider die Revolution hie und da gezeitigt oder vielmehr aufgedeckt, aber erfreulicherweise wieder über Bord gespült. Münchebergs Vorschlag, die Wahl nach Aufstellung einer Art Vorschlagsliste durch den Schülerausschuß in den einzelnen Klassen vorzunehmen und sodann erst durch den Ausschuß zu vollziehen, wird der gewöhnliche Weg der Abstimmung sein, ohne jedoch volle Sicherheit dafür zu bieten, daß der so ermittelte Lehrer wirklich das größte Vertrauen der Schülergesamtheit besitzt.

Der durch Sprecher und Klassenbeamte, Klassen- und Schülerausschuß geführten Selbstverwaltung im engeren Sinne soll zur Seite gehen eine Beteiligung der gesamten Schülerschaft an den Schulinteressen durch die Einrichtungen der Klassen- und Schulgemeinde. Erstere besteht in einer Aussprache aller Klassenangehörigen über Angelegenheiten der Klassengemeinschaft oder andere von den Schülern vorgeschlagene Fragen. Wenigstens einmal im Monat soll vom Klassenleiter oder im Einvernehmen mit ihm von einem andern Lehrer der Klasse eine lehrplanmäßige Stunde dazu benutzt werden. Ein gewissenhafter, um das Wohl seiner Zöglinge besorgter Ordinarius tat das eigentlich früher schon, wenn auch nicht regelmäßig, wenn auch nur in beschränktem Umfange. Denn besonders seit Einführung der Kurzstunden mußte die Zeit unverkürzt dem Unterrichte gewahrt und alles nicht streng dazu Gehörige, wie Wechsel der Unterhaltungslektüre oder Eintragung der Zensuren zurückgegebener Arbeiten, außerhalb der Lehrstunden erfolgen. Mancher Lehrer hielt es freilich überhaupt unter seiner Würde oder nicht mit der Schulzucht vereinbar, sich nach Ansichten und Wünschen der Klasse zu erkundigen. Wenn das nunmehr in der Unterrichtszeit selbst geschehen darf und muß, dann wird man hoffentlich nicht wieder ins Gegenteil verfallen und die dafür benutzte lehrplanmäßige Stunde vergeuden, sie ohne Not ganz verbrauchen, ohne daß lohnender Beratungsstoff vorhanden und von den Schülern geeignete Fragen gestellt werden. Die Gefahr liegt nur zu nahe, daß diese auch so, nur um eine Stunde totzuschlagen, unfruchtbares Gerede veranlassen. Da heißt es für den Lehrer, entweder geschickt das Gespräch auf wertvolle Inhalte hinlenken oder es, wenn das erfolglos ist, kurz abbrechen und mit Ernst die beiseite gesetzte Lektion wieder aufnehmen. Kein Klassenleiter, der von der Bedeutsamkeit seines Amtes durchdrungen ist, wird die Abhaltung der Klassengemeinde ohne zwingenden Grund einem andern Lehrer der Klasse überlassen wollen. Anderseits kann für jeden Lehrer einmal die Notwendigkeit entstehen, eine Aussprache mit der von ihm unterrichteten Klasse zu halten. Ebenso wird es für die übrigen in der Klasse unterrichtenden Lehrer nur erwünscht sein, an der Klassengemeinde teilzunehmen. Das ist ihnen anheimgegeben, soweit sie gerade unterrichtsfrei sind, aber es besteht für den Lehrkörper kein Zwang mehr, daran oder an der Schulgemeinde teilzunehmen, wie das für letztere ursprünglich vorgesehen war. Natürlich wird der Ordinarius von der angesetzten Ta-

gung alle in der Klasse Unterrichtenden vorher in Kenntnis setzen müssen. Auch ihr Termin ist gegenüber der anfänglich zweiwöchigen Tagung der Schulgemeinde beschränkt und auf wenigstens einmal im Monat 'herabgesetzt' worden, was der Erledigung der Lehraufgaben nur dienlich sein kann. Auch darf ja daneben die Klassengemeinde auf Wunsch des Klassenausschusses noch selbständig tagen und zwar 'innerhalb des lehrplanmäßigen Unterrichtes höchstens alle zwei Wochen', so daß doch zwei Sitzungen im Monat herauskämen. Die Schüler werden ja kaum auf die Möglichkeit, eine Unterrichtsstunde ihrem eigentlichen Zwecke zu entfremden, verzichten; eher auf die weitere Berechtigung, außerhalb der Schulzeit noch öfter Tagungen der Schulgemeinde abzuhalten. Die Selbständigkeit dabei, d. h. die Tagung aus eigener Initiative ohne Leitung und Zuziehung irgendeines Lehrers, wird erklärlicherweise Mißtrauen bei der Lehrerschaft wecken, zu dessen Zerstreuung ihr mindestens jedesmal der Gegenstand der selbständigen Beratungen bekannt gegeben werden sollte. Zulässig soll auch die Vereinigung mehrerer Klassen zu gemeinsamen Besprechungen sein, also ein Zusammenschluß, der für die 'Sie-Klassen' als Schulgemeinde vorgesehen ist, dort dagegen mehr dem Zufall überlassen bleibt als von dauerndem Bedürfnis gefordert angesehen wird.

Ob dieses von den zur Bildung der regulären Schulgemeinde befugten Klassen (Sekunden und Primen der Vollanstalten) wirklich z. Z. empfunden wird, muß man füglich bezweifeln, wenn sie, wie an meiner Anstalt, die Einrichtung auch in ihrer neuen Verfassung als überflüssig abgelehnt haben. Und doch soll sie gerade 'den Schülern Verständnis für die große Gemeinschaft geben, in die sie gestellt sind, und Gelegenheit bieten, selbst an deren Ausbau und Weiterentwicklung mitzuarbeiten'. Es steht eben mit dem Verlangen der Jugend darnach wie mit dem vielbehaupteten der breiten Arbeitermassen nach der Tiefenbildung der Volkshochschule. Erst viel Geschrei, und sobald ernstlich daran gegangen wird, den angeblichen Bildungshunger zu stillen, zeigt sich, daß dieser sehr oberflächlicher Natur ist und weniger dem Drange nach Verinnerlichung entspringt als der Unterhaltungssucht und nörgelndem Besserwissenwollen. Doch vielleicht kommt der gesamten Jugend noch die Einsicht, daß die in der Schulgemeinde zu pflegende 'freie Aussprache über Fragen der Schule und des Lebens' bedeutsam für ihre formale Bildung wie innere Vervollkommnung werden kann. In formaler Hinsicht dürfte die freie Aussprache vor größerer Versammlung ein wirksames Mittel sein, die mündliche Ausdrucksweise und Redefähigkeit der Schüler zu fördern, ja vielleicht stellt sie eine noch bessere Übung wenigstens für den dafür Interessierten dar als die sog. freien Vorträge im deutschen Unterricht der Klassen U II — O I, weil es dabei zumeist gilt, ohne besondere Vorbereitung Rede und Antwort zu stehen. Natürlich müssen mit dem Wort Ringende eher durch wohlwollendes Eingehen auf ihre Fragen und Vorschläge ermutigt als durch barsche Widerlegungen und unbegründete Abweisungen eingeschüchtert werden. Viel allmählicher und weniger greifbar als der formale Nutzen wird selbstverständlich sich der innere Gewinn aus den Erörterungen ergeben und im wesent-

lichen in der Stärkung des Gemeinschaftssinnes und des gegenseitigen Vertrauens zwischen Lehrern und Schülern bestehen. Er läßt sich nur erzielen, wenn die Klassen nicht aus den obenerwähnten äußeren Interessen sich zur Schulgemeinde zusammenschließen, sondern in aufrichtigem Streben und ernster Entschlossenheit zur Mitarbeit an unserer Volkserziehung. Wo diese Voraussetzungen fehlen, wäre jede Tagung verlorene Zeit und Mühe, müßte zur Verhütung hohler Phrasendrescherei lieber auch auf den rhetorischen Nutzen verzichtet werden. Nur ein wirklich ethischer Gewinn kann als Ersatz dafür geopferter Lektionen und geschmälerter Pensa angesehen werden. Deshalb empfiehlt es sich nicht, dazu auch Klassen von U II an abwärts dauernd oder für bestimmte Fälle zuzulassen, worüber die Schulgemeinde selbst entscheiden soll, die sich auch ihre Geschäftsordnung selbst zu geben hat. Die Schüler der Mittelstufe, die bei Nichtvollanstalten die Schulgemeinde bilden sollen, sind mit wenigen Ausnahmen eben noch nicht reif für eine solche Arbeitsgemeinschaft, wie wir sie auffassen, und wie sie allein Sinn und Zweck hat. Noch enger zieht Müncheberg (a. a. O.) ihren Kreis, wenn er nur Schulangelegenheiten von allgemeinstem Interesse der 'Schulgemeinde im weiteren Sinne' zuweisen, die freie Aussprache über das ganze Gebiet des öffentlichen und politischen Lebens aber mit gutem Grunde der 'engeren Schulgemeinde' der oberen Klassen oder gar nur der Prima vorbehalten will. Daß sich dafür vor allem die sonst nur nebenbei behandelte Bürgerkunde eigne, in elementarer Form auch schon für Untersekundaner, sei gerne zugegeben, nur darf ihre Behandlung nicht parteipolitisch werden, nur darf sie nicht das einzige Erörterungsgebiet bilden. Als annehmbare Verhandlungsstoffe für die erweiterte Schulgemeinde werden denn auch von ihm vorgeschlagen: 'Veranstaltung gemeinsamer Schulfeiern und Schulausflüge, Einrichtung von Spielnachmittagen, Ausschmückung der Schul- und Klassenräume, Fragen der Schulordnung und Schuldisziplin, Unterrichtsbeginn' u. a. m. Wenn jedoch daneben in der Arbeitsgemeinschaft der Oberstufe Kunst und Literatur, religiöse Dinge u. dergl. berücksichtigt werden sollen, so reicht unmöglich eine Monatsstunde aus.

Ebenso führt es zu weit und geschähe auf Kosten anderen Lernstoffes, eine besondere Vorbereitung aller Schüler darauf vorzunehmen, indem ein Lehrer in einer Unterrichtsstunde zuvor das Stoffgebiet des Vortrags kurz behandelt. Anderseits würde durch vorherige Durchsprechung der zu behandelnden Schulangelegenheiten im Schülerausschuß unter Leitung des Beraters zwar der Gang der Beratung beschleunigt und Zeitverlust vermieden, aber auch leicht Voreingenommenheit an Stelle der Vorurteilslosigkeit gezüchtet.

Ihre einmalige Ablehnung schließt die Schulgemeinde natürlich nicht für immer aus, vielmehr soll überall da, wo sie noch nicht besteht, zu Beginn jedes Schuljahres über ihre Einführung klassenweise, d. h. natürlich seitens der Klassen, die sie zu bilden befugt sind, abgestimmt werden. Folgerichtig muß diese Abstimmung auch da, wo die Einrichtung bereits besteht, immer wieder erfolgen, da ja die Zusammensetzung der Klassen und ihre Ansichten von Jahr zu Jahr erheblich wechseln.

Daß außerhalb der Schule stehende Persönlichkeiten als Vortragende in der Schulgemeinde zugelassen werden können, wird zu ihrer Belebung und Befruchtung beitragen, und daß dazu die Zustimmung der Lehrerkonferenz erforderlich ist, sichert diese vor dem Hineintragen schulfeindlicher Ideen, vor unliebsamen Beeinflussungen der Schüler. Außerdem bleibt den Mitgliedern des Lehrkörpers das Recht, durch beratende, aber in ihr Belieben gestellte Teilnahme an der Schulgemeinde in ihrem Sinne auf die Schülerschaft einzuwirken, während sie nach der ursprünglichen Fassung daran teilnehmen mußte, um womöglich Anklagen über sich ergehen zu lassen. Auch wird die Leitung der Schulgemeinde häufig in den Händen eines Lehrers liegen, nämlich des vom Schülerausschuß gewählten 'Beraters', dessen Stelle freilich auch der Vorsitzende des Schülerausschusses, wohl zumeist der 1. Vertrauensmann oder Sprecher der obersten Klasse, einnehmen kann. Letzteres dürfte aber m. E. stets nur im Beisein und mit Einverständnis des Beraters und nach Bekanntgabe der Tagesordnung geschehen. Weniger als einmal im Monat zu tagen, hieße für die Schülergemeinde nur ein Scheindasein führen; anderseits darf sie aber auch nicht öfter in einer lehrplanmäßigen Stunde zusammentreten, um nicht dem Unterrichte noch mehr Zeit zu entziehen. Die in der freien Aussprache zutage tretenden Meinungen und Wünsche werden sich naturgemäß auch zu Anträgen verdichten, die vom Schülerausschuß der Lehrerkonferenz zu unterbreiten sind. Erst durch Annahme seitens dieser können sie verbindlich werden, da die Schulgemeinde selbst keine anordnende oder gesetzgebende Befugnis hat und ursprünglich sich nur auf Entschließungen beschränken sollte. Wenn letztere zu prüfen für die Konferenz höchstens moralische Pflicht war, dürfen Anträge keinesfalls von ihr ignoriert werden; insofern also hat die sonst geschmälerte Befugnis der Schulgemeinde gegen früher eine Erweiterung erfahren. Ohne solche, ohne die Wahrscheinlichkeit, ihre Beschlüsse in die Tat umgesetzt zu sehen, würde sie ihre Arbeitsfreudigkeit auch bald eingebüßt haben. Die Schulgemeinde ist die berufene Instanz, den Schülerausschuß zur Verantwortung zu ziehen, der ihr über seine Tätigkeit Bericht zu erstatten hat. Das ergibt sich schon aus seiner Vermittelung zwischen ihr und der Lehrerkonferenz. Zustande kommen Beschlüsse durch einfache Mehrheit der allein stimmberechtigten Schüler. Nur zur Aufhebung der ganzen Einrichtung gehört, wie zumeist bei Vereinsauflösungen, $^{3}/_{4}$ Majorität. Und zwar darf die Aufhebung, ähnlich wie der Austritt eines Schülers aus dem wahlfreien Unterrichte, nur am Schlusse des Schulhalbjahres erfolgen.

Es liegt nahe, die Schulgemeinde mit den bisher schon bei Eröffnung und Schluß des Schuljahres und zu Beginn und Ende anderer Schulviertel abgehaltenen regelmäßigen Aulaversammlungen wie mit den außerordentlichen bei Festen und andern besonderen Anlässen zu vergleichen. Auch jene beschäftigen sich zumeist mit Angelegenheiten und Maßnahmen der Anstalt und decken sich somit vielfach mit den Erörterungen der Schulgemeinde, nur daß dabei die Schüler lediglich zu hören haben, während sie in der freien Aussprache letzterer mitarbeiten sollen am Ausbau und an der Weiterentwicklung der Schulgemeinschaft.

Daß das Unterrichtsministerium über die Bewährung so vielbekrittelter unter mehrmaliger Abänderung von neuem angeordneter Maßnahmen an einzelnen Anstalten in Kenntnis gesetzt werden will, ist erklärlich und wohlbegründet. Daher haben diese am Schlusse des Schuljahres über sämtliche der Schülerverwaltung dienenden Einrichtungen an ihr Provinzialschulkollegium zu berichten und dieses ein Vierteljahr später 'einen Sammelbericht über die Entwicklung der Schülerselbstverwaltung einzureichen'. Zu diesem Zweck sollen sich natürlich die Provinzialschulräte über ihren Stand bei Gelegenheit der Anstaltsbesichtigungen unterrichten, nicht nur durch Auskunft des Direktors, sondern auch durch direkte 'Besprechung mit dem Berater und dem Schülerausschuß oder der Schulgemeinde'. Auf den Bericht letzterer soll und wird auch der Anstaltsleiter gern zurückgreifen, wenn er bei Wiederherausgabe der z. Z. wegen der Papierknappheit eingestellten Jahresberichte über die Tätigkeit der Selbstverwaltungskörper Mitteilung machen soll, die bei Eltern und Anstaltsgönnern nicht weniger oder mehr Interesse als andere Schulnachrichten finden dürfte. Dieser vom Vorsitzenden des Schülerausschusses zu erstattende, vom Berater gegenzuzeichnende Bericht wird sich natürlich in formeller Beziehung der Fassung der ganzen Jahresberichte anzupassen haben; deshalb muß es dem Berater bzw. Direktor auch unbenommen sein, ihn ohne Änderung des Kolorits nötigenfalls zu redigieren.

Nichtsdestoweniger bleibt die ganze Einrichtung bei allen Verbesserungen und Abänderungen des berüchtigten Schulparlaments Wynekens ein leerer Rahmen, den es nach Maßgabe der ministeriellen Bestimmungen und Richtlinien mit wertvollem Inhalte zu füllen gilt. Nicht zu parlamentarischem Spiel, nicht zu politischen Parteifunktionären darf unsere Jugend erzogen werden. Der äußerliche Kram von Ausschußsitzungen, Beratungen, Wahlen u. dergl. soll vielmehr Erziehungsmittel zu Selbstständigkeit und wirklichem Verantwortungsgefühl sein und von der alten Lernschule hinüberführen zur neuen Arbeitsgemeinschaft, zur wahren Schulgemeinde[1]), wie sie bereits der beste Teil unserer Jugend erstrebt, zur nationalen und sittlichen Erneuerung.

---

[1]) Vgl. Neuendorff, Die Schulgemeinde, Monatschrift f. höh. Schulen XX 17 ff. und Müncheberg a. a. O.

PAUL CAUERS DENKART

(† 26. November 1921)

Von Hermann Schurig

Vor zehn Jahren etwa war Cauer aus dem Dienstpragmatismus der Verwaltung ausgeschieden, zu früh für einen Mann von solcher Denkungsart. Jetzt hat höhere Gewalt diesem Reisigen des Geistes die Hand ganz vom Pfluge abgezogen. Und wiederum, nur noch schmerzlicher klagen wir: zu früh. Doch unsere Trauer geht bald, so wie es bei ihm selbst gewesen sein würde, in ein männliches Gedenken über.

Was war uns Cauer? Sein Vorbild lehrte uns, daß man auch das vollste Maß von Arbeit ertragen kann, wenn man nur die Zeit sorgsam und stetig einteilt. Auf seinen Dienstreisen damals begleiteten ihn nicht nur die Akten, vielmehr stets auch eigene Arbeiten, an denen er schuf oder die er immer wieder durchsah. Der Wechsel der Arbeit war diesem unermüdlichen Geist Erholung und Belebung. So empfing allerdings sein Gespräch auf Spaziergängen, die er als ein rüstiger Wanderer liebte, weniger Anregung aus der Landschaft und ihren wechselnden Gegenständen als aus der den Stoff herbeischaffenden Bewegung seines selbsttätigen Geistes. 'Seine Unterhaltung war mannigfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, daß er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerter zu finden.'[1]) Es war ein Genuß mit ihm zu wandern; Bewegung und Denken konnte man da zu einer idealen Einheit verbunden erleben.

Zurücksetzungen und Schikanen, an denen es in einer gewissen Zeit seines Lebens nicht gefehlt hat, konnten den persönlichen Charakter seiner Güte nicht beeinträchtigen. Und im Streit um eigentlich alle pädagogischen und didaktischen Probleme hat der stets auf der Wacht stehende Kämpfer allzeit selbst scharf geschliffene Waffen mit vornehmer Gesinnung geführt. Nun werden wir ihm nicht mehr begegnen.

Was an ihm vorbildlich war, das bleibt es zwar, aber vielfach bleibt es doch außer uns, außerhalb unserer Möglichkeit. Und doch hoffen wir, daß die Wirkung, die von ihm ausging, unvergänglich sein werde.

Was ist nun das Fortdauernde an den besten Bestrebungen dieses abgeschlossenen Daseins? Ich glaube, die größte Wohltat, die wir Lehrer Cauer verdanken, ist die, daß er uns an unseren eigenen pädagogischen Glauben glauben gelehrt hat. Angeblich haben wir ja alle diesen Glauben an unseren Beruf. Aber indem wir allzuoft es aussprechen, daß wir nicht darauf warten und hoffen, das von uns Geleistete anerkannt und gehörig gewürdigt zu sehen, verraten wir damit nicht doch, daß wir uns im stillen des Berufs nicht recht erfreuen, daß wir uns bei seiner Ausübung nicht selbst unseren Lohn dahinnehmen, wie alle wahrhaft Freien und Edlen aus ihrer Arbeit es sollen? Ich glaube, Cauer hat diese innere Not tief mit uns empfunden, die man in des Apostels paradoxe Bitte einkleiden könnte: 'Ich glaube; Herr, hilf meinem Unglauben!'

Womit hat uns Cauer den Glauben gestärkt? Zunächst dadurch, daß dieser Nimmerruhende sich eigentlich überall als ein Immerwerdender gezeigt hat. In seinen

[1]) Die angeführten Sätze entstammen fast wörtlich der Charakterschilderung des Arztes Zimmermann im 15. Buche von 'Dichtung und Wahrheit'.

Entwicklungen, in der unübertroffenen Art, wie er auch aus dem unscheinbaren Kleinsten Probleme höherer Art aufdeckte, ließ er unerbittliche Klarheit auf die Antinomien des menschlichen Denkens fallen. Immer wieder zeigte er, daß niemand für uns glauben und niemand für uns denken kann, daß wir deshalb wie in der Religion so auch in der Wissenschaft und in der Pädagogik eigentlich kein Recht haben auf Gedanken, die andere uns fertig schenken; daß uns das nicht innerlichst angehört, was wir nur gelernt haben und wissen. Denn gegen alles, was uns als unantastbares Gesetz mit der Forderung unbedingter Unterwürfigkeit entgegentritt, erhebt sich doch früher oder später der Zweifel in der Brust eines jeden, der die Kraft zum Denken und die Ehrfurcht vor der Wahrheit hat. Weil solche Zweifel nur scheinbar die Entfaltung des Lebens stören, ging Cauer geradezu darauf aus sie zu wecken, er lehrte gern die Kunst des Zweifelns. Dabei erfuhr der Satz:

Wer zweifeln will, der muß nicht lehren

die lebendigste Vereinigung mit seinem Gegensatz:

Wer lehren will, der gebe was!

Und ebenso des griechischen Weisen Spruch: 'Nicht die Dinge verwirren die Menschen, sondern die Meinungen der Menschen über die Dinge' mit einem dritten Goethewort:

Was uns zerspaltet, ist die Wirklichkeit,
Doch was uns einigt, das sind Worte.

Cauer besaß die besondere Fähigkeit, wie der Künstler seine jedesmalige Vision, so den Gedanken, der ihn irgendwie beschäftigte — und mochte es in einer Prüfung sein —, in voller Kraft festzuhalten und so lange nach allen Seiten zu wenden, bis er ihm etwas offenbarte und er so damit fertig wurde. Obwohl Cauer die Anlage zum Denken als des Menschen höchsten Schatz verehrte, den er nicht müde wurde, auch aus dem steinigsten Weinberg immer wieder ans Licht zu heben, — seine Sätze streng zu beweisen, daran dachte er doch eigentlich nie. Im vollen Bewußtsein der Wahrheit verschmähte so ein Meister des Denkens doch eigentlich die Form des Beweises. Wie der schöpferisch Arbeitende in seinem Gegenstand immer etwas Eigenes oder Anderes sieht, während das System eigentlich nur eine ästhetische, imaginäre Schönheit für sich hat, so beruhte auch für Cauer die idealistische Richtung im Unterricht und in der Erziehung auf liebevoll individueller Auffassung des einzelnen und auf der phantasiereichen Fähigkeit, die verbindenden Linien zu ziehen zwischen den einzelnen, auf den ersten Blick manchmal weit auseinanderliegenden Dingen. Diese mit logischer Strenge, weitem Blick und sittlicher Reinheit geübte Kunst der individuellen Wahrhaftigkeit bewirkt, daß das Gefundene wie eine Offenbarung erscheint. Wer so mit Cauer inne geworden ist, wie der menschliche Geist denken kann, und wie die menschliche Seele glauben darf, dem offenbart sich dann das alte Wahre, das schon längst gefunden war, das aber jeder für sich aufs neue finden muß, um es zu erfassen. Was ist dieses alte Wahre? Cauer fand und erlebte es m. E. in der Ehrfurcht vor dem Wirklichen und in dem echten Gefühl für das Menschliche, bescheiden und erhoben zugleich von dem Bewußtsein, daß der Mensch in seines Lebens Nichtigkeit in dem Sinne sich das Maß aller Dinge ist, daß wie seine Wesenheit, sein Anfang und sein Ende so auch sein Denken in einem Überirdischen wurzelt, dessen Rätsel sich ihm nicht restlos erschließt. So die letzte Unzulänglichkeit des Denkens erkennend, durfte Cauer doch dieses Denken selbst dann wieder als einen Abschein des Göttlichen begreifen. Denn wenn es auch so aussieht, als wenn Gedachtes durch das ewige Denken der Menschheit immerfort zu nichts hinweggedacht würde, für Cauer bewegte es sich doch jedesmal auf einer etwas

höheren Stufe, dem Ziele ein Stückchen näher, tiefer eindringend in das Wesen der Dinge. Wer so denkt, dem vermag fertige Offenbarung keine lebendige Wahrheit zu verschaffen, dem bringen umgekehrt denkend gefundene Wahrheiten Offenbarung. Nur das Denken interessiert also Cauer im tiefsten, nicht das Gedachte, als ein an sich Fertiges, weil es zu leicht erstarrt zu Form und Fessel. Dieser Lessingnatur war Wissenschaft nicht Wissen, sondern Wissenwollen, nur tätiges Forschen besaß für ihn Wert. Denn nur wenn er frei denkt, ist der Geist lebendig. Wie es G. Keller in dem von Cauer wundervoll beleuchteten Gedichte 'Landwein' ausspricht:

Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen;
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heil'gen Ströme wollen rauschen.

Entfaltung des Geistes durch denkende Erneuerung des Wortes könnte man darum in Cauers Sinne die Philologie definieren. Darum liegt in ihr ein wesentliches und unvergängliches Element der Weltentwicklung, insofern und insoweit sie durch das Denken der Menschen sich vollzieht.

Es ist nur ein Versuch, der hier geboten wird. Dabei kam es mir darauf an zu zeigen, nicht nur was wir an ihm verloren haben, sondern mehr noch, was wir an ihm auch jetzt noch haben können, was uns bleibt.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

EIN UNTERRICHTSVERSUCH IM SINNE PAUL CAUERS

(Ilias XXII 1—24)

Apollon hat in Agenors Gestalt den Peliden abseits gelockt und so viele der fliehenden Troer vor dessen Schwerte errettet. Die Spottrede, mit der der Gott den Rachedürstenden über seinen Irrtum aufklärt, soll den Getäuschten aufs tiefste verletzen, da sie ihm Blindheit aus Leidenschaft vorwirft. Der Spott muß gerade dadurch von so ätzender Wirkung werden, weil die blinde Wut eben das Ziel dieser Wut verfehlt hat. Je überlegener aber aus unerreichbarer Sicherheit ein Spott uns trifft, um so tiefer geht er, um so bitterer wird unser Selbstgefühl dadurch gekränkt, eben weil es dem anderen so leicht gemacht ist, uns seine Überlegenheit fühlen zu lassen. Wie zieht nun der Dichter seinen Helden hier aus dieser für ihn zunächst so beschämenden Verlegenheit?

Ungeschick des übersetzenden Schülers ist uns zum Anlaß geworden, auf die Antwort des Achilleus genauer und tiefer einzugehen und dabei uns klarer zu werden über des Dichters Absicht und seine Kunst. Der Fehler hatte darin bestanden, daß der Schüler den Irrealis ἦ κ' ἔτι πολλοὶ γαῖαν ὀδὰξ εἷλον nicht deutlich erkannt und weiter den Potentialis ἦ σ' ἂν τισαίμην, εἴ μοι δύναμίς γε παρείη in seiner vollen Bedeutung noch weniger verstanden hatte. Diese Fehler wurden unserer Arbeitsgemeinschaft zu dankenswerten Hilfen.

Zwar der Irrealis ἦ κε πολλοὶ εἷλον wurde nun schnell erkannt; waren doch zahlreiche Troer dem Racheschwert entronnen und hatten nicht in das Gras beißen müssen. Aber indem Achilleus dem Gott seinen billigen Spott zurückgibt: 'Du konntest dir das ja leichtlich erlauben, ungefährlich, wie es für dich war, weil du keine Rache hinterher zu fürchten hattest', — warum läßt ihn der Dichter schließen mit dem Potentialis ἦ σ' ἂν τισαίμην, εἴ μοι δύναμίς γε παρείη? Der Held hat doch die Kraft nicht, sich zu rächen, das überstiege ja eben jedes Sterblichen, auch eines Achilleus Vermögen (δύναμις). War es da also nicht natürlicher und wohl gar

richtiger, im Irrealis zu sprechen und zu sagen ἦ σ' ἂν ἐτισάμην, εἰ δύναμις παρῆν? Das gab doch auch einen völlig unanfechtbaren Sinn! Die Schüler mußten nun dazu geführt werden, den Unterschied der beiden Aussageweisen des Griechischen zu finden und dann festzustellen, warum hier dem Potentialis bei weitem der Vorzug gebührt.

Ich schlage zunächst schnell die gerade zur Hand liegenden Übersetzungen nach und finde bei Voß: 'Traun, ich rächte mich gern, wenn genug der Stärke mir wäre!' bei H. G. Meyer: 'Hätt' ich die Kraft und die Macht, beim Zeus, du solltest es büßen!' Beide geben den griechischen Potentialis so wieder, daß beim Rückübersetzen ins Griechische mit größter Wahrscheinlichkeit der Irrealis daraus werden müßte. Beide Übersetzungen verzichten also darauf, den Potentialis des Urtextes im Deutschen wiederzugeben. Warum wohl eigentlich? Das sollte zu klarer Erkenntnis gebracht werden.

Die dazu nötige Methode konnte freilich den Umweg nicht vermeiden über eine kurze grammatische Wiederholung, wie solche eben doch auch in der Lektüre gelegentlich notwendig werden, um in dem Geist des fremdsprachlichen Textes wirklich einzudringen. *Dicam, si tacere possis — dicerem, si tacere posses*: εἴποιμι ἄν, εἰ σιωπᾶν δύναιο — εἶπον ἄν, εἰ σιωπᾶν ἐδύνασο. Bei der Wiedergabe des Beispiels in das Deutsche ergibt sich die Unmöglichkeit, mit den im Deutschen vorhandenen Modusformen des Zeitwortes in einfacher Art die deutlich unterschiedenen Aussageweisen des Griechischen entsprechend auszudrücken. Das deutsche Zeitwort gibt für beide Fälle nur ein: 'Ich sagte es, wenn du schweigen könntest.' Jetzt wissen wir schon, warum Voß wie Meyer übersetzten, wie oben angegeben. Um den Sinn ausschöpfend zu verdeutschen, müssen wir zu erweiternden Zusätzen greifen und zu Umschreibungen; etwa: 'Vielleicht sage ich es dir auch noch, falls du schweigen kannst, und das will ich einmal annehmen.' Oder: 'Ich könnte es dir ja allenfalls sagen, wenn du, wie ich nun annehmen will, die Kraft aufbringst, zu schweigen.' Im Fall des Irrealis tun wir am besten, den verneinenden Sinn aus dieser Form herauszuholen: 'Ich sage es nicht, denn du kannst ja doch den Mund nicht halten.'

Was folgt daraus für den Schlußsatz der Achilleusantwort? Was wäre der Sinn, wenn er lautete: ἐτισάμην ἄν, εἰ παρῆν? Doch nichts anderes als das Eingeständnis des Unvermögens: 'Leider kann ich dir nicht ans Leder, dazu langt meine Kraft nicht aus.' Durch diesen Irrealis würde der Dichter zu der Beschämung durch Apollon den Gefoppten und Verhöhnten selbst obendrein auch noch ein subjektives Zugeständnis der Ohnmacht hinzufügen lassen. Damit würde Achilleus seine Niederlage selbst erst im eigenen Bewußtsein (moralisch) vollenden. Wäre das der μεγαλοψυχία des Helden angemessen? Nein, der Dichter will ihn auch aus diesem ungleichen Zusammenstoß als μέγα φρονέων hervorgehen lassen. Wenn er das aber wollte, so konnte er ihn gar nicht das erniedrigende Ohnmachtsgefühl durch den Irrealis aussprechen lassen, sondern er wählte mit klugem Bedacht und in feinster psychologischer Ausdeutung des μεγαλόψυχος die potentiale Form: ἦ σ' ἂν τισαίμην, εἴ μοι δύναμίς γε παρείη. Indem Achilleus so spricht, wird das Unmögliche in seiner Vorstellung möglich, in der Idee hängt es nunmehr nur von seiner eigenen Entscheidung ab, ob er Vergeltung üben wird. Ja, noch mehr; diese Form des Gedankens läßt uns nicht im geringsten Zweifel darüber, daß ein Achilleus nach solcher Behandlung auch vor einem ewigen übermächtigen Gotte jede Scheu außer acht lassen und ihm den Streich mit vollstem menschlichem Maße heimzahlen würde, wenn eben die Waffen gut und gleich wären. Damit ist dem Gotte die von ihm beanspruchte Ehrfurcht aufgesagt. Wenn der, der gedemütigt werden sollte, dem anderen aufs nachdrücklichste seine Verachtung bezeigt, so verliert dieser andere damit in seinen eigenen Augen seine Ehre. Wir Modernen sagen in einem solchen Falle wohl: 'Du kannst dich von mir moralisch geohrfeigt fühlen.' Damit hat sich Achilleus gerächt; der Gedanke ist ihm soviel wert wie die Tat. In ihm erhebt er sich aus der ihm zugedachten Demütigung hoch hinauf zu stolzem Selbstgefühl

Über die natürlichen Schranken seiner Menschenkraft tröstet ihn vollauf der Hochgedanke, daß sein Mut auch eines Gottes unwürdige Behandlung zu übertrotzen vermag. Nicht gebeugt von der Unmacht verläßt er den Schauplatz, sondern mit dem gehobenen Bewußtsein, daß der erbärmlich ist, der seine natürliche Überlegenheit zu billiger Verhöhnung des Schwächeren mißbraucht. An Götter, die so handeln, rührt der Mensch Achilleus, ja er überragt sie. Mit Goethes Prometheus könnte er sagen: 'Ich kenne nichts Ärmeres unter der Sonn' als euch Götter!' So wächst dieser Held in das Titanenhafte hinauf, und der Gott ist der moralisch Unterliegende.

Darum geht Achilleus mit Hochgefühl, *μέγα φρονέων* hinweg. So brauchte ihn der Dichter, so wollte er ihn haben. Und drückt nicht auch die sofort folgende Vergleichung mit dem *ἵππος ἀεθλοφόρος* dasselbe aus, das moralische Siegergefühl? Ich zweifle nicht, daß hier an dieser Stelle das sonst wiederholt nur zur Auszeichnung gebrauchte *ἀεθλοφόρος* einen nicht zu übersehenden Hinweis darauf geben soll, daß der menschliche Held auch hier der Sieger ist.

Das alles bringt der griechische Potentialis fertig, den wir im Deutschen nicht haben, sondern nur weitläufig umschreiben können. Etwa folgendermaßen: 'Du kannst versichert sein, daß du deine Hiebe kriegtest, wenn ich mir jetzt denke, ich wäre dir ebenbürtig.' Jetzt fällt von hier aus auch noch ein Licht auf jenes oft gebrauchte, je nach der Situation wiederzugebende *μέγ' ὀχθήσας*. In unserem Zusammenhange kann dies nicht Verdruß und Herzensbeschwerung (*ἄχθος*) ausdrücken, sondern muß wiedergegeben werden durch 'ingrimmig sich erhebend'. Was denn auch der anderen von den Alten bereit gehaltenen Ableitung von *ὄχθος* 'Erhöhung' gut entspräche. Wie könnte man auch von einem Homer erwarten, daß er seinen Achilleus nach schwerer Demütigung zur Großtat seines Lebens schreiten ließe? Unmöglich.

Beiläufig und doch zur Sache d. h. zur sprachphilosophischen Behandlung der Stelle gehörig ergab sich die Bemerkung, daß die Benennungen Realis, Irrealis, Potentialis nicht selten ganz irreführend wirken, wenn man sie — wie oft geschieht — gleichsetzt den deutschen: Wirklichkeit, Nichtwirklichkeit, Möglichkeit. Über all das besagen nämlich die damit gekennzeichneten Aussagen nichts, wenn der Redende von sich in der ersten Person spricht. So wird nachher in Vers 49 bis 50 mit

ἀλλ' εἰ μὲν ζώουσι μετὰ στρατῷ ἦ τ' ἂν ἔπειτα
χαλκοῦ τε χρυσοῦ τ' ἀπολυσόμεθ', ἔστι γὰρ ἔνδον

gar nichts darüber gesagt, ob die beiden vermißten Söhne noch am Leben sind, sondern nur als selbstverständliche Pflicht des Vaters Bereitwilligkeit zur Auslösung ausgesprochen für den angenommenen Fall, daß sie noch am Leben sind, wobei ganz dahingestellt bleibt, ob die Annahme in Wirklichkeit zutrifft. Wie hier in diesem — in objektiven Beziehungen auch als mathematisch bezeichneten — Falle, ebenso spricht der von sich Redende auch mit dem Potentialis und mit dem Irrealis nur sein rein persönliches, in seinen Gedanken eben jetzt so oder so subjektiv gefaßtes und geformtes Verhältnis zu den Dingen aus. Im Falle des Achilleus gegen Apollon bedeutete der Irrealis ein die Beschämung erst ganz vollendendes Ohnmachtseingeständnis, der Potentialis dagegen enthält zur inneren Genugtuung des Sprechenden einen erhebenden, ja stolzen Trost- und Trotzgedanken, mit dem er sich durch seines Geistes Schwungkraft innerlich aus einer recht bösen Verlegenheit befreit.

Wer die 'Grammatica militans' und die 'Kunst des Übersetzens' kennt, dem wird nicht entgehen, wie der hier dargestellte Versuch in den dort so meisterhaft vorgezeichneten Bahnen sich nachzubewegen bemüht. Es war der Tag, an dem die Nachricht vom Tode Paul Cauers mich tief bewegte, nachdem soeben eine Homerstunde in der wiedergegebenen Weise verlaufen war. Danach fielen mir die ewig schönen Worte des Tacitus im Agricola ins Gedächtnis, die ich mit leicht zu bemerkender Umbiegung in das Didaktische hierher setze: *Forma mentis aeterna, quam tenere et exprimere non per alienam materiem et artem, sed tuis ipse artibus possis.*

Und auch das Vorhergehende soll von dem Verewigten gelten: *Admiratione te et immortalibus laudibus et, si natura suppeditat, aemulatu decoremus: is verus honos, ea coniunctissimi cuiusque pietas.*

Hermann Schurig.

P. A. Valakis, *ΠΕΡΙ ΣΧΟΛΙΚΩΝ ΕΚΔΡΟΜΩΝ*, ἤτοι ἐκδρομῶν σχολείων παντὸς εἴδους δημοτικῶν, ἑλληνικῶν, γυμνασίων, παρθεναγωγείων καὶ ἐμπορικῶν σχολῶν. Athen, Jo. D. Kollaros (Buchhandlung der 'Hestia') 1917. IV u. 168 S. 3 Dr.

Ein neugriechisches Buch über Schulwanderungen und Schulreisen, von einem hellenischen Gymnasialdirektor mit Umsicht und Liebe verfaßt, systematisch und zugleich sehr ins einzelne gehend, sichtlich auf Grund reicher praktischer Erfahrung in verschiedenen Gegenden, wo sich griechische Schulen befinden, bis hinab nach Kairo. Der Verf. scheint ein geschickter und strammer Organisator zu sein, der die Ausflüge für die körperliche und geistige Entwicklung der Jugend (auch der weiblichen) möglichst nutzbar gestalten möchte und dafür durchaus zu billigende Ratschläge gibt. Deutsche Leser dürften freilich, soweit unsere Verhältnisse in Frage kommen, darunter kaum etwas Neues finden, vielleicht sogar über manche Selbstverständlichkeiten lächeln, die den griechischen Pädagogen eingeschärft werden; aber diese in einer leichtflüssigen καθαρεύουσα geschriebenen, anziehenden Kapitel fesseln uns doch, man glaubt mitunter etwa Plutarch oder auch Galenos zu hören. Nach einer historischen Einleitung (K. I) wird von der Wichtigkeit des Gegenstandes im allgemeinen gehandelt (K. II), dann sehr ausführlich mit vielen Beispielen von den zu berücksichtigenden Einzelfächern (K. III), weiter folgen Betrachtungen über die Organisation (K. IV) und Regeln über die besonderen Arten der Schulwanderungen (K. V); am Schlusse sind einige Ausflugsberichte angefügt, meist aus Kreta.

Gerne läßt man sich schildern, wie sich die Freilichtpädagogik unter einem andern Himmel ausnimmt, und nun gar unter der Sonne Homers, die für die hellenische Jugend auf die Stätten größter vaterländischer Erinnerungen aus ältester und neuer Zeit herabschaut. Auch wir, deren geistigem Leben sie gleichfalls leuchtet, vermögen dem Verf. jene 'goldenen Stunden des Schullebens' nachzuempfinden, sein inniges Naturgefühl zu teilen, mit dem er die Eindrücke und Gleichnisse der heimischen Dichter seinen Zöglingen nahebringt oder sie zur schriftlichen Wiedergabe des Gesehenen und damit zur Selbsttätigkeit (αὐτενέργεια) anleitet. Was kann er ihnen alles am südlichen Meeresstrande, bei Bergbesteigungen oder auf Küstenfahrten vorführen, um Geographie und Naturkunde aller Art zu beleben; wie vermag er den wundervollen Sternenhimmel zu deuten und Kantsche Gedanken dabei zu erwecken (Δύο τινὰ πληροῦσι τὴν ψυχὴν θαυμασμοῦ καὶ σεβασμοῦ· . . ὁ ὑπὲρ ἡμᾶς ἔναστρος οὐρανὸς καὶ ὁ ἐν ἡμῖν ἠθικὸς νόμος)! Aber die rein praktische Seite des griechischen Volkes kommt ebenfalls zu ihrem Rechte: er läßt unterwegs auch mathematische Berechnungen anstellen, Kunstbauten und industrielle Anlagen besichtigen usw.

Auf mehrtägigen Wanderungen wird der Tag mit Gesang und Gebet in einer Kirche oder an einem malerischen Platz begonnen; wo sich irgend Gelegenheit bietet, wird an die heiligen Stätten der Bibel und an das Leben jener Zeiten erinnert. Tagsüber soll in der jugendlichen Schar (σχολικὴ φάλαγξ) Frohsinn herrschen, durch Marschmusik, Lieder und Jugendspiele gefördert, denen sich der Lehrer nicht entziehen darf. So bildet sich eine kleine Schulgemeinde (μία μικρὰ κοινωνία, ὁμὰς φιλικὴ δι' εὐγενῶν συνδεομένη δεσμῶν); der Lehrer wird zum Freunde des Schülers, ohne daß seine Autorität (ἀξιοπρέπεια) leidet. Militärische Ordnung wird nur beim Passieren von Ortschaften gefordert, durch die man mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten marschiert; Alkohol und sogar Tabak, ohne den man sich Griechenland und die Levante schwer vorstellen kann, werden löblicherweise wiederholt verpönt. Große Sorgfalt wird auf die Körperpflege und etwa nötig werdende Samariterhilfe verwendet. Man trennt sich nach der Heimkehr unter Absingen der Nationalhymne.

An diesem, von hellenischem Vaterlandsgefühl getragenen Büchlein wird man sich gerade jetzt erfreuen, wo die Taten des Freiheitskampfes ihrer Jahrhundertfeier entgegengehen. Und Genugtuung darf man darüber empfinden, daß es vielfach Ziele deutscher Jugendbildung sind, die darin verfolgt werden. Wer sich für seinen Unterricht aus dem Schulleben gegriffene Texte zum Übersetzen ins Griechische zurechtbaut, findet hier einen ausgiebigen Wortschatz, der dem antiken Sprachgebrauch nahe verwandt ist.

J. I.

AN DAS REICHSMINISTERIUM DES INNERN

Wissenschaftliche Gruppe, Berlin NW 40, Königsplatz 6

Das Thüringische Ministerium für Volksbildung hat einen Plan nebst Leitsätzen für die Vereinheitlichung des Thüringischen Schulwesens veröffentlicht, der unter den Anhängern des humanistischen Gymnasiums lebhafte Beunruhigung verursacht. Nach diesem Plane wird nicht nur das Gymnasium alten Stiles beseitigt, insofern als ein grundständiger Lateinunterricht in Wegfall kommt, sondern auch das Reformgymnasium beeinträchtigt, insofern das Griechische, wenn auch mit hoher Stundenzahl, auf die drei Oberklassen beschränkt ist.

Eine derartige Konzentration des Griechischen auf der Oberstufe würde, wenn sie didaktisch überhaupt durchführbar ist, das Gymnasium in eine ausgesprochene Fachschule verwandeln. Jene drei Jahre böten keinen Raum für eine freie Menschenbildung. Die wahrhaft zeitgemäße Einheitsschule darf aber nicht Spezialisten züchten, die sich nachher mit ihren Volksgenossen nur mühselig oder gar nicht verständigen können.

Unter dem Beifall sehr weiter Kreise des deutschen Volkes, die sich folgerichtig zur Vertretung ihrer Bestrebungen organisierten, haben die Humanisten vor und auf der Reichsschulkonferenz dargelegt, daß die vom Gymnasium vermittelte Bildung heute so zeitgemäß ist wie jemals, daß sie nicht einschrumpfen darf, sondern auf breite Einwirkungsmöglichkeit fortdauernden Anspruch hat. Andrerseits liegt es in der Eigenart des humanistischen Gymnasiums, daß es keine schematische Eingliederung in einen lediglich konstruktiven Einheitsschulplan verträgt.

Auf Grund solcher Erwägungen hat auf der Reichsschulkonferenz eine aus allen pädagogischen Lagern zusammengesetzte Mehrheit die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums befürwortet, wo immer das Bedürfnis für solche Anstalten vorhanden ist. Sie hat ferner einen Reformplan vorgeschlagen, in dessen Rahmen mindestens das Reformgymnasium unangetastet bleibt.

Wir bitten daher die Reichsregierung, sie wolle mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln verhüten, daß in einem der Länder vorgreiflich ein Reformplan durchgeführt wird, der ebenso den Forderungen weitester und in Fragen der deutschen Bildung urteilsfähiger Kreise zuwiderläuft, wie den Richtlinien, welche sich aus den Verhandlungen der Reichsschulkonferenz klar ergeben haben. Insbesondere bitten wir, die Reichsregierung wolle dafür eintreten, daß mindestens in den größeren Städten Thüringens, wo das Bedürfnis über jeden Zweifel erhaben ist, das alte Gymnasium erhalten bleibe, sonst aber, wenn nötig, mindestens das Reformgymnasium mit seinem bisherigen Lehrplan zulässig sei.

Der Reichsausschuss zum Schutze des humanistischen Gymnasiums.

(28. Januar 1922)

ARBEITSSCHULE UND GEMEINSCHAFTSERZIEHUNG[1])

Willibald Klatt

Wenn ich über 'Arbeitsschule und Gemeinschaftserziehung' sprechen will, so verstehe ich unter Gemeinschaftserziehung keinesfalls die Koedukation. Ich kann die Verpflichtung nicht anerkennen, mir diese enge Begriffsbestimmung zu eigen zu machen, die ebenso willkürlich ist wie das Fremdwort Koedukation; denn wer eigentlich gemeinsam erzogen werden soll, sagt weder das deutsche Wort noch das Fremdwort. Das Wort 'Gemeinschaftserziehung' drückt nun zwar auch den Sinn, den ich damit verbinde, nicht mit zwingender Deutlichkeit aus; aber es will mir scheinen, als sei es gleichsam zu gut dazu, nur als enger Fachausdruck zu dienen. Deshalb bitte ich für meinen heutigen Zweck um die Erlaubnis, unter Gemeinschaftserziehung eine Erziehung zu verstehen, bei der durch die Gemeinschaft für die Gemeinschaft erzogen werden soll, ebenso wie ich bei der Arbeitsschule an eine Schule denke, die durch Arbeit für die Arbeit erzieht. — Und nun zur Sache!

Blicken wir in die Seele unserer heutigen Jugend, so müssen wir leider sagen: die Zerrissenheit, die Uneinigkeit über Ziel und Weg des deutschen Wollens, die sittliche Unsicherheit, Unklarheit und Haltlosigkeit, die seit dem politischen Zusammenbruche den deutschen Menschen kennzeichnet, macht auch das Bild der deutschen Jugend heute uneinheitlich, trübe und unerfreulich. Es war unvermeidlich, daß die so viele Werte umwertende Staatsumwälzung auch auf die leichtempfängliche Jugend einen gewaltigen Einfluß gewann, zumal man sich seit dem Umsturz mehr denn je um die Seele der Jugend zu bewerben, ja zu reißen begann. Durch Erklärungen der für die Jugenderziehung verantwortlichen höchsten Stellen wurde die Jugend mündig gemacht, ihre innersten Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen. Man hielt es für unbedenklich, ihr bisheriges Verhältnis zu ihren berufsmäßigen Erziehern als auf Mißtrauen und Lüge aufgebaut zu bezeichnen. Man machte nicht einmal Halt vor einem so empfindlichen Dinge, wie es das Pietätsverhältnis zwischen Eltern und Kindern ist: die Rattenfängerflöte eines unverantwortlichen Weltverbesserers, die im letzten Jahrzehnt so oft unserer Jugend den Aufruf zur unbedingten Selbstbestimmung in die Ohren gegellt hatte, durfte sich — wenn auch nur auf kurze Monate — bei uns in Preußen in das weithin tönende amtliche Sprachrohr eines Lotsen des Kulturschiffes verwandeln. Mißtrauen also gegen

[1]) Vortrag, gehalten in der Pädagogischen Sektion der 53. Philologenversammlung in Jena am 29. September 1921.

die häuslichen und öffentlichen Erzieher, Mißtrauen gegen Schule und Kirche war das gewollte Ergebnis, denn die Jugend sollte eben mobil gemacht werden gegen die vor kurzem noch mit soviel Ansehen umkleideten herrschenden Mächte. Noch mehr verwirrend wirkte auf die Jugend, der man ihre eigene Wichtigkeit für die künftige Entwicklung des Weltganges genugsam gepredigt hatte, die Beobachtung der tastenden Unsicherheit, die sehr bald gerade auf den Kommandobrücken der Kulturschiffe der verschiedenen deutschen Länder eingerissen war. Noch nie sind so viele Erlasse aus deutschen Unterrichtsministerien hervorgegangen wie in den wenigen Jahren, seit wir die 'Freiheit' haben, noch nie sind so viele abgeändert und zurückgenommen, noch nie aber sind auch so wenige wirklich befolgt worden.

Die Blütenträume der Revolution kamen nicht zur Reife; die Reichsverfassung, die eben doch nicht bloß von den revolutionären Parteien getragen werden konnte, kam gerade in den wichtigsten Kulturfragen nicht über Kompromisse hinaus, die die Drachensaat erbitterter Kulturkämpfe in sich tragen. Das alles mußte auch in die Seelen der — ach, so unreifen — reiferen Jugend hineinbranden. Denn hatte man ihr amtlich die Mündigkeit zugesprochen, hatte man das Alter der Zulassung zur Wahlurne bedeutend herabgesetzt, so konnte man auch nicht gut verhindern, daß die verschiedenen politischen Parteien sich durch alle möglichen Bemühungen einen zahlreichen und kampfbereiten Nachwuchs aus ihr zu sichern suchten. War es nun denkbar, daß wir Lehrer, die wir großenteils aus tiefster Überzeugung an der früheren Wertung der bisherigen Mächte festhielten, anders als mit geteilter, ja mit zerrissener Seele vor der Aufgabe standen, vor unseren Schülern zu verbrennen, was wir angebetet hatten? Konnte das Wüten einer enttäuschten Menge gegen die gestürzten Gewalten, konnten selbst amtliche Geschichtserlasse Empfindungen aus unseren Herzen reißen, die wir mit fast religiöser Inbrunst darin gehegt hatten und die uns durch die völkischen Nöte der Kriegsjahre immer teurer geworden waren? Wenn wir vor unseren Schülern standen, konnten wir es vielleicht über uns gewinnen, die grollende, in Schmerzen zuckende Brust mit dem Panzer des Pflichtwillens zu umschließen. Konnte man von uns aber auch die freudige Begeisterung, die alte Lust und Liebe erwarten, die nicht nur die Fittiche zu großen Taten sind, sondern die sich noch viel unentbehrlicher erweisen, um die Schwungkraft für die gewissenhafte Kleinarbeit des Tages zu sichern? Kann man mit halber Seele ein ganzes, gutes Werk, das schwere und schöne Werk der Jugenderziehung leisten?

So war die deutsche Jugend durch die Ereignisse auf dem Welttheater, durch Erlebnisse im Hause und auf der Straße, durch den grauenhaften Krieg nach dem Kriege, der hie und da selbst ihre eigenen Bankgenossen in den Tod riß, durch Spannungen und Reibungen aller Art hinundhergeworfen, während einige ihrer Erzieher durch plötzliche Umwandlung, andere durch starre, wahrhaft tragische Auflehnung gegen die neuen Gewalthaber, wieder andere durch ihre vorsichtige, ja ängstliche Zurückhaltung es ihr unmöglich machten, bei ihren bisherigen geistigen Führern Rat und Richtung zu suchen. Eine letzte

Erscheinung kam hinzu, um eine unzählbare Schar der Jugendlichen ganz und gar aus dem Gleise zu werfen: das war der Geist der schrankenlosen Genußsucht, des geradezu wahnsinnigen Lebenshungers, der das Volk der besiegten Sieger ergriff und ihm heute noch mit abstoßender Deutlichkeit aus dem Gesichte spricht. Wer will sich anheischig machen, die Jugend auf dem Pfade des Rechts, der Ordnung, der guten, keuschen Sitte festzuhalten, wenn in den Gassen die Schamlosigkeit einhergeht, wenn in den Vergnügungsstätten die Unzucht, die Geilheit, die nackte Gemeinheit dahertaumelt! Wer will die Gewöhnung zu stiller Pflichterfüllung erreichen, wer die Freude an selbstloser, nach keinem äußeren Vorteil schielender Geistesarbeit erzielen, wenn in dem Volke, das nur durch zähe Arbeit gerettet werden kann, das mühelose Verdienen immer mehr zu Ehren kommt und immer wüsteren Lebensgenuß verspricht, wenn andererseits jeden Augenblick Arbeitsniederlegung und Hemmung von Handel und Wandel die kaum in Gang gesetzte Wirtschaftsmaschine zum Stillstande verdammen? Ist es da allzu auffallend, wenn der Nachahmungstrieb, von Einflüsterung und Verhetzung, vielleicht auch von idealem Besserungsdrang angefeuert, auch die Schuljugend einmal den Streik probieren ließ, — das lächerlich-traurige Zerrbild dessen, was sie täglich umgab? Ja, wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen! Vergessen wir nicht: unsere Jugend liest eifrig die Zeitung, hat eigene Vereine und Verbände, geht in politische Versammlungen, studiert Wahlaufrufe und Flugblätter, verfaßt oder hält Zeitschriften, die ihre eigenen Angelegenheiten leidenschaftlich erörtern. Können wir uns darüber beklagen, daß sie ungeduldig wird, weil die Versprechungen, die ihr in voller Öffentlichkeit gemacht wurden, sich noch immer nicht erfüllen wollen? Wer will sich wundern, wenn die einen fragen: Wann werden wir endlich selbst bestimmen dürfen, was wir lernen wollen? Wann werden wir entscheiden dürfen, welchen Lehrern, welchen Führern wir folgen wollen? Und wenn die anderen ausrufen: Laßt uns ungeschoren mit euren alten ausgeklügelten Lehrgängen, euren für die Jugend zurechtgeschnittenen Lehr- und Lesebüchern, euren Anpreisungen einer zahmen Moral und einer Entsagungsreligion, um die das Leben da draußen sich nicht kümmert! Laßt uns hinaus aus den Schulstuben, laßt uns erwerben, erlisten und erraffen, um zu leben und zu genießen! Und es sind nicht bloß die Oberflächlichen, die Denkträgen, die Genußsüchtigen, es sind auch die selbständigen Köpfe, die von hohen Idealen erfüllten Herzen, an denen es wahrlich nicht fehlt, deren Träger sich von unseren unsicher und zag gewordenen Händen losreißen wollen. Predigt man ihnen doch überall, daß die alte Schulweisheit wertlos geworden sei! Erscheint es doch tatsächlich wie eine Torheit, sich mit dem Erwerb geistiger Bildung, der obendrein so teuer geworden ist, abzuquälen! Sieht mancher Jüngling, von der Schulbank sehnsüchtig ins Leben hinauslugend, doch seine Altersgenossen als fertige Leute über rasch verdientes Geld nach Gutdünken verfügen und, was noch verlockender ist, in keck und selbstherrlich gewähltem Berufe nur das treiben, was ihrer Begabung oder ihrem Geschmack entspricht, während er selbst sich täglich mit Dingen herumschlagen muß, die ihm zuwider sind!

Es ist ein für den alten Schulmeister schmerzliches Bild unserer lernenden Jugend, das ich da vor Ihnen entwerfe. Aber ich frage Sie selbst, ob es gefälscht ist, wenn ich auch zugeben muß, daß ich in eine Fläche hineinzeichne, was vielleicht so dicht nebeneinander nirgends zu finden ist, und daß ich die wenigen Lichter fortlasse, die hie und da in dem düsteren Gemälde aufblitzen wollen.

Das aber werden Sie mir zugeben müssen, wenn Sie die pädagogische Literatur der letzten Jahre — Literatur einschließlich des Pamphlets und der Brandschrift — berücksichtigen: weite Kreise der pädagogischen Welt tragen die Verantwortung für einen Teil der Zerrissenheit und insbesondere der Schulverdrossenheit unserer Jugend und für ihre Auflehnung gegen ihre bisherigen berufenen Führer und Erzieher. Und sie tragen diese Verantwortung mit *vollem Bewußtsein*: sie wollen die bisherigen Formen der Jugendbildung mit Hilfe der Jugend zerschlagen; sie wollen nicht nur einen neuen Aufbau unserer Schulpyramide, sondern vor allem einen neuen Schulgeist, ein neues Arbeitsverfahren, eine neue Erziehung. Und wenn ich Ihnen versprochen habe, ein paar Gedanken über Arbeitsschule und Gemeinschaftserziehung vor Ihnen zu entwickeln, so habe ich mit vollem Bedacht diese zwei Schlagwörter miteinander verbunden, weil sie die wichtigsten und am weitesten gehenden Forderungen zusammenfassen, deren Verwirklichung nach dem Willen ihrer Verkünder *eine neue Jugend* und mit ihr *eine neue Menschheit* heraufführen soll.

Selbstverständlich brauche ich vor einem Kreise von Kennern nicht ausführlich nachzuweisen, daß es sich bei diesen beiden Schlagwörtern keineswegs etwa um Dinge handelt, die erst heute oder gestern aus dem Haupte ebenso genialer wie entschiedener Schulreformer entsprungen sind. Ich brauche nur die Namen Comenius, Locke, Rousseau, Pestalozzi, A. H. Francke, Basedow, Salzmann, Fröbel zu nennen, um daran zu erinnern, daß die Urzelle des Arbeitsschulgedankens schon Jahrhunderte alt ist. Ich brauche unter den Lebenden nur Kerschensteiner, Rein, Natorp, Gaudig anzuführen, um Ihnen ins Bewußtsein zurückzurufen, daß viele unserer anerkannten pädagogischen Führer seit Jahrzehnten den Gedanken der Arbeitsschule — jeder auf seine besondere Weise — nicht nur studiert, sondern der Verwirklichung näher zu führen gesucht haben. Und ich bin mir bewußt, noch manchen verdienstvollen Namen übergangen zu haben. Das *Neue* aber, was heute den Arbeitsschulgedanken mit der Kraft eines Schlagwortes ausstattet und ihn vermöge dieser Kraft gewaltig an die Pforten aller Schulen pochen macht, läßt sich kaum mit *einem* Worte bezeichnen: es ist nicht allein der Trieb zur Umwertung aller Werte, der mit jeder geistigen Umwälzung notwendig gegeben ist; es ist auch nicht bloß die schon erwähnte Geringschätzung des ruhigen geistigen Schaffens, des stillen Forschens, das nicht oder doch nicht in erster Linie fragt, ob und wie das Erforschte sich im Leben werde ausmünzen lassen; es ist zum Teil die Erbitterung über die Mißerfolge eines unerhörten Ringens, die unwillkürlich und gewiß nicht ganz mit Unrecht die Schuld auch bei den Erziehern und in den Bildungsstätten der letzten Jahrzehnte sucht; es ist ferner der begreifliche Wunsch,

durch eine energische Umstellung des deutschen Menschen von klein auf alte Fehler zu vermeiden und durch neue Mittel zum Wiederaufbau des äußeren und inneren Wohlstandes des Volksganzen zu gelangen. Es ist die Hoffnung, vielleicht durch den Arbeitsschulgedanken der zerstörten Volkseinheit zur Heilung zu verhelfen. Es ist von all dem Genannten etwas und noch manches andere, was diesen Ruf nach einer ganz neuen Schule hervortreibt.

Denn eine ganz neue Schule wollen in der Tat diejenigen schaffen, die am lautesten nach der Arbeitsschule rufen, und nur von einer grundlegenden Umgestaltung des Bildungswesens erwarten sie das Heil.

Sie alle wissen, daß es das Wort 'Lernschule' ist, mit dem man den Charakter der alten Schule zu brandmarken pflegt. Und nicht nur die Überreformer der neuesten Zeit, sondern selbst ein so wohlunterrichteter, wenn auch nicht immer folgerichtiger Beurteiler wie Kerschensteiner hat in seiner temperamentvollen Art schon seit vielen Jahren die volle Schale seines Spottes über dieses Gebilde ausgeschüttet, das er gewöhnlich Buchschule nennt und das er besonders in der höheren Schule in vollendeter Abscheulichkeit zu finden glaubt.

Was ist es denn vor allem, was man dieser Buch- oder Lernschule vorwirft? Nun, schon der Name sagt es aus. Diese Schule — behaupten ihre Gegner — wendet sich fast ausschließlich an Verstand und Gedächtnis. Der Lehrer verlangt von dem Schüler passives Hinnehmen und gedächtnismäßiges Festhalten des mehr oder minder gut erklärten Lehrstoffes, der zugleich in mehr oder minder guten Leitfäden, Katechismen u. dgl. zur Einprägung niedergelegt ist. Dem Lehrer werden die Pensen vom grünen Tische aus vorgeschrieben, und er drängt sie dem Schüler auf, ohne zu fragen, ob seine Natur danach verlange. Er muß also vor allem Pensenarbeit leisten, und um jederzeit nachweisen zu können, daß der durchgenommene Stoff auch im Gedächtnis festsitzt, muß er auf rastloses Einpauken und häusliches Auswendiglernen den größten Wert legen. Zur Prüfung, ob dies gelungen, dienen in hervorragendem Maße die gefürchteten schriftlichen Klassenarbeiten, die wie aller übrige Unterricht natürlich auf einen Wettbewerb hinauslaufen, wobei dann — wiederum natürlich oder vielmehr ganz unnatürlich — den Bankgenossen jede gegenseitige Hilfe verboten ist, eine Forderung, die alle Kameradschaftlichkeit totschlüge, falls sie von der Jugend innerlich anerkannt würde. Führt dieses Verfahren — immer nach dem Urteil seiner Gegner — auf dem Gebiete des Denkens zur Abrichtung, zum Nachbeten, zur sklavischen Anpassung an die dem Schüler vom Lehrer aufgedrängten Gedankengänge, so führt es in sittlicher Hinsicht zu den bedenklichsten Erscheinungen: Der Schwache hilft sich, so gut er kann; Vorsagen, Abschreiben, Täuschungen aller Art vergiften das Verhältnis zum Lehrer, unnatürlicher Wetteifer, Neid, Überhebung vergiften das der Schüler untereinander. Durch die fortwährende Gängelei wird der junge Mensch in Unselbständigkeit erhalten, seine schöpferischen Anlagen verkümmern, seine Arbeitskraft erlahmt, — ein Zustand geistiger Schlafsucht übermannt ihn, der bei stärkeren Naturen gelegentlich von leidenschaftlicher Auflehnung gegen

das ganze System oder seinen jeweiligen Vertreter unterbrochen wird. Schlimmer als die Nachteile, die dem einzelnen Menschen hieraus erwachsen, sind die sozialen Schäden, die Schäden für Staat und Gesellschaft. Kerschensteiner, den man unter den Älteren als den leidenschaftlichsten Gegner der Lernschule bezeichnen darf, hat in seinem Buche 'Begriff der Arbeitsschule' besonders eindringlich diese sozialen Schäden dargestellt. Da seine Gedanken in viele Köpfe übergegangen sind, da aber auch viele seiner Ausführungen durch die Ereignisse der letzten Jahre Bestätigung gefunden haben, so lassen Sie mich ein wenig bei seinem Buche verweilen.

Kerschensteiner macht im umfassenden Sinne Ernst mit dem Gedanken der Staatspädagogik. Ihm ist der Staat das höchste äußere Gut und die Voraussetzung dafür, daß der einzelne Mensch zu dem höchsten inneren Gute, der sittlich freien Persönlichkeit, gelange. Natürlich ist nicht jeder geschichtlich gegebene Staat ohne weiteres schon die Verkörperung jenes höchsten äußeren Gutes, sondern erst der Rechts- und Kulturstaat, der dem modernen Menschen als Ideal vorschwebt und dem sich der gegenwärtige Staat mehr und mehr annähern soll. Wer dies anerkennt, wird als Erziehungsziel für den künftigen Staatsbürger die Aufgabe bezeichnen, seine Anlagen zur Hingabe an jenes höchste Ziel der Verwirklichung des Rechts- und Kulturstaates zu entwickeln. Der ethische Staatsbegriff muß also als Maßstab für alle Maßregeln der öffentlichen Erziehung dienen. Hat der Staat einerseits die Pflicht, den Schutz und die Wohlfahrt seiner Bürger zu gewährleisten, so hat er andrerseits das Recht, von ihnen Hingabe an die Ziele des Kulturstaates zu erwarten. Der brauchbare Staatsbürger ist damit als letztes Ziel der Staatspädagogik festgelegt. Wer sich der Aufgabe entzieht, dem Kulturstaate irgendwie nach Maßgabe seiner Kräfte zu dienen, handelt unsittlich. Daher muß jeder Bürger einen Beruf haben, und die Staatsschule hat die Aufgabe, jeden Zögling auf die Ergreifung eines Berufes vorzubereiten, ihn aber zugleich so zu erziehen, daß er diesen Beruf nicht bloß zu eigenem Nutzen, sondern zu dem der Allgemeinheit auszuüben bereit ist. Gelingt es dem Staatsbürger, seine Persönlichkeit zu ihrem höchst möglichen sittlichen Werte zu entwickeln, so dient er damit zugleich dem höchsten allgemeinen Ziele der Annäherung seines Staates an das Ideal des Rechts- und Kulturstaates. Danach würde also eine Schule, die nur rein wissenschaftliche, rein künstlerische, rein wirtschaftliche, rein kaufmännische oder rein technische Ziele verfolgt, aber den höchsten Erziehungszweck preisgibt, vom Standpunkte der Staatspädagogik zu verwerfen sein. Und je mehr die Industrie, je mehr auch die Wissenschaft mit ihrer immer weiter gehenden Arbeitsteilung das Spezialistentum züchtet und die Entwickelung des Vollmenschen erschwert, desto mehr muß durch planvolle Erziehung geschehen, um diesen Vollmenschen zu schaffen. Was ist dazu nötig? Um hierauf zu antworten, kehren wir mit Kerschensteiner zur ersten Aufgabe der Schule, zur Berufsvorbereitung, zurück. Hier fordert er von der Volksschule, weil ihre Zöglinge sich meistens Handberufen zuwenden, neben der geistigen Ausbildung unbedingt auch die Entwickelung der Handfertigkeit, gibt

aber zugleich zu, daß es Arbeitsschulen geben könne, in denen kein besonderer Handfertigkeitsunterricht nötig sei, weil ihre Zöglinge Handfertigkeit in ihrem späteren Berufe meist entbehren können. Er denkt dabei an die höheren Schulen. Damit ist schon gesagt, daß es falsch ist, beim Arbeitsunterricht, wie es immer noch vielfach geschieht, wie es auch die Reichsverfassung (§ 148) offenbar meint, nur an die Pflege der Handfertigkeit zu denken. Der Zweck dieses Handunterrichts ist nicht die Einführung in die Technik bestimmter Handwerke. Dies kann schon deshalb nicht die Absicht sein, weil die Zöglinge voraussichtlich die allerverschiedensten Berufe wählen werden. Der Zweck ist vielmehr erstens die Entwickelung der Sinnesorgane und der Handgeschicklichkeit und zweitens die Gewöhnung an Gewissenhaftigkeit und Umsicht und die Erweckung der Arbeitsfreude, also vor allem ein sittlicher Zweck. Daß mit der Entwickelung der Handfertigkeit auch eine weitgehende Förderung geistiger Fertigkeiten gesichert ist, ist eine Tatsache, die nach dem heutigen Stande der Physiologie und Psychologie nicht mehr bestritten werden kann. Sie wird uns später eine Abweichung von Kerschensteiner begründen helfen. Die zweite Aufgabe der Schule, die wir mit Kerschensteiner fanden, war die, den Beruf zu versittlichen, d. h. dahin zu wirken, daß die Berufsarbeit nicht nur für selbstsüchtige Zwecke, sondern zugleich zum Nutzen der Allgemeinheit geleistet wird. Dies ist nach Kerschensteiner nur möglich, wenn die Schüler sich selbständig und freiwillig zu Arbeitsgemeinschaften zusammenschließen, und das ist bei der Handarbeit am leichtesten durchzuführen. Der Buchunterricht und die von ihm beherrschten sprachlich-geschichtlichen Lehrfächer widerstreben ihrer Natur nach im allgemeinen der Form der Arbeitsgemeinschaft, während die naturwissenschaftlichen Fächer gemeinsame Schülerübungen geradezu fordern, also der Bildung von Arbeitsgemeinschaften entgegenkommen. Den Arbeitsgruppen fällt also als Hauptaufgabe die soziale Erziehung zu. Zwar werden in ihnen sehr bald die Tüchtigen die Führung erlangen, aber das sollen sie auch. Versteht man, es zu verhüten, daß allzu ungleiche Schüler in einer Arbeitsgruppe zusammenkommen, sucht man durch geschickten Einfluß ausgleichend zu wirken, gibt man selber das Vorbild der Opferwilligkeit, so werden hier die sozial wertvollsten Eigenschaften entwickelt werden, nämlich Feinfühligkeit, Verantwortlichkeitsbewußtsein, Hingabesittlichkeit. So zeigt sich schon hier, wie eng die Begriffe Arbeitsschule und Gemeinschaftserziehung zusammenhängen. Die besonderen Veranstaltungen, die ich der Gemeinschaftserziehung zurechne, müssen späteren Ausführungen vorbehalten bleiben.

Warum darf man nun wagen, den freien Arbeitsgemeinschaften einen so hohen Wert für die Erziehung nachzusagen, während man ihn der Lernschule abspricht? Weil Willensstärke — sagt Kerschensteiner — sich nur entwickeln kann, wenn der Wille beständig Gelegenheit hat, sich nach freier Wahl in Handlungen zu entladen; weil die Klarheit des Urteils sich leichter gewinnt, wenn die Erkenntnisse durch Erfahrung erarbeitet werden müssen; weil Feinfühligkeit und Entschlußkraft nur in vielfachem Umgang mit der Wirklichkeit, also im tätigen Schaffen zu entwickeln sind.

Wenn es nun gilt, den Gedanken der Arbeitsschule durchzuführen, so scheiden sich alsbald die Wege der Reformer. Da nämlich die handgreiflichste Form der Arbeit eben die Handarbeit ist, so glaubten viele, die Aufgabe am besten so zu lösen, daß sie auf allen Unterrichtsgebieten möglichst häufige und mannigfache Betätigung der Hand herbeiführten. Sie nannten das Arbeitsunterricht als Prinzip. Kerschensteiner spottet weidlich über die Leute, die im Geschichtsunterricht Ritterburgen modellieren, Laubsägearbeiten anfertigen, Pläne von Schlachtfeldern zeichnen lassen und damit den wahren Arbeitsunterricht geschaffen zu haben glauben, oder die das Schreiben und Zeichnen durch Erbsen- und Stäbchenlegen oder Tonkneten vorbereiten wollen. Jedes Unterrichtsgebiet habe seine eigne Methode, die sich nicht durch eine beliebige andre Technik ersetzen lasse. Die Arbeit in den Fächern besonders, die sich — wie der Sprach-, Geschichts- und Religionsunterricht — auf überlieferte Tatsachen stützen, könne nur durch geistige Arbeit schöpferisch gestaltet werden. Auch in den Fächern aber, die an sich eine Veranschaulichung, einen Ausdruck der von dem Kinde gewonnenen Eindrücke, Vorstellungen oder Empfindungen durch Handbetätigung gestatten, will Kerschensteiner von einer solchen nur unter der Bedingung etwas wissen, daß gleichzeitig in besonderem Fachunterricht die Technik dieses Ausdrucksmittels erworben wird. Seine alte Forderung 'Kein Fachunterricht ohne Zeichnen' hält er nur unter der Voraussetzung aufrecht, daß ein sorgfältiger Fachunterricht im Zeichnen den Schüler planmäßig zur Zeichenfertigkeit erziehe; ebenso aber dürfe dann die sonstige Handbetätigung — also etwa Holz- und Metallarbeiten zur Herstellung physikalischer Apparate — nur geduldet werden, wenn zugleich ein entsprechender fachmäßiger Handfertigkeitsunterricht zur Beherrschung der jeweilig in Betracht kommenden Technik verhelfe. Es gebe nichts Gefährlicheres, als zu dulden, daß die Hand die Dinge nur 'so ungefähr richtig' darstelle. Das führe zu dem übelsten Dilettantismus, der den Charakter verderbe. Nur wohlüberlegte, gründliche und absolut ehrliche Arbeit könne die Charakterbildung fördern. Es sei ein Verbrechen an der Schule, wenn man das Arbeitsprinzip nicht auf den Boden der Gründlichkeit stelle. Ehe der Schüler nicht die Technik des Ausdrucksmittels beherrsche, dürfe man seinem Schaffensdrang keinen freien Spielraum gewähren. Nur ab und zu möge zur Veranschaulichung des Lehrstoffes eine Ausnahme geduldet werden, hauptsächlich, damit der Schüler die Mängel seiner Beherrschung der Technik erkenne. Dagegen das fortwährende Illustrieren und planlose Darstellen aller möglichen Dinge erdrossele geradezu die schwache Begabung für zeichnerischen Ausdruck, wie sie den meisten Menschen eigen sei. Diese Warnungen nun sind von vielen Reformern in den Wind geschlagen worden. Sehen wir uns z. B. die Veröffentlichungen der Dortmunder Arbeitsschule oder des Leipziger Lehrervereins daraufhin an, so erkennen wir schon an den beigegebenen Abbildungen, daß hier fast in allen Unterrichtsfächern die Handbetätigung nicht nur gelegentlich nebenherläuft, sondern geradezu den Kern des Unterrichts und den Stolz der Reformer bildet. Also auch hier herrscht schrankenlos der moderne Expressionismus und nimmt nicht ganz selten die Formen des Dadaismus an.

Schon lange ist es mir, als hörte ich aus Ihrem Kreise den ungeduldigen Zwischenruf: 'Warum langweilst du uns mit Ausführungen über Fragen der Volksschulpädagogik? Hat nicht die höhere Schule ganz andere Bildungsgüter zu pflegen und mithin andere Arbeitsmethoden anzuwenden?' Darauf ist folgendes zu erwidern: 1. Keiner Schule ist von den Reformern so oft der Vorwurf gemacht worden, sie sei im schlimmsten Sinne eine Buch- und Lernschule, wie der höheren Schule. Schon deshalb mußten wir, wenn wir seine Berechtigung untersuchen wollen, die Gründe der Gegner und ihre Auffassung der Arbeitsschule kennen lernen. 2. Da die höhere Schule bisher im Dienste eines streng wissenschaftlichen Bildungsideals stand, war sie schon dadurch genötigt, viel größere Massen von Wissensstoff zu verarbeiten als die Volksschule. Dadurch setzte sie sich von vornherein in viel höherem Grade dem Vorwurfe der Wissensmast aus, den man gern gegen sie erhebt; sie hat also alle Ursache, sich mit den Methoden auseinanderzusetzen, die den Anspruch erheben, in besonders erfolgreicher Weise schöpferische Selbständigkeit zu erzielen. 3. Jahrzehntelang hat die Volksschule ihre Aufgabe darin gesehen, Herbarts Forderung des erziehenden Unterrichts zu verwirklichen, während die höhere Schule es im ganzen ablehnte, jede Unterrichtsstunde unmittelbar in den Dienst der Erziehung zu stellen. Wenn also heute der Volksschule trotz ihrer Vergangenheit von vielen Reformern der Vorwurf gemacht wird, sie sei viel zu sehr eine Buch- und Lernschule geblieben, so muß ja dieser Vorwurf mindestens ebensosehr die höhere Schule treffen. 4. Da die höhere Schule alle ihre Schüler künftig aus der Grundschule empfängt und sich in dieser der Arbeitsschulgedanke heimisch zu machen beginnt, so hat sie die Pflicht, sich zu fragen, ob er nicht auch ihren eigenen Zielen Förderung bringen kann.

Ehe wir aber untersuchen, wieweit die Idee der Arbeitsschule an der höheren Schule vielleicht schon verwirklicht ist und wieweit sie an ihr überhaupt verwirklicht werden kann, sind noch ein paar weit über Kerschensteiner hinausgehende grundsätzliche Bestrebungen der modernsten Volksschulreformer zu betrachten, weil die sog. entschiedenen Schulreformer sich in bezug auf die höhere Schule ganz dieselben Forderungen zu eigen machen, ja vielfach überhaupt die baldige Beseitigung der höheren Schulen als besonderer Schulgebilde erstreben.

Kerschensteiner nennt es einmal eine Verirrung der Konzentrationsidee, die landläufigen Unterrichtsfächer als Bildungskanäle überhaupt aufzugeben und den gesamten Wissensstoff in ein ganz willkürlich geordnetes System zu bringen. Damit aber ist gleichsam prophetisch der wichtigste und grundstürzende Angriff gekennzeichnet, den die schärfsten Reformer in beiden Heerlagern gegen die alte Schule richten. Diese lachen geradezu darüber, daß die ganze amtliche Schulreform sich in einem Umbau der Schulpyramide erschöpfen zu wollen scheine. Wenn die Schulkämpfe seit 1918 kein anderes Ergebnis hätten, als bequemere Übergänge von einer Schule zur andern zu schaffen, wenn eine mehr oder weniger verschmitzte Aufbauschule oder ein deutsches Gymnasium das Ei des Kolumbus sein solle, dann sei die viele Druckerschwärze vergeblich ge-

flossen. Wenn nicht ein völlig neuer Geist und ein ganz neues Lehrergeschlecht in die Schule einziehe, sei ihr nicht zu helfen.

Dieser neue Geist soll sich nun nun darin zeigen, daß man endlich Ernst macht mit der unbedingten Anerkennung der Naturrechte des Kindes. Diese Natur erkennt man am besten, heißt es, wenn man das Kind in seinem Spielalter studiert. Da gewahren wir bei gesunden Kindern einen unbegrenzten Tätigkeitstrieb und einen ebenso starken Fragetrieb. Das Kind will mit seinen Sinnen die es umgebende Welt entdecken; wie es nicht allein durch Hören, Sehen, Riechen, Schmecken, sondern vor allem durch das Betasten die richtigen Vorstellungen von den Dingen erhält, sie erst durch buchstäbliches Begreifen geistig begreift, so will es auch alsbald durch Ausübung seines Tätigkeitstriebes, durch Bewegungen aller Art, durch ungehemmten Gebrauch seiner Stimme, seiner Glieder, insbesondere seiner Hände, seinen Vorstellungen, Gemütszuständen und Willensregungen Ausdruck verleihen. Sein Schreien und Jauchzen, sein Laufen, Klettern, Springen und Tanzen, so unbequem sie dem Erwachsenen werden mögen, sind ebenso berechtigte Ausdrucksmittel wie sein oft als Zerstörungstrieb bezeichneter Forschungseifer. Es ist also grausam, dies alles plötzlich als Unart zu bekämpfen, wenn das Kind die Schule betritt. Statt zu verlangen, daß die Kinder in unbequemen Bänken, 'wie Perlen des Rosenkranzes aufgereiht', mit gefalteten Händen still sitzen, nur auf Befragen den Mund öffnen oder die Hand heben, schaffe man ihnen eine Schule, die sich möglichst wenig von ihrem bisherigen Spielbereich unterscheidet. Hat man ein Jahrhundert lang über die beste und gesündeste Schulbank gestritten, so heißt es jetzt: 'Fort mit den Bänken! Tische und Stühle müssen an ihre Stelle treten, die man jeden Augenblick beiseite räumen kann.' Der Lehrer soll nicht wie ein Richter auf erhöhtem Platze thronen, sondern die Jugend soll sich um ihn scharen 'wie um die Ahne, die den Kleinen Märchen erzählt'. So lange wie möglich soll sich der Unterricht im Freien abspielen: im Schulgarten, den die Kinder mit dem Lehrer bestellen, in Wald und Feld, wo die Natur an der Quelle beobachtet wird. Hat man früher unendliche Mühe auf Herstellung von Anschauungsbildern, Karten und Modellen verwendet, so heißt es jetzt: 'Weg mit den toten Bildern! Alles, was sich irgend in der Wirklichkeit darbietet, muß in seinem natürlichen Rahmen aufgesucht werden.' Und wenn der Lehrer mit der Schuljugend davorsteht, dann soll nicht er, sondern die Jugend den Weg angeben, auf dem die Erkenntnis gewonnen wird: die Schüler sollen fragen und erzählen, die Mitschüler und der Lehrer sollen antworten. Der Lehrer, der jahrhundertelang so viel geredet hat, lerne endlich schweigen! Ganz unmerklich nur darf er die Aufmerksamkeit auf bestimmte Punkte leiten. Vor allem darf er den Tätigkeits- und den Fragetrieb nicht eindämmen oder im Sande verlaufen lassen. Der Drang der Kinder, das Gesehene nachzubilden, ist so groß, daß sie jederzeit bereit sein werden zu formen, zu zeichnen oder auch das innerlich Erlebte rhythmisch und dramatisch darzustellen. Ihr Fragebedürfnis und ihre Lust, persönliche Erfahrungen mitzuteilen, ist unbegrenzt. Ebenso lebendig ist ihre Phantasie, jederzeit bereit, ein inneres Erlebnis weiterzuspinnen,

ein fremdes Erlebnis, das ihnen nahetritt, lebhaft zu erfassen und auszumalen. Deshalb darf das Buch erst da zu Worte kommen, wo die Beobachtungen der Wirklichkeit ergänzt, die Arbeit der Phantasie befördert oder berichtigt werden soll. Infolgedessen wird z. B. die Behandlung der Lesestücke oft gänzlich verschieden von der bisherigen sein. In manchen Schriften mit ausgeführten Lehrbeispielen fand ich sogar die Behauptung: wenn die ausreichende Bekanntschaft mit der Sache, um die es sich handle, durch beobachtende Selbsttätigkeit erzielt sei, werde die Behandlung der Lesestücke sich ganz erübrigen und einfaches Durchlesen genügen; ebenso werde das bloße eindrucksvolle Vorlesen eines Gedichtes den gewünschten Erfolg erreichen, wenn nur vorher die Klasse sich unter vorsichtiger Führung des Lehrers in die entsprechende Stimmung eingefühlt habe. Die Abneigung gegen das Buch geht bei den Reformern bisweilen so weit, daß sie fast die gesamte Bildungsarbeit auf den unmittelbaren Sachunterricht einstellen möchten. Als Beispiel nenne ich die 'Naturkundliche Arbeitsschule' in Neukölln. Aus der Lebensmittelnot der Kriegszeit geboren, sollte sie den Kindern durch Gartenbau einen Zuschuß zum täglichen Brot verschaffen. Jetzt aber wird sie in erweitertem Maßstabe fortgeführt, weil ihr Begründer, der Lehrer Heyn, in ihr ein unersetzliches Erziehungsmittel gefunden zu haben glaubt. 'Bei der praktischen Arbeit', sagt er, 'sollen die Schüler mit allen Sinnen den Stoff erfassen und innerlich erarbeiten und erleben als unverlierbares Eigentum, das fähig macht zum Denken, praktische Taten auslöst und Gefühle erweckt.' 'In dieser Schule lernen die Schüler Pflanzen, Tiere und Menschen lieben,' sagt er, 'und die Scholle, die Heimat, das Vaterland wächst ihnen ans Herz.' Naturkunde, Turnen, Zeichnen, Handarbeits- und sonstiger Unterricht lassen sich in diesen Gartenschulen — wie er betont — ganz anders betreiben als im Zimmer bei ausländischen Stoffen und toten Bildern. Es ist klar, daß die alten Formen des Klassenunterrichts in dieser Freiluft- und Freilichtschule von selbst verschwinden müssen, weil sie ihren Sinn verlieren. Auf eine noch viel breitere Grundlage wird der Gedanke, die Natur im umfassendsten Sinne zur Lehrerin der Jugend zu machen und sie selbst in eine Arbeitsschule zu verwandeln, von Gurlitt in seinem Aufruf zur Gründung von Schulfarmen gestellt. Zwar hat er, wie gewöhnlich, vergessen, die Quellen anzugeben, aus denen er seine Gedanken geschöpft hat. Aber es nicht zu leugnen, daß diese Wiederaufnahme Fichtescher Erziehungsziele gerade in unserer Zeit viel Bestechendes hat: den Schulstaat gleichzeitig zu einem auf sich selbst gestellten Wirtschaftsorganismus zu machen und dadurch eine 'Verwirklichung des sozialistischen Staates im kleinen' zu erreichen, wie Gurlitt verspricht, das ist eine Gedanke von solcher Tragweite, daß selbst der skeptische Gegner sozialistischer Experimente sich angereizt fühlt, ihm den Versuch der Verwirklichung zu gönnen. Auch bei Gurlitt finden wir das Bekenntnis zur Arbeitsschule mit leidenschaftlicher Abneigung gegen die alte Schule verbunden: er will drei ganze Jahre der ersten Schulzeit vom lehrplanmäßigen Unterricht freihalten und durch sog. Gesamtunterricht, möglichst im Freien, ersetzen. Von Anfang an wird auf die Pflege sämtlicher Ausdrucksmittel Gewicht gelegt:

Sprechen, Singen, rhythmische Gymnastik, Tanz, Musik, Zeichnen, Malen, Schreiben, Formen, Bauen usw. 'Der wissenschaftliche Unterricht' — so heißt es dann in Sperrdruck —, 'von Pensenzwang befreit, wird möglichst zur praktischen Arbeit in Beziehung gesetzt; der rein theoretische und abstrakt wissenschaftliche Unterricht wird auf die Zeit verlegt, die zur Betätigung in der Schulfarm nicht geeignet ist'. Also eine Art Schlechtwetterschule, die inbrünstige Gebete um gut Wetter zeitigen dürfte. Immer wieder tritt uns bei den Reformern ein wahrer Haß gegen feste Pensen entgegen. Der Hamburger Schulinspektor Matthias Meyer erinnert daran, daß im alten Rom das Pensum die tägliche Wollmenge war, die den Spinnsklavinnen zugewogen wurde. Und mit den Pensen verwirft er die feste Einteilung der Schule in Klassen. 'Klasse und Zötus', sagt er, 'sind neben «allgemeiner Bildung», mit der sie im engsten und ursächlichen Zusammenhang stehen, die schlimmsten Erfindungen der Schulmeisterei, die Inkarnation des ganzes Zwangssystems.' Er erzählt von seinen Wanderungen in Nordafrika, und seine Bewunderung für das naive Glück der jugendlichen Schlingel, die er dort auf Kokospalmen herumklettern oder in der Syrte nach Geldmünzen tauchen sah, begeistert ihn zu dem Ausruf: 'Glückliches Gabes! Du hast bis heut nur ein bescheidenes Gasthaus, kaum eine Schule, und bedrucktes Papier ist in dir so selten wie die goldenen Datteln reichlich! Glückliches Gabes! Die Natur überschüttet dich mit ihrem Segen, und deine Bewohner gehören zu der bevorzugten analphabetischen Hälfte der Menschheit!' So denkt ein 65jähriger akademisch gebildeter Pädagoge. Wir wissen also jetzt, wo nach dem Untergange des Abendlandes das Heil der Menschen herkommen wird: nicht aus Indien oder Turkestan, sondern von den Ufern der Großen und der Kleinen Syrte! Wer Pensen ablehnt, wird auch von Prüfungen und Zeugnissen nichts wissen wollen. 'Wo Gemeinschaft aufsprießen wollte,' so schildert M. Meyer die bisherige Schule, 'da ist sie mit grober Faust dazwischengefahren durch Zertieren und Versetzen, Prüfen und wieder Prüfen, Strafen und Tadeln, Loben und Vergleichen, Anstacheln krankhaften Ehrgeizes, Züchten des Strebertums, durch Verführen zu Lug und Trug, durch Verhetzen der Eltern gegen die Kinder mit Hilfe der Quartalszeugnisse, die noch raffinierterweise kurz vor dem Christfest oder der Sommerreise ins Elternhaus geschleudert wurden'. . . . In der neuen Schule scheint Zank, Neid, Rechthaberei u. dgl. von selbst zu verschwinden. 'Der Starke hilft dem Schwachen, der Lebendige reißt den Langsamen mit fort. . . . Da braucht's keiner Strafe und Mahnung, die Gemeinschaft erzieht zu fröhlichem Wetteifern, und der Lehrer sieht nur zu, lenkt wenig und dann unmerklich mit keuscher, zarter Hand, ein ungekrönter König im Reiche der Jugendlust.' Sorge der Eltern um das 'Mitkommen' ihres Lieblings gibt es nicht mehr. 'Sie kommen eben alle mit. Nicht im gleichmäßigen Tempo nach dem Metronom des Lehrplans, sondern jedes in seinem eigenen.' Das Osterzeugnis sprengt nicht etwa diese Gemeinschaft. 'Nach dem ersten April ist alles wie vorher, keine jähen Zäsuren durchschneiden den glücklichen Rhythmus.' Aber einen ganz kleinen Aprilscherz scheint der Verfasser doch mit uns zu treiben. Denn gleich fährt er

fort: 'Nur ausnahmsweise löst sich ein Glied aus dem Kreise, wenn es sich zu sehr im Gefüge der Gemeinschaft gelockert hat. Es wird nicht abgestoßen, nur einer andern Gemeinschaft, zu der es besser paßt, angeschlossen.' Ja, so machen es die reformerischen Schwarmgeister gar zu gern: Sie erfinden für ihren Bedarf harmlose Namen für dieselbe Sache, die sie bei anderen verpönen. Sie übersehen einfach die Schwierigkeiten, schelten das Vergangene als das absolut Schlechte, loben nach Rousseauschem Rezept die angeborene Güte der menschlichen Natur, die allerdings in den alten Schulmeistern völlig zum Teufel gegangen ist; sie machen für jede Entartung die ungeschickten Kulturträger verantwortlich und merken nicht, daß sie ihre Ergebnisse vielfach erschleichen, indem sie die Lücken ihrer Beweisführung einfach überhüpfen. Soviel ich auch an der alten Schule für besserungsbedürftig halte, — das möchte ich doch entschieden aussprechen: Gewiß ist es beklagenswert, wenn ein Schüler wegen Unreife den Kreis seiner Klassengenossen verlassen muß, gewiß wirkt auch hie und da Allzumenschliches bei Zeugnis und Versetzung auf die Unbefangenheit der Beurteilung ein. Aber man kann getrost behaupten: Drei Viertel der Anklagen gegen die höhere Schule wären gar nicht laut geworden, wenn nicht der Aufbau unseres Bildungs- und vor allem unseres Berechtigungswesens immer wieder dazu geführt hätte, die für höhere Schulen überhaupt oder für die jeweilige Schule Ungeeigneten, weil sie einmal hineingeraten waren, hochzupäppeln und weiterzuschieben, um sie nicht ganz aus ihrer Bahn zu werfen. Und der Vorwurf des Intellektualismus, der mangelhaften Anreizung zur Selbsttätigkeit, der Stoffanhäufung usw. — so berechtigt er zweifellos vielfach ist — wäre nicht zu einem wahren 'Ecrasez l'infâme' ausgeartet, wenn die höhere Schule sich rechtzeitig so auf- und ausgebaut hätte, daß die praktisch oder künstlerisch Begabten nicht den gleichen Weg zu gehen brauchten wie die künftigen Gelehrten. Heute ist es natürlich sehr leicht und billig, Schule und Lehrer dessen anzuklagen, was sie selbst oft mit innerstem Widerstreben, ja mit Gewissensnot hingenommen haben: der Anwendung vorgeschriebener, auf bestimmte intellektuelle Begabungen eingestellter Maßstäbe auf alle Arten von Begabungen und Nichtbegabungen.

Geschichtlich betrachtet, ist es nichts als ein wildgewordener Rousseau, was in den Büchern und Programmen unserer erbittertsten Gegner spukt. Es ist jener Naturalismus, der das Kind, wie es aus den Händen der Natur kommt, als ein Gebilde anbetet, das man nur möglichst wild wachsen zu lassen brauche, wenn man die besten Früchte ernten wolle. Rousseaus Wort, daß es in der Erziehung darauf ankomme, zu verhindern, daß etwas getan werde, klingt hier überall an. Schon die vergötterte Ellen Key hat gesagt: 'Man sollte endlich einsehen, daß das größte Geheimnis der Erziehung gerade darin verborgen ist, nicht zu erziehen.' In Stunden der Kulturmüdigkeit hat wohl jeder von uns Verständnis für solche Worte. Aber sie bedeuten die Bankerotterklärung der Pädagogik. Nichts Geringeres liegt doch in der ängstlichen Scheu, mit der wir Lehrer ermahnt werden, uns im Schweigen zu üben, ebenso wie in der Mahnung Berthold Ottos, die Jugend selbst bestimmen zu lassen, was sie lernen wolle,

und in dem blinden Vertrauen, ihre Gaben würden sich ganz von selbst entwickeln. Die Forderung, die Schüler sollten sich ihre Lehrer selbst wählen, liegt schließlich in gerader Linie der übrigen Gedanken. Daß dann auch die Schulzucht ganz und gar in die Hände der Jugend gelegt werden soll und daß sie sogar über ihre Lehrer zu Gericht sitzen darf, ist nur folgerichtig und bildet den letzten Humor der Überreform. Sie ist eine Art Selbstentmannung.

Und doch wird eine vorurteilslose, keine Selbstkritik scheuende Betrachtung der tatsächlichen Verhältnisse uns zu dem Eingeständnis führen, daß selbst in den gewagtesten Übertreibungen fast immer ein Körnchen Wahrheit steckt.

Vergegenwärtigen wir uns den bisherigen Aufbau der höheren Schulen und denken wir an den Eifer, mit dem seit der Revolution nicht nur einzelne Außenseiter, sondern ganze Gruppen und Vereine der Philologen bereitwilligst daran gearbeitet haben, neue Aufbauformen des Bildungsganges und vor allem zahlreiche Übergangsmöglichkeiten zu finden, so liegt darin doch das Eingeständnis, daß entscheidende Ansprüche bisher nicht befriedigt worden sind. Die Hast, mit der man sich zu tief einschneidenden Änderungen bereit zeigte, paßt nicht recht zu der stolzen Selbstsicherheit, mit der man kurz zuvor die alten Formen als gut, vernünftig und für die Ewigkeit gebaut behandelt hatte, am wenigsten aber zu der Entschiedenheit, mit der man — auch ich habe es getan und tue es zum großem Teile noch — die Forderungen der Einheitsschulfreunde so lange zurückgewiesen hatte. Freilich ist jetzt vielfach das Bestreben maßgebend, in der deutschen Not jeden davor zu bewahren, einen falschen Bildungsweg einzuschlagen und dadurch Geld und Zeit zu vergeuden. Aber es ist doch zugleich die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß die höhere Schule nicht genügend darauf angelegt war, die hauptsächlichen Begabungstypen den richtigen Weg zu führen, ja, daß es ihr vor allem an Einrichtungen gefehlt habe, diese Begabungstypen rechtzeitig zu ermitteln.

In der Tat läßt sich bei der Fülle mannigfaltigen Lernstoffes, den unsere Pensen enthalten, zwar trefflich erkennen, ob und wofür der Schüler ein gutes Gedächtnis hat; es läßt sich auch bei vielen Gelegenheiten seine Denkschärfe prüfen und ausbilden. Aber viel zu wenig ist unsere Schule darauf angelegt, die Selbsttätigkeit zu pflegen, die praktischen Anlagen, den Schaffenstrieb hervorzulocken und die Willenskraft zu stärken. Gewiß, es gehört ein großes Maß von Willensstärke dazu, seine Aufmerksamkeit immer wieder zu sammeln und sie auch bei solchen Gegenständen festzuhalten, denen Neigung oder Begabung des Schülers nicht gehört oder die ihm besondere Schwierigkeiten bieten. Es liegt sicher eine mächtige Schulung des Charakters darin, tagaus, tagein die natürliche Trägheit oder die kindliche Lust am Herumtummeln und Spielen zu bekämpfen, um nach dem langen Aufenthalt in der Schule noch stundenlang im Zimmer zu hocken und die Schulaufgaben zu erledigen. Aber dadurch wird doch mehr die passive Willenskraft, das stoische Ertragen unangenehmer Dinge geübt, nicht aber in gleichem Maße die Freudigkeit und Entschlußkraft entwickelt, die durch Ausbeutung des natürlichen Tätigkeitstriebes so viel leichter zu gewinnen ist. Warum sind unsere Schüler so sehr bei der

Sache, wenn sie turnen und schwimmen, rudern und Schlittschuh laufen? Warum kann man sich vor ihnen kaum retten, wenn man ein paar Kräfte braucht, die bei etwas helfen, etwas heranholen oder aufbauen sollen? Glaubt man wirklich, das geschehe nur, um sich beim Lehrer einzuschmeicheln? Nein, die Schüler empfinden es als eine Erlösung, wenn sie das bloße Stillsitzen einmal ein wenig unterbrechen dürfen. Man erinnere sich doch an die vortrefflichen Dienste, die unsere Jugend im Kriege durch allerlei Sammel- und Werbearbeit geleistet hat! Waren auch manchmal selbstsüchtige Beweggründe dabei mit im Spiele, weil ein schulfreier Tag oder dgl. mit abfiel, so kann ich doch aus Erfahrung versichern, daß ich auch bei solchen Gelegenheiten nicht im Stiche gelassen wurde, wo kein Vorteil winkte und dem Schüler nichts weiter in Aussicht stand als ein paar Stunden praktischer Betätigung und als Belohnung ein Dank des Lehrers oder nach Monaten ein Gruß aus dem Felde von unbekannter Hand. Es sind tief beglückende Erinnerungen für mich, die da in mir aufsteigen. Sie lehren mich, daß der Mensch am meisten leistet, am leichtesten zu leiten ist, am umgänglichsten und fröhlichsten, am anstelligsten und erfinderischsten ist, wenn er in selbstgewählter Arbeit einer guten Sache dienen kann.

Es liegt nun in der Natur der Dinge, daß keine Arbeit so unmittelbar die Aktivität beansprucht oder erzeugt wie die sog. körperliche Arbeit. Hand und Hirn stehen ja in Wechselwirkung, und die Handgeschicklichkeit hat ja ihren Sitz nicht eigentlich in der Hand, sondern im Gehirn, ebenso wie umgekehrt die Bewegungen der Hand auf den Aufbau der Gehirnzellen bedeutenden Einfluß ausüben. Einer der führenden Männer auf dem Gebiete der Handfertigkeitsbestrebungen, Direktor Pabst in Leipzig, nennt geradezu die Hand den sechsten Sinn und erklärt den Menschen für nicht voll gebildet, dem die Handgeschicklichkeit gebricht. Solange unsere höheren Schulen also keine pflichtmäßigen Einrichtungen für diese Dinge haben, so lange müssen wir den Vorwurf hinnehmen, daß wir eine wichtige Seite der menschlichen Bildung vernachlässigen. Die Fähigkeit, die Form der Dinge richtig zu sehen und zu beurteilen, wird durch das Auge allein nur unvollkommen entwickelt, wenn nicht Tastgefühl und Muskelempfindungen zu Hilfe genommen werden. Und wenn darüber geklagt wird, daß dem deutschen Menschen die Fähigkeit des Ausdrucks fehle, so weisen uns doch die Mängel unserer völkischen Natur darauf hin, hier Abhilfe zu suchen. Kerschensteiner hat die Forderung eines besonderen Handunterrichts für die höheren Schulen doch nur deshalb fallen lassen, weil er meinte, die aus ihnen hervorgehenden Berufe seien überwiegend geistiger Art und die erziehlichen Vorteile einer 'wohlorganisierten Arbeitsschule' seien auch in jedem anderen Fache erreichbar. Trotzdem müssen wir heute auch für die höhere Schule ganz allgemein den Anspruch auf planmäßigen Handunterricht stellen, der sich im übrigen an verschiedenem Material, also z. B. auch in der Form der Garten- und Landarbeit abspielen kann. Dieser Anspruch findet neben den soeben entwickelten Gedanken seine Begründung auch in der Verschiebung der sozialen Lage der Kreise, denen unsere Schüler entstammen, vor allem aber in der wirtschaftlichen Not Deutschlands, die wohl

noch Jahrzehnte dauern wird. Schon früher machte nur ein verhältnismäßig geringer Teil unserer Schüler die höhere Schule wirklich durch; die Zahl derer, die aus wirtschaftlichen Gründen vor Ablauf der Schulstudien in praktische Berufe übergehen, wird immer größer. Wenn die Schule auch keineswegs die Aufgabe hat, den Schülern bestimmte Handfertigkeiten im Hinblick auf bestimmte Berufe beizubringen, so hat sie doch nach Ansicht aller derer, die sich mit Berufspsychologie befassen, die Pflicht, nichts zu versäumen, was zur frühzeitigen Entdeckung der Gaben des Schülers führen kann. Handbegabung wurde bisher aber bei unseren Schülern meist nur zufällig entdeckt, etwa außerhalb des Schulbetriebs bei den häuslichen Basteleien, oder wenn einer freiwillig ein Anschauungsmittel für den Unterricht anfertigte. Die Schule selbst besaß außer dem Zeichenunterricht keine Einrichtung zur Ermittelung der Handbegabung, die Zeichenbegabung liegt aber nur zum kleinen Teil in dieser Richtung. Nun kann man ja sagen, diese Dinge gehörten eben nicht zu den Aufgaben der höheren Schule. Aber wer sich den bisherigen Gründen verschließt, der wird vielleicht durch die Erwägung gewonnen werden, daß dieser neue Unterricht ein Mittel sein könnte, die höhere Schule von solchen Schülern zu entlasten, deren Begabung rein praktischer oder künstlerischer Art ist.

Zu den physiologisch-psychologischen Gründen und zu der Rücksicht auf die Berufsberatung kommen weiter noch Gründe ethisch-pädagogischer Art, die wir schon gestreift haben. Handwerkliche Facharbeit ist viel mehr als die meisten bisherigen Schulfächer eine Schule der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Ob der Schüler in Pappe, Holz oder Metall arbeitet, er wird nur dann etwas Brauchbares schaffen, wenn er genaue Maße nimmt und auf saubere, gewissenhafte Arbeit bedacht ist. Aber es kommt noch hinzu, daß bei fast allen Werkstattarbeiten mehrere Schüler gleichzeitig an einem Stück tätig sein können. Dabei entwickelt sich das, was Kerschensteiner Gruppenehrgeiz nennt: nicht unschöner Wetteifer und Konkurrenzneid ist hier am Platze, sondern Rücksichtnahme und wechselseitiges Handinhandarbeiten. Der Geschicktere, Flinkere muß auf den Schwerfälligen, Ungewandten warten, während diesen der Wunsch, das Gedeihen des gemeinsamen Werkes nicht zu hemmen, ermuntert und beflügelt. Die Freude, an dem Gelingen beteiligt zu sein, erzeugt eine ganz andere seelische Atmosphäre, als wir sie in dem geistigen Wettkampf der Lernschule finden, wo die Schwachen so leicht entmutigt werden, weil ihre Minderwertigkeit ihnen fortwährend zu Gemüte geführt wird. Bei dem vom Lehrer geleiteten Frage- und Antwortspiel werden unwillkürlich die Schüler bevorzugt, die ihm mit richtigen Antworten entgegenkommen, und für den Schwachen liegen viel häufigere Anlässe zur Enttäuschung und Demütigung vor als in der Arbeitsweise einer werktätigen Gruppe. Bei noch so freundlichen Bemühungen machen es uns die Schüler selbst unendlich schwer, sie zum Fragen zu bringen, wenn sie nicht folgen können oder einen Zweifel, eine Unklarheit in sich aufsteigen fühlen. Sie wollen sich nicht bloßstellen, fürchten wohl auch oft, die Frage ungeschickt zu formulieren. Aber um alle Unklarheit zu beseitigen, müßte man doch eigentlich wünschen, immer gerade derjenigen Schüler habhaft

zu werden, die den Gegenstand noch nicht begriffen haben. Auch machen wir selbst in höheren Klassen noch oft die Beobachtung, daß gerade die Schüler, die das Aufpassen am nötigsten hätten, der Unaufmerksamkeit verfallen, wenn sie glauben, eine Zeitlang geborgen zu sein, weil ein anderer Schüler 'dran' ist. So etwas ist in der Arbeitsgemeinschaft des Handunterrichts so gut wie ausgeschlossen, weil nur gleichzeitige und gemeinsame, gewissenhafte Tätigkeit aller die brauchbare Leistung ermöglicht. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß bei dieser Art Arbeit der Lehrer naturgemäß in ein vertraulicheres Verhältnis zu den Schülern gelangt, als dies im wissenschaftlichen Klassenunterricht im allgemeinen möglich ist.

Erscheint hiernach die Einführung fachmäßigen Handunterrichts in die höhere Schule unbedingt geboten, so wäre dagegen ein ablehnender Standpunkt verständlich gegenüber dem weiteren Vorschlag, auch den übrigen Unterricht durch möglichst häufige Verwendung der Handgeschicklichkeit zu beleben. Gewiß haben diejenigen das Wesen der Arbeitsschule nur oberflächlich erfaßt, die es darin sehen wollen, daß immer wieder mitten aus einem geistigen Arbeitsprozeß zur Handbetätigung geschritten wird. Gewiß darf man über die Konzentrationsfanatiker spotten, die erst dann ein Lesestück, eine biblische Geschichte oder ein Gedicht seelisch zur Anschauung gebracht zu haben glauben, wenn sich alle Schüler auf den Knetton oder den Zeichenstift stürzen und irgendein plastisches oder graphisches Monstrum in die Welt setzen. Aber man sollte sich darin auch nicht allzu ablehnend verhalten. Ich habe schon oft Schüler gehabt, die es einfach nicht lassen konnten, zu einer Geschichte oder einem Gedicht eine Illustration herzustellen. Wo solche Neigungen bestehen, sind auch meist entsprechende Gaben vorhanden. Diese sollte man für den Unterricht fruchtbar machen. Die Frage, ob jemand den in Rede stehenden Gegenstand an der Tafel veranschaulichen könne, oder ob einer in der Lage sei, zu Hause dazu eine zeichnerische Skizze herzustellen, wird meist bereitwilliges Entgegenkommen finden. Alle Schüler gleichzeitig so oft wie möglich zu diesen Dingen aufzufordern, wäre aber wohl zwecklose Zeitverschwendung.

Würde man sich nun dahin einigen, die Handarbeit als besonderes Fach in allen höheren Schulen einzuführen, würde man auch die gelegentliche Belebung des übrigen Unterrichts durch Ermutigung der Handgeschicklichkeit begünstigen, im übrigen aber alles beim alten lassen, so könnte man sich schwerlich schmeicheln, den Makel der Lernschule ganz von der höheren Schule abgekratzt zu haben. Im Gegenteil. Die Schüler würden den Unterricht in den rein geistigen Fächern — wie ich sie mal ungenau nennen will — um so unbehaglicher empfinden: der Zwang zum Stillsitzen, zur überwiegend rezeptiven Teilnahme würde diese Fächer nun erst recht unbeliebt machen. Um den Vorwurf, daß die produktiven Kräfte bei dem bisherigen Verfahren veröden und daß die Möglichkeit des Forschens, des Selbstfindens der Probleme und ihrer Lösungen unterbunden sei, endlich aus der Welt zu schaffen, müssen wir zusehen, ob wir den Gedanken des Arbeitsunterrichts nicht zum umfassenden Leitmotiv des gesamten Unterrichtsbetriebs der höheren Schule machen können.

Da aber erheben sich gewaltige Schwierigkeiten. Zwar ist man längst dazu übergegangen, im Physik- und Chemieunterricht, teilweise auch in der Biologie die sog. Schülerübungen einzurichten, oft freilich nur in der Form des freiwilligen Sonderunterrichts. Auch den sonstigen naturkundlichen Unterricht einschließlich der Erdkunde würde man gewiß auf eine größere Aktivität der Schüler anzulegen bereit sein, wenn nicht — zumal in großen Städten, wo Unterricht im Freien nur ausnahmsweise zu haben ist — die Schwierigkeiten sehr viel größer wären, als die Theoretiker es wahr haben wollen. Immerhin wird es in den naturwissenschaftlichen Fächern möglich sein, Arbeitsgemeinschaften zu bilden und diese zur selbständigen Anstellung typischer Versuche, Beobachtungen und Untersuchungen anzuleiten, so daß sie durch eigene Arbeit die naturwissenschaftlichen Arbeitsmethoden kennen und handhaben lernen. Nur bilde man sich nicht ein, daß man daneben den alten Klassenunterricht, bei dem der Lehrer mehr ist als bloß ein 'freundlicher Wächter', werde entbehren können. Denn wie sollte z. B. der Aufbau des wissenschaftlichen Systems der Pflanzen- und Tierwelt oder der organischen Chemie anders gewonnen werden können als durch zusammenhängenden entwickelnden Unterricht des Lehrers?

Wie aber steht es mit dem Arbeitsprinzip nun gar in den Gesinnungsfächern, in der Mathematik, in den fremden Sprachen? Sollen wir uns wirklich dazu entschließen, hier den sog. Pensenzwang aufzugeben und die nach dem Lebensalter der Schüler und nach der inneren Logik des Gegenstandes getrennten Klassengemeinschaften aufzulösen, um die Schüler zu freiwilligen Arbeits- und Interessengemeinschaften zusammentreten zu lassen, deren Zahl, Zusammensetzung und Stoffauswahl mittel- oder unmittelbar von den Schülern bestimmt wird? Sollen wir in der Zurückhaltung gegenüber der heiligen Individualität wirklich so weit gehen, daß wir bloß wie bescheidene Kellner — es soll auch solche geben — mit der Speisekarte der geistigen Genüsse dastehen und abwarten, was der augenblickliche Appetit der jugendlichen Gäste zu genießen wünscht? Werden sie eine vernünftige Speisenfolge wählen, die ihnen nicht den Magen verdirbt und sie ausreichend ernährt? Paulsen, nicht der berühmte Pädagoge, sondern der Berliner Oberstadtschulrat, sagt freilich: 'Jedes begrifflich vorweggenommene Ziel der Erziehung droht Lüge und Verrat am Kinde zu werden.' Aber wären wir echte Führernaturen, wenn wir nur dann zu führen bereit wären, wenn die Führung begehrt wird, uns aber in die Ecke drückten, solange die Führerlosen zu keinem Entschlusse kommen können oder von ihrer Laune, ihrer Unkenntnis, ihrer Nachahmungssucht oder ihrem Herdentriebe bald hierhin, bald dorthin geschoben werden? Und weiter: Wollten wir auch wirklich nur Neigung und eignen Willen über die Zugehörigkeit zu den Arbeitsgemeinschaften entscheiden lassen, können wir darauf verzichten, den Arbeitsbetrieb beständig zu lenken? Können wir es unterlassen, die Leistungen beständig zu werten, zu zensieren? Nehmen wir als Beispiel die mathematischen Arbeitsgemeinschaften. Es wird doch — ganz abgesehen von der Schülerzahl — mehrere geben müssen, da doch von den elementaren zu immer schwierigeren Stoffen aufgestiegen werden

muß. Soll nun das Recht des Übergangs aus der niederen in die höhere Gemeinschaft etwa auch von dem Willen des Schülers abhängen? Soll sie vielleicht für alle ohne Ausnahme einfach dann erfolgen, wenn der Kursus beendet ist? Beides wird unmöglich sein. Sondern es wird auch hier von dem Urteil des Lehrers abhängen müssen, ob der Schüler aufsteigen kann, d. h. ob er reif ist. Und das wird man wohl doch wieder eine Versetzung nennen müssen, falls man es nicht vorzieht, ein neues Wort dafür zu erfinden, um die Kunst der Schaumschlägerei nicht zu verlernen und nicht etwa Althergebrachtes als richtig gelten zu lassen. Also täte man doch besser, die neuen Gedanken erst nach allen Richtungen praktisch zu Ende zu denken, ehe man mit billiger sittlicher Entrüstung auf die alte Lernschule losschlägt und ihr gar vorwirft, sie hetze durch die Zeugnisse die Eltern gegen die Schüler auf. Und mancher, dem man heute die Leitung großer Unterrichtsbetriebe anvertraut, sollte lieber erst in ruhiger Studierstube seine Gedanken ausreifen lassen oder sie an einer kleinen Versuchsschule ausprobieren, nachdem er zur Beruhigung seines Nervensystems die üblichen Schritte getan hat.

Die Reformer, die mit der Selbsttätigkeit, der Rede- und Fragefreiheit, dem Rechte des Schülers, seine Einfälle, Empfindungen und Zweifel auszusprechen, Ernst gemacht haben, sind sehr bald dahintergekommen, daß das alles nicht möglich ist, wenn nicht eine außerordentliche Einschränkung des Lehrstoffes vorgenommen wird. Aber wenn man auch bereit wäre, in allen Unterrichtsfächern solche Beschneidung des Stoffes in weitem Umfange vorzunehmen — und das wird auch aus anderen Gründen geschehen müssen —, so findet diese in der höheren Schule doch ihre Grenze an dem Charakter des wissenschaftlichen Unterrichts, der eben aufhört, wenn man soundso viele Probleme unbeachtet läßt, um Zeit zu ersparen. Will man also die Stoffe nicht bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln, will man aber auch die Gesamtstundenzahl nicht vermehren, so bleibt nur übrig zu verbieten, daß ein Schüler an allen Unterrichtsfächern teilnehme, weil die neue Arbeitsmethode trotz Beschneidung des Lehrstoffes eine Vermehrung der Stundenzahl für die einzelnen Fächer erzwingen wird. Damit würde man aber gerade der freien Neigung, die die Seele der Arbeitsschule sein soll, einen starken Damm entgegenwerfen. Wer bürgt übrigens dafür, daß die Neigung nicht oft auf falscher Fährte geht und daß die Begabung mit der Neigung im rechten Verhältnis steht? Wer bürgt dafür, daß in der Zeit der Geschlechtsreife, die doch bei den meisten Menschen erst den inneren Beruf und die wahre Begabung zum Durchbruch bringt, sich nicht allerlei Überraschungen einstellen, die erkennen lassen, daß der Schüler sich selbst getäuscht hat? Es wird also wohl mindestens auf der Unter- und Mittelstufe die Entscheidung über die Auswahl des Lehrstoffes dem Urteil der Sachverständigen überlassen bleiben müssen, um dann auf der Oberstufe die Möglichkeit des selbstgewählten Anschlusses an Arbeitsgemeinschaften zu eröffnen. Natürlich soll das nicht heißen, daß nicht schon von unten auf durch gewissenhaftes Sichten des Stoffes und immer neues Durchdenken der Methoden möglichst viel auf die Entfaltung der Selbsttätigkeit hingearbeitet werden kann. Hoffentlich

wird die fortschreitende Entwickelung der Mittel zur Begabungsprüfung eine frühzeitige Ausscheidung aller der Schüler gestatten, die ihren Anlagen nach nicht auf die höhere Schule passen. In diesem Urteil braucht keinerlei überhebliche Geringschätzung dieser Anlagen zu liegen.

Ist diese Sichtung der Schüler — natürlich unter Ausschaltung aller falschen sozialen Gesichtspunkte — gelungen, dann erst wird ernstlich die Möglichkeit eintreten, ohne Vernachlässigung der Ziele der höheren Schule den Arbeitsschulgedanken in ihr zur Herrschaft zu bringen, der ja von Rechts wegen immer in ihr hätte heimisch sein müssen und es vielfach auch gewesen ist. Dabei werden sich von selbst die Grenzen aufdrängen, die sich aus dem Wesen der einzelnen Gegenstände für ihren Betrieb in Form von Arbeitsgemeinschaften ergeben. Für die 'Unterrichtsgebiete des traditionellen Wissens', also besonders den Geschichts- und Sprachunterricht, wird immer gelten, daß auf ihnen die Fertigkeiten um so größer werden, je mehr Wissensstoff man beherrscht. Fremdsprachlicher und deutscher Sprachunterricht sind zwar ohne Pauken von Regeln sehr wohl denkbar, denn eine Regel, die man selbsttätig aus den sprachlichen Erscheinungen abgeleitet und begriffen hat braucht man nicht mehr zu pauken; aber gilt dasselbe auch vom Erlernen der Vokabeln und der sog. Phrasen? Ohne sie ist ein Fortschritt in den Fertigkeiten nicht denkbar, und sie sind ohne Inanspruchnahme des Gedächtnisses nicht zu erlernen. Ohne einen starken Aufruf des Fleißes und guten Willens kommt man hier nicht weiter, und das Auswendiglernen kann dem einzelnen keine Arbeitsgemeinschaft abnehmen, ja nicht einmal erleichtern. Es gibt also große Arbeitsgebiete, auf denen wir zunächst nur wenig Selbsttätigkeit ermöglichen können, sondern uns mit der Mittätigkeit begnügen müssen. Auch darf man den Ausdruck Tätigkeit beileibe nicht zu eng fassen. Ist aufmerksames Mitdenken nicht auch eine Art Handeln? Und wird Energie, Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit nicht auch geübt, wenn z. B. der Schüler eine schwierige mathematische Entwickelung vollzieht oder wenn er einen Aufsatz schreibt, der sein ganzes Denken in Anspruch nimmt? Kann er nicht trotzdem freudig und freiwillig arbeiten? Übrigens ist bei rein geistiger Arbeit auch die Arbeitsteilung viel schwerer möglich als etwa bei gemeinsamer Herstellung eines Schrankes oder beim Laboratoriumsversuche. Wenn in der geschichtlichen Arbeitsgruppe ein Schüler über diese Quelle berichtet, der andere über jene, so haben die anderen persönlich davon nicht mehr, als wenn es der Lehrer täte. Das Gefühl, die Wahrheit selbständig erarbeitet zu haben, könnten sie doch nur haben, wenn sie diese Quellenforschung jedesmal vollständig mitmachten, was sich aber von selbst verbietet.

Trotz diesen Schwierigkeiten werden wir diese Fächer der Durchführung des Arbeitsprinzips nicht von vornherein entziehen wollen; nur wird sie freilich nicht leicht sein. Denn wie schwer wird allein schon die Beschaffung der Quellen sein, heute, wo die notdürftigsten Schulbücher kaum zu bezahlen sind! Wie schön wäre es, wenn in den Oberklassen die Werke bedeutender Geschichtschreiber herangezogen werden könnten, damit verschiedene Auffassungen verglichen und schließlich vielleicht gar die Weltanschauungsprobleme der Geschichte

als Wissenschaft erkannt werden könnten! Aber woher sollen heute solche Werke beschafft werden? Ähnlich steht es mit dem Religionsunterricht. Die Quellensammlungen für die Kirchengeschichte, so bescheiden ihr Umfang ist, wird man nicht anschaffen können; selbst den Ankauf von ein paar Schriften Luthers aus der Reclambücherei wagt man nicht zu fordern. Teilt aber der Lehrer ein paar Bruchstücke mit, so hat er die Auswahl getroffen, und von selbständigem Forschen kann keine Rede sein. Freilich sind das Schwierigkeiten, die hoffentlich einmal verschwinden und die ja nicht zu den wesentlichen Hemmungen der Durchführung des Arbeitsprinzips gehören. Diese liegen beim Religionsunterricht vielmehr darin, daß dem Schüler die persönlichen religiösen Erfahrungen entweder fehlen oder daß die Scheu, sie preiszugeben, seine Selbsttätigkeit aufs äußerste einschränkt. Sehr viel Takt und Nachdenken wird auch der deutsche Sprachunterricht erfordern. Manche Volksschulreformer möchten ihn als selbständiges Fach ganz aus der Welt schaffen oder ihn wenigstens seiner Eigenschaft als Gesinnungsunterricht entkleiden. Darin kann ich ihnen meiner ganzen Denkungsart nach nicht folgen. Die sprachliche Seite dieses Faches im engeren Sinne in den Dienst des Arbeitsgedankens zu stellen, erscheint mir nicht sonderlich schwer. Schon der alte Hildebrand hat — sicher ohne das Wort 'Arbeitsunterricht' zu kennen — hierfür wertvolle Fingerzeige gegeben. Und es ist durchaus nicht wahr, daß deutsche Grammatik, Rechtschreibungs- oder Interpunktionslehre nicht so behandelt werden können, daß freudigste Mitarbeit und Selbsttätigkeit angeregt wird. Schwerer ist die Vermeidung von Mißgriffen, Vergewaltigungen und Geschmacklosigkeiten bei der Behandlung der Gedichte, wenn man den Gedanken der produktiven Arbeit der Schüler allzustark betont. Gewiß ist das Zergliedern und Zerpflücken vom Übel und kann den Genuß der Dichtung völlig totschlagen. Aber mindestens ebenso fragwürdig ist es, wenn der Lehrer z. B. J. Kerners 'Wanderer in der Sägemühle' — wie man es in der bei Teubner erschienenen 'Dortmunder Arbeitsschule' nachlesen kann — dazu benutzt, mit den Schülern den alten Doktor Kerner von seinem Hause aus ins Freie zu begleiten, wenn dabei die Schüler, vom Lehrer angereizt, den Dichter mit altklugen Vermutungen und teilnahmsvollen Betrachtungen umschwärmen, um dann mit ihm in der Sägemühle zu landen, ein Gespräch des Dichters mit dem Müller zu erfinden, wonach der Dichter — wahrscheinlich gelangweilt durch das banale Geschwätz der selbsttätigen Arbeitsgemeinschaft — einnickt, um endlich auf dem Nachhausewege das Gedicht zu ersinnen. Dieses wird nun den Schülern vorgelesen, und die Selbsttätigkeit ist wieder einmal gerettet. Der Lehrer aber bildet sich ein, die Schüler hätten alles aus sich herausdestilliert und hätten produktive Arbeit geleistet. Es fehlt nur noch, daß sie hingehen und Tannenholz zersägen und aus Plastilin eine Sägemühle oder einen alten Dichter mit Schlapphut und Knotenstock kneten, damit auch die Konzentrationsidee nicht zu kurz komme. Nein, da glaube ich doch eine bessere Methode der kongenialen Behandlung dichterischer Werke zu kennen. Ich nenne es nicht Intellektualismus, wenn ich das Gedicht zunächst einmal sprachlich zu erfassen suche, denn ich persönlich

wenigstens kann ein Gedicht erst ganz genießen, wenn ich es auch logisch verstehe. Jedes Gedicht erfordert freilich eine besondere Einstellung, und Heines oder Mörikes Lyrik wird anders zu behandeln sein als 'Das Ideal und das Leben', 'Harzreise im Winter' oder 'Wanderers Sturmlied'. Aber die Andacht des künstlerischen Genießens geht viel leichter verloren, wenn die Schüler geradezu aufgestachelt werden, aus ihrem kleinbürgerlich hausbackenen Erfahrungskreise Gedanken herbeizuschleppen, die irgendwie von ferne zur Sache gehören, als wenn der Lehrer die Führung in der Hand behält. Natürlich muß es ein Lehrer sein, dem selbst ein Tropfen von dem Öle künstlerischer Gestaltungskraft auf die Stirn geträufelt worden ist. Sonst nützt keine noch so schöne Methode. Sorgen wir, daß wir besonders beim Gesinnungsunterricht mit unsrer Klasse auf dem Fuße innigen gegenseitigen Vertrauens stehen, dann lösen sich die Zungen leicht, und an Selbsttätigkeit fehlt es nicht. Gehen wir auch bei den freien Vorträgen der Schüler möglichst auf ihre Neigungen ein, ohne freilich den Hauptzweck, die Förderung der Deutschkunde, aus dem Auge zu verlieren. Lassen wir die Jugend über ihre Lieblingsdichter reden; zeigen wir, daß wir auch für moderne Schöpfungen Liebe und Verständnis besitzen! Fragen wir nach ihrer häuslichen Lektüre, ohne dabei als Schnüffler zu erscheinen! Ziehen wir geradezu mal ein Stück Schundlektüre heran, um sie an edlen Werken zu messen! Gestatten wir den Schülern hin und wieder freie Aufsätze über ein geistiges Erlebnis, das sie bewegt, über ihre Lieblingsbeschäftigung, über ihre Zukunftspläne! Solche Aufsätze gelingen immer merkwürdig gut, denn sie sind aus der Freude an der Darstellung eigner Gedanken und Empfindungen geboren.

Ein Wort noch über den fremdsprachlichen Unterricht. Ein so scharfer Gegner des humanistischen Gymnasiums in seiner heutigen Form wie Kerschensteiner urteilt doch über den Unterricht in den alten Sprachen, daß er eine vortreffliche Stätte des Arbeitsunterrichts sein könne, wenn er richtig betrieben werde. Das mögen sich diejenigen gesagt sein lassen, die dem Gymnasium jede Berechtigung im modernen Leben absprechen zu dürfen glauben. Der neusprachliche Lehrbetrieb kommt deshalb auf keinen grünen Zweig, weil ihm eine solche Fülle von Zielen gesteckt ist, daß er jedes einzelne nur mangelhaft erreichen kann. Wenn Sicherheit in Grammatik und Rechtschreibung und Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche zweier moderner Fremdsprachen erzielt werden soll, dann kann das Wichtigste, das Verständnis der fremden Kultur, niemals erreicht werden. Das Parlierenkönnen erscheint mir als allgemeine Forderung ebenso aussichtslos und überflüssig wie die schriftliche Fertigkeit, die ja freilich noch weniger erreicht wird als jenes. Aber eine umfassende Lektüre, das ist das Wertvollste, und dabei läßt sich die Klasse auch in eine angeregte, selbsttätige Arbeitsgemeinschaft verwandeln, wenn wir zu freierem Betriebe übergehen. Beim Parlieren werden immer nur wenige freiwillig mittun. Kommen wir dagegen zeitig zu rascher, flotter Lektüre, so tragen unsere Schüler ganz andere Werte davon. Nur müssen die Lektürestoffe allerdings auch das Lesen wert sein. Wenn nicht alle Schüler immer jede Zeile

vorbereiten müssen, wenn nur einige die Übersetzung oder die Inhaltsangabe zu übernehmen brauchen, dann läßt sich der Inhalt hinterher in gemeinsamer Besprechung um so tiefer erfassen, und die Abneigung gegen das fortwährende häusliche Präparieren stört nicht die Freude an dem Gegenstande. Auf der Oberstufe werden wir ja ohnehin — ich sage es aus sehr ernsten Gründen mit Bedauern — doch über kurz oder lang dahin kommen, daß sich die Klassen in Interessengemeinschaften spalten. Wer für fremde Sprachen keine Neigung hat, mag dann in eine andere Arbeitsgruppe hinüberwechseln. Wenn dadurch der Arbeitseifer wächst, die Selbsttätigkeit und die innere Teilnahme an der Sache gewinnt, so wird das alles schließlich doch als Fortschritt gebucht werden können, wenn auch die Klasse aufhört, eine geistige Einheit darzustellen. Sie ist es ja auch heute nur noch selten, denn es gibt doch nur erstaunlich wenig Schüler der Oberstufe, die nicht zu manchen Lehrfächern jedes innere Verhältnis verloren haben. Es scheint eben doch, als ob nur ganz wenige Menschen für die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft gleich starke oder auch nur ausreichende Begabung und Neigung aufbringen können.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß wir hier an dem Punkte stehen, wo — wenigstens auf der Oberstufe — auch die bisherige Schulethik eine Umgestaltung erfahren könnte, wenn der Arbeitsschulgedanke zum Siege käme. In der bisherigen Schule predigen wir auch den Korpsgeist, die Kameradschaftlichkeit, die Überwindung der Selbstsucht. Aber in der Praxis verwerfen und bekämpfen wir diese Tugenden, sobald sie sich gegen uns selbst oder die Schulordnung richten. Wir verbieten z. B. geradezu das gemeinsame Arbeiten der Schüler; wir bekämpfen im Unterricht mit Recht das Vorsagen als eine unerträgliche Störung; wir fordern beständig zum Wettbewerb auf und suchen den Ehrgeiz des einzelnen aufzustacheln; wir sehen das Zusammenhalten einer Klasse gelegentlich geradezu als Meuterei an; wir verlangen vom Ordner, daß er seine Kameraden anzeige und der Bestrafung preisgebe. Und niemand empfindet das als unanständig, weil unsere bisherige Schuldisziplin ohne diese Mittel kaum auskommen konnte. Es ist wohl denkbar, daß viele dieser Schäden in der Arbeitsschule verschwinden würden. Wer weiß, ob unsere Arbeit nicht erfolgreicher wäre, wenn wir unsere Klasse nicht durch Noten und Zeugnisse, Strafen und Belohnungen im Atem hielten; wenn es einmal dahin käme, daß jede Arbeitsgruppe eine Schar von lauter interessierten und begeisterten Jüngern darstellte, die keiner äußeren Anfeuerung bedürfen, weil Arbeitsfreude und Durst nach Wahrheit sie erfüllt! Alle Sittlichkeit stammt ja doch aus sozialen Trieben, und nur soweit, wie der Egoismus des einzelnen sich mit den Bedürfnissen der Gesamtheit ins Gleichgewicht zu setzen vermag, ist ein Kultur- und Rechtsstaat möglich. Gelänge es, jede Klasse zu einer kleinen Akademie von Wahrheitsuchern auszugestalten, die im Lehrer den bereitwilligen Führer und Helfer verehren, die einander nur in der Ehrlichkeit des Forschens und in der Gewissenhaftigkeit des Arbeitens zu überbieten suchen, dann könnte man alle disziplinaren Maßregeln, alles Ermahnen nnd Tadeln, Verbieten und Strafen aus den Schulräumen verbannen. Die Grundvoraussetzung wäre dabei freilich

immer, daß jede höhere Schule sich nur auf solche Schüler einzustellen brauchte, die sie auch wirklich bis zur Reife durchlaufen wollen und können.

Damit sind wir bereits mitten in dem zweiten Gegenstande unserer Betrachtung drin. Über ihn darf ich mich jetzt kürzer fassen, weil ja die richtig durchgeführte Arbeitsschule schon die wertvollsten Einrichtungen für die Gemeinschaftserziehung in sich trägt.

Denn wenn alle Erziehung wertlos ist, die nicht zum rechten Tun führt, und wenn die Arbeitsschule eine Schule der freien Selbsttätigkeit ist, dann ist erwiesen, daß die Erziehung zu Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Feinfühligkeit, zur Arbeitsfreude, zur Hingabesittlichkeit in der Arbeitsschule am besten erreichbar ist. Aber ich bin mir wohl bewußt, eine wie einschneidende und auch kostspielige Umgestaltung des ganzen Schulbetriebs erreicht sein müßte, ehe dieses heute fast noch als Hirngespinst erscheinende Ideal verwirklicht wäre. Daß dazu auch eine ganz neue Gattung von Schülern nötig ist, mag noch als die geringste Schwierigkeit erscheinen; denn die Freunde der Arbeitsschule behaupten ja eben, daß der Aufbau von Unterricht und Erziehung auf dem Tätigkeits- und dem sozialen Trieb alle die Mängel und Unarten ausschalten würde, die uns und unseren Schülern jetzt das Leben erschweren. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß auch ein neues Lehrergeschlecht nötig wäre: der bureaukratisch überwachte, nach Vorschriften, Lehrplänen und methodischen Anweisungen der vorgesetzten Behörde arbeitende Lehrbeamte müßte zum freien, schöpferischen Erziehungskünstler werden; aus tiefster, von eingehendem Studium moderner Seelenkunde durchleuchteter Einsicht und zugleich aus einer Art intuitiven Eindringens in die Bedürfnisse jeder Altersstufe müßte er verstehen, die Pforten des Geistes zu entriegeln, die Seelenkräfte ans Licht zu ziehen und ihnen jederzeit die Nahrung zu bieten, deren sie zu ihrer Förderung bedürfen. Wie aber sollten wohl die Leistungen und Ergebnisse eines solchen Schullebens nach dem Schema bureaukratischer Verwaltungskunst kontrolliert werden? Ist es nicht viel leichter, mit den heutigen Mitteln den Wert der sogenannten Lehrkräfte festzustellen? Man platzt mitten in der Stunde, natürlich ohne anzuklopfen, in den Unterricht hinein, hört eine Weile zu, macht sich Notizen über die geschickten und ungeschickten Fragen, die richtigen, halbrichtigen und falschen Antworten, stellt den Durchschnittsausfall und die Zahl der Klassenarbeiten fest, und so kann ein einzelner Vorgesetzter in wenigen Stunden eine Anzahl von Klassen und Lehrern besuchen, kann Fremdsprachler, Mathematiker, Naturwissenschaftler, Historiker, Geographen, Religions-, Turn- und Zeichenlehrer überwachen und mehr oder weniger sachverständig über sie berichten. So einfach würde in der Arbeitsschule die Kontrolle sich wohl kaum gestalten. — Ein neues Lehrergeschlecht müßten wir endlich noch in einer anderen Hinsicht werden: der sog. Lehrkörper müßte ein wirklicher Organismus werden, in dem alle Kräfte aufeinander eingespielt sind, ein Körper, an dem nicht jedes Glied sein Sonderdasein führen, seinem Fachegoismus und Fachpartikularismus frönen will, sondern wo alle wirklich eine Gemeinschaft bilden wollen, die, über alle wesentlichen Grundsätze der Erziehung einig, sich auch einmütig der Aufgabe

widmet, die Jugend mit den Fähigkeiten und Tugenden zu erfüllen, die sie für die Eroberung der geistig-sittlichen Lebensgüter und für den Dienst an der Gemeinschaft der Gesellschaft und des Staates brauchen wird.

Wie weit wir von diesem Zustande noch entfernt sind, haben gerade die Bestrebungen bewiesen, die unmittelbar dem Zwecke dienen sollten, die heutige Jugend für das Gemeinschaftsleben zu erziehen und sie mit dem Geiste zu durchtränken, den unser Volk heute nötiger hat als das tägliche Brot. Man braucht nur das Wort Schulgemeinde auszusprechen, um sofort ein aufgeregtes Auseinanderschwirren zu erleben, wie wenn man in ein Wespennest hineintritt. Allerdings ist die Art, wie diese Idee in die ohnehin tief zerklüftete und aufgeregte Schulwelt hineingeworfen worden ist, weder geschickt noch taktvoll zu nennen. Was nur organisch wachsen kann, sollte nach bureaukratischer Schablone allen öffentlichen Schulen aufgedrängt werden. Was nur aus freier Entschlußkraft und freudiger Hingabe gedeihen kann, wurde in der kränkendsten Form anbefohlen, in einem Tone, den man in der Zeit angeblich absolutistischer Untertanenbehandlung in amtlichen Erlassen niemals gehört hat. Aber war das ein Grund, die guten Gedanken, die da in unschönem Kelche kredenzt wurden, ungeprüft zurückzuweisen? War es nicht eigentlich beschämend, daß diese Gedanken den meisten von uns noch völlig neu schienen, obwohl sie seit Jahren in der pädagogischen Literatur eine Heimstätte gefunden und sich an manchen Orten auch bereits durch die Tat bewährt hatten? War es nicht eine Verdunkelung der geschichtlichen Wahrheit, wenn man sich einredete, diese Gedanken seien nichts als eine unreife Frucht der politischen Umwälzung? Und war es vornehm, diejenigen, denen diese Gedanken nicht neu und nicht mehr absonderlich und unerhört waren, sondern eine Angelegenheit pädagogischer Überzeugung, wie Verräter zu behandeln und sie wie Aussätzige zu meiden? Ich betone ausdrücklich, daß ich nicht mit rhetorischem Überschwang rede, sondern Tatsachen wiedergebe.

Gewiß durfte man mit vollem Rechte die Form, in der die Schulgemeindeidee an die Schülerschaft herangebracht wurde, als unglücklich und aufreizend und den Augenblick als schlecht gewählt bezeichnen. Gewiß zeugte es von einer unklaren Auffassung, ja geradezu von einem falschen Begriffe von dem innersten Sinne dieser Idee, daß man sie über Nacht in die Wirklichkeit umsetzen zu können glaubte, indem man Satzungen schuf und Schülerausschüsse wählen ließ. Ist es doch zu allen Zeiten das Verkehrteste gewesen, einen neuen Geist durch Verordnungen und Gesetze schaffen zu wollen. Trotzdem aber wäre es für uns Lehrer die höchste Zeit gewesen, uns mit dem Gedanken der Gemeinschaftserziehung zu befreunden; denn wer die Not des Augenblicks richtig erkannte und die schlimmere Zukunft ahnte, mußte sich doch angstvoll fragen: Was kann geschehen, um den entwurzelten Staatsgedanken in die Köpfe und Herzen neu einzupflanzen? Wie können wir die Jugend, von der doch die Zukunft Deutschlands abhängt, dafür erziehen, daß sie reibungslos in den Staat hineinwächst, daß sie mit heiligem Ernst die Pflichten gegen die Gesellschaft erfaßt und ihnen mit Opferwilligkeit sich hingibt? Wird sie es nicht am sicher-

sten erlernen, wenn sie in ihrem Jugenddasein frühzeitig eine Gemeinschaft, eine Art Abbild des Staates, erlebt, die Selbstverantwortung übt und die Mitverantwortung für andere ernst nehmen lernt?

Und da will es mir doch scheinen, als sei der Gedanke, Lehrer und Schüler (denn nur sie zusammen können die Schulgemeinde bilden) als eine große Gemeinschaft nach gleichen Kulturzielen Strebender zu vereinen, keineswegs eine unpraktische Spielerei. Über die Form, in die dieser Gedanke im einzelnen zu kleiden ist, wird sich natürlich immer streiten lassen, und das Unbrauchbarste wäre eine Schablone, in die man die verschiedensten Verhältnisse in Nord und Süd, in Groß- und Kleinstadt pressen wollte. Aber wie soll das Ziel aller Erziehung, die Erziehung überflüssig zu machen, unsere Schüler von der Fremderziehung zur Selbsterziehung, zur freien Persönlichkeit zu führen, denn anders erreicht werden, wenn nicht auch in der äußeren Verfassung des Schulstaates irgend etwas vorhanden ist, was diesen Zwecken dient? Und da jede Schule eben doch ein Ganzes, ein Körper, ein Organismus sein will, so müßte doch jede Einrichtung begrüßt werden, die dem Schüler Anlaß und Gelegenheit gibt, den Grad seiner Reife darin zu zeigen, daß er zunächst einmal für dieses Ganze des Schulstaates irgendwie nutzbringend zu wirken sucht.

Die bisherige Form der Schule — das kann auch ihr wärmster Freund nicht bestreiten — hat den natürlichen Gegensatz zwischen Schüler und Lehrer, Zögling und Erzieher nicht beseitigen können, sondern ihn sogar oft zu einer gewissen Schärfe ausarten lassen. Weil der Hang zur Ungebundenheit und die natürliche Trägheit gegenüber schwieriger, anhaltender Geistesarbeit auf der Seite der Jugend eine Art Notwehrstellung erzeugt, die sich in Auflehnung gegen die Zucht, in Täuschung und Lüge kundgibt, so müßte uns doch alles willkommen sein, was die Verantwortung für Ordnung, Zucht und Recht der Jugend selber zuschiebt und sie an den Gedanken gewöhnt, die Gesetze selber schaffen und hüten zu helfen, ohne die eine große Masse nun einmal nicht regiert werden kann. Warum sollen denn gerade immer die störenden, unsozialen Elemente die Möglichkeit haben, den ruhigen Fortgang der Unterrichts- und Erziehungsarbeit jeden Augenblick zu gefährden? Sollte es nicht möglich sein, eine Art öffentlicher Meinung zur Herrschaft zu bringen, die, von den Besten geschaffen und lebendig vertreten, die Störenfriede zur Unterordnung zwingt? Wissen nicht die Schüler da, wo sie unter sich sind, bei Spiel und Sport, die Ordnung aufrechtzuerhalten? Fügen sie sich dort nicht willig den Führern, die sie sich selber wählen? Warum wollen wir denn dann aber nicht auch das Vertrauen zu ihnen haben, daß sie auch in der Schulgemeinde den sittlichen Forderungen zum Siege verhelfen wollen und werden?

Ist es nicht eigentlich ein unpsychologisches, summarisches Verfahren, wenn man 18jährige Primaner unter dieselbe Zwangsdisziplin stellt wie 9jährige Sextaner? Wäre es nicht klüger, die Jünglinge für den Gedanken zu erwärmen, daß sie durch Beispiel und Ermahnung die jüngeren Zöglinge vor Störung der Ordnung bewahren müßten? Ist es nicht ein vortreffliches Mittel, das Kraftgefühl des Jünglings vor Mißbrauch zu wahren, wenn man ihm wertvolle Ziele

setzt und es in den Dienst der Gemeinschaft stellt? Und ist es undenkbar, daß man in jeder Klasse die Einsichtigen dahin bringen kann, sich mitverantwortlich zu fühlen für die dummen Streiche der Unbotmäßigen? Muß sich der Korpsgeist notwendig gegen die Lehrer und gegen die Schulgesetze entwickeln? Läßt er sich nicht dahin richten, die Achtung vor dem Schuleigentum, die Sorge für Sauberkeit und Schönheit des Klassenzimmers als ein Zeichen von Selbstachtung, ihr Gegenteil als ein Zeichen von Unkultur und Unvornehmheit anzusehen? Wir haben es doch immer gern gesehen, wenn bei besonderen Gelegenheiten, etwa bei der Entlassung der Reifeprüflinge oder bei Schuljubiläen, sich die Anhänglichkeit an die Schule zu besonderen Äußerungen der Liebe und Pietät aufschwang. Sollte es uns so schwer werden, diese Anhänglichkeit zu erzeugen, wenn wir der Jugend in jeder nur möglichen Weise die Mitwirkung an den Angelegenheiten ihrer Schulgemeinde verschaffen? Eine Schulsparkasse, hat einmal ein Freund der Schülerselbstverwaltung gesagt, ist besser als hundert Ermahnungen zur Sparsamkeit. So ist auch nach den Erfahrungen, die bereits in Menge vorliegen, die Ruhe und Ordnung in Klasse, Schulhaus und Schulhof viel leichter zu gewinnen, wenn die Überwachung durch selbstgewählte Organe der Schülerschaft erfolgt. Nur muß dabei die erste Voraussetzung sein, daß die Lehrer selbst diese Einrichtungen ernst nehmen und sie nicht, wie es geschehen ist, geradezu sabotieren, um dann zu erklären: 'Wir haben es ja gleich gesagt — es geht nicht!'

Der reinen Idee nach wird die Schulgemeinde von der Gesamtheit aller Lehrer und Schüler gebildet; allerdings ist diese Idee erst dann ganz zu Ende gedacht, wenn als drittes Glied auch die Eltern hineingenommen werden, wobei es selbstverständlich ist, daß diese nur bei besonderen Anlässen oder durch besondere Vertreterschaften an der Arbeit der beiden anderen Glieder teilnehmen können, wenn sie auch sozusagen im Geiste immer anwesend sein sollten. Deshalb sind auch Elternbeiräte und Elternversammlungen vom Standpunkte des Schulgemeindegedankens nur als Bereicherung, als Erfüllung einer selbstverständlichen Forderung zu beurteilen. Und es ist wiederum nicht gerade ein Ruhmestitel der Lehrerschaft, wenn sie hie und da durch geschickte, aber dabei doch meist sehr durchsichtige Manöver die Zusammensetzung der Elternbeiräte zu beeinflussen und möglichst viel Männer aus ihrer eigenen Mitte in diese Vertretungen der Elternschaft hineinzuschieben sucht.

Wenn die Sitzungen der Schulgemeinde da, wo man sie versuchsweise eingeführt hat, angeblich an Stoffmangel gekrankt haben und dadurch vielfach schon wieder das Eingehen der ganzen Einrichtung herbeigeführt worden ist, so liegt die Schuld nicht an der Idee selbst, sondern an der Enge und Engherzigkeit, mit der man sie aufgefaßt hat. Wenn man glaubte, diese Versammlungen seien nur dazu da, Satzungen für die Selbstverwaltung zu beraten und die gute oder die schlechte Durchführung dieser Satzungen zu überwachen oder ein wenig Übung im Gebrauch parlamentarischer Formen zu gewinnen, dann mußte man allerdings bald am Ende der Kunst anlangen. Wenn ich eben sagte, der Idee nach gehörten alle Schüler der Schulgemeinde an, so ist mir natür-

lich bewußt, daß nicht alle Schüler an allen Veranstaltungen teilnehmen können. Vielmehr ist eine Anordnung nach konzentrischen Kreisen nötig, wobei der größte Kreis die Gesamtheit aller Schüler, der nächst kleinere etwa die oberen und mittleren, der kleinste nur die Oberklassen oder nur die Primen zu umfassen hätte. Je nachdem, was verhandelt oder dargeboten wird, würde sich die Frage regeln, welcher Kreis an der Sitzung teilnimmt. Will man sich über Fragen der Schulethik oder Schulhygiene oder über die Gefahren des Alkohols unterhalten oder über eine Ferienwanderung beraten oder einen Museumsbesuch vorbereiten, dann wird der Kreis weiter gezogen werden können, als wenn man sich über staatsbürgerliche Fragen, über Weltanschauungsfragen oder über die Arbeitsmethoden einer bestimmten Wissenschaft unterrichten will. Ganz besonders scheinen mir die zahllosen Fragen der Berufsforschung und Berufsberatung ein schier unbegrenztes Arbeitsfeld für die höheren Klassen der Schulgemeinde zu sein, wobei dann erneut daran zu erinnern ist, daß auch die Eltern zur Schulgemeinde gehören, also an diesen Beratungen aktiv — als Vortragende und Sachverständige — oder passiv, als Ratsuchende, teilzunehmen berechtigt sein müßten. Die Schüler können dabei sehr wohl tätige Mithilfe leisten, indem sie aus der Literatur über die einzelnen Berufszweige Bericht erstatten oder über eigene Erfahrungen, die sie etwa auf einer Ferienreise in landwirtschaftlichen oder Industriebetrieben sammeln konnten, Mitteilung machen. Führungen durch Fabriken und Werkstätten, Gärtnereien, Mustergüter, Warenhäuser, soziale Einrichtungen, Besuche von Arbeitsstätten in Stadt und Land, von Kunststätten, von Sitzungen der Stadtverordneten und der Parlamente gehören ebenfalls hierher, geschähe es bei den letzteren auch nur, um beizeiten ein Grauen vor demagogischen Redekünsten und parteipolitischem Fanatismus zu erzeugen.

Es ist auffallend, daß bei uns das Auftauchen des Schulgemeindegedankens bei der Lehrerschaft vor allem die Sorge um den Verlust des eigenen Ansehens und die Befürchtung ausgelöst hat, die Schüler könnten zuviel Rechte erhalten, während in Amerika, wo diese Dinge längst mit gutem Erfolge erprobt sind, im Vordergrunde immer die Betonung der weitgehenden Pflichten steht, die dem Schüler aus der Schulgemeinde erwachsen. Und das ist natürlich die richtigere Bewertung: wenn die Schulgemeinde überhaupt einen Sinn haben soll, so kann es doch nur der sein, den Willen zur Hingabe, zur Opferbereitschaft bei allen Beteiligten zu wecken und zu üben. Helfen, das muß das große Wort sein, das über der ganzen Neuerung steht: helfen, daß die Schüler über ihre enge Selbstsucht hinausgelangen, indem sie für gemeinsame ideale Zwecke gewonnen werden, helfen, daß sie beizeiten die Unentbehrlichkeit sozialen Geistes für die Erhaltung und den Fortschritt aller Kultureinrichtungen erkennen, indem sie ihn in ihrem Kulturkreise erleben.

Wie soll unser Volk genesen, wenn wir nicht in dem neuen Geschlecht den Gemeinsinn schaffen, der nirgends so unentbehrlich ist wie in einer Republik! Und wie kann er leichter erzeugt werden, als wenn man in der Zeit der Bildsamkeit alle die Triebe stärkt, die seiner Entfaltung dienen können! Ganz

gleich, ob man als Ziel der Zukunft die Wiederherstellung unserer völkischen Macht oder die Pflege des Menschheitsideals und die Völkerverbrüderung ansieht, — ohne Erziehung zum tatkräftigen Gemeinsinn kann das eine wie das andere Ziel nicht erreicht werden. Ja, vielleicht darf man hier sogar die Frage aufwerfen, ob das monarchische Deutschland sich nicht lebenskräftiger erwiesen hätte, wenn die Erziehung zum guten Staatsbürger nicht bloß auf dem Papier gestanden hätte, sondern in der ganzen Einrichtung des Schulwesens ernsthaft und praktisch geübt worden wäre. Hat doch die junge Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die infolge der Aufnahme so vieler Einwanderer verschiedenster Rasse, Bildung und Sitte mit keinerlei natürlichen Instinkten dieser Bürger für ihr Adoptivvaterland rechnen konnte, in den letzten Jahrzehnten durch geschickte Erziehung der Jugend tatsächlich eine Art einheitlichen Nationalempfindens geschaffen, dessen Reizbarkeit und Zähigkeit wir ja am eigenen Leibe zu verspüren gehabt haben.

Bei den Gegnern der Schulgemeinde begegnet man manchmal dem Einwande, daß ihre Einrichtungen höchstens für ein Internat paßten, während die entsprechenden Gelegenheiten bei unseren großstädtischen Tagesschulen meist doch erst an den Haaren herbeigezogen werden müßten. Darin liegt eine gewisse Berechtigung, und Wyneken selbst, als er noch das Landerziehungsheim Wickersdorf leitete, hat einmal im Wickersdorfer Jahrbuch geschrieben, eine wirkliche Entwickelung des Schulgemeindegedankens könne nur im Internat stattfinden. Aber eben weil die Großstadtjugend in ihrer Schule bisher nicht die Heimstätte fand, die ein gutes, warmherzig geleitetes Internat bietet, so scheint es mir endlich an der Zeit, alle Gelegenheiten festzuhalten oder zu schaffen, die das Bewußtsein in den Schüler pflanzen, man wolle ihm nicht bloß wissenschaftliche Förderung bieten, sondern man wolle seiner Seele eine Heimat bereiten, in der sie Verständnis für ihre Bedürfnisse und Ausrüstung für die großen Lebensgemeinschaften erwarten könne. Wir wissen, wie leidenschaftlich die Jugend der oberen Stände sich schon vor dem Kriege von der geistigen Bevormundung durch die Schule ab- und selbstgewählten Führern zugewandt hat, und wir müssen feststellen, daß diese Bewegung in den letzten Jahren gewaltig zugenommen hat. Sollen wir diese Loslösung tatlos mitansehen, oder wollen wir nicht versuchen, der Jugend zu zeigen, daß wir noch imstande sind, sie zu verstehen und zu führen?

Gerade weil die Umgestaltung der höheren Schule zur Arbeitsschule schon der Kosten wegen noch weit im Felde liegt, deswegen sollte man wenigstens die Entwickelung der Schulgemeinde begünstigen. Aus und in ihr würden sich nämlich ganz von selbst eine Art von sozusagen außeramtlichen Arbeitsgemeinschaften bilden, indem sich Gruppen für Sport, Musik, Literatur, fremde Sprachen, Astronomie, Biologie, Philosophie usf. zusammentäten. Hier würde gleichzeitig — wiederum ganz von selbst — sowohl Gemeinbürgschaft und Hingabegeist gepflegt wie auch die Gabe der Führerschaft zur Betätigung gebracht werden. In den Erörterungen würde die Übung in ruhiger, sachlicher Darstellung der eigenen Meinung und die Achtung vor der Geschäftsordnung

und der Meinung der anderen anerzogen werden. Käme noch die Erkenntnis hinzu, wie sehr wir für das Gelingen unserer Arbeit vielfach von der Hilfe anderer abhängen, so spräche das allein schon zugunsten der Schulgemeinde. Das ist es, was unserer Jugend nottut: sich in die Gesinnung hineinzuleben, die die Voraussetzung des modernen Staatsgedankens ist, nämlich die der Verantwortlichkeit jedes einzelnen für das Gedeihen des Ganzen.

Bei alledem setze ich natürlich voraus, daß wir Lehrer immer bereit sein müßten, je nach unserem besonderen Können uns in den Dienst der Schulgemeinde zu stellen. Ich erinnere daran, mit welcher Freude die Studentenvereine den Dozenten begrüßen, der ihre Sitzungen besucht oder ihnen gar selbst einen Vortrag hält. So ähnlich denke ich mir unsere Stellung zu den Arbeitsgruppen der Schulgemeinde. Hier könnten wir wieder Führer der Jugend werden! Hier könnten wir die Selbsttätigkeit ganz anders hervorlocken als in den Pflichtstunden, denn das Bewußtsein der Freiwilligkeit würde durch eine Art Noblesse-oblige-Gefühl die Verpflichtung zu eifriger Mitarbeit erwecken.

Ist sonach die soziale und staatspädagogische Bedeutung der Schulgemeinde für mein Empfinden eine erwiesene Tatsache, ist es ferner bewiesen, daß der Arbeitsunterricht gerade die Eigenschaften stählt, ohne die eine beseelte Kulturgesellschaft nicht zu denken ist, die Opferwilligkeit, die Hingabe, die Selbstverantwortung, die innere sittliche Freiheit, die ihrem Gewissen folgen darf, weil dieses Gewissen durch tägliche Übung in Selbstverleugnung die Form des sozialen Gewissens angenommen hat, — so bin ich mir doch auch der Grenzen bewußt, die der Gedanke der Arbeitsschule und der Gemeinschaftserziehung an der Natur des menschlichen Geistes findet. Es kann nicht davon die Rede sein — wie man es heute öfters liest —, daß schöpferische Arbeit nur aus und in der Gemeinschaft entstehen kann. Gewiß, den erreichten Grad der Kulturhöhe kann der einzelne nur in der Berührung mit der Schar der Gleichstrebenden und ihren Leistungen erkennen. Aber die wahrhaft neuen, kulturfördernden Gedanken des genialen Menschen entsprießen auf geheimnisvolle Weise dem unbewußt wirkenden Schöpferdrange, dem Urgrunde des zeugenden Geistes. Der wahrhaft schöpferische Mensch ist stets ein Einsamer. Ihn kann die Gemeinschaft hemmen oder fördern, aber sein Bestes muß aus ihm selber in der Stille hervorwachsen. So kann auch die Arbeitsschule die schöpferischen Kräfte und Keime wohl anregen und hervorlocken, aber sie kann sie nicht erzeugen, wo sie fehlen. Wer das bestreitet, hat das Wesen schöpferischen Geistes und den befruchtenden Hauch einer Stunde geistigen Schaffens nie verspürt. Doch die Genies sind selten, und auf die Eigenart ihrer geistigen Gesetze kann sich die Massenschule überhaupt niemals einstellen. Sie kann nur mit Durchschnittsbegabungen und mit Durchschnittstugenden rechnen, und diesen zur Entfaltung zu verhelfen und sie für die Gesamtheit auszubeuten, ist die eigentlichste Aufgabe der Arbeits- und Gemeinschaftsschule. In gemeinsam schaffender Arbeit kann jedes Talent lernen, sich mit den Charaktereigenschaften zu wappnen, die der Gesamtheit nützen und ohne die die menschlichen Geistesgaben oft um ihre beglückendsten Wirkungen betrogen werden. Deshalb

ist mir die Schulgemeinde nicht bloß eine Laune moderner Reformpädagogik, sondern eine unersetzbare Angelegenheit, weil sie uns Lehrern die Aufgabe stellt, unsere besten Seelenkräfte daranzusetzen, nicht bloß Verstandesgaben zu pflegen, sondern ihren Besitzern dazu zu verhelfen, daß sie diese Gaben an große, begeisternde Ziele setzen: an den Dienst des Ganzen, des Volkes, des Vaterlandes.

Helfen wir an unserem Teile, das Geschlecht der Zukunft und besonders diejenigen, die seine Führer werden sollen, auszustatten mit echtem Gemeinsinn, mit dem Geiste freudiger Hingabe an die Arbeit für die anderen. Suchen wir es dazu stark zu machen, indem wir es durch richtigen Arbeitsbetrieb für den Segen der Arbeit erziehen, die nach Seneca die Nahrung edler Seelen ist, und durch ein vernünftiges, freudiges Gemeinschaftsleben in der Schule es vorbereiten auf den Dienst an den großen Gemeinschaften des Lebens.

'Nur wenn die Denkenden eins sind,' sagt Herbart, 'kann das Vernünftige, — nur wenn die Besseren eins sind, kann das Bessere siegen.'

Hermann Paul, Über Sprachunterricht. Halle, Niemeyer 1921. 29 S.

Die kleine Schrift, die letzte des am 29. Dezember 1921 verstorbenen Germanisten, ist im Sommer vorigen Jahres entstanden. So gut wie völlig erblindet und von schwersten körperlichen Leiden gequält, fand Paul nur Trost und zeitweiliges Vergessen seiner Schmerzen in der Arbeit. Mit der Vollendung der Deutschen Grammatik sah er sein Lebenswerk erfüllt; aber er hatte noch so mancherlei auf dem Herzen, worüber sich auszusprechen er das Bedürfnis fühlte. So diktierte er einem jungen Mitarbeiter seine Gedanken über Sprachunterricht in die Feder, und es mag daher nicht verwunderlich sein, wenn sich vielleicht in der Anlage der Arbeit und auch in manchen Einzelheiten hier und da die Spuren der erschwerten Entstehung verraten. Von den vorgetragenen Ansichten sind einige gewiß schon mehr, als Paul es ahnte, Allgemeingut geworden, nicht zum wenigsten durch sein eigenes Verdienst: die 'Prinzipien der Sprachgeschichte', die 1920 in 5. Auflage erschienen sind, gehören ja längst zum unentbehrlichen Rüstzeug jedes Philologen; über andere wird man mit ihm streiten dürfen. Aber wenn der Verfasser jenes grundlegenden sprachphilosophischen Werkes sich über eine so wichtige Sache wie den Sprachunterricht vernehmen läßt, werden wir aufmerken müssen.

'Die Sprache ist an sich der Gegenstand eines der wichtigsten Zweige der Kulturwissenschaft.' Deshalb ist die Beschäftigung mit Sprachen — auch mit der deutschen — für die Schule ein allgemeines Bildungsmittel. Wenn es also wahr ist, daß die Schule die Aufgabe einer allgemeinen geistigen Durchbildung hat, dann kann die Erlernung fremder Sprachen zu rein praktischem Zweck, eine an sich gewiß wünschenswerte Sache, nicht ihr Ziel sein. Wer Sprechfertigkeit erstrebt, muß andere Wege einschlagen als den des gemeinsamen Schulunterrichts. 'Die praktische Handhabung der Sprache schließt Reflexion über dieselbe möglichst aus. Anderseits muß Reflexion gefordert werden, wenn allgemeine Bildung erreicht werden soll.'

Die Schule will und kann nur das Verständnis der fremden Sprache erreichen, damit der Schüler imstande sei das Schrifttum jener, sei es wissenschaftlicher oder rein literarischer Art, zu lesen und dadurch in die fremde Kultur einzudringen. Dieses Bedürfnis ist zudem viel allgemeiner als das, sich in der fremden Sprache zu unterhalten. Während zum praktischen Gebrauch die moderne Umgangssprache gelernt werden muß, genügt die Kenntnis

dieser nicht, wenn man auch literarische Interessen befriedigen will; dazu gehört vielmehr z. B. auch Vertrautheit mit der poetischen Sprache und der Sprache früherer Zeiten. Wollen wir nur unsere eigene Kultur wirklich kennen lernen, so müssen wir auf ihre Grundlagen zurückgehen; wir müssen zum mindesten mittelhochdeutsche Literatur lesen können. 'In den Geist unseres Mittelalters können wir nicht wahrhaft eindringen ohne Kenntnis der Sprache.'

So führt der Sprachunterricht von selbst zum Nachdenken über die Sprache, erhält damit einen Selbstzweck und wird zu einem wirklichen allgemeinen Bildungsmittel. Die Sprache bietet den Stoff zu Denkübungen, das Übersetzen aus fremden Sprachen nötigt zur Bildung klarer Begriffe, die B trachtung der Sprache ist endlich 'eine treffliche Einführung nicht nur in die Psychologie, sondern auch in die Art und Weise, in der sich die geistige Entwicklung vollzieht'.

Gerade die Beschäftigung mit den alten Sprachen Lateinisch und Griechisch, die von der deutschen stärker verschieden sind als die modernen, erfordert eine höhere geistige Anstrengung. Wenn aber die modernen Sprachen in ähnlicher Weise betrieben werden wie jene, dann dienen sie nicht nur zur Vermittlung nützlicher Kenntnisse — was nach weit verbreiteter Anschauung die Hauptaufgabe der Realschulen ist —, sondern ebenso wie die alten Sprachen der allgemeinen Bildung, zumal da man in ihnen schnellere Fortschritte erzielen und deshalb vielleicht eher zu einem selbständigen Urteil gelangen kann. Es ist 'ein lächerliches Vorurteil, daß das Lateinische logischer sei als das Deutsche oder andere moderne Sprachen'.

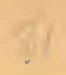
Methodischer Unterricht in der Flexionslehre z. B., die nur durch beständige Anwendung im Satze geübt werden kann, nötigt den Schüler immer wieder den Weg vom Einzelnen zum Allgemeinen und vom Allgemeinen zum Besonderen zu gehen. Die Grammatik erweitert den Wortschatz, und die Übersetzung zwingt zum Nachdenken über die Bedeutung eines Wortes, die im Satzzusammenhange ('occasionelle') durchaus nicht immer mit der Bedeutung des Wortes an sich ('usuelle') zusammenfällt. So werden die Anforderungen an das Denkvermögen gesteigert, wenn der Schüler lernt, wie sich aus der Grundbedeutung der Wörter verschiedene andere Arten entwickelt haben. Oft erscheint es unmöglich, für den fremden Ausdruck den genau entsprechenden deutschen zu finden, fremde Wortverbindungen oder gar Satzkonstruktionen lassen sich oft überhaupt nicht durch gleichartige wiedergeben; dann ist ein freieres Verfahren bei der Übersetzung nötig, aber gerade hierbei bedarf es gründlicher Überlegung, ob der wahre Sinn auch wirklich getroffen wird. 'Das Übersetzen in der Schule muß als Hauptsache nur erstreben das Verständnis zu vermitteln, nicht auch elegante deutsche Texte herzustellen.' Der Schüler aber muß durch allmählich wachsende Anforderungen dahin geführt werden, sich dieses Verständnis selbständig zu erarbeiten.

Weil die Veränderung, der jede Sprache durch die Zeit unterliegt, also die Sprachentwicklung, sich durch regelmäßige Sprechtätigkeit vollzieht, so führt die Betrachtung der Sprache endlich geradezu in die Psychologie und in die Art und Weise der geistigen Entwicklung überhaupt ein. Abweichungen in der Sprache der Schriftsteller aus verschiedenen Zeiten, Lautveränderungen, Schwankungen im gegenwärtigen Sprachgebrauch, landschaftliche Verschiedenheiten, Abstand der gesprochenen Sprache von der geschriebenen, die vielfach einen älteren Zustand widerspiegelt, Vergleichung der unter sich verwandten Sprachen bieten reichsten Stoff für geschichtliche Betrachtung. Das alles wird an Beispielen, besonders natürlich aus des Verfassers eigenstem Gebiet, der deutschen Muttersprache, vielfach erläutert.

Indem Paul dem Sprachunterricht solche Ziele steckt, wird er gerade den modernen Anforderungen im vollsten Maße gerecht, daß die Schule keine einfache Lernschule, sondern eine wirkliche Arbeitsschule sein soll.

PAUL GEREKE.

(6. März 1922)



HUMANISTISCHE BILDUNG

Ihr Wesen und Zweck in der Gegenwart

Von August Zweymüller

> Legt um Euch alle nicht nur das einigende, goldene Band der sittlichen Menschenpflicht, sondern auch das Stahlband der gleich hohen Vaterlandspflicht! Verstärkt dieses Stahlband immer weiter, bis es zur ehernen Mauer wird, in deren Schutz Ihr leben wollt und einzig und allein leben könnt inmitten der Brandung der europäischen Welt! Glaubt mir, diese Brandung wird andauern. Keine menschliche Stimme wird sie bannen, kein menschlicher Vertrag wird sie schwächen! Hindenburg.

Der Jahre hindurch vorbereitete Umsturz auf politischem Gebiete hat sein Ziel erreicht. Alte Reiche sind dahingesunken, an ihre Stelle neue Staatswesen ins Leben getreten, die ihr Dasein nach selbständigem Ermessen sich einrichten: der politische Umsturz findet seine Fortsetzung auf dem Gebiete der Innenkultur, wo heute eine lebhafte Sucht umzugestalten vor keinem Gebiete friedlicher Arbeit haltmacht. Den wirksamsten Antrieb verleiht dieser Neigung der Gedanke, das Alte sei ausnahmslos schlecht und zerfallsreif, das Neue bedingungslos gut und daher mit allen Mitteln zu erstreben. So werden wieder die Einrichtungen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts kritisch gemustert, die einzelnen aus früherer Zeit stammenden Schulgattungen aufs neue vor die Frage nach ihrem Wert oder Unwert gestellt. Damit wird psychologisch verständlich, wenn heute weitere Kreise wieder die Frage beschäftigt: ist die alte Schule des Gymnasiums, mit anderen Worten, die von diesem gepflegte humanistische Bildung heute noch erforderlich oder nicht? Haben ihre Gegner recht, die im Gymnasium — nach der Darstellung eines Juristen der Göttinger Universität, Prof. Binders — den Träger der geschichtlich erwachsenen Kultur und somit der Reaktion sehen, weil es das Gegenteil dessen erstrebe, was die Revolution in der Gleichheit der Bildung als Ideal aufstellt?

Welche Antwort wissen hierauf die Freunde des Gymnasiums? Die Frage 'Was ist humanistische Bildung?' beantworten uns die Alten selbst am besten. Georg Ebers' Roman 'Homo sum' ist früher einmal viel gelesen worden; woher rührt die Überschrift? Im 'Selbstquäler', dem nach einem griechischen Vorbilde gearbeiteten Lustspiele des Terenz, fragt Chremes teilnahmsvoll den Menedemus nach der Ursache seiner Verstimmung, bekommt aber eine unfreundliche Antwort: Chremes müsse wohl über viel freie Zeit verfügen, wenn er sich um anderer Leute Dinge kümmern könne, die ihn nichts angingen; worauf er erwidert: '*Homo sum, humani nil a me alienum puto*, ich bin ein Mensch und achte Wohl und Wehe des Mitmenschen nicht für etwas mir völlig Fremdes.' Für uns noch heute menschlich verständlich und richtig: auch wir sehen jemand für ungebildet an, dessen Denken und Wollen derart einseitig beschränkt ist,

daß er auf Gedanken und Vorstellungen anderer nicht einzugehen, ihr Fühlen und Begehren nicht menschlich zu achten weiß.

Warum ist diese 'menschliche Bildung' uns Deutschen besonders wichtig und notwendig? Es mag auf einer Schwäche der Menschennatur überhaupt beruhen, die sich auch bei anderen Völkern findet, sicher aber nirgends häufiger und stärker wahrnehmbar wird als bei dem wahrheitsliebenden und zum rücksichtslosen Verfechten der eigenen Meinung allezeit bereiten Deutschen. Nur zu häufig erlebt man's: wenn zwei Menschen einander nicht verstehen mögen, so wird der Meinungsaustausch, anstatt sachlich geführt zu werden, allzuleicht ins Persönliche gezogen; eine Verständigung erscheint ausgeschlossen, der eine, der den Standpunkt des Gegners nicht menschlich zu achten weiß, auch ohne ihn zu teilen, sieht im Partner nur zu gerne den beschränkten Kopf oder den Ketzer oder wohl auch den unzuverlässigen Volksgenossen, mit dem es keine Gemeinschaft geben könne. Das gleiche traurige Schauspiel bietet oftmals das öffentliche Leben des in Parteien gespalteten deutschen Volkes, ja die ganze mehr als 2000 Jahre lange deutsche Geschichte überhaupt, in Wahrheit eine Leidensgeschichte: die leidige Gewohnheit, die eigene Stammesart, ob süd-, ob norddeutsch, in mehr oder minder verletzender Form, mit Schärfe herauszukehren, hat noch allezeit die Feinde des Deutschtums auf die einander befehdenden Massen aufmerksam gemacht, zur Freude der Widersacher, äußerer wie innerer, die nie verfehlten, aus deutscher Not und Uneinigkeit reichlich Gewinn zu ziehen; ein trauriger Zug unserer Volksart, den der unseren Altvordern nicht wohlgesinnte Verfasser der 'Germania' genau kannte, der ihre Schwächen nicht unbeachtet ließ: 'Möge doch ewig fortdauern bei den Stämmen, wenn nicht Liebe zu uns, so doch der gegenseitige Haß! Größeres als die Zwietracht unserer Feinde kann uns ja das Glück bei dem unaufhaltsam drängenden Geschicke des Reiches gar nicht gewähren!' So hat sich am deutschen Volk erfüllt das Wort des antiken Weltbetrachters: der Charakter wird dem Menschen zum Schicksal. — Wir wollen darum humanistische Bildung nicht lediglich auf Jahrhunderte alte Überlieferung noch auf persönliche Neigung einzelner begründet sehen, denen nurvölkische Befangenheit nicht vorgeworfen werden wird, wie z. B. Lassalle, sondern eine innere Notwendigkeit gebietet sie: den Mangel an natürlicher Begabung, der Fähigkeit, dem Mitmenschen williges Verständnis entgegenzubringen, die gerade uns vielfach versagt scheint, müssen wir bestrebt sein im Wege der Bildung nach Kräften unwirksam zu machen. Das deutsche Volk wird heute, in der traurigsten Zeit seiner Geschichte, von fast der ganzen Welt gehetzt und verleumdet: und doch hat kein anderes jemals fremder Stammesart feineres Verständnis entgegengebracht, ohne Dank zu ernten, ja nicht selten — das ist des Deutschen Tragödie — bis zur Verleugnung dessen, was an der eigenen Art gut war. So dürfen wir heute, nach dem furchtbarsten aller Kriege, Gerechtigkeit von seiten der Feinde nicht erwarten, ohne uns törichter Selbsttäuschung hinzugeben: trachten wir doch wenigstens den eigenen Volksgenossen dem Deutschen durch Bildung menschlich nahe zu bringen, üben wir 'menschliche Bildung' doch endlich in dem

Sinne, daß wir vorerst im Deutschen den Mitmenschen ohne Unterschied der gesellschaftlichen Schicht erkennen! Und wer in dieser Richtung tätig ist, frei von jener aussichtslosen Neigung zu den Feinden, frei von blinder Schwärmerei für Völkerverbrüderung und leerer, ideologischer Menschentümelei, die dem eigenen Volke — wir haben es 1914—1918 erlebt — in den Rücken fällt, der mag dann auch sich dessen bewußt bleiben, ehrliche Arbeit für sein Volk — auch das Volkstum ist unzerstörbare Menschennatur — zu leisten, und kann den gedankenlosen Vorwurf zurückweisen, er erziehe 'junge Griechen und Römer'!

Wie arbeitet das humanistische Gymnasium, dieses für ein gedeihliches Zusammenleben und Wirken in gesitteter Gemeinschaft notwendige Verhalten in den hiezu Berufenen und Geeigneten zu erzeugen, den Mangel an natürlicher Fähigkeit zu menschlicher Achtung und Duldsamkeit nach seinen Kräften wettzumachen? Selbst in Kreisen, die durch diese Schule gegangen sind, herrscht darüber vielfach keine klare Vorstellung. 'Humanistische Bildung' sehen manche heute noch gutgläubig mit der Kenntnis griechischer Partikeln, nicht zu reden von den Aoristen, und der lateinischen Consecutio temporum für erschöpft an. Es mag solch sonderbarer Glaube häufig das zweifelhafte Ergebnis eines Unterrichts sein, der, statt in die Tiefe zu dringen, am Äußerlichen haften blieb, von Lehrern erteilt, die selbst kein inneres Verhältnis zur Sache gewonnen hatten. Daher die Klagen über den 'Verbalismus'. Soll der Zweck des gymnasialen Unterrichts erreicht werden, so ist dazu vor allem feinere, sorgsamere Erkenntnis der tieferen Menschennatur vonnöten, der natürlichen, sich allezeit gleichbleibenden Gesetze menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns, alles dessen, was in der Menschennatur begründet erscheint und daraus verstanden sein will. Solche Erkenntnis ist möglich; sie hat bereits in alter Zeit ihren klassischen Ausdruck gefunden in der allgemeinen Betrachtung des Thukydides über den sittlichen Verfall Athens in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges. Dort spricht der Geschichtschreiber den Satz aus: '. . . so brachten die inneren Kämpfe schweres Unheil über die Staaten mit sich, Dinge, die sich ereignen und wiederholen werden, solange die Menschennatur die gleiche bleibt.' Diese grundlegende Erkenntnis der sich allezeit gleichbleibenden menschlichen Natur muß den Ausgangspunkt der im höheren Sinne naturwissenschaftlichen Betrachtung des Typus 'Mensch' bilden. Darum besteht die Arbeit des humanistischen Gymnasiums nebst der selbstverständlichen Beschäftigung mit dem Schrifttum der Muttersprache in der fortgesetzten, mit gleichmäßiger Sorgfalt geübten, nur durch die natürlichen Schranken des Erkennens begrenzten Erklärung fremdsprachlicher Autoren, vornehmlich der literarischen Vertreter des alten Kulturvolkes von Rom und des uns noch weit mehr Belehrung bietenden Volkes von Athen. Einen der wichtigsten der maßgeblichen Gesichtspunkte bildet hiebei die oftmals wiederkehrende Frage: inwieweit ist uns dieser Vorgang oder eine Äußerung menschlich verständlich? Es ist somit der Unterricht in den alten Sprachen auch ein Stück Naturwissenschaft, nur befaßt sich dieser Unterricht nicht mit den niederen Lebewesen noch dem toten Gestein, sondern er erwählt sich zum Gegenstande das der Betrachtung am meisten würdige

Objekt, den Menschen selbst — in der Einheit von Objekt und Subjekt liegt die Schwierigkeit —, ohne jedoch in ihm einseitig nur das 'höchste Tier' zu sehen.

Unter der bei zureichender Vorbereitung auf der Unterstufe gegebenen Voraussetzung, daß die sprachlichen Schwierigkeiten nicht unüberwindlich erscheinen, bedeutet das Verfahren bei der Schriftstellererklärung an sich, besonders der altsprachlichen Autoren, ist die ganze Arbeit des Übersetzens in die Muttersprache nichts anderes als die unausgesetzte Nötigung, aufs sorgsamste einzugehen auf die verborgensten Gedanken und Empfindungen des anderen, sei es des Autors selbst oder der tätigen oder leidenden Personen, denen er seine Aufmerksamkeit widmet. Die Übersetzung dient ihrerseits auch dem Zwecke der besseren Schulung in der Muttersprache, ein Gesichtspunkt, der jetzt nicht mehr wie ehedem unbeachtet bleibt. Der Hauptgewinn zunächst für die geistige Schulung ist und bleibt doch die nicht selten sich einstellende Erkenntnis, auch eine andere Auffassung der Worte des Berichterstatters und damit des Sachverhaltes sei möglich und gerechtfertigt; in dieser Erkenntnis liegt zugleich auch ihr erzieherischer Wert für das praktische Leben: sie ist es, die helfen kann 'vorsichtiger zu machen in dem, was einer über andere Menschen glaubt, gerechter in seinem Urteil und geschickter zu einem Leben in gesitteter Gemeinschaft' (Paul Cauer).

Dieses sein unbestreitbares Arbeitsgebiet wird das humanistische Gymnasium nach wie vor hauptsächlich in den klassischen Schriftstellern und Dichtern der alten Völker von Athen und Rom suchen, von Völkern, denen wir heute *sine ira et studio* gegenüberstehen; in ihren Schriftdenkmälern, allen voran Homer und den griechischen Tragikern, spiegelt sich der Typus 'Mensch' trotz des griechischen und römischen Gewandes ungleich klarer und reiner wider, frei von nurvölkischer Eigenart; an ihnen können wir dem eigenen, dem germanischen Wesen verwandte Züge erblicken, ungleich anders als im altpersischen oder auch in dem doch bei aller Feinheit fremdartig anmutenden altindischen Schrifttum — von dessen sprachlichen Schwierigkeiten zu schweigen — oder auch in den geistigen Erzeugnissen der großen westlichen Völker von heute, wo fast durchweg der völkische Typus des Romanen oder Angelsachsen im Vordergrunde steht, Typen, denen wir heute ohne bittere Empfindungen billigerweise nicht gegenüberzustehen vermögen. Der Betrieb der Sprachen dieser Völker kommt wesentlich nur praktischen Bedürfnissen entgegen. Am vortrefflichsten, frei von idealisierender unwahrer Schwärmerei für das Altertum, ruhig sachlich hat diese grundlegende Erkenntnis, die den gymnasialen Unterricht leiten muß, Peter Corssen in Worte gekleidet: 'in der Erfassung und Darstellung gewisser nationaler und allgemein menschlicher Verhältnisse hat der antike Geist eine Schärfe und Klarheit erreicht, die auch heute noch unmittelbar die Gegenwart erleuchtet, darum, weil das Wesen dessen, was wir Welt nennen, trotz aller Ausweitung und Verwandlung seiner Erscheinung in der Zeit und durch die Zeit doch dasselbe bleibt.'

Zweitens wird der Unterricht in den alten Sprachen besonders solche Partien inhaltlich verwerten müssen, die Beiträge zur Erkenntnis der sich gleich-

bleibenden menschlichen Natur bieten, die sich auf das Verhalten von Menschen im privaten wie im öffentlichen Leben beziehen. Eine Vorarbeit hiefür leisten gelegentlich in den Unterklassen Zitate und Sprüche, die, wie beim Vergleich des Satzes in den drei Sprachen leicht ersichtlich wird, den Niederschlag allgemein menschlicher Erfahrung bilden. Belegstellen für allezeit sich wiederholende, auf tieferen Gesetzen der menschlichen Natur beruhende Erscheinungen des öffentlichen Lebens — solange Menschen eben Menschen sind — bietet mehrfach die Platonische 'Republik'. Zwei davon vermögen besonders heute, in unseren demokratischen Zeitläuften, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln; die eine (Rep. VI 3/4) hat bereits Paul Cauer im 'Kunstwart' (1919) in deutscher Übertragung einem weiteren Leserkreise bekannt gemacht; die zweite bietet sich uns im 14. Kapitel des VIII. Buches, wo Platon die fortschreitende Entartung einer falsch verstandenen demokratischen Freiheit schildert (man glaubt u. a. athenische 'Schülerräte' vor sich zu sehen). Desgleichen lassen sich Abschnitte aus der Schilderung der römischen Ständekämpfe durch Livius trotz ihrer Einseitigkeit gut dazu verwerten, das Verständnis für die Daseinsbedingungen niederer Schichten anzubahnen. Solche Belehrung mag helfen den vermeintlichen Gegensatz zwischen humanistischer und historischer Bildung zu überwinden. Dieser Gegensatz besteht nicht für den, der sich dessen bewußt bleibt, daß bei den 'geschichtlichen Ereignissen' in letzter Linie eben wieder der Mensch wirksam war, ist und sein wird, der in den Tatsachen und Erscheinungen, die wir als 'Geschichte' zusammenfassen, Offenbarungen der menschlichen Natur und ihrer Gestaltung sieht. Herauszuarbeiten sind schließlich, insbesondere bei den Dichterwerken, die großen Ideen und Gedanken, die allezeit Menschen bewegten: Odysseus, der Ritter, der nach der Heimkehr aus dem Kriege um sein Recht und alles, was ihm teuer ist, kämpfen muß, wird immer menschlicher Anteilnahme sicher sein gleichwie Antigone, die einem uralten Menschenrechte zum Siege verhilft. Ein gesundes Volk, kann am Geschichtswerk des Livius trotz seiner Schwächen gezeigt werden, sucht aus sich ein Staatswesen zu entwickeln, sein Dasein in Form des Staates zu festigen (Aristoteles), ein Gedanke, der auch einem niedergebeugten Volke helfen kann sich wiederaufzurichten.

Wenn auf diese Weise das Gymnasium zu arbeiten vermag, dann kann seine Bildung in einem sich demokratisch nennenden Zeitalter auf bevorzugte Klassen von vornherein nicht beschränkt bleiben, dann muß rein menschliche Bildung, in deren Mittelpunkt der Mensch selbst steht, die auf Erkenntnis der Menschennatur und deren Veredlung hinarbeitet, die Gerechtigkeit gegen den Mitmenschen und mitfühlendes Verständnis schaffen will, möglichst Gemeingut weiterer Schichten werden, soweit nicht natürliche geringere Aufnahmsfähigkeit oder entschiedene Abneigung im Wege steht. Humanistische Bildung aber darf, wie bereits erwähnt, nicht zur Verleugnung des eigenen Volkstums führen, sie muß sich dessen bewußt bleiben: die Schichtung der Menschheit in viele, nach Rasse, Sprache und Gesittung gesonderte Völker ist ein Stück ihrer Natur, die sich nicht verleugnen läßt; auch das eigene Volk will gerecht beurteilt sein, frei von Chauvinismus oder charakterloser weltbürgerlicher Verleugnung. Humani-

stische Bildung wird aber nach wie vor von dem gefordert werden müssen, in dessen Hand Wohl und Wehe seiner Mitmenschen gelegen ist, von den Führern und Beratern des Volkes — auch eine demokratische Verfassung kann sehr wohl gebildete Männer an der Spitze des Staatswesens sehen, solange der, der regiert, seine Persönlichkeit zur Geltung bringen soll, solange für seine Tätigkeit keine andere Begriffsbestimmung als die überlieferte gefunden wird, das Abschätzen der psychologischen Wirkungen jeglicher Maßnahme —, vom Rechtskundigen, vom Arzte, bei dessen Tätigkeit das Wesentlichste oft in seiner rein menschlichen Einwirkung liegt, vom Erzieher und Seelsorger, kurz von denen, die vor die Arbeit an Fragen der menschlichen Gesellschaft gestellt werden. Das wären, wie zu ersehen, die Berufskreise, die seit jeher ihre Vorbereitung für das Hochschulstudium am humanistischen Gymnasium fanden; zum Beweis dafür, daß auch anderwärts das Bedürfnis nach rein menschlicher Bildung gefühlt wird, mögen Techniker sich äußern. Bei der Gründung einer 'Freien Vereinigung für technische Volksbildung' sagte u. a. der Rektor der Technischen Hochschule in Wien, Prof. Halter: 'der Techniker muß lernen in der Sprache des Volkes zu sprechen, dessen Psyche zu erfassen, um den Stoff herauszuarbeiten, der dem Volke zu dessen Nutzen geboten werden kann.' Noch deutlicher brachte die Notwendigkeit menschlicher Bildung zum Ausdruck der Rektor der Hochschule für Bodenkultur, Ing. Resek: 'die Mißerfolge unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens sind hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die vielen einzelnen Kräfte unseres wirtschaftlichen Lebens nicht miteinander, sondern zumeist gegeneinander wirkten und sich hiedurch gegenseitig aufhoben. Dieser beklagenswerte Zustand wird erst dann schwinden, wenn die einzelnen Berufskreise ein gegenseitiges Verständnis für ihre Entwicklungsbedingungen erlangen werden.'

Aus diesem besonderen Zwecke des Gymnasiums, Menschen zu bilden mit Verständnis für allgemein menschliche Aufgaben, erklärt sich ungezwungen seine Abwendung vom rein Praktisch-Nützlichen, dem geschäftsmäßig, kaufmännisch Verwertbaren, sein unleugbarer Zug zum Idealen, dem Besten, was es mitgeben kann, dem schwersten Anstoß, den sein von den Gegnern humanistischer Bildung oftmals verkannter Charakter erregt hat und noch erregt, ein Zug, den es nicht aufgeben kann, ohne seiner eigentlichsten Bestimmung untreu zu werden. Sein Leitwort wird bleiben: immer und allerorts nur das Nützliche zu suchen stimmt ganz und gar nicht zum Hochgemuten und Freigesinnten (Aristoteles). Diesen Zug hat bereits früher niemand besser gewürdigt als der Verfasser der 'Geschichte des Materialismus'. 'Das humanistische Gymnasium', sagt Friedr. Alb. Lange, 'hat durch seine Begründung auf die altklassischen Sprachen eine so durchaus eigentümlich ideale Anlage, es steht den vielfach sich zersplitternden praktischen Interessen der Gegenwart dermaßen fremd gegenüber, daß die wahre Vermittlung zwischen Humanismus und Realismus wohl nur in der möglichst scharfen Trennung ihrer Gebiete liegt, wie die Trennung von Wasser und Land eine bessere Harmonie bringt als der Sumpf, der beides vereinigt'.

'Aber', könnte erwidert werden, 'wir haben doch schon jahrzehntelang feinere menschliche Bildung zu pflegen gesucht, unsere beklagte Stammesart, die wir zugeben, ist dennoch nicht geschwunden; hat sich da, wie Schwarzseher sagen könnten, die Menschennatur, zum mindesten unsere Stammesart, nicht stärker erwiesen, hat sie nicht aller Bemühungen, sie zurückzudrängen, gespottet? Ist somit unser Streben infolge der Unveränderlichkeit der menschlichen Natur im ganzen und der deutschen Stammesart im besonderen nicht vergeblich?' Auf diese oder ähnliche Einwendungen muß das Gymnasium tatsächlich gefaßt sein. Will es aber nicht nur rein verstandesmäßige Schulung bieten, sondern getreu seiner eigentlichsten Bestimmung Menschen erziehen, die der Mitwelt menschliches Verständnis und Gerechtigkeit zu erzeigen vermögen, dann wird es auf den angedeuteten oder anderen Einwand, wie z. B., es habe sich überlebt, zu antworten wissen: eben deshalb, weil unsere Volksart immer wieder durchbrechen wird, wird jedem deutschen Geschlechte von neuem das Bedürfnis nach menschlicher Bildung und die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit stets wieder fühlbar werden, wird vor die Aufgabe, das heranwachsende junge Geschlecht so auszurüsten, daß ihm die natürliche Schwierigkeit der menschlichen Verständigung untereinander im Leben keine unüberwindliche erscheint, sich jedes Geschlecht von neuem gestellt sehen, kann die Sache der Verständigung dem Zufalle eines größeren oder geringeren natürlichen Geschicks, der Sonderart des Mitmenschen gerecht zu werden, vollends nicht anheimgestellt werden.

DER LATEINUNTERRICHT AN DEN PREUSSISCHEN OBERREALSCHULEN

Von Karl Eymer

Durch Erlaß vom 4. April 1918 gilt an den preußischen Oberrealschulen der Lateinunterricht, welcher bis dahin nur privaten Charakter trug, als wahlfreies Fach. Diesem Unterricht ist ein gleichzeitig veröffentlichter Lehrplan zugrunde zu legen. Im Reifezeugnis ist ein Urteil, das nun eine Berechtigung gewährt, 'nur dann aufzunehmen, wenn sich der Schüler einer schriftlichen und mündlichen Prüfung unterzogen hat. Bei dieser Prüfung sind die gleichen Anforderungen zu stellen, wie sie in den Paragraphen 5 und 6 der Ordnung einer Prüfung im Lateinischen vom 17. August 1917 festgestellt worden sind'. Zu dieser Tatsache werden sich die Schulmänner je nach ihrem Standpunkt verschieden äußern. Der waschechte Altphilologe und Gymnasialmann, der in der Bezeichnung 'lateinlose höhere Schulen' sowieso eine *contradictio in adiecto* sieht, beobachtete schon längst mit stillem Lächeln, daß etwa gerade die 'Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen' den Lateinunterricht an Oberrealschulen eingehender erörterte, und sagt etwas boshaft: 'Nun ja, zur Vordertür wirft man das Latein hinaus, um es durch die Hintertür wieder hereinzuholen; es geht eben doch nicht ohne das.' Gegen solche Auffassung wendet sich entrüstet der Realschulmann und erklärt, die OR. werde durch die Einführung des

Lateinischen nicht alteriert, wobei er wohl das wahlfreie Englisch am Gymnasium vergleicht.[1]) Solchen Urteilen gegenüber, die man als vom vorgefaßten Standpunkt aus gefällt und damit als wenig förderlich bezeichnen mag, wirkt die Auffassung Fr. Cramers in seinem vortrefflichen Buch 'Der lateinische Unterricht' (Berlin 1919) entschieden ansprechend. Er erblickt in der Einführung des Lateinunterrichts an OR. 'ein deutliches Zeichen für die Stärke der geistesgeschichtlichen Bande, mit denen unser Sein in der Welt der Alten verankert ist' (S. 543). In seinem eben genannten Buch gibt Cramer eine sehr fein abwägende Erörterung über den gedachten Unterricht (S. 538—543) und führt die in Betracht kommende Literatur an (S. 544), die wir teilweise im folgenden erwähnen werden. Cramer redet in seinen Darlegungen, indem er sich mit Ehringhaus in Übereinstimmung erklärt, einem maßvoll gesteckten Lehrziel das Wort und trifft ins Schwarze mit dem Satze: 'Es ist nur die Frage, ob die zwei Wochenstunden, die für Obersekunda und die beiden Primajahrgänge für diesen Unterricht bestimmt sind, zur Erfüllung der Anforderungen ausreichen, die für das Lehrziel und die Lehraufgaben gestellt sind.'

Wir wollen die aufgeworfene Frage zu beantworten suchen. Zunächst wird unseres Erachtens der Kreis der Schriftsteller für OI zu weit gezogen, wie das auch Cramer feststellt. Man muß sich nur wundern, daß die eindringenden, aus der Praxis hervorgegangenen Darlegungen von Ehringhaus[2]) bei der Aufstellung des Lehrplanes in diesem Punkte nicht berücksichtigt worden sind. Freilich, Dichterlektüre ist nicht verbindlich. Aber daß sie kaum in Betracht kommen kann, steht für jeden Sachkundigen fest. Jedoch auch von Cicero, Livius, Tacitus und Florus kann bei der Kürze der für den Unterricht zur Verfügung stehenden Zeit — in OII, UI und OI wöchentlich 2 Stunden! — keine Rede sein. Der Lektüre, deren Gebiet Ehringhaus im Vergleich zu Schmitz-Mancy[3]) und zu der Versammlung von Oberrealschuldirektoren in Düsseldorf[4]) einschränkt, wird man sogar noch engere Grenzen setzen müssen, als Ehringhaus es tut. Über die Cäsarlektüre läßt sich kaum hinauskommen. Der Erlaß verkennt die Wichtigkeit der grammatischen Grundlegung nicht; heißt es doch: 'Es wird dabei zu beachten sein, daß der lateinische Unterricht auf der Oberstufe der Oberrealschulen nur dann Erfolg versprechen kann, wenn auf der Unter- und Mittelstufe der französische Unterricht sicheres grammatisches Wissen und Können vermittelt hat, an das der Lateinunterricht anknüpfen kann.' In den 'Methodischen Bemerkungen' scheint nun dieses so wichtige 'sichere grammatische Wissen und Können' ohne weiteres vorausgesetzt zu werden in den Worten: 'Es ist stets zu beachten, daß der Unterricht erwachsenen Schülern erteilt wird, denen die Behandlung grammatischer Erscheinungen durch die Beschäftigung mit zwei fremden Sprachen schon geläufig geworden ist.' Das klingt wunderhübsch. In der Tat ist aber die durch die modernen

[1]) Auf das Unzutreffende des Vergleiches weist Cramer hin: Der lateinische Unterricht, Berlin 1919, S. 539 Anm. 1.

[2]) Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen 1917 XXVIII 128 ff. 152 ff.

[3]) Ebd. XXVII 193 ff. und XXVIII 33. [4]) Ebd. XXVII 139.

Fremdsprachen erreichte grammatische Schulung bei den Schülern der Oberstufe der OR. wie überhaupt bei Oberrealschülern meist recht gering. Auch die in den Lehrplänen empfohlene 'Anknüpfung an das vorhandene sprachliche und grammatische Wissen aus den neueren Fremdsprachen' wird wohl in Wirklichkeit geringere Ausbeute liefern, als man anzunehmen geneigt sein könnte. Zu einer wirklich fruchtbaren Arbeit wäre die Darstellung der historischen Laut- und Formenlehre nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Französischen und Englischen nötig. Indes ist dies einmal schwierig und zeitraubend bis zur Unmöglichkeit, andererseits dürften ausgedehnte sprachgeschichtliche Erläuterungen eher verwirrend wirken. Damit soll die Förderlichkeit einer solchen Anknüpfung nicht geleugnet, sondern nur auf die Schwierigkeit auch dieses Verfahrens hingewiesen werden.[1]) Es soll auch gar kein Tadel gegen den neusprachlichen Unterricht an den OR. ausgesprochen werden. Dieser kann naturgemäß auch bei tüchtigstem Betrieb nicht leisten, was in dem besprochenen Lehrplan von ihm erwartet wird. Die eben angezogene Bemerkung des Lehrplanes erinnert uns an den heutigestages ziemlich weitverbreiteten, unseres Erachtens folgenschweren Irrtum, daß Latein und Griechisch einerseits und Französisch und Englisch andererseits für die — man verzeihe den Ausdruck! — gelehrte Schulung gleichwertig seien. Insbesondere werden die Schüler durch die neueren Sprachen nicht zu der für die Erlernung der alten Sprachen so wichtigen Aufmerksamkeit, welche auf die sprachliche Einzelerscheinung gerichtet ist, erzogen. Der lateinische Unterricht in der OII der OR. muß sich deshalb mit der Erörterung elementarer Begriffe befassen. Sein Gang wird dadurch leicht schleppend; schon darin liegt eine große Gefahr. Die notwendige Akribie vermögen die meisten Schüler nicht aufzubringen, da sie ihnen ungewohnt und lästig ist. Erfahrungsgemäß tritt deshalb eine erhebliche Anzahl von Schülern aus dem Unterricht aus. Andere, deren Leistungen nicht genügen, werden nach den Bestimmungen des Erlasses von der Teilnahme in der nächsthöheren Klasse ausgeschlossen. Bei dem geringen oder doch andersartigen allgemeinen grammatischen Wissen der Oberrealschüler verdiente die folgende 'methodische Bemerkung' nachdrückliche Betonung: 'Dabei muß der Unterricht durch beständige mündliche und schriftliche Übung Sicherheit in der Formenlehre sowie im Erkennen der regelmäßigen und unregelmäßigen Erscheinungen der Satzlehre geben.' Werden aber diese Übungen mit der erforderlichen Gründlichkeit betrieben, so reicht die Zeit für die Erledigung des ganzen in dem 'Lehrplan' vorgeschriebenen Pensums nicht aus. Damit kommen wir wieder auf den wunden Punkt des Lehrplanes: die zugemessene Zeit ist im Hinblick auf den Stoff und auf die andersartige Vorbildung der Schüler zu knapp.[2])

---

[1]) Für die an sich sehr wertvolle Berücksichtigung der vergleichenden Sprachwissenschaft in der Schule wird F. Sommers Schrift 'Vergleichende Syntax der Schulsprachen', Leipzig 1921, gute Dienste leisten können.

[2]) F. Ehringhaus hält auch die im Lehrplan der OI zugewiesene Lektüre für zu umfangreich. Im übrigen begrüßt er den Erlaß mit Freude (Monatschr. für höh. Schulen 1921 XX 83—86)

Um dem zweifellos vorhandenen Mißstand abzuhelfen, könnte man zunächst an eine Vermehrung der Stundenzahl denken nach dem Muster des Lateinunterrichts an den bayerischen OR., wie ihn H. Bauerschmidt erörtert.[1]) In Bayern hat dieser Lateinunterricht in der 7. bis 9. Klasse je drei Wochenstunden. Das Pensum ist maßvoll bemessen und geschickt verteilt. Die Aussicht auf Erfolg dürfte bei diesem Plan größer sein als beim preußischen. Beachtenswerterweise bemerkt aber auch Bauerschmidt, 'daß der jetzt an der Oberrealschule eingeführte fakultative Lateinunterricht, wenn er wirklich das erzielen will, was im Lehrprogramm festgelegt ist, an die Oberrealschüler, die gerade in höheren Klassen mit Arbeit schon an und für sich ziemlich reichlich bedacht sind, sehr hohe Anforderungen stellt'. Bauerschmidt empfiehlt deshalb den Realschülern, 'welche Latein brauchen oder wünschen', das Abschwenken zur Reformschule nach den ersten drei Jahren. Demnach scheint auch die Durchführung dieses Planes mit einiger Schwierigkeit verknüpft zu sein. Ohne eine Überlastung der Schüler, die zudem den Erfolg nicht verbürgt, bietet sich in dieser Richtung offenbar kein Ausweg. Die Unstimmigkeit, daß einerseits zweifellos die Notwendigkeit lateinischer Vorkenntnisse für das Studium einer ganzen Anzahl von Fächern, andererseits eine gewisse Ratlosigkeit der OR. dem vorhandenen Bedürfnis gegenüber besteht, könnte man durch die Einführung des Lateinischen auf der Unterstufe der OR. zu beheben versucht sein. Es sind nämlich Stimmen laut geworden, welche das Französische auf der Unterstufe durch das Lateinische ersetzt wissen wollen. So äußert sich Otto Lohmann[2]) folgendermaßen: 'Ich halte auf Grund der Erfahrungen eines Menschenalters diese Sprache [das Französische], so hoch ich sie persönlich schätze, für die ungeeignetste, um als erste fremde Sprache die große Masse unserer Jugend (Realschulen, Lyzeen) in fremde Sprech- und Denkweise einzuführen; ich halte ferner die Literatur, die sich für unsere Jugend verwerten läßt, für so ungeeignet, ja für so bedenklich, daß die Auswahl in stofflicher Hinsicht sehr schwierig ist.' Und weiter: 'Ich gestehe offen, ich sähe als Grundlage am liebsten das Lateinische. Denn dieses gibt den reichen Wortschatz als Grundlage für die neueren Sprachen, und auch die grammatischen Belehrungen schließen sich am leichtesten daran an.' Ähnlich äußert sich H. Vollmer in seinem Aufsatz 'Ein Zukunftsbild der höheren deutschen Schule'.[3]) Auch er wünscht das Lateinische statt des Französischen auf der Unterstufe und führt dafür neben der zu erzielenden größeren Sicherheit auch den 'idealen Gewinn' an, und zwar mit O. Jägers Worten, ferner die 'Nützlichkeitserwägung': 'Es gibt schlechterdings keine bessere Vorbereitung auf die Erlernung neuer Fremdsprachen als die lateinische Grammatik.' Auch Daschner tritt in seinem Referat

[1]) Blätter für das Gymn.-Schulw., herausg. vom Bayer. Gymnasiallehrerverein, 1910 S. 184—190.

[2]) 'Die neuere Philologie und der Krieg', Die neueren Sprachen 1915 XXIII 5. Der Aufsatz ist nicht ohne Widerspruch geblieben: vgl. ebd. E. Hollack, Der Krieg und die neuere Philologie.

[3]) Monatschr. für höh. Schulen 1915 S. 498—510.

'Zur Reform der höheren Schulen'[1]) dafür ein, auf der Unterstufe der OR. Latein zu treiben. Das entspreche dem 'Prinzip der Entwicklung', und es sei praktisch einfacher. Daschner urteilt: 'Die Notwendigkeit des Lateinunterrichts für die Oberrealschule sieht man auch heute schon ein; nur daß man das Pferd von hinten aufzäumt.' In der Tat besteht für die Oberrealschulabiturienten, sofern sie sich historischen und sprachlichen Studien widmen, eine Notlage. Sie sind gezwungen, spät und oft unter großem Zeitverlust für ihr eigentliches Studium sich lateinische Kenntnisse anzueignen. Die für die Oberrealschüler vorhandenen Nachteile beleuchtet W. Parow in seinem Aufsatz 'Zur Frage des Lateinunterrichts an der Oberrealschule'.[2]) Er sagt: 'Sollen die Aussichten, die man ihnen eröffnet hat, mehr als bloße Vorspiegelungen sein, so muß die Anstalt, der sie angehören, ihnen die Gelegenheit geben, sich die Grundlagen zur tatsächlichen Gleichberechtigung zu verschaffen. Die Einrichtung des Lateinunterrichts ist demnach eine moralische Pflicht der Oberrealschule.' Parow setzt sich für einen fakultativen Lateinunterricht an der OR. ein. Diesen haben wir jetzt. Wir versuchten darzutun, daß auch dieser dem Bedürfnis nicht gerecht wird, weil bei der geringen Stundenzahl in der Regel kein befriedigendes Ergebnis zu erzielen ist. Von einer Vermehrung der Stundenzahl, die sich doch nur in bescheidenen Grenzen bewegen könnte und zudem zur Überlastung der Schüler führen müßte, ist kaum Förderung zu erhoffen.

Auch die Einführung des Lateinunterrichts auf der Unterstufe scheint uns nicht das Heilmittel zu sein, so angenehm uns als Altsprachler auch diese Vorschläge hinsichtlich ihrer hohen Einschätzung des Lateinischen berühren. Wir lassen uns durch folgende Erwägungen leiten. Die feste Einführung des Lateinunterrichts in den Lehrplan der OR. erinnert doch an das unheilvolle Streben nach 'Uniformierung', nach der jetzt zwar verpönten, aber immer wieder in neuer Verkleidung auftauchenden 'allgemeinen Bildung'. Noch heute gilt das Wort Paul Cauers, der unermüdlich die von ihm mit diesen beiden Worten gekennzeichnete Richtung bekämpft hat: 'Der Verlauf, den die Geschichte der höheren Lehranstalten in Preußen bisher genommen hat, weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß es in Zukunft mehrere verschiedenartige, aber gleichberechtigte Schulen geben muß.'[3]) Eine jede Schulgattung sollte auf ihre Weise, ihrer Eigenart entsprechend, sich entwickeln. Freilich, es handelt sich bei unserer Erörterung um wahlfreien Lateinunterricht. Aber welches sind die im Lehrplan gesteckten Ziele? Nun, etwa die des Realgymnasiums. Darin zeigt sich etwas von dem Geist der schädlichen Gleichmacherei, welcher jeder eigenstarken Entwicklung zuwider ist. Man überhäuft die höheren Schularten mit den verschiedenartigsten Bildungsstoffen und beeinträchtigt so ihre Eigenart, deren Betonung doch nach

[1]) Bayerische Zeitschr. für Realschulwesen 1910 S. 272 ff.

[2]) Pädagog. Archiv 1909 LI 99 ff.

[3]) Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. Gesammelte Aufsätze. I. Die Gefahr der Einheitsschule, 1889, S. 10. Hingewiesen sei hier auf den Aufsatz XI 'Allgemeine Bildung', und den Aufsatz XXI 'Die Eigenart der verschiedenen höheren Schulen — wie kommt sie auch in solchen Stücken zum Ausdruck, die alle gemeinsam haben?'

dem Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 der Leitstern für sie sein sollte. Die OR. hat vor dem Realgymnasium den Vorzug der größeren Geschlossenheit und sollte sich diesen bewahren. Ihre Kräfte wird sie in der Vertiefung ihrer Bildungsstoffe besser sammeln als in deren Verbreiterung zersplittern. Auch für sie heißt es: *non multa, sed multum!* Bei einer Anerkennung dieses Standpunktes kann von einem lateinischen Unterricht auf der Unterstufe keine Rede sein, mag dieser auch an sich mancherlei Vorzüge haben.

Jedenfalls zeigt sich, daß das Fehlen des Lateinischen im Lehrplan der OR. nur dann als Mangel empfunden wird, wenn sie den Anspruch erhebt, auf die Universität in vollem Umfang vorzubereiten. Vielleicht ist die lateinlose OR. einer solchen mit irgendwelchem Lateinunterricht, der doch immer etwas Herzugebrachtes bleibt, vorzuziehen in einer Zeit, in der sich die Erkenntnis, daß eine höhere Schulgattung nicht genügt, um den Forderungen des Lebens gerecht zu werden, immer klarer herausstellt. Will man dieser Erkenntnis folgerichtig nachgehen, so muß man sich auf den Standpunkt Theobald Zieglers stellen, der in seiner Schrift 'Über Universitäten und Universitätsstudium'[1]) sagt: 'Die Oberrealschulen sind normalerweise die Vorbereitungsanstalten für die Technischen Hochschulen und für gewisse praktische Berufe höheren Stils in Handel und Industrie; der Übergang ihrer Schüler zur Universität soll nur Ausnahme und Notbehelf sein und von ihnen selber so betrachtet werden.' Damit wird die Gleichwertigkeit der OR. in keiner Weise angetastet, wie das Th. Ziegler auch ausdrücklich betont. Wir dürfen hier an Treitschkes Wort erinnern: 'Die beiden großen Zweige unseres Schulwesens, der classische und der realistische Unterricht sind beide, trotz ihres verschiedenen Alters, nothwendig aus unserer Geschichte hervorgegangen; jener wurzelt in einer tausendjährigen Cultur, die überall auf das Alterthum zurückweist, dieser in den unabweisbaren Bedürfnissen der modernen Volkswirthschaft.' Und weiter: 'Wenn der classische Unterricht in die Herrlichkeit der historischen Welt tiefer einführt, so erfüllt der realistische seine Schüler mit dem frohen Bewußtsein an der Spitze der Civilisation daherzuschreiten, mit einem sicheren Selbstgefühle, das den Studenten der Universitäten meistens abgeht. Gewiß ist nur, daß beide Unterrichtszweige unserem Leben gleich unentbehrlich sind; darum sollen sie jeder in seiner Weise frei wachsen, nicht künstlich verbunden werden.'[2]) Treitschke und Ziegler wollen allerdings von den Oberrealschulabiturienten auf der Universität gar nichts, beziehungsweise nicht viel wissen. Theobald Ziegler sagt freilich: 'Dabei stellt sich die Realschulbildung, die niemand höher schätzen, deren Gleichwertigkeit mit der gymnasialen niemand mehr anerkennen kann als ich, als ein Umweg heraus für das akademische Studium und den Zugang zu ihm. Das gilt für heute. Ob es für immer gelten wird, weiß ich nicht. Aber heute ist unsere Universitätswissenschaft — vielleicht die Naturwissenschaft ausgenommen; dagegen denke man an Theologie und Jurisprudenz, an Philosophie oder romanische Philologie! — in der Hauptsache noch lateinisch und zum Teil auch

[1]) Aus Natur und Geisteswelt. 411. Bdch., 1913, S. 104 f.

[2]) Die Zukunft des deutschen Gymnasiums, 1890, S. 68 f.

griechisch verankert; und solange das der Fall ist, muß von unseren Studenten eine genügende Kenntnis der lateinischen und in einzelnen Fächern auch der griechischen Sprache gefordert werden.'[1])

Die Tatsachen scheinen dafür zu sprechen, daß seit Zieglers Beobachtungen vieles anders geworden ist. Denn die Oberrealschulabiturienten studieren augenscheinlich mit Erfolg Jurisprudenz und romanische Philologie. Über die Eignung zum Studium können schließlich nur Universitätslehrer urteilen. Einiges Aufsehen erregte die im J. 1914 erschienene Denkschrift der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen über 'Die Vorbildung zum Studium in der philosophischen Fakultät'. Diese Denkschrift stellt sehr sachlich fest: 'Aus den Bedürfnissen des Studiums ergibt sich für fast alle Fächer der philosophischen Fakultät zunächst die Forderung einer genügenden Beherrschung der lateinischen, der französischen und der englischen Sprache. Ist die ganze ältere wissenschaftliche Literatur so gut wie die wissenschaftliche Terminologie ohne Kenntnis des Lateinischen für alle Fächer verschlossen, so darf anderseits die steigende Bedeutung der wissenschaftlichen Literatur in den modernen Sprachen, besonders in der englischen Sprache, nicht übersehen werden' (S. 7). 'Daß heute keine unserer höheren Schulen ohne weiteres für alle Fächer die beste Vorbildung gibt, ist natürliche Folge der Differenzierung.' Die Mängel des humanistischen Gymnasiums werden erwähnt, und es wird festgestellt, 'daß es doch nicht mehr allen Forderungen der Vorbildung für die Universität genügt' (S. 12). Sehr beachtenswert ist die Beurteilung der OR. Es heißt da (S. 12 f.): 'Auf den Oberrealschulen ist zwar der Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften weit entwickelt und auf die Bedingungen des naturwissenschaftlichen Studiums eingerichtet; im übrigen hat die Spannung zwischen allgemeiner Berechtigung zum Universitätsstudium und den tatsächlichen Schwierigkeiten in den meisten Fächern eine Zeitlang zu ganz unerfüllbaren Forderungen an die Fakultäten, dann zu einer Anpassung durch ungleich entwickelte Lateinkurse und damit schließlich wieder zur Beeinträchtigung des eigentlichen Wesens der Oberrealschule geführt. Daß die Lateinkurse neben dem vollentwickelten Unterricht der oberen Klassen auf der einen Seite die Schüler unverhältnismäßig belasten, und doch auf der anderen Seite meist nur den notdürftigsten Anforderungen genügen können, bedarf keines Beweises' Man sieht hier wie jedesmal, wenn man OR. und Universität in Beziehung setzt, das Lateinische in den Mittelpunkt der Erörterung treten. Als wichtigste Frage wird in der Denkschrift die bezeichnet, 'ob die Ergänzungseinrichtungen an die höheren Schulen oder an die Universitäten anzuschließen sind'. Für das erstere werden mehrere Gründe angeführt, es wird aber auch empfohlen, 'entsprechende und noch weiter ausgebaute Ergänzungseinrichtungen auch an den Universitäten selbst zu schaffen'. Daß eine Kluft zwischen höherer Schule und Universität sich herausbildet, dürfte sich unseres Erachtens mehr und mehr fühlbar machen. In der Denkschrift wird geklagt: 'so fehlt es überhaupt in dem Verkehr der Universitäten

[1]) A. a. O. S. 106.

mit der Unterrichtsverwaltung an persönlicher Fühlung' (S. 18). Uns scheint für den Lateinunterricht an der OR. sehr beachtlich die folgende Stelle der Denkschrift: 'Daß es wünschenswert, zum Teil geradezu geboten ist, für die Zulassung zum Studium, jedenfalls für die Aufnahme in die Seminare, die unerläßliche Vorbildung ausdrücklich festzustellen, ist schon oben dargelegt worden. In welcher Weise und mit welchen Anforderungen besondere Vorprüfungen zur Ergänzung früherer Reifezeugnisse einzurichten wären, bedarf weiterer Erörterung' (S. 17).

Inwieweit etwa die späteren in dieser Richtung liegenden Maßnahmen der preußischen Unterrichtsverwaltung auf die in der Denkschrift ausgesprochenen Wünsche zurückgehen mögen, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir haben ja nun den wahlfreien Lateinunterricht an den OR. Der Lehrplan hat auch ein ziemlich klares Ziel. Daß dieses bei der Kürze der Zeit und bei den Vorkenntnissen der Oberrealschüler unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu erreichen sein dürfte, haben wir zu zeigen versucht. Über die Lektüre von Cäsars 'Gallischem Krieg', und zwar in recht geringem Umfang, wird man nicht hinauskommen. Wir erblicken in dem Mißverhältnis zwischen Forderung und Leistung einen unhaltbaren Zustand. Die Unterrichtsverwaltung hielt offenbar die Bewältigung des im Lehrplan genannten Stoffes für notwendig. Man mutet aber damit den Oberrealschülern mehr zu, als sie leisten können. Überbürdung ist die notwendige Folge einer solchen Belastung. Die Unterrichtsverwaltung wird wohl hier im Einvernehmen mit den Universitäten und Schulen klare Zielforderungen aufstellen müssen. Entweder muß man die Forderungen aufrechterhalten, und dann werden ihnen nur wenige Oberrealschüler gerecht werden, oder man muß sie einschränken. Ob eine Einschränkung wünschenswert wäre, wagen wir nicht zu entscheiden. Hoch sind die Anforderungen an die Oberrealschulabiturienten im Lateinischen seither nicht gewesen. Soweit wir wissen, hat Cäsars 'Gallischer Krieg' als Vorlage immer die Hauptrolle gespielt. Durch Erlasse der Unterrichtsverwaltung sind ja nun auch 'Besondere Prüfungen im Lateinischen und Griechischen für Studierende' eingerichtet worden. Der Erlaß über den 'Lateinunterricht an Oberrealschulen' ordnet an, daß bei der Prüfung die gleichen Anforderungen zu stellen sind, wie sie in der 'Ordnung einer Prüfung im Lateinischen vom 17. August 1917' festgestellt worden sind (für die schriftliche und mündliche Prüfung). Es ist deshalb naheliegend, daß man die beiderseitigen Zielforderungen, die für die Oberrealschüler und die für die Studierenden, vergleicht. Im § 4 der 'Ordnung einer Prüfung im Lateinischen' wird als 'Ziel der Prüfung' bezeichnet: 'Zu fordern ist Sicherheit in der Elementargrammatik, zureichende Vokabelkenntnis und Verständnis nicht zu schwieriger Stellen aus Schriftstellern, mit denen sich der Bewerber nach seiner Angabe beschäftigt hat. Hierbei können auch spätlateinische und mittellateinische Schriftsteller berücksichtigt werden.' Die große Mehrheit der Prüflinge bevorzugt auch da nach unserer Erfahrung den Divus Julius.[1]) Demnach wäre es

[1]) Allerdings sind hier die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse, welche die Vorbereitung der Studierenden vielfach beeinträchtigten, zu berücksichtigen.

billig, auch von den Oberrealschülern in der mit ihnen vorzunehmenden Prüfung und auch im wahlfreien Lateinunterricht nicht mehr zu verlangen.

Ob freilich so bescheidene Forderungen genügen, das muß die Erfahrung lehren. Theobald Ziegler[1]) meint, durch Einrichtung von Elementarkursen an Universitäten drohe die philosophische Fakultät wieder zur alten Artistenfakultät zu werden. Durch derartige Einrichtungen tritt seiner Ansicht nach 'an die Stelle des wirklichen ein vorgetäuschtes Wissen, Schein, Unwahrheit, Lüge; und das ist auf Universitäten die Sünde aller Sünden.' Er gebraucht schließlich das Bild von den Schnellbleichen. Man wird durch diese Worte des berufenen Beurteilers auch im Hinblick auf den Lateinunterricht an OR. nachdenklich gestimmt. Erhebung über die Mißlichkeiten und, wie wir meinen, auch einen Ausweg aus ihnen gewährt der freie Standpunkt, den Ziegler in den Worten einnimmt: 'Nein, um die Art der Vorbildung kümmere sich die Universität nicht und frage nie, woher und wie einer sein Wissen erworben und wie er etwaige Lücken seiner Vorbildung ergänzt hat; aber sie verlange, wie überall so auch hier, gründliches Wissen und lückenlose Kenntnisse, und überlasse es dem einzelnen, wie er seine Vorbildung ins richtige Verhältnis setzt zu dem von ihm Geforderten.'[2]) Sicherlich müssen auch die Angelpunkte für die Ergänzungsfrage, welche die humanistisch Vorgebildeten ebenso angeht wie die realistisch Vorgebildeten, einerseits die Gewährung freier Entwicklung für den einzelnen und andererseits die Forderung ausreichenden Könnens sein. Nach unserer praktischen Erfahrung waren in der Lateinprüfung für Studierende befriedigende Ergebnisse zu verzeichnen bei privater Vorbereitung, und wir glauben deshalb, daß privates Studium den Kursen und dem Lateinunterricht, gegen welche Einrichtungen sich Bedenken geltend machen lassen, vorzuziehen ist.[3]) Man bedenke doch auch: der wahlfreie Unterricht an höheren Schulen müßte sich schließlich ins Unausführbare auswachsen. Für die OR. käme zunächst noch das Griechische, für das Gymnasium kämen die Anfangsgründe der höheren Mathematik hinzu. Der Unterricht in nichtlehrplanmäßigen Fächern an den höheren Schulen führt als wahlfreier Unterricht unter normalen Verhältnissen zur Überlastung der Schüler, und wenn er auf Kosten anderer Fächer betrieben wird, zur Aufhebung des eigentlichen Zieles und damit der Eigenart der Schule. Begabung und Tüchtigkeit bahnen sich wie überall so auch hier ihren Weg.

Nach allem dürfte es sich empfehlen, die Feststellung von Kenntnissen den schon bei den Provinzial-Schulkollegien eingesetzten Prüfungskommissionen zu überlassen. Schon die so sich ergebende Einheitlichkeit hat vieles für sich

Wir sind in unserer Besprechung des Lateinunterrichts an preußischen OR. ziemlich ausführlich gewesen in der Überzeugung, daß sich der Gegenstand nur im Zusammenhang des ganzen Bildungswesens befriedigend erörtern läßt. Wir haben auch wohl das Gefühl, im Hinblick auf die jetzt so aktuelle Frage der

[1]) A. a. O. S 105. [2]) A. a. O. S. 105 f.

[3]) Jedenfalls schienen bisher die Lateinkurse an der Universität und der Lateinunterricht auf der OR. als Vorbereitung für die Prüfung nicht zu genugen und erforderten noch privates Studium. Ob das so bleiben wird, wissen wir nicht.

Einheitsschule sei unsere Betrachtung unzeitgemäß. Daß wir der Einheitsschule ablehnend gegenüberstehen, erhellt aus unseren Darlegungen. Es dürfte aber von der Frage des Lateinunterrichts an OR. aus ein Streiflicht auf die Einheitsschulbestrebungen fallen, insofern sich auch an unserem Gegenstand die Tatsache ergibt, die ja eigentlich selbstverständlich sein sollte, daß Fächer, in denen ein einigermaßen nennenswerter Erfolg erzielt werden soll, Zeit brauchen. Vor allem war es uns darum zu tun, die immerhin mögliche Gefahr eines Scheinwesens zu bekämpfen und demgegenüber die tatsächlichen Verhältnisse darzulegen.

EIN KANDIDATENBERICHT[1])

Von Egmont Müller

[Aus der Einleitung:] Mit der Neueinstellung zum Lehrer tat sich mir eine neue Welt auf. Auf der vor mir liegenden Bahn glaube ich — abgesehen von der mir notwendig erscheinenden subjektiven Voraussetzung, nämlich der Anlage und Liebe zum Lehrerberufe, dem Bedürfnis und der Begabung zu gestaltender geistiger Einwirkung auf werdende Menschen — folgende Richtpunkte zu erkennen:

1. Für die Grundbedingung ersprießlichen pädagogischen Wirkens halte ich die seelische Berührung des Lehrers mit dem Schüler, die sich nur in der Lebensgemeinschaft entwickeln kann.

2. Das Ziel, das bei allem Unterricht letzten Endes vorschweben muß, ist, den Wesenskern der Dinge, das Leben, zu geben und den Sinn dafür, den Drang zum Suchen danach zu wecken, zu nähren, emporzubilden.

3. Der Weg zu diesem Ziel ist die gemeinsame lebendige Arbeit von Lehrer und Schüler, die Selbsttätigkeit beider.

Im folgenden werde ich die mir wesentlich erscheinenden pädagogischen Erfahrungen und Einsichten darlegen, wie ich sie beim Hospitieren, im Verkehr mit Schülern und im eigenen Unterricht gewann. Ich gedenke den Stoff nach obigen drei Gesichtspunkten zu gliedern, behandle also

I. Grundbedingung pädagogischen Wirkens: Gemeinschaft.
II. Ziel des Unterrichts: Wesen und Leben.
III. Weg zum Ziel: Selbsttätigkeit.

Für besonders glücklich halte ich den Umstand, daß ich beim Hospitieren ganz verschiedenartige Unterrichts- und Erziehungsmethoden kennen lernen durfte. Freilich ergab sich damit für mich die Notwendigkeit und die Pflicht, nach einem festen Standpunkt zu suchen, das Verschiedenartige zu vergleichen, gegeneinander abzuwägen, das mir besonders wertvoll und nützlich Erscheinende sowie meiner Veranlagung Entsprechende auszuwählen und mir anzueignen. Auch von dieser Tätigkeit wird der Bericht überall Zeugnis geben.

I

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, theoretisch zu erörtern, inwiefern es fruchtbar und segensreich, ja eine notwendige sittliche Forderung ist, daß ein inneres Band der Gemeinschaft, eine seelische Berührung zwischen Lehrern und Schülern bestehe; diese Forderung darf ich als anerkannt voraussetzen. Vielmehr handelt es sich

[1]) Der Bericht wurde wegen Raummangels auf weniger als die Hälfte seines ursprünglichen Umfanges gekürzt. Daher einige Lücken im Zusammenhange.

hier darum, zu berichten, was ich praktisch auf diesem Gebiete während meines Probedienstes lernen konnte.

Ich will zuerst von solchen Beobachtungen beim Hospitieren sprechen, die ich auf der Altersstufe etwa der Tertien machte. Schon an der Haltung und dem Gesichtsausdrück, mit dem die Schüler ihren Lehrer beim Eintritt in das Klassenzimmer empfangen, kann dieser erkennen, wie jene zu ihm stehen. Die Klasse, die ich jetzt im besonderen vor Augen habe, gewährte beim Eintritt einen fröhlichen, unbefangenen Anblick, die Augen waren erwartungsvoll und offen auf den Lehrer gerichtet. Dieser pflegte, sofern er die Klasse an dem Tage zum ersten Male sah, sie nicht mit einem bloßen 'Setzt euch!' sondern mit einem 'Guten Morgen!' zu begrüßen. Ist es die erste Stunde am Tage, so wird sie alter Sitte gemäß mit einer besonderen Sammlung der Geister durch ein Gebet, ein Gedicht, einen Ausspruch eingeleitet, die unbedingt in einer bestimmten lebendigen Beziehung zu der Stunde, einem alle angehenden wichtigen Ereignis, zu einem Lieblingsgedanken oder -grundsatz usw. stehen müssen. Daran wird nach Möglichkeit das Folgende angeknüpft, oft so, daß die Stunde dadurch eine Art Motto erhält. — Wesentlich ist in diesem Zusammenhang die Frage der Schulzucht. Sie äußert sich bei der in Rede stehenden Unterrichtsart nicht in einer im einzelnen festgelegten 'vorschriftsmäßigen' Haltung. Der Mangel einer solchen bedeutet freilich auch nicht so viel wie Zuchtlosigkeit, sondern der Schüler nimmt die dem Grade seiner inneren Beteiligung am Unterricht entsprechende Haltung ein, die daher bis zu einem gewissen Grade individuell verschieden ist. Wie für Söhne, denen der Vater etwas erzählt oder erklärt, die Haltung durch das Interesse am Gegenstand und durch das Band der Gemeinschaft, das sich um sie schlingt, bestimmt wird, so auch für Schüler im Unterricht. Dazu kommt, daß der Lehrer jeden einzelnen Schüler genau kennt und dementsprechend individuell behandelt. So bestimmt die enge Gemeinschaft die Haltung aller Beteiligten automatisch, so daß also die Schulzucht kaum eine Rolle spielt oder ein Problem ist. — Viel trägt hierzu der Humor bei, der in dieser Art Unterricht eine Freistätte besitzt, der Humor des Lehrers und der Schüler. Letzterer kommt (z. B. im Grammatikunterricht) in selbstgebildeten Beispielen, in Vorschlägen für den Stoff zu einem Extemporale und dgl. zum Ausdruck, Schülereinfälle, die vom Lehrer mit jugendlichem Verständnis aufgenommen und geschickt für Unterricht oder Erziehung verwendet werden. Einer der Herren erzählte mir auch, wie er allzugroße, störende Betriebsamkeit einiger Schüler auf einen lustigen Klassennachmittag abgelenkt habe, wodurch er erstens mit seinen Schülern in nähere Berührung kam, zweitens seinen Unterricht von Störungen befreite. — Der Eröffnung der Stunde entspricht ihre Schließung. Diese geschieht durch Aufstehen der Schüler und Einnehmen einer geraden Haltung, wobei die Augen aller auf den Lehrer gerichtet sind und dieser den Blick erwidert. Damit wird ein wirklicher Abschluß und ein Abschied bezeichnet, der — das ist die Hauptsache — als solcher von allen Beteiligten empfunden wird.

Die Gefahr dieser freien Unterrichtsart liegt wohl darin, daß der Lehrer, der sie anwendet, ohne eine unmittelbare und starkwirkende Persönlichkeit zu sein, mit ihr vielleicht mehr Schaden anrichtet als mit einer weniger feinfühligen, strengeren. Sonst wird nur das Gegenteil einer Gemeinschaft erreicht, nämlich individuelle Zerstreuung. Daß sich dadurch mit der Zeit auch die seelischen Bande zwischen Lehrer und Schüler lockern und auflösen würden, ist klar.

Ein ganz anderes Bild als das zu Anfang des Abschnittes geschilderte zeigt sich, wenn der Lehrer die Pflege der kleinen Mittel innerer Verbindung verabsäumt. Er beginnt mit einem bloßen: 'Setzt euch! — Schlagt eure Ostermannsätze auf! — Satz 1:

Müller!' usw., oder etwa er liest (in erster Stunde) eine Strophe eines Gesangbuchliedes vor: 'In allen meinen Taten usw.' — 'Gesangbuch zu! Cäsar auf! Die Nachübersetzung, Müller!' Das Lied ist wunderbar schön und tief; aber was hilft das, wenn die innere Beziehung zu der Stunde, dem Stoffkreis, den Schülern nicht hergestellt wird? Scheinbar wird Zeit gewonnen, — und jede Minute ist kostbar; in Wirklichkeit wird Zeit verloren. Denn es dauert auf diese Weise viel länger, bis alle Geister mit vollem Eifer zur Stelle sind. Es ist kein Band der Gemeinschaft um Lehrer und Schüler geschlungen. Ferner: Die Schulzuchtfrage erscheint in anderem Lichte: nicht die Gemeinschaft bestimmt die Haltung der Schüler, sondern der Wille des Lehrers bzw. seine Kraft, diesen Willen durchzusetzen mit Hilfe von Mahnungen, Zurechtweisungen, Drohungen, Strafen. Dadurch entsteht eine gewisse Gegensätzlichkeit, ja eine Art Kampfstimmung; unter der Oberfläche des Unterrichts und parallel mit ihm geht ein Dauerkampf des Lehrers gegen die Zuchtlosigkeit der Schüler. Im günstigen Falle wird die Entscheidung zugunsten des Lehrers herbeigeführt durch seinen überlegenen, durchgreifenden Willen. Die Schüler werden gebändigt bis zur Bangigkeit, ihre Leistungen aus Angst geboren. Diese Art führt, zum System ausgebildet, zum reinen Gegenteil von Gemeinschaft. Die Angst vor der Zensur spielt eine Hauptrolle: fast jede Antwort, die der Schüler gibt, wirkt sich in dem gefürchteten Zensurenheft aus, das der Lehrer ständig führt. Die Klasse zerfällt in zwei Abteilungen: Schüler mit der Semesterzensur I—II^b und Schüler mit III^a—III^b; erstere haben z. B. ein größeres Stück im Schriftsteller zu präparieren. Darin liegt ein gewaltiger Ansporn; auch das '*divide et impera*' steckt darin.

Die Vorteile der strengen Methode sind unverkennbar: Erzeugung einer starken Anspannung der Kräfte, Innehaltung einer tadellosen Disziplin, dementsprechend erstaunliche Denk- und Gedächtnisleistungen, zumal wenn diese Unterrichtsweise Hand in Hand geht mit streng formaler Schulung des Geistes. Der Nachteil scheint mir darin zu liegen, daß keine rechte Freudigkeit an der Sache aufkommt, höchstens eine gewisse Freude an der Beherrschung der Übung als solcher bei den formal Begabteren. Das überwiegende Gefühl der Schüler aber ist wohl das der Bangigkeit, sich die Zensur zu verderben. Ein Aufatmen der Erleichterung geht durch die Klasse nach Erledigung eines jeden Stoffabschnitts, bei dem man nicht 'drangekommen' oder wenigstens mit einem blauen Auge davongekommen ist.

Von den beiden hier einander schroff gegenübergestellten Arten, mit Schülern im Unterricht umzugehen, beruht die eine auf der Idee der Gemeinschaft, die andere auf der Idee der Zucht. Beide zu verschmelzen gelingt nur unter besonders günstigen Umständen in den untersten Klassen. Wesentlich ist dabei die unbedingte starkbetonte Herrschaft des Lehrers, begründet und aufrechterhalten mit Hilfe straffer äußerer Zucht, gemildert jedoch durch väterliche Güte und durch humorvolle Anknüpfung an die Kindlichkeit der kleinen Schüler.

Ich legte mir die Frage vor, ob die in den Sekunden und zum Teil auch in den Primen von mir beobachtete undurchdringliche Gleichgültigkeit, mit der die Schüler den Unterricht über sich ergehen lassen (worüber ich auch Klagen von beteiligten Lehrern und Schülern hörte), nicht zum Teil auf eine Überspannung der geistigen Zucht in den unteren Klassen (NB verbunden mit rein formaler Schulung) zurückzuführen sei. Unwillkürlich drängt sich mir der Vergleich mit ähnlichen Zusammenhängen im ehemaligen deutschen Heere auf.

Im eigenen Unterricht suchte ich mir das anderweit Gesehene und Erlebte hinsichtlich des Verhältnisses von Lehrer und Schülern zunutze zu machen, und zwar im engen Anschluß an die unter I im Anfang geschilderte Unterrichtsweise. So führte ich

die regelmäßige Begrüßung zu Beginn der Stunde durch, ebenso die Sammlung der Geister im oben besprochenen Sinne. Im ganzen behandelte ich die Schüler sowohl in UII als auch in V, als gäbe es kein Problem der Schulzucht als solches. Öfters hatte ich die sechste Stunde am Tage zu geben, in der sich meist eine gewisse Ermüdung, hie und da auch Neigung zu Allotria bemerkbar machte. Durch Ignorieren, Heranziehung der betreffenden Schüler zu Antworten, zu stofflicher Beteiligung gelang es mir bisher stets während der ersten 5—10 Minuten, die Gefahr einer wirklichen Störung des Unterrichts zu überwinden. Mein Bemühen, die Schüler individuell zu behandeln, kam mir dabei zustatten, soweit meine zumeist noch kurze Bekanntschaft mit der Klasse mir dies ermöglichte. Den Versuch, durch Hilfsmittel der Zucht zu beherrschen, machte ich nicht, ich verlangte daher keine absolute Ruhe oder vollkommene Gleichmäßigkeit der Haltung. So hatte ich keine Schwierigkeiten mit der Disziplin, böser Wille trat bei keinem meiner Schüler zutage.

Als Beispiel für die Versuche in dieser Richtung sei eine in Quinta veranstaltete Geschichtswiederholung in Lotterieform mit anschließender gemeinsamer Zensurbestimmung angeführt. Die Lose waren Zettel mit je drei Fragen, und zwar 1. einer Frage nach einer Jahreszahl oder einem Datum, 2. einer allgemeineren Frage nach einem größeren Komplex geschichtlicher Tatsachen, derart, daß der Schüler Gelegenheit hatte, in freier Form sein Wissen anzubringen, 3. einer Denkfrage. Beispiel:

1. Wann war die Schlacht bei Sedan?
2. Was weißt Du von Kaiser Wilhelm I.?
3. Welches war Moltkes Hauptgrundsatz? Welchen Zweck verfolgte er damit?

Jeder Schüler, den ich aufrief, zog ein Los, las die Fragen vor und beantwortete sie. Vorher hatten wir die Methode der Zensierung vereinbart, nämlich: wer alle Fragen beantworte, solle die Zensur I erhalten, wer eine auslasse, die II, wer zwei auslasse, die III, und wer gar keine beantworte, die IV. Über die Anhängung eines a oder b wollten wir uns je nach der Güte und Vollständigkeit der Antwort schlüssig werden. Tatsächlich wurden denn die Zensuren höchst eifrig und ziemlich treffsicher bestimmt. Vor allem beobachtete ich einen schönen Gemeinschafts- und Gerechtigkeitssinn und konnte überdies feststellen, daß die Klasse fleißig gearbeitet hatte.

II

Die Frage, was der Unterricht den Schülern geben soll, ist nicht identisch mit der anderen, was den größten Bildungswert hat. Vielmehr geht jene dieser voraus. Die anerkannte Antwort auf jene lautet etwa so: Der Schüler soll sich und die Welt verstehen lernen, er soll in das Wesen der Dinge, in das Leben alles Lebendigen eindringen. Obwohl nun folgerichtig erst zu prüfen wäre, welche Unterrichtsgegenstände zu diesem Zweck geeignet sind, setze ich doch diese Frage als für Latein, Griechisch und Geschichte im positiven Sinne beantwortet voraus und berichte meiner Aufgabe gemäß sogleich darüber, was ich während meines Vorbereitungsdienstes hinsichtlich der Art und Weise gelernt habe, wie man die Schüler in jenen drei Fächern in das Wesen und Leben der Dinge hineinführen kann. Dabei muß ich mich freilich noch mehr als in dem Kapitel über Gemeinschaft auf eine Auswahl beschränken, um den Rahmen eines solchen Berichtes nicht zu überschreiten.

Besonders lehrreich war es für mich, daß ich zwei grundverschiedene Methoden der Lektüre altsprachlicher Schriftsteller auf der Mittelstufe nebeneinander studieren konnte.

Die eine Methode verwarf grundsätzlich die Präparation der Schüler. Die Begründung dieser Anschauung, wie sie mir vorgetragen wurde, zusammen mit den Ergänzungen

dazu aus eigener Beobachtung und Überlegung, ist etwa folgende: 1. Wie präparieren erfahrungsgemäß die Schüler? Sie schlagen unbekannte Wörter, soweit sie nicht im Kommentar gegeben sind, im Lexikon nach, bringen sie in eine gewisse grammatische Verbindung, so daß Sätze herauskommen, und stellen sich so mit Hilfe von Lexikon und Kommentar, wenn nicht gar mit noch anderen Hilfsmitteln, eine möglichst 'richtige' Übersetzung zusammen. Damit dringen sie natürlich keineswegs zum inhaltlichen Kern des Schriftstellers vor. 2. Warum präparieren Schüler im allgemeinen so? Weil es tatsächlich sehr schwer ist, einem altsprachlichen Text dem Sinn und Inhalt nach beizukommen, zumal im Anfang. — Das Ziel müßte sein, den Text im ganzen (einzelne Wörter, die nachzuschlagen wären, brauchten hieran nichts zu ändern) beim Lesen zu verstehen. Dies ist zunächst unmöglich. Man versucht es daher mit Übersetzen, Wort für Wort, und bleibt natürlich bei dieser Tätigkeit auf halbem Wege stecken, und was mehr sagen will, auf einem Irrwege. Denn eine Übersetzung, d. h. eine Umdenkung in den Geist der Muttersprache kommt ja eigentlich erst in Frage, wenn der Text in seiner ursprünglichen Gestalt, d. h. im Geist der Fremdsprache verstanden ist. Weder Gedanke noch Form läßt sich bekanntlich so übertragen, daß man einfach die Worte der Muttersprache für die der Fremdsprache einsetzte und miteinander grammatisch verbände: Der Gedanke liegt zunächst unlösbar in dem Ausdruck eingeschlossen, in dem er gedacht ist, und muß in und mit ihm erfaßt werden. Erst wenn er erfaßt ist, kann man an eine Übertragung in eine andere Sprache, besonders die Muttersprache, denken. Ebenso würde die Form, die man rein äußerlich von der Sprache, in der sie ihr ausgeprägtes Eigenleben besitzt, in eine andere übertragen wollte, in dieser ganz anders wirken als in jener. Eine Präparation, d. h. eine Vorbereitung der im Unterricht zu gebenden mündlichen Übersetzung, wäre also nur dann zu verlangen, wenn man voraussetzen könnte, daß dem Schüler der Text schon beim Lesen ohne weiteres verständlich und daher formbar wäre (abgesehen etwa von einzelnen unbekannten Wörtern), so daß die eigentliche Arbeit des Schülers in der Übertragung in die Muttersprache bestände. Da dies aber nicht der Fall ist, bleibt dem Lehrer, wenn er die Schüler für sich präparieren läßt, nur eine sozusagen sekundäre Arbeit. Seine Pflicht und sein schönstes Recht, die Dinge selbst und das Leben an die Schüler heranzubringen, gibt er aus der Hand, indem er den ertragreichen Weg vom Lesen des Urtextes bis zu seinem Verständnis dem Schüler überläßt und nur die 'Richtigkeit' der Übersetzung prüft.

Statt dessen ergeben sich, wenn im Unterricht extemporiert wird, folgende Vorteile:

1. Der Lehrer liest den Text sinngemäß vor, so daß der Organismus der Sprache sichtbar und das, was der Schriftsteller sagen will, faßbar wird.

2. Darauf folgt die Frage nach unbekannten Wörtern. Deren Bedeutung wird nach Möglichkeit durch etymologische Verknüpfung gewonnen, wobei sich ein tiefer Einblick in das Leben der Sprache und in die Bedeutung der Wörter, d. h. in die Sache, geben läßt. Oder sie wird aus dem Zusammenhang kombiniert. Das liegt nahe. Denn die Schüler achten, wenn sie nicht speziell formal veranlagt oder künstlich in dieser Richtung ausgebildet sind, naturgemäß in erster Linie auf den Inhalt des Gelesenen.

3. Die nächste Frage, die auf jene nach fremden Wörtern folgt (welche letztere sich bei Cäsar, Xenophon und ähnlichen Schriftstellern sehr oft erübrigt), lautet: Was ist der Sinn? Tatsächlich konnte ich beobachten, daß die Schüler den Sinn meist schon erfaßt hatten, ehe ein einziges Wort ins Deutsche 'übersetzt' war. Zuerst wird hierbei immer der Hauptgedanke gewonnen, im Anfang allgemein formuliert, dann

enger umgrenzt, schließlich werden die Nebengedanken an- und eingegliedert. Die Quelle, aus der geschöpft wird, ist immer die dargestellte Sache und die Persönlichkeit des Schriftstellers, die aus der Darstellung spricht. Dadurch lebt einmal das Latein Cäsars, das Griechisch Xenophons für die Schüler; denn es wird als der lebendige Ausdruck einer lebendigen Persönlichkeit aufgenommen. Und zweitens leben die berichteten Ereignisse, die dargestellten Zustände.

4. Jetzt erst folgt die Übersetzung durch einen Schüler und im Anschluß daran formale und stilistische Nachbesserung, d. h. die Form tritt in ihre Rechte ein, nachdem etwas da ist, was geformt werden soll: ein Inhalt.

5. Zum Schluß faßt der Lehrer die geleistete Arbeit durch die Nachübersetzung eines etwas größeren Stückes zusammen. Darüber s. u. S. 104.

Den Hauptvorzug dieser Methode erblicke ich darin, daß sie in das Wesen und Leben der Sprache und der Sache hineinführt. Über einen weiteren Gewinn, die starke Anregung der Selbsttätigkeit der Schüler, wird im nächsten Kapitel zu reden sein.

Das Gegenstück zu der geschilderten Methode lernte ich in einer anderen Mittelklasse kennen. Hier bestand gerade die Hauptleistung der Schüler in der Präparation, und zwar erhielten die Schüler mit der Semesterzensur I—II^{b} ein größeres Stück als die mit III^{a}—III^{b} aufgegeben. Angenommen nun, die Präparation sei wirklich eine gute Grundlage des Unterrichts, so ist sie doch hier nicht gleich für alle. Ich fragte mich, ob die Durchnahme des zweiten, nur von den tüchtigeren präparierten Teiles im Unterricht für die schwächeren Schüler fruchtbar sein könne. Wenn es nur auf gründliche formale Schulung ankommt, so ist es allerdings besser, die schwächeren arbeiten ein kleineres Stück durch, das sie gründlich verstehen und beherrschen, als ein größeres, für dessen Durchdringung ihre Kräfte nicht ausreichen. Jedenfalls aber läßt sich diese unterschiedliche Behandlung der Schüler hinsichtlich des Stoffes mit den oben aufgestellten Zielen (Wesen und Leben, Gemeinschaft) nicht vereinbaren. — Verlangt wird eine streng wörtliche Übersetzung. Irgendein Ahnen des Sinnes aus dem Zusammenhang ist nicht erlaubt. Der Schüler soll nicht 'raten', sondern sich genau Rechenschaft geben einmal über das fremdsprachliche Gebilde, das vorliegt, sodann über seine Umformung ins Deutsche. Diese in häuslicher Arbeit zustande gebrachte Leistung, d. h. die Übersetzung, hat er dem Forum des Lehrers und der Klasse vorzulegen, und zwar 1. zur Bewertung im Zensurenbuch des Lehrers, 2. als Grundlage für die nun festzustellende einwandfreie Übersetzung. Nachdem nämlich in der nun folgenden Besprechung die einzelnen Satzteile nochmals aufs feinste herausgearbeitet sind, wird Wort für Wort die Übersetzung festgelegt, auf die die Analyse mit einer Art logischer Unabwendbarkeit hinführt.

Die Hauptvorzüge dieser Methode erblicke ich darin, daß der Schüler lernt, einen fremdsprachlichen Text mit großer Sicherheit zu bewältigen, ihn formal fast unbedingt richtig zu übersetzen, überhaupt mit dem grammatisch-logischen Rüstzeug der Sprache gewandt und sicher umzugehen — ein rein formaler Gewinn, während die Sache vollkommen vernachlässigt wird.

Der grammatische Unterricht schien mir in das Leben der Sprache und dadurch in die Sache dort am besten einzuführen, wo er auf sprachwissenschaftlicher Grundlage erteilt wurde unter Benutzung der von Friedrich Hoffmann und Sommer gegebenen Anregungen. Ich sah, wie in Wortschatz, Syntax und Stilistik bei mannigfachen Gelegenheiten darauf hingewiesen wurde, daß dem besonderen sprachlichen Ausdruck immer eine besondere Eigenschaft des ausgedrückten Gegenstandes oder eine besondere psychologische Einstellung des Sprechenden oder eine besondere logische Ordnung entspricht.

Mein erster Unterricht erstreckte sich auf Xenophon und Ovid in UII. Von vornherein war mein Bemühen darauf gerichtet, über den Text hinaus zur Persönlichkeit der beiden Schriftsteller vorzudringen, diese in der Vorstellung der Schüler aufleben zu lassen. Ferner suchte ich bei Xenophon die berichteten Ereignisse so lebendig wie möglich zu machen, bei Ovid den dichterischen Gehalt der gelesenen Stücke herauszuarbeiten.

Im Ovidunterricht setzte ich die von meinem Herrn Vorgänger begonnene Lektüre des Raubes der Proserpina (Metam. V 385 ff.) fort. Beim Übersetzen beschränkte ich mich auf die notwendigsten Erklärungen. Danach aber sprach ich das Gedicht im ganzen durch, indem ich etwa folgenden Gedankengang mit den Schülern herausarbeitete: Die Erzählung von Ceres und Proserpina selbst nimmt in dem Gedicht einen auffallend geringen Raum ein im Vergleich zu den eingefügten Verwandlungen, Reden, Schilderungen. Den Grund müssen wir darin suchen, daß es Ovid hier nicht auf die Sage und ihren seelischen Gehalt ankommt, sondern darauf, seine formalen Künste spielen zu lassen. Dies erreicht er geradezu mit Virtuosität: der Leser soll seine Freude haben an kaleidoskopartig wechselnden Bildern, an immer neuen Verwandlungen, an dem Wechsel zwischen Erzählung und Schilderung, Darstellung und Rede, an schillernden Antithesen und Wortspielen. Die Sage ist ihm nur der Faden, an dem er die Perlen seiner Verwandlungen aufreiht (Katalogdichtung!), das Mittel, seine Formkünste zur Entfaltung zu bringen. Wir gelangten von diesen Betrachtungen über Ovid und sein Gedicht hinaus zu der Feststellung, daß wir Heutigen in der Poesie die Gestaltung von Erlebnissen suchen. — Nachdem ich diese Gedanken im Zwiegespräch mit den Schülern entwickelt hatte, ging ich der Frage nach, wie wir uns die dichterische Eigenart Ovids zu erklären hätten. Wir führten sie zurück auf Ovids Talent und Anlage, auf seine günstigen Lebensverhältnisse, auf seine Beeinflussung durch Vorgänger, namentlich durch den Geist der Alexandriner, wovon ich den Schülern das zum Verständnis von Ovids Kunst Nötige mitteilte. — Durch einen kurzen Hinweis auf Kallimachos' gelehrte Dichtung (Katalogpoesie und ätiologische Dichtung) gewann ich den Übergang zu Ovids Fasten, aus denen ich nun als Gegenstück zu dem obigen Gedicht wieder den Raub der Proserpina mit der Klasse las (Fast. IV 393 ff.). Diese Bearbeitung des Stoffes durch Ovid schien uns dichterisch bedeutend höher zu stehen als jene in den Metamorphosen. Das zeigte uns eine Betrachtung des kunstvollen symmetrischen Aufbaues (Exkurs über das Kunstgesetz der Symmetrie in der Antike und — durch Vermittelung der Renaissance — bei uns: Baukunst, Plastik, Malerei. — Hier verhalf uns Luckenbach zu einiger Anschauung.), der feinen Psychologie, Charakteristik der Personen, Motivierung der Handlungen. Die Meisterung und rhetorische Ausfeilung der Sprache, die feine Kunst des Versbaues, das Streben nach Ungewöhnlichkeit und Gelehrtheit führten zu einem Vergleich mit der neueren Lyrik, die mit je einer Winterstimmung von Nikolaus Lenau, Stefan George, Theodor Däubler herangezogen wurde. Im ganzen gewannen wir den Eindruck, daß sich in diesem Gedicht der Fasten die Kunst Ovids auf großer Höhe befindet. Der unvollendete Zustand der Fasten forderte seine Erklärung in Ovids Leben, dessen entscheidendes Ereignis die Verbannung darstellt. — Ich las nun mit der Klasse die Selbstbiographie Ovids. Im Anschluß an die Lektüre entwickelte ich Ovids Persönlichkeit nach drei Gesichtspunkten: Charakter und Veranlagung, Einwirkungen von außen, dichterisches Schaffen. Ich verweilte besonders bei der Geschichte seiner Verbannung und las im Anschluß daran noch das Gedicht 'Abschied von Rom' (Trist I 3), das uns den gebrochenen Dichter zeigt, dessen künstlerische Gestaltungskraft dem einschneidenden Erlebnis gegenüber versagt.

Weiterhin gab ich von Weihnachten 1919 bis Ostern 1920 Geschichtsunterricht in V im Anschluß an Schmidt-Breitung, Lebensbilder aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart. Quintaner besitzen natürlich nicht das, was wir historisches Interesse nennen, den Sinn für das Werden von Menschen, Bewegungen, Einrichtungen, dafür aber eine um so lebhaftere Teilnahme an allem Geschichtlich-Tatsächlichen, Anekdotischen, Anschaulichen. Von inneren Vorgängen dringen nur die in die Herzen der Elfjährigen ein, die sie mit ihrer kleinen Lebenserfahrung einigermaßen ermessen können. Damit ist dem Lehrer die Auswahl des Stoffes und zum Teil auch schon die Art der Darbietung vorgezeichnet. Ich suchte daher die Ereignisse und Tatsachen in einer Form zu geben, daß sie unmittelbar auf die Sinne, die Vorstellung, das Herz der Jungen wirkten, vermied deshalb möglichst Betrachtungen über die Dinge und abstrakte Werturteile.

III

Den Begriff der Selbsttätigkeit möchte ich sowohl auf den Schüler wie auf den Lehrer beziehen. Der Lehrer ist nicht der Kanal, der den aus den Quellen der Wissenschaft fließenden Wissensstrom hinüberleitet in das Bassin der aufnehmenden Schülerseele, sondern der Organismus, der sich das in lebendiger Selbsttätigkeit erarbeitet, was er den Schülern gibt, ja der es sich womöglich gerade im Augenblicke des Gebens (unbeschadet treuester Vorbereitung) neu erarbeitet oder doch zu erarbeiten scheint, ein Vorgang der Stoffgestaltung, den ich nur mit der künstlerischen Reproduktion vergleichen kann. Eine Einschränkung allerdings muß ich hier machen: bei ständiger berufsmäßiger Ausübung dieser Stoffgestaltung ist es sicher bei weitem nicht immer möglich, das in der Vorbereitung Zurechtgelegte in der Form des augenblicklich Werdenden und Wachsenden zu geben — dies geht über mittlere Menschenkräfte hinaus —, aber es bleibt vorschwebendes Ideal. — Doch dies sind Dinge der eigenen Persönlichkeitskultur, die zwar wichtig für den Lehrer, aber hier nicht weiter auszuführen sind. Hier handelt es sich vielmehr um die Erweckung der Selbsttätigkeit des Schülers, wozu die des Lehrers nur die notwendige Voraussetzung bildet.

G. Wyneken sagt einmal: 'Wir werden erzogen durch das, was wir tun, nicht durch das, was andere an uns tun'. Auf die Gegenstände, die es zu lernen gilt, bezogen, heißt das: wirkliche Werte gewinnt man nur durch Selbsttätigkeit. Selbsttätigkeit führt zum Erleben, Lernen allein zum bloßen Wissen. Was man sich auf andere Weise als durch Selbsttätigkeit aneignet, ist tot und daher wertlos oder doch minderwertig. Ferner erzeugt allein die Selbsttätigkeit auf die Dauer in Schüler und Lehrer Freude und Befriedigung, Lust und Liebe. Diese Motive sind nicht aus hedonistischen Gründen nötig, sondern als Kraftquelle, zumal für die Jugend. Gewiß, auch aus Leiden und Not fließt Kraft, aber in der Regel nicht für die Jugend. Kinder und Jugendliche schütteln viel eher Leiden und Not der Schule ab und suchen sich dann Lust und Freude anderswo.

Selbsttätigkeit ist also erforderlich als notwendige Voraussetzung für die Gewinnung von Werten sowie für die Arbeitsfreudigkeit.

Bei der Schriftstellerlektüre fielen mir sogleich die Wirkungen auf, die der Verzicht auf die Präparation für die Entwicklung der Selbsttätigkeit hatte.

1. Das Lesen des Lehrers mit anschließender Frage nach dem Sinn erfordert die gespannte Aufmerksamkeit der Schüler; schon der Wunsch, im Wettbewerb der Klasse einer von denen zu sein, die den Sinn beim bloßen Lesen richtig erfassen, setzt eine Menge geistiger Hebel in Bewegung, die bei einfacher Vorbereitung einer Übersetzung stillestehen. Nicht zu unterschätzen ist hierbei auch die Pflege der Intuition und

des Sprachgefühls; das ist etwas anderes als das bloße Raten, das ja durch die stete sofortige Kritik der Klasse und des Lehrers zurückgedämmt wird. Der Schüler muß lernen, sich zu helfen, schnell den Satzbau zu überschauen oder vielmehr ihn herauszuhören; dabei unterstützt ihn die Tatsache, daß die Sprache gesprochen wird, daß sie als lebendiger Organismus auf ihn einwirkt, während er erfahrungsgemäß zu Hause das laute Lesen wegläßt, dadurch die Selbstwirkung der Sprache ausschaltet und statt dessen sich sofort ans Konstruieren und Übersetzen macht.

2. Wenn Wörter fehlen, so werden sie entweder gleich nach dem Lesen oder nach der allgemeinen Feststellung des Sinnes gewonnen, und zwar, wenn irgend möglich, auf etymologischem Wege. Gerade hierbei konnte ich eifrigste Betätigung der Schüler beobachten. Zu welcher Denkfaulheit und Unselbständigkeit verleitet dagegen erfahrungsgemäß die häusliche Vorbereitung mit Lexikon, Kommentar oder gar gedruckter Übersetzung!

3. Bei der nun folgenden Übersetzung wird die Eigentätigkeit der Schüler durch unmittelbare Anregung und Kontrolle gefördert. Auf die häusliche Präparation hat man keinen solchen Einfluß.

4. Die dann vom Lehrer gegebene Nachübersetzung faßt das Ergebnis der eben geleisteten gemeinsamen Arbeit zusammen und befestigt es. Damit aber in den Schülern die begreiflicherweise unangenehme Empfindung, daß die Nachübersetzung sie zu einem Wiederkäuen der verba magistri nötige, nicht aufkomme, so muß der Lehrer eben von vornherein darauf bedacht sein, daß die Nachübersetzung auch tatsächlich unter Mitwirkung aller zustande kommt, und muß von einer wörtlichen Wiederholung in der nächsten Stunde absehen. Bei fortgeschrittenen Fähigkeiten der Schüler wird man gut tun, die Übersetzung als regelmäßiges Ziel überhaupt fallen zu lassen und Inhalt und Form des Schriftstellers auf andere Weise auszuschöpfen.

Die streng wörtliche Übersetzung und formale Behandlung dagegen hat folgenden Vorteil: die Schüler werden gezwungen, die fremde Sprache in ihrem logischen Bau aufzufassen und sich zu voller Klarheit darüber durchzuringen. Das ist gewiß eine selbständige Leistung, aber meiner Meinung nach eine einseitige. Nur ein ganz beschränkter Teil von geistigen Fähigkeiten tritt dabei in Tätigkeit. Die andern werden geradezu gelähmt, zumal da ja, wenn das Ziel logischer Klarheit und Selbstgewißheit erreicht werden soll, jedes Ahnen aus dem Inhalt verboten sein muß, ja der Inhalt überhaupt eine untergeordnete Rolle spielt. Zur Erweckung der Selbsttätigkeit der Schüler gehört aber, daß nach Möglichkeit alle geistigen Kräfte zu freiem Spiel und zur Betätigung an einem Stoff angeregt werden. Was der eine Schüler durch formal-logisches Geschick gewinnt, geht dem anderen durch Intuition auf, der dritte hilft sich durch Sachkenntnis, Erfahrung oder Anschauung. Gerade die Wechselwirkung der verschiedenen Kräfte gilt es zu entfalten. Dagegen legt die formalgrammatische Methode mit Präparation und Nachübersetzung der freien Geistestätigkeit Fesseln an und führt daher zu einer immer zunehmenden Zurückhaltung der Schüler. Die sachliche Methode dagegen leidet eher unter der Unmöglichkeit, den aus der Klasse überreich quellenden Stoff zu verarbeiten.

Auch im Grammatikunterricht konnte ich verschiedene Arbeitsweisen beobachten. Unvergeßlich wird mir immer der Eindruck einer Stunde über den Ablativ sowie einer anderen über Orts- und Zeitbestimmungen in UIII bleiben. Das war nicht mehr 'lederne' Grammatik, das war Geistes- und Kulturgeschichte, Logik und Psychologie in einem. Der Lehrer schritt getreu dem Satz, daß die Sprache der Niederschlag des geistigen Verhaltens und Besitzes eines Volkes, mithin die Entwicklung der Sprache die Geschichte seines Denkens und Fühlens ist, von der einfachsten gegenständlichen Vorstel-

lung bis zu den feinsten Unterscheidungen begrifflichen Denkens vor; er gewann also zuerst das Verständnis für die örtlichen Vorstellungen, wie sie sich in der lateinischen Sprache ausdrücken, aus der Anschauung, entwickelte hieraus die zeitlichen und leitete endlich die gedanklichen Beziehungen aus beiden ab, all dies aber so, daß alle wesentlichen Erkenntnisse nicht der Lehrer gab, sondern die Schüler sich erarbeiteten. Die so durch Selbsttätigkeit der Schüler erzielten Regeln übt der Lehrer durch Beispiele ein, die er dem Lebenskreise der Schüler entnimmt; aber nur wenige bildet er selbst, dann überläßt er auch diese Tätigkeit wieder den Schülern.[1])

Den umgekehrten Weg sah ich in einer UII. Hier gab der Lehrer sofort in kurzen eindringlichen Zügen das fertige logische Gebäude der griechischen Tempuslehre und ordnete dann in diese Zeitentabelle den Bestand der griechischen Sprache ein, so wie er für das von Untersekundanern zu schreibende Griechisch in Betracht kommt. Durch einige Fragen überzeugte er sich, daß dies verstanden worden sei, und beseitigte nachbessernd noch ein paar bestehende Unklarheiten. Sodann ließ er die Beispiele, die er sich hierzu notiert hatte, von den Schülern ins Griechische übersetzen; sie stammten meist aus Xenophonstücken, die in der Klasse gelesen waren, aber auch nach Art der bekannten Übungsbücher waren einige gebildet. — Der Vorzug dieser Methode liegt in der Klarheit und Übersichtlichkeit, mit der der Stoff vor das geistige Auge der Schüler gestellt wird, zugleich vermeidet sie jede irgendwie entbehrliche Stoffbelastung überhaupt. Die Schüler erhalten von vornherein ein zweckmäßiges Memorierschema, die Darbietung ist also die für die Einprägung bequemste. Das ist sicher praktisch: die Schüler lernen so jedenfalls ohne große Mühe und Umwege das, was sie für Extemporalia und Scripta brauchen. Also erscheint auch hier als letztes beherrschendes Ziel die Zensur. Und gewiß werden die durch die Zensur erfaßbaren Ergebnisse nicht schlecht sein. Aber die angeführten Vorzüge sind wohl mehr ein schöner Schein als wirkliche Werte. Die Selbsttätigkeit solcher Schüler ist doch fast gleich Null. Was haben sie sich denn eigentlich noch zu erarbeiten? Das Verständnis des Schemas kann man doch kaum als Arbeit gelten lassen, und die Übersetzung der Beispiele ist ja nur eine Anwendung der paar fertig übermittelten Kategorien.

Beim Hospitieren im Geschichtsunterricht wurde mir die praktische Möglichkeit gezeigt, auch geschichtliche Erkenntnisse mit Hilfe der Selbsttätigkeit der Schüler zu entwickeln, besonders bei Wiederholungen. Z. B.: Der Lehrer wiederholt rückschauend durch Fragen die Ereignisse, die zum Wiener Kongreß von 1815, zum Deutschen Bund, zur Heiligen Alliance geführt haben. Er läßt die Schüler die hierbei geschehene Entwicklung des Nationalgefühls und der Freiheitssehnsucht in Deutschland von den Ereignissen sozusagen ablesen. Sie erkennen dann von sich aus, daß und warum die folgende deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung kommen mußte. — Kunstgeschichtlicher Unterricht scheint in oberen Klassen einem besonders starken Bedürfnis der Schüler entgegenzukommen und pflegt daher an sich schon rege Beteiligung zu finden. . . . Daß in reichem Maße Kunstdenkmäler von Leipzig, Dresden, Naumburg, Merseburg und anderen in der Nähe gelegenen, von der Mehrzahl der Schüler gekannten oder leicht erreichbaren Orten herangezogen wurden, schien mir besonders nachahmenswert.

Um die selbsttätige Mitarbeit der Schüler zu gewinnen und zu erhalten, bemühte ich mich in der Schriftstellerlektüre trotz und neben der Präparation, die ich aus Grün-

---

[1]) Vgl. Th. Herrle, Die Selbsttätigkeit im latein. Grammatikunterricht der Unterstufe. Neue Bahnen XXVIII 1 (1917).

den der Stetigkeit des Unterrichts und zum Teil infolge beschränkter Zeit beibehalten mußte, doch soviel wie möglich zum Extemporieren in der oben geschilderten Weise zu kommen. Tatsächlich konnte ich zu meiner Freude bemerken, daß sich die Beteiligung der Schüler am Unterricht bei dieser Tätigkeit jedesmal ganz bedeutend erhöhte. . . .

Die Kunst der Fragestellung des Lehrers ist für die Selbsttätigkeit der Schüler von entscheidender Bedeutung. Mir schwebte als Ziel vor,

1. keine Frage zu stellen, die dem Schüler die Denkarbeit in irgendeiner Form abnimmt,

2. weder unter Nichtbeachtung der eigenen Gedanken der Schüler diese etwa starr nur einen vorher genau festgelegten, unabänderlichen Weg zu führen noch auch mich von der Selbsttätigkeit der Schüler ins Uferlose führen zu lassen.

Ich habe diese beiden Ziele absichtlich negativ ausgedrückt, weil ich glaube, daß man in der Technik der Fragestellung tatsächlich gewonnen hat, wenn es einem gelingt, die Fehler und Verkehrtheiten zu vermeiden. Das ist allerdings meiner Überzeugung nach sehr schwer und erfordert jahrelange Übung.

In meinem Geschichtsunterricht in V fand ich, daß von den verschiedenen Darbietungsformen der zusammenhängende Vortrag wenig geeignet ist, Kinder dieser Altersstufe zur geistigen Mitarbeit anzuregen. Nur solange es sich um die Wiedergabe von Anekdoten und Geschichten handelt, gehen die Schüler eifrig mit. Freilich ist ja Erzählen eine große Kunst begnadeter Menschen; solche können stundenlang erzählen, ohne die Zuhörer zu ermüden. Wer aber diese Gabe nicht besitzt, muß sich wohl auf kurze Erzählungen beschränken, in denen das, worauf die Geschichte hinausläuft, bald und zwar (für Elfjährige) möglichst augenfällig zutage tritt. Von solchen Überlegungen und Erfahrungen geleitet, habe ich den zusammenhängenden Lehrvortrag ganz gemieden. Ich versuchte es einige Male, meinem Herrn Vorgänger folgend, damit, den betreffenden Abschnitt im Lehrbuch durch Schüler vorlesen zu lassen. Aber auch das befriedigte mich nicht; denn ich bemerkte dabei ein rasches Abflauen der inneren Teilnahme, die sich vielmehr teils auf Äußerlichkeiten des Vorlesens richtete, teils sich überhaupt auf abliegende Dinge entfernte. Ich ließ daher nur noch solche Abschnitte lesen, die mir besonders dafür geeignet schienen, und sammelte dabei durch viele Zwischenfragen und Erklärungen die Aufmerksamkeit immer von neuem auf die Sache. Anekdoten und kleine eindrucksvolle Abschnitte des geschichtlichen Geschehens erzählte ich einfach, Zusammenhänge und größere Entwicklungslinien erarbeitete ich im Zwiegespräch mit der Klasse. Da es sich im übrigen nicht darum handelte, Geschichtsunterricht im strengen Sinne, sondern Lebensbilder zu geben, so handhabte ich die Methode ganz frei, je nach dem vorliegenden Stoff.

Als Beispiel dafür, wie ich die tätige Anteilnahme der Schüler an der Sache in freier Weise zu wecken und lebendig zu erhalten suchte, will ich zum Schluß den Verlauf einer Stunde über deutsche Musik skizzieren. Der betreffende Abschnitt im Lehrbuch ist etwas dürftig ausgefallen, wenn man bedenkt, wie hoch gerade auf diesem Gebiete die deutsche Leistung steht. Vielleicht ist er auch nur als Hinweis gedacht. Deshalb und weil mir dieser Stoff persönlich gut liegt, behandelte ich ihn etwas ausführlicher, und zwar im Singsaal. Ich ging von dem Worte Musik aus und ließ mir, da es kein deutsches Wort sei, Vorschläge für die Verdeutschung machen. Nach Ausscheidung der unzulänglichen blieben wir bei dem Vorschlage: Tonkunst. (Nebenbei Ableitung von Komponist = Tonsetzer von *componere*.) Durch zweierlei Mittel kann man musikalische Töne hervorbringen: durch die menschliche Stimme und durch Instrumente: *vox*, *vocis* und *instrumentum*. Daher Vokalmusik und Instrumental-

musik. Die menschliche Stimme gab es immer, Instrumente zu bauen lernte man erst später. Daher war und ist die einfachste und natürlichste Musik: das Lied. Jetzt ließ ich mir möglichst viele Lieder von den Schülern nennen, dann eins zum Singen vorschlagen: 'Ich hatt' einen Kameraden.' Dieses sangen wir also mit Klavierbegleitung. Dann sahen wir uns das Gebilde näher an; dadurch, daß ich es einmal mit einem Finger tippte, gewannen wir die Begriffe: Singstimme (Melodie) und Begleitung (Harmonie); dadurch, daß wir nach dem im Takt verkehrt gespielten Liede nicht marschieren konnten, ergab sich als dritter wichtiger Bestandteil eines Musikstückes der Takt (Rhythmus). Jetzt war es leicht, vom Kunstlied das Volkslied zu scheiden, auf dessen Reichtum in Deutschland ich entsprechend hinwies (Wandervögel, Gitarre, Laute, Zupfgeigenhansl). Ich ging nun zur Kunstmusik über und ließ mir vorerst sagen, wo man in Leipzig Kunstmusik hören könne, dann lenkte ich die Schüler auf die Kirche als Ursprungsstätte, auf Italien als Ursprungsland der Kunstmusik hin. Wie neben dem Gesang des Geistlichen und der Gemeinde ein Chor trat, wie zum Einstudieren Noten gebraucht wurden, ließ sich leicht begreiflich machen. Während in der katholischen Kirche der Gemeindegesang zurücktrat, erweckte ihn Luther zu neuem Leben durch seine schönen Choräle. Wir sangen als Beispiel: 'Vom Himmel hoch da komm ich her'. Ich verweilte zunächst bei der Kirchenmusik, indem ich von dem großen Leipziger Thomaskantor und von Händel erzählte, und schloß endlich die Besprechung der großen Wiener Tonsetzer um 1800 an. Von Bach, Mozart, Beethoven gab ich Beispiele, die dem Auffassungsvermögen der Kinder angemessen und ihnen überdies meist bekannt waren. — Als ich in der nächsten Stunde das Durchgenommene wiederholte, sah ich, daß erstaunlich viel hängen geblieben war; auch wurde ich in dieser Stunde von den Schülern mit Bildern, Anekdoten, Büchern aus dem besprochenen Gebiet förmlich überschüttet. Als ganz besonders reizvoll hatte sich auch die Ableitung zahlreicher Fachausdrücke der Musik aus den lateinischen Kenntnissen der Quintaner erwiesen (Sonate, Quartett, Matthäuspassion, Kantor usw.).

SYNOPTISCHE TABELLEN IM GESCHICHTSUNTERRICHT

Zu einer Zeit, in der die Einrichtung von Lehrstühlen für Soziologie gefordert wird, damit in der Geschichtswissenschaft die Synthese mehr zur Geltung komme und die Tatsache immer mehr herausgearbeitet werde, daß die mannigfachen Zweige des kulturellen und staatlichen Lebens sich nicht unabhängig nebeneinander entwickeln, sondern vielmehr Funktionen voneinander sind, darf es uns nicht wundern, daß entschiedene Schulreformer wie Siegfried Kawerau und seine Mitarbeiter auch den Geschichtsunterricht auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten in diesem Sinne erteilt wissen wollen. Als Stoffsammlung soll diesem geforderten Unterricht lediglich eine synoptisch geordnete Tabelle zugrunde gelegt werden, die in Konsequenz des von Kawerau in seiner Broschüre 'Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts' (Berlin, Neues Vaterland 1921) aufgestellten Grundsatzes, erst mit 1500 beginnt. Dieses Unterrichtswerk liegt jetzt vor.[1]) Seine kritische Würdigung mag den Anlaß bieten, die Frage der Bedeutung der synoptischen Tabellen für den Geschichtsunterricht einmal grundsätzlich zu erörtern.

Das Buch ist mit einem kurzen Vorwort versehen, das Anleitung zu einer sinngemäßen Benutzung geben soll. Als das Neue bezeichnet dies das Nebeneinander der Rubriken: A. Wirtschaftliche Entwickelung. B. Soziale Zustände und Bewegungen.

[1]) Synoptische Tabellen für den geschichtlichen Arbeitsunterricht vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Hrsg. von Siegfried Kawerau unter Mitarbeit von Fritz Ausländer, Heinrich Reintjes und Fritz Wuessing. Berlin u. Leipzig o. J., Franz Schneiders Verlag. 65 S. Querformat. 45 Mk.

C. Geistiges Leben: I. Religion und Kirche, II. Philosophie und Wissenschaft, III. Wortkunst und Tonkunst, IV. Flächen- und Raumkunst, V. Erziehung und Unterricht. D. Innerstaatliche Organisation (Recht, Verfassung, Verwaltung, Heer). E. Auswärtige Politik. Dadurch soll hingewiesen werden auf die innere funktionelle Abhängigkeit der einzelnen geschichtlichen Vorgänge, es soll sich daran zeigen, daß die Staatengeschichte von ihrem Thron gestürzt ist, und es wird erwartet, daß in Zukunft die Kriege als katastrophale Entladungen wirtschaftlicher und sozialer Spannungen erkannt und soziologisch behandelt werden. Und ganz besonders wird darauf hingewiesen, daß Deutschland mitten hineingestellt ist in den Strom der europäischen und der Weltgeschichte.

Die Förderung der universalgeschichtlichen Betrachtungsweise ist ohne Frage freudig zu begrüßen. Sie fehlte bisher. Der Geschichtsunterricht war, wie ich schon früher an dieser Stelle ausgeführt habe[1]), zu ausschließlich auf den nationalen Gesichtspunkt eingestellt. Das war, ganz abgesehen davon, daß es das Verständnis fremder Länder nicht förderte, vor allem auch sachlich falsch und daher unberechtigt, wie denn ja auch Historiker von unzweifelhaft nationaler Denkungsart wie Ed. Meyer immer wieder universale Einstellung des Geschichtsunterrichts forderten. Selbstverständlich darf über eine solche Betrachtungsweise die deutsche Geschichte nicht etwa zu kurz kommen.

Die 'Entthronung' der politischen Geschichte, die K. vorgenommen zu haben besonders betont, ist keine so grundstürzende, wie man erwarten könnte. Sie bezieht sich im wesentlichen auf Weglassung von Schlachten usw., und im allgemeinen bietet K. doch noch so viel, als man auf der Oberstufe von dieser Materie behandeln kann. In der Auffassung der Kriege kommt K.s geschichtsphilosophische Weltanschauung zum Ausdruck. Wer diese teilt, wird ihm zustimmen; der Gegner wird vergeblich mit ihm streiten; denn ein politischer Glaube läßt sich mit Gründen nicht entkräften. Daß die Einzelvorgänge in ihrem geschichtlichen funktionellen Zusammenhang erkannt werden sollen, ist gewiß jedem nicht ganz rückständigen Geschichtslehrer durchaus geläufig; er wird sich sicher schon darum bemüht haben.

Wie sollen nun die Tabellen verwandt werden, damit mit ihrer Hilfe das gesteckte Ziel erreicht werde? Sie sollen nicht nach- oder nebeneinander abgearbeitet werden, kein Leitfaden sein, nicht auswendig gelernt werden — diesem allen wird man zustimmen —, sondern sie sollen ein erstes grundlegendes Hilfsmittel zur Orientierung für den Schüler sein, durch ihre Stichwortform das Bedürfnis nach Quellen und wissenschaftlichen und künstlerischen Darstellungen entwickeln; sie sollen die Methode zeigen, sich im Urwaldgestrüpp des Stoffes zurechtzufinden, sollen im Arbeitsunterricht zu Übungen im Vergleichen einzelner Länder und Völker benutzt werden und endlich zur chronologischen Festlegung des bearbeiteten Stoffes dienen.

Kann das alles eine Tabelle überhaupt leisten? Können Stichworte oder auch stichwortartige kurze Sätze bei Schülern, denen der Stoff, auf den sie hinweisen, unbekannt ist, Interesse erregen? Können sie sogar noch stärker anregen als ein Lehrbuch oder ein Lehrvertrag? Ich meine, der Lehrer müßte doch ein Monstrum von Langeweile und Ungeschicklichkeit sein, der durch seinen Vortrag z. B. nicht mehr Interesse für die Bewegung des Humanismus erweckte, als das die in der vorliegenden Tabelle S. 1 gegebenen kurzen Sätze vermögen[1]), die doch günstigstenfalls eine vom Standpunkt des Verfassers berechtigte, aber durchaus nicht allgemein anerkannte Angabe über die Entstehung der Bewegung machen, aber auf das Wesen nicht einmal hindeuten.

Über solche komplizierten Vorgänge kann eben eine Tabelle nicht informieren, das muß eine zusammenhängende Darstel-

[1]) Neue Jahrb. 1919 XLIV 145ff.

[1]) S. 1. C. 1 Humanismus: eine gelehrte Bewegung wohlhabend gewordener Städter, sich langsam auf Adel und Fürstentum ausbreitend, eine Gefühl und Willen zersetzende Verstandeskultur, vor folgenreichen Entscheidungen zurückschreckend. — Angriffe gelehrter Art gegen die Unbildung der üblichen Kleriker: Erasmus, 'Lob der Narrheit'.

lung leisten. Ebensowenig kann eine Tabelle eine wesentliche Stütze des Arbeitsunterrichts sein und, wie K. behauptet, Lehrbuch und Lehrervortrag ersetzen. Die kurzen Hinweise müssen doch schließlich zur Lektüre zusammenhängender Darstellungen führen, wie ja K. selbst sagt, dann kann sie der Lehrer aber auch selbst geben. Überhaupt läßt sich eine historische Erkenntnis ihrem Charakter nach nicht so einfach auf dem Wege der Aneinanderreihung von Schlüssen gewinnen, wie das offenbar angenommen wird, wenn man fordert, daß die Schüler selbst Bausteine herbeitragen und diese zu einem Ganzen fügen sollen. Die Vertreter dieser Ansicht lassen sich zu sehr leiten von der Analogie des naturwissenschaftlichen Unterrichts. So sehr beide Unterrichtszweige, der geschichtliche und der naturwissenschaftliche, durch Quellenlektüre bzw. Anschauungsmittel oder Experiment dazu anleiten sollen, selbständig Schlüsse zu ziehen, es besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen. Geschichtliches Wissen läßt sich nicht in dem Maße rein induktiv oder deduktiv ableiten, vielmehr ist die Menge des Stoffes, die einfach dargeboten werden muß — sei es durch Lektüre oder Lehrervortrag —, ehe man irgendetwas selbsttätig schließen lassen kann, hier weit größer als bei den Naturwissenschaften. Und außerdem läßt sich in der Geschichte ein Schluß nie auch nur angenähert so sicher ziehen, daß man wiederum Darstellungen des Erarbeiteten unbeachtet lassen könnte. Außerdem ist der Umweg über die Quellen, wenn man ihn nicht abkürzt, so weit, daß man auf ihm ohne Heranziehung von zusammenfassenden Darstellungen immer nur einen sehr begrenzten Teil des langen Ganges durch die Gesamtentwicklung in der für Schulen zur Verfügung stehenden Zeit zurücklegen könnte. Und mit der Bearbeitung einzelner Abschnitte könnte man sich doch nur dann begnügen, wenn das Ziel der Schule ähnlich dem der Universitäten nur eine Ausbildung in der historischen Forschungsmethode wäre.[1]) Dazu kommt, daß auch aus mehr äußerlichen Gründen für den Schüler ein Lehrbuch kaum zu entbehren ist; wenn er z. B. gefehlt hat, oder sonst das Bedürfnis hat, sein Gedächtnis aufzufrischen, kann ihm eine Tabelle nicht helfen. Also als Ausgangspunkt für den Unterricht und als Ersatz für ein Lehrbuch oder einen Lehrervortrag kann eine Tabelle nicht dienen. Sehr wohl aber kann ich mir denken, daß eine Tabelle gute Dienste leistet, wenn es gilt, nach Durcharbeitung eines größeren Abschnittes das Wesentliche übersichtlich zusammenzufassen. Auch ist eine synoptische Tabelle im besonderen ein brauchbares Mittel, auf Zusammenhänge hinzuweisen, die ohne eine solche tabellarische Zusammenstellung vielleicht überhaupt nicht so klar hervortreten oder doch leicht wieder vergessen werden würden. Wenn man z. B. den dem militärischen Verlauf durchaus widersprechenden Ausgang des schwedisch-polnischen Krieges verständlich machen will, so zeigt eine Tabelle, die unmittelbar daneben den Pyrenäenfrieden verzeichnet, sofort den inneren Zusammenhang: Frankreich bekommt seine Hand frei und greift zum Schutze Schwedens in die nordischen Fragen ein; oder wenn bei der Darstellung des Weltkrieges die Ereignisse an der Front und die hinter der Front nebeneinander aufgeführt werden, so wird dadurch ohne weiteres das Verständnis für die gegenseitige Beeinflussung erleichtert. — Endlich ist eine Tabelle auch sehr geeignet, zu Vergleichen anzuregen.

Doch nun zu der speziellen Frage: Leistet die vorliegende synoptische Tabelle das, was eine solche überhaupt leisten kann?

Den Einwand, daß sie zuviel Stoff biete, könnte man als erledigt ansehen mit dem Hinweis darauf, daß das Vorwort ja dem Lehrer völlig freie Auswahl daraus lassen will und daß manches auch in der Religion, der Kunstgeschichte usw. behandelt werden soll. Aber zunächst ist doch darauf hinzuweisen, daß sie einen Widerspruch gegen die von ihren Verfassern aufgestellte Forderung bedeutet, daß eine Tabelle nicht eine Sammlung von dürren Notizen sein soll. In dem Bestreben, durch sie ein Lehrbuch zu ersetzen, hat man eine

[1]) Vgl. meine oben zitierte Abhandlung S. 150f.

zu große Fülle von Einzelheiten aufgenommen. Gewiß wird jeder die wertvollen Einzelangaben statistischer und anderer Art, wie sie z. B. S. 29/30 A über Banken, Kartelle usw. gegeben werden, mit Freuden begrüßen. Aber was sollen die zahlreichen bloßen Namen von Künstlern und Gelehrten, die sich in Spalte C finden? Sie geben dem Werk doch eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der von seinen Verfassern doch so sehr verabscheuten 'Notizensammlung' des 'Kleinen Ploetz'; denn schließlich unterscheidet beide Werke nur die verschiedene Anordnung. Indessen, vielleicht gibt gerade diese dem K.schen Werke seinen besonderen eigenen Wert? Nein, denn dieser synoptische Charakter tritt leider nur unklar hervor. Es fehlt das dazu unbedingt notwendige Rückgrat einer jeden Tabelle, eine deutlich sich heraushebende Spalte mit richtunggebenden Zahlen. Zwar genügen die gebrachten Zahlen vollkommen, aber sie müßten das Ganze ordnend beherrschen. Auch von den äußerlichen Hilfsmitteln einer übersichtlichen Tabelle, verschiedenartigem Druck usw., ist leider kein Gebrauch gemacht. So gewiß die Geschichte kein 'Schmetterlingskasten' ist, so gewiß muß aber eine Tabelle eine übersichtliche Zusammenstellung sein, und das ist die vorliegende nicht, und eine synoptische ist sie auch nur in beschränktem Maße. Dieser Charakter geht namentlich bei der Darstellung der neueren Zeit immer mehr verloren, wird doch nicht einmal der Weltkrieg synoptisch behandelt.

Die sich doch gewiß beeinflussenden Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen und daheim sind nicht nebeneinander gegeben, ganz abgesehen davon, daß auch die Kriegsereignisse selbst nicht synoptisch geordnet sind, sondern, nach den einzelnen Schauplätzen gruppiert, nacheinander behandelt werden. Bei einer solchen mangelhaften synoptischen Anordnung des Stoffes geht aber gerade das verloren, worauf die Verfasser mit Recht besonderes Gewicht legen: die Möglichkeit, den funktionellen Charakter der Ereignisse hervorzuheben.

Indessen dieser Fehler war kaum zu vermeiden, wenn man eine solche Fülle des Stoffes bieten wollte. Eine Tabelle und eine Stoffsammlung schließen einander aus. Will man eine Tabelle geben, so kann man nur die Hauptsachen durch Stichworte andeuten, und für eine Stoffsammlung ist ein Lehrbuch die geeignete Form.

Das führt von selbst auf einen anderen Punkt, in dem ich mit dem Verfasser nicht einer Meinung bin. Ich sage nicht wie er, entweder Unterricht nach einem Lehrbuch und Lehrervortrag — d. h. einen ununzulänglichen — oder mit Hilfe solcher Tabellen d. h. den allein fruchtbaren —, sondern ich will den Unterricht stützen sowohl auf ein Lehrbuch als auch auf eine Tabelle. Ob unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit ihren klaffenden Gegensätzen in der Beurteilung historischer Dinge ein Lehrbuch der mittleren Linie möglich ist oder nicht, darüber läßt sich schwer etwas Überzeugendes sagen, Kawerau bestreitet es; er glaubt offenbar nur von einer Tabelle eine objektive Darstellung erwarten zu können. Aber die vorliegende entspricht keineswegs der Forderung der Objektivität, sie läßt vielmehr K.s marxistischen Standpunkt erkennen, z. B. in der Voranstellung und außergewöhnlich starken Betonung der Wirtschaftsgeschichte und in der Behandlung der Kriege, so daß, wer diesen nicht teilt, sie Schülern, die für eine kritische Stellungnahme noch nicht reif sind, nicht wird in die Hand geben wollen. Ich halte ein Lehrbuch der mittleren Linie auch heute durchaus für möglich. Es müßte natürlich wesentlich anders aussehen als die bisher üblichen.

Daß es die inneren Verhältnisse, Verfassung und Verwaltung, Recht und Wirtschaft, allgemeine Geistesgeschichte usw. mit einem Wort, die Kulturgeschichte bedeutend mehr berücksichtigen muß, ist selbstverständlich. Ebenso betrachte ich es als ausgemacht, daß der Gesichtspunkt der Betrachtung der äußeren Geschichte ein universaler im Sinne Rankes sein muß und daß die Kriegsgeschichte erheblich gekürzt wird. Was ich aber besonders betonen möchte, ist die Anordnung des Stoffes. Es ist z. B. nicht angängig, auf der Oberstufe als ordnenden Gesichtspunkt der Geschichte des Mittelalters die oft noch dazu recht unbedeutenden Persönlichkeiten der Kaiser zu wählen; darunter leidet das Wichtigste, die Herausarbeitung der großen

Linien der Entwicklung. Wenn ich z. B. das, was an gewaltiger Arbeit auf dem Gebiet der Kolonisation des Ostens im Mittelalter geleistet worden ist, immer bruchstückweise bei jedem einzelnen Herrscher erwähne, dann kommt es den Schülern nie klar zum Bewußtsein, und wenn ich, nachdem ich vielleicht stundenlang von den Kreuzzügen geredet habe, mit einemmal wieder von der Entwicklung der deutschen Fürstenmacht anfange, dann kostet es immer teure Zeit, den Zusammenhang wiederherzustellen. Dazu kommt noch, daß dem Schüler der Oberstufe, der gewiß nicht die farbigen Bilder von den großen Kaisern, von deutschen Burgen und Städten usw., die ihm auf der Mittelstufe nahegebracht sind, wieder vergessen soll, die geschichtlichen Vorgänge sich früher oder später zu bestimmten Fragen formulieren. Er möchte gern im Geschichtsunterricht gezeigt bekommen, welches Schicksal Gebiete gehabt haben, die augenblicklich wieder umstritten sind, wie die Verfassung sich entwickelt hat, die jetzt geändert werden soll usw. Darum muß man den Stoff gleich nach solchen Problemen ordnen und z. B. das Mittelalter nach folgendem Plan behandeln:

A. ca. 500 bis ca. 900 n. Chr.
- I. Äußere Geschichte.
  - 1. die nichtdeutschen Reiche und Völker.
    - a) Die Slawen und Normannen.
    - b) Der Islam.
  - 2. Das Frankenreich.
- II. Innere Geschichte des Frankenreiches.
  - 1. Staatsform und Verwaltung.
  - 2. Wirtschaft und Lehnswesen.
  - 3. Religion (Kirche und Staat).
  - 4. Allgemeine Geistesgeschichte.

B. ca. 900—1300.
- I. Äußere Geschichte.
  - 1. Deutschland.
    - a) Auswärtige Politik.
    - b) Kaiser und Papst.
  - 2. Die nichtdeutschen Staaten.
    - a) England.
    - b) Frankreich.
    - c) Die nordischen Staaten.
    - d) Slawen und Byzanz.
    - e) Islam.
    - f) Mongolen.
- II. Innere Geschichte Deutschlands.
  - 1. Kaiser und Fürsten.
  - 2. Staatsform und Verwaltung.
  - 3. Wirtschaft und Recht.
  - 4. Ständische Gliederung.
  - 5. Religiöses und geistiges Leben.

Wo man bisher anders als nach Regenten geordnet hat, z. B. in der alten Geschichte und der neueren und neuesten, da hat man die Abschnitte zu eng begrenzt, als daß die großen Linien der Entwicklung, die sich oft sehr langsam vollzieht, klar hervortreten könnten, und außerdem wird dann in einem solchen Teil äußere und innere Geschichte durcheinanderbehandelt. Z. B. handelt Neubauer (Teil V) unter dem Abschnitt: 'Ausbau des Reiches' § 139 von der Reichsverfassung von 1871, §§ 140 bis 143 von Deutschland und den fremden Mächten, § 144 vom Kulturkampf, § 145 wieder von der Verfassung. Dabei kommt weder das eine noch das andere zu seinem Rechte. Will man wirklich ungezwungen in das Verständnis der Gegenwart einführen, dann muß man den Stoff für alle Zeiten in der für das Mittelalter angegebenen Weise gruppieren.

Natürlich haftet einer solchen Anordnung ein Mangel an: sie gibt kein Gesamtbild z. B. von Deutschland zur Zeit Karls des Großen oder von der Welt um 1500 usw. Da müssen nun die Tabellen helfen. Wenn man die Schüler anleitet, sich während der Durchnahme des Stoffes nach einzelnen Gruppen, sei es in Form eines Vortrags oder in seminaristischer Weise, gewisse Stichworte in Form einer Tabelle zu notieren, dann erwächst unmittelbar aus dem Unterricht eine synoptische Tabelle. Dabei ist es äußerst wichtig, daß die Schüler diese Zusammenstellungen selber anfertigen; denn die mannigfachen Fragen der zweckmäßigsten Anordnung usw. zwingen sie dazu, sich mit dem Stoff eingehend und zwar selbsttätig zu beschäftigen, und dabei lernen sie mehr als beim vielfachen Durchlesen von Büchern.

Ist dann der Stoff durchgenommen und damit auch die Tabelle fertig, dann läßt man die synoptische Betrachtung wirksam werden. Man nimmt die Tabelle vor und erarbeitet nun ein Gesamtbild der markantesten Punkte. Jetzt redet sie klar und leicht-

verständlich zu dem Schüler; denn ihre Stichworte rufen Bekanntes ins Gedächtnis, und nun kann man das ganze Gewicht auf die Herausarbeitung der gewiß vorher schon erwähnten Zusammenhänge, Abhängigkeitsverhältnisse usw. legen. Und hat man nun auch noch den deutschen und den religionsgeschichtlichen Unterricht in derselben Klasse, so kann man das Gesamtbild erfreulich ausgestalten und abrunden.

Die Zeit, den Stoff so gewissermaßen zweimal durchzunehmen, habe ich stets gehabt. Ich glaube sie gewonnen zu haben dadurch, daß ich die bei der sonst üblichen Methode unvermeidlichen Wiederholungen usw. vermied. Die Charakteristik der Persönlichkeiten ist dabei keineswegs zu kurz gekommen; ich kennzeichnete sie dort, wo die großen Männer am wirksamsten eingriffen, den einen bei einem Kriege, den anderen bei einem Verfassungsstreit usw. Auch habe ich den Gesamtstoff nicht verkürzt. Was ich an Schlachtenschilderung wegließ, habe ich reichlich ersetzt, z. B. durch Kolonialgeschichte und Geschichte der politischen Parteien, beides Themen, die gewöhnlich nur sehr kurz oder gar nicht behandelt zu werden pflegen.

Es gilt mir daher als praktisch erprobt, daß man den Unterricht in Form eines Lehrvortrags, gestützt auf ein Lehrbuch, in der angedeuteten Weise verbindet mit einer arbeitsunterrichtlichen Behandlungsweise, der man eine synoptische Tabelle zugrunde legt. JOHANN-HINRICH LÜHMANN.

HANS GERDAU, DER KAMPF UMS DASEIN IM LEBEN DER SPRACHE. EIN SPRACHBIOLOGISCHER VERSUCH ZUR LÖSUNG DES LAUTWANDELPROBLEMS AUF DARWINISTISCHER GRUNDLAGE. Hamburg, Gente 1921. 62 S.

Für eine große Reihe philologischer Fragen hat sich die biogenetische Betrachtungsweise schon längst als zweifellos fruchtbar erwiesen. Die Schule und besonders die Darstellung der Schulgrammatik ist zwar nur zögernd gefolgt, weil es schwer ist, sich vom überkommenen praktischen Regelapparat zu trennen. Um so erfreulicher ist es, wenn ein Schulmann in der vorliegenden Arbeit den Versuch macht, mit den Methoden der entwicklungsgeschichtlichen Forschung das Dunkel der sprachlichen Vorgänge beim Lautwandel zu erleuchten, und dabei zu Ergebnissen kommt, die weit über das Lautproblem hinaus höchst bedeutungsvoll für alle Philologie zu nennen, dabei in der Darstellung mit zwingender Beweiskraft, sorgfältig mit Beispielen belegt und klar durchgeführt sind. Jeder Philologe wird sich mit den Beweisen des Verf. auseinandersetzen müssen. Es soll hier nur kurz auf die grundsätzlichen Ergebnisse hingewiesen werden: 'Die Lebenskraft eines Wortes im Kampf ums Dasein wächst automatisch mit der Zahl der richtigen Perzeptionen' (1. sprachl. darwinist. Grundgesetz). 'Die Zahl der richtigen Perzeptionen wächst mit der Deutlichkeit der akustischen Reize' (2. Gesetz). Zusammenfassend: 'Für den Kampf ums Dasein eines Wortes oder Lautes ist der akustische Abstand entscheidend' (3. Gesetz). Es ergibt sich vor allem die Folgerung: 'Der Lautwandel besteht in der allmählichen Ausmerzung der Laute und Wortindividuen mit geringerer Lebenskraft' (d. h. geringerer Möglichkeit des Perzipiertwerdens). Das Wirken dieser Gesetze wird nun ausführlich gezeigt am Material des Grimmschen Gesetzes, der hochdeutschen Verschiebung und dem reichen, exakten Material der englischen Vokalentwicklung seit 1550. Das Wie und Warum des unbewußten Lautwandels wird glänzend klargelegt. Wenn der Verf. sich in den exakten Darlegungen auch durchaus beschränkt auf das Teilproblem des unbewußten Lautwandels, so eröffnet er jedoch Ausblicke auf die lautliche Weiterentwicklung, gibt fruchtbare Anregungen für die Methodik der Bedeutungslehre, für die Lösung der Probleme der Flexionslehre und überhaupt der Syntax. Möge nach dem Vorbild und Wunsch des Verf. mehr und mehr neben die einseitig beschreibende Morphologie die nach dem Wie und Warum der sprachlichen Wachstumsvorgänge fragende Biographie der Sprache treten. CARL RIEMANN

(21. April 1922)

DAS SCHICKSAL DER DEUTSCHEN SPRACHE IN DER GEGENWART

Von Alfred Götze

Wenn sonst von den Sorgen der deutschen Sprache die Rede war, galt es in aller Regel den inneren Bedingungen ihres Wesens, ihrer Geschichte, ihrer Bewahrung vor Ungeschmack und sprachlicher Zuchtlosigkeit. Diese Fragen sind wichtig genug und durchaus wert, den Gegenstand vaterländischer Sorgen zu bilden, wie sie es auch künftig wieder sein werden. Aber sie müssen vorübergehend zurücktreten in der ernsten Zeit, da Bestand und Grenzen der deutschen Sprache selbst bedroht sind, da von West, Ost und Süd die Gegner heranrücken und 'Deutsch oder Welsch', 'Deutsch oder Slawisch' zum Kampfruf geworden ist. Da richtet sich der Blick von selbst auf die bedrohten Grenzen unseres Deutschtums, wir überschlagen die Größe der Gefahren, die unsere Sprache von außenher bedrohen, messen an den Erfahrungen unserer Sprachgeschichte ab, wie weit Gewalttat auf diesem Gebiet Erfolg erwarten kann, und prüfen die Mittel, die uns zur Abwehr noch schlimmerer Verluste geblieben sind.

Von der Höhe stolzer Erfolge und der daran geknüpften Hoffnungen ist die deutsche Sprache hinabgesunken in tiefes Leid und ernsteste Gefahr. Im Weltkrieg haben nicht nur Deutsche gegen Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Serben gekämpft, auch Deutsch stand damals im Kampf gegen Französisch und Englisch, Italienisch und Slawisch. Ja, es schien siegreich zu sein. Von Dünkirchen bis Warschau, von Riga bis Bukarest wurde vier Jahre lang Deutsch gesprochen. Die Grenzbestimmungen unserer Vaterlandslieder waren zu eng geworden: nicht von der Maas bis an die Memel reichte das kriegführende Deutschland, sondern von der Marne bis an das Schwarze Meer. Fest und treu wie je stand die deutsche Wacht, aber nicht am Rhein, wie unsere Tapferen mit stolzer Bescheidung sangen, sondern am englischen Kanal und auf dem Libanon. Eine Ausdehnung des Deutschtums hatte stattgefunden, wie sie Europa seit den Tagen der Völkerwanderung nicht gesehen hatte, und sie schloß sprachliche Tatsachen ein von weltwendender Bedeutung: die Einigung von ganz Mitteleuropa unter den Klängen der deutschen Zunge. Das Land von Flandern und Brabant hatte Anlaß, sich auf sein altes Germanentum zu besinnen. Die guten deutschen Namen belgischer Städte, vorher fast schon verklungen unter welscher Anmaßung, waren neu zu Ehren gekommen: wir sprachen wieder, wie die Jahrhunderte vor uns, von Lüttich und Löwen, Mecheln und Antwerpen. Staunend hatten unsere Feldgrauen wahrgenommen, wie leicht sie sich auf Grund ihrer Mundart mit den niederfränkischen Stammesbrüdern verständigen konnten. Das Schielen nach französischer und englischer Bildung als etwas Überlegenem hatte einem besonnenen, seiner Würde bewußten Deutsch-

tum Platz gemacht. Die Deutschen erfuhren, daß sie auch darin viel stärker waren, als sie gewußt hatten; auch sprachlich war es ein Geschenk des Krieges, daß er uns die eigne Stärke herrlich offenbarte. Das deutsche Wort war durch ihn viel kraftvoller und bewußter, wuchtiger und freier geworden.

Von lichten Gipfelhöhen haben Waffenstillstand und Friedensschluß auch unsere Sprache in eine tiefernste, sorgenumwölkte Gegenwart gestürzt. Jeder Tag, der seit dem November 1918 ins Land gegangen ist, hat der deutschen Sprache und ihrem Gebiet schweren Schaden getan, tiefe Sorge um ihr weiteres Geschick zur vaterländischen Pflicht gemacht Zu keiner Zeit, auch in den vergangenen Tagen der Kraft nicht, hat das Deutsche Reich alle Menschen deutscher Zunge umfaßt. Seit dem Westfälischen Frieden waren die deutsche Schweiz und die Niederlande vom Reichskörper losgeschnitten und in ihrem sprachlichen Bestand bedroht. Ludwig XIV. hatte Elsaß und Lothringen losgerissen und mit allen Mitteln zu verwelschen gesucht. Luxemburg, der einzige Staat der Welt, der ganz auf dem Boden einer deutschen Mundart errichtet ist, wurde von französischem Sprachleben umworben und umspült: so ist es gekommen, daß seine Bewohner in ihrer Gesinnung jetzt verwelscht sind. Seit 1806 und endgültig 1866 war die Trennung von Österreich-Ungarn vollzogen, seither taten die Tschechen in Böhmen, die Madjaren in Ungarn, die Südslawen in Kärnten und Steiermark und die Italiener in Südtirol dem dortigen Deutschtum jeden möglichen Abbruch, redlichen und unredlichen. In den Ostseeprovinzen bestritten die Russen den deutschen Herren des Landes ihr sprachliches Leben, ja das Leben überhaupt. Draußen in der Welt gingen Jahr für Jahr Tausende von Deutschen im englischen, spanischen und portugiesischen Sprachleben für das Deutschtum verloren. Niemals aber hat das Reich verstanden, die Seinen in der Fremde auch sprachlich wirksam zu schützen, wie Italien seine Irredenta, Polen seine auf drei Staaten verteilten Sprachgenossen, während Frankreich für die paar tausend Franzosen, die unter fremder Herrschaft standen, fieberhaft arbeitete. Aber die Deutschen im Reichsverband waren doch sprachlich sicher behütet, die Auswanderung ging zurück, die Fremdsprachigen innerhalb der Grenzen des Reichs nahmen nicht überhand. Dieser zuversichtliche Stand der Dinge hat 1918 ein Ende gefunden. Jetzt läuft die deutsche Sprachgrenze weit vor der staatlichen durch fremdes Staatsgebiet, ja man muß heute noch sagen: durch feindliches Land, und zwischen beiden Linien liegt breit und ungeschützt schwerbedrohter, alter deutscher Sprachboden, bei dessen Namen heute das Herz jedes guten Deutschen schmerzlich getroffen wird: Elsaß, Lothringen, das Saargebiet, Westpreußen, Danzig, Memel, Posen, Oberschlesien, Siebenbürgen, Kärnten, Steiermark, Südtirol. Was geht sprachlich in diesen Gebieten heute vor, was ist von ihrer sprachlichen Zukunft zu erwarten, wie können wir helfen?

Zunächst, auch unseren Herzen am nächsten, das Elsaß, das sich von unsern deutschen Bergen ganz überschauen läßt und breit vor unseren Toren liegt, das einst mit der deutschen Schweiz und Oberbaden zusammen das alemannische Herzogtum bildete und nun mit einer Willkür, die jeder natürlichen, geschichtlichen und geographischen Einheit spottet, einem Fremdstaat zugeteilt

ist, von dem es Art, Sprache und Sitte der Bewohner, Wirtschaft und Recht gründlicher noch scheiden als der doch wahrlich deutliche Grenzwall der Vogesen. Geschichtlich handelt es sich um rein deutsches Land: die Schädel- und Körpermaße, die Namen der Orte und Fluren, die ausgegrabenen Zeugnisse ältester Ortsgeschichte, die Beobachtung von Sitte, Sage und Märchen, Volkstracht und Hausbau weisen alle in dieselbe Richtung: das alemannische Gebiet rechts und links vom Oberrhein ist eine Einheit. Die Grenze der Dörfer mit deutscher gegen solche mit französischer Mundart ist völlig fest, soweit die sprachgeschichtliche Kenntnis zurückreicht, und sie umfaßt, wenn wir die Urkunden und Flurnamen zu Hilfe nehmen, einen Zeitraum von über tausend Jahren. Nach amtlicher Feststellung sprach im Jahre 1905 von den 1720000 Einwohnern des Reichslands genau ein Zehntel Französisch, das waren zum größeren Teil Lothringer aus dem Gebiet von Metz und südöstlich davon, im Elsaß nur die Bewohner eines schmalen Grenzstreifens, der etliche Dörfer, aber keine einzige Stadt umfaßte. Als 1887 die Mundarten des Reichslands für den deutschen Sprachatlas aufgenommen wurden, da liefen nur aus 300 Orten Antworten in französischem Patois ein, 1025 Fragebogen waren in deutscher Mundart ausgefüllt.[1]) Die Sprachgrenze ist (ganz anders als im deutschen Osten) haarscharf zu ziehen; sie läuft seit den Tagen Karls des Großen um dieselben Fluren; die 200 Jahre früherer Franzosenherrschaft haben sie um keine Ackerbreite verschieben können.

In einem Land von solcher Art suchen nun die Franzosen seit ihrem Einzug im November 1918 die deutsche Sprache mit allen Mitteln auszurotten. In den zwei Jahrhunderten ihrer früheren Herrschaft haben sie keine Volksschule zustande gebracht, die haben erst die deutschen Barbaren 1871 einrichten müssen. Aber nun benutzen die Franzosen die deutsche Volksschule zu ihrem Kampf gegen die deutsche Volkssprache. Allen vorher gegebenen Versprechungen zum Trotz wurde die deutsche Unterrichtssprache sogleich aus der Unterstufe verdrängt.[2]) Die sechsjährigen Dorfkinder auch des rein deutschen Hauptgebiets müssen Religion und Rechnen, Anschauungsunterricht und alle Fächer in einer Fremdsprache über sich ergehen lassen, von der sie im Elternhaus kaum ein Wort gehört haben und die im ganzen Ort vielleicht keine zwei Bewohner auch nur zu lesen verstehen. Die Lehrkräfte werden aus dem Innern Frankreichs bezogen und durch hohe Zusatzgehälter zum Aushalten bei der in jedem Sinn unerfreulichen Aufgabe bestimmt. Man muß sich etwa nur eine Rechenstunde bei Siebenjährigen vorstellen, um die geistige und seelische Not dieser elsaß-lothringischen Kinder ganz zu ermessen. Bezeichnenderweise sind die Geistlichen die ersten gewesen, die gegen dieses System der Verdummung und Entchristlichung, wie sie es nennen, Einspruch erhoben haben, aber alle Einreden haben bisher nicht viel genützt: die sprachliche Eigenart des Lands wird in den Schulen nach wie vor mit Füßen getreten.

[1]) Ferd. Wrede bei Strupp, Unser Recht auf Elsaß-Lothringen (1918) 208.

[2]) Süddeutsche konservative Korrespondenz VIII Nr. 36 vom 15. Dez. 1920. Vgl. ebd. Nr. 25, 29. 34 (25. Aug. bis 25. Nov. 1920).

Und wie gegen die Kinder, so richtet sich der Kampf auch gegen die Erwachsenen. In allen Gemeinden sind französische Volksbüchereien errichtet worden, die die Einwohner mit Lesestoff aus dem Innern Frankreichs überschwemmen. In Posten von 40000 Bänden erweitert ein eigens dazu errichteter Bund den Bestand dieser Büchereien. Wiederum wird nicht danach gefragt, ob in einer dergestalt beglückten Gemeinde auch nur ein Bewohner ein französisches Buch zu lesen imstande ist. Die wehrpflichtigen jungen Leute werden in entlegene französische Standorte gezwungen und in den Kasernen mit plumper Gewalt verwelscht. Bei allen Truppenteilen ist ein Vorbereitungsdienst für elsaß-lothringische Soldaten eingerichtet. Wer Französisch lernt, wird rascher befördert und erhält mehr Urlaub: um die Tressen oder um ein paar Wochen Urlaub soll den jungen Leuten Muttersprache und Volkstum abgepreßt werden! In der Verwaltung des Lands hat die deutsche Sprache keine Stelle mehr; z. B. sollen die Postbeamten in Metz und die Zollbeamten in Colmar nur Französisch sprechen und, wenn sie das nicht können, Deutsch nur flüstern, der deutschsprechenden Bevölkerung gegenüber aber sich des Dolmetschers bedienen. Zum Amte des Schöffen und Geschworenen werden die Einwohner nur zugelassen, wenn sie Französisch können; damit ist aber der größte Teil der Staatsbürger von jedem Laienrichtertum ausgeschlossen, namentlich wird die Arbeiterklasse fast keine Vertreter stellen können — und das im Zeichen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Im lothringischen Moselland hat der Präfekt jede Aufführung deutscher Theaterstücke, jeden Vortrag in deutscher Sprache, jedes deutsche Lied verboten, weil all das die öffentliche Ruhe gefährde.[1]) Als in Straßburg am 18. Dezember 1920 zum 1200jährigen Gedenktag der heiligen Odilie ein Festspiel aufgeführt werden sollte, wurde es verboten, weil es in hochdeutscher Sprache abgefaßt war.[2]) Ein paar Monate später ist es dem Schauspiel 'Dämmerung' der beiden Altelsässer Bopp und Bösch ebenso gegangen, das in der jüngsten Gegenwart spielt und besonders die politischen Wetterfahnen brandmarkt.

Die einzige Wirkung dieses letzten Verbots ist freilich gewesen, daß das verbotene Stück gedruckt, massenhaft verbreitet und lebhaft besprochen wurde. Das führt uns auf die sonstigen 'Erfolge' der französischen Gewaltmaßregeln. Der Elsässer ist schwer zu leiten und leicht zum Widerspruch gereizt. Die sogenannte Bourgeoisie der größeren Städte, die in deutscher Zeit vorgab, nur Französisch zu verstehen, spricht heute mit Vorliebe Deutsch. Männer treten heute als Verfechter der deutschen Landessprache auf, die vordem nicht müde wurden, ihre französische Gesinnung zu bekunden. Die katholische Geistlichkeit sieht, wie erzählt, in der Bedrängung der Volkssprache zugleich eine Gefährdung der Volksreligion und geht dagegen an. Die elsässischen Abgeordneten haben mit Ablehnung des Unterrichtshaushalts gedroht, wenn in der sprachlichen Behandlung der Schule nicht andere Wege eingeschlagen werden. Die deutsche

---

[1]) Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins XXXVI (1921) 132—134.

[2]) Ebd. S. 35. 67.

Presse des Landes findet kräftige Worte gegen eine Politik, die Wind sät und Sturm ernten wird, die Scheidemauern errichtet inmitten des Volkes und nicht nur die Zungen scheidet, sondern auch die Herzen, gegen Beamte, die von den Geldern des Landes besoldet werden und sich nicht die Mühe geben, dessen Sprache und Art kennen zu lernen. Die Blätter weisen darauf hin, daß Frankreich auf dem besten Wege dazu sei, sich ganz um Vertrauen und Achtung der Elsaß-Lothringer zu bringen, und verlangen mit Nachdruck, daß die Elsaß-Lothringer selbst in den entscheidenden Fragen gehört werden, die bisher so gut wie nichts zu sagen hatten.

Alle diese Erfahrungen sind schon einmal gemacht worden. Gerade am Elsaß hat man lernen können, daß staatliche Fremdherrschaft wohl die leitenden Kreise hart trifft, aber das Volk in seiner Masse und Tiefe nicht umgestaltet, ja kaum berührt. Gegen Ende der 200jährigen Franzosenherrschaft, im Jahre 1860, zählte Straßburg 21 % französischer neben 76,5 % deutscher Familiennamen: da hier alle Beamten und Offiziere mitzählen, die doch nicht bodenständig waren, war also kaum $^1/_5$ der hauptstädtischen Bevölkerung fremd geworden[1]) Auf dem Lande hält sich aber die Überfremdung notwendig noch in viel engeren Grenzen. Ludwig XIV. hatte schon 1684 im Elsaß den Gebrauch einer anderen Gerichts- und Verwaltungssprache als des Französischen verboten, der französische Freistaat hat hundert Jahre später das Verbot neu eingeschärft. In den elsässischen Schulen ist gegen die deutsche Sprache namentlich seit 1833 ein zäher Kampf geführt worden, danach hat Napoleon III. die zwangsmäßige Durchführung des Französischen in allen Volkskreisen mit scharfen Mitteln gefördert.[2]) Aber schon ihm hat der Bischof von Metz erklärt, daß 260 seiner Pfarreien nur Deutsch verstünden, wie schon 1838 der Straßburger Theologieprofessor Reuß aller Verwelschung sein donnerndes 'Wir sprechen Deutsch!' entgegenrief. Spärlich sind die Stimmen, die heute über den Rhein dringen, und so entschiedene wie die des alten tapferen Reuß sind bisher nicht darunter. Das unglückliche Volk ist müde vom überlangen Kampf und zermürbt durch welsche Brunnenvergiftung und Gewaltmaßnahmen. Auch fehlt es nicht an schwankenden Gestalten, und nach vielen bitteren Erfahrungen wird man sich in Deutschland vor jeder vorschnellen Zuversicht hüten, in dem schmerzlichen Bewußtsein, daß jedes Eingreifen in den Sprachenkampf unseres alemannischen Nachbarstamms uns und ihm zur Zeit nur schaden würde.

Mit besserer Zuversicht und freierer Hand stehen wir den Bedrängnissen des Saargebiets gegenüber, in dem nun auch schon drei schmerzliche Jahre lang ein scharfer westlicher Wind weht. 'Französische Durchdringung', so nennt die vom Völkerbund, d. h. zunächst vom Feind bestellte Regierung den Kampf, den sie gegen den Wortlaut des Friedensvertrags und mit Verhöhnung des einmütig erklärten Volkswillens gegen deutsche Sprache und deutsche Schule führt. Der gefährlichste Angriff ist hier vorläufig abgeschlagen. Der saarländische

[1]) E. v. Borries, Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens XV (1899) 203f.

[2]) Wrede bei Strupp S. 212.

'Unterrichtsminister' Graf Moltke, dänischen Stammes, aber französischer Gesinnung, hatte alle Vorbereitungen getroffen, um zu Ostern 1922 Französisch mit vier Stunden wöchentlich in allen Schulen des Saargebiets als Pflichtfach einzuführen. Die Lehrerschaft war amtlich verständigt und die entsprechende Verordnung im Entwurf schon fertig. Nur dem einmütigen Widerspruch der Saarbrücker Presse ist es zu danken, daß der Graf abgeblasen und sich auf Einführung des Französischen als Wahlfach zurückgezogen hat. Dieser Unterricht besteht schon seit der Besetzung des Landes 1918, er ist auch wesentlich einfacher zu geben, insofern er ohne deutsche Schüler abgehalten wird.

Freilich wird man sich hüten müssen, zu früh zu jubeln. Die Saarregierung hat den Willen und viele Wege, ihren Vorstoß gegen die deutsche Art des Landes zu wiederholen, aber sie wird auch künftig das Volk und seine Führer auf der Hut finden. Nur welsche Unkenntnis der deutschen Seele kann sich in der Hoffnung wiegen, ein kerndeutsches Land wie das Saargebiet und nun gar mit solchen Mitteln entdeutschen und 'aufsaugen' zu können. Wollten die Verantwortlichen nur für drei Wochen mit offenen Augen an die Saar gehen und mit den eingeborenen Bewohnern des Landes verkehren, ihr Wahn würde verfliegen, daß sich dieses Land 1935 durch Volksentscheid für Frankreich erklären könne, das ihm bisher nichts entgegenbringt als Mißverständnis und Ausbeutungsgelüst. Niemals wird es gelingen, durch kleine Vergünstigungen und große Versprechen, durch Drohung oder Gewalt das Volksempfinden in der Grundfrage zu verändern. Und wir im Mutterland haben hier die Möglichkeit, durch jeden Saarländer, der unsere Hochschulen besucht, durch jeden jungen Priester, der von unsern Seminaren dahin geht, durch all die vielen wirtschaftlichen Kanäle, die uns mit jenem gesegneten Land verbinden, mit jedem Zeitungsblatt, das hinüberflattert, die Überzeugung zu stützen, daß das ganze Deutschland in dieser Leidenszeit zu seinen treuen Söhnen steht. Die deutsche Einheit von der Saar bis zur Oder ist uns Gemeingut und Glaubensbekenntnis: man braucht sie nur anzutasten oder zu bedrohen, um das ganze deutsche Volk, so zerrissen es in vielen Fragen oft sein mag, geeint gegen sich zu haben.

Das Saargebiet liegt als Ganzes innerhalb der deutschen Sprachgrenze: schon der Blick auf diese einfache sprachliche Tatsache sollte alle Loslösungsgelüste entwaffnen, denn die Sprachgrenze ist hier klar und scharf gezogen. Anders liegen die Verhältnisse im deutschen Osten. Wohl kann man auch dort auf der Karte eine Linie ziehen, die die Ortschaften verbindet, in denen die ersten Vertreter deutscher Mundarten wohnen. Aber diese Linie ist unsicher und vielgezackt, und hinter ihr bleibt das Land weithin zweisprachig und voll schwankender Übergänge[1]). Das ist das Unglück des Landes von Posen geworden, daß Willkür und Feindschaft diese Zweisprachigkeit zum Vorwand nehmen und das weite Land zu Polen schlagen konnten, das doch erst durch deutschen Willen unter den Pflug genommen, entsumpft und durch Städte rein deutschen Geistes

[1]) Wrede bei Strupp S. 208.

erschlossen worden war. Was aber in diesem dem Reich in der Stunde der Schwäche entrissenen Tochterland heute geschieht, ist die geradlinige Fortsetzung jener Willkür und Gewalt. Unter Nichtachtung des Friedensvertrages und des verbrieften Rechts der deutschen Minderheiten enterben die Polen einen deutschen Siedler nach dem andern und zwingen ihn, den Boden zu verlassen, der ihm vertraglich gesichert war. Die polnische Staatsgewalt duldet und begünstigt die schlimmsten Ausschreitungen gegen die deutschen Minderheiten. Wiederum richtet sich der Vorstoß vor allem gegen die deutsche Schule: das weiß auch der polnische Gegner, daß mit der Schule eines Volks seine Sprache zusammenbricht und damit seine Widerstandskraft als Volk. Nach dem Friedensvertrag ist der polnische Staat zur Unterhaltung der deutschen Volksschulen und der höheren deutschen Lehranstalten verpflichtet, er hat sich aber bisher weder zu dem einen noch dem anderen verstanden. In Bromberg[1]) hat am 1. Oktober 1921 jeder deutsche Lehrer die folgende Zuschrift bekommen: 'Mit dem 1. Oktober hört die städtische . . . Schule auf, als städtische Unterrichtsanstalt zu bestehen. Mit diesem Ausweis entlassen wir Sie mit dem heutigen Tag aus dem Schuldienst.' Das ist geschehen, bevor auch nur die Stadtverordneten in der Frage gehört worden waren. In andern Städten wird das gleiche Verfahren verfolgt: die polnische Behörde beschlagnahmt die bestehenden Schulen mit ihren mustergültigen Einrichtungen, angeblich weil für polnische Schulkinder Raum gebraucht werde, und überläßt es der deutschen Minderheit, die sie dadurch mit Tausenden von Kindern tatsächlich obdachlos macht, auf eigne Kosten neue Schulen zu bauen — unter heutigen Verhältnissen eine Unmöglichkeit, die der polnische Machthaber grinsend mit ansieht. Trotz allen Schwierigkeiten haben aber die Deutschen Polens aus eignen Mitteln und mit Geldhilfe aus dem Reich schon eine ganze Reihe von Privatschulen ins Leben gerufen, die trotz den von den Polen gehäuften Hemmnissen den deutschen Unterricht fortführen. Nothilfe wird freilich solche Selbsthilfe immer bleiben, aber von diesem Privatschulwesen hängt die Zukunft der deutschen Sprache im jetzt polnischen Gebiet wesentlich ab: hier hat auch die Hilfe der Heimat vor allem einzusetzen und alles nur Menschenmögliche zu tun, daß die Flamme dieses Herdes nicht erlischt.

Auch abgesehen von diesem Kampf um die Schule suchen die polnischen Machthaber die an sie gefallenen Länder Posen und Westpreußen mit allen Mitteln zu entrechten. Durch wirtschaftliche und geistige Bedrückung will man das Deutschtum planmäßig ausrotten. Maßnahmen gegen Bauernschaft, Großgrundbesitz, städtische deutsche Bevölkerung und Presse sind an der Tagesordnung. Deutsche Bühnen und Büchereien sind geschlossen worden, soweit der polnische Machtwille heute reicht. Die deutschen Kirchen beider Bekenntnisse werden auf jede Weise bedrückt und entrechtet.

Das alles geschieht auf einem Boden, auf dem alle Kultur von den Deutschen stammt. Dieses Bewußtsein verschärft das Gefühl für das Unrecht, das

[1]) Der Auslandsdeutsche IV (1921) 711.

die Polen heute begehen, es stärkt aber auch die Zuversicht in dem uns damit aufgedrängten Kampf. Seit dem Mittelalter klingt nirgends aus deutschen Urkunden geistige und sittliche Überlegenheit so stark wie aus denen im slawischen Grenzland. Hier haben von jeher die Deutschen den festen Willen und auch die Kraft bewährt, Sprache und Volkstum gegen eine niedriger stehende Kultur zu wahren und die Grenzen des Deutschtums mit denen höherer Gesittung weiter hinaus zu tragen. Sie sind heute in ihrem Denken und Fühlen so fest wie je, ihre Aufrufe versichern immer wieder: Deutsch wollen wir bleiben bis zum letzten Atemzug. Dieses Bewußtsein hat auch das Deutschtum im ehemaligen Kongreßpolen bei Leben und Kraft erhalten durch all die langen Jahrzehnte der russischen Herrschaft und Bedrückung.[1]) Es einigt die Deutschen dort mit denen der neupolnischen Gebiete, es wird sie verbinden auch mit denen des unglücklichen oberschlesischen Abtretungsgebiets.

Trauer und Zorn um Oberschlesien sind noch zu frisch, als daß man deutschen Herzen schon heute leidenschaftslose Beharrlichkeit in der Verfolgung der damit aufgerissenen Fragen anraten könnte. Dennoch wäre es auch hier ein Fehler, Unerreichbarem nachzujagen. Die Polen haben eine, wenn auch kleine Mehrheit, sie werden künftig die Staatsgewalt haben und den Willen, sie rücksichtslos gegen das Deutschtum zu brauchen. Ziel der Deutschen muß demgegenüber die Wiedervereinigung mit dem Mutterland sein auf Grund des Selbstbestimmungsrechts, das der Genfer Machtspruch mit Füßen getreten hat. Denn die Zerreißung der Heimat hat von allen Abstimmenden keiner gewollt. Wenn wir, auch sprachlich, retten wollen, was noch zu retten ist, so müssen wir vor allem das Bewußtsein wachhalten, daß die Zerreißung ein Unrecht war und töricht dazu. Auch sprachpolitisch kommt alles darauf an, den abgetrennten Oberschlesiern zu zeigen, daß im deutschgebliebenen Gebiet bessere Lebensbedingungen walten. Dann wird die Sehnsucht nach Wiedervereinigung immer stärker werden. Der Weg zur Seele der Menschen geht durch das Tor der Muttersprache, ohne sie ist auch keine staatliche oder sittliche Gesinnung im Menschen zu erzeugen. Gerade in den sprachlich gemischten Bezirken des neuen Grenzsaums wird darum die deutsche Sprache mit aller Behutsamkeit gepflegt werden müssen, jeder Oberschlesier deutscher Zunge bedeutet heute eine Hoffnung des Deutschtums. Es darf nicht wieder kommen, wie es allzulange in Westpreußen oder Polen war, vielmehr muß aus den bitteren Erfahrungen vergangener Jahre, wenn auch mit Schmerzen, gelernt werden. Die Sprachenpolitik im deutsch gebliebenen Oberschlesien muß damit rechnen, daß jeder Schritt auch auf den polnisch gewordenen Gebietsteil zurückwirken und daß insbesondere jeder Mißgriff im Restgebiet auch drüben schaden wird. Die Oberschlesier im abgetrennten Gebiet müssen unbedingt darauf vertrauen können, daß ganz Deutschland mit ihnen fühlt und kämpft, dann wird auch das Gefühl dauernder Zusammengehörigkeit in den willkürlich zerschnittenen Kreisen lebendig bleiben, auf das sich alle Zukunftshoffnung baut.

[1]) Adolf Eichler, Das Deutschtum in Kongreßpolen, 1921, Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Reihe A Heft 4.

Wie unrettbar alles geistige Leben sinkt und verfällt in den an Polen verlorenen Gebieten, das offenbart sich bisher am deutlichsten in Westpreußen, wo die meisten inneren Werte, man möchte fast sagen: der Zerstörung harren. Ebenso ist am Beispiel dieses unglücklich zerschnittenen Landes am besten deutlich zu machen, wie hart und unmittelbar die Gebietsverluste gerade auch die deutsche Sprachwissenschaft treffen, wie sie ihr die Lösung von früher selbstverständlichen Aufgaben erschweren, ja unmöglich machen. Seit langem ist von der Berliner Akademie der Wissenschaften ein Preußisches Wörterbuch geplant und in den Vorarbeiten durch Prof. Ziesemer in Königsberg weit gefördert.[1]) Diese Arbeit hat durch den Verlust Westpreußens einen geradezu unersetzlichen Schaden erlitten. Große Gebiete der jetzt an Polen gefallenen Provinz sind sprachlich überwiegend deutsch und bilden in sich geschlossene Mundartgruppen. So ist sprachlich Westpreußen die wichtige Brücke zwischen Ostpreußen auf der einen, Pommern und Brandenburg auf der andern Seite: schon darum ist seine Durchforschung unmittelbar notwendig, viele Erscheinungen der Nachbarmundarten hängen völlig in der Luft, wenn man sie nicht mit den westpreußischen vergleichen und aus ihnen deuten kann. Nun ist zwar noch bei guter Zeit der westpreußische Sprachschatz fürsorglich auf Tausenden von Belegzetteln aufgenommen, aber es klaffen noch viele schmerzliche Lücken, und sie zu schließen ist fast unmöglich, weil die Polen auch in Westpreußen alles deutsche Wesen grundsätzlich unterdrücken. Die meisten westpreußischen Mitarbeiter des Wörterbuchs haben die alte Heimat unter den traurigsten Umständen verlassen müssen, und schon 1920 haben nur ganz wenige noch Auskünfte schicken können, umdrängt von Gefahr, keinen Tag ihres Bleibens sicher und schon durch die unerschwinglichen Postgebühren recht geflissentlich vom deutschen Mutterland abgeschnitten. Das Preußische Wörterbuch muß die daraus erwachsenden Lücken hinnehmen und notgedrungen das Hauptgewicht der Arbeit auf Ostpreußen legen, wo der glänzende Ausfall der Abstimmungen auch für die sprachliche Heimatpflege schöne Frucht verheißt und inzwischen auch schon gebracht hat. Niemals aber kann das Preußische Wörterbuch das werden, was man bei Gründung des Unternehmens von ihm erhofft hatte.

Wenn wir von Ostpreußen auf die ehemals russischen Ostseeprovinzen hinüberblicken, so finden wir die baltischen Deutschen auch unter lettischer und estnischer Fremdherrschaft wacker am Werk, ihren Außenposten in immer neuen Anstürmen tapfer zu halten. Im Krieg haben diese prächtigen Menschen mit unverzagtem Herzen schier Übermenschliches geleistet für die Deutschen in Rußland, und auch jetzt stehen sie aufrecht in Kampf und Hoffnung. Im Oktober 1921 haben sie im Haus der großen Gilde zu Riga eine deutsche Hochschule eröffnet[2]), die rein aus Mitteln der Herdergesellschaft unterhalten wird und damit von neuem die unbesiegbare Kraft des deutsch-baltischen Kulturgedankens dartut. Auch die alte Universität Dorpat blüht von neuem auf,

---

[1]) Ziesemer in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1921 V 150.

[2]) Deutsche Allgemeine Zeitung vom 12. Oktober 1921.

wiederum ein starker Zeuge für die Opferfreudigkeit, den Mut und die Ausdauer des baltischen Deutschtums. Reichsdeutsche Gelehrte stellen die lebendige Brücke zum Mutterland her und bejahen durch ihr Vertrauen die Zukunft dieses Deutschtums. Eine gewisse Gefahr bedeuten für Unterrichtssprache und staatliche Einstellung dieser hohen Schulen die finnischen Gelehrten, die, sprachlich vielgewandt und dem Estnischen nahestehend, gewissermaßen das deutsche Monopol durchbrechen, während sonst gerade Finnland noch der einzige Staat der Welt ist, in dem vom Kriege her reine Begeisterung für Deutschland lebt und in dem sich, aller Staatskunst zum Trotz, auch nach dem Krieg der deutsche Einfluß kräftig behauptet hat. In Helsingfors kann es geschehen, wenn deutsche Gäste einziehen — Ferienkinder oder Studenten oder eine Fußballmannschaft —, daß die finnischen Spielleute die Wacht am Rhein zu spielen beginnen, daß sich dann die ganze Zuschauermasse erhebt und, indem sie mit einstimmt, die Häupter entblößt. Das ist weit mehr, als heute in deutschen Großstädten 'gestattet' wird. Die deutsche Schule in Helsingfors blüht und vermittelt jedes Jahr mehr Kindern des Landes deutsche Sprache und damit deutsches Wesen. In ihren Räumen ist im September 1921 ein 'Germanisches Institut' eröffnet worden, von Deutschland her mit reichem Bildungsstoff und tüchtigen Lehrkräften ausgestattet, die manchen finnischen Lehrer und Hochschüler zur Bildungsfahrt nach Deutschland vorzubereiten gedenken.

So ist zu hoffen, daß die sachliche, ja freundschaftliche Gegnerschaft der Finnen auch in Dorpat und Riga dem Deutschtum keinen Abbruch tun werde. Drohender steht hinter diesen beiden Hochschulen der von kundiger Seite erwartete Zusammenbruch der schwachen Staaten, auf deren Boden sie stehen, und dahinter wieder die ungeheure Gefahr eines neu erstarkenden Rußlands, das eines Tages diese Randstaaten in die alte Botmäßigkeit wird zurückzwingen wollen. Aber eine tapfere Gegenwart wird sich auch durch den Blick auf eine umwölkte Zukunft nicht schrecken lassen, zumal wenn der Kämpfer sich durch das Gedächtnis einer heldenhaften Vergangenheit kräftigen kann, die den Bolschewismus überdauert hat, so gut wie vorher den Panslawismus.

Tapfer und treu gegen volksfremde Übermacht stehen auch die Deutschen Böhmens im Kampf um Sprache und Volkstum, schon lange Jahrzehnte. Seit drei Jahren nun leben dort fast vier Millionen Deutsche unter tschechischer Fremdherrschaft, und das Ergebnis dort ist trauriger als für alles andere Deutsche in der Welt. Die Sudetendeutschen sind Fremdlinge geworden auf der Scholle ihrer Väter, Fremdlinge in dem Land, das vielhundertjähriger deutscher Fleiß zum Blühen gebracht hat. Die tschechisch-slowakische Republik — auch sprachlich eine Mißgeburt, die mit neun Silben sagt, was mit den zwei Silben Böhmen weit besser zu sagen wäre — ist ein Kind nicht der Liebe, sondern des Hasses, und zwar des französischen Hasses gegen alles Deutsche. Darum hat der Versailler Frieden die Sudetendeutschen um ihr Selbstbestimmungsrecht gebracht, das sie zweifellos den natürlichen Anschluß an die benachbarten und blutsverwandten Stämme des Reichs hätte finden lassen, und sie einem unbarmherzigen 'Sieger'-Staat ausgeliefert, dessen schwere Hand sie

Tag für Tag spüren müssen, vor allem im Sprachkampf. Der Rückblick auf die vergangenen Jahre ist eine Heerschau über ein Heer von Unbill gerade auch auf dem sprachlichen Gebiet. Das Sprachengesetz vom 29. Februar 1920 ist erlassen, ohne daß das deutsche Drittel der Bevölkerung auch nur gefragt worden wäre. Deutsche Dörfer und Städte werden auf die roheste Art vertschecht, Verträge mißachtet, Versprechen gebrochen. Vor der entscheidenden Volksabstimmung werden in die sprachlich umstrittenen Bezirke Regimenter tschechischer Soldaten gelegt, die heute hier, ein paar Wochen später im deutschen Nachbarbezirk eine tschechische Mehrheit vortäuschen.[1]) Der deutschen Bevölkerung wird jeder Schutz gegen solche Vergewaltigung versagt, und fortan gilt der Landstrich für tschechisch. Ortsnamen, Straßenschilder, Geschäftsinschriften werden umgewandelt, die deutsche Amtssprache muß der tschechischen weichen, vom Gericht wird kein deutscher Schriftsatz angenommen, die deutschen Schulen werden gesperrt, zahlreiche tschechische Schulen in rein deutschen Gebieten neu eröffnet und mit hineingepreßten deutschen Kindern gefüllt. Die deutschen Hochschulen, vor allem die deutsche Universität Prag (die immer noch 6000 Hörer zählt), werden durch lächerlich geringe Zuwendungen geschädigt, die tschechischen auf alle Weise begünstigt. Dabei bringt der deutsche Volksteil noch heute die runde Hälfte aller Steuern im Lande, der unmittelbaren wie der mittelbaren, aus seiner überlegenen Wirtschaftskraft in die Kasse eines Staats, der ihm die einfachsten Rechte vorenthält.

Vor allem ist in Prag das Deutschtum völlig an die Wand gedrückt.[2]) Alle deutschen Aufschriften sind verschwunden, und man darf auf der Straße kein deutsches Wort reden, wenn man nicht angerempelt sein will. Ängstliche Gemüter versuchen Auskünfte an Schaltern und in Schreibstuben erst in englischer oder französischer Sprache zu erhalten, weil sie sicher sind, höflich gefragt zu werden, ob sie nicht vielleicht Deutsch können, worauf sich alle weitere Unterhaltung in den angenehmsten Formen auf deutsch vollzieht.

Das deutsche Theater in Prag haben die Tschechen in aller Form Rechtens gestohlen. Im November 1920 hat eine aufgereizte Menge das Theater umzingelt und im Namen des tschechischen Volkes besetzt. 'Zufällig' waren in der Menge auch Schauspieler des tschechischen Theaters, die auf die Bühne drangen, die deutschen Schauspieler zwangen, ihre Probe abzubrechen, sie aus dem Hause drängten und fünf Stunden später ein tschechisches Stück zu spielen begannen, für das sie Eintrittskarten gedruckt mitgebracht hatten. Die wohlvorbereitete Besitzstörung ist durch die böhmischen Gerichte bis hinauf zum höchsten bestätigt worden: die Besetzung sei durch 'das Volk' geschehen, das aber sei gerichtlich nicht zu fassen. Es handle sich um eine Fortsetzung der Revolution, die tschechischen Schauspieler hätten nur eingegriffen, um schlimmeren Schaden zu verhüten — ein Urteil, das selbst bei anständigen Tschechen Anstoß erregt und ein Schandfleck der tschechischen Rechtspflege bleiben wird.

[1]) Zeitschrift des Allg. d. Sprachvereins XXXVI 134.

[2]) Frankfurter Zeitung vom 21. Mai 1921, Abendblatt.

Der Schein der Rechtlichkeit wird auch bei der frechen Entdeutschung des Prager Straßenbilds gewahrt. Bei einem Geschäftsinhaber nach dem andern erscheint eine Abordnung des 'Volkes' und macht ihn darauf aufmerksam, daß der tschechische Charakter der Stadt Prag keine deutschen Aufschriften dulde. Er möge seinen deutschen Vornamen usw. tschechisch schreiben, sonst habe er die Folgen zu tragen. Der Inhaber folgt, denn besinnt er sich auch nur einen Tag, so wird in der tschechischen Hetzpresse das souveräne Volk so deutlich gebeten, sich die Herausforderung durch deutschen Übermut nicht bieten zu lassen, daß — mehr nicht nötig ist. So ist das 'Deutsche Haus' stumm geworden, stumm die 'Böhmische Bank', das 'Prager Tageblatt' und die anderen deutschen Zeitungen. Keine Aufschrift zeugt von ihrem Dasein. Bis in den Mai 1921 gab es nur noch eine deutsche Inschrift in der Stadt Karls IV.: das 'Kinderspital'. In einem bescheidenen Hause wurden kranke Kinder von deutschen Ärzten und Wärterinnen gepflegt. Dagegen wendete sich in einem tschechischen Blatt eine so bösartige Anzeige, daß der Stadtrat gegen die wenigen deutschen Stimmen beschloß, die Tafel zu entfernen. Das ist in aller Ruhe geschehen, denn die Deutschen ziehen nicht auf die Straße und werfen anderer Leute Fensterscheiben ein. In der Welt draußen aber wird jeder recht behalten, der behauptet, in Prag werde keinem Deutschen auch nur ein Haar gekrümmt.

Tatsächlich steht es so, daß die vier Millionen deutscher Zunge in Böhmen unter roher Fremdherrschaft stehen und allen Verfolgungen wehrlos preisgegeben sind. Ihre einzigen Waffen sind ihre Zahl und ihre Tüchtigkeit. Vier Millionen lassen sich von der Erdoberfläche nicht weglügen und wegekeln, zumal nicht in einem Kleinstaat, von dessen dreizehn Millionen nur sechs Millionen Tschechen sind, die andern Slowaken, Ungarn und eben Deutsche. Diese vier Millionen sind das Schicksal des Staats, und sie werden sein Verhängnis werden, wenn die Gernegroße drüben nicht bald zur Besinnung kommen.

Auch im Südslawenstaat haben beide Teile von vornherein erkannt, daß die Frage des Deutschtums im Kern eine Schulfrage ist. Hier sind die Deutschen gut zusammengefaßt und glücklich geführt vom 'Deutschen Kulturbund', der im September 1921 dem serbischen Unterrichtsministerium wichtige Maßregeln abgerungen hat, durch die vor allem der Fortbestand der bestehenden deutschen Mittelschulen gesichert ist.[1]) In Werschetz und Neusatz sollen junge Leute für den Unterricht in deutscher Sprache und Literatur herangebildet werden, auch für die Methodik des deutschen Sprachunterrichts wird gesorgt. Freilich, wie bedroht das Deutschtum im alten Kärnten, in der Steiermark, in Gottschee und den sonst an Serbien gefallenen Randgebieten nach wie vor ist, wird daran sichtbar, daß man in solchen Versprechen schon einen Fortschritt sehen muß. Namentlich ist die deutsche Stadt Marburg in ihrer slowenischen Umgebung geradezu ein Opfer des Weltkriegs geworden.[2]) Mar-

[1]) R. F. Kaindl in den Grenzboten LXXX, III (1921) 358—363.

[2]) Frankfurter Zeitung vom 19. Juni 1921, I. Morgenblatt.

burg, die größte Stadt der südlichen Steiermark, liegt malerisch im grünen Weingelände am Ufer der Drau, nur wenige Kilometer vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet entfernt. Jetzt wird die Stadt von der südslawischen Regierung planmäßig entdeutscht. Bis zum Ende des Kriegs hatte sie 22653 deutsche und nur 3828 slowenische Einwohner: nach drei Jahren slowenischer Herrschaft ist die Zahl der Deutschen auf die Hälfte gesunken, dafür zählt Marburg nun 20000 Slowenen. Die Staatsangestellten deutscher Zunge sind verjagt, die Kinder werden in slowenische Schulen gepreßt, wenn auch nur eines der Großeltern einen slawischen Namen trug. Alle deutschen Inschriften sind von den Straßen und sogar aus dem Innern der Häuser verdrängt. Mehr als 50 deutsche Vereine sind aufgelöst und ihr Vermögen von vielen Millionen slowenischen Vereinen zugewiesen worden. Verordnungen zur Linderung der Wohnungsnot werden mißbraucht, um deutsche Mieter, Grundbesitzer und Geschäftsinhaber aus ihren Räumen zu drängen und zur Auswanderung zu zwingen. Dafür sind 11000 Slowenen aus Görz (das an Italien gekommen ist) in Marburg und seiner nächsten Umgebung zwangsweise untergebracht.

Durch maßlose Einschüchterung bedrängt, haben bei der letzten Volkszählung viele nicht gewagt, sich als Deutsche zu bekennen, und das muß wieder den Vorwand liefern, Deutsch als Verwaltungssprache zu versagen und die verbrieften Rechte der Minderheit nicht zu gewähren. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den übrigen Städten der Untersteiermark: wenn es so weitergeht, wird man bald (wie weiter östlich und südlich schon seit Jahrhunderten) nur noch an der Bauweise und einzelnen Namen erkennen können, daß deutsche Kaufleute und Handwerker dies weite Land erstmals der abendländischen Kultur gewonnen haben. Besser steht es weiter westlich im südlichen Kärnten. Hier lassen sich die Deutschen nicht einschüchtern, sie bekennen sich tapfer und freudig zu ihrem Deutschtum. Ja, im österreichisch gebliebenen Klagenfurt antworten viele Familien auf die slowenischen Herausforderungen damit, daß sie ihre slawisch klingenden Namen in deutsche umwandeln. Die Forscher der Zukunft werden mit diesen künstlichen Namen ihr Kreuz haben — mögen sie, wenn die Gegenwart daraus einen Gewinn völkischen Bewußtseins und deutscher Gesinnung ziehen kann!

Das sind Wellen, die nur die Oberfläche kräuseln. Die sprachliche Grundtatsache bleibt, daß unter den Weltsprachen für den Slowenen nach wie vor nur die deutsche in Betracht kommt. Ohne ihre Kenntnis kann er sich nicht einmal in die eigne Vergangenheit vertiefen, ja die Erforschung seiner eignen Sprache ist ihm ohne Deutsch verriegelt. Allein durch die deutsche Übersetzungsarbeit sind die Slowenen mit der großen Weltliteratur verknüpft, alle ihre höheren Schulen sind mit deutschen Lehrmitteln gefüllt, und die Slowenen können sie nicht ungenutzt lassen, wenn sie nicht die eigne Zukunft gefährden wollen. Die Stimmen der Vernunft, die sich in den letzten Monaten sogar schon in den Laibacher Blättern hören lassen, dringen zunächst nicht durch, weil auch bei den Südslawen die Schreier noch vom Umsturz her das Heft

in Händen haben. Dennoch dämmert die Einsicht, daß den Südslawen, nachdem ihre staatliche Selbständigkeit gesichert ist, die deutsche Sprache nicht mehr schaden kann, daß vielmehr die wichtigsten Rücksichten sie darauf hinweisen, sich mit ihren deutschen Nachbarn — auch sprachlich — zu verstehen.

Ist es im Südslawenstaat eine innere Notwendigkeit, die uns für die Zukunft des dortigen Deutschtums hoffen läßt, so ist es in Südtirol die außenpolitische Hoffnung. Italien meinte die Brennergrenze zu brauchen gegen das habsburgische Österreich. Aus Gründen militärischer Sicherheit meinte es die 250000 Tiroler zwischen Brenner und Salurn sich einverleiben zu müssen. Die kurze Frist, die seit dem Frieden von Saint-Germain vergangen ist, hat genügt, den verbissensten italienischen Staatsmännern eindeutig zu zeigen, daß gegenüber dem Kleinstaat, der vom alten Österreich übrig geblieben ist, die Grenzwehr der höchsten Alpenpässe übertriebene Vorsicht bedeutet. Sie werden nicht ewig mit Kanonen gegen Spatzen schießen wollen, zumal sie inzwischen auch verspürt haben, daß der allzu gierige Bissen sehr bitter schmeckt. Die Viertelmillion Tiroler, die sich gegen vierzig Millionen Italiener behaupten müssen, stehen zusammen wie ein Mann. Bezeichnend ist ihr Verhalten bei der Reise des Königs von Italien durch das 'erlöste' Südtirol im Oktober 1921. Er kam die Jaufenstraße von Bozen herauf und wollte am Sand im Passeier halten, wo einst Andreas Hofer gewirtet hatte und jetzt eine junge Besitzerin die großen Erinnerungen treulich hütet. Sie war dringend und dringendst gebeten worden, den König in der Tracht des Tals zu empfangen und ihm den Willkommenstrank zu bieten. Vergebens — auch die Polizeimacht hat sie nicht bewegen können, die italienische Fahne zu zeigen. Verdrießlich ist Vittorio Emmanuele vorbeigefahren und hat sich an den spalierbildenden Italienern begnügen müssen, die in Sonderzügen herbeigeschafft waren, da auch die deutschen Bauern in der alten Tracht ihrer Täler daheim geblieben waren wie ein Mann. Bedeutsam ist damals von hochgestellter italienischer Seite das Wort gefallen: 'Wir wissen genau, daß wir das deutsche Südtirol nicht auf die Dauer behalten können. Wir wollen es auch nicht. Die Freundschaft und der Handel mit Deutschland sind uns viel wichtiger.'

Das ist bisher nur ein Wort, und noch ist der darin enthaltene Hoffnungskeim von den ernstesten Gefahren umdroht. Sprachlich die wichtigste liegt darin, daß Deutsch-Südtirol keine Hochschule hat und daß Italien höhere Beamte nur anstellt, wenn sie an einer italienischen Hochschule herangebildet sind. Aber die treudeutsche Gesinnung gerade dieses Stammes wird die früh erkannte Gefahr zu bannen wissen. Anderseits ist die Sprachgrenze gegen das Italienische gerade in Tirol von der eindeutigsten Klarheit, und die gut geleitete völkische Bewegung weiß aufs Dorf genau, wie weit sie ihr Gebiet zu fassen hat.

So gewinnen wir gerade mit dem Blick auf Südtirol ein Recht auf zuversichtlichere Beurteilung der deutschen Zukunft. Wohl ist noch an vielen Punkten das Deutschtum in der deutschen Sprache bedroht. In Rumänien haben die siebenbürgischen Sachsen einen schweren Stand gegen gewaltige

Übermacht, während im Innern des Landes die Rumänen die deutschen evangelischen deutschen Schulen gewähren lassen, die unter großen Opfern und Anstrengungen von den Deutschen in Ploesti und anderen Städten errichtet oder neu in Gang gebracht sind. Der Banat ist zerrissen und die dort angesiedelten Schwaben sind gefährdet im rumänischen, verloren im südslawischen Teil, wenn nicht aus der Heimat wirksame Hilfe kommt. Die deutschen Dörfer an der Wolga sind furchtbar mitgenommen erst vom Bolschewismus, nun von der Hungersnot. Die Deutschen Westungarns hat man durch die Scheinabstimmung von Ödenburg um ihr Selbstbestimmungsrecht betrogen und den Madjaren zu rascher Entdeutschung ausgeliefert. Im rheinischen besetzten Gebiet macht sich auch innerhalb der Reichsgrenzen fremdes Wesen schmerzlich breit und noch sind die sprachlichen Folgen, noch ist die unausbleibliche Verwelschung der rheinischen Volkssprache gar nicht abzusehen. In der Nordmark suchen die Dänen die Spuren deutscher Größe zu verwischen und einer Stadt nach der andern dänisches Gepräge aufzudrücken. Die Sprache der Wissenschaft, die weithin im germanischen Norden deutsch war, ist englisch geworden, am vollkommensten in Norwegen. Hier sind ergraute Gelehrte, die ihr Lebtag ihre Ergebnisse deutsch dargestellt haben, mit ihren Alterswerken zum Englischen übergegangen, obwohl sie doch nach wie vor allein in Deutschland mitforschendes Verständnis erhoffen können. Die Vereinigten Staaten planen ein Einwanderungsgesetz, nach dem amerikanischer Bürger nur werden kann, wer die englische Sprache in Wort und Schrift beherrscht. Der Pariser Buchhandel hat den ausländischen Büchermarkt, z. B. in Brasilien, vollständig erobert, der Londoner den nordischen, und die Sorge ist nicht abzuweisen, daß die an sich notwendigen Schutzmaßnahmen des deutschen Buchhandels die neue Anknüpfung auch einmal erschweren.[1])

Wenn wir trotzdem auf das Schicksal der deutschen Sprache vertrauen, so müssen wir die Hoffnung von tiefer her begründen, als aus dem verblendeten Treiben unserer wirren Tage. Die Geschichte lehrt, daß bei jedem Volk eine große Not immer wieder eine selbstverständliche Folge hat: das Zusammenwachsen des bedrängten Volkes zu einem bewußten Ganzen.[2]) Es scheint den Deutschen schwerer zu fallen als anderen Völkern, die notwendige und eigentlich doch selbstverständliche deutsche Volksgemeinschaft zu finden. In einem aber sollte es für alle Deutschen keinen Zweifel geben: im Willen zur Erhaltung unserer Sprache und Art, die — ganz bescheiden gesagt — durchaus etwas Eigenes und Berechtigtes sind. Der Traum von einer Weltherrschaft des deutschen Geistes ist ausgeträumt. Wiederum kann sich doch gerade jetzt, da ein volles Drittel der Deutschen zu Auslandsdeutschen geworden ist, der deutsche Gedanke nicht erschöpfen mit dem Reich, er muß uns höher stehen als die zufälligen und vorübergehenden Staats- und Machtgrenzen, er muß all die freiwillig und unfreiwillig Abgesprengten unseres Volks mit umfassen, er muß

[1]) Der Auslanddeutsche IV (1921) 74.

[2]) Zum Folgenden v. Lindequist, Deutsche Volksgemeinschaft, in der Leipziger Illustrierten Zeitung CLVI (1921) Nr. 4046 S. 322.

mit einem Wort reichen, soweit die deutsche Zunge klingt. Nur durch die bewußte Volksgemeinschaft aller Deutschen der Welt kann sich unser Volk aus Ohnmacht und Niedergang der Gegenwart wieder aufrichten. Diese Gemeinschaft hat aber nur ein einigendes Band, die deutsche Sprache: sie anerkannt zu sehen, kann jeder Angehörige unseres Volkes fordern, ob sich seine Ahnen vor Jahrhunderten als Siedler, Handwerker, Kaufleute draußen niedergelassen haben, oder ob sie Bürger der eben erst abgetrennten Gebiete sind. Im Rahmen des Rechts der Minderheiten wird den Deutschen die Verbindung mit dem Muttervolk möglich sein, die vor allem eine Gemeinschaft des Geistes und der Kultur wird sein müssen, was nicht ausschließt, daß sie einmal auch äußerlich greifbare Früchte bringt. Durch den Zusammenschluß mit der Volksgemeinschaft draußen wird der Binnendeutsche erst spüren, wieviel Deutsche draußen leben und was für eine Macht wir trotz allem sind. Der deutsche Kaufmann wird merken, daß der Stammesgenosse draußen seinen Waren ein viel besserer Mittler und Vertreter sein kann als der Fremde. Sehr glücklich hat man die Auslandsdeutschen als Pfeiler für die Brücke bezeichnet, auf der der neue Warenzug in die Welt hinausrollen wird.

So gilt es zu schaffen und nicht zu verzagen, aus innerer und äußerer Pflicht. Wir bekennen uns zu dem Glauben, daß unser großes Volk und seine Sprache im letzten Grund unüberwindlich sind. Wir tun es mit den Worten, mit denen sich Gerhart Hauptmann am 13. November 1921 in der Wiener Hochschule zum Deutschtum einer neuen Zukunft bekannt hat: 'Wenn wir von Deutschlands Wiedergeburt sprechen, so können wir Deutschland nicht eng vom staatlichen Gesichtspunkt betrachten, sondern von dem der gemeinsamen Muttersprache aus. Nur auf dem Wege der Läuterung und Verinnerlichung kann sich diese Wiedergeburt vollziehen. Mit Leidenschaft wollen wir uns als Deutsche bekennen in unverrückbarem Glauben an den neuen Aufstieg unseres Landes, das nur äußerlich besiegt, aber innerlich nicht erniedrigt ist. Nicht nur weiterleben wird Deutschland, es wird auch blühen und reich sein. Ja, es ist schon reich durch die Treue, mit der bei den Abstimmungen gefährdete Volksteile sich zu ihm bekannt haben, durch die Entschlossenheit, mit der Österreich am Gedanken des Anschlusses festhält. So hat Deutschland im Schutt des Weltbrands seine beste Perle wiedergefunden: sein innerstes, unzerstörbares Wesen.'

ZUR BEHANDLUNG DER RÖMISCHEN KAISERZEIT AUF DER OBERSTUFE DER HÖHEREN SCHULEN

Von Hugo Lötschert

Wie? Mit dem Hinsinken des deutschen Kaisertums sei auch das Interesse an der römischen Kaiserzeit geschwunden? Das wäre kläglich. Das Gegenteil ist wahr. Täglich mehrt sich das Interesse für jene einzigartige Zeit. Tägliche Erlebnisse, Beobachtungen, Entdeckungen, hoffnungs- oder peinvolle Parallelen geben ihm immer neue Nahrung. Neuerscheinungen des Büchermarktes zwingen

zur Stellungnahme, zwingen auch die Schule zu eingehenderer Beschäftigung mit dieser sich von Stunde zu Stunde mehr aufhellenden Periode.

Bisher war man froh, daß sie die Lehrbücher so kurz abtaten. Je kürzer, desto eher war man mit den Notizen aus der *chronique scandaleuse* der Cäsaren fertig, desto eher waren die Christenverfolgungen, die 'Kriege', die Monumentalbauten und viele Namen aufgezählt und mit Anmerkungen versehen. Was war auch viel mit einer Zeit anzufangen, die allgemein als eine Zeit des Verfalles der römischen *virtus* und des politischen Verfassungslebens, der Verflachung aller künstlerischen und literarischen Produktion angesehen wurde?

Diese Wertung ist heute vollständig umgewertet. Heute erscheint der Forschung jene Zeit als eine Zeit der Vollendung, als die Zeit, die nie wiedergekehrte, der erreichten Organisation der Welt und eines durch sie gesicherten dreihundertjährigen Friedens, wo gewisse allermodernste Forderungen, wie Weltregelung von Münze, Maß und Gewicht, von Handel und Verkehr in weitgehendem Maße durchgeführt waren. Dazu hat uns die Zeit, die wir mit Grauen durchlebten, mit ihren wirtschaftlichen Maßnahmen, ihren Höchstpreisfestsetzungen, ihren Umwandlungen im Geldwesen usw., in Situationen gebracht, die gewissen Entwicklungsreihen in der späten Kaiserzeit zum Verzweifeln ähnlich sehen.

Warum aber behandelte man diese Zeit bisher mit so wenig Anteilnahme? Nun, wohl in erster Linie darum, weil bei den von den Geschichtsbüchern mosaikartig zusammengetragenen Tatsachen keine leitenden Ideen vorhanden zu sein schienen, die — Tatsachen an sich sind ja nicht bildend — zu ethisch-politischer Bildung der Jugend hätten verwendet werden können. Solch leitende Ideen gilt es also vor allem herauszuarbeiten.

Drei große Leitgedanken aber sind es, die uns bei der Behandlung und Auswahl des Stoffes führen sollen. Die eigentliche Geschichte der Kaiser kann betrachtet werden unter dem Gesichtspunkte der Verfassungsentwicklung von der Aristokratie bis zum orientalischen Despotismus. Ausgangs- und Endpunkt dieser Reihe sind auch bisher schon eingehender behandelt worden. Die einzelnen Etappen aber müssen kräftiger hervorgehoben werden. Alles Verfassungsrechtliche ist natürlich unter stetem Vergleichen mit unserer Reichsverfassung darzubieten. Durch die besondere Durchnahme dieser haben ja endlich die Schüler einen Maßstab erhalten, der sie befähigt, ähnlichen Fragen vergangener Perioden mit ganz anderem Verständnis und Interesse als früher gegenüberzutreten.

Das Verfahren des staatsklugen Augustus, der nur unter möglichster Schonung der republikanischen Einrichtungen das Neue schuf, mag betont werden, um in der Jugend mehr den Sinn für Evolution als Revolution zu wecken. Bei Darlegung der Gewaltenteilung, die Augustus vornimmt, wird man, wie überall bei dergleichen Fragen, am ehesten Klarheit erzielen, wenn man von der Dreiteilung Montesquieus ausgeht. Seinen Anteil an der gesetzgebenden Gewalt sicherte sich Augustus durch sein Verordnungsrecht, das ja auch im deutschen Kaiserreich der Zentralgewalt die starke Stellung gab, und das in

Oktavians Zeit durch die notwendigen Reformen der Verwaltung so fruchtbar und wichtig wurde; ferner durch Übernahme der Zensur und des Volkstribunats. Seinen Anteil an der ausübenden Gewalt wahrte er sich als Konsul, der, wie der deutsche Reichspräsident, die Truppen und die Polizei befehligt, und an der richterlichen durch das kaiserliche Gericht, das seine Kompetenzen immer mehr erweitert.

Von der Verfassungsgeschichte der früheren Jahrhunderte her kennen die Schüler die Mittel, deren sich die demokratischen Parteien immer bedienten, um die Macht der Herrschenden einzudämmen, besonders die Kollegialität und die Periodizität, die aus einem erblichen oder auf Lebenszeit gewählten König zwei Konsuln mit einjähriger Amtszeit machte. Die Entwicklung geht jetzt den umgekehrten Weg.

Hatte sich Augustus die einzelnen Ämter auf einzelne Jahre verleihen lassen, so nimmt sie Tiberius auf Lebenszeit. War unter Augustus die Wahl der Beamten noch ein Recht des ehemaligen Souveräns, des Volkes, geblieben, so überträgt sie Tiberius auf den Senat, den er durch sein Recht der Commendatio und Nominatio beherrscht. Die Regierung des Caligula enthüllt schon die Gefahr, der diese Entwicklung, durch ihr eigenes Schwergewicht getrieben, entgegeneilt: eine Monarchie, die durch die Militärmacht beherrscht wird. Diese hindert auch trotz der skandalösen Mißregierung Caligulas die Wiederherstellung der Republik und beweist dadurch, daß die Monarchie für eine Klasse, die Heeresmacht, wenigstens von Interesse ist. Die anarchischen Zustände von 68/69, die Folge von Neros Regiment, verraten schon jedem Einsichtigen, daß der Senat zur Ohnmacht herabgesunken ist und der Armee kein Gegengewicht mehr bieten kann. Nackt grinst uns für Augenblicke das Gespenst der Militärdespotie an.

Noch einmal suchte der einsichtige Vespasian eine Teilung der Gewalten herbeizuführen, indem er dem Senat jene Magna Charta gab, auf der Bronzetafel, von der 'der letzte Tribun, Cola di Rienzi, ein Jahrtausend später die ewigen Freiheitsrechte des römischen Volkes ableitete'. Domitian aber bildete bewußt den Prinzipat zur Autokratie aus. Er nimmt den Titel 'Dominus' und orientalische Zeremonien an. Gleichzeitig erliegt er aber auch der Gefahr dieser Regierungsform. Seine Herrschaft wird eine polizeiliche Willkürherrschaft, die in ein wahres Schreckensregiment mündet.

Das Wahlreich des II. Jahrh. mit seinen nicht durch Erbgang, sondern durch Adoption des Tüchtigsten kreierten Kaisern und seinem hohen ethisch-humanitären Sinn, der sich in der Ausbildung der sozialen Fürsorge (*alimenta*), des Rechtsschutzes für Sklaven und Wehrlose und in den Reflexionen des 'Musterkaisers' Mark Aurel ausspricht, der darüber nachgrübelt, wie er, nicht der Staatsräson zum Siege verhelfen, sondern die Freiheit der Beherrschten mit dem herrschenden System in Einklang bringen kann, läßt wieder konstitutionelle Regierungsformen zu. Doch führt die Logik der Tatsachen zur Vernichtung der städtischen Selbstverwaltung: Trajan entzieht den italischen Städten die Finanzverwaltung, Hadrian die Rechtsprechung.

Der erste untüchtige Herrscher, Commodus, stürzt durch seine Mißregierung, wogegen diese Regierungsform keine Garantien bietet, den Staat jäh von seiner Höhe. Die Militärdespotie zeigt sich unverhüllt. Severus verzichtet überhaupt auf die Bestätigung seiner Wahl durch den Senat. Die Rechtslehrer eilen geschäftig, die rechtlichen Grundlagen dieser Autokratie zu legen, Grundlagen, die nicht mehr in der Zustimmung der Beherrschten, sondern in der baren Gewalt gefunden und verankert werden. Und so kommt, was kommen muß. Wie Recht den Frieden, so gebiert Gewalt vor dem Recht das Chaos und dieses wieder die Despotie. Die aber ist jetzt nichts anderes als bewaffnete Anarchie der Soldateska, die wieder in das offene Chaos umschlägt, sobald eine andere Gewalt nach oben drängt. Das ist das Wesen der fünfzigjährigen Anarchie, der 'kaiserreichen, der schrecklichen Zeit' von 235—284. Die partikularistischen Bestrebungen der Provinzen, der Ansturm der Barbaren, die Dakien und das Zehntland überfluten, sind nur Symptome dieses Wesentlichen. Die alte Rechtsorganisation ist zerbrochen. Es brechen die Mauern des Reiches. Es bricht der 'ewige Friede', der dreihundert Jahre die Kulturwelt beglückt hat. Denn Friede ist ja nach germanischer Auffassung ein Synonym von Recht.

Das bringt uns zu dem zweiten Leitgedanken, der uns durch das Mosaik der überlieferten Tatsachen durchführen soll: dem Gedanken der Friedenssicherung durch Organisation, dem Gedanken der Weltorganisation, der ja auch der modernen Welt als Ideal vorschwebt, allerdings nicht unter der Form der römischen Organisation, des Universalstaates, sondern unter der republikanisch-förderativen Form eines Bundes der Völker.

In einem 'Brief aus Genf'[1]) steht der Satz: 'Jeder Gebildete sei sich der ungeheuren Verantwortung bewußt, die er mit einem Unwerturteil über diese Bemühungen (der Tagung der Völkerbundversammlung), die nicht mehr ins Reich der Utopie, sondern der großen Politik gehören, auf sich nimmt.' Speziell der Deutsche möge sich das im Interesse seines Vaterlandes, dem seine 'schimmernde Wehr' genommen, gesagt sein lassen. Denn gerade uns, die wir, im Banne des endlich nach tausendjährigen Mühen erreichten Reichsbaus, es versäumten oder sogar verachteten, folgerichtig weitergreifenden, über den nationalen Staat hinausgehenden Organisationsbestrebungen unsere Hilfe zu leihen, uns erwächst die doppelt ernste Pflicht, unserem Volke die Augen zu öffnen, nicht nur für das, was war, sondern für das viel Wichtigere, was in Zukunft sein kann, sein wird: eine über die nationalen Grenzen hinausgehende Organisation der Völker. Daß eine solche Organisation möglich ist, lehrt nicht nur eine Betrachtung der unendlichen Entwicklungsmöglichkeit unseres Geistes, sondern auch die Geschichte, nicht zuletzt die Geschichte der römischen Kaiserzeit. Denn hier ist erreicht worden, daß Völker, die jahrhundertelang in völliger zwischenstaatlicher Anarchie lebten, durch menschliche Organisationskraft das Recht über die Gewalt, den Frieden über den Krieg triumphieren ließen, drei Jahrhunderte lang. Diese Tatsache muß der kommenden Generation eingehäm-

[1]) Neue Brücken, Dezember 1920.

mert werden, wenn sie mit schaffensstarkem Optimismus, und nur Optimismus ist schaffensstark, an die Lösung der Probleme, die ihrer harren, herangehen soll.

Daß während der Kaiserzeit ein dreihundertjähriger Friede geherrscht haben soll, muß zum mindestens paradox erscheinen, wenn wir in unseren Lehrbüchern von den vielen Kriegen lesen, die die Römer in diesen Jahren geführt haben. Und doch ist an der Behauptung, daß in jener Zeit kein Krieg war, festzuhalten. Schicken wir darum zuerst eine Definition des Krieges voraus. 'Im rechtlichen Sinne ist der Krieg das von völkerrechtlichen Mächten mit organisierter Waffengewalt mit Rechtswirkung für die nicht beteiligten Staaten versehene Streitverfahren' (v. Martitz, Völkerrecht, Kultur der Gegenwart, S. 433). Zum Begriff des völkerrechtlichen Staates gehört 'eine Volksmenge, die eine höchste Gewalt als rechtlichen Ausdruck ihres Willens anerkennt', und 'feste Grenzen.'

Betrachten wir die kriegerischen Handlungen der Kaiserzeit unter Berücksichtigung dieser Definition, so werden wir die Berechtigung der obigen Behauptung anerkennen, viele begriffliche Unklarheiten aus dem Wege räumen und auch in die an sich unfruchtbare Behandlung der 'Kriege' der Kaiserzeit ein gedankliches Moment bringen. Was ist also der germanische Freiheits'krieg'? Nichts anderes als der Aufstand einer mißhandelten und teilweise schon romanisierten Provinz. Denn schon 9 vor Christus, als Drusus auf seinem Zug zur Elbe an seinem Sturz vom Pferde starb, war Germanien so beruhigt, daß sein Bruder Tiberius, der in Pannonien stand, es wagen konnte, ohne bewaffnetes Gefolge, nur von einem gallischen Häuptling begleitet, durch Germaniens Urwälder, mitten durch feindliche Stämme hindurch ans Kranken- und Sterbelager seines Bruders zu eilen. In den folgenden 18 Jahren machte die Romanisierung solche Fortschritte, daß die Söhne der edelsten Geschlechter, z. B. jene cheruskischen Brüder, deren Namen wir nicht kennen, ins römische Heer eintraten, römische Namen annahmen, Arminius und Flavus, sich sogar vor ihren Gefolgsleuten auf lateinisch unterhielten, und Varus römische Verwaltung und Rechtspflege in schroffster Form ausüben konnte, bis, ja, bis eben die doch noch nicht ganz romanisierte Provinz Germania sich erhob und die Römer zum Teufel jagte. Eine Revolution also, aber kein Krieg! In dieselbe Rubrik, nur mit anderm Vorzeichen, werden die Schüler nun auch die 'Kriege' der Bataver und der Juden einreihen. Die Grenz'kriege', die gegen halbnomadische Stämme, also gegen Volksmengen ohne 'feste Grenzen' geführt wurden, sind eher militärischen Expeditionen, wie sie die modernen Kolonialmächte gegen unruhige Völker im kolonialen Hinterlande führen, zu vergleichen, als unter den Begriff Krieg zu fassen. Die Thron'kriege' waren Palastrevolutionen oder Putsche ehrgeiziger Generale. Bleiben vielleicht die kriegerischen Unternehmungen Trajans, von denen es dahingestellt bleiben möge, ob sie nicht als Kriege aufzufassen sind.

Jedenfalls steht fest, daß für mehr als dreihundert Jahre die römische Organisation der Kulturwelt den Frieden gewahrt hat, den Frieden nicht zwischen kühlen, besonnenen Nordländern, sondern zwischen heißblütigen, verschlagenen und turbulenten, nach Rasse und Kultur verschiedenen Mittelmeerstämmen.

Dann wäre diese Organisation zu vergleichen mit derjenigen, die die mo-

derne Welt ersehnt und vorbereitet, und der fundamentale Unterschied zu entwickeln und zu erklären; der Gegensatz zwischen Einheitsreich und Staatenbund. Die antike Form, der Einheitsstaat, der die heutigen Nationalstaaten zum Aufgeben ihrer kulturellen Eigenart und Unabhängigkeit zwänge, ist im Jahrhundert des nationalen Gedankens eine Unmöglichkeit. Im Altertum aber war sie folgerichtig aus den Bedürfnissen und Möglichkeiten der damaligen Welt erwachsen.

Zwar lebte auch damals der republikanisch-demokratische Gedanke. Aber er war nur in den kleinen Stadtstaaten erprobt und als durchführbar erwiesen worden; ausgedehntere Flächenstaaten zu organisieren war ihm bei dem Stande der damaligen Technik unmöglich.

Als Makedonien das Erbe der griechischen Städte antrat, mußte die demokratische der monarchischen Verfassung weichen. In dem Maße wie Rom sich über die Mittelmeerländer ausdehnte, änderte sich seine föderativ-republikanische Ordnung, um zuletzt in ihr direktes Gegenteil umzuspringen und in der orientalischen Einheitsmonarchie zu enden. Die moderne Zeit aber hat es mit den Hilfsmitteln ihrer Technik als möglich erwiesen, nicht nur Stadtstaaten, sondern auch größere Landkomplexe (Schweiz, Amerika, England) in der demokratischen Staatsform mit ihrer parlamentarisch ausgleichenden, vermittelnden und die Eigenart jedes Teiles schonenden Regierungsart zusammenzuhalten. Darum das Ideal der modernen zwischenstaatlichen Ordnung, die föderativ-republikanische.

Aber auch durch ihre Weltanschauung war die Antike ganz anders als die Gegenwart zum Welteinheitsreich vorbereitet. Die Kyniker predigten den kosmopolitischen Gedanken. Mit den Stoikern war er nach Italien gekommen. Cicero nannte die ganze Welt '*una civitas*', Seneca verlangt von dem Weisen, den Menschheitsstaat höher zu stellen als den zufälligen der Geburt. Plutarch will, daß sich alle als Bürger e i n e s Staates betrachten und danach streben, unter dem Gesetz der Vernunft zusammen zu leben, und Mark Aurel prägt in seinen Betrachtungen den Satz von dem Staat, in dem sich alle Staaten verhalten wie die Häuser einer Stadt zu dem Stadtganzen.

Von einem Irrtum gilt es also die Jugend zu bewahren, nämlich vor dem Glauben daran, daß die Römer die *pax Romana* auf die Schwerter der Legionen allein gegründet hätten. Schon der Satz Friedrich W. Försters: 'Ohne die Vermählung mit all den feineren, karitativen, sozialen Elementen der hellenischen Seelenkultur wären die Welterfolge des römischen Imperialismus gar nicht möglich gewesen' möge die Zweifler zum Nachdenken stimmen, vor allem aber das Studium der K u l t u r g e s c h i c h t e der Kaiserzeit.

Auch dieses rückt damit also für uns unter eine Zentralidee. Wir können wieder, wie es der preußische Ministerialerlaß vom letzten Herbst verlangt, 'auswählen und vertiefen', wenn wir die Kulturgeschichte behandeln als Antwort auf die Fragen: Welches sind die G r u n d l a g e n e i n e r W e l t o r g a n i s a t i o n und welches ihre Leistungen?

Das Zeugnis des Aristides von Smyrna mag dienen, um einen Gesamteindruck zu geben von dem Fühlen und Gedeihen der damaligen Zeit. 'Die Besiegten beneiden und hassen nicht mehr die Siegerin Rom. Sie haben vergessen, daß

sie einst selbständig gewesen, da sie sich im Genuß aller Güter des Friedens befinden. Die Städte des Reiches strahlen in Anmut und Schönheit. Können nicht alle gehen, unbesorgt, wohin immer sie wollen? Sind nicht alle Häfen voller Geschäftigkeit? Haben nicht die Gebirge dieselbe Sicherheit für die Wanderer wie die Städte für ihre Bewohner? Welche Bahnen der Ströme sind für den Übergang gehemmt, welche Furten des Meeres verschlossen? Die ganze Erde hat ihre alte Tracht, das Eisen, abgelegt und erscheint nun im Festgewande. Es genügt Römer zu sein, um sicher zu sein. Das homerische 'Die Erde gehört allen gemeinsam' habt ihr zur Wahrheit gemacht. Ihr habt die Erde vermessen, die Ströme überbrückt, Fahrwege in die Berge gehauen, die Wüsten bewohnbar gemacht und alles durch Ordnung und Zucht veredelt. Ihr habt durch die gegenseitige Verbindung der Völker die Welt gleichsam zu einer Familie gemacht.'

Dann wäre als erste der materiellen Grundlagen dieser Weltordnung das Verkehrswesen zu behandeln. Denn die Bedürfnisse des Handels waren es ja immer, die zu höheren Zusammenschlüssen und zur Befriedung größerer Räume geführt haben. Der deutsche Zollverein als Schrittmacher des deutschen Nationalstaates wird den Schülern bekannt sein und kann zum Vergleich herangezogen werden. Waren den Deutschen die Eisenbahnen zu 'Hochzeitbändern und Trauringen' ihrer Einheit geworden, so hatte eine unvergleichlich günstige geographische Lage den Römern die Möglichkeit des Welthandels gegeben durch das die anliegenden Staaten verbindende Mittelmeer, das zum römischen Binnensee, zum '*mare nostrum*' geworden war. Dank seiner Vermittlung konnte sich ein Weltverkehr und ein Weltmarkt bilden, der 'an Ausdehnung und Konsumtionsfähigkeit nur von der Gegenwart übertroffen' worden ist. Bis nach China wanderten unter dem friedliebenden Kaiser Antoninus Pius römische Gesandtschaften und römische Münzen. Hundert Millionen Sesterzien gingen nach Plinius allein für orientalische Luxuswaren ins Ausland. Die Arbeitsteilung war unter den Mittelmeerstaaten in weitgehendem Maße durchgeführt. Die Webstühle Alexandriens webten für Indien sowohl wie für Britannien. Eine Flüssigkeit des Geldes war vorhanden, wie sie die Republik nicht gekannt hatte. Hatte man in deren besten Tagen 12% dafür bezahlt, so konnte man es unter Augustus für 4%, unter Nero für 6% haben. Die Geldknappheit setzt erst viel später ein, mit der Erschöpfung der antiken Bergwerke. Einheit der Verwaltung, Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, Freizügigkeit und Reisesicherheit waren vorhanden. Dieser Welthandel schrie nach einer Weltorganisation, und sie kam und dauerte so lange wie er.

Auch für Werte der geistigen Kultur hatte sich eine Weltproduktion, ein Weltmarkt und ein Weltpublikum mit einer Weltsprache gebildet. Die Aufnahmefähigkeit dieses Publikums, seine Freude an edlem Kunstgenuß war außerordentlich. Die aus der Asche des Vesuvs, aus dem Sande der Wüste auftauchenden Reste jener verschollenen Welt beweisen es mehr als lange Reden. Welche Schlüsse läßt Pompeji, das Provinzstädtchen, auf die Kultur der Hauptstädte, der Brennpunkte der damaligen Kultur, zu! Hierher gehört der Filmapparat, wenn irgendwo in den Unterricht.

Auch der Eindruck der Schwächlichkeit, der in unserer Vorstellung dieser Friedenskultur anhaftet, muß der Jugend genommen werden. Welche Expansion- und Kolonisationskraft entfaltet sie nämlich in ihrer Blütezeit! Der mächtige Limes, die gewaltigen Wasserleitungen, die dreihundert Städte am Fuß des Hamon in der erst unter Trajan gewonnenen Provinz Arabia, die herrlichen Ruinen in der jetzigen Wüste Algier künden es, die Mosella des Ausonius sogar noch für das vierte Jahrhundert. Und mit Scham und Schmerz müssen wir wirklich fragen: 'Was sind die armseligen Städte der Gegenwart gegen die alten Römerstädte mit ihren säulenumkränzten Foren, ihren ragenden Kapitolen, marmorschimmernden Tempeln, Triumphbogen, Bädern, Theatern?' Und noch einmal, diese ganze Herrlichkeit erscheint als eine Segnung des Weltfriedens.

Der interessanteste, auch 'aktuellste' Teil der Kaiserzeit ist aber wohl die Geschichte des Verfalles dieses Reiches. Die bohrende Frage: 'Wie war er möglich? War er unvermeidlich?' ergibt die auf der Hand liegende Leitidee für diesen Abschnitt. Die weitere Frage: 'War er die Folge von der Ungunst natürlicher Bedingungen oder das Resultat falscher Maßnahmen?' drängt dann zur Erörterung der tieferen: 'Erfolgt das geschichtliche Leben nach Naturgesetzen, oder machen große Männer die Weltgeschichte?' Die Beantwortung dieser Fragen erfordert nun mehr als eine bloße Aufzählung der Ursachen, sie verlangt strenge Verknüpfung von Ursache und Wirkung, gewissermaßen in Illustration des Schillerschen Wortes: 'Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.'

Wir beginnen mit der fünfzigjährigen Anarchie, die dem Regierungsantritt Diokletians vorhergeht. Zu ihrer Bekämpfung vervierfacht der Kaiser die Armee. Zur Beitreibung der dadurch vermehrten Kosten schafft er seinen Verwaltungszentralismus und sein polypenarmiges Verwaltungsheer. Auch die Organe der Selbstverwaltung dienen zur Erpressung der enormen Steuern. Aus freiwilligen werden sie zu Zwangsinstitutionen. Der Sohn muß dem Vater als Dekurio nachfolgen. Und der Sohn des Privilegierten wird, was sein Vater war, um auch sein Privileg zu erben. Und so greift die Erblichkeit der Stände, der Ämter um sich. Erblichkeit, nicht Eignung entscheidet. Die Latifundienbesitzer, von denen sechs schon zu Neros Zeit halb Afrika besitzen, bis der Tyrann sie erwürgen läßt, können keine Sklaven mehr finden zur Bestellung ihrer Güter, da keine Kriege mehr Kriegsgefangene ins Land bringen. Drum Verpachtung an die Kolonen, die aber, auch nur Ausbeutungsobjekte, bei dem knapper werdenden Metallgeld die Geldpacht nicht mehr aufbringen können und in Naturalien zahlen. Anfang des allmählichen Übergangs der Geld- in die Naturalwirtschaft. Bei ihrer enormen Ausdehnung bedecken die Latifundien oft einen ganzen Verwaltungsbezirk. Nichts natürlicher, als daß der Latifundienbesitzer auch der staatliche Verwalter wird, der die Steuern einzutreiben und die Soldaten auszuheben hat. Der Grundherr ist gleichzeitig staatlicher Vorgesetzter. Eine schlimme Sache für den Kolonen, der sich nicht seinen Forderungen fügt. Flucht und Landstreicherleben lieber als Arbeit in solchen Verhältnissen!

Scharenweise entlaufen Kolonen ihrer Arbeitsstelle, so daß die Zwangsmaschine des Staates eingreift und die Freizügigkeit verbietet. Der Kolone wird an die Scholle gefesselt und seine Nachkommen mit ihm für mehr als ein Jahrtausend (Anfänge des Feudalstaates).

So arbeiten die erblichen Beamten und Gewerbler und die Bauern, *glebae adscripti*, unter Zwang. Die Zwangswirtschaft ist vollkommen und führt zu den uns seit dem Weltkrieg wohlbekannten Resultaten und Maßnahmen. Zunächst zu Höchstpreisen. Der Produzent reagiert darauf durch Verstecken seiner Ware und Vermehrung der Knappheit und dadurch Erhöhung der Preise. Durch Münzverschlechterung sucht der Staat sich und seinen Beamten zu helfen. Die 'Schraube ohne Ende' ist schon kräftig am Laufen. Die Entwertung des Geldes führt zu weiterer Zurückhaltung der Ware, zu Fesselung des Handels und der Arbeit; der Bauer arbeitet eben nur für seine eigenen Bedürfnisse. Der Unternehmungsgeist entweicht, es entweicht der Gemeinsinn. Der Staat ist längst Maschine geworden, die ein Wille despotisch lenkt. Was gilt mir aber noch der Staat, auf dessen Geschicke und Verwaltung ich keinen Einfluß mehr habe? Die Staatsgesinnung entflieht. Die Staatsmaschine läuft noch, aber nur gehorchend dem Zwang, nicht mehr der freien Zustimmung der Regierten. Sie ist durchaus Maschine, nicht lebender Organismus; es fehlt die Seele.

Von dieser Seele weiß leider die Jugend noch nichts. Oder man würde nicht Sätze hören, wie: Es ist ganz gleich, unter welcher Regierungsform man lebt, wenn sie nur gut funktioniert; dann ist Absolutismus so gut wie Mitregierung des Volkes. Von den ethischen Werten der Selbsterziehung zur Mitarbeit, der Selbstverantwortung, der Selbstdisziplin, der Selbstverschuldung und Selbstachtung *in politicis* ist bei den Schülern noch so gut wie keine Kenntnis verbreitet. Der Staat aber, der auf Zwang gestellt ist und nicht auf freiwilligen Gehorsam, überdauert keine ernste Krise.

Das Latifundienwesen, das schon zur Zeit des Hannibalischen Krieges um sich gegriffen hatte, fraß fort am Marke des Staates, führte zu extensiver Wirtschaft und damit zu Entvölkerung. Schon 193 stellt Pertinax es jedem frei, 'unbebautes Land in Italien zu freiem Eigentum an sich zu bringen'. 395 sind in Campanien schon eine Million Morgen versumpft. Der Verödung des Landes folgt die Entvölkerung der kleinen Städte. Auf ihren Gymnasien wächst Getreide, zwischen den Statuen der ehemaligen Sieger weiden die Kühe. Typisch die zauberhafte Öde der Campagna. Sogar in Rom stehen seit dem V. Jahrh. Häuser leer, und auf dem Forum sproßt Gras. Sogar der Bauernstand, das konservativste Element im Staat, beginnt unruhig zu werden.

Der Unterschied zwischen Millionenreichtum und Bettelarmut zieht auch eine Kluft in den moralischen Anschauungen der Armen und Reichen. Stehlen ist nur ein Erleichtern derer, die zu viel haben, ein Zurücknehmen dessen, was die Reichen vom allgemeinen Fonds sich angemaßt haben. Die Armen haben nichts mehr zu verlieren, selbst wenn der Staat zugrunde ginge. Die Vertreter der agrarischen Revolution in Gallien, die Bagauden, die überhaupt nicht mehr zur Ruhe gebracht werden konnten, unterstützen die eindringenden Barbaren.

Die Römer in Spanien gehen zu den Westgoten über, weil sie 'lieber bei ihnen in Armut leben als den römischen Steuerdruck länger ertragen' wollen. Die germanische Besatzung Roms schlägt sich zu Alarich und erhebt Odoaker auf den Thron. Heißt das, die Germanen haben den Untergang Roms herbeigeführt?

Das Christentum ist bisher unerwähnt geblieben. Aber jeder kennt die Umwertung der antiken Werte, die es gebracht. Auch das Interesse seiner Anhänger ist vom irdischen Staate abgelenkt. Orosius schreibt: 'Was kümmert es uns, wenn die Barbaren die Grenzen des Reiches überfluten? Die Kirchen füllen sich mit Hunnen, Alanen ... Ist das nicht geradezu als eine Gnade der göttlichen Vorsehung zu preisen? Denn wie hätten sonst diese Völker zur Bekanntschaft mit dem wahren Glauben gelangen können? Daß dabei der Staat zu Schaden kommt, kann uns, die wir nur nach dem ewigen Leben verlangen, vollkommen gleichgültig sein.'

Man hat nicht nötig, neue Gründe des Untergangs zu suchen. Das Zurückbleiben der Alten in der Technik will nichts besagen gegenüber der Tatsache, daß es nicht auf die Waffen ankommt, sondern auf den, der sie führt. Andere finden neuen Grund in dem Mangel eines stehenden Volksheeres, als ob England und Amerika im Weltkriege gesiegt hätten, weil sie ein stehendes Heer gehabt hätten. Ebensowenig wie auf die Waffen kommt es auf den 'einen starken' Mann an. Dieses Verlassen auf den anderen steckt auch dem Deutschen noch viel zu sehr im Blute. Das Staatswohl aber beruht auf der Tüchtigkeit des einzelnen Bürgers. In dieser Lehre steckt ethische Kraft, sie schreibe sich jeder Schüler ins Herz.

Also angeschaut mit den Augen des Menschen unserer Tage, der in dem Schicksal seiner dahingegangenen Brüder sein eigenes zu erforschen sucht, verliert die römische Kaisergeschichte das Ideenlose, das ihr in den älteren Darstellungen anhaftet. Gruppiert um die Leitgedanken, die wir angegeben haben, wird die Beschäftigung mit ihr zu einer Quelle politischer, ethischer und wirtschaftlicher Erkenntnis ersten Ranges. Die brennendsten Fragen der Gegenwart, die Frage nach der besten Verfassung, nach der Möglichkeit und Wirkungsfähigkeit einer zwischenstaatlichen Organisation, nach dem wirtschaftlichen 'Untergang des Abendlandes' kommen zur Sprache. Es werden die Lösungen aufgezeigt, die die Alten gefunden oder verfehlt haben, und eine Fackel aufgesteckt, die der heranwachsenden Generation ihren Weg erhellen kann.

EIN OBERLEHRERSPIEGEL

Von Walther Hohmann

Wir stehen mitten in einer Schulwende. Jeden Tag ein neuer Reformvorschlag. Und doch scheint mir eins, und vielleicht das Wichtigste, zu wenig betont zu werden, nämlich der Lehrer selbst, der Lehrer als Persönlichkeit und als Vorbild der Schüler. Das aber gerade ist für die Grundlegung der Persönlichkeit des Schülers — also der

ersten Aufgabe der höheren Schulen — schließlich wichtiger als der Lehrplan und alles andere.

Wenn die Schüler längst die mathematischen Formeln, die griechischen Verben auf $\mu\iota$ und die lateinischen Bedingungssätze vergessen haben, dann steht noch eins fest in ihrer Erinnerung: ihre alten Lehrer. Und immer, wenn frühere Kameraden zusammentreffen, werden bald alte Schulerinnerungen aufgefrischt, wobei die Geschichten von den alten Lehrern die Hauptrolle spielen. So war es früher, so war es während des Krieges an der Front, so wird es in Zukunft sein.

Die Stellung des Lehrers ist eben so zentral und für die jungen Gemüter so bedeutungsvoll, daß sie tiefen Eindruck auf sie macht, ja daß die Schüler an diesem Vorbild ihren eigenen Charakter formen. Die Schüler studieren den Charakter des Lehrers, sie beobachten und kritisieren all seine Bewegungen, sein Tun und Lassen, sein Äußeres und Inneres, mit oft ungeahnt feinem Gefühl. Sie drücken dann die Summe ihrer Beobachtungen, ihr Urteil in einem Spitznamen aus, dessen überraschende Treffsicherheit auch Erwachsene oft zugeben müssen. Während wir Lehrer psychologische Studien über das Kind machen und psychologische Lehrmethoden anwenden wollen, sind wir selbst das Objekt einer sehr fein registrierenden Charakterforschung seitens der Schüler: ob der Lehrer pünktlich, ob er gerecht ist, oder Vorzugsschüler hat usw., das alles wird genau beobachtet und festgehalten. So haben die Jungen gute und schlechte Eigenschaften dauernd vor Augen, machen darüber ihre ersten Erfahrungen und legen damit häufig, wenn auch zunächst unbewußt, den Grund zu ihrem späteren inneren Menschen. Es hat einmal jemand sehr richtig bemerkt, 'daß die höhere Schule vor allem eine Lehranstalt der Menschenkunde und Menschenbehandlung sei, bei der das Professorenkollegium den Unterrichtsstoff nicht darbietet, sondern selber darstellt', und daß nicht das das Entscheidende ist, 'was die Schüler von den Lehrern, sondern an den Lehrern lernen'. Ein Blick in Grafs 'Schülerjahre' zeigt ja, wie sehr das zutrifft.

Ist aber unser ganzes Verhalten erzieherisch so wichtig, so müssen wir uns häufig den Spiegel vorhalten und vor allem dieses Spiegelbild für die Ausbildung unseres pädagogischen Nachwuchses nutzbar machen. Denn 'die Fehler schädigen unser Ansehen nicht dadurch, daß man sie zugesteht, sondern weil sie da sind' (R. Jahnke, Werden und Wirken, Vorwort). Dieser Spiegel ist leicht dadurch zu beschaffen, daß man die Urteile aller derer, die diese Schule durchgemacht haben und nun mitten im Leben stehen, zusammenstellt und die charakteristischen Züge heraushebt. Entweder in der Art, wie es Alfred Graf in seinen 'Schülerjahren' getan hat, oder durch Sammlung der Bilder von Schule und Lehrern in der Literatur.[1]) 'Denn die Schule ist für das Leben da, und darum haben in der Schulfrage vor allem das Leben und die Menschen, ganz gleichgültig, welchen Beschäftigungen sie obliegen, mitzureden. An sie haben wir uns zu wenden' (Graf, Schülerjahre S. 6). Und ähnlich hat Wilhelm Bölsche auf der Versammlung des Goethebundes in Berlin 1911 gesagt: 'Die Schülerpartei ist heute ganz und gar keine Partei unreifer Kinder. Es ist eine Partei von gereiften, erwachsenen Menschen, die einmal Schüler gewesen sind. Sie ist eine durchaus ernstzunehmende und muß gehört werden' (Die Schule der Zukunft S. 27, Berlin-Schöneberg 1912). Dem schließe ich mich völlig an. Die Ergebnisse der Schulbetrachtungen von unten und außen, also der Schüler und der Männer, die im Leben stehen, müssen

[1]) S. A. Rosikat, Zeitschr. für d. dtsch. Unterricht 1904 XVIII 621 ff.; Ed. Ebner, ebd. 1907 XXI: Der Professor in der modernen dtsch. Literatur. [Ebner hat diesen Aufsatz zu einem Buche erweitert (Magister, Oberlehrer, Professoren. Nürnberg, Koch 1908), das mir leider erst nach Vollendung dieser Arbeit bekannt geworden ist. Korrekturnote.]

stärker berücksichtigt werden.[1]) Es ist ein Irrtum, wenn wir Lehrer glauben, daß wir als Fachmänner unsere höheren Schulen lediglich nach pädagogischen Gesichtspunkten weiterentwickeln können, das jeweils herrschende Kulturleben formt sich seine Schule; Friedrich Paulsen hat es in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts (Berlin 1921[3]) meisterhaft nachgewiesen.

In Anbetracht dieser Tatsache ist aber auch noch etwas anderes nur selbstverständlich, daß nämlich die Wortführer neuer Strömungen immer auf die Schule Einfluß zu gewinnen suchten und sich demgemäß auch mit den Lehrern beschäftigten, sich freundlich oder feindlich zu ihnen stellten und entsprechende Bilder von ihnen entwarfen, die man, wie oben gesagt, zu einem Spiegel zusammenstellen sollte. Dieser Oberlehrerspiegel sollte neben Grafs 'Schülerjahren' in allen Seminarbibliotheken stehen und unseren Studienreferendaren und -assessoren dringend zum Studium und zur Diskussion empfohlen werden. Es wäre dies vielleicht ebenso wertvoll als das Studium der 'Lehrproben und Lehrgänge', denn an dem, wie man's nicht machen soll, lernt man meist mehr als an einem idealen Vorbild. Ähnlich sollte schon bei der Berufsberatung nach dieser Seite hin der Vorhang recht weit zurückgezogen werden, um spätere Enttäuschungen möglichst auszuschließen. Einen erfreulichen Anfang in dieser Richtung hat H. E. Sieckmann gemacht (Berufsbilder. Der Oberlehrer, Berlin 1920).

Wenn Richard Jahnke in dem Kapitel: 'Die Öffentlichkeit und wir' (S. 173) die Frage stellt: Sind wir beliebt? und die Frage verneint, wenn Adolf Matthias (Erlebtes und Zukunftsfragen S. 29) uns einmal 'die Stiefkinder der Gesellschaft' nennt, so wird beides durch diesen Spiegel bestätigt.

Die geringe Beliebtheit und Wertschätzung unseres Standes zeigt sich auch in Werken, die an und für sich gar nicht von der Schule handeln, aber gerade durch gelegentliches Einstreuen einer abfälligen Bemerkung uns noch mehr schaden. Aus der Fülle der vorliegenden Stellen sollen nur einige Stichproben angeführt werden. So erzählt Hermann Löns (Mein grünes Buch S. 131): 'Etwas Langweiligeres als einen Fuhrenstangenort gibt es wohl kaum, und jeden Morgen, wenn ich denselben Weg mache, dann fällt mir immer der lange Herr Oberlehrer ein, der uns Hebräisch gab. Das ging Tag für Tag: Katal, Katala, Katalta, Katalti, Tag für Tag, wochenlang, immer dasselbe, wie die Fuhrenstangen.' Hans Heinz Evers in der Reisebeschreibung 'Indien und ich' S. 65 sagt von dem Generalmusikdirektor des indischen Nabob: 'Mir aber fiel der bierbäuchige Professor ein, der uns Sextanern römische Geschichte vorerzählte. Er hatte einen langen grauen Bart, und wir Jungen konnten nach dem, was darin hing, stets erkennen, was er zu Mittag gegessen hatte.' Und S. 28: 'Er war ziemlich dick, hatte einen struppigen Vollbart, rosarote Hände und trug eine goldene Brille. Er sah aus wie ein Schulprofessor, und so war er auch.' Ferner Meyrink, 'Das grüne Gesicht' (S. 9): 'Erst läßt sich alles süß an, dann hat das Leben plötzlich ein Oberlehrergesicht, um einen schließlich mit blutrünstiger Teufelsfratze anzugrinsen' und P. Grabein, 'Du mein Jena': Der Gymnasialdirektor hält auf dem Abschiedskommers eine rückschrittliche Rede, besitzt ein verkniffenes Gesicht, einen heimtückischen Charakter. In dem Buche desselben Verfassers 'In der Philister Land' (S. 118) sagt die Kellnerin: 'Ach, Sie sind Pauker, das hätte ich Ihnen auch nicht angesehen. Sie sehen so forsch aus, ich dachte, Sie wären Jurist.' Thomas Mann in 'Tonio Kröger': 'Dafür

---

[1]) Vgl. Das Gymnasium und die neue Zeit. Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft (Leipzig, Teubner 1919) und (als Manuskript gedruckt): Führende Männer über die Aufgaben unserer höheren Schulen (Leipzig, Quelle & Meyer 1921).

verachtete er die Lehrer, deren schlechte Manieren ihn obendrein abstießen.' Diese schlechten Manieren hebt Thomas Mann auch in den 'Buddenbrooks' hervor, in denen er einen Schultag schildert (II 457 ff.) und alle Lehrer als mehr oder weniger unsympathisch hinstellt. Sein Bruder Heinrich Mann macht es noch schlimmer. Ich erinnere nur an die abstoßende Figur des Professors Klinkorum ('Die Armen'). Bei Urie Jens Kruse, 'Lebenskunst' (S. 97) heißt es: 'Was ist denn schuld daran, daß keiner von uns ohne Grauen an das Grau der Schultage zurückdenken kann? Daran ist schuld, daß unsere Lehrer allein im Dienste der Pflicht gestanden haben.' In Kurt Arams 'Zahnarzt' (S. 8) steht ein junger Mensch vor der Frage, welchen Beruf er ergreifen soll: 'Etwa Gymnasiallehrer? Ihn schauderte'! In Ludwig Finckhs Roman (S. 35) 'Der Rosendoktor' heißt es: 'Ich habe alle meine Lehrer gehaßt bis auf einen, und am besten immer den Deutschprofessor. Denn ich hatte Freude an den deutschen Dichtern und war empört, wenn der Professor vorlas. Es war immer mit falscher Betonung.' Ähnlich klagt in Mich. Georg Conrads Königsroman 'Majestät' (S. 50) der junge König Ludwig über 'den öden Druck der Schulpedanten und Drillmeister'. Bei Sudermann und Hauptmann ist es nicht anders. In Sudermanns 'Schmetterlingsschlacht' ist der Oberlehrer Dr. Kosinski eine komische Figur, ohne daß das Auftreten eines Oberlehrers im Stück irgendwie begründet wäre. Noch toller karikiert ist der Oberlehrer Boretius in Sudermanns Roman 'Sturmgeselle Sokrates'. In Gerhart Hauptmanns Drama 'Einsame Menschen' sagt Johannes (außer sich): 'Vater, laß mich mit meinen Lehrern in Ruh, wenn ich nicht lachen soll! Erinnere mich nicht an diese Gesellschaft von Schafsköpfen, die mir das Mark aus den Knochen erzogen haben!' Diese Worte sollen zwar von einem pathologischen Menschen gesprochen sein, aber die Wirkung ist dieselbe. Auch Ludwig Thoma gießt in seinen 'Lausbubengeschichten', im 'Münchener Karneval' und in seinem Bauernroman 'Andreas Vöst' seinen Spott über die Oberlehrer aus. Dazu kommen die außerordentlich häufigen Verhöhnungen unseres Standes in der 'Jugend' und im 'Simplizissimus', die mit dem großen Behagen, das die Schadenfreude nun einmal bei den meisten Menschen auslöst, gelesen werden. Auch in der Presse finden sich häufig Äußerungen über uns, von denen nur zwei angeführt werden sollen. In der 'Täglichen Rundschau' (24. Sept. 1921 Nr. 447) heißt es in dem Artikel 'Der Kanzler der kleinen Koalition': 'Joseph Wirth ist durchaus kein Oberlehrertyp, wie man vielfach wähnt. Wenigstens nicht Typ Professor des wilhelminischen Zeitalters. Weder leidet er an übermäßigem Intellektualismus noch an Lebens- und Weltfremdheit, noch an ängstlicher Korrektheit.' In der 'Frankfurter Zeitung' (25. Sept. 1921 Nr. 713, 1. Morgenblatt) 'Kaufmannschaft und höhere Schulen': 'Wenn Walter Rathenau kürzlich meinte, zu seiner Zeit seien die meisten Lehrer gelehrt, verschroben und urteilslos gewesen, so sei dies ein ernster Hinweis auf die Frage der Vorbildung unseres Lehrernachwuchses.'

Neben diesen gelegentlichen Artigkeiten gibt es eine kaum übersehbare Fülle von Werken, die Schule und Lehrer zum Inhalt haben. Sie beleuchten vor allem zweierlei: unsere Tätigkeit im Beruf und unsere Stellung in der Gesellschaft. Es sollen nur kurz ein paar Stichproben gegeben werden.

Was die Erfüllung unserer Berufspflichten anbetrifft, so wird schlechthin alles beleuchtet, sogar wie wir die Hefte der Schüler korrigieren (s. Thomas Mann, Die Buddenbrooks II 489). Einen sehr breiten Raum nimmt natürlich die im Lehrerberuf entscheidende Frage der Disziplin ein. Schon Gottfried Kellers 'Grüner Heinrich' (1854) bringt darüber ein Kapitel: 'Ungeschickte Lehrer — Schlimme Schüler': 'Es lehrt an unserer Schule ein Mann, der mit gutem Willen und ehrlichem Sinn eine große Uner-

fahrenheit mit der Jugend umzugehen und ein schwächliches und seltsames Äußere verband. In seinen Stunden wurde bald der größte Unfug gemacht, da er sich andauernd im Strafmaß vergriff. Seine Strafen wurden bald wertlos und zuletzt eine Ehrensache, ein Martyrium.' Daß in dieser Frage die Persönlichkeit über die Wissenschaft siegt und auch die höchste Gelehrsamkeit nichts nützt, zeigt der alte Oberlehrer Röber in Hoffmanns Novelle 'Erfüllter Beruf': 'Er übertrifft an Wissen und Geist sehr viele von uns,' sagt der Schulrat, 'allein ihm fehlt die Kunst der Selbstdarstellung, er versteht sich keine Würde zu geben.' 'Alle Klassen spielten ihm mit gleicher Lust und Sicherheit tagtäglich auf der Nase herum.' Alle fragt er nach der richtigen Methode, aber er hat sie bis an sein Lebensende nicht erfaßt. Ähnlich sucht der Oberlehrer Dr. Kestner in Hans Lands Roman 'Bande' vergeblich nach der richtigen Methode, aber eine Klasse nach der anderen grault ihn weg.' Ein völlig unfähiger und würdeloser Lehrer ist Professor Glanz in Robert Mischs 'Kindern' (II. Akt, 1. Szene), ein unansehnliches und ungeschicktes Männchen der Kandidat Modersohn in Thomas Manns 'Buddenbrooks'. Ein anderer Kandidat, der einen schweren Kampf um die Disziplin führen muß, ist Ernst Malten in 'Stietz-Kandidat' von Wilhelm Arminius. In diesem Buche wird uns auch eine Musterkollektion von Methoden gegeben, durch die man eine Klasse im Zaum halten kann. Eine ähnliche Auswahl finden wir in Fritz Pistorius' 'Tertianerzeit'. In Georg Kaisers Tragikomödie 'Rektor Kleist' (1918), die eine gewisse Ähnlichkeit mit 'Traumulus' hat, dient die äußere Mißgestalt des Rektors den Schülern als Zielscheibe des Spottes.

Ebenso wie die äußere Zucht wurde untersucht, in welchem Geiste der Lehrer seine Aufgabe auffaßt und wie er zu seinen Schülern steht. Es fehlt nicht an Büchern, in denen man der schwierigen Aufgabe des Lehrers gerecht wird. Ein fühlendes Herz und ein feines Verständnis für seine Schüler hat der Gymnasialprofessor Fakler in Raabes 'Hungerpastor'. Sympathische Lehrergestalten finden wir in Spielhagens 'Was will das werden?' und vor allem in Karl Busses Novellenkranz 'Das Gymnasium zu Polajewo' und im 'Gymnasium zu Lenjewo'. Mit großer Liebe und vielem Verständnis gezeichnet sind auch die Bilder in Hans Hoffmanns bekanntem 'Gymnasium zu Stolpenburg' und in Fritz Pistorius' 'Tertianerzeit'. Auch die Novellen von R. Jahnke, 'Der Tisch der Rasmussen' von Felicitas Rose und 'Gottfried Kämpfer' von H. A. Krüger müssen hier genannt werden. Demgegenüber steht aber eine Fülle von Angriffen, deren außerordentliche Schwere und unerhörte Übertreibungen sich aus der Tendenz der pädagogischen Anklageliteratur erklären. Es ist alles schwarz-weiß gemalt, wie es die Jugenddramen mancher Dichter tun. So z. B. 'Freund Hein' von Emil Strauß: 'Sein Lehrer hat kein Verständnis für die eigentliche Begabung des Schülers Heinrich Linder. Nicht die Schüler, sondern das zu absolvierende Jahrespensum war ihm die Hauptsache.' Nach Strauß haben die Schulmeister kein Herz und sind verknöcherte und entseelte Pedanten: 'Zeige mir einen, der sich um das wahre Leben seiner Schüler auch nur so viel umsähe wie um einen interpretierten Hexameter im Homer! Selbst am Grabe der Schüler sollen wir noch herzlos und taktlos sein, wie es Frank Wedekind in seiner Schülertragödie 'Frühlings Erwachen' zu schildern wagte. Die Herzlosigkeit soll sich auch darin zeigen, daß die Lehrer die Kinder zu beschämen und ihre Schwächen bloßzustellen versuchen, wie es in abschreckender Weise ein Ordinarius mit einem aus ärmlichen Verhältnissen stammenden Jungen macht in Karl Borromäus Heinrichs 'Paul Asenkofer' (München 1907, S. 109). Schon Heinrich von Kleist hat dieses Beschämen, dieses 'Fangen' der Schüler durch die Lehrer in einem Briefe einmal eine 'Unkeuschheit' genannt. Das Tollste aber an Lieblosigkeit in der Schülerbehandlung schildert

Heinrich Mann in 'Professor Unrat'. Der Professor haßt alle Schüler in seiner maßlosen Verbitterung und niedrigen Gesinnung: 'Ihnen kann ich auch auf Ihrem Wege noch recht hinderlich werden. Ich werde Sie . . . immer einmal wieder . . . hineinlegen.' Wenn auch Hermann Sinsheimer (Heinrich Manns Werk, München 1921, S. 29) den Professor Unrat nicht nur als 'einen bissigen Philologen, sondern als einen Attila, eine Geißel, ein ins Unwirkliche gesteigertes Phantom, vor dem die Wesenheit der Stadt in ihren Grundfesten erzittert' aufgefaßt wissen will, so bedeutet er doch in unserem Zusammenhang die tollste Karikatur eines Lehrers und nächst 'Frühlings Erwachen' die gemeinste Verhöhnung unseres Standes. Denn vom Publikum wurde er als Typus aufgefaßt.

Eine Probe mechanischen und geisttötenden Unterrichts finden wir in 'Freund Hein' (s. oben), wo von einem Mathematiklehrer die Rede ist: 'Er gab das von anderen geschaffene, von ihm selbst erlernte Wissen mit dem Buche in der Hand so gut weiter, als es eben ging; es auch nur so handgerecht weiterzugeben, wie ein Maurer dem nächsten in der Kette die Backsteine zuwirft, fehlte ihm der Sinn.' Der Vorwurf, daß die Lehrer viel zu schematisch vorgehen und auf die Individualität der Schüler keine Rücksicht nehmen, begegnet uns immer wieder. So sagt Walter Unus im 'Schülertagebuch': 'Eine Klasse ist ein Korb Flaschen und jeder Lehrer bemüht sich, hineinzustopfen, was hineingeht, je mehr, desto besser.' 'Daß es verschiedene Größen und Formen gibt, sieht keiner.' Ähnlich hat Wilhelm Bölsche auf der Versammlung des Goethebundes (s. oben) der Schule den Vorwurf gemacht, daß sie alle Schüler in ein Normalschema presse und mit den vererbten Dispositionen unserer Kindergehirne, mit ihrem Variieren in bestimmte Anlagen hinein nichts anzufangen wisse. Auch Wilhelm Ostwald betonte in derselben Versammlung (s. Fortschritt, Berlin-Schöneberg 1911, S. 25), daß das Entwicklungsgesetz in unserem Erziehungswesen nicht angewendet werde und die Schule ungeheure Energie vergeude. O. Julius Bierbaum sagt von den Lehrern in 'Stilpe': 'Herrgott, diese Professoren, Dreschmeister! Die kalten Pedanten, die langweiligen Schablonenmeister! Kalbsköpfe, alle miteinander.' In H. Hesses 'Unter dem Rad' (S. 158 ff.) heißt es: 'An Heilner war ihnen (den Lehrern) von jeher ein gewisses Geniewesen unheimlich — zwischen Genie und Lehrerzunft ist eben von alters eine tiefe Kluft befestigt.' 'Ein Schulmeister hat lieber 10 notorische Esel als ein Genie in seiner Klasse.' Ebenso häufig wie die Klage gegen den Schematismus ist die Klage gegen die Überbürdung. Schon in der Schrift 'Rembrandt als Erzieher' wird die jetzige (1890) deutsche Erziehung als 'eine Art von bethlehemitischem Kindermord' bezeichnet. In 'Freund Hein' (s. oben) stirbt ein Schüler als Opfer der Überbürdung, und bei Hermann Hesse (a. a. O.) haben die Lehrer allein den Tod des Schülers auf dem Gewissen: auch in den 'Buddenbrooks' wird ja der Schule ein ähnlicher Vorwurf gemacht. Daß der Lehrer in der Erziehung selbst mit gutem Beispiel vorangehen muß, ist eine Binsenwahrheit, daß es aber Lehrer gibt, die Schüler zu Mitwissern einer Täuschung des Direktors machen, finden wir in H. Herrmanns 'Kyklopenhöhle'. Der Schulrat sagt darauf zu dem Lehrer: 'Wie können Sie von den Jungen Ehrlichkeit verlangen, wenn Sie es selbst nicht sind?' Ein ähnlicher Fall in der schon erwähnten 'Tertianerzeit' von Pistorius (S. 214): 'Herr Hecht ließ das Lesebuch vornehmen und die Schüler sich damit beschäftigen, und so amüsierte sich jeder auf eigene Faust und jeder tat, was er nicht tun sollte, am meisten aber doch der Lehrer.' Für den Fall, daß der Direktor plötzlich in die Klasse trat, war eine bestimmte Seite im Lesebuch ausgemacht, die sofort aufgeschlagen werden sollte. In 'Hermann Stark' von Oskar v. Redwitz entdeckt der Schüler, daß der Professor, der ihn mißhandelte, selbst sein Antigoneexemplar überschrieben hat und schmiedet sich daraus seine Waffen. Von einer Unehrlichkeit ist auch

bei Otto Wobbe ('Unter dem Bakel' S. 111) die Rede: 'Ein Lehrer entlief mit seinen Schülern gern vorzeitig der Schule. Um ¾ 12 Uhr erklärte er, man wolle nach Hause gehen. Alle traten dann aus der Klasse. Er schlich dann auf den Zehen die Treppe hinab, ob die Luft auch rein war. Hatte der Direktor im Sommer der Hitze wegen die Klassentür der Prima geöffnet, kam er aufgeregt zurück und flüsterte: «Pst, Pst, es geht jetzt nicht, der Alte hat die Tür auf», und man blieb.'

Daß die Lehrer nicht immer objektiv sind, zeigt Dr. Mantelsack in den 'Buddenbrooks' (II 489): 'Seinen Günstlingen pflegt er die Fehler in den Extemporalien ganz leicht und zierlich anzustreichen, in anderen Heften aber fuhr er mit breiter zorniger Feder umher.' Er zählt dann die Fehler nicht, sondern gibt die Zensuren je nach der Menge der verbrauchten roten Tinte. Auch Dr. Hill ('Der Tisch der Rasmussen' s. o.) ist ein ungerechter und nachtragender Lehrer.

Daß ein Lehrer bewußt ungerecht ist und zwar aus Klassenhaß, zeigt Heinrich Hart, 'Was zur Sonne will'. Da ist ein Lehrer 'das v[illegible]erborstige Schwein' genannt. 'Er stammt aus niederem Stand und hat gar keine Kultur in sich. Nun haßt er jeden, der einen besseren Rock anhat.' Umgekehrt haßt der Oberlehrer Dr. Kurz in der 'Seelenstudie' 'Junge Leiden' von P. O. Eck die Proletarierkinder, die Schüler in zerlumpten Kleidern, in denen er die zukünftigen Sozialdemokraten sieht. Daß auch ein Lehrer einen Schüler aus persönlicher Feindschaft gegen dessen Vater ungerecht behandeln kann, zeigt Adolfs Schweyers Tragödie 'Die Sittennote' (Wien 1906). Der infame Vorwurf, daß manche Lehrer nicht unempfänglich seien für Lebensmittelsendungen von seiten der Eltern, findet sich bei Otto Wobbe (a. a. O.): 'Wer faul gewesen, sandte vor der Zensur ein paar Hasen oder Würste zu ihm. Tat es ein Quartaner, sagt der Lehrer am nächsten Tag unfehlbar in Tertia: 'Ei Gott, hat mir da jemand einen Hasen geschickt!' Die Klasse antwortet dann im Chor: 'Das hat der Quartaner Prützmann (oder ein anderer) getan.' Darauf der Lehrer: 'Schmählich, als ob der alte Dr. Reinhardt sich bestechen ließe!' Am nächsten Tage hieß es dann in der Quarta: 'Prützmann, du warst immer ein fleißiger Mensch, ich werde dir «Genügend» geben.'

Daß die Schule kein Verständnis habe für die Empfindungen eines in der Pubertätszeit stehenden Knaben, hatte zuerst Wedekind in 'Frühlings Erwachen' den Lehrern vorgeworfen. In seinem Sinne heißt es auch bei Walter Bloem, 'Der krasse Fuchs': 'Und die Lehrer? Wußten sie denn nicht, wie es aussieht in einem 14—15 jährigen Knabenherzen? Sie waren viel zu träge und zu feige, an ihren Schülern irgend etwas zu tun außerhalb des vorgeschriebenen Lehrplans und der etwa angrenzenden Privatbestrebungen.' Bei Hermann Stegemann ('Die als Opfer fallen') und Heinrich Hart ('Was zur Sonne will') finden wir das Motiv ebenfalls. Bei letzterem heißt es: 'Wieviel Ungenügend werden da ungerechterweise gegeben, während wir armen Kerle doch nur vom Wurm zernagt sind!'

Daß die Lehrer den Schülern alles verleiden, ist auch ein bekanntes Schlagwort. So z. B. Ludwig Finckh (a. a. O. 35): 'Jede heimliche Schönheit wurde ans Licht gezerrt und ihr der Hals abgedreht, jeder Zauber in Selbstverständlichkeiten übersetzt und jeder Schmelz berührt mit tappenden Fingern.'

Im Kampfe gegen die Schule suchte man vor allem die Träger des herrschenden Schulsystems unmöglich zu machen. So scheute man auch vor ihrem Privatleben nicht zurück und sah sich ihre persönlich-menschliche Welt an. Waren es in der Schule verzopfte, herzlose Pedanten, kleinliche, einseitige Tyrannen, so sind es in der Gesellschaft weltfremde, komische Menschen, ohne Lebensart und Kinderstube, die ihr Äußeres stark vernachlässigen und in ärmlichen, engen Verhältnissen leben. So sagt Curt Wigand

('Unkultur' 1907, S. 115 ff.): 'Man sehe sich doch mal die Mehrzahl dieser Lehrer an! Ist es schon eine seit langer Zeit ausgemachte Sache, daß kein anderer Stand eine solche Menge Karikaturen aufweist, so erfaßt zivilisierte Menschen ein Schauder, wenn sie in späteren Jahren auf das Äußere und die Gepflogenheit derjenigen Leute zurückblicken, die ihnen täglich als Vorbilder vor Augen gestanden haben.' Um hier nur eine solcher Gepflogenheiten anzuschließen, füge ich eine — leider wahre — Geschichte hinzu, die Otto Wobbe (a. a. O. S. 213) erzählt: 'Das Unglaublichste leistete er sich, als er sich eines Tages der Stiefel und Strümpfe entledigte und begann seine Hühneraugen zu schneiden. Der Zufall wollte, daß der Direktor gerade darüber hinzukam. Auf dessen maßlos verwunderte Frage, was der Kollege denn da mache, erwiderte er ganz frech: 'Oh, ich wollte den jungen Leuten nur zeigen, wie die alten Griechen ihre Sandalen anzulegen pflegten.'

Auf Grund von Einzelfällen, die schließlich in jedem Stande vorkommen, liebt man es, uns als Karikaturen auf die Bühne zu bringen. Wie Dr. Kosinski in der 'Schmetterlingsschlacht' und Dr. Prell in 'Flachsmann als Erzieher', so in Max Dreyers 'Probekandidat' und vielen anderen Dramen. In 'Frühlings Erwachen' zeigen schon die Namen die Tendenz, uns lächerlich zu machen: Rektor Sonnenstich, die Professoren Affenschmalz, Zungenschlag, Knüppeldick, Hungergurt und Knochenbruch, alles vertrottelte Idioten, die sich eine Stunde lang in der Konferenz mit der Frage beschäftigen, ob das linke oder rechte Fenster geöffnet werden soll. Wenn schon die Dichter uns so hinstellen, so belieben die Schauspieler wohl im Interesse größerer Bühnenwirkung diese Karikaturen mit ganz besonderer Liebe noch zu verstärken. Sie sind dabei des Beifalls des Publikums sicher. Kein Wunder, daß sich das Kino diesen Effekt nicht entgehen läßt. In Berlin wurde kürzlich ein Film vorgeführt, dessen eine Szene in einem Konferenzzimmer spielt. Die Kollegen im Wedekindischen Stil erscheinen. Einige ziehen ihre Röllchen ab und stülpen sie auf die Kleiderhaken. Ein anderer zieht eine blecherne Zigarrenhülle aus der Tasche, entnimmt ihr einen Stummel und setzt ihn mit linkischen Bewegungen in Brand usw. Das Publikum unterhielt sich natürlich köstlich.

Daß der Oberlehrer weltfremd ist, sich als Bücherwurm einspinnt und zu wenig in die Öffentlichkeit tritt, ist ein alter Vorwurf. Hatten schon Wilhelm Raabe (im 'Horacker' und 'Hungerpastor') und Theodor Storm in seiner Novelle 'Vetter Christian' mit wohlwollendem Humor sonst sehr sympathische, aber unbeholfene und weltfremde Oberlehrer gezeichnet, so ist das später oft, aber nun in beißend spöttischer und karikierender Weise geschehen, z. B. in Ludwig Thomas 'Münchener Karneval' und in Stobitzers Schwank 'Der Tugendheld'. Weltabgewandt ist auch der Dr. Germer bei W. Arminius (a. a. O. I 90) 'ein unbehilflicher, gedrückter, wortkarger Mensch, zwischen ungeordneten Bücherhaufen, Sammlungskästen, Resten von physikalischen Apparaten hausend.' Noch mehr in seine Bücher vergräbt sich der Altphilologe Dr. Löwe (H. Hoffmann, 'Das Gymnasium zu Stolpenburg'), der eine Studienreise nach Rom macht, sich aber dort so in alte Handschriften vertieft, daß er nach Hause kommt, ohne etwas von der ewigen Stadt gesehen zu haben. Auch im 'Traumulus' (I. Akt) (Arno Holz und Oskar Jerschke) wirft der Landrat dem Gymnasialdirektor seine Weltfremdheit vor und höhnt ihn, daß er sich von seinen dümmsten Untertertianern einwickeln ließe, als ob er gestern auf die Welt gekommen wäre.

Mit dieser Weltfremdheit hängt oft eine Einseitigkeit und Rückständigkeit zusammen, die sich gegen jede Reform sträubt. Ein solches Sträuben gegen das Aufkommen der Naturwissenschaften in der Schule zeigt Max Dreyer in seinem 'Probekandidaten' (1899), als der Kampf um die Gleichberechtigung der drei Arten höherer

Schulen seinen Höhepunkt erreicht hatte. Der Direktor steht dem jungen Probekandidaten, der Darwinist ist, feindlich gegenüber. Daß namentlich die Altphilologen sich gegen die durch die Zeit gebotenen Reformen sträuben und einseitig altklassisch orientiert sein sollen, zeigt H. Buchenberger in seiner Erzählung 'Jugend 1901': 'Der Gymnasialdirektor Heidereuter hält alles für verloren, als der lateinische Aufsatz abgeschafft wird, und legt deshalb sein Amt nieder. Nach ihm ist die Antike die Wahrheit — versinnbildlicht durch das Schöne. Das Moderne — die innere Lüge — ist sinnfällig geworden durch das Häßliche. Er sagt also das Gegenteil von dem, was der ehemalige Kaiser bei Eröffnung der Dezemberkonferenz 1890 betont hatte: 'Statt des klassischen Altertums soll das Moderne und besonders das Nationale in den Mittelpunkt des Unterrichts treten.' In ähnlicher Weise wie der Direktor Heidereuter bekämpft der von Idealen erfüllte Professor Willy in Spielhagens 'Was will das werden?' die Reformen und verzweifelt an der Jugend, die keine Ideale mehr habe. Gegen die neue Zeit stemmt sich auch der alte Gymnasialdirektor Döhms (W. Arminius a. a. o. S. 207), der die jungen 'Stürmer und Dränger einer neuen, für ihn ideallosen Zeit nicht verstehen und sich nicht ihr anpassen konnte'. 'Daß man an Stelle der alten Lateinschule eine Realschule setzen wollte, traf ihn im innersten Lebensnerv.' Bierbaum hat im 'Stilpe' den Vorwurf der Einseitigkeit gegen die Deutschlehrer erhoben: sie seien 'einseitige Verehrer, dabei verständnislose Interpreten der Klassiker; von der späteren Literaturbewegung wüßten sie nicht viel mehr als eine Hebamme von der Aspasia.' Auch Dr. Löwe (s. o.) gehört dahin. Für ihn hört die Weltgeschichte mit dem Untergang des römischen Reiches auf. Die spätere Geschichte interessiert ihn als Altphilologen nicht. Ein Beispiel für den Oberlehrer, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Zitate anbringt, ist der Konrektor Eckerbusch in Raabes 'Horacker' und in lächerlicher Weise der Professor Wasner in L. Thomas Komödie 'Moral', der von Tacituszitaten überfließt. Daß der Schulmeister bei uns zuweilen auf den Menschen abfärbt, daß wir auch in einer Gesellschaft Erwachsener den Lehrton der Schulstunden anschlagen und belehren wollen, zeigt der Professor Beckmann in Sudermanns 'Heimat' I 7. Ebenso sucht der eben erwähnte Professor Wasner belehrend auf seine Skatbrüder einzuwirken.

Zu den komisch oder unsympathisch wirkenden Angewohnheiten und stereotypen Bewegungen soll eine starke Vernachlässigung des Anzuges und des Äußeren kommen. Daß Professor Unrat und Professor Klinkorum bei Heinrich Mann (a. a. O.) völlig verwahrlost sind, nimmt uns nicht wunder, aber auch in Werken, deren Schöpfer uns wohlwollend und verständnisvoll gegenüberstehen, findet sich immer wieder dieser Vorwurf. So z. B. bei W. Arminius (a. a. O. I 76) das ungewandte Auftreten und fuchsenhafte Benehmen des Kandidaten, der bei der Unterredung mit dem Kommerzienrat rot wird wie ein Schuljunge, in der Gesellschaft den Fisch mit dem Messer ißt und Rotweinflecke in seine Serviette macht. Das Haarschneiden (und wahrscheinlich auch das Rasieren) hat er seit längerer Zeit vergessen, so daß sein ungepflegtes Haar hinten zu einem langen Stutz (Stietz) ausmündet und ihn komisch erscheinen läßt. Thomas Mann schreibt in den 'Buddenbrooks' (II 488): 'Die Beinkleider von Dr. Mantelsack waren wie bei allen Lehrern zu kurz und ließen Schäfte von einem Paar außerordentlich breiter und marmorblank gewichster Stiefeln sehen.' Oder der Oberlehrer Marotzke 'sah beständig übernächtig und ungewaschen aus' (S. 506). A. O. Weber spricht in den Satiren 'Frech und Froh' (S. 14) von

Lehrbanausen,
Den trocknen Herrn mit subalternen Stiefeln,
Die vierzehn Tage im gleichen Wollhemd hausen.

Immer wieder brachte die 'Jugend' das Dessin von den wollenen Jägerhemden und den Röllchen der Oberlehrer. In Osterlohs 'Oberlehrer Gesenius' sagt die vornehme Valerie, nachdem sie ihren Mann, der Oberlehrer ist, neu eingekleidet hat: 'Du siehst jetzt ganz gut aus, man sieht fast nicht mehr, daß du ein Lehrer bist.' Auch in Georg Wasners Roman 'Frau Ilse' läßt das Äußere des Oberlehrers Modereit zu wünschen übrig.

Wie man in den Jahrzehnten vor dem Kriege in gewissen Gesellschaftsschichten darüber dachte, daß Oberlehrer Reserveoffiziere wurden, geht aus Spielhagens Roman 'Zum Zeitvertreib' (1897) hervor. Dort regt sich ein Legationsrat maßlos darüber auf, daß Schulmeister jetzt sogar zu Landwehroffizieren befördert werden. Es sei das ein Schandmal der Zeit. Daß viele Regimenter bis kurz vor dem Kriege ähnlich dachten, weiß jeder Eingeweihte.

So ist nach wenigen Stichproben unser Bild in der Literatur. Gewiß sind auch einige Bücher dabei, in denen wir gut wegkommen. Namentlich ist in den letzten Jahren hinsichtlich unserer gesellschaftlichen Wertung eine Besserung eingetreten, und zwar haben wir das vor allem unseren Standesvertretungen zu verdanken. Aber im allgemeinen ist das Bild kein schönes. Und daß es sich auch sehr oft mit der Auffassung weiterer Kreise deckt, wird niemand leugnen, der die Ansichten anderer Gesellschaftsschichten kennt. Hier hilft keine Vogelstraußpolitik. Wir sind erst kürzlich wieder öffentlich als 'ein Haufen reaktionärer Mummelgreise' bezeichnet worden (siehe Philologenblatt 1921 Nr. 25 S. 389). Es sollen hier nicht die üblichen Erklärungen angeführt werden, daß vieles übertrieben und vieles aus Rache geschrieben ist, daß meist Leute die Bilder entworfen haben, die mit ihrer einseitig künstlerischen Begabung nicht in das neunjährige Schema unserer Schule, die doch nun einmal für den Durchschnitt da sein muß, hineinpassen. Das alles ist richtig. Aber wenn wir auch das alles abziehen, es bleibt noch genug übrig, was uns zu ernster Selbstprüfung veranlassen kann. Da es die Tragik unseres Berufes ist, daß das, was Hunderte gut machen, von einem einzigen eingerissen werden kann, und gerade durch die Verallgemeinerung häßlicher Einzelfälle so viel Schaden für den ganzen Stand entsteht, so müßte in jedem Kollegium ein Ehrenrat bestehen, der g. F. einzugreifen hätte. Ferner dürfte man beim Examen der Studienreferendare mit der Humanität nicht so weit gehen, wie es leider oft bei völlig ungeeigneten Anwärtern geschieht. Denn diese Weichherzigkeit wird zur Sünde an der Jugend und an unserem Stande und öffnet den Betreffenden doch nur die Tür zu einem Leidensweg.

Schließlich würde uns dieser Oberlehrerspiegel auch zeigen, nach welcher Richtung die Ausbildung unseres Nachwuchses vervollkommnet werden muß, damit er für die Schüler vorbildlich sein kann, soweit das selbstverständlich unter Menschen überhaupt möglich ist. Wenn jetzt wieder Stimmung dafür gemacht wird, das Universitätsstudium um zwei weitere theoretische Semester zu verlängern, so muß das energisch abgelehnt werden. Bei einem strengen Festhalten an einer guten wissenschaftlichen Vorbildung muß dafür gesorgt werden, daß unsere jungen Studienreferendare mitten im Leben stehen. Der großen Jugendbewegung, den sportlichen und turnerischen Bestrebungen — namentlich bei dem anerkannten Mangel an führenden Persönlichkeiten auf diesem Gebiet —, den jüngsten pädagogischen Versuchen und Problemen, all den neuen Kulturströmungen, die, ob wir wollen oder nicht, der Schule ihr Gepräge aufdrücken werden, sollen sie mit Verständnis gegenüberstehen. Eine neue Welle politischer, sozialer, pädagogischer Ideen und Theorien geht durch unser Volk. Möge sie nicht wieder gegen uns branden wie in den achtziger und neunziger Jahren, sondern mögen wir selber

Führer statt einseitige Ablehner sein. Daß uns unbedingt daran liegen muß, eine richtige Wertschätzung unserer Arbeit und unseres Standes zu erreichen, ist aus materiellen wie aus ideellen Gründen klar; R. Jahnke (a. a. O. S. 117) hat gesagt: 'Noch viel mehr Einfluß auf das Leben unseres Volkes würden wir ausüben, wenn man uns gern hätte. Wenn darum ein jeder von uns die rechte Art des Auftretens lernt, so dient er nicht nur sich, seinem Beruf und dem Ansehen seines Standes, er dient auch dem Vaterlande, das tüchtige Menschen mehr braucht als je zuvor.' Und ähnlich sagte schon Paulsen bei der Gründung des Philolo.enverbandes 1904: 'Die Höhe Deutschlands wird immer abhängen von der deutschen Kultur, und die deutsche Kultur wird abhängig sein von der Höhe der Schule, die Höhe der Schule aber, sie hängt nicht allein ab von dem wissenschaftlichen Geist, von dem der akademische Lehrer getragen wird, sondern auch von dem Ansehen in unserer Stellung, welche der Akademiker, welche der höhere Lehrer in der Welt einnimmt. Es geht nicht an, daß der jüngste aller akademischen Berufe, der höhere Lehrerstand, vom Volke tiefer eingeschätzt werde als jeder andere akademische Beruf.'

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Gustav Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte. Zweiter Band: Kirchliche Reformationsgeschichte. Zweiter Teil. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1922. gr. 8. X, 296 S.

Auch dieser Band (s. Neue Jahrb. 1916 XXXVII 492) enthält wertvolles bibliographisches Material zur Geschichte des Humanismus und des gelehrten Unterrichts, und zwar in beiden Hauptabschnitten. Aus dem ersten über 'Ausgewählte ... evangelische Theologen der Reformationszeit' sei vor allem Georg Spalatin herausgehoben, der durch seinen Briefwechsel, seine Schriften und seinen Anteil an den sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen große Bedeutung erlangte. Auch Johannes Bugenhagen, Nikolaus Medler mit seiner 'Institutio scholae Brunsvicensis' u. a. m. verdienen Beachtung. In dem zweiten Hauptabschnitte 'Über die katholischen Gegner der Reformation vor dem Tridentinum und Jesuitenorden' fesselt besonders das Kapitel über die katholische Reformation in Italien mit ihren humanistischen Vertretern Sadoletus, Aleander in der Frühzeit, Papst Adrian VI., Vives. Die mit guter Sachkenntnis dargebotenen bibliographischen Angaben unter Berücksichtigung auch der Rezensionen bilden wertvolle Ergänzungen zu den üblichen Hilfsmitteln, Haucks Realenzyklopädie und Wetzer-Weltes Kirchenlexikon, Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts, Roloffs Lexikon der Pädagogik. Bei der großen Fülle des Stoffes und der breiten Ausdehnung des Gebietes wird mancher manches vermissen. So hätte Georg Rörer einen kurzen Artikel verdient. Wenn er auch im ersten Halbbande S. 125/6 und 173—175 Erwähnung als Nachschreiber von Luthers Predigten und Herausgeber von dessen Schriften gefunden hat, so ist neuerdings seine Bedeutung als Prediger bekannt geworden; vgl. G. Buchwald, Georg Helts Wittenberger Predigttagebuch, im Archiv für Reformationsgeschichte, XVII. Jahrgang, Heft 3, Nr. 67 (Leipzig 1920), S. 194 u. ö. und Heft 4, Nr. 68, S. 241—258. Auch wird Johannes Rivius vermißt, der durch seine Wirksamkeit als erster Geheimer Schulrat in Dresden bei der Gründung der sächsischen Fürstenschulen sich bleibendes Verdienst erwarb, namentlich aber als erster sächsischer Schriftsteller auf dem Gebiete der Ethik auftrat, ohne freilich lange Zeit Nachfolger zu finden. Mit Spannung darf man dem Schlußhefte entgegensehen, das das Namen- und Sachregister enthalten, den reichen Inhalt des Werkes erschließen und es zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel auch für den mit der Zeit vertrauten Fachgelehrten machen wird.

Georg Müller

Rudolf Lehmann, Die deutschen Klassiker Herder-Schiller-Goethe (Die grossen Erzieher, Bd. IX—X). Leipzig, Felix Meiner 1921. VII, 342 S.

Unsere Zeit, von den Nöten und Schwierigkeiten einer vollentfalteten und ausgereiften Kultur mehr bedrängt, als der leidenschaftliche Kulturkritiker Rousseau ahnen konnte, hält wieder einmal Ausschau nach Leitgedanken, Ideen, von denen ihrer kranken Seele Heilung, innere Einheit und Harmonie kommen könnte. Gewaltig ist in den letzten Jahrzehnten die Sehnsucht gestiegen nach jenem Ebenmaß des inneren Seins, welches unsere klassische Epoche mit dem Namen 'Bildung' bezeichnete; im Einklang damit lenkt denn auch die pädagogische Gedankenentwicklung, die sich vielfach allzusehr in methodische, didaktische, organisatorische Einzelfragen verloren hatte, neuerdings merklich zurück zu den großen Kernfragen des erzieherischen Lebens, die im Hintergrund aller Einzelbemühungen liegen, die zeitweise vernachlässigt, aber niemals ganz ausgeschaltet werden können. Mit innerer Notwendigkeit findet sie sich aber alsdann auch zurückgeführt auf eben jene große Epoche deutschen Geisteslebens, die aus einer Not ähnlicher Art den Ausgang zu finden wußte, der es gelungen ist, jenes im Begriff der Bildung ausgesprochene Ideal in einer Mannigfaltigkeit von Persönlichkeiten nicht nur gedanklich auszuprägen, sondern auch zu leben. Wie viele von denen, die sich heute Verkünder eines nagelneuen pädagogischen Evangeliums dünken, wirtschaften mit Geistesgut, das jener Epoche entstammt!

Im Hinblick auf diese Gesamtlage darf das oben genannte Buch Lehmanns zeitgemäß im guten Sinne des Worts heißen. Es bringt dem Leser eine Welt von erzieherischen Gedanken nahe, die den Menschen von heute bisweilen fremd anmuten mögen, wenn er auf ihre Form schaut, die aber in ihm Widerhall wecken müssen, wenn er zu ihrem Gehalt vordringt. Freilich, ohne eine Art von Verdolmetschung gelangen diese Gedanken nicht zu ihrer vollen Wirkung. Damit ist eine erste Aufgabe bezeichnet, die das Buch von Lehmann in einer vorbildlichen Weise erfüllt. Was uns an der pädagogischen Gedankenwelt unserer Klassiker spröde, konstruiert, schulmäßig vorkommt, Worte, die uns nichts mehr sagen, Begriffe, deren Gehalt verflogen scheint — dies alles ist hier in den Fluß einer Gesamtdarstellung gebracht, die auch dem scheinbar Veralteten Leben einzuhauchen weiß, weil sie allenthalben die Beziehungen zu dem sichtbar werden läßt, was uns heute das Herz bedrängt. Ja, vielleicht ist der Verfasser geneigt, den Wert der konstruktiven Verfahrungsweise, wie sie besonders Schiller anzuwenden liebte, allzu niedrig anzuschlagen. Ich bin wenigstens der Meinung, daß die konstruktiven Gedanken in Schillers sog. 'Kalliasbriefen' und in den 'Briefen über ästhetische Erziehung' auch nach der pädagogischen Seite hin ergiebiger sind, als der Verfasser anzunehmen scheint. Mit Rücksicht auf eine einseitig 'psychologisierende' Richtung, die man in unserer gegenwärtigen Pädagogik vielfach bemerkt, verdienen die Grundsätze eines im Rückgang von den Objektivationen der Kultur 'rekonstruierenden' Verfahrens — um den Natorpschen Ausdruck zu gebrauchen — eingeschärft zu werden; und gerade in dieser Richtung sind die Ideen unserer Klassiker wegweisend.

Über das Gesagte hinaus weiß das Buch den Zusammenhang, der die pädagogischen Lehren der Klassiker mit ihrem Leben verbindet — nur dieser Zusammenhang verbürgt ja Echtheit und Tiefe der pädagogischen Gedanken —, in eindrucksvollen Bildern lebendig zu machen. Man möchte ihm wünschen, daß es zu einem Lese-, ja Erbauungsbuch für alle diejenigen würde, deren erzieherisches Denken über die Enge fachlicher und organisatorischer Einzelfragen hinausstrebt in die Welt der Ideen, die allein die letzten Richtpunkte für alles erzieherische Tun abgeben können. Vielleicht möchte das Buch dieser Bestimmung noch wirksamer dienen, wenn einige Persönlichkeiten, die jetzt nur hin und wieder in Digressionen zu Worte kommen, obwohl sie den Gang dieser Gedankenbewegung maßgebend bestimmt haben — insbesondere Shaftesbury, Rousseau, Winckelmann —, wenn diese Persönlichkeiten vor den drei Heroen, die den eigentlichen Gegenstand des Buches bilden, in einem

besonderen Abschnitt gewürdigt würden. Der Zug der Gesamtentwicklung würde dann noch deutlicher hervortreten.

Theodor Litt.

Eduard Spranger, Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule. Rede geh. auf der 53. Vers. Deutsch. Philol. u. Schulm. in Jena am 27. Sept. 1921. Leipzig, Teubner 1922. 51 S. 12 Mk.

Derselbe, Humanismus und Jugendpsychologie. Vortrag geh. i. d. Vers. d Freunde d. hum. Gymn. in Berlin am 3. Dez. 1921. Berlin, Weidmann 1922. 42 S. 6 Mk.

Der Schüler und würdige Nachfolger Wilh. Diltheys an der Berliner Universität empfiehlt lebhaftere Teilnahme an einer geisteswissenschaftlichen Strukturlehre, die außer den Problemen des subjektiven Geistes, d. h. der Psychologie der Erlebnisformen, auch die des objektiven Geistes umfasse, d. h. die Analyse der überindividuellen Kultursysteme.

Wer auch nur Sprangers 'Lebensformen' gelesen hat, wird hier mit Genugtuung Nachklänge wahrnehmen mit manchen Vorbehalten und vielversprechenden Ausblicken, z. B. auf die Entwicklungspsychologie der Typen, nach Altersstufen und dgl., bis zu einer 'Geschichte der menschlichen Seele'.

Aber auch die großen Struktursysteme der historischen Kultur erfordern zunächst eine Gliederung nach Kulturgebieten oder besser: Seiten einer geschlossenen Leistungseinheit. Als Musterbeispiele in diesem Geiste durchgeführter Untersuchungen gelten dem Verf. Diltheys Analyse des deutschen Menschen im XV. und XVI. Jahrh. und Schmollers und Hintzes Abhandlungen in den Einleitungen der Acta Borussica über den absoluten Staat im XVII. und XVIII. Jahrh.: 'Macht durch Rationalität' ist das Strukturprinzip dieser Epoche (für Preußen).

Wenn dann die geschichtliche Auffassung, mit den Querschnitten nicht zufrieden, auch eine Erklärung des realen Geschehens fordert, so wird es sich auch da empfehlen, die Kultur in Teilstrukturen zu zerlegen und die wiederum nach Entwicklungsstufen zu individualisieren, ehe man eine allgemeinste, also auch leerste Formel konstruiert.

Als Frucht solcher Bemühungen denkt sich Spranger eine Bereicherung des Vorrats an Fragestellungen, Kategorien und Gesichtspunkten, um so auch ein besseres Verstehen der eigenen, uns umgebenden Kultur anzubahnen.

In den folgenden Kapiteln beruft sich Spranger nicht mit Unrecht auf den, übrigens seit Jahrzehnten (d. h. nach der unglückseligen Schulreform von 1891, wonach die Verzärtelung der Mittelklassen den Primanern die letzten Schuljahre verdarb) nicht gestillten Hunger unserer Jugend nach Verständnis des Menschentums, nach einer Behandlung des Schulguts, die den Menschen verstehen lehrte als ein Ganzes in sich und als Glied einer historisch besonderen Kultur. Die Jugend hat keinen Widerwillen gegen das Hellenentum, auch nicht gegen das Gymnasium, wohl aber gegen eine gewisse Gymnasialorthodoxie und deren lederne Vertreter. Was hier Spranger vom Verstehenlehren sagt, ist sehr fein und vielfach neu; man wird gut tun, es bei ihm selber nachzulesen, ebenso die frühere Untersuchungen fortsetzenden Ausführungen des letzten Kapitels über Berechtigung von Werturteilen in Wissenschaft und Unterricht.

Erfreulich ist zum Schluß eine, wie es scheint, unbewußt mit den feinsinnigeren Wortführern des physikalischen Unterrichts sich berührende Forderung, doch den wissenschaftsgeschichtlichen, also, in bescheidenem Maße, auch humanistischen Weg nicht aus dem Auge zu verlieren.

Dem sehr erwünschten Abdruck des schon aus akustischen Gründen nicht leicht verständlichen Jenaer Vortrages hat Spranger voraufgeschickt einen 'Aufruf an die Philologie'. Spranger will hier lauter reden von der, wie er meint, mit elementarer Gewalt auf eine Wiedergeburt hinauswollenden Jugendbewegung, damit er auch in den Studierstuben gehört werde. —

Diese Bewegung bildet den Ausgangspunkt des Berliner Vortrags, der sich an ein größeres Publikum wendet. Die seelischen Bedürfnisse der Pubertätsjahre, das Verhalten der gegenwärtigen Jugend zur Wissenschaft, ihr Anspruch auf eine Stelle im Volksleben, griechischen, wohl auch englischen Musters, erfahren hier eine

warmherzige, das ja unentbehrliche Vertrauen auf unsere Jugend erfreulich stärkende Behandlung.

Vermissen darf man Anerkennung des heute mehr denn je regen Bedürfnisses der Jugend nach Selbsttätigkeit, nach Erprobung auch der Denk- und Gestaltungskraft an nicht zu schweren, aber erst recht auch nicht zu leichten Aufgaben. Die weit verbreitete Neigung zu genießerischer Schöngeistigkeit und oberflächlichem Versammlungsgeschwätz birgt wohl auch in Sprangers Augen eine schwere, die Gesundheit unserer 'Kultur' im Innersten bedrohende Gefahr; sie gilt es also eher einzudämmen als zu fördern.

Einen hübschen Ausdruck zur Erklärung des zugleich sich abgestoßen und angezogen fühlenden Verhaltens der Jugend zum Altertum, zu der älteren Generation und ihren Idealen bietet Spr., mit einer der Malerei entlehnten Metapher, in dem Worte Kontrast. Von weitem und zeitweise sieht das aus wie Feindschaft, in Wahrheit gehören die Gegensätze von Ewigkeit her zusammen, ein Symbol nicht eines Vernichtungskrieges, sondern des Werdens. Wär es das nicht, so ließe sich die Seelenruhe des philosophischen Betrachters nicht begreifen, der ohne Anflug eines Affekts verkündet: 'es ist kein wissenschaftliches Zeitalter, dem wir entgegengehn'! Und damit im Zusammenhange: 'Das Material liegt bereit — welcher herzhafte Philologe wird dies Urteil und ähnliche Äußerungen, die ich nicht hersetzen mag, unterschreiben? —, drum laßt uns zur Synthese schreiten!' — heute wahrlich eine teils unnötige, teils geradezu gefährliche Mahnung!

Ein kleiner Trost ist es, daß Spr. das 'Deutsche Gymnasium' ablehnt, jedenfalls für universitätsunfähig erklärt, zumal wenn es sich auf eine Fremdsprache beschränken will.

Aber sollte denn der in den Kriegsjahren so tausendfältig bewährte Heroismus unserem Volke mit einem Schlag endgültig verflogen sein? Sollten wir den Wünschen des feindlichen Ringes so weit entgegenkommen, den einzigen bisher uns unbestrittenen Vorrang wissenschaftlicher Gründlichkeit und Tiefe kampflos und schmerzlos preiszugeben? dann verdienten wir wohl die tagtäglich uns versetzten Eselsfußtritte.

Ich bin bitter geworden. Aber das gilt wahrlich nicht dem ganzen Werke des Verf., der wie wenige die Gabe hat, durch milde Klarheit wirksamer als durch Klagen oder Schelten aus dem breiten und trüben Strome auch der Jugendbewegung Elemente herauszulocken, die entschlossen sind, wo es not tut, eine vielleicht anfangs nur schmale, aber doch kräftige Gegenströmung herbeizuführen. OTTO SCHROEDER.

OTTO STÄHLIN, DIE DEUTSCHE JUGENDBEWEGUNG. IHRE GESCHICHTE, IHR WESEN, IHRE FORMEN. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung 1922. 76 S. 8°. 18 Mk.

THEO HERRLE, DIE DEUTSCHE JUGENDBEWEGUNG IN IHREN WIRTSCHAFTLICHEN UND GESELLSCHAFTLICHEN ZUSAMMENHÄNGEN. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes 1921; zweite, erweiterte Auflage 1920. X, 90 S. 8°. 24 Mk.

Eduard Spranger sagt in seinem vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin gehaltenen Vortrag (Berlin, Weidmann 1922): 'Wer noch glauben sollte, es handle sich bei der Jugendbewegung um eine Art Schulrevolution oder um Klubwesen oder um das bekannte neueste Erdreisten, der hat zwar gewisse Begleiterscheinungen, aber nicht den Kern der Sache erfaßt... Die Bewegung ist in ihrem edelsten Kern eine Wiedergeburtsbewegung, also ein religiösethisches Ergriffensein... Es steht fest, daß ein neuer Mensch geboren werden soll. Und bisher ist noch immer, wenn auf deutschem Boden ein neuer Mensch geboren wurde, die Antike dabeigewesen.'

Ist das richtig, so gibt es für das Gebiet der Erziehung keine wichtigere Erscheinung, nicht bloß für den Lehrer der alten Sprachen — denn was Spranger in seinem Vortrag von der Jugend sagt, die sich als Hellenen fühlt, ist eine solche Ausnahmeerscheinung wie Otto Braun selbst, an den er in der Hauptsache denkt, und spielt in der Jugendbewegung gar keine Rolle —, sondern für alle Lehrer. Freilich nützt es noch nicht viel, die Jugendbewegung zu kennen. Wer nicht heute als Lehrer Jugendbewegung in sich trägt,

wird den besten Teil der Jugend schwer führen können.

Die Jugend, die sich abkehrte von der Großstadtkultur mit ihrer wirtschaftlichen Übersättigung, Mechanisierung, gesellschaftlichen und religiösen Erstarrung, als Wandervogel in der Natur den Menschen fand, als freideutsche Jugend ihr Leben aus eigener Bestimmung und vor eigener Verantwortung zu gestalten suchte, hat entweder im Krieg ihr Leben gelassen oder ist von der allgemeinen Kultur wieder verschlungen worden oder wirkt im Beruf im neuen Geiste. Aus der Jugendbewegung wird Kulturbewegung. Die deutsche Jugendbewegung, die Paul Natorp (Jena, Diederichs 1914) als Hoffnung und Gefahr sah, deren wichtigsten Zweig, die Freideutsche Jugendbewegung, August Messer (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne 1919²) darstellte, gehört schon der Geschichte an. Die Flut, die beim Fest auf dem Hohen Meißner 1913 die größte Höhe erreichte, ist vorüber. Aber in tausend kleinen Bächen quillt das Wasser nach, und die aufmerksam gewordenen Mächte der Kirche, der politischen Parteien, der Reformer, der geistigen Richtungen bemühen sich augenblicklich eifrig, es in ihr Bett zu leiten.

Daß die Jugendbewegung schon Geschichte ist, zeigt das Erscheinen der Bücher von Stählin und Herrle, die zum ersten Male den Versuch machen, ein Gesamtbild der Bewegung zu entwerfen und unter Anführung von zahlreichen Belegstellen die Bewegung auch für sich selbst sprechen zu lassen. St. hat früher ein feines Büchlein über Editionstechnik geschrieben; aus dem bekenne ich gelernt zu haben, die angeführten Buchtitel nicht in den Text zu setzen und dem Buch ein Schlagwörterverzeichnis hinzuzufügen. Die glänzende Deutsche Bücherei in Leipzig ermöglichte mir ferner auch die Benutzung eines Materials, wie es sonst nirgends vorhanden ist, so die Arbeit der Zusammenstellung von ungefähr 150 Zeitschriften der Jugendbewegung.

Beide Bücher miteinander zu vergleichen ist nicht uninteressant. St.s Standpunkt ist der des reifen Mannes, der über der Bewegung steht, H.s ist der der Jugend, die in der Bewegung steht; St. glaubt an das Absolute (so wird es ihm z. B. schwer, anzuerkennen, daß die Lüge unter Umständen sittlicher als die Wahrheit sein kann, S. 24), H. an das Relative. St. leitet die Einstellung der Jugend zu den Lebensgebieten in der Hauptsache aus geistigen Ursachen her, H. zeigt zunächst ausführlich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen, an denen sich der neue Geist entzündet. St. spricht nur von der Jugendbewegung, H. zeigt, was für das Verständnis notwendig ist, die Verknüpfung von Jugendpflege und Jugendbewegung (dadurch werden z. B. auch die Entwicklungszusammenhänge des so ursprünglich erscheinenden Wandervogels aufgedeckt S. 51. 56). St. berührt die wichtigsten Formen der Bewegung, H. bringt außer diesen noch die Einwirkung der Jugendbewegung auf den Beruf, die Wehrerziehung (Jungdeutschlandbund, Pfadfinder), die polititischen Parteien (die Deutschnationalen, die Demokraten, Sozialdemokraten und Kommunisten) und unterrichtet über die verschiedenen Schattierungen der Wandervögel. St. schließt sein Buch mit einer Mahnung an die Erwachsenen: 'Werdet so, daß sich die Jugend nicht von euch abwenden muß, wenn sie die Gesundheit ihrer Seele retten will!' H. schließt mit einem Bekenntnis zur Jugend als unerschöpflicher Möglichkeit und unendlicher Zukunft.

St. ordnet den Stoff so, daß er zuerst die Entstehung und das Wesen des Wandervogels und der Freideutschen Jugend schildert, wobei die Bedeutung Blühers und Wynekens besonders eingehend besprochen ist. Dann verfolgt er die Geschichte dieser Zweige bis zur Gegenwart und weist besonders darauf hin, welchen Einfluß Krieg und Revolution hatten. Dann legt er dar, welche Stellung die Bewegung eingenommen hat zu Elternhaus und Familie, zu Schule und Erziehung, zu dem Verkehr der beiden Geschlechter, zu Politik und Religion. Im letzten Teil sind die wichtigsten Erscheinungsformen besprochen.

H. zeigt die Stellung der Jugend in der Gesellschaft des ausgehenden XIX. Jahrh. und ihre zunehmende Unhaltbarkeit im XX. Jahrh. Er führt die Versuche vor, der

Jugend eine Stellung in der Kultur zu verschaffen durch Kirche, Staat, politische Parteien, Beruf, Turnerschaft, Jugend- und Volksspiele, Wehrerziehung, Lebensreformer, Studenten- und Schüler- und Jugendherbergen. Die nächsten Kapitel bringen dann den Durchbruch des jugendlichen Geistes, die Flucht der Jugend in die Natur, ihren Kampf in Wort und Schrift, ihre Arbeit und die Überwindung der Gesellschaft durch die Jugend.

In St.s Darstellung tritt der Einfluß Hans Blühers, Gustav Wynekens, selbst Muck Lambertys stark hervor. Das ist aber bei den beiden ersten nur für das Schrifttum richtig. St. überschätzt ihren Einfluß. Wollte man einen geistigen Führer nennen, so würde der nunmehr richtig verstandene Nietzsche zu nennen sein. Blüher wird so ziemlich einmütig von der Jugend abgelehnt; der Bedeutung des Menschen und Erziehers Wyneken wird St. nicht ganz gerecht, wie er auch 'die maßlos heftige Kritik und das kaum zu überbietende Selbstgefühl' des jugendlichen Ausdrucks nicht so streng verurteilen würde, wenn er selbst unter einem bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Druck gestanden hätte wie mancher Schüler im Anfang des XX. Jahrh.

St. meint, es gäbe zwei Richtungen in der Jugendbewegung (S. 19. 28), eine radikale und eine gemäßigte. Das ist nicht der Fall, sondern die einen, gewöhnlich die Jüngeren, brechen in ehrlicher Entrüstung los, und die andren, gewöhnlich die Älteren, beginnen die Bedingtheit des Schaffens und die Grenzen des Menschenmöglichen zu verstehen. St. entgeht auch mitunter der Gefahr nicht, seinen Quellen einen Wert beizulegen, der ihnen nicht zukommt. So ist die Zeitschrift 'Der Anfang' (Mai 1913 bis Dezember 1914) bezeichnend nur für eine und zwar zeitlich begrenzte Richtung, der 'Neue Anfang' (1919—1921) aber vertritt einen so kleinen Kreis, daß er überhaupt nicht zählt. Ferner, so wertvoll es ist, die Stimmen der Jugend über Elternhaus und Familie, Schule und Erziehung, Verkehr der beiden Geschlechter, Politik und Religion zu einem Bilde zusammenzutragen, so wenig darf man vergessen, daß in den Jahren 1913—1922 die Anschauungen nicht dieselben geblieben sind, sondern sich gewandelt haben. Ein Satz: 'So steht die Jugendbewegung fast immer im Gegensatz zur Schule' (S. 36) ist dahin zu berichtigen, daß ursprünglich Gleichgültigkeit, dann heftige Feindschaft und jetzt die Losung herrscht, die Schule für die Jugend zu erobern. St. sagt ja selbst: 'Die Jugendbewegung nimmt je nach Alter, geistiger Reife, Charakter und Temperament ihrer einzelnen Träger Stellung zu ihren wichtigen Fragen.'

Die Bücher von Stählin und Herrle geben aber außer dem Gesamtbild der Jugendbewegung noch etwas, was mehr wert ist, den Glauben an die Jugend und damit an die Zukunft unseres Volkes.

Theo Herrle.

HEIMATKUNDLICHE STUDIENFAHRT

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin veranstaltet in der Woche vom 23. bis 30. Juli unter Leitung des Professors an der Universität Würzburg Dr. F. Knapp eine heimatkundliche Studienfahrt durch Schwaben und Bayern (Die deutsche Malerei). 23. Juli: Begrüßungsabend in Ulm. 24. Juli: Begehung des Münsters. Führung durch die Stadt. Abends I. Lichtbildervortrag. 25. Juli: Begehung des Museums. Besichtigung der Stadt. Nachmittags Besuch des Benediktinerklosters Wiblingen. 26. Juli: Ausflug nach Blaubeuren. 27. Juli: Augsburg. Führung durch die Kirchen. Nachmittags Ausflug nach Hochablaß oder Maximiliansmuseum. Abends II. Vortrag über deutsche Malerei. 28. Juli: Führung durch die Kirchen und das Rathaus. Nachmittags Gemäldegalerie, Dominikanerkirche und Fuggerhaus. 29. Juli: Fahrt nach München oder nach dem Ammersee. Führung durch die Pinakotheken. Gewerbeschau. 30. Juli: Bayrisches Nationalmuseum und Schackgalerie. Große Kunstausstellung. Anmeldung bis zum 5. Juli beim Zentralinstitut (Berlin W 35, Potsdamer Straße 120) unter Beifügung von Rückporto.

(7. Juni 1922)

EINFÜHLUNG UND SEELENGESTALTUNG

Von Julius K. von Hoesslin

Neben den jedem einzelnen Kunstgebilde eigenen Totalitätsinhalten, die wir dadurch miterleben, daß wir uns dem Ganzen einer Dichtung, eines Kunstwerkes hingeben, gibt es die Teilmomente des Kunstwerkes, die durch ein synthetisches Ineinanderweben und Ineinandergreifen erst das Ganze konstituieren. Solche Teilmomente sind die Charaktergestalten, die eine Handlung ermöglichen, es sind die Figuren in einer bildlichen Komposition. In das Leben jedes einzelnen dieser dort dargestellten Menschen fühlen wir uns hinein. Den Einfühlungsvorgang hat bekanntlich Theodor Lipps zum Gegenstand eingehender Forschung gemacht. Wir werden hier prüfen, ob die Lippssche Einfühlungstheorie zur Erklärung aller Phänomene der Mitfühlung mit den Personengestalten der Dichtungen genügt.

Die primitivste Erscheinung der Einfühlung ist die Einempfindung in die wahrgenommenen Muskelspannungsäußerungen anderer Menschen. Dies wird durch den Nachahmungstrieb bewirkt. Ich nehme z. B. einen Athleten wahr, der die Hemmnisse gewaltiger Schwergewichte überwindet. Wie ich bei der Wahrnehmung eines Gähnenden die Tendenz fühle, mitzugähnen und eine Innervation der analogen Muskel durch die Nachahmungstendenz spüre, so geschieht es, daß wenn ich die energischen Muskelspannungen des Athleten wahrnehme, ich durch die spontane und unwillkürliche Nachahmungstendenz die analogen Muskel meines eigenen Körpers innerviert fühle. Ich empfinde dem Athleten mit, weil ich selber — infolge des eben erwähnten Prozesses — die gleichen Muskelspannungen wie er sinnlich empfinde. Der Krafteindruck, den bekannte Athletenstatuen, den die Gigantomachien antiker Kunstwerke, den die Bilder hinjagender Tiere, von Felsen zu Felsen hinsausender Gemsen erzeugen, wird durch solche durch Nachahmungstendenzen bewirkte Mitempfindungen ausgelöst.

Aber die Nachahmungstendenz ruft nicht nur Muskelspannungsempfindungen wahrgenommener Bewegungen anderer Menschen in uns hervor, sondern sie erzeugt mittelbar — durch diese Mitempfindungen — auch diejenigen seelischen Zustände in uns, die bei den wahrgenommenen Menschen der Anlaß dieser ihrer Bewegungen gewesen sind.

Theodor Lipps (Leitfaden der Psychologie[3] S. 229) sagt die charakteristischen Worte: 'Ich war etwa einmal traurig. Dabei nun erlebte ich zugleich die Tendenz, die Gebärde der Trauer hervorzubringen. Aber ich erlebte dieselbe nicht als etwas neben der Trauer, sondern als etwas in ihr selbst Liegendes. Und ich folgte der Tendenz, rief also durch eine instinktive Tätigkeit die Gebärde ins Dasein. Jetzt nun sehe ich diese Gebärde irgendwo. Dann liegt wiederum ebenso unmittelbar in der Wahrnehmung, richtiger in der Apper-

zeption dieser Gebärde, die Tendenz der eigenen Erzeugung (Nachahmung) derselben. Dies ist nun aber dieselbe Tendenz, die als ein untrennbarer Bestandteil in meiner Trauer eingeschlossen lag. Demgemäß schließt ihr Auftreten die Reproduktion der Trauer, die damit ein einziges Erlebnis ausmachte, in sich.'

Lipps betont unterscheidend das innenerlebte Gefühl und zugleich die unmittelbar erfolgende Äußerung dieses Gefühls. Solche Gemütsäußerungen sind die Gebärden, die Affektlaute, die Worte, alle Gedanken und Vorstellungsreihen, die einer Gemütsbewegung folgen, und endlich die Handlungen. Wenn ich nun eine dieser Gefühlsäußerungen wahrnehme, so ruft diese Äußerung reproduktiv alle früher von mir erlebten eigenen Gemütsregungen, die damals auch ich durch ähnliche Gebärden, Affektlaute usw. äußerte, hervor.

Diese Lippsche Darstellung des Einfühlungsprozesses ist unbestreitbar richtig. Aber dieser Prozeß kann nur dort stattfinden, wo auch wir, die Mitfühlenden, irgendwann einmal etwas Gleiches wie der, dem wir uns einfühlen, erlebt haben. Lipps betont es ausdrücklich. Das Eingefühlte ist 'ein Fühlen, ein Wollen, wie ich es ehemals erlebt habe' (L. d. Ph.[3] S. 50).

Wie verhält sich's aber damit in denjenigen Fällen, wo wir einem Menschen oder einer Dichtungsgestalt mitfühlen, obwohl ihre uns mitbewegenden Erlebnisse niemals vorher unsere eigenen gewesen sind, wo wir durch die Einfühlung in neue bisher nicht geahnte Sphären des Lebens versetzt werden? — Wenn wir mit Macbeth nach der Ermordung des Königs alle die Schauder des Rufs 'Macbeth mordet den Schlaf' mitfühlen, wenn wir das Zusammenbrechen des Faust bei den ihn niederschmetternden Worten des Erdgeistes miterleben, so genügt die Reproduktionshypothese nicht mehr. Denn wir, die wir niemals vorher einen Mord begingen und niemals in einer der des Faust gleichen Lage gewesen sind, haben die Äußerungen dieser Gemütsbewegungen an uns selber niemals erlebt. Und nun gar die Leidenschaften und Gemütsbewegungen eines Prometheus, einer Kassandra! Wer hat dergleichen je erlebt? In wessen Seele existieren Assoziationen zwischen solchen seelischen Erlebnissen und der sie in den Dichtungen ausdrückenden Worte? Und dennoch — eben diese Worte, diese Gedanken, diese Handlungen eines Macbeth, eines Faust, eines Prometheus erwecken in uns, wenn wir die Dichtungen lesen, die sie uns schildern, Gefühle, die denen, welche diese Helden bewegen, verwandt sind. Diese Gefühle sind für uns neu — dennoch aber fühlen wir sie nach. Unsere Seele identifiziert sich mit diesen Gestalten.

Um diese Tatsache zu begreifen, müssen wir uns zunächst dessen erinnern, daß wir in unserem spontanen — nicht mitfühlenden — seelischen Leben auf verschiedene neu eintretende Lebenslagen mit Gemütsbewegungen reagieren, die entsprechend der neuen und bisher nicht erlebten Situationen ebenfalls neu sind.

Wenn ich in Lebensgefahr gerate, so erregt die Vorstellung des die Lebensfortsetzung gefährdenden Tatbestands Selbsterhaltungsbestrebungen in mir auch dann, wenn ich niemals vorher in einer gleichen lebengefährdenden Lage gewesen bin. Diese Strebung nach Selbsterhaltung erwacht spontan bei der ersten Wahrnehmung einer Gefahr. Alle unsere Antriebe und Wollungen, alle unsere

Gefühle — Freuden und Leiden — sind irgendwann einmal zum erstenmal als neue Bewegungen des Gemüts erlebt worden. Wenn wir je durch ein böswilliges Schicksal in die Situation eines Mörders geraten wären, so hätten vielleicht auch wir nach dem begangenen Morde die gleichen seelischen Schauder wie er erlebt.

Wenn wir nun in den Dichtungen Gemütsbewegungen mitfühlen, so vollzieht sich auch hier etwas Ähnliches wie das, was im realen Leben stattfindet, wenn wir durch eine neue Lebenssituation zu bisher ungekannten Gefühlsregungen veranlaßt werden. Die in der Phantasie anschaulich wiedergegebene Lebenssituation zwingt uns — wie im realen Leben — die durch diese Situation erforderten neuen Gemütsregungen zu empfinden.

Wir wollen das Vorstellungsbild eines äußeren Tatbestands, der seelische Erregungen auslöst, mit 'Motivvorstellung' bezeichnen und die den Gemütserregungen folgenden Handlungen, Gedankenreihen, Worte, Gebärden und Gesten der Kürze halber 'Gemütsäußerungen' nennen. Dann definieren wir den Prozeß der Mitfühlung mit bisher nicht gekannten Erlebnissen als die Auslösung eines neuen Gefühls mittels der Motivvorstellung, die naturnotwendig ein solches Gefühl zur Folge haben muß. Der reproduktive Einfühlungsprozeß, wie ihn uns Lipps schildert, ist bedingt durch die wahrgenommene Äußerung (mittels des Nachahmungstriebes). Der progressive Mitfühlungsprozeß dagegen, den wir hier schildern, wird verursacht nicht durch die Gemütsäußerungen, sondern nur durch die Motivvorstellungen.

Wir wissen, mit welcher elementaren Gewalt uns Goethe erschüttert, wenn er in der Kerkerszene Margarete die Worte sagen läßt: 'Meine Mutter habe ich umgebracht! Mein Kind hab ich ertränkt.' Diese Worte sind eben nicht nur Gemütsäußerung, sondern sie wirken zugleich, die Situation schildernd, als Motivvorstellungen. Der Reproduktionshypothese gemäß müßten wir, um Gretchen mitfühlen zu können, irgendwann einmal etwas Gleiches, das mit gleichen Äußerungen assoziiert gewesen ist, erlebt haben. Nun, uns allen widerfuhr dieses grausame Schicksal des armen Gretchen nicht, und dennoch werden wir durch ihre Worte ergriffen, wir werden ergriffen, weil sie uns eine Situation vorzaubern, die uns zwingt, das zu fühlen, was wir, durch die Motivvorstellungen erregt, erleben und was wir in die Gestalt Margaretes hineinverlegen. Die Mutter umgebracht, das eigene Kind getötet. Dieser Gedanke ist das bewegende Moment. Wie die erste Wahrnehmung einer Lebensgefahr spontan und elementar ein neues Gefühl in uns erzeugt, das Gefühl des Selbsterhaltungsdranges, so erzeugt diese Vorstellung die Gefühle, die uns erschüttern, wenn wir diese Szene lesen.

* * *

Das Problem, das uns hier beschäftigt, ist aber nicht nur das des Grundes, warum wir in seelische Bewegung geraten, wenn entsprechende Motivvorstellungen auf uns wirken, sondern auch, warum wir ein derart hervorgerufenes Gefühl nicht als ein eigenes empfinden, sondern als das Gefühl eines anderen.

In der Welt der Phantasie bewegen wir uns in einer Sphäre jenseits der individuellen Beengungen. Was da als individuelle Gestalt erscheint, ist sekundären Wertes, und das Wesentliche sind hier die durch Motivvorstellungen und Nachahmungstendenzen bewirkten Gemütsbewegungen und Gefühle. In der Welt der Phantasie sind wir und die Personen der Dichtung und Kunst identisch. Wir leiden wie sie, freuen uns ihnen gleich, wollen, was sie wollen, verabscheuen, was sie verabscheuen. Woher kommt es aber, daß wir diese unsere eigenen Erlebnisse nicht als unsere eigenen erleben, sondern sie als in den Gestalten der Dichtung und der Kunst objektiviert anschauen, so daß wir sie nur 'mitzufühlen' glauben?

Um dies zu begreifen, müssen wir folgende Bemerkungen vorangehen lassen. Ein durch Einfühlung gewonnenes identisches seelisches Leben von getrennt vorgestellten Subjekten ist nur in der Welt der Phantasie möglich. Mit unseren realen Mitmenschen fühlen wir eigentlich nicht mit, sondern wir fühlen ihnen gegenüber meistens Regungen heterogener Art; wir fühlen: Wohlwollen, Gunst, Hilfsbedürfnis, Ehrfurcht oder Haß, Neid, Verachtung usw. Unsere Mitmenschen tun uns leid, wenn sie unglücklich sind, aber dieses 'leid tun' ist nicht sympathetisches 'Mitleid', sondern ein besonderer, dem des Leidenden nicht ähnlicher, sondern ein ganz eigenartig gefärbter und primärer Schmerz. Schon Wundt hat diese Tatsache konstatiert. 'Nichts kann verschiedener sein als die Angst des Ertrinkenden und die mutige Entschlossenheit seines Erretters, nichts verschiedener als der Hunger und die Sorge des brotlosen Arbeiters und die Humanität des Menschenfreundes, der seinem Elend abhelfen möchte.' (Ethik 2 S. 454.)

Der Versuch vieler Psychologen, die Beziehungen vom Menschen zum Menschen nur durch die Prozesse der Einfühlung und Selbstobjektivation und durch Hinausprojektion des eigenen Ichs zu erklären, stößt auf psychische Unmöglichkeiten und steht zum ethischen Bewußtsein in Widerspruch. Die Gefühlsbeziehungen vom Menschen zum Menschen in der Welt des Wirklichen sind inniger, unfaßbarer Art und sind nicht der psychologischen Analyse zugänglich. Die Gefühle, die die realen Beziehungen zwischen den Menschen andeuten, sind wahrscheinlich schon durch propsychische Tätigkeiten und Funktionen bewirkt. Durch welche vorseelische Tätigkeiten Wohlwollen und Liebe, Hilfstrieb und Ehrfurcht oder Haß, Neid, Verachtung entstehen, ist eine Frage der Metaphysik.[1])

Mit unseren Mitmenschen sind wir also nicht sympathetisch identifiziert wie mit den Personen der Phantasiewelt, sondern, was uns mit ihnen verbindet, sind gemeinsame Endziele der Totalität des Gesamtlebens und die aus dieser Totalität sich differenzierenden mannigfachen Beziehungen auf gemeinsame Aufgaben, gemeinsame Willensrichtungen. Unsere Mitmenschen wurzeln real, wie wir, in der sie umfassenden Welt des Gesamtlebens. Und auf diese Realität ihres Seins und auf die Realität der Beziehungen dieser Menschen zur Totalität

[1]) Ich verweise auf meine Abhandlung 'Das transzendentale Gefühl' (Zeitschr. für Philosophie Bd. 162).

des Weltganzen sind unsere auf sie gerichteten Gemütsregungen und Willenshandlungen gerichtet. In der Welt der Phantasie aber ist das subjektiv sich vorstellende Ich und das objektivierte Ich der Phantasieperson in einer Dichtung nur einunddasselbe seelische Wesen. Es ist das vordifferenzierte Ich, das durch Motivvorstellungen und Nachahmungstendenzen in seelische Erregung geraten ist.

Eines und dasselbe Wesen (d. h. identisch in sich selbst) ist dieses vordiffenzierte Ich jedoch nur, insofern es den Wirkungen der Motivvorstellungen und Bewegungstendenzen unterworfen ist. Diese Motivvorstellungen und diese Bewegungstendenzen sind aber, während sich das Ich als subjektiv individualisiert erlebt, mit der Vorstellung des eigenen Körpers des subjektiven Individuums verknüpft; gleichzeitig sind sie aber auch mit den Phantasiebildern von den Dichtungspersonen verbunden.

Die Phantasiebilder der Dichtungsgestalten aber, welche durch ihre Worte Träger dieser Motivvorstellungen sind, sind den Vorstellungsbildern von realen Menschen analog. Der Erscheinung nach unterscheiden sich also die in den Dichtungen und den plastischen Bildwerken uns gegenüberstehenden Personen nicht von den Vorstellungsbildern, die die realen Menschen präsentieren; aber diesen Phantasiegestalten gegenüber unterbleibt das Hervortreten jenes Moments, welches durch die Totalität des alle Menschen umfassenden Gesamtlebens bedingt ist, das Ethische, das Spontane. Im realen Leben würden wir einem Macbeth, einer Elektra seelisch entgegentreten und eine Stellung der Negation einnehmen. Einer Elektra als Dichtungsgestalt fühlen wir jedoch all die Glut ihrer Racheleidenschaft mit.

Diese durch Einfühlung bewirkte Identifikation ist infolge der Menschenähnlichkeit der Phantasiegestalten keine absolut vollständige. In Wirklichkeit verbleibt auch diesen Scheinmenschen gegenüber ein Rest jener ethisch bedingten bzw. spontanen Gefühle, die unsere Beziehungen zu unseren realen Mitmenschen charakterisieren. Dieses Fortbestehen aktiver Reaktionen ruft eine Divergenz hervor, die das durch Identifikation d. h. Einfühlung Erlebte in die Gestalten der Scheinmenschen hinausverlegt.[1])

* * *

Die Motivvorstellungen der Phantasiewelt gehören einer Sphäre des Seelischen an, die sich aus der Realität des Gesamtlebens heraussondert und die in dieser ihrer Einseitigkeit während des Einfühlungsprozesses das Blickfeld des Bewußtseins fast restlos füllt. Mannigfache Tendenzen und Interessen, die an das Realleben gebunden sind, dämmern aber in dem Bewußtseinshintergrund weiter. In dem Bewußtseinshintergrund dämmern ferner alle jene kinästhetischen und vitalen Empfindungen fort, die das seelische Bewußtsein des eigenen Körpers des Subjekts konstituieren. Neben den oben erwähnten spontanen, ethischen

[1]) Den Leser, der einen näheren Einblick in diese vielfach ineinander verschlungenen Prozesse tun will, verweise ich auf mein Werk 'Schöpferische Funktionen des Geistes', München, Rösl & Co. (Philosophische Reihe Bd. 39).

Regungen sind diese subjektiven Inhalte diejenigen, die, indem sie nicht in das durch die Phantasiemotive hervorgerufene seelische Leben aufgehen, es bedingen, daß dieses nicht als ein eigenes, sondern nur als ein mitgefühltes, fremdes erlebt wird.

Vergleichen wir einmal die Wachträume, denen sich phantasiebegabte Kinder hingeben, mit dem Vorgang der Objektivation des Eigenseelischen durch die Kunst. Auch der wachträumende Knabe lebt in einer unrealen Welt. Er durchzieht die Welt als Seefahrer und durchlebt alle die Leidenschaften und Willensregungen, die die Begegnungen mit bösen Menschen, mit Riesentieren der Wildnis hervorrufen, als erobernder Feldherr lernt er die Seligkeitsgefühle des Siegers kennen. Auch bei ihm wacht das Unterbewußtsein, daß alle diese Dinge Träume sind und daß z. B., während er phantasiert, die Schulaufgaben noch gar nicht gemacht sind. Aber was dieses wachträumende Kind von dem auf die Dichtungsmotive Reagierenden unterscheidet, ist, daß das Kind sein eigenes Körperbild in die Welt seiner Phantasien hineinversetzt, und daß sein eigener, im Wesen seines Charakters wurzelnder Ehrgeiz es ist, den es provisorisch durch seine Illusionen befriedigt. Die Motive, die die Elektra bewegen, wirken zwar auch auf uns als unsere eigenen, aber unser Körperbild wird dabei nicht in die Welt dieser Motive hineinverlegt, sondern diese Motive werden mit einem Körperbild verwoben, das die Phantasie als das eines fremden Menschen vorführt; ferner stehen die Motive und die darauf folgenden seelischen Regungen, die wir der Elektra zuschreiben, mit unseren eigenen aus der Totalität unseres Wesens entspringenden Lebenszielen in keinem Zusammenhang. Das Motiv des begangenen grausamen Unrechtes, das jene Racheleidenschaft entflammt, die wir der Elektra zuschreiben, wirkt nur episodisch auf uns.

Aber noch einen anderen, dritten Grund der sich vollziehenden Objektivation der Gefühle möchte ich hier anführen. Er hängt mit der Individualisation der Gestalten zusammen. Denken wir an Antigone und Ismene. Auf ein und dasselbe Motiv reagieren die beiden Frauengestalten verschieden, und wir fühlen mit beiden mit. Das hier wirkende Motiv ist das grausame Schicksal des unbeerdigten Bruders. Dieses Motiv erregt zunächst Abwehrgefühle. Wir erleben diese Negation, und wir übertragen dieses Gefühl sowohl auf Antigone als auf Ismene. Wodurch unterscheiden sich nun aber, dem Charakter nach, diese beiden Frauen? Aus dem Schmerze der einen erwächst der Entschluß, trotz des vorhandenen Verbotes den Bruder zu begraben; die andere schreckt davor zurück, angesichts der damit verbundenen Gefahr. Die eine wird also von der Motivvorstellung der Beseitigung des Übels, die andere von Motivvorstellungen egoistischen Glückes bewegt. Worin sich der Charakter eines Menschen von dem eines anderen in der Realwelt unterscheidet, interessiert uns hier nicht, und wir wollen diese wichtigste aller philosophischen Fragen hier unberührt lassen. Was uns interessiert, sind die Phänomene der Individualisation in der Phantasiewelt. Möge der Realgrund, der den einen Menschen so und den anderen anders gestaltet hat, sein, was es wolle. Hier haben wir drei Motivvorstellungen: a) Das grausame Schicksal des Bruders, b) die Möglichkeit, dieses grausame

Schicksal zu beseitigen, c) egoistisch begehrte Abwehr aller weiteren Gefahr. Alle drei Motive wirken auf uns, und jedes löst ein entsprechendes Gefühl in uns aus. Aber in der Dichtung ist bei der Gestalt Antigones das Motiv a mit b verknüpft, bei der Gestalt Ismenes a mit c verbunden, und diese Verbindung erzeugt jeweilig das intuitive Bild eines eigenartigen, bestimmten Charakterpotentials, d. h. des individuell sich verhaltenden Kerns einer Person. Die Motive, einzeln betrachtet, wirken auf uns als unsere eigenen. Aber die Verwebung der Motive zu seelischen Einheiten durch die Dichtung geschieht eben nur unter der Mitwirkung des objektiv vorgestellten Charakterpotentials, das nicht einfühlungsartig erlebt wird.

Diese durch synthetische Akte, unter der Mitwirkung des vorgestellten Potentials geschaffenen Einheiten, d. h. die einzelnen Individuen, stehen als Verwebungstotalitäten uns, den Lesern, gegenüber; sie stehen selbständig und vergegenständlicht da, wenn auch jedes durch ein jeweiliges Motiv bedingte Gefühl dieser Dichtungspersonen kein uns fremdes ist, sondern ein — durch die Einfühlung bedingtes — eigenes, das in unserer Seele lebt.

* * *

Rekapitulieren wir das bisher Dargelegte.

Es gibt Einfühlungen, die durch Nachahmungstendenz bewirkt werden. Wir kennen sie an dem Mitempfinden der Muskelspannungen der Athleten, der hinjagenden Tiere usw. Dann gibt es Einfühlungen, die mittels der Nachahmungstendenz die Reproduktion früher selbsterlebter Gefühle und Gemütsbewegungen auslösen. Einfühlungen werden aber auch dadurch bewirkt, daß Motivvorstellungen Gefühle und Gemütsbewegungen in uns hervorrufen, die dann durch die Teilung des vordifferenzierten Ichs in Subjekt und Objekt von uns nur als Gefühle anderer Menschen erfaßt werden.

In den Dichtungen werden selbstverständlich Motivvorstellungen und Gemütsäußerungen miteinander verwoben und assoziiert. Die Worte Gretchens in der Kerkerszene (ich gebe den Text des Urfaust, weil er mir durch die Wucht seiner Unmittelbarkeit psychologisch klarer erscheint): 'Ist das Grab draus, komm! Lauert der Tod! Komm! Von hier ins ewige Ruhebett und weiter nicht einen Schritt!' Diese Worte sind unzweifelhaft Gefühlsausdruck, und doch, der Gedanke an den Tod, der zunächst eine Gefühlsäußerung dessen ist, was Gretchen eben erlebt, wirkt zugleich als Motiv, und ein Schauer vor dem Tode, die Sehnsucht nach Leben und Freuden, flammt auf: 'Ach Heinrich, könnt ich mit dir in alle Welt!' Motiv und Gemütsäußerungen wirken hier parallel und ineinandergreifend. Nur solange diese Gefühlsäußerungen ähnliche Äußerungen früher erlebter eigener Gefühlsäußerungen sind, ist der Vorgang verständlich. Wie aber, wenn diese Äußerungen Kundgebungen sind, die wir selbst niemals vorher gekannt haben?

Bisher haben wir dargelegt, wie neue Gemütsregungen durch Motivvorstellungen entstehen; aber daß die aus diesen neuen Gemütsregungen sich auslösenden Äußerungen und Kundgebungen auch dann verstanden und mitgefühlt

werden, wenn sie als etwas uns Neues auftreten, ist ein Fall, der aus dem bisher Dargelegten noch nicht ersichtlich ist. Nun, ich glaube, daß ebenso wie auf ein einzelnes und eindeutig umgrenztes Motiv hin eine bestimmte Gemütserregung folgt, ebenso auch jede bestimmte Gemütserregung je nach begleitenden Umständen in eine naturnotwendige Äußerung (Handlung oder Gebärde, Affektlaut oder gedankenwiderspiegelndes Wort) sich entladen muß.

Sobald wir eine Gemütsbewegung erleben (gleichgültig, ob diese eine früher gekannte oder eine neue, eben jetzt zum erstenmal eintretende ist), werden wir zu einer Kundgebung dieser Gemütsbewegung gedrängt, die durch die Eigenart dieser letzteren bedingt ist. Sobald ich einen Ertrinkenden sehe, will ich ihn retten, will ihm beispringen. Diese Tendenz zur rettenden Handlung ist die Folge meines Bedürfnisses, ihm zu helfen und dieses wiederum die Folge der Wahrnehmung der Gefahr, in der er sich befindet. Wenn mich jemand erzürnt, so habe ich als ein Glied der Gattung Mensch das Bedürfnis, mich zu rächen, ihn zu züchtigen, und die sich zusammenballende Faust ist ein Rudiment, ein letzter Rest, der züchtigenden Handlung, die ich unterlasse. Wenn ein Freund, dem ich Gutes erwiesen habe, mich verrät, so muß ich meiner Erbitterung durch gewisse damit zusammenhängende Vorstellungen Ausdruck geben.

Nehmen wir zur Illustration des Gesagten ein diesem letzteren Fall analoges Beispiel aus der Welt der Dichtungen: die Untreue Weislingens, die uns durch die Erzählung Georgs mitgeteilt wird. Die Erzählung Georgs und alles, was im Drama vorhergegangen ist, wirkt auf uns als Motivvorstellung und löst in uns jene Erbitterung aus, die wir in die Gestalt Götzens hineinlegen. Seelisch sind wir mit Götz identisch, und wir selber werden gedrängt, dieser Erbitterung einen Ausdruck zu geben; zugleich hören wir Götz, unseren Doppelgänger, sagen: 'Genug' — das sollte mir also begegnen!'

Die Reproduktionshypothese würde den Gefühlswert dieser Worte daraus erklären, daß wir selbst irgendwann einmal etwas Ähnliches gesagt oder gedacht haben, und daß wir damals ein dem des Götz gleiches Erlebnis gehabt haben.[1]) Zugegeben! Aber auf die niederschmetternden Worte des Erdgeistes 'Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!' antwortet Faust: 'Ich, Ebenbild der Gottheit! Und nicht einmal dir!' Wer hat jemals eine dergleichen Gefühlsäußerung in seinem Leben getan, und wer hat die Leidenschaft, die sich aus einer ähnlichen Zwiesprache mit einem Erdgeist ergibt, erlebt? Auch diese Worte des Faust sind eine Gemütsäußerung primärer Natur, die aber eine notwendige Folge aller jener seelischen Regungen ist, die sie hervorstoßen.

Wir verstehen diese Worte des Faust, wir verstehen die Götzens, weil sie sich aus den Gefühlslagen ergeben, in die wir durch die Motivvorstellungen der Dichtungen versetzt worden sind. Es sind unsere eigenen — naturbedingten — Gemütsäußerungen. Sie erzeugen das Gefühl nicht, sondern sie sind die Folgen

[1]) Bekanntlich sind die Worte Götzens in der Urdichtung andere. Ein Zeichen, wie wenig der Inhalt des Ausdrucks maßgebend für die Gefühlsgestaltung ist.

der einmal entflammten seelischen Regungen. Doch weil wir diese unsere eigenen naturbedingten Gemütsäußerungen in den Worten der Gestalten der Dichtungen wiederfinden, erleben wir eine Kongruenz zwischen dem, was wir aus unserer Gemütsregung heraus denken, mit dem, was die Dichtungsgestalten sagen. Diese Kongruenz, dieses Ineinanderklingen des Erwarteten und Gesagten ist der Grund eines gesteigerten ästhetischen Genusses.

Die Gemütsäußerungen der Dichtungen bedingen also in diesem Fall nur eine ästhetische Freude, nicht die Einfühlung in die Gemütserregungen der Personen.

GOETHES MAILIED

Von Georg Mayer (Eßlingen a. N.)

Wie herrlich leuchtet
mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
wie Morgenwolken
auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
das frische Feld,
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
und Morgenblumen
den Himmelsduft,

wie ich dich liebe
mit warmem Blut,
die du mir Jugend
und Freud' und Mut

zu neuen Liedern
und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
wie du mich liebst!

I. Heinrich Düntzer faßt in seinen bekannten Erläuterungen zu Goethes Gedichten seine Meinung über das Mailied dahin zusammen: 'Das Lied bricht etwas nüchtern ab, und zeichnet sich mehr durch leichten Fluß und Wohllaut als inniges Gefühl aus.' Dieses Urteil zeigt m. E. besonders deutlich, wie wenig die philologische Methode (sprachliche und geschichtliche Erklärung) genügt, um ein lyrisches Gedicht auch nur in einiger Tiefe zu erfassen. In Wirklichkeit ist Goethes Mailied nichts weniger als 'nüchtern'; es ist trunken von Jugend, Frühling und Liebe; ein jauchzender Lerchentriller, wie schon gesagt wurde. Aber darüber hinaus: Das aus der Straßburg-Sesenheimer Zeit (Mai 1771) stammende Lied ist bereits höchstwertige Lyrik, an Frische und Tiefe des Gefühls wie an innerer Form von keinem früheren deutschen Lied auch nur annähernd erreicht, von keinem späteren Lied selbst Goethes übertroffen. 'Ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz', das nach dem immer wieder anzuführenden Worte des Franz im Götz von Berlichingen den Dichter macht, strömt in dem Liede aus und schafft ein naturnotwendiges, bis in die Einzelheiten hinein vollendetes Kunstwerk.

Das zeigt sich freilich nicht bei der äußerlichen und zerstückelten Betrachtungsweise, wie sie Düntzer und auch andere Kommentare pflegen, wohl aber,

wenn wir im seelischen Rhythmus des Liedes uns bewegen und so seiner (viel zu wenig beachteten) inneren Entwicklung tastend und fühlend nachgehen.[1])

II. Aus dumpfer Stube tritt der junge Dichter hinaus in die freie Natur. Eine Fülle von Licht und Farben und die ganze Frische des Morgens flutet ihm entgegen — ein herrlicher Maitag! Nach dem ersten überwältigenden Eindruck ruhiger geworden, fühlt er zart, wie die Blüten aus den Zweigen dringen, und die Vogelstimmen aus dem Busch sind ihm wie hörbar gewordene Gefühle seiner eigenen Brust. Von besonderer Wirkung ist das Tätigkeitswort 'dringen aus': die ganze Natur ist in Bewegung; man spürt geradezu das Schaffen von innen heraus. Immer tiefer wird man von dem Gewordenen hineingeführt bis zu der schöpferischen Urkraft, die sich in ihm auswirkt: von dem Feinsten, was noch geschaut werden kann, den 'Blüten', wird man weitergeleitet zu den nur noch dem Gehör wahrnehmbaren 'Stimmen'. Bereits ist das Körperliche, von dem die Stimmen ausgehen (Vögel, Menschen?) im Verflüchtigen. Die Verinnerlichung schreitet weiter fort: man fühlt jetzt selbst das mit den Sinnen nicht mehr Wahrnehmbare, das reine Gefühl 'Freud' und Wonne', die jedes Geschöpf beleben. Damit ist der unmittelbare Anschluß ans eigene Innere gefunden. Der Dichter fühlt sich völlig eins mit der leuchtenden, blühenden, singenden Natur um ihn. Dieses Bewußtwerden der allerinnigsten Naturverwandtschaft geschieht in dem zweiten, stärkeren Gefühlssturm, der nur noch in abgebrochenen Ausrufen sich äußert und in dem Erde, Sonne, Glück und Lust, also Außenwelt und Innenwelt durcheinanderwirbeln und sich vermischen, als ob das alles im Grund ein und dasselbe wäre (Str. 1—3).

Aus dem Wirbelsturm des Gefühls hebt sich klar und rein heraus das Tiefste und Seligste, das in der Welt wirksam ist, die göttliche Liebe. Das ewig belebende Element, das Himmel und Erde und alle Geschöpfe durchdringt, glaubt der Dichter in dem gehobenen Augenblick unmittelbar zu spüren, ja sinnlich wahrzunehmen. Das Unfaßbare wird in wundervollen Gleichnissen geschaut: in der goldenen Wolke in lichter Höhe ist es sichtbar geworden. Wie in der ersten Strophe das 'Leuchten', in der zweiten und dritten das 'Herausdringen', so ist in der vierten und fünften Strophe das 'Segnen' das starke Wort. Vom Himmel her strömt der Segen geheimnisvoll auf 'das frische Feld'. Und diese Vorstellung steigert sich im letzten Satz der fünften Strophe mächtig nach drei Seiten hin; sie wird sinnenkräftiger, weiter und gehaltvoller: die (göttliche) Liebe segnet 'im Blütendampfe die volle Welt'. Diese Anschauung erinnert ihrem seelischen Gehalt nach an die Vision im Faust:

---

[1]) Das lyrische Gedicht schildert nicht bloß Seelenzustände — ein weitverbreiteter Irrtum —; es stellt vielmehr Seelenvorgänge dar. Die Aufgabe des Erklärers ist es, diese oft kaum angedeuteten, aber erfühlbaren Vorgänge deutlicher zu machen. Vgl. dazu die Aufsätze des Verfassers über 'Das Wesen der Landschaftslyrik' und 'Goethes Lied: Über allen Gipfeln' in dieser Zeitschrift 1918 und 1919; 'Die Energie und Bewegung im Mignonlied: Kennst du das Land' und 'Uhlands Lied: Die Kapelle' in der Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1914 und 1919; 'Der innere Vorgang im Gretchenlied: Meine Ruh ist hin' im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs 1920.

Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
vom Himmel durch die Erde dringen . . .

Nur ist im Mailied, im Gegensatz zum Faust, der Anschauungsstoff der äußeren Wirklichkeit fast unverändert entnommen.

In Str. 1—5 vertieft sich ein ungewöhnlich lebendiges Naturgefühl bis zum religiösen Empfinden. Dieses ruft wieder ein Gefühl hervor, das dem Zweiundzwanzigjährigen leicht weckbar im Herzen ruht und das schon vorher (ihm selber noch unbewußt) seine Stimmung und den Gefühlsverlauf beeinflußt hat: das erotische. (Von Str. 6 ab.) Lebendiger ist das jugendliche Liebesfühlen wohl kaum je irgendwo hervorgesprudelt. Aber das ist nicht alles: in diesem Zusammenhang ist das erotische Fühlen nicht mehr bloß ein isoliertes Gefühl; es ist, als ob zugleich auch das sinnenfrische Naturgefühl und das seelenvolle religiöse Empfinden in ihm lebe, als ob all das in dem Liebesgefühl sich verdichte. Damit gewinnt das kleine Liebeserlebnis eine unerhörte Empfindungsfülle und ungewollt weltweite symbolische Bedeutung. Das an sich unbedeutende Ereignis, eine vorübergehende Studentenliebe, erweitert sich zu einem allgemeinen Naturfest[1]) und Naturgottesdienst. 'Wer ruft das einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Akkorden schlägt?' fragt der Dichter im Vorspiel zum Faust und antwortet: 'Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.' Himmel und Erde müssen bei der Feier mitwirken. Wie die Lerche ihr Element, die Luft, liebt, wie auf die erdentsprossene Blume vom Himmel her zärtlich der Tau sich niedersenkt, ebenso naturhaft zugebildet fühlt der Liebende sich seinem Mädchen, und in der gegenseitigen Zuneigung fühlt er die gleichen kosmischen und ewigen Kräfte wirken. Je tiefer hinein das Liebesverhältnis sein Inneres belebt, um so weiter und umfassender dehnt sich sein Gefühl wieder aus, um so mehr empfindet er das Verhältnis als Sinnbild des ganzen Schöpfungsgedankens.

III. Vergleicht man Goethes Mailied mit der ganzen seitherigen Lyrik, so ist kein Zweifel: ein neues Lebensgefühl ist aus der Knospe gebrochen, das spezifisch Goethesche sinnlich-symbolische Empfinden, das vom vollsten Erleben der greifbar nahen Wirklichkeit ausgeht, sich dann aber erweitert und vertieft bis zum All- und zum Gottesgefühl. Das religiöse Empfinden, das im Mailied, wie auch in vielen späteren Liedern Goethes (meist unbeachtet) lebt, ist freilich nicht das übliche, sondern von eigener Art. Nicht bloß der Ausdruck, schon das Gefühl selbst unterscheidet sich z. B. von dem in den Kirchen gepflegten Gottesgefühl wesentlich: Es ist nicht mit negativen Empfindungen (der Angst, dem schlechten Gewissen u. dgl.) verkoppelt. Es steht auch nicht losgelöst von allen weltlichen Empfindungen im Vordergrund des Bewußtseins. Vielmehr bildet es nur den ahnungsvollen Hintergrund erden- und sinnenfroher Urgefühle, vor allem des Geschlechtsgefühls und des Naturgefühls.

[1]) Die ursprüngliche Überschrift des Mailieds lautete bezeichnend: 'Maifest'.

WENDEPUNKT, ABSTIEG UND KATASTROPHE IN SCHILLERS JUNGFRAU VON ORLEANS

Ein Beitrag zur Ästhetik des idealistischen Dramas

Von Horst Engert

Eins doch find' ich zu stark, daß selbst die begeisterte Jungfrau
Noch sich verliebt, furchtbar schnell, in den britischen Lord.

Wohl manchem ist bei der Lektüre oder der Aufführung von Schillers Jungfrau von Orleans der Lionelszene (III 10) gegenüber, bewußt oder unbewußt, ein Gefühl gekommen, dem ähnlich, das Platen[1]) in seinem Distichon mit vielleicht etwas zu oberflächlichen und zu drastischen Worten zum Ausdrucke bringt. Wenn dem entgegen Roman Woerner[2]) darauf hinweist, daß 'Schiller die Jungfrau von Orleans — trotz Platens albernem Vers — einmal als Weib von Fleisch und Blut erweisen muß; sonst wäre sie nur Heilige, oder gar Hysterische', so geht er mit seiner Bemerkung, die sicherlich, wie wir noch sehen werden, etwas Richtiges enthält und auf ein Wesentliches wenigstens hinweist, doch an der Frage vorbei, die sich dem Leser oder Zuschauer gewöhnlich zunächst aufdrängt, nämlich wie sich das Verlieben Johannas in einen Feind, so Knall und Fall, aus ihrer seelischen Eigenart und Einstellung erklären lasse. Ja, er setzt sich sogar dem Einwande aus, daß man gerade dem Verhalten Johannas in der Lionelszene den wichtigsten Beweisgrund für ihre hysterische Veranlagung entnehmen könne. So 'albern', wie Woerner zu meinen scheint, ist also der Vers Platens — abgesehen von seiner nicht sehr glücklichen Fassung — gewiß nicht. Außerdem steht der Dichter mit seinem ablehnenden Urteile nicht allein, vielmehr scheint auch Hebbel[3]) gegen 'die Begründung der inneren Krisis durch Johannas plötzliches Verlieben auf dem Schlachtfelde' schwere Bedenken gehegt zu haben. Und so dürfte es zweifellos sein, daß hier am Wendepunkte des Dramas ein künstlerisches Problem vorliegt, dem etwas tieferschürfend nachzugehen gewißlich lohnt.

Dazu kommt, daß mit ihm ein zweites Problem eng verknüpft ist, das Abstieg und Katastrophe von Schillers Drama stellen. Wir wissen, daß die geschichtliche Jeanne d'Arc von den Engländern nach einem Ketzerprozeß als Hexe verbrannt worden ist. Auch Schiller war diese Tatsache bekannt, trotzdem läßt er seine Heldin auf dem Schlachtfeld inmitten der Ihren an einer Wunde verbluten, die sie als Befreierin ihres Volkes vom Joche der Fremdherrschaft in siegreichem Kampfe davongetragen hat. Die Einwände, die gegen

[1]) Platens Ges. Werke in 5 Bänden, Stuttgart und Augsburg 1856, II 277.

[2]) Roman Woerner, Henrik Ibsen, München 1910, II 109.

[3]) Vgl. seine Besprechung von Vinzenz P. Webers Drama 'Die Wahabitin' in Hebbels Sämtl. Werken, herausg. v. Herm. Krumm, Leipzig o. J., XI 135.

diese Änderung erhoben worden sind, faßt Adolf Bartels[1]) ziemlich scharf in in die Frage zusammen: 'Wer erträgt noch eine Jungfrau von Orleans, die ... anstatt ihre rührende kindliche Unschuld in einem Zauberprozeß um so leuchtender zu bezeugen, zu einem letzten großen Theatercoup gemißbraucht wird?' Der Vorwurf theatralischer Effekthascherei, den diese Worte enthalten, muß, einem Dichter wie Schiller gegenüber erhoben, peinlichst auf seine Berechtigung hin geprüft werden, er ist aber auch nur dann zu entkräften, wenn es gelingt, tiefere und durchaus stichhaltige künstlerische Gründe aufzufinden, die Schiller veranlaßt haben, seinen der Geschichte entnommenen Stoff an einem so wichtigen, ja ausschlaggebenden Punkte grundsätzlich umzugestalten.

Fast kein Werk unserer klassischen deutschen Dichtung hat von zuständigen Beurteilern einander so widersprechende Wertungen erfahren wie Schillers Jungfrau von Orleans. Goethe[2]) sendet die Handschrift mit den Worten zurück: 'Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.' Körner[3]) schreibt nach der ersten Lektüre: '. . . wenn mich die erste Wirkung nicht täuscht, so hast Du Dich selbst übertroffen.' Hebbel[4]) dagegen bekennt rückhaltlos: 'Die Schillersche sogenannte romantische Tragödie hat mir noch niemals munden wollen, sie ist ein ungeheurer Irrtum des großen Mannes.' Die Lösung der oben umrissenen beiden Probleme kann sich nur dadurch als eine grundsätzliche und endgültige ausweisen, daß sie zugleich die inneren Gründe für den in diesen Äußerungen zutage tretenden Widerspruch aufdeckt.

I

In dem richtigen Gefühle, daß sich Platens Vers in erster Linie gegen den Mangel an einer ausreichenden Motivierung für Johannas Stimmungsumschwung in der Lionelszene richtet, bemüht sich Karl Berger[5]) bei der Analyse von Schillers Werk all das in den vorhergehenden Szenen besonders zu unterstreichen, was als eine psychologische Vorbereitung der Lionelszene gedeutet werden könnte. Er weist darauf hin, daß sich schon in der Unterredung mit Burgund (II 10) Johanna 'sanfteren Regungen überläßt'[6]), daß die Heldin durch die Werbung Dunois' und La Hires (III 4) gerade während einer sie beängstigenden Waffenstille an ihr Weibsein erinnert, von 'Verwirrung' ihrer Seele bedroht wird, daß endlich in der Szene mit dem schwarzen Ritter (III 9) 'ihre Festigkeit' zwar nicht erschüttert, aber doch 'verwirrt und gelähmt'[7]) werde. Berger hat dem Dichter, wenigstens meiner Ansicht nach, mit dieser Zusammenstellung einen schlechten Dienst erwiesen. Denn gerade durch sie wird es dem nachprüfenden Verstande besonders leicht, zu erkennen, wie unzu-

[1]) Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur, 3. und 4. Aufl., Leipzig 1905, I 498. Vgl. dazu neuerdings auch E. Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk, Leipzig 1921, S. 160.

[2]) Brief an Schiller vom 20. April 1801. [3]) Brief an Schiller vom 9. Mai 1801.

[4]) Tagebuch, Graz, am 28. Juni 1847.

[5]) Karl Berger, Schiller, 6. Aufl., München 1911, II 456 ff.

[6]) S. 548. [7]) S. 551.

länglich, wie schwach und lückenhaft diese psychologische Motivierung ist. Dazu kommt, daß die von Berger gegebene Ausdeutung der herangezogenen Szenen überhaupt erst möglich ist, wenn man die Lionelszene bereits kennt. Der Unbefangene wird beim ersten Lesen oder Anschauen des Dramas diese Szenen gerade entgegengesetzt auffassen. Man bedenke doch einmal, mit welchem diplomatischen Geschick, um nicht zu sagen Raffinement, Johanna in ihrer Unterredung mit Burgund diesem alles vor Augen zu stellen weiß, was für seinen Abfall von England und seinen Anschluß an den Dauphin spricht, unter gewandtester Vermeidung jeden Ausdruckes, der den Jähzornigen beleidigen oder aufbringen könnte, wie von ihr auch der Beweis ihrer göttlichen Sendung in durchaus verstandesmäßiger Dialektik geführt wird und wie der einzige Gefühlsausbruch der ganzen Szene eine Äußerung der Freude ist darüber, daß sie ihrem Herrn einen wertvollen Bundesgenossen geworben hat. Man lese doch nach, mit welchem Abscheu sie die Werbung der beiden französischen Helden zurückweist und wie sie das Beängstigende der Waffenruhe, psychologisch durchaus richtig, damit erklärt, daß sie die letzte Vollendung ihres Befreiungswerkes durch sie verzögert fühlt. Man mache sich schließlich klar, daß die Szene mit dem schwarzen Ritter nichts anderes ist als die Versinnlichung jenes Grauens, das wohl jeden Vollbringer einer großen Tat, jeden Schöpfer eines bedeutenden Werkes kurz vor der letzten Entscheidung packt nicht aus Zweifel an der eigenen Kraft, sondern im Hinblick auf die Leere, die ihn unmittelbar nach der Tat, nach der Vollendung des Werkes zunächst umgähnen wird und die Schiller oft genug selbst erlebt hat. In keiner dieser Szenen ist irgendwie ein inneres Schwanken Johannas festzustellen — Berger selbst muß ja sogar bei der Szene mit dem schwarzen Ritter zugeben: 'Ihre Festigkeit bleibt im Grunde unerschüttert'[1]) —, vielmehr scheinen sie nur dazu angetan, die Unbeirrbarkeit, mit der die Jungfrau ihren Weg verfolgt, in um so helleres Licht zu stellen. Das von Schiller ausdrücklich als Erstaunen gekennzeichnete Verhalten Johannas nach dem Verschwinden des schwarzen Ritters als Verwirrung und Lähmung auszudeuten, heißt doch wahrlich, dem Dichter das Wort im Munde herumdrehen. Der Beweis, daß Schiller Johannas plötzliches Verlieben in Lionel ausreichend psychologisch motiviert habe, ist also nicht erbracht und wohl auch mit allem Scharfsinn nicht zu erbringen, so daß Hebbel[2]) recht behält, wenn er sagt: 'Wir wissen es längst, daß Schillers Stärke nicht im Motivieren lag', im Motivieren nämlich, wie er es versteht, im psychologischen Motivieren. Wenn es gar Gotthold Klee[3]) unternimmt, Johannas Verhalten Lionel gegenüber 'aus menschlicher Aufwallung des Gefühls', statt aus weiblichem Liebesempfinden zu erklären, so genügen zu seiner Widerlegung Johannas eigene Worte (IV 1):

> Arglistig Herz! Du lügst dem ew'gen Licht,
> Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

---

[1]) Karl Berger, Schiller, 6. Aufl., München 1911, II 551.

[2]) In seinem Aufsatze über 'Schiller und Körner', Sämtl. Werke X 218.

[3]) Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte, 16. Aufl., Berlin 1913, S. 144.

Um nichts besser liegen die Dinge, was die Umgestaltung anlangt, die Schiller mit dem Ausgange der Jungfrau von Orleans vornahm. Hatte er wirklich die Absicht, die Gestalt der geschichtlichen Jeanne d'Arc uns menschlich näher zu bringen, uns verständlich oder besser: nacherlebbar zu machen, dadurch, daß er sie ins Bereich der Kunst emporhob, so mußte er sie uns tatsächlich in ihrem Prozeß und bei ihrem Opfertode auf dem Scheiterhaufen vorführen, so war seine Umgestaltung der Katastrophe ein schwerer Mißgriff, kaum anders als durch das Haschen nach einem Theatereffekt zu erklären. Aber es ist die Frage, ob Schiller überhaupt diese Absicht hatte. Bei Dichtern wie Kleist, Hebbel und Otto Ludwig könnte sie ohne weiteres vorausgesetzt werden, selbst bei Grillparzer wäre sie zum mindesten wahrscheinlich. Denn diese Dichter konzipieren ihre Werke mehr oder minder von der Seite des Stoffes her, empfangen und gestalten also realistisch.[1]) Jetzt wird es auch klar, warum einem realistischen Dramatiker wie Hebbel das Drama niemals hat 'munden' wollen, dessen ideellen Gehalt er, wie seine obenangeführte Besprechung der 'Wahabitin' Webers deutlich zeigt, im übrigen wohl zu würdigen wußte. Die Lionelszene und die Umgestaltung der Katastrophe sind eben vom Standpunkte des künstlerischen Realismus aus — und auch Bergers Rechtfertigungsversuch ist von ihm aus unternommen — nun und nimmermehr zu rechtfertigen.

Tut man aber Schiller nicht unrecht, wenn man sein Drama wie ein realistisches beurteilt? Legt man damit seinem Werke nicht einen grundsätzlich falschen Maßstab an? Um diese Frage beantworten zu können, muß man in die künstlerische Absicht, die Schiller bei seiner Schöpfung leitete, möglichst tief einzudringen suchen der Weisung Goethes gemäß:

Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn.

II

Wenn Körner am 8. Juli 1796 an Schiller schreibt: 'Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben'[2]), und wenn Schiller dem niemals widerspricht, so darf man annehmen, daß der feinsinnige Kritiker und Kunstpsychologe das Richtige getroffen hat. Und wenn man an der Definition, deren Fruchtbarkeit sich im Laufe der vorliegenden Untersuchung von neuem bewähren wird, festhält, daß nämlich der künstlerische Idealismus die Kunstrichtung ist, bei der der Künstler darauf abzielt, einen allgemeinen Gedanken, eine Idee als das ästhetisch Primäre an einem von der Geschichte, dem Leben oder der Phantasie gebotenen Stoffe als dem ästhetisch Sekundären zur künstlerischen Darstellung zu bringen und damit anschaulich und nacherlebbar zu machen, so bedeutet Körners Ausspruch nichts anderes, als daß Schiller seine Werke von der

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz 'Idealismus und Realismus im deutschen Drama', Neue Jahrb. 1918 XLI 265 ff.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, mit Einleitung von Ludwig Geiger, Stuttgart und Berlin o. J., III 248 f. Die Sperrung schon dort.

Seite der Idee her konzipiert, daß er idealistisch empfängt und schafft. Alle seine Werke bestätigen das, auch seine Lyrik und sogar seine Jugenddramen, die vom Sturm und Drang, der schon zur realistischen Kunst strebte, 'mehr nur beeinflußt sind, als daß sie ihm angehören'.[1]) Es liegt deshalb nahe, vorauszusetzen, daß auch 'Die Jungfrau von Orleans' eine idealistische Dichtung sei, und nach der ihr zugrunde liegenden Idee zu suchen.

Um aber dabei Erfolg zu haben, muß man sich über verschiedene wichtige Wesenszüge des idealistischen Dramas überhaupt klar werden, und vor allem im Hinblick hierauf stellt die vorliegende Untersuchung einen Beitrag zur Ästhetik des idealistischen Dramas dar.

Mit vollem Rechte verlangt man von jedem Drama, gleichviel welcher Kunstrichtung es angehöre, höchste innere Geschlossenheit sowie zwingende Notwendigkeit und unbeirrbare Folgerichtigkeit seiner Entwicklung.[2]) Im realistischen Drama, bei dem es dem Dichter darauf ankommt, einen von der Geschichte, dem Leben oder der Phantasie gebotenen Stoff als das ästhetisch Primäre durch das Herausarbeiten des im Goetheschen Sinne Symbolischen an ihm, der in ihm schlummernden Idee als des ästhetisch Sekundären zur künstlerischen Darstellung und damit uns menschlich näher zu bringen und nacherlebbar zu machen, wird sich diese Forderung der inneren Geschlossenheit, der Notwendigkeit und Folgerichtigkeit naturgemäß am stärksten nach der stofflichen Seite hin auswirken. Eine straffe, lückenlose Motivierung sowohl der äußeren Geschehnisse als auch der seelischen Wandlungen ist daher für das realistische Drama unerläßlich. Grundsätzlich anders liegen die Verhältnisse beim idealistischen Drama. Dieses ist eben nicht in erster Linie die Darstellung eines Stoffes, sondern eines allgemeinen Gedankens, einer Idee, der gegenüber der Stoff nur die dienende Rolle des Versinnlichungsmaterials spielt, wie ja schon Körner mit tiefem Verständnis für die Schaffensart seines Freundes in den oben angeführten Worten betont. Aus dieser Erkenntnis ergeben sich Folgerungen von weittragender Bedeutung für die uns beschäftigenden Probleme. Es dürfte nämlich nicht zweifelhaft sein, daß sich die gedankliche Grundlage des idealistischen Dramas bis tief in seine Struktur hinein auswirken muß. So besteht vor allem seine innere Wahrheit nicht in der möglichst genauen Übereinstimmung mit der Wirklichkeit — eine Forderung, die übrigens auch für das realistische Drama nur sehr *cum grano salis* gilt —, sondern in ihrer Übereinstimmung mit der dem Ganzen zugrunde liegenden Idee und den ideellen Voraussetzungen der Fabel, die der Dichter machen muß, um den Stoff zum Träger dieser Idee zu befähigen.[3]) Hat sich damit für das idealistische Drama

---

[1]) Idealismus und Realismus im deutschen Drama S. 273.

[2]) Eine ausführliche Begründung dieser Forderung ist nur in einer allgemeinen Ästhetik der Dichtkunst möglich, geht also über den Rahmen der vorliegenden Untersuchung hinaus. Man vgl. dazu E. Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk, Leipzig 1921, S. 362 ff.

[3]) Nachträglich stelle ich fest, daß Ermatinger derselben Ansicht ist. Er schreibt S. 278: 'Wahrheit ist bei der Darstellung von Stoffen aus dem Kulturleben der Ver-

bereits die Forderung der inneren Geschlossenheit zu einer solchen der logischen Widerspruchslosigkeit und Abgeschlossenheit spezialisiert, so ist der gleiche Vorgang auch an der Forderung der Notwendigkeit und Folgerichtigkeit zu beobachten. Da das seelische Leben nicht nach logischen Gesetzen verläuft, läßt sich im realistischen Drama logisch Widerspruchsvolles sehr wohl psychologisch motivieren, aber es hat keine Stelle im idealistischen Drama; denn dieses wird nicht wie jenes dazu geschaffen, eine seelische Entwicklung zu zeigen, sondern lediglich dazu, die Entwicklung einer Idee anschaulich zu machen. Es hat daher in ihm die psychologische Motivierung keinen Herrschaftsanspruch, und nur, wo sie der logischen Begründung als Stütze oder Versinnlichungsmaterial dient, ist sie dem idealistischen Dichter brauchbar. Dieser wird also von seinem Stoffe nur die Szenen in die künstlerische Auswahl aufnehmen, die in ihrer Anschaulichkeit die logische Entwicklung seiner Idee fördern. Andere dagegen heranzuziehen, die nur die Lückenlosigkeit der seelischen Entwicklung herstellen würden, besteht für ihn keine Nötigung. Ja, der idealistische Dichter genießt einem historischen Stoffe gegenüber noch eine weitere Freiheit, die dem realistischen Dramatiker wenigstens bis zu einem gewissen Grade verwehrt ist. Lessing[1]) gibt auf die Frage, 'wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe', unter Berufung auf Aristoteles die Antwort: 'Nicht weiter, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absicht verbinden kann.'. Mit anderen Worten: hat ein idealistischer Dichter einen historischen Stoff gefunden, der sich zum Träger der Idee eignet, die er zu gestalten wünscht, so ist er berechtigt, einzelne Fakta dieses Stoffes, durch die seine Eignung beeinträchtigt oder gar zerstört werden würde, im Sinne seiner Idee umzugestalten. Denn 'er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist' — wie der realistische Dichter —, 'sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte.'[2]) Und deshalb kann es nicht die Fabel, der Stoff sein, der ihm Gesetze gibt, sondern allein dieser Zweck, um dessentwillen er den Stoff ergreift, die Versinnlichung seiner Idee, letzten Endes also diese Idee selbst.

Nachdem so nach einer äußerst bedeutsamen Seite hin Einblick in das Wesen des idealistischen Dramas gewonnen ist, ist die Frage zu erörtern, welche Idee wohl Schillers Drama 'Die Jungfrau von Orleans' zugrunde liegt.

---

gangenheit nicht Richtigkeit der beigebrachten Tatsachen, sondern innere Einheit ihrer ideellen Beziehung.' — Bemerkt sei, daß Ermatingers ganze Theorie, die außerordentlich Wertvolles bietet, nur für die idealistische Dichtung gilt. Für die realistische hat er kein Organ, was sich in ungeheuerlichen Fehlurteilen über alle großen Realisten bemerkbar macht.

[1]) Hamburgische Dramaturgie, 19. Stück, den 3. Juli 1767, 2. Absatz.

[2]) Ebd. Sperrung von mir. — Aus dieser Stelle geht, wie auch aus zahllosen anderen deutlich hervor, daß sich die Hamburgische Dramaturgie ausschließlich mit dem idealistischen Drama befaßt. Ein Lehrer, der seine Primaner auf diese Grenze ihrer Gültigkeit aufmerksam macht, erwirbt sich ein großes Verdienst um die vorurteilsfreie Stellungnahme den realistischen Dramen des XIX. Jahrh. gegenüber.

Die Vertrautheit mit der durchaus ethischen Grundrichtung von Schillers Weltanschauung schafft der Vermutung Raum, daß es sich wie in den meisten seiner Werke auch in diesem um einen ethischen Grundgedanken handeln wird. Und wenn man Schillers ganzes Leben auf seinen hervorstechendsten Grundzug hin prüft, so sind es die Reinheit und die Unbeirrbarkeit des Strebens, mit dem er seinen Weg verfolgte, die zu höchster Bewunderung zwingen. Es wäre verwunderlich, sollte der Dichter der sittlichen Überzeugung, aus der heraus sich sein ganzes eigenes Leben gewissermaßen kristallisiert hat, in keinem seiner dramatischen Werke Gestalt verliehen haben. Der suchende Blick, der unter diesem Gesichtswinkel ihre ganze Reihe von den 'Räubern' bis zum 'Demetrius' überschaut, bleibt unwillkürlich an der 'Jungfrau von Orleans' haften. Hier wird ein menschliches Wesen von ganz besonderer Zartheit vorgeführt, das das schier unmöglich Scheinende erstrebt und trotz äußerer Kämpfe und innerer seelischer Not sieghaft erreicht. Darf man sich da nicht versucht fühlen, den Grundgedanken, die Idee dieses Werkes in die Worte zu fassen: Reines Streben führt zum Ziele? Auch Karl Berger[1]) ahnt zum mindesten etwas derartiges, wenn er bemerkt: 'Er (Schiller) hat in seinem Leben die Kraft bewährt und in seiner Dichtung (der Jungfrau von Orleans) gestaltet, die rätselhafte Kraft eines geheiligten Willens, der alle Schicksalsgewalten siegreich niederschlägt'; nur hat Berger leider diesen Gedanken in seiner Analyse nirgends fruchtbar werden lassen.

Besonders wichtig ist es, daß eine Anzahl von Äußerungen Schillers den Weg rechtfertigen, der eben zur Auffindung der Idee seines Werkes eingeschlagen wurde, und die zugleich geeignet scheinen, die hier vertretene Auffassung zu bestätigen. So schreibt er an Körner[2]) noch mitten in der Arbeit an dem Drama: 'Schon der Stoff hält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen, als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte.' Ähnlich äußert er sich ein reichliches Jahr später Göschen[3]) gegenüber: 'Das Stück floß aus dem Herzen.' Und in seinem Gedichte 'Das Mädchen von Orleans'[4]), früher bezeichnender 'Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans' betitelt, betont er zum dritten Male: 'Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.' Nichts als dieser wiederholte und ausdrückliche eigene Hinweis des Dichters auf seinen Herzensanteil gerade an diesem Werke kann deutlicher erweisen, daß er in ihm einen sittlichen Gedanken gestaltet hat, der ihm Leitstern für sein eigenes Leben war. Dazu kommt noch, daß Schiller diesen Gedanken seiner Gewohnheit gemäß in seinem Drama selbst in aller Deutlichkeit ausgesprochen hat, wobei man allerdings keinen Anstoß daran nehmen darf, daß das in einer Form geschieht, die ihn schon angewendet zeigt auf den besonderen Fall, an dem er zu an-

[1]) Schiller II 530.

[2]) Brief aus Weimar, 5. Januar 1801. — 'Stoff' hier nicht im obigen Sinne, sondern in der Bedeutung von 'Gegenstand', der auch von einer Idee gebildet werden kann.

[3]) Vgl. Berger, Schiller II 522.

[4]) In den Gedichten der 3. Periode. — Das Zitat ist die Schlußzeile der zweiten Strophe.

schaulicher Gestaltung gebracht werden sollte. In den Versen (I 10), in denen Johanna dem Erzbischof von Reims Rechenschaft gibt von ihrer göttlichen Berufung, steht der Satz:

Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden.

Es ist kein Zufall, sondern von tiefer Bedeutung, daß Johanna selbst diese Worte der Himmelskönigin in den Mund legt als der Vertreterin der höchsten sittlichen Macht, die unsichtbar und doch allerorts fühlbar in der Handlung des Stückes wirksam ist. Konnte der Dichter die Reinheit des Strebens, deren sieghafte Gewalt er anschaulich aufzeigen wollte, durch etwas anderes unzweideutiger versinnlichen als durch die Reinheit einer Jungfrau, die er zur Trägerin dieses Strebens machte?

Und noch ein Letztes ist zu bedenken. Wenn der Dichter die Wahrheit seiner Idee, daß reines Streben zum Ziele führt, in künstlerischer Gestaltung nacherlebbar erweisen wollte, so mußte er auch darstellen, wie jede Befleckung dieser Reinheit, jedes Abirren vom geraden Wege zum erstrebten Ziele das Streben selbst zur Machtlosigkeit verdammt, das 'ich will' zum 'ich möchte' herabdrückt. Es war sozusagen ein indirekter Beweis für seinen Gedanken nötig gerade zur Erhöhung der Anschaulichkeit. Aber der Dichter hatte außerdem auch noch zu zeigen, daß mit der Wiederherstellung der Reinheit, mit dem Innewerden und Überwinden der Verirrung, mit dem Verlassen des Abweges die alte sieghafte Gewalt des reinen Strebens zurückkehrt und das Ziel schließlich doch erreichen läßt. Damit erst löste er die selbstgestellte Aufgabe ganz.

Durch diese Erkenntnis ist nunmehr der Standpunkt gewonnen, der ermessen läßt, wie tief die Grundidee der Dichtung sich bis in alle Einzelheiten hinein auswirken mußte, und von dem aus Wendepunkt, Abstieg und Katastrophe unseres Dramas einer neuen Betrachtung zu unterwerfen sind.

III

Im Gegensatze zur Wissenschaft, die allgemeine Gedanken, also ein Rationales, lediglich dem erkennenden Verstande darbietet und dies begrifflich, d. h. auch in rationaler Form tun muß, wendet sich das Kunstwerk an das Erleben. Sein Wesen ist Anschaulichkeit, mithin irrational. Auch das idealistische Kunstwerk, dessen Gegenstand ein allgemeiner Gedanke, eine Idee, also ebenfalls ein Rationales ist, kann, insofern es wirklich Kunstwerk sein soll, der Anschaulichkeit nicht entbehren. Seine Grundidee muß veranschaulicht, nacherlebbar gemacht werden an einem einzelnen konkreten Fall. Damit dabei die Allgemeinheit des Gedankens nicht verloren gehe, muß dieser einzelne konkrete Fall, die Fabel oder der Stoff der Dichtung bis zu einem gewissen Grade, der durch seinen Versinnlichungszweck bestimmt wird, seiner individuellen, charakteristischen Eigenart entkleidet und so zu einem typischen gemacht werden. Das ist der Grund für die Tatsache, daß mit der idealistischen künstlerischen Gegenstandserfassung fast allerorts der typisierende Darstellungsstil Hand in Hand

geht.[1]) Aber es wird so nicht nur der Stoff durch die künstlerische Auswahl der Grundidee des Werkes angepaßt, sondern es findet auch umgekehrt wenigstens in der Formulierung eine Angleichung dieser Grundidee an den Stoff statt, so nämlich, daß diese Formulierung nunmehr einen Gedanken ausdrückt, der sich als ein Sonderfall des allgemeineren Gedankens darstellt, der dem idealistischen Kunstwerke zugrunde liegt. Vor die allgemeine Grundidee tritt eine nicht mehr so allgemeine, auf den zum Stoffe gewählten Einzelfall zugeschnittene Versinnlichungsidee. Diese ist gewissermaßen die Stellvertreterin jener in der Dichtung, und ihre Entwicklung muß daher unbedingt und überall die Entwicklung der Grundidee in die Erscheinung treten lassen, ähnlich, wie das jeder einfache Naturvorgang mit dem ihm zugrunde liegenden Naturgesetze tut.

Die Anwendung dieser Erkenntnisse auf das uns beschäftigende Drama ist leicht. Vor die Grundidee seines Dramas 'Die Jungfrau von Orleans', die oben in die Worte zusammengefaßt wurde: 'Reines Streben führt zum Ziele', stellt Schiller die Versinnlichungsidee: 'Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden.' Damit ist aber zugleich der Ansatzpunkt gegeben für den indirekten Beweis des Grundgedankens, der als nötig für seine Veranschaulichung erkannt wurde. Und der Dichter weist sogleich ausdrücklich auf diesen Ansatzpunkt hin, indem er die Himmelskönigin im Berichte Johannas fortfahren läßt: 'wenn sie der irdischen Liebe widersteht'. Das bedeutet keineswegs eine Trübung oder gar Umbiegung der Grundidee durch die Versinnlichungsidee. Das von Johanna erstrebte hohe Ziel zu erreichen, dazu sind all ihre Lebenskräfte, ist reines Streben erforderlich, das sich ausschließlich auf dieses Ziel richtet. Die irdische Liebe würde gewisse Lebenskräfte in ihr davon ab- und auf ein anderes Ziel hinlenken, würde ihr Streben zersplittern und unrein, d. h. uneinheitlich machen, ein — fast könnte man sagen praktischer — Gedanke, der ja auch dem Priesterzölibat der katholischen Kirche letztlich zugrunde liegt. Johanna ist sich über die Vorbedingung ihres Erfolges von vornherein klar und erkennt ihre Berechtigung an, wie bereits aus ihrem ersten Monologe (Prol. 4, 4. Str.) unzweideutig hervorgeht. Damit ist zugleich auch erwiesen, daß der Konflikt, dem Schiller seine Heldin zur klareren Veranschaulichung seiner Grundidee aussetzen muß, durch die Versinnlichungsidee, für ein idealistisches Drama durchaus hinlänglich, gleich von Anfang an vorbereitet ist.

Auch der Einwand, daß der Dichter Johannas Abirren vom Wege zu ihrem Ziele durch etwas anderes habe veranschaulichen können als durch eine vorübergehende seelische Trübung ihrer jungfräulichen Reinheit, ist durch den Hinweis auf die Versinnlichungsidee, die Schiller wählte, ohne weiteres zu entkräften. Wenn man einmal zugesteht — und meiner Ansicht nach muß man das tun —, daß es nichts gibt, wodurch die Reinheit des Strebens anschaulicher und sinnfälliger gemacht werden kann als durch die jungfräuliche Reinheit der Trägerin dieses Strebens, dann kann kein Zweifel darüber bestehen,

---

[1]) Näheres hierüber in meinem Aufsatze 'Idealismus und Realismus im deutschen Drama' S. 271.

daß der zur Veranschaulichung nötige indirekte Beweis für die lebendige Wahrheit der Grundidee nur so, wie Schiller es tat, durch ein Verlieben der Heldin, das sie schließlich in sich überwindet, geführt werden konnte. Woerner[1]) hat also recht, wenn er behauptet, daß Schiller sein Werk in diesem Punkte so, wie geschehen, gestalten mußte. Aber der Grund dafür liegt nicht im Psychologischen, im Stofflichen, wo ihn Woerner sucht, sondern allein in der Idee des Dramas.

Daß die irdische Liebe unter allen Umständen ein Abirren vom geraden Wege zu einem hohen idealen Ziele bedeuten müsse, will aber dem Menschen der neueren Zeit nicht mehr ohne weiteres einleuchten, da er in ihr nicht wie der mittelalterliche Mensch nur 'des Fleisches Lust' sieht, sondern vielmehr längst ihren hohen seelischen, ja sittlichen Wert erkannt hat. Es ist unnötig Beispiele dafür anzuführen, wie oft schon die Liebe Ansporn zu Kulturtaten von höchstem sittlichen Werte gewesen ist. Hätte Schiller den ritterlichen französischen Helden Dunois zum Gegenstande von Johannas Liebe gewählt, so wäre schwer abzusehen, wie es ihm hätte gelingen können, uns diese Liebe als einen Verrat ihrer göttlichen Berufung gegenüber glaubhaft zu machen. Wir würden von ganz ähnlichem Empfinden beherrscht werden, wie es der Dauphin und Agnes Sorel anläßlich der Werbung Dunois' und La Hires (III 4) äußern, und wir würden uns dabei sogar der Zustimmung eines hohen geistlichen Würdenträgers, des Erzbischofs von Reims, erfreuen, der bei der gleichen Gelegenheit die Worte spricht:

> Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
> Das Weib geboren — wenn sie der Natur
> Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!

Nur finsterste mittelalterliche Voreingenommenheit, in der außer dem alten Thibaut keine Person des Dramas befangen ist und zu deren Vertreterin vor allem Johanna in keinem Falle gestempelt werden darf, will man diese Gestalt nicht jeder allgemein menschlichen Bedeutung berauben, könnte hiergegen etwas einzuwenden haben. Würde Johanna Dunois lieben, so fiele das Ziel ihrer irdischen Wünsche mit dem ihrer göttlichen Berufung zusammen. Die Aussicht, nach der Vollendung ihres Werkes mit dem geliebten Manne vereinigt zu werden, würde sie um so freudiger und leidenschaftlicher zu dieser Vollendung hindrängen. Ein Scheitern ihres Werkes an dieser Liebe auf Grund der Bedingung der Himmelskönigin würde uns als eine unerträgliche Sophisterei erscheinen, und der Dichter würde uns auf diesem Wege niemals von der lebendigen Wahrheit seiner Grundidee überzeugen. Schiller hat das offenbar gefühlt, wenn nicht gewußt. Den männlichen Reizen der französischen Helden gegenüber bleibt seine Johanna kalt, vor ihrem Werben zieht sie sich in die Verschanzung der göttlichen Bedingung zurück. Ein Feind, der bedeutendste Führer des feindlichen Heeres, muß kommen und ihre Liebe gewinnen. Jetzt muß auch der Vertreter der Anschauung, die der Erzbischof von Reims in den angeführten

[1]) Vgl. das Zitat in der Einleitung.

Versen ausspricht, ja selbst der Schwerfälligste und Sinnblindeste, zumal nachdem die Montgomeryszene (II 7) vorausgegangen ist, erleben: diese Liebe Johannas ist ein Verrat an ihrer göttlichen Sendung, führt sie tatsächlich ab vom Wege zu ihrem Ziele.

Aber man kann all diesen Überlegungen beistimmen, man kann die Notwendigkeit von Johannas Verlieben, ja ihres Verliebens in einen Feind zugestehen und doch Anstoß nehmen an der Plötzlichkeit, mit der diese Liebe über die Jungfrau hereinbricht. Eine einfache Betrachtung wird auch dieses letzte Bedenken leicht beseitigen.

Schiller nennt sein Werk eine 'romantische Tragödie', und er tut dies gewiß vor allem im Hinblick auf die bedeutsame Rolle, die das Wunderbare in ihm spielt. Der Kern dieses Wunderbaren ist die göttliche Berufung Johannas zu einem schon für einen Mann schwierigen, für ein Weib, ein Mädchen aber völlig ungewöhnlichen Werke. Wie sie künstlerisch zu rechtfertigen ist, hat kein Geringerer als Hebbel[1]) in der schon wiederholt angeführten Besprechung von Webers 'Wahabitin' mit tiefer, weltanschaulicher Begründung unwiderleglich dargetan und ist hier nicht des weiteren zu erörtern. Für unseren Zweck genügt festzustellen: durch ein göttliches Wunder ist Johanna auf ihre Bahn gelenkt worden, durch ein göttliches Wunder wurde ihr ein unaussprechlich hohes Ziel reinen Strebens geschenkt. Wie klein, wie erbärmlich, wie unwert ihrer göttlichen Berufung müßte sie sein, wie unfaßlich müßte sich der Himmel in ihr vergriffen haben, wenn ein Alltägliches genügte, sie zu beirren. Das aber wäre der Fall, wenn Berger mit seiner Beweisführung[2]) recht hätte. Nein! nicht die allerweicheste Gemütsstimmung, nicht die Werbung der von ihr wertgehaltenen Waffengefährten darf in dieser Richtung ihr seelisches Gleichgewicht stören, ja selbst die Macht des höllischen Versuchers in der Gestalt des schwarzen Ritters muß an ihrer Festigkeit zerschellen. Etwas viel Außergewöhnlicheres, viel Wunderbareres, als es das Erscheinen eines Dämon ist, muß zu diesem Zwecke geschehen: es muß ihr die Verkörperung der Mannesseele gegenübertreten, für die ihre Weibseele der vorbestimmte Raum ist[3]), jenes Erleben muß über sie kommen, aus dem heraus Goethe sein Gedicht schrieb 'Warum gabst du uns die tiefen Blicke'. So ist es denn eigentlich auch unstatthaft, den Vorgang, der sich in der Lionelszene in Johannas Seele abspielt, als Verlieben zu bezeichnen, zumal damit heute meist recht oberflächliche Liebesbeziehungen mit dem Schwerpunkte im rein Sexuellen gemeint werden, und das Wort wurde aus Hebbels Bemerkung nur herübergenommen, weil ein treffender einfacher Ausdruck in der deutschen Sprache fehlt. Gerade deshalb aber kann es gar nicht nachdrücklich genug betont werden: nicht um ein alltägliches Verlieben Johannas handelt es sich in der Lionelszene, sondern um das hohe Wunder des Sichfindens zweier Seelen, um die fast sagenhafte, weil so ungeheuer seltene Liebe auf den ersten Blick. Nur so ist es zu erklären, daß

[1]) Werke XI 135. [2]) Vgl. oben S. 165 f.

[3]) Vgl. zu dieser Ausdrucksweise: Emil Gött, Fortunatas Biß, Gesammelte Werke, herausg. von Roman Woerner, 3. Aufl. München 1920, III 223 und 227.

sich das seelische Erleben Johannas hier aufgipfeln kann zu den Worten: 'Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen!' die den Höhepunkt des ganzen Dramas bilden. Nur so läßt sich aber auch die Plötzlichkeit, mit der Johanna von der Liebe zu Lionel ergriffen wird, wirklich rechtfertigen. Für Gestalten wie die Jungfran Schillers, wert der göttlichen Gnade und Berufung, gibt es kein Schwanken zwischen Gut und Böse — deshalb kann ihr auch seelisch der schwarze Ritter nichts anhaben —, sondern nur Konflikte zwischen sittlichen Pflichten. Das minder Gute ist für sie schon böse. Ein sittlich positiv zu bewertendes Wunder also war nötig, um dem Wunder ihrer göttlichen Berufung, wenn auch nur auf kurze Zeit, Abbruch zu tun, jenes mit unvermittelter Plötzlichkeit auftretende Offenbarwerden von Seele zu Seele. Schiller tut schon vorher (II 1—3), soviel sich da tun läßt, um Lionel als einen würdigen Partner dafür wenigstens anzulegen[1]), und so wird der richtig eingestimmte Leser die Lionelszene ohne weiteres in ihrer Tiefe miterleben. Dem Schauspieler aber stellt sie, das ist nicht zu verkennen, eine schwere Aufgabe. Realistischer oder gar impressionistischer Darstellung wird sie stets mißglücken, da diese sie in den Staub der Alltäglichkeit herabzieht. Die Darstellung muß hier — man erschrecke nicht vor dem Worte — durchaus expressionistisch[2]) sein. Die Seelen müssen tönen in den Versen, und in den Gebärden müssen sie Gestalt gewinnen.

IV

Die Lionelszene leitet den indirekten Beweis ein, den der Dichter für die Lebenswahrheit seiner Idee führen mußte. Sie stellt somit nicht nur den Höhe-, sondern zugleich den Wendepunkt, die Peripetie des Dramas dar. Die schöne Einheitlichkeit, Selbstverständlichkeit und Sicherheit, mit der die Jungfrau bisher, unbeirrt und unbeirrbar, ihren Weg verfolgte, ist dahin. Zu der Pflicht der Befreiung ihres Volkes, die ihr die göttliche Berufung auferlegte, tritt die Pflicht gegen sich selbst, gegen ihre Liebe in unauflöslichen Widerspruch. Oder — was bei einem Drama Schillers wohl statthaft ist — kantisch gesprochen: die Pflicht ihrem Volke gegenüber, die Johanna bisher gar nicht eigentlich als Pflicht empfand, weil sie durchaus ihrer Neigung entsprach, ganz aus ihrem eigenen Wesen erwuchs, wird ihr im Widerstreit der Pflichten überhaupt erst als Pflicht im kantisch strengen Sinne des Wortes bewußt. Bisher in der Naivität ihrer Pflichterfüllung aus Neigung ganz und gar ein Bild dessen, was Schiller selbst als 'schöne Seele' bezeichnet, erfährt Johanna, gestört im Gleichgewicht, in der Harmonie ihrer Seele, nun erst die Unerbittlichkeit (Rigorosität) des Pflichterlebnisses. Diese Erfahrung, spontan schon in der Lionelszene hervorbrechend — 'Was hab' ich getan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!' — befestigt sich aber nur allmählich in ihr. Der zweite große Monolog

---

[1]) Der Charakter Lionels wird erst V 9 und 10 voll ausgestaltet.

[2]) Eine Theorie des Expressionismus in diesem Sinne habe ich in meinem Aufsatze 'Klopstocks Dichtung und unsere Zeit', Zeitschr. für Deutschkunde 1921 S. 433—454, wenigstens anzudeuten versucht.

der Heldin (IV 1) zeigt sie noch ganz in ihrer inneren Zerrissenheit. Doch der Widerstreit der Pflichten, von Kant selbst in seinen ethischen Werken nur unzulänglich, weil zu inhaltlich und rigoros behandelt, verschiebt sich hier auch für den Kantjünger Schiller zu einem solchen zwischen Pflicht und Neigung. Denn die Neigung Johannas, ursprünglich die getreue Bundesgenossin ihrer göttlichen Verpflichtung, steht ja jetzt ganz auf der Seite ihrer irdischen. Daß sie und damit zugleich der Dichter trotz alledem auch dieser sittliche Würde (ethische Dignität) zuerkennt, geht meiner Ansicht nach aus der folgenden Szene mit Agnes Sorel (IV 2) immerhin deutlich genug hervor. Qualvoll leidend unter der Zweiheit ihres eigenen Wünschens und Wollens, sieht die Jungfrau jetzt das Kennzeichen der Heiligkeit, d. h. der sittlichen Vollkommenheit, in der Reinheit und Einheitlichkeit jeden Strebens und ruft infolgedessen der Agnes Sorel, die ausschließlich ihrer Liebe dient, die bedeutsamen Worte zu: 'Du bist die Heilige! du bist die Reine!', damit für den Leser und Zuschauer unzweideutig offenbarend, daß sie ihre eigene Liebe zu Lionel sittlich nicht verwirft als Liebe, sondern nur, weil sie die Reinheit und Einheit ihres eigenen Strebens zerstört hat. So leuchtet auch in dieser kurzen Episode die Grundidee des Dramas in aller Klarheit auf.

Noch immer aber fehlt Johanna die Erkenntnis, daß nur eine kraftvolle Entscheidung für die eine oder die andere Stimme in ihrer Brust sie aus ihrer seelischen Not befreien kann. Zeigt sich das schon in der schlaffen Nachgiebigkeit, mit der sie sich trotz anfänglichen heftigen Sträubens doch noch zur Teilnahme an dem Krönungszuge bestimmen läßt und die schon auf die Lähmung ihrer sittlichen Kraft hindeutet, so noch viel mehr in der Szene mit ihren Schwestern (IV 9). Was schon im Monolog des vierten Aktes als leiser Wunsch anklingt, nimmt jetzt beim Anblick der ländlich unschuldigen Gefährten ihrer Jugend den Ausdruck stiller Hoffnung an. Das Paradies ungetrübter seelischer Harmonie, als das ihr ihre Kindheit vom Standpunkte ihrer augenblicklichen inneren Zerrissenheit aus erscheint, glaubt sie wiedergewinnen zu können, indem sie sich beiden Verpflichtungen, die sie mit sich selbst entzweien, entzieht und als Hirtin in ihr heimatliches Tal zurückkehrt. So ist sie noch weit von ihrer sittlichen Läuterung und der Wiederherstellung der Reinheit ihres Strebens entfernt, weiter sogar als in der Szene mit Agnes Sorel. Denn der Grundidee des Dramas würde eine solche Lösung grundsätzlich widersprechen, würde sie doch hinauslaufen auf die Verherrlichung eines bloß natürlichen, dumpfen Dahinlebens ohne jedes höhere Streben und damit ohne jede sittliche Dominante. Weshalb Schiller den hypothetischen Ausblick auf diese Lösung in Johanna vorübergehend aufdämmern läßt, ist vom Standpunkte seiner Grundidee aus klar. Wer dem Dichter mit der nötigen Vertiefung gefolgt ist, soll selbst das täuschend Nichtige dieses Ausblicks sofort erfassen. Seine Aufzeigung bildet somit einen wichtigen Bestandteil in der indirekten Beweisführung des Dichters und zeigt zugleich, wie weit dieser unter der Führung Kants über seine Rousseauschen Anfänge hinausgewachsen ist.

Das Sehnen Johannas nach neuer Reinheit, deren Möglichkeit sie, wie

eben erörtert, zunächst in falscher Richtung sucht, bereitet den Boden für ihre Prüfung und Läuterung. Des alten, abergläubischen Vaters Thibaut schwere Anklagen, die sie vor dem Könige, seinen Getreuen und allem Volke höllischer Zauberkünste beziehtigen, könnte die Jungfrau wohl leicht entkräften, aber auf seine unmittelbaren Fragen muß sie die Antwort schuldig bleiben. Sie kann von sich nicht mehr sagen, daß sie 'zu den Heiligen und Reinen' gehöre, ohne gegen die Stimme des Gewissens in ihrer Brust zu handeln; sie kann nicht behaupten, daß 'der Feind' nicht in ihrem Herzen wohne. Mit vollem Vorbedacht und klarer Absicht wählt Schiller hier wie schon in der Szene mit Agnes Sorel die Zweideutigkeit der Worte, um zu seinem Ziele zu gelangen. Dieses aber ist zu zeigen, wie die durch die Zwiespältigkeit ihrer Seele erzeugte innere sittliche Kraftlosigkeit Johannas auch ihre äußere Machtlosigkeit bedingt, wie — im Sinne der Grundidee des Dramas gesprochen — die Zerstörung der Reinheit und Einheitlichkeit des Strebens die Erreichung des erstrebten Zieles unmöglich macht. Der Verlust des allseitigen, fast grenzenlosen Vertrauens und die Verbannung Johannas verleihen dieser Folgerung die nötige sinnliche Anschaulichkeit, und der Dichter hat den Vorteil, dabei geschichtlich beglaubigte Vorgänge seiner Fabel in dichterisch freier Ausgestaltung benützen zu können.[1])

Damit ist ihm der erste Teil seiner indirekten Beweisführung gelungen. Bei dem zweiten, beim Aufzeigen der Tatsache, daß mit der Wiederherstellung der Reinheit und Einheitlichkeit des Strebens auch die alte Erfolgsicherheit zurückkehrt, kann er dagegen der Geschichte nur zum kleinsten Teile folgen, wenn sie ihm auch eine der wichtigsten Versinnlichungsmöglichkeiten dazu liefert.

Im Ardennenwalde treffen wir zu Beginn des fünften Aufzuges Johanna wieder und gewinnen bald (V 4) einen tiefen Einblick in die seelische Wandlung, die sich inzwischen in ihr vollzogen hat. Läßt es der Dichter in der großen Szene vor dem Portal der Kathedrale zu Reims zunächst ungewiß, welche Gemütsbewegungen dem starren Schweigen Johannas zugrunde liegen, — wenn es der Leser und Zuschauer auch gewiß nicht wie die handelnden Personen als ein stilles Eingeständnis einer Schuld im Sinne Thibauts oder gar als Zeichen der Verstocktheit auslegen kann und darf —, so enthüllt sich nunmehr durch ihre Worte zu Raimond, was damals in ihr vorging, allerdings z. T. nur mittelbar. Denn in zarter Keuschheit des Empfindens verschweigt sie auch jetzt das, was sie als ihre Schuld empfand. Das Zusammentreffen mit Lionel bleibt unerwähnt, und die Verwirrung, die ihr daraus erwuchs, deutet sie nur mit allgemeinen Worten an. Um so ausdrücklicher und klarer aber

[1]) Geschichtlich spitzten sich die Vorgänge nicht so dramatisch bis zu einer Verbannung Johannas zu, doch wurde ihr nach der Krönung zu Reims und vor allem nach ihrem ersten Mißerfolg bei St. Denis am Hofe stark entgegengearbeitet, so daß sie sich schließlich veranlaßt fühlte, diesen zu verlassen, 'um auf eigne Hand eine Freischar gegen die Engländer zu führen'. Bei einer dieser Unternehmungen geriet sie in Gefangenschaft. Vgl. Weber-Baldamus, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte, 21. Aufl., Leipzig 1902, II 698. Aus dem Sonderschrifttum sei noch hingewiesen auf: Michelet, Jeanne d'Arc, 8. Aufl. Paris 1904 und Mahrenholtz, Jeanne d'Arc in Geschichte, Legende und Dichtung, Leipzig 1890.

spricht sie die Erkenntnis aus, die durch die Wendung ihres Schicksals endgültig in ihr befestigt worden ist, nachdem sie ihr schon früher einmal aufgedämmert war.

> Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott;
> Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!
> Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
> Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

sagt sie sich selbst schon im Monolog des vierten Aktes. Doch der Gedanke kann hier noch keine Herrschaft über sie gewinnen, wird wieder verschlungen von ihrem Sehnen nach Ruhe und innerem Frieden. Erst mitten in der Prüfung erhebt er von neuem sein Haupt, und nun unterwirft sich ihm Johanna bedingungslos.

> Verdient' ich's, die Gesendete zu sein,
> Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?

fragt sie Raimond und begründet damit ihr Schweigen den Anklagen des Vaters gegenüber. Zugleich zeigt sie damit, daß dieses den ersten tatsächlichen Schritt zu ihrer Läuterung bedeutet. Was sie bis zu ihrem Zusammentreffen mit Lionel aus naiver, glaubensfreudiger Hingabe, aus Neigung war, das will sie jetzt auf Grund eines sittlichen Entschlusses, aus Pflicht wieder sein, oder mehr noch: ist sie wirklich wieder geworden: das blinde Werkzeug in der Hand Gottes. Der Konflikt in ihrer Seele ist, wie Hebbel[1]) sagt, 'durch eine letzte, höchste, nun aber rein menschliche und sittliche Kraftanstrengung' gelöst.

Ist diese Lösung endgültig? Wird die Gesinnungsänderung Johannas von unverrückbarem Bestande sein? Nachdem sie einmal sich verirrt, hat sie ihrerseits keinen Anspruch mehr auf blindes Vertrauen. Und deshalb muß sie der Dichter einer letzten, schwersten Prüfung aussetzen. Die Geschichte gibt ihm die Handhabe dazu. Johanna gerät in die Gefangenschaft der Engländer, muß noch einmal Lionel von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten. Sie fürchtet sich davor, mißtraut sich selbst und möchte sich der Prüfung durch den Tod entziehen, den sie von der Hand der englischen Soldaten fordert. Und die Prüfung fällt noch viel schwerer aus, als sie geahnt hat. Wurde beim ersten Zusammentreffen sie von Liebe zu Lionel erfaßt, so trägt dieser jetzt ihr, die hoffnungslos der blutgierigen Rachsucht ihrer Feinde ausgeliefert ist, seine Liebe entgegen und zeigt zugleich die Annahme seiner Werbung als den einzigen ihr noch offenstehenden Rettungsweg, sich mit seinem Edelmute nachträglich als einen durchaus würdigen Gegenstand ihrer Liebe ausweisend. Aber Johanna hat sich zu ihrer Reinheit, zur Reinheit ihres Strebens zurückgefunden. Nichts will sie mehr für sich, alles nur für ihr Volk. Und so erwächst ihr von neuem zunächst die innere sittliche Kraft, dem Werben Lionels zu widerstehen, sei's um den Preis ihres Lebens. Auch die noch folgende Steigerung der Prüfung, die drohende Niederlage der Ihren kann sie nicht mehr beirren. Da erst gewinnt sie, als treu erfunden, auch ihre wunderbare, gottentstammende äußere

[1]) Werke XI 135.

Macht zurück. Sie zerreißt die Ketten, die sie fesseln. In Windeseile ist sie beim Heere der Franken. Der schon sicher winkende Sieg wird den Engländern entrissen, in eine vernichtende Niederlage verwandelt. Die Grundidee des Dramas triumphiert: reines Streben führt zum Ziele. Was will es besagen, daß Schiller hier die geschichtliche Überlieferung durchbrach? Sein Drama ist ein idealistisches: nicht die Geschichte der Jungfrau von Orleans an sich, sondern eine Idee soll an der Hand ihrer Geschichte dargestellt werden. Und diese Idee erfordert diesen Schluß.

Erfordert sie aber auch den Tod Johannas, wie er in der letzten Szene vorgeführt wird? Man kann der Frage eine andere entgegenstellen: Was soll mit der Jungfrau nach dem endgültigen Siege der Franzosen, nach der Vollendung ihres Werkes werden? Der Sinn ihres Lebens ist ihre Aufgabe. Ihre Aufgabe ist erfüllt. Der Versuch, ihrem Leben willkürlich einen anderen Sinn zu geben, brachte sie an den Rand des Verderbens. Soll der Dichter seine Heldin ein sinnloses Leben weiterschleppen lassen? Wäre das nicht eine Form des tragischen Unterganges, so unerhört gräßlich, daß wir sie gar nicht zu ertragen vermöchten? Ich glaube, dieser indirekte Beweis reicht hin, zu erhärten, daß Schiller die Verklärung Johannas im Tode wählen mußte, um sein Werk zum Abschluß zu bringen.

Damit aber sind auf Grund der Einsicht in die idealistische Wesensart von Schillers Jungfrau von Orleans alle Einwände entkräftet, die gegen Wendepunkt, Abstieg und Katastrophe dieses Dramas erhoben worden sind, und das Ergebnis der vorliegenden Betrachtungen kann ohne jeden Vorbehalt, auch ohne den von Hebbel gemachten, in die Worte dieses Dichters zusammengefaßt werden, der von Schillers Werk, trotz seiner uns erklärlichen persönlichen Abneigung, bekennt: 'Der Bau seiner Tragödie ist unanfechtbar.'

* * *

Wie im Anschluß an meine Ausführungen über 'Tassoprobleme' [1]) möchte ich auch an dieser Stelle wieder betonen, daß die vorliegenden Gedankengänge schon in Untersekunda, wo Schillers 'Jungfrau von Orleans' zumeist gelesen wird, den Schülern nahegebracht werden können. Ja, ich kann bekennen, daß sie mir buchstäblich aus dem Deutschunterricht auf dieser Klassenstufe erwachsen sind. Bei der Besprechung der Lionelszene sowie des vierten und fünften Aktes stand ich selbst noch ganz auf dem Standpunkte, wie er einerseits von Platen und Hebbel, andererseits von Bartels eingenommen worden ist, und ich habe grundsätzlich meinen Schülern gegenüber daraus kein Hehl gemacht. Doch ließ mir die Sache keine Ruhe, da ich immer weniger annehmen konnte, Schiller habe sich derartige grobe Fehler zuschulden kommen lassen. Die Ergebnisse meiner Nachprüfung habe ich oben dargelegt. Ich hielt es für meine Pflicht, auch meine Schüler über den Wandel meiner Auffassung nicht im unklaren zu lassen, vermied es aber, meine neue Erkenntnis ihnen einfach mitzuteilen. Von dem Gedanken ausgehend, daß angesichts der Feststellung solcher Mißgriffe nicht nur der Dichter, sondern auch wir schuld sein könnten und im Zweifelsfalle auch sicherlich

[1]) Neue Jahrb. 1919 XLIV 143 f.

wären, erhob ich vielmehr die Frage, ob die 'Jungfrau von Orleans' ein idealistisches oder ein realistisches Drama sei. Da der Unterschied im Sommer bei der Lektüre des 'Tell' und des 'Prinzen von Homburg' erörtert war, konnte ich begründete Antworten erwarten. Die Vermutung, es handle sich um ein realistisches Drama, wurde aus dem Schülerkreise selbst durch den Hinweis auf die typisierende Technik (nach der sprachlichen Seite früher an den beiden Monologen Johannas behandelt) und auf die starke Abweichung des Schlusses vom geschichtlichen Vorbilde zurückgewiesen. Nun wurde nach der Idee des Dramas gefragt. Die Schüler fanden sie, durch einige Hilfsfragen geleitet, in der Fassung des Stückes richtig heraus und kamen auch selbst zu der allgemeineren Formulierung. Eine Erinnerung an die ihnen aus der Mathematik bekannte Methode des indirekten Beweises führte weiter. Johanna mußte für kurze Zeit untreu werden, sich verlieben. Warum in einen Feind? Warum so plötzlich? Und nun entwickelte sich alles Weitere ganz glatt. Zum Schluß standen Schiller und, was mir pädagogisch doch wichtig erscheint, auch ich gerechtfertigt da. Das Eingestehen meines Irrtums hat mich in den Augen meiner Schüler gewiß nicht herabgesetzt, obwohl ich ihn nicht etwa durch Berufung auf die oben erwähnten Vertreter meiner früheren Ansicht entschuldigt habe. Die Schüler selbst aber waren bei dieser Gelegenheit in das Wesen des idealistischen Dramas tiefer eingedrungen als mancher Literarhistoriker und hatten gleichzeitig ein gutes Stück der Methode literaturgeschichtlicher und ästhetischer Forschung durch eigene Erfahrung kennengelernt. Die Klasse war keineswegs geistig besonders rege oder bedeutend, so daß ein Versuch in besser begabten Klassen sich noch mehr lohnen dürfte.

WISSENSCHAFTLICHE ANFÄNGERARBEITEN IN DER PRIMA DER GYMNASIEN

Von Max Gottschald

Ob nicht mancher Leser den Kopf schütteln wird, wenn er die Überschrift dieses Aufsatzes liest? Daß die höheren Schulen zu wissenschaftlicher Arbeit erziehen sollen, das gibt zwar jeder zu; sollen sie aber deshalb selber wissenschaftliche Arbeiten anfertigen lassen, und seien es auch nur Anfängerarbeiten? Verschwindet da nicht die Grenze zwischen Gymnasium und Universität? Dieser Frage möchte ich da nun die andere entgegenhalten: Ist diese Grenze in der Schärfe, wie sie heute besteht, überhaupt berechtigt? Von seiten der Volksschullehrerschaft wird immer wieder die Einheit des gesamten Unterrichtswesens betont, ja behauptet, den Unterricht im fünften bis siebenten Schuljahre — viele gehen sogar noch darüber hinaus — könnte die Volksschule ebensogut, wenn nicht besser erteilen als die höhere Schule. Und doch, wer selbst Sextaner unterrichtet hat, vor allem aber, wer schon einmal ältere Schüler von der Volksschule übernommen hat, der weiß, daß ein großer Unterschied in der Arbeitsweise der beiden Schularten besteht. Scharf aber ist die Grenze nicht, und der kleine Sextaner findet sich bald ohne gar zu große Schwierigkeit in den neuen Betrieb hinein. Ganz anders jedoch steht es mit unseren Primanern, wenn sie die Schule verlassen haben und zur Universität oder Technischen Hochschule gekommen sind. Hier besteht nicht eine Grenze, hier klafft ein Riß. Der

Primaner gleicht, um ein Bild zu gebrauchen, einem Schwimmschüler, der bisher an der Leine seines Lehrers, getreu nach dessen Anweisungen, in einem eng begrenzten Becken geschwommen hat und nun auf einmal hinausschwimmt in das unendliche Meer. Gewiß, wessen Kräfte ausreichen — und andere gehören überhaupt nicht auf die Universität —, der gewöhnt sich über kurz oder lang auch an die neuen Aufgaben, er findet seinen Weg auch in das Meer hinein, aber viele kostbare Zeit geht oft dabei verloren. Früher mochte man sich damit trösten, daß es für den Akademiker gerade gut sei, wenn er seinen Weg selber finde. Gewiß, das war richtig, wenn ich auch manchen kennen gelernt habe, der dies reichlich spät tat; aber heute ist es wohl kein Schade, wenn diese Zeit der Versuche ein wenig abgekürzt wird.

Die Bewegungsfreiheit in den Primen hat ja manches gebessert; sie soll den Schüler auf dem Gebiete, für das er sich entschieden hat, weiter hinausführen; indes mir scheint, daß diese Vorteile doch eigentlich nur den Primanern der mathematischen Abteilung zugute kommen. In der sprachlichen ist alles im wesentlichen beim alten geblieben, ja das gute Alte wird keineswegs immer erreicht. Manches gute Neue ist freilich auch dort eingezogen; die Lektüre schließt nicht mehr mit Demosthenes und Tacitus ab, sondern führt hinaus in die hellenistische und spätlateinische, gelegentlich auch in die mittelalterliche lateinische Literatur, die bildende Kunst kommt zu größerem Recht, und doch — es ist immer noch das Schwimmen in dem eng begrenzten Becken, während der Schüler der realistischen Prima seine selbständigen naturwissenschaftlichen Versuche machen darf. Und die Leistungen? Sind sie wirklich denen früherer Zeiten gleichwertig? Jeder, der weiß, daß sie es nicht sind, sucht nach Gründen dafür, und die sind ja so bequem zu finden: Kurzstunden, Kohlenferien, Beschneiden des grammatischen Lehrstoffes, Verwilderung der Jugend, Vergnügungssucht, Unterernährung, Nervosität, kurz und gut, oder kurz und schlecht: vor allem der Krieg. Denn daß unsere Jungen etwa dümmer geworden sind, als ihre Väter waren, das wird wohl kein *laudator temporis acti* behaupten. Die anderen Gründe sind zwar gewiß hörenswert, doch ließe sich auch gegen sie manches einwenden. Klagte man nicht schon vor 1914 über den Rückgang der Leistungen? Und daß heute nicht mehr so stark gekneipt wird wie früher, das müßte doch auf der anderen Seite ins Gewicht fallen. Sollte da der Hauptgrund nicht anderswo zu suchen sein?

Wenn der Tertianer über die Moduslehre oder die griechischen unregelmäßigen Verba jammert, so kommt man mit einem sanften oder kräftigen Zwang darüber hinweg, und der Primaner, zumal wenn er selber Privatstunden gibt, sieht ein, daß die Sache in der Ordnung ist. Aber daß er selber noch Grammatik treiben soll, das sieht er weder als Primaner noch in späteren Jahren ein, wenn er längst die Schule verlassen hat und über frühere Verdrießlichkeiten ruhiger denkt. Denn was sind die deutsch-lateinischen Arbeiten in der Prima anderes als gesteigerte Tertianer- und Sekundaneraufgaben? Und an diesen soll er seine Reife für die Hochschule beweisen! Keine Arbeit aber fällt dem Menschen schwerer, keine gerät auch schlechter als die, deren Zweck

er nicht einsieht. Wie oft ist die lateinische Grammatik im Laufe der Jahre durchgearbeitet worden! Die Regeln darin, der Primaner kennt sie alle oder doch fast alle, und wenn dann ein Extemporale geschrieben wird — welche Menge der törichtesten Fehler selbst bei Schülern, die in der Tertia ganz brauchbare Arbeiten geliefert haben und die man auch nicht als liederlich bezeichnen kann, von den schwächeren Geistern ganz zu schweigen! Man ist schon froh, wenn man wenigstens ein erträgliches Latein zu lesen bekommt, stilistischen Glanz erwartet wohl niemand mehr. Was in deutsch-lateinischen Übersetzungen geleistet werden kann, das hat uns neuerdings Preiser in seinen Pensa Latina gezeigt, aber durch sie wird man erst so recht den weiten Abstand gewahr, in dem unsere Primanerarbeiten stehen. 'Wenigstens in Schönheit sterben' soll das Lateinschreiben nach Preisers Wunsch; ob aber andere Primanerlehrer als ich diese Schönheit bei der Korrektur ihrer Extemporalien bemerkt haben? Ich fürchte, das Lateinschreiben stirbt in Unschönheit dahin. Der Primaner hat kein Interesse daran; und der Lehrer? Pflichtgemäß bewahrt er sein Interesse; aber Freude, wie sie doch auch der grammatische Unterricht in den Tertien ohne jeden Zweifel bieten kann, die findet er schwerlich mehr. Wie soll da etwas herauskommen, was des Schweißes der Edlen wert ist?

Man hüte sich aber sehr vor dem Irrtum, daß diese Unlust, die die Primaner beim grammatischen Betriebe zeigen, gleichbedeutend sei mit einer Abneigung gegen den Humanismus überhaupt. Davon sind wir glücklicherweise weit entfernt. Gewiß, dem einen oder anderen ist das ganze Latein und Griechisch — auch die Lektüre — verhaßt, und daß die Schüler Horaz und Cicero nicht ebensohoch einschätzen wie ihr Lehrer, das soll sogar öfter vorkommen, aber über eine vorherrschende Abneigung oder auch nur Interesselosigkeit gegenüber dem klassischen Altertum kann man doch nicht klagen.

Nun, der Rat, einfach die deutsch-lateinischen Arbeiten, mindestens in der Prima, abzuschaffen, ist oft genug gegeben worden, und es soll ja auch schon humanistische Gymnasien im Deutschen Reiche geben, die ihn befolgt haben. Indes, dieser Verzicht hat doch auch seine starken Bedenken. Bei der Gabelung in den sächsischen Gymnasien würde die sprachlich-geschichtliche Abteilung (S) einer ihrer schwierigsten Aufgaben beraubt werden, während in der mathematisch-naturwissenschaftlichen (M) nach wie vor dieselben hohen Anforderungen in den mathematischen Fächern bestehen blieben. Die natürliche Folge davon wäre, daß alle die Schüler, die, wie man sagt, das Brett immer an der dünnsten Stelle zu bohren pflegen, auf einmal eine ganz besondere Begeisterung für das klassische Altertum bei sich entdeckten und nun die Hauptmasse der sprachlichen Abteilung bildeten. Das aber mögen die Götter verhüten.

Ich selber habe mir schon seit langem Gedanken darüber gemacht, wie man den Primanern Aufgaben stellen könnte, die wirklich ihrer würdig wären, bei denen sie auch selbst das Bewußtsein ihrer Zweckmäßigkeit hätten und an die sie daher nicht mit derselben Verdrossenheit heranträten wie an die Pensa und Extemporalien. Eine geeignete Grundlage zu einem Versuche schienen mir

unsere Facharbeiten zu bilden, d. h. jene kleinen entweder zu Hause oder in der Klasse anzufertigenden Ausarbeitungen über irgendein Thema aus dem Gebiete des lateinischen, griechischen oder physikalischen Unterrichts, und zwar wollte ich versuchen, Arbeiten schreiben zu lassen, wie sie wohl in Anfängerübungen an der Universität, in philologischen oder althistorischen Proseminaren verlangt werden könnten. Dabei galt es vor allem, jede Übertreibung in den Anforderungen zu vermeiden, und ich habe die Schüler auch selbst darüber aufgeklärt, wie viel und wie wenig ich von ihnen erwarte, daß zumal die Fähigkeit zur Kritik noch keiner von ihnen haben könne. An wissenschaftlichen Dilettantenarbeiten war mir nichts gelegen, und mit Grausen denke ich noch oft daran, wie mir einst ein älterer Seminarist erzählte, als Vortragsthema hätte er erhalten: Die religiösen Anschauungen der griechischen Tragiker. Angeschwindelt hat mich der junge Mann sicher nicht, und er glaubte auch, mit Hilfe einiger Reclamübersetzungen seine Aufgabe befriedigend lösen zu können. Andererseits aber durfte ich auch nicht gar zu ängstlich sein. Ich brauchte ein Thema nicht ohne weiteres deshalb zu verwerfen, weil seine einwandfreie vollständige Bearbeitung nur in einer Doktorarbeit zu erwarten wäre. Wenn im deutschen Unterricht die Primaner über Kleist, Hebbel oder Hauptmann Aufsätze schreiben und Vorträge halten, so nimmt ja auch niemand Anstoß daran, wenn diese Arbeiten nicht so ausfallen, als ob sie ein Student verfaßt hätte.

Um nun ja jeden nach seiner Neigung arbeiten zu lassen, stellte ich im vergangenen Winter sowohl im lateinischen Unterricht der sprachlichen Oberprima als auch im griechischen der mathematischen die Themen zur Wahl; ja ich diktierte sogar doppelt so viele Themen, als es Schüler waren, und gab auch einige Erläuterungen dazu, welche Arbeiten besonders schwierig wären. Zu meiner Freude haben sich die Schüler aber größtenteils an diese Warnungen nicht gekehrt, sondern sich nur vom Interesse am Gegenstande leiten lassen.

Ich führe nun die gewählten Themen nach der Sitzordnung der Gesamtoberprima an, zugleich mit den erteilten Zensuren, wobei ich bemerke, daß ich eine Anzahl von Arbeiten auch mehreren Amtsgenossen zur Prüfung vorgelegt habe, um einen sicheren Maßstab für die Zensierung zu erhalten und nicht aus Freude über die Ergebnisse zu günstig zu urteilen:

1. (M.-Abt.) Der Parthenonfries (Zensur I). 2. (M) Die Überlieferung des Altertums über Aristippos (Ib). 3. (S-Abt.) Der Sturz des Sejanus (IIa). 4. (S) Die Bemühungen des Augustus um die sittliche Wiedergeburt des römischen Volkes (IIa). 5. (M) Die Belagerung von Tyros (I). 6. (M) Pessimismus im Altertum (Ib). 7. (M) Die Eroberung Thebens durch Alexander (I). 8. (M) Die Schlacht bei Mantineia (IIa). 9. (S) Cäsars Tod (Ib). 10. (M) Theokrit I—III und Vergil. Ecl. VIII 46 ff. (IIa). 11. (M) Die Überlieferung des Altertums über Antisthenes (II). 12. (S) Die Schlacht im Teutoburger Walde (Ib). 13. (M) Pseudo-Xenophons Schrift *Περὶ πόρων* (Ib). 14. (S) Die Besiegung der Usipeter und Tencterer (Ib). 15. (S) Die Schlacht bei Zama (II). 16. (S) Der Inhalt von Quintilians Inst. or. I 1 und I 10 (II). 17. (M) Pseudo-Xenophons *Πολιτεία Ἀθηναίων* und die Leichenrede des Perikles (IIa). 18. (M) Die Befreiung Thebens (IIIb). 19. (S) Der Krieg des Spartacus (IIa).

Für den, der sich über die Zensuren wundert, will ich gleich sagen, daß es sich bei der Klasse um einen guten Jahrgang handelte, und ferner bin ich allerdings der Meinung, daß man auch die reine I nicht für Wunderkinder aufheben soll, sondern daß sie auch dann zu erteilen ist, wenn ein Schüler seine Aufgabe so gelöst hat, wie man es von einem guten Schüler überhaupt erwarten kann. Im einzelnen bedürfen die Themen aber noch einer Erklärung. Das erste hatte ursprünglich allgemein gelautet: Der Parthenon; eine Beschränkung behielt ich mir vor. Da es der Primus omnium wählte, der Baukunst zu studieren gedenkt, so überließ ich es ihm ruhig, sich erst einmal in den ganzen großen Stoff einzuarbeiten und sich dann selber das eigentliche Thema zu stellen. Auch das will ja gelernt sein. Nach längerem Schwanken entschied er sich dann verständigerweise dafür, den Fries zu behandeln. Benutzt wurden vor allem Michaelis, Furtwängler und Overbeck; in einzelnen, oft ganz guten Beobachtungen, z. B. über die Linienführung, ging er über diese selbständig hinaus. Zum zweiten Thema und damit überhaupt zu allen historischen Themen sei bemerkt, daß es sich immer nur darum handelte, die Überlieferung des Altertums ohne jede Kritik wissenschaftlich genau festzustellen, sie wenn möglich zu einem einheitlichen Bilde zu verarbeiten, andernfalls die verschiedenen Berichte gesondert vorzuführen. Jedenfalls war über alle Abweichungen unter Stellenangabe genau zu berichten. Neuere Literatur sollte nicht benutzt werden. Die Vorgeschichte einer Schlacht ließ ich nur nach einer einzigen zuverlässigen, aber kürzeren Quelle behandeln, während für das Hauptereignis selbst die gesamte Überlieferung verwertet werden mußte Für Aristippos und Antisthenes kamen natürlich feinere Anspielungen, die man etwa bei Platon entdeckt hat oder entdeckt zu haben glaubt, nicht in Betracht; es genügte also ungefähr das Material, das einem Philologen des XVIII. Jahrh. vorlag, denn die Art der Arbeit, nicht ihr wissenschaftliches Ergebnis war der Zweck der Übung. Freilich sind die Schüler nicht imstande, sich die Literatur selber auszusuchen; daher habe ich jedem die Stellen auf einem Zettel angegeben und ihm die betreffenden Bücher aus der Schulbücherei ausgehändigt.

Das Thema über den Pessimismus mag manchen erschrecken, der nicht bedenkt, daß es Pessimismus, und nicht der Pessimismus im Altertum lautet. Auch hier sollte keine Dilettantenarbeit über ein ungeheueres Gebiet geliefert, sondern gezeigt werden, wie sich im Gegensatz zu der Ansicht, die Schiller in den 'Göttern Griechenlands' ausgesprochen hat, bei einer großen Anzahl von Schriftstellern, die im Gesichtskreise des Schülers liegen, von Homer bis auf Tacitus, eine pessimistische Stimmung zeigt, und wie sie von diesem und jenem auf seine eigene Weise überwunden wird; man denke vor allem an den Schluß der Platonischen Apologie und an Horaz, um da die größten Gegensätze zu wählen. Vieles aber, wie den Begriff der *ἄτη*, des *ἀλάστωρ* und dgl. habe ich ruhig beiseite gelassen, ebenso natürlich die ganze Trostschriftenliteratur. Der König Ödipus war im Sommer Klassenlektüre gewesen. Theokrit hatte ich im Jahre vorher mit einer Oberprima gelesen und damals den Schülern

Hektogramme mit einem Abriß der Grammatik der dorischen Mundart und den unbekannten Vokabeln gegeben. Ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit der Schulwörterbücher wäre sonst die Lektüre des Dichters durch das fortwährende Nachschlagen kein Genuß für die Jungen gewesen. Jetzt kamen mir diese Hektogramme für die Theokritarbeit sehr zugute. Auch für die Schlacht im Teutoburger Walde kam nur die gesamte schriftliche Überlieferung des Altertums und der Xantener Centurionengrabstein in Frage; mit den modernen Hypothesen, mit Geländeuntersuchungen, Marschberechnungen usw. hatte der Schüler nichts zu tun. Die Arbeit aus Quintilian war eine der wenigen Inhaltsangaben und entsprach dem musikalischen Interesse des Schülers. Zur 17. Arbeit bemerke ich, daß die Leichenrede des Perikles im Sommer in der Klasse gelesen worden war.

Wenn ich jetzt auf diese Arbeiten zurückblicke, so denke ich an die gewiß oft nicht leichte Korrektur mit großer Befriedigung, was ich von den Pensen und Extemporalien wahrlich nicht sagen kann. Und ebenso haben mir mehrere Schüler ganz unbefangen im Gespräch versichert, daß auch sie ihre Befriedigung bei der Arbeit gefunden haben. Der Letzte der Klasse, der den Krieg des Spartacus dargestellt hatte, ein künftiger Mediziner, erklärte mir sogar, es sei in den ganzen neun Jahren seiner Gymnasialzeit die erste Arbeit gewesen, die er mit Liebe gemacht hätte, und ein anderer sagte, nun hätten sie einmal beweisen können, daß sie auf dem Gymnasium doch wirklich etwas gelernt hätten. Die Vorteile liegen also auf der Hand: es sind Arbeiten, die der geistigen Reife der Primaner entsprechen, die ihnen und dem Lehrer Freude machen, und die die Brücke schlagen vom Gymnasium zur Universität. Daß es sich nur um philologische Themen handelt, schadet dabei ebensowenig, wie es dem künftigen Juristen schadet, wenn er in der realistischen Abteilung chemische oder biologische Versuche anstellt.

Da aber jedes Ding seine zwei Seiten hat, so haben natürlich auch diese Arbeiten ihre Schattenseite, und es gilt zu fragen, ob nicht triftige Bedenken gegen ihre Einführung sprechen. Man hat mir da vorgehalten, daß sie eine neue schwere Belastung für den Lehrer darstellten, und daran ist ja auch nicht zu zweifeln. Aber man bedenke, daß Facharbeiten in Sachsen in jedem Halbjahr nur eine bis zwei geschrieben werden, und daß die Zahl der sonstigen schriftlichen Arbeiten herabgesetzt werden soll. Bei diesen erfordert aber zumal die Auswahl eines geeigneten deutschen Originaltextes zur häuslichen Übersetzung ebenso wie die Korrektur auch eine gehörige Arbeit. Will man wirklich nicht etwas mehr Arbeit in den Kauf nehmen, wenn dafür Lehrer und Schüler Freude an der Leistung haben? Im Ernst kann dieses Bedenken nicht aufrechterhalten werden.

Ganz anders steht es mit dem Einwande, daß die Arbeiten eine Überlastung der Schüler bedeuteten. Auch hier sei zuerst gesagt, daß Lust und Liebe zum Dinge Müh' und Arbeit geringe machen, und dann, daß unsere Primaner, zumal an den Schulen, wo man die schönen Vierzigminuten-Stunden hat, ruhig auch eine kleine Vermehrung der Arbeitszeit vertragen. Im übrigen ist es gar

nicht so schwer, ihnen auch einige Erleichterung zu schaffen. Selbstverständlich ist das sorgfältige Durcharbeiten vieler Seiten griechischen und lateinischen Textes eine gehörige Leistung. Wo es angeht, wird man ja gern kommentierte Ausgaben zur Verfügung stellen, aber nie und nimmer deutsche Übersetzungen. Das ist ja gerade ein Hauptvorzug dieser Arbeiten, daß man da viel besser als sonst sehen kann, was der Schüler wirklich leistet. Auf Cassius Dio, Quintilian, Pseudo-Xenophon und so weiter ist selbst die bestassortierte, von Generation zu Generation weitervererbte Schwartenbibliothek nicht eingerichtet. Bis der Buchhandel aber unter den heutigen Verhältnissen die Übersetzung beschafft, ist die Arbeitszeit ganz oder zum größten Teile verstrichen. Außerdem sind sie — es handelt sich ja meist um mehrere — für den Geldbeutel der Mehrzahl unserer Schüler zu teuer. Einzelne Fehler in mehreren Abhandlungen bewiesen mir auch ganz deutlich, daß die Arbeit ohne solche Hilfe angefertigt war. Also hier gilt es wirklich einmal, eigenes Können zu zeigen. Beim Extemporieren zeigt es sich zwar auch, aber wie oft ist da der Schüler verwirrt und dadurch behindert. Hier dagegen hat er Zeit und Ruhe, sich jeden Satz genau zu überlegen. Aber freilich, er muß sich vielleicht in fünf, sechs ganz verschiedene Schriftsteller einlesen, deren jeder einen eigenen Stil und oft ein ganz unklassisches Latein oder Griechisch schreibt, und man weiß, wieviel Mühe das jedesmal schon bei der Klassenlektüre kostet. Gar so mitleidig braucht man aber hierin mit den Oberprimanern nicht zu sein, wenn man bedenkt, daß sich z. B. der junge Jurist auf der Universität auch in sein Corpus iuris einlesen muß. Und auch diese Schwierigkeit läßt sich überwinden. Die griechischen Texte habe ich möglichst in den Didotschen Ausgaben lesen lassen, wo die beigedruckte lateinische Übersetzung es dem Schüler ermöglicht, festzustellen, ob er die Stelle richtig verstanden hat, und wenn keine Didotsche Ausgabe vorhanden war, so tat eine alte Ausgabe aus dem XVIII. Jahrh. dieselben Dienste und fand, statt in der Bücherei Staub zu fangen, wieder nützliche Verwendung. Bös ist es natürlich, daß die Schulwörterbücher für solche Arbeiten nicht ausreichen. Hat man die Schüler aber im Unterricht, zumal im griechischen, planmäßig darin unterwiesen, die Bedeutung unbekannter Wörter immer zuerst durch Ableitung von bekannten Stämmen selber zu suchen, ehe sie zum Wörterbuch greifen, so kommen sie schon über manches hinweg; sonst muß man ihnen eben für ein paar Tage ein vollständiges Wörterbuch leihen, und schließlich, wenn alles andere nichts hilft, mag der Schüler ruhig kommen und bitten, daß man ihm die Stelle erklärt. Der Student bespricht sich ja auch mit dem Dozenten über dies und jenes Problem seiner Arbeit, ohne daß deren Selbständigkeit ernstlich leidet. Manche Schüler, nicht alle, auch nicht alle schwächeren, haben von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht. Auch praktische Winke kann man geben, z. B. wie man das Material beim Sammeln verzettelt, um es bequemer verarbeiten zu können. So läßt sich die Mühe schon hie oder da erleichtern, und auch sonst läßt sich einer Überlastung vorbeugen. Die M-Abteilung, mit der ich gerade Platons Politeia las, teilte ich in zwei Hälften und befreite jedesmal die eine drei Wochen lang vom Präparieren. So ge-

wannen die Schüler Zeit, ihre Texte zu lesen, ohne daß die Klassenlektüre Schaden litt. In der S-Abteilung las ich unterdessen aus Harders Lesebuch Apuleius' Amor und Psyche, wobei die Schüler sowieso nicht präparieren konnten. Und schließlich kann man auch auf Wünsche nach Möglichkeit Rücksicht nehmen; dem Lehrer liegt ja selber gar nichts daran, sämtliche Arbeiten, die er doch nur allmählich korrigieren kann, an einem einzigen Tage zu erhalten. Also mag der Schüler ruhig selbst einen Vorschlag für den Abgabetag machen; besser ist es jedenfalls, er vollendet erst einmal seinen deutschen Vortrag oder seine mathematische Hausarbeit und geht dann in Ruhe an seine Facharbeit, als daß sich alles zusammendrängt und eins unter dem anderen leidet. An dem einmal bestimmten Abgabetage aber muß natürlich festgehalten werden. Daher haben mir die Schüler zwar gesagt, daß ihnen die Neuerung viel Arbeit mache — und das entsprach ja der Wahrheit —, aber über Überlastung hat keiner gejammert, obwohl sie doch sonst mit solchen Klagen schnell bei der Hand sind.

Einem, der den Zweck dieser Arbeiten trotz meiner Erklärungen offenbar nicht begriffen hatte und mir statt einer eigenen Untersuchung außer ganz wenigen selbständigen Bemerkungen eine große Abhandlung über seinen Schriftsteller brachte, die er aus der Einleitung seiner Ausgabe zusammengeschrieben hatte, fragte ich, ob ich die Arbeit zensieren solle, oder ob er sie lieber umarbeiten wolle. Er zog dies vor und lieferte nun eine recht erfreuliche, gründliche Darstellung. Eine solche Umarbeitung einer schon abgegebenen Arbeit ist sonst auf der Schule wohl nur in der Form der Verbesserung üblich; ich sehe aber nicht ein, weshalb man sie nicht erlauben sollte, falls der Schüler selbst damit einverstanden ist.

Ein weiterer Einwand, den man erhoben hat, ist der, daß nicht jeder Philologe imstande sei, solche Themen auszusuchen und solche Arbeiten zu korrigieren. Das wäre ein Armutszeugnis; und sollte es wirklich so unfähige Philologen an den höheren Schulen geben, so sind sie meines Erachtens auch sonst für den Unterricht in Prima unbrauchbar. Gar so schwer ist es übrigens nicht, sich die Themen zusammenzustellen; sie sind in Hülle und Fülle vorhanden. Gewiß, wer auf einmal gleich dreißig bis vierzig Themen sucht, wird seine Schwierigkeiten haben, aber man braucht sich ja nur bei der Lektüre eines größeren philologischen Werkes Bemerkungen aufzuschreiben und diese zu sammeln, um dann, wenn man die Themen stellen will, einen Vorrat zu haben. Es stehen ja auch so viele Gebiete zur Verfügung, daß man eine reiche Auswahl hat; ja, möglichste Abwechslung ist durchaus zu wünschen, damit man den Neigungen der Schüler entgegenkommen kann. In Bursians Jahresberichten z. B. ist manche kleinere Untersuchung besprochen, die man, unter Umständen mit einigen Vereinfachungen, die Primaner nachmachen lassen kann. Wo, wie jetzt am König-Albert-Gymnasium zu Leipzig, archäologische Übungen für die Primaner bestehen, bietet sich vielleicht auch die Möglichkeit, Vasenbilder oder dgl. beschreiben zu lassen; wenn man, wie wir in Plauen, einen griechischen Leseabend hat, springt auch da wohl einmal ein Thema heraus.

Im Lateinischen entstehen aber wirklich einige Schwierigkeiten, da die in Betracht kommende lateinische Literatur weniger umfangreich als die griechische, die Quellen der römischen Geschichte zum großen Teil griechisch geschrieben sind und das interessanteste Gebiet der römischen Geschichte, die Zeit der Bürgerkriege, meist zu schwierig ist. Ich glaube jedoch, man darf da ruhig etwas weitherzig in der Wahl der Stoffe sein. Ob man z. B. das Abenteuer des Dionysos mit den Seeräubern wegen des homerischen Hymnos in einer griechischen Facharbeit bearbeiten läßt oder wegen der Ovidischen Darstellung in einer lateinischen, scheint mir ziemlich gleichgültig zu sein, und mit der Geschichte Alexanders steht es ähnlich, da doch eine Hauptquelle lateinisch ist. Wenn man sich freilich auf den Standpunkt stellt, daß für eine lateinische Facharbeit griechische Texte gar nicht oder doch höchstens in ganz beschränktem Umfange in Frage kommen dürfen, so wird die Schwierigkeit groß. Aber ich glaube, dies Bedenken ist übertrieben. Man verlangt doch sonst, daß die einzelnen Fächer in inneren Zusammenhang treten sollen, weshalb da nicht auch das Lateinische und Griechische? Die Zensur im Lateinischen gilt ja nicht nur der Fähigkeit im Übersetzen, sondern auch den Kenntnissen, die der Schüler auf den Gebieten der römischen Geschichte und Altertümer hat. Und diesen Gebieten wird ein großer Teil der Arbeiten entnommen. Man glaube auch nicht, daß ein Schüler sich seine Lateinzensur dadurch verderben könnte; eher wird das Gegenteil der Fall sein. Die Fähigkeit im Übersetzen aus der fremden Sprache ins Deutsche ist jedenfalls im Lateinischen und Griechischen meist annähernd dieselbe, vielfach fällt den Primanern das Griechische sogar leichter. Im übrigen ist auch die sorgfältige Darlegung des Inhalts einer lateinischen Schrift eine ganz achtungswerte Arbeit, und stellt man solche mit zur Wahl, so bietet die christliche Schriftstellerei — z. B. des Minucius Felix und Augustin —, ja auch die mittelalterliche und neulateinische Literatur ein reiches Stoffgebiet dar. Und schließlich kämen als wissenschaftliche Anfängerarbeiten noch Berichte über kleinere philologische oder historische Fragen in Betracht. Ein paar zusammengehörige Aufsätze aus dem Rheinischen Museum, dem Hermes, den Neuen Jahrbüchern usw. oder einen größeren Abschnitt eines wichtigen wissenschaftlichen Werkes durchzuarbeiten und dann die Hauptpunkte ohne eigene Kritik übersichtlich darzulegen, ist auch eine Sache, die einmal gelernt werden muß. So glaube ich nicht, daß man im Lateinischen wegen des Stoffes wirklich in ernstliche Verlegenheit kommen kann.

Um aber zu zeigen, wie mannigfaltig diese Arbeiten gestaltet werden können, führe ich als Beispiele eine größere Anzahl von Themen an, die ich zwar noch nicht praktisch erprobt habe, aber doch zur Bearbeitung für geeignet halte:

1. Der Verrat des Pausanias. 2. Der Arginusenprozeß. 3. Die Schlacht bei Kyzikos. 4. Der Einfall der Kelten in Hellas. 5. Das Verhalten des Nikias im Sizilischen Kriege. 6. Der Rückzug der Athener von Syrakus. 7. Der Hermokopidenprozeß. 8. Die Parteikämpfe auf Kerkyra. 9. Die Schreckensherrschaft der Dreißig (wobei man sich abgesehen von Xenophon und einigen kleineren Stellen auf Lysias adv. Erat. 4—24 beschränken könnte). 10. Plutarchs Kritik der Herodoteischen Geschichte der Perser-

kriege. 11. Die Eroberung Roms durch die Gallier. 12. Die Schlacht am Trasimenischen See. 13. Die Belagerung von Syrakus durch Marcellus. 14. Die Schlacht am Metaurus. 15. Die Sitten der Gallier nach Poseidonios (s. Wilamowitz' Lesebuch) und Cäsar. 16. Griechische Vorbilder für die ältere römische Geschichte (nach Soltaus Forschungen). 17. Die Eroberung Roms durch Sulla. 18. Cicero als Prokonsul von Cilicien. 19. Ciceros Ächtung und Tod. 20. Die Schlacht bei Carrhä. 21. Cäsars Kämpfe bei Dyrrhachium. 22. Die Schlacht bei Pharsalus. 23. Das Leben des Tiberius bis zu seiner Rückkehr von Rhodus (hier wären die kriegerischen Taten nur kurz zu erwähnen, denn zumal den Illyrischen Krieg darzustellen ist dem Schüler nicht möglich). 23. Die Jugend Neros. 24. Der Aufstand des Civilis. 25. Römische Naumachien (s. Friedlaender). 26. Der Handel des römischen Reiches mit Indien (nach Plinius und dem Periplus maris Erythraei, sonstige Stellen bei Friedlaender). 27. Rhodus in der Kaiserzeit. 28. Die Bevölkerung Alexandrias in den ersten Jahrhunderten n. Chr. (Erschöpfen kann ein Schüler die beiden letzten Themen natürlich nicht, aber bei geeigneter Auswahl aus den bei Friedlaender angegebenen Stellen kann man auch hier gute Arbeiten erwarten.) 29. Die Alemannenschlacht bei Straßburg. 30. Die Sitten der Hunnen. 31. Die Sage von Hero und Leander. 32. Die Sage von Paris und Oinone (s. Rohde Gr. R.). 34. Hercules und Cacus. 34. Die Sagen von der Gründung Roms. 35 Die drei Stände im Platonischen Idealstaat (nach Nohles Auswahl; dazu den neuen Kommentar von Maß). 36. Platons Atlantis. 37. Die Leichenreden des Perikles und der Aspasia (im Menexenos). 38. Die Sybariten (s. Nissen und Rohde Gr. R.). 39. Einige Abschnitte aus Herons Schriften nach Wilamowitz' Lesebuch. 40. Einige Briefe aus dem Briefwechsel zwischen Cicero und Cälius. 41. Gedankengang eines Abschnittes aus Lucrez (z. B. aus den kulturgeschichtlichen Schilderungen des 5. Buches). 42. Ciceros Somnium Scipionis. 43. Inhalt einer kleineren Schrift Senecas, z. B. De providentia oder De tranquillitate animi. 44. Berührungspunkte zwischen der Lehre Senecas und dem Christentum. 45/46. Dieselbe Arbeit über Mark Aurel oder Epiktet. 47. Dido bei Vergil. 48. Wie greifen bei Homer und Vergil die Götter in die Handlung ein? 49. Die Nachahmung einiger homerischer Szenen oder Vergleiche durch Vergil. 50. Juvenal als Lobredner der alten Zeit (s. Preuß. Jahrbücher CXXX 334 ff.). 51. Mit welchen Gründen bekämpft Octavius bei Minucius Felix das Heidentum? 52. Die Relation des Symmachus und die Entgegnung des Ambrosius. (Die Texte stehen in Harders Lesebuch.) 53. Augustinus in Karthago. (Eine Übersetzung der Bekenntnisse ist freilich bei Reclam erschienen.) 54. Die Akten des Säkularfestes (nach Willemsen, Lat. Inschriften). 55. Römische Feste nach Ovids Fasten. 56. Gyges und sein Ring in der Überlieferung des Altertums und bei Hebbel (natürlich ohne Quellenkritik; s. d. Aufsatz von Bickel, Neue Jahrb. 1921 XLVII 336). 57. Geibels Sophonisbe und ihre Quellen. 58. Einige klassische Balladen, verglichen mit ihren antiken Quellen. 59. Shakespeares Coriolan, verglichen mit Plutarch. 60. Einzelne Abschnitte aus Dahns 'Kampf um Rom', verglichen mit Prokops Bericht (hier sorge man aber dafür, daß der Bearbeiter sich nicht aus der Schülerbibliothek die 'Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit' entleiht). 61. Im Anschluß an die Klassen- oder Kränzchenlektüre könnte man das Weiterleben von Euripides' Hippolytos, Medea oder Alkestis verfolgen, 62. ebenso Plautus' Trinummus und Lessings Schatz vergleichen lassen. 63. Einige Kapitel aus Suetons Augustus nach Gardthausens Augustusbiographie zu kommentieren. 64. Ein Drama der Roswitha (diese sind freilich in Übersetzung bei Reclam erschienen). 65. Ein Abschnitt aus dem Ysengrimus (etwa I 179—528 oder II 160—688). 66. Naturschilderung in den Gedichten des Lotichius.

Das sind nun leichtere und schwere Themen zur Auswahl. Dieser Unterschied macht freilich Bedenken, denn es wird manchem Lehrer widerstreben, auf zwei gleich gute Bearbeitungen verschieden schwerer Arbeiten (z. B. Nr. 2 und 7) dieselbe Zensur zu geben. Bei der freien Wahl von Aufsatz- oder Vortragsthemen im Deutschen ist es aber nicht anders, und schließlich hat man ja die Möglichkeit, die Schüler auf die verschiedene Schwierigkeit der Arbeit hinzuweisen und zu erklären, daß wer sich die Bearbeitung eines schweren Themas nicht zutraut, oder aus Bequemlichkeit eines der allerleichtesten wählt, damit von vornherein auf die erste Zensur verzichtet.

Zu erwägen wäre ferner, ob sich solche Arbeiten, wenn auch in einfacherer Form, nicht auch schon in der Unterprima schreiben ließen, und ich halte das für recht wohl möglich. Hier kämen z. B. Themen aus Homer in Betracht, etwa Schilderungen einzelner Helden. Damit wäre, da ja doch die Ilias wohl nirgends mehr ganz in der Klasse gelesen wird, zugleich die Frage der Privatlektüre erledigt. Freilich müßte man sich, damit die Schüler sich nicht etwa auf die Vossische Übersetzung beschränken, von den Unterprimanern zugleich mit der Arbeit auch die Präparationshefte einreichen lassen, was ich bei den Oberprimanern selbstverständlich nicht getan habe. Die Gefahr einer Täuschung war da eben verhältnismäßig gering. Vielleicht sträubt sich aber das philologische Gewissen des einen oder anderen Lehrers gerade gegen diese Themen. Der Schüler wird ja nicht nur die Erlebnisse seines Helden erzählen wollen, sondern lieber seinen Charakter darlegen. Daß diese Charaktere nicht ganz einheitlich sind, weiß ich natürlich auch, wenn ich es auch nicht mit Wilamowitz geradezu als eine Torheit bezeichnen möchte, von dem Charakter des homerischen Achilleus zu reden. Schadet es denn wirklich, wenn unsere Unterprimaner den Gesängen Homers etwas naiv gegenübertreten, wenn ihnen manche Gegensätze ebensowenig auffallen wie den Griechen zur Zeit des Perikles und wie so vielen Deutschen, die sich während der Blüte des Neuhumanismus an der Schönheit dieser Dichtung erfreuten? Stärkere Widersprüche werden ja auch ihnen nicht entgehen, selbst wenn sie nicht im Unterrichte darauf aufmerksam gemacht worden sind — mir hat z. B. ein Schüler die Widersprüche in Agamemnons Charakter recht gut hervorgehoben —, über viele Probleme aber werden sie hinweggehen. Streng wissenschaftlich ist das freilich nicht, und wer es nicht verantworten mag, der könnte sich etwa an folgende Themen halten, für die man die Stellen am bequemsten im ersten Bande von Finslers Homer findet: 1. Die Winde bei Homer. 2. Die Gebirgslandschaft. 3. Handel in Homerischer Zeit (Finsler I 87, 200). 4. Die Raubtiere. 5. Die Pferde. 6. Der Ackerbau. 7. Die Handwerker. 8. Weinen und Klagen. 9. Das Los der Besiegten. 10. Die Sklaverei. 11. Der Verkehr der Götter mit den Menschen (Finsler I 239, 246, 287). 12. Wie strafen die Götter? u. dgl. Aber auch der Inhalt einzelner besonders kunstvoller Bücher, die man nicht in der Klasse gelesen hat, ließe sich in Facharbeiten darlegen. Ferner bietet Herodot viel, falls er nicht in Obersekunda nach Herrles Vorschlag (Neue Jahrb. 1920 XLVI 206 ff.) behandelt worden ist. Auch einzelne Abschnitte aus den ersten drei Büchern der

Argonautika des Apollonios Rhodios bieten geeigneten Stoff, und auch unter den oben für Oberprima angegebenen Themen könnte man einige leichtere ruhig schon Unterprimanern zur Bearbeitung überlassen. Im Lateinischen käme die Äneis noch in Betracht, obwohl sie in Obersekunda gelesen wird, ferner die Zusammenfassung Horazischer Gedichte oder Plinianischer Briefe nach bestimmten Gesichtspunkten, die Entwickelung verschiedener römischer Einrichtungen nach der Darstellung des Livius, einzelne größere Briefe Senecas und Abschnitte aus Ammianus Marcellinus. Wählt man diese oder verschiedene Gegenstände aus der Naturgeschichte des älteren Plinius, von der die Schüler zwar oft genug hören, die aber viel zu selten gelesen wird, so fällt auch die Gefahr einer Benutzung von Übersetzungen weg. Jedenfalls bieten sich auch für Unterprima genug Stoffe für selbständige Arbeiten.

Freuen würde ich mich, wenn die Versuche, die ich hier in Plauen begonnen habe, von einzelnen Amtsgenossen in anderen Städten nachgeprüft würden; und wenn sich dort dieselben Erfolge ergeben wie hier, so finden diese Arbeiten hoffentlich in den neuen Lehrplänen einen dauernden Platz.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DIE SOGENANNTE 'RELATIVISCHE VERSCHRÄNKUNG' IM LATEINISCHEN

Um endlich dieser Crux der lateinischen Syntax ein Ende zu machen, empfehle ich folgendes Verfahren bei der Durchnahme, das zugleich den Anspruch macht, durch Erweiterung der sogenannten 'relativischen Verschränkung' auf verwandte syntaktische Erscheinungen eine neue befriedigende Erklärung für sie selbst zu bringen. Die Durchnahme ist mit Hilfe dieser Erklärung mit keinen Schwierigkeiten für das Verständnis auch mittlerer Klassen verbunden.

Vom Deutschen ausgehend, lasse ich Relativsätze bilden, an denen die Schüler die Verwendung des Relativpronomens in einfacher und erweiterter Form vorfinden, d. h. etwa:

I. Einfache Form:

Der Führer des Heeres, welches besiegt wurde, ... (1)[1]

Das Ereignis, dessen ich mich entsinne, ... (2)

Der Freund, dem ich das Buch schenkte, ... (3)

Der Freund, den ich besuchte, ... (4)

II. Erweiterte Form:

Das Heer, dessen Führer die Feinde töteten, ... (5)

Das Heer, mit welchem wir kämpften, ... (6)

Das Heer, ohne welches ein Sieg unmöglich ist, ... (7)

Die Brücke, deren Fehlen den Übergang hindert, ... (8)

Das Heer, mit dessen Hilfe wir den Sieg errangen, ... (9)

Wir legen fest: Das Relativpronomen kann verwendet werden 1. als selbständiger Satzteil (Subjekt, Objekt) des Relativsatzes (nach (1)—(4)), 2. als Teil eines Satzteiles (Subj., Obj., adverb. Best.) des Relativsatzes (nach (5)—(9)); d. h. das Relativpronomen kann wie vom Prädikat (I.), so auch von jedem anderen Satzteil des Relativsatzes seine Rektion bekommen, oder bildet, von anderen Wörtern, wie Präpositionen, abhängig, mit diesen einen Satzteil des Relativsatzes, zu dem er aber organisch gehört, gar nicht fehlen kann, wie z. B. der Sinn von (8) beweist.

Wir ziehen als Parallelen die lateinische, (griechische,) französische, (eng-

[1]) Aus Raumersparnis sind, da dieselben Beispiele später noch öfter angezogen werden sollen, diese mit fortlaufenden Zahlen versehen worden.

lische) Sprache heran und belegen leicht alle Fälle dieser zweifachen Verwendung mit bekannten Lektürestellen. Nun lasse ich Lektürestellen aufweisen, in denen das Relativpronomen im Sinne von (5)—(9) untergeordnet ist 1. einem im Relativsatz stehenden Infinitiv und A. c. i., 2. einem im Relativsatz stehenden Participium a) coniunctum, b) absolutum, und vorkommt 3. in der Rektion des Ablativus comparationis.

Zu 1. (Infinitiv) kann ich im Deutschen leicht Belege finden, die die entwickelte Sprache heute vielleicht nicht besonders schätzt, die aber in richtigem Sprachgebrauch gebildet wurden, z. B.:

Die Tat, die begangen zu haben ihn jetzt schon reute, . . .
„ „ die zu beurteilen nicht meine Aufgabe ist, . . .
„ „ über die gerecht zu urteilen nicht leicht ist, . . .
„ „ deren Urheber zu sein er sich rühmte, . . . usf.

Das Relativpronomen gehört nicht zum Relativsatz, sondern allein zum Subjekt oder Objekt des Relativsatzes, das hier eine Infinitivkonstruktion ist. Ja, die letzten Fälle zeigen eine noch weitere Verdrängung des Pronomens in eine Abhängigkeit dritten Grades und doch seine Verwendung als relativ anknüpfendes Pronomen eines ganzen Relativsatzgefüges wie im einfachsten Beispiel (1).

Daß das Deutsche keine Parallele für die Verwendung des A. c. i. im Relativsatz hat, dafür finden wir den Grund natürlich nur darin, daß der A. c. i. an sich im Deutschen nicht vorhanden ist. Für die Hinübersetzung solcher Konstruktionen haben wir, das zeigt den Schülern eine einfache Überlegung, von den früher gelernten Übersetzungen eines A. c. i. diejenigen auszusuchen und einzusetzen, die das Subjekt des A. c. i. an erster Stelle haben, damit eine relative Verbindung ermöglicht wird, also etwa: Der Hinübersetzung *dux, quem advenisse constat, . . .* ist zugrunde zu legen diejenige Übersetzung eines A. c. i. *eum advenisse constat*, die das *eum* an erster Stelle übersetzt, wie:

er ist, wie bekannt (bekanntlich), angekommen, oder:
von ihm ist bekannt, daß er angekommen ist.

Nun legt sich der Schüler danach leicht zurecht:

Der Führer, der, wie bekannt (bekanntlich) angekommen ist, . . . oder:
„ „ von dem bekannt ist, daß er angekommen ist, . . .

Zu 2a) sind im Deutschen Parallelen vorhanden, wenn auch nicht gerade gern gebraucht:

pericula, quae vitantes tuti esse possumus, . . .
Gefahren, die vermeidend wir in Sicherheit sein können;

bona, quae habentes beati sumus, . . .
Güter, die besitzend (in deren Besitz) wir glücklich sind.

Zu 2b) Wie im Falle des A. c. i.: Im Deutschen nicht möglich, da der Abl. abs. nicht vorhanden. Übersetzung wie beim A. c. i. anzufassen.

Aber in den seltenen Fällen, in denen der Deutsche noch absolute Partizipialkonstruktionen kennt, ist auch hier die Verwendung eines Relativpronomens zu einem solchen Relativsatzteil, der Partic. abs. ist, möglich, z. B. zu 'gesetzt den Fall' ist denkbar relativisch etwa:

'Es gibt ein besseres Leben im Jenseits, welchen Fall gesetzt der Tod keinen Schrecken mehr für uns hätte.'

Zu 3) Ähnlich verhält es sich bei der Konstruktion des Relativpronomens im Ablativus comparationis z. B. *quo nemo doctior fuit.* Sprächen nicht andere Gründe mit (s. u.), so hätten wir dieselbe Konstruktion auch im Deutschen wie in anderen Sprachen. Daß auch diese Konstruktion zu der bisher so genannten 'relativischen Verschränkung' gehört, wird klar, wenn man bedenkt, daß die Rektion des Pronomens ebenfalls nur von einem Satzteil des Relativsatzes herstammt und nichts mit dem ganzen Satze *nemo . . . fuit* zu tun hat.

Daß wir im Deutschen diese Erscheinung nicht haben, auch nicht mit einem komparativischen 'als' vor einem Relativpronomen, rührt daher, weil 'als' + dem verglichenen Stück hinter dem Komparativ stehen muß, dann aber nicht die Forde-

rung erfüllen kann, die der Relativsatz an sein Pronomen stellt, nämlich die erste Stelle im Satz einzunehmen.

Nun endlich ist der Schüler vorbereitet, auch die Krone dieser lateinischen syntaktischen Erscheinung zwanglos in derselben Reihe unterzubringen: Er liest: *aberat omnis dolor, qui si adesset, Balbus non molliter ferret*, oder *ea bona expetenda sunt, quae si habemus, beati sumus*, oder *magna vis est conscientiae, quam qui neglegent, se ipsi iudicabunt* und andere Beispiele. Auch hier ist das Relativpronomen einem Satzteil des Relativsatzes untergeordnet, aber dieser bildet selbst einen Satz. Dieser Teilsatz kann sein ein anderer Relativ-, ein indirekter Frage-, ein Konjunktionalsatz. Hier kommt der Deutsche nicht mehr mit, auch hier infolge Konkurrenz des Relativpronomens mit einem anderen die erste Stelle beanspruchenden Satzworte. Der Lateiner geht eben in seiner Vorliebe für Subordination und Periodenbildung von Sätzen und Sätzchen so weit, die Partizipien, die wir als das Relativpronomen regierend und Satzteil des Relativsatzes bildend kennen gelernt hatten, in Nebensätze aufzulösen. Dies ist der einzige Erklärung gebende Ausgangspunkt für die scheinbar komplizierte, aber höchst elegante lateinische Konstruktion, der eigentlichen 'relativischen Verschränkung', daß diese Nebensätze = Relativsatzteile durch Auflösung von ehedem so gebrauchten Partizipien entstanden sind in dem Streben des Lateiners nach Eleganz, ein Streben, das tatsächlich dadurch in vollendeter und unnachahmlicher Form erreicht worden ist (ebenso, doch seltener, im Griechischen). Man hat sich also etwa eine folgende Entwicklung zu denken: 1. *aberat omnis dolor, quem Balbus non molliter ferret.* Dann in vollerem Ausdruck ein: *aberat omnis dolor, quem praesentem B. n. m. f.* Endlich kommt es zur Auflösung solcher Partizipialkonstruktionen in Nebensätze: *aberat omnis dolor, qui si adesset, B. n. m. f.* Oder 1. *bona, quae habentes beati sumus*, 2. *bona, quae si habemus, beati sumus.* Oder 1. *conscientia* . . ., *qua neglecta ipsi se iudicabunt*, 2. *conscientia . . . quam qui neglegent, ipsi se iudicabunt*, oder 1. *conscientia . . ., qua sublata omnia iacent*, 2. *conscientia . . . quae si sublata est, omnia iacent.*

Man ersieht erst aus dieser Auffassung heraus, wie verkehrt es ist, von einer 'Attraktion' des Relativpronomens an die Rektion des S a t z t e i l e s zu sprechen, denn 'vorher' ist das Pronomen gar nicht vom Relativsatz regiert worden. Es kann eine nachträgliche Attraktion gar nicht stattgefunden haben, denn es hat gar kein anderes Relativpronomen gegeben. Dagegen gibt die richtige Erklärung: das Relativpronomen gehörte nur zum S a t z t e i l, hier ein Partizipium; die Auflösung in einen Satz ergab die Rektion des Pronomens in s e i n e m Satz, nicht aber irgendwelche Rektion im Relativsatz. Es ist aber auch falsch, überhaupt von einem 'eingeschobenen' oder (nachträglich) untergeordneten Nebensatz zu sprechen, der in den Relativsatz erst eingefügt, ihm zugefügt pp. sei. Daß davon keine Rede sein kann, zeigt den Schülern der Sinn und der Zusammenhang: *bona expetenda sunt, quae si habemus, beati sumus.* Der Relativsatz erhält nur Sinn *(beati sumus)* durch das gleichzeitig vorhandene *quae si habemus.* Das zeigt aber auch schon das einfachste Beispiel (8): nicht 'Die Brücke, welche . . . hindert' (unsinnig!), sondern 'Die Brücke, deren Fehlen hindert (gewollter Sinn!).

Der betreffende Relativsatzteil (gleichgültig, ob Substantiv, präpositionaler Ausdruck, Infinitiv, Partizip, Satz) ist also ein organischer Teil des Relativsatzes, a priori vorhanden, weil sonst der Sinn des ganzen Relativsatzes noch gar nicht da wäre.

Es ist nach obigen Ausführungen aber auch klar, daß man nicht wie Kunst[1]) zur 'relativischen Verschränkung' nur die Fälle rechnen sollte, wo das Relativpronomen Satzteilen untergeordnet ist, die 'Satzwert' haben. Wo soll auch die Grenze sein zwischen satzwertigen Konstruktionen und nicht so bewerteten? Man braucht nur an Fälle zu denken wie *quo duce, quo auctore, mortuo, vivo* und *a quo impulsus* . . ., *per quem* . . . und ähnlichen präpositionalen Aus-

[1]) Karl Kunst, Die sog. rel. Verschränkung und verwandte Satzfügungen in ihrem Verhältnis zum deutschen Satzbau, Progr. Wien 1907/8, S. 23.

drücken, relativisch verwertet. Ist ferner nicht jeder Satzteil zu einem Satz zu erweitern? Haben nicht schließlich alle Satzteile 'Satzwert', also auch präpositionale Ausdrücke als adverbielle Bestimmungen im Satz gleich adverbiellen Nebensätzen, ebenso auch der Ablativus comparationis des Relativpronomens gleich einem Vergleichssatz, ja selbst ein *cuius dux* = *quem qui duxit*?

Ich glaube vielmehr in obiger Weise gezeigt zu haben, wie alle aufgeführten Erscheinungen unter dasselbe Prinzip fallen. Auch Kunst war schon dabei, den Zusammenhang zu sehen, hat aber die Folgerungen, die daraus zu ziehen waren, abgelehnt. Wir haben also gerade auf die von Kunst zurückgewiesenen Erklärungen von Devantier[1]) zurückzugehen und sie im obigen Sinne auszubauen. Erst dann kommen wir zur vollständigen Zusammenstellung aller Fälle, was früher nie geschehen ist, weil das Grundprinzip, dem sich zwanglos alles einordnet, noch nicht herausgefühlt wurde: 'Das Relativpronomen kann nicht nur als Satzteil des Relativsatzes, sondern auch als grammatischer Teil eines Satzteils des Relativsatzes zur relativen Verknüpfung verwendet werden.'[2])

Und nun können und müssen wir endlich auch aufräumen mit dem verkehrten und verwirrenden Begriff und Namen 'relativische Verschränkung'. Es empfiehlt sich, dem Schüler folgendes zu sagen: Die relativische Unterordnung eines Satzes kann geschehen durch ein 'einfaches Relativum', d. h. durch ein Relativpronomen als Satzteil des Relativsatzes, oder durch ein 'erweitertes Relativum', wobei man für das Lateinische noch hinzufügen muß: das Relativum kann im Lateinischen außer wie im Deutschen noch erweitert werden zu einem Abl. comp., A. c. i., Abl. abs. und endlich zu ganzen Nebensätzen. Der Ort für die Behandlung des 'erweiterten Relativums' ist damit gegeben als die Grammatik (nicht die Stilistik wie bei Ostermann u. a.), und zwar sofort bei der systematischen Durchnahme der Relativsätze. Es ist auszugehen vom Deutschen, das auch weiter parallel bleiben muß; außerdem sind alle heranziehbaren Sprachen auch wirklich heranzuziehen, um das überall gleicherweise gültige, nur verschieden weit ausgebaute Gesetz zu erhärten.

Paul Strenger.

[1]) Fr. Devantier, Über das lat. sog. Relativum in der Verschränkung oder Konkurrenz, Progr. Friedeberg i. N. 1886.

[2]) Wie nahe sich aber auch diese beiden Unterscheidungen berühren, zeigt die einfache Überlegung folgender deutscher Beispiele:

Das Unglück, dessen ich mich erinnere, ...
" " an das " " " , ...
" " in dem wir uns befinden, ...
" " von dem wir betroffen wurden, ...
" " mit Hilfe dessen Gott uns mahnt, ... usf.

Insofern ist tatsächlich von jedem Relativpronomen zu sagen: es ist doppelt abhängig (Devantier S. 8).

Redeakte bei Erwerbung der akademischen Grade an der Universität Leipzig im XV. Jahrhundert. Aus Handschriften der Leipziger Universitätsbibliothek herausgegeben von Georg Buchwald und Theo Herrle. Abhandl. der philologisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften XXXV. Nr. 5. Leipzig, B. G. Teubner 1921. 97 S. gr. 8°. 7,50 Mk. Kein Teuerungszuschlag.

Sieben Reden werden hier veröffentlicht, die den akademischen Weg vom *baccalaureus artium* hinüber zum Kursisten und zum *magister in theologia* begleiten: Recommandatio baccalariandorum, Promotio magistri artium, Recommandatio magistrandorum. Traditio insignium, Principium in cursum, Principium in sententias, Promotio doctoris theologiae, und drei, die aus Anlaß des Rektorwechsels gehalten wurden: Recommandatio novi rectoris, Rectoratus assumptio, Exhortationes rectoris. Von besonderem Werte sind die von den beiden Herausgebern verfaßten Einleitungen, Anmerkungen, Mitteilungen über die Handschriften, Zusammenstellungen der Zitate aus klassischen und mittelalterlichen Autoren, das Namenregister am Schlusse. Zur äußeren Geschichte der Universität wie zur Kenntnis des inneren Lehrbetriebs werden zahlreiche neue Ergebnisse gewonnen. Wenn S. 5 die Reden als undatiert

bezeichnet werden, so ergibt sich die Zeit aus den S. 38 genannten Personen: die Fürsten Wilhelm, Adolf, Magnus, Georg von Anhalt wurden im Wintersemester 1471 in der *natio Saxonum* immatrikuliert, vgl. G. Erler, Die Matrikel der Universität Leipzig I (1895) S. 283[b]; Nicolaus Lakmann (Lachmann), mag. theol., Minister der Franziskaner-Provinz Sachsen, stellt z. B. 1475, Febr. 14, einen Revers des Leipziger Franziskanerklosters betreffs der zwei Türme der Stadtmauer aus, vgl. J. Förstemann, Urkundenbuch der Stadt Leipzig III 264/5; Cristianus ist der *lector principalis fratrum minorum* Christianus Borcksleuen (Burxleben) de Northawssen, vgl. ebd. S. 259 und 312. Wir schließen uns dem Dank der Verfasser an die Sächsische Akademie der Wissenschaften an, daß sie die Veröffentlichung durch die Aufnahme in ihre Schriften ermöglicht hat.

Georg Müller.

Max Lenz, Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Bd. I: Gründung und Ausbau. XV u. 644 S. Bd. II: 1. Hälfte: Ministerium Altenstein. XII u. 514 S. 2. Hälfte: Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Im neuen Reich. XII u. 512 S. Bd. III: Wissenschaftliche Anstalten. Spruchkollegium. Statistik. VIII u. 536 S. 5 Tafeln. Bd. IV: Urkunden, Akten und Briefe. XII u. 602 S. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1910—1918.

In unseren Tagen, wo die Wissenschaft und Bildungsfrage im Sturmeszeichen mehr oder minder radikaler Reformen, von der Universität bis hin zur Volks- und Einheitsschule, steht, wird man mit besonderem Gewinn dem historischen Entwicklungsgang unserer größten Universität, geführt von der Meisterhand eines unserer bedeutendsten Historiker, folgen, um kritische Wertmaßstäbe für Richtung, Ausdehnung und die Wirkungsflächen des Neuen zu gewinnen.

Der erstaunliche Reichtum des Werkes schreckt unsere rascher als einstmals ermüdende Leserwelt freilich nur zu leicht von der Lektüre ab. Dieser Gefahr soll ein in kurzen Strichen skizzierter Hinweis auf den Inhalt und seine wissenschaftlichen und ethischen Werte begegnen. Aber schon meldet sich eine zweite Forderung: kein Werk steht vielleicht so auf der haarscharfen Schneide zwischen Vergangenheit und Gegenwart und will, ganz unabsichtlich und tendenzlos, dazu dienen, die zwischen beiden historischen Welten gewaltsam aufgerissenen Gegensätze und zugleich die über diese entsetzliche Kluft hinweg nach neuer Verbindung oder Synthese strebenden Triebkräfte zu verstehen. Denn immer von neuem bewahrheitet sich ja die unzerstörbare Lebendigkeit von Hegels grundlegender Erkenntnis, daß alle Stufen der Vergangenheit in der Gegenwart aufgehoben seien, und so soll echte Kritik der Aufgabe kühn ins Antlitz sehen, das Weiterleben früherer, noch nicht erstorbener Epochen in der Gegenwart, als Wissensreichtum und als ethische oder erzieherische Kraftquellen verstanden, wenigstens an einigen Hauptgesichtspunkten aus den verwickelten, oft noch ganz undurchsichtigen Komplexgebilden unserer Zeit heraus zu analysieren. Erst dann hat schließlich die Erörterung praktischer Fragen und äußerlicher Bemerkungen ein gewisses Recht.

I. Der I. Band, 'Gründung und Ausbau', führt von der geistvollen Einleitung ('Der preußische Geist in den Jahren vor Jena') zu den 'Ersten Gedanken und Entwürfen', die sich um die beiden großen Mediziner Reil und Hufeland und den späteren Großkanzler K. Fr. von Beyme gruppieren, dessen Biographie Lenz mit besonderer Liebe bedacht hat (S. 24 ff.). Mit 'Beymes Plan und Auftrag' beschäftigt sich sodann das 3. Kap., dessen Glanzpunkt freilich die bis in die letzten seelischen Tiefen und Weltanschauungsfragen zurückgehende Gegenüberstellung der Universitätsentwürfe von Fichte und Schleiermacher bildet. Das Kap. 'Humboldt' bildet den Höhepunkt des I. Bandes in doppelter Beziehung: in der Darstellung der geistigen Grundlegung der Universität durch den genialen Staatsmann und Erzieher, und in dem Bericht über die 'Arbeiten der Einrichtungskommission'. Neben den bedeutsamen Arbeiten von Ed. Spranger und Fr. Meinecke (Neue Rundschau 1920 S. 889 ff.) sollte es niemand ungelesen lassen. Es ist erstaunlich, wie gerade durch den Gegensatz zu dem folgenden Abschnitt, der dem neuen Chef, Schuckmann, in einer bei aller ge-

rechten Schärfe und Verurteilung außerordentlich vornehm gehaltenen Charakteristik gilt (I 306ff., 517ff.), die Bedeutung Humboldts (besonders in dem prächtigen Vergleich I 316f.) in um so hellerem Lichte zu erstrahlen beginnt, das auch dann noch nicht erlischt, wenn die Siegessonne der Befreiungskriege aufgeht. Mit dem Sturze Schuckmanns eben durch Humboldt, den gewaltigen Kämpfer und Vollender der dem Geiste der Zeit entstammenden Reformtendenzen, und mit Schleiermachers Festrede zum Reformationsjubiläum 1817 schließt der erste Band, optimistisch und pessimistisch zugleich durch den Hinweis auf Schuckmanns spätere Wirksamkeit als Chef der politischen Polizei.

Der 1. Teil des II. Bandes gilt dem Ministerium Altensteins, dessen Charakterbild, gereinigt von allen einseitigen Übertreibungen anderer Historiker, die tiefe Tragik des vornehm denkenden Mannes enthüllt, der nicht eine gefestigte Stellung im Kampfe zwischen Autonomie und Heteronomie des Willens (z. B. anläßlich der Steinschen Reformen), zwischen philosophischer Geistesfreiheit und orthodoxer Befangenheit, zwischen den Idealen der Gerechtigkeit und dem Mangel an Mut und Kraft zu finden vermochte, deren er seinem Vorgesetzten Hardenberg (vgl. seinen erfolglosen Gegensatz gegen Humboldt, I 212) und auch einem Wittgenstein gegenüber unbedingt bedurft hätte, um die Stürme der 'Reaktion' (Kap. 2) mit einem tapferen 'Alles oder nichts' bestehen zu können. Es ist nur zu bald das 'Gestirn Hegels', das der folgenden Epoche ihren wahren Glanz verleiht, in Wirklichkeit und auch in der gerade in diesen Abschnitten besonders oft hinreißenden Darstellung, wo dieses Kapitel auch rein äußerlich zum zentralen Höhepunkt der geschichtlichen Ausführungen (I, 177—403) emporwächst: in der Beschreibung des Übergangs von der Reaktion zu der neuen Generation und ihren bedeutendsten Vertretern, an denen sich Lenz' biographische Meisterschaft immer von neuem entzündet, wenn seine verstehende Liebe einem Hegel (wundervolle Darstellung seiner geistigen Entwicklungsgeschichte II 1 S. 185ff), einem Raumer, einem Ranke, Bopp, Ritter oder den Gegnern eines Hengstenberg gilt (Boeckh, Bunsen, Al. v. Humboldt bei Kuno Fischers Berufung II 2 S. 291), und nicht minder in der Darstellung der theologischen Kämpfe und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien in Berlin, deren Vertreter sich damals (1828), wie Lenz betont (S. 362), 'zu einer Heerschau unter einem Führer sammelten, dessen Ruhm zwei Hemisphären angehörte und den Hegels noch weit überstrahlte': unter Al. v. Humboldt. Demgegenüber versandet im folgenden Abschnitt ('Fragen und Sorgen der Organisation und Verwaltung') öfters das allgemeine Interesse, bis es am Schluß durch die Schilderung der 'Abwandlungen in Wissenschaft und Leben' von neuem erweckt wird: bei Schleiermachers Heimgang, den kein anderer so unvergeßlich hätte gestalten können wie Lenz; bei der Charakteristik des großen Joh. v. Müller, dessen Porträt durch die Abzeichnung seiner wissenschaftlichen Überzeugungen gegenüber den Helfern bei seiner medizinischen Reformarbeit (Henle, Dieffenbach), gegenüber den Weltanschauungen eines Hegel und Ranke, endlich gegenüber dem größten und tiefsinnigsten seiner Vorgänger, Reil, leuchtende Farben erhält; bei dem Kampfe um den Hegelianismus und der seinen Glanzpunkt darstellenden Charakteristik eines Boeckh; und endlich als diese Zeitspanne mit dem Tode des Ministers und seines Königs zu Ende geht, nicht ohne ernsteste Konfliktstoffe als Erbe zu hinterlassen.

Acht Jahre vergingen zwischen der Veröffentlichung der beiden ersten (I u. II 1) und des letzten der geschichtlichen Darstellung gewidmeten Bände (II 2); fast möchte man wünschen, Horazens '*nonum prematur in annum*' wäre auch hier in Erfüllung gegangen, so daß Lenz auf die gewaltigen Umwälzungen seit November 1918, wenn auch gewiß nur in gedrängtester Form, hätte Rücksicht nehmen können. Und doch erhält das Werk gerade darin seinen, in doppeltem Wortsinn einzigartigen Wert, daß es, ohne Beeinflussung durch die leidenschaftliche Spannung jener stürmischen Tage niedergeschrieben, den Reichtum von Erfahrungen und Lehren für die Zukunft sich immanent weiß, den nun jeder Leser, weil er ihn eben nicht zubereitet und in be-

sonderer Akzentuierung vor Augen bekommt, in eigener Besinnlichkeit und Wachsamkeit ans Tageslicht fördern muß. In großen Zügen (S. 186—313) führt uns Lenz im 3. Buche ('Auf dem Wege zur deutschen Einheit') durch die Jahre 1840—48 ('Romantik und Realitäten'), die Periode Friedrich Wilhelms IV. und Eichhorns, eines Stahl, Bauer, Schelling, Virchow, zum zweiten Höhepunkt des Gesamtwerkes 'Revolution und Reaktion'. Angesichts gerade dieser Leistung ist es nur zu bedauern, daß die beiden letzten Abschnitte (Kap. 3: 'Neue Ära und letzte Einigungskämpfe' und 4. Buch: 'Im neuen Reich') nur 'Skizzen' haben bleiben müssen (S. 314—385). Gewiß hat die abgegebene Begründung (I S. VI) ihr Recht, ebenso wie ja auch Fr. von Bezold in seiner glanzvollen Bonner Universitätsgeschichte (Bonn 1920) bei 1870 haltgemacht hat; aber wenn man bedenkt, wie jüngst auf anderen Gebieten der Vorstoß mutig bis in die letzte Gegenwart hinein fortgesetzt wird (z. B. von Walzel, R. M. Meyer, Troeltsch, R. Otto, Riehl, Spann, Simmel, Vierkandt, Waetzoldt), so wird man sich dem Bedenken nicht ganz verschließen können, die man jenem Haltmachen bei der Gründung unseres nunmehr so furchtbar zertrümmerten Reichs entgegenbringen muß. Zudem ist kaum jemals das Wesen des seit 1848 und 1871 sich unablässig aus sich selbst heraus erneuernden und verjüngenden wissenschaftlichen Geistes und seiner Beziehungen zu der Universität Berlin, zu ihren Begründern, ihren Lehrern und der jungen Generation, und vor allem auch zu den Trägern der staatlichen Gewalt schöner und klarer dargestellt worden als gerade durch Lenz in den Schlußteilen seines Werkes.

II. Es könnte naheliegen, in Erfüllung der obengesteckten Ziele die Betrachtungen über das Fortleben der Vergangenheit in der Gegenwart, wie es sich in Lenz' Geschichte unserer ersten Universität abspiegelt, anzuknüpfen an die vielen Reformprogramme und Tendenzschriften, wie wir sie K. Bücher, Cosack, Gust. Cohn, Spranger (verstreut) und etwa K. Becker verdanken. Der Referent muß darauf verzichten und sich damit begnügen, 'wenigstens das Problem von neuem gestellt zu haben' (Fichte bei Lenz I 499). Seine Aufgabe erblickt er an anderer Stelle: mit ein paar Strichen anzudeuten, was Lenz' bedeutsames Werk uns, die wir inzwischen die Jahre 1918—21 durchlebt haben, noch oder gerade nunmehr erst recht sagen kann über die Zukunft deutschen Lebens auf den Gebieten der Wissenschaft und über ihr Verhältnis zu Lebensgestaltung und sittlich-politischer Entwicklung des deutschen Volkes.

Man möchte sich, gerade im Hinblick auf unsere Lage, versucht fühlen, wiederum die Persönlichkeit des ersten Rektors der Berliner Universität zu zitieren, in dessen Innern sich die tradierten Widersprüche und ein täglich neugeborener Tatwille in grandioser Weise beständig befehdeten, eines Mannes, dessen wissenschaftlicher und ethischer Heroismus den Leser um so mehr erschüttert, je tiefer er, geführt von Lenz' ebenso eindringlich wie künstlerisch gestaltender Meisterhand (I 415ff), zu der Erkenntnis vordringt, daß hier der erste Rektor unserer größten Universität in einem Streite um die Bestrafung eines trotz schlechtester Reifeprüfung (I 406ff) immatrikulierten Studenten die Notwendigkeit seines Rücktritts als unumgänglich empfand. Und dies nur deshalb, weil er sich — in eigenartig philosophisch vertiefter Begründung — nicht zu Schleiermachers, seines siegreichen Gegners, Meinung bekehren konnte, die Jugendbildung sei auf die Grundlage des Naturgesetzes, nicht des Sittengesetzes zu stellen. Man muß es selbst bei Lenz nachlesen, wie Fichte schließlich den Streit absichtlich zur Frage nach der politischen Autorität zuspitzte (S. 426ff) und seine Entlassung erhielt, der Schuckmann bezeichnenderweise als politisches Motiv beilegte, daß 'der Rektor wegen seiner Reden an das deutsche Volk bei den französischen Behörden nicht gut notiert' sei, und daß es ihm auch an Gewandtheit fehlen möge, in Kollisionsverhältnissen sich mit Klugheit zu benehmen. Wir kennen alle seine Antwort an die Gegner durch die Tat: sein Anerbieten als Feldprediger mitzuziehen, seinen Eintritt in den Landsturm, seine letzten Pläne (die literarische Festlegung seines philosophischen Systems und die ausschließliche Heranbildung eines neuen Philosophengeschlechts) und endlich seinen Tod

am Krankenbett der geliebten Gattin. Wie anders dagegen die Tragik in Rankes Idee (II 2, S. 504), den Weltlauf durch die bloße Theorie korrigieren zu wollen, die sein Leben schließlich in die vielleicht im stillen ersehnte, von Lenz besonders schön geschilderte (II 1 S. 275) Einsamkeit zurückstoßen mußte.

Und so gelingt es Lenz, an unzähligen Höhepunkten in kurzer, treffender, an eigenem Ethos sich entzündender Charakteristik die großen Menschen, deren Denken und Handeln der Berliner Universität stets neuen Glanz verliehen hat, emporzuheben zum Brennpunkt von Problemen der Geschichte der politischen oder geistigen oder künstlerischen Kultur. Die prachtvolle Schilderung (II 2 S. 333 ff.) von Mommsens wissenschaftlicher Betätigung wird zum anfeuernden Vorbild für jeden Menschen des 'theoretischen Typus' (Spranger), der sich den ethischen Forderungen seines persönlichen Selbstbewußtseins nicht verschließen möchte, wenn er (Vorrede zum CIL) die 'banausische Geduld der groben Arbeit' nicht herabgesetzt wissen will gegenüber der 'genialen Geduld des das ferne Ziel vorahnenden Forschers'. Und neben ihm die Persönlichkeit Boeckhs, den die beiden Humboldts besonders schätzten und liebten (II 1 S. 500), weil ihn sein wissenschaftliches Ethos weit über den (s. II 2 S. 147 f.) von Lachmann und Hermann repräsentierten Typus der reinen Philologie im engeren Sinne und auch über die von Fr. A. Wolf noch festgehaltene 'Sphäre des Ästhetischen und Reingeistigen' hinaustrieb in die breitwogende Flut des historischen Lebens, in die Welt des Staates und der Nation; wenngleich er auch zurückblieb hinter der jetzt von Troeltsch, Spranger u. a. wiedererweckten Idee Fichtes, daß die klassische Welt und der Geist von Hellas nicht ruhig in apollinischem Glanze leuchten, sondern dienen solle als Ansporn zum idealen Aufbau der Welt (I 347). Boeckh war es auch, der, selbst gegen Schiller und Goethe, für die griechische Lektüre in großer Zeit eintrat (I 496), und gleichfalls ihm allein sind die Kampfesworte gegen die hochmütigen Verächter der philosophischen Spekulation in seiner Akademierede vom 6. Juli 1854 zu danken (II 2 S. 290): 'Heutzutage freuen sich viele daran, daß, wie sie glauben, das Philosophieren immer mehr abnehme, und jubeln darüber, daß die Philosophie bald werde zu Grabe getragen sein. Das heißt für mich nichts anderes, als sich darüber freuen, daß das Licht der Menschheit bald werde ausgelöscht sein' (vgl. auch sein Gutachten II 1 S. 481).

Die Reihe dieser ebenso vollendeten wie vorbildlich wirkenden Biographien deutscher Geistesheroen ließe sich verlängern; doch es genüge der Hinweis auf die glänzende Skizze der theologischen Fakultät (I 611 ff.) mit den bedeutsamen Porträts Marheinekes, Neanders (meisterhaft der Kontrast zu Schleiermacher herausgearbeitet!), de Wettes, dessen herrlicher Abschiedsbrief an Ministerium und Fakultät den inneren Triumph des großen Mannes über seine äußeren Sieger offenbart (II 1 S. 79 f.); auf die kurze, prägnante Darstellung der allgemeinen Mißstände bei Anlaß von Eichhorns Abgang (I 566 ff.), als deren Grund Humboldt das Fehlen einer Willenseinheit unter der Beamtenschaft erkennt; endlich auf die Darlegungen der Arbeiten der Einrichtungskommission (I 220 ff.): auf Schleiermachers feinsinnige Unterscheidung von Pflicht und Recht zu Vorlesungen (I 244), auf die Verhandlungen über die Machtansprüche der klassischen Philologie (F. A. Wolf) und ihres unberechtigten Hochmuts gegen die junge Germanistik, der damals auch Fr. von Hagens genialer Weitblick nicht zu helfen vermochte (I 269 ff.).

Aber fast noch heller erstrahlt das Gestirn des großen Historikers, wenn seine wissenschaftliche Denkkraft und sein künstlerischer Gestaltungsdrang ihn zu weitausgreifenden und doch ästhetisch-schöpferisch zusammenschauenden Darstellungen von Ideenentwicklungen (das Wort 'Idee' fehlt leider im Register) hinreißen, in denen der Geist der großen Zeiten spürbar wird. Man denke an die Schilderung der geistigen Grundlagen für die genannten Arbeiten der Einrichtungskommission, als Schleiermacher mit der Begründung der theologischen Fakultät Unvergängliches leistete (I 221 ff), und als noch die tiefe Weisheit, daß nur wissenschaftliche Freiheit zur Charakterbildung führen könnte, allein vorherrschend

war. Hingewiesen sei fernerhin auf die Regelung des Promotionswesens, in dessen Schilderung Lenz zunächst auf Fichtes moderne Forderung zurückgeht, die Staatsprüfung habe den Beweis zu erbringen, daß man etwas aus seinem Willen mit eigener Kraft machen könne (I 366), und sodann in dem Kampfe, besonders gegen Reils eigenartige Auffassung vom Wesen der Dissertation, sich für den Mittelweg entscheidet, daß der Lehrer bestimmenden Einfluß auf den Gang der Untersuchung haben solle, wodurch der schroffe Gegensatz zwischen Reil und Hufeland wieder auf eine tiefere Gesamtauffassung von der Wissenschaft zurückgeführt wird (I 378 ff.).

Am bedeutsamsten freilich durch ihre Bezugnahme auf eine gegenwärtige Verwertung erscheint dem Referenten die gedankenreiche, leider recht knappe Skizze der Entwicklung des deutschen Geistes am Beginn der 'Neuen Ära und letzten Einigungskämpfe' (II 2 S. 314—320), die den Sieg der Idee feiert als das Emporsteigen der Theorie auf dem Wege des in seinem Kampfcharakter genial erfaßten und hochbewerteten Synkretismus zur höheren Praxis. Was endlich der Schluß (ebd. S. 380 ff.) bringt an geistvollen Gedanken und Ausblicken in die Zukunft, kann hier nur ganz kurz angedeutet werden: die Hilfe gegen die unüberwindbare Spezialisierung der Wissenschaft wird gesehen in der Synthese von allseitiger Vertiefung und Ausgleichung der Fakultätsgrenzen in Forschungszusammenhang und Zieleinheit, in der Herrschaft des aus den Natur- in die Geisteswissenschaften übernommenen Entwicklungsgedankens,[1] den Fichte schon als Dominante in den wissenschaftlichen Harmonien feierte, und den nun Lenz an der Geschichte der Berliner theologischen und philologischen Universitätsstudien verfolgt, um schließlich die Wechselwirkung zwischen Staat und Wissenschaft (in den Ideen Schleiermachers, Fichtes und Humboldts) in den Umkreis seiner Betrachtungen einzubeziehen. Über allem aber leuchtet schließlich als dreifache Strahlenkrone die von Luther und Humboldt gewonnene Trias der Erkenntnisse, daß Preußen der Staat der Reformation, daß es also Staatspflicht sei, den Untertanen die Freiheit des Zugangs zur Erkenntnis zu sichern, und daß dieser Geist Preußens der Geist des ganzen Deutschlands sei, ein Gedanke, den einst Schleiermachers Ideal einer 'Deutschen Universität' symbolisierte.

III. Was bedarf es nun noch, angesichts solchen Reichtums, der Erörterung praktischer Fragen und Tendenzen? Sie liegen auf dem Gebiete pädagogischer und ethischer Forderungen im höheren Bildungswesen, die Lenz in bedeutsamer Weise seinen Schilderungen eingegliedert hat, ohne sie irgendwie aufdringlich zu formulieren. Im Vordergrunde stehen die Fragen nach der Stellung der Wissenschaften selbst und ihrer vornehmsten Diener und Förderer. Altenstein und Joh. v. Müller treten als die ersten Kronzeugen auf: jener durch seinen Brief vom 17. März 1840, der dem Finanzministerium den Vorwurf macht, es vernachlässige die geistigen Aufgaben des Staates auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens (II 2 S. 58); dieser aber durch seinen Kampf gegen die Vernachlässigung der (in seinem Falle medizinischen) Theorie durch die Praxis (II 1 S. 465 f. 468) und seinen genialen Spott über die hochmütige Empirie und das Rühmen der sinnlichen 'sogenannten' Erfahrung. Und ebenso erwacht Lenz' eindrucksvolles Ethos, wenn er als Ehrensache der Fakultäten hinstellt, einmal geschaffene Stellen zu erhalten und deren Recht der Selbstergänzung zur Pflicht der eigenen Verantwortung emporhebt (II 1 S. 416 f.); wenn er sodann die skandalöse Bezahlung der wissenschaftlichen Arbeit (Ranke an der Berliner Kgl. Bibliothek) brandmarkt (II 1 S. 278) oder die Knauserei der Fakultät gegen Droysen (II 1 S. 421 u. Anm.) nicht weniger beklagt wie die schlechte Honorierung Hegels (ebd. S. 400 f.), um sich dann ganz hinter Hengstenbergs berühmten Brief (13. Juli 1824 an seinen Vater; II 1 S. 331 bei Lenz) zu stellen, der den 'Beruf des Gelehrten als den elendsten von allen' bezeichnet, wenn man ihn nicht von einem Standpunkte aus betrachte, daß die Wissenschaften nur Mittel zu höheren Zwecken seien'

1) Vgl. hierüber jetzt die Ausführungen Troeltschs contra E. Becher in Schmollers Jahrb. für Gesetzgebung (1922) S. 35 ff.

Schlimmer freilich steht es noch mit der Achtung vor der Persönlichkeit des Gelehrten, wenn die Bureaukratie eines Schuckmann das Genie (in diesem Falle Schleiermacher) bis zu dem verzweifelten Entschlusse einer Auswanderung (nach Leipzig; I 518f.; s. auch I 316) treibt, und wenn, wie Lenz mit Recht betont, nicht der verletzte Ehrgeiz eines Humboldt, sondern das Scheitern seiner Forderung auf Selbständigkeit der Minister an Hardenbergs Despotismus für den geistig alle überragenden Staatsmann zur Veranlassung wurde, seine Entlassung zu erbitten (I 21ff.). Nicht an letzter Stelle aber gilt Lenz' Sympathie dem jungen, schon damals arg bedrängten, akademischen Nachwuchs, der bei einer für die Studenten geplanten Fürsorge ausdrücklich unberücksichtigt bleiben soll (I 286 u. Anm.; s. auch II 2 S. 72ff. u. 92ff.); dessen Demütigung sodann bei den Festakten mehrmals ausdrücklich beschlossen wird (II 1 S. 169 Anm. u. 430 Anm.), wie (in der theologischen Fakultät) seine törichte Ausschließung von der systematischen Theologie (II 1 S. 444). Der Höhepunkt in dieser Treibjagd blieb freilich den Studenten vorbehalten in ihrer 'tumultuarischen' Opposition (1817) gegen ihren erst 17jährigen akademischen Lehrer Witte (I 570 Anm.).

Zum Schluß möge ein Wunsch an den Verfasser gestattet sein: das Ganze für eine augenblicklich so maßlos erschwerte weitere Verbreitung in einen handlichen Band vom Umfange etwa der Bonner Universitätsgeschichte von Fr. von Bezold zusammengedrängt zu sehen, zu einem Gesamtgemälde von jener packenden, dramatisch bewegten Lebensfülle, wie sie den Werken und nicht weniger der ehrwürdigen Persönlichkeit unseres Altmeisters stets in so hinreißendem Maße eigentümlich gewesen ist.

Walter Saupe.

Deutsches Sagenbuch. Teil I: Die Götter und Göttersagen der Germanen. Von Friedrich von der Leyen. 2. Aufl. Teil III: Die deutschen Sagen des Mittelalters. Von Karl Wehrhan. München, C. H. Beck 1920.

Von dem großen Werk, das sich im Laufe der Zeit viele Freunde erworben hat, liegt von der Leyens Schilderung der Götter und Göttersagen der Germanen in neuer, unveränderter Auflage vor. Das Ganze zerfällt in zwei Teile; der erste Abschnitt befaßt sich mit den ältesten Zeiten bis zum Abschluß der Völkerwanderung, der zweite mit dem germanischen Norden. Hier wird die 'Methode der wechselseitigen Spiegelung' angewendet; d. h. nordische und germanische Aussagen und Dichtungen werden einander gegenübergestellt; die einen beleuchten und erklären die andern, jede zeigt aber zugleich ihren Eigenwert und ihre besondere Form. Herzlich willkommen heißen wir auch die deutschen Sagen des Mittelalters, die ein gleichfalls verdienter Forscher, Karl Wehrhan, in zwei Bänden darbietet. An der Spitze der Sammlung steht Karl der Große, mit dem nicht bloß in der Sage ein neuer Abschnitt beginnt. Nach den regierenden Kaisergeschlechtern sind die Geschichten zusammengefaßt, bis zu Maximilian I., dem letzten Ritter, führt uns Wehrhan. Der deutschen Kaisersage, die im grauen Altertum, in heidnischer Vorzeit wurzelt, ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Der zweite Band bringt die Sagen nach Stämmen und Landschaften geordnet, und als Schluß die Mären von Rittern und Sängern. Von Frauenlob und Walther von der Vogelweide hören wir da u.a., von dem Wartburgkrieg, von Lohengrin und Tristan und Isolde, von dem edlen Morunger, von Herzog Ernst. Wie von der Leyen, so gibt auch Wehrhan als Anhang in jedem Bande reiche Anmerkungen und Nachweise, die allen, die darnach Verlangen tragen, über weitere Fragen und Aufgaben der Forschung Auskunft erteilen. Der Gelehrte wird aus den beiden genannten Werken viel Nutzen ziehen, vor allem aber seien sie dem Deutsch- und Geschichtslehrer warm empfohlen. Immer dringender wird die Forderung, den deutschen Sagen und Märchen auf der Schule größere Aufmerksamkeit zu schenken: in von der Leyens und Wehrhans Büchern findet man den notwendigen Stoff klar und anschaulich vereint.

Helmut Wocke.

(8. August 1922)

SPRACHWISSENSCHAFT UND SPRACHRICHTIGKEIT[1])

Von Albert Debrunner

I. Vielleicht hat mancher von Ihnen beim Lesen des Themas 'Sprachwissenschaft und Sprachrichtigkeit' den Kopf geschüttelt und sich gefragt, ob nicht am Ende die Fassung des Themas selber gegen die Sprachrichtigkeit verstoße. Sollte es nicht heißen 'Sprachwissenschaft oder Sprachrichtigkeit'? und zwar mit Fragezeichen versehen? Andere haben vielleicht aus demselben Gefühl heraus den Titel so aufgefaßt, wie man etwa die Zusammenstellungen 'Glauben und Wissen', 'Bürgertum und Sozialdemokratie' zu verstehen hat, also im Sinn einer Frage: 'Was haben die beiden Dinge miteinander zu tun? wie sind sie gegeneinander abzugrenzen? auf welche Seite sollen wir uns stellen?' Und wer weiß, vielleicht hat sich bei einigen noch die weitere Frage daran angeschlossen: 'Wozu den Streit zwischen den beiden gegensätzlichen Anschauungen erneuern? Es ist schon genug darüber gestritten worden, und es kommt doch nichts dabei heraus.' Gestatten Sie mir, gleich von Anfang an solchen Gedanken gegenüber entschieden Stellung zu beziehen: das 'und' meines Themas soll kein 'oder' verschleiern, sondern in der Tat eine Synthese bezeichnen: sowohl — als auch, nicht entweder — oder. Dabei bin ich mir wohlbewußt, daß Kompromißlösungen heutzutage dem stärksten Mißtrauen begegnen, gerade weil sie jeder Diplomatie, vom kleinsten Verein bis zur Weltkonferenz, unentbehrlich und oft Ausdruck der Charakterlosigkeit sind. Aber am Ende gibt es doch noch Gebiete, wo die Diplomatie nichts zu suchen hat und wo durch verständige und gutwillige Überlegung scheinbare Gegensätze sich wirklich zu einer Einheit verschmelzen können. In diesem Sinn möchte ich mein heutiges Thema verstanden wissen.

Wenn irgendwo die Synthese zwischen Sprachwissenschaft und Sprachrichtigkeit wünschenswert ist, dann ist es gewiß in der Schule. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz in Unterrichtsfragen denken als der, der in unsern Schulen in der Einstellung zu den Forderungen der Sprachrichtigkeit herrscht. Es gibt Lehrer, die mit größter Schärfe und mit allen Mitteln der Dressur, des Strafens und des Verhöhnens die Schüler auf den schmalen Weg der Sprachrichtigkeit zu bringen und darauf zu erhalten suchen; und es gibt Lehrer, die den Grundsatz 'Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig' so auslegen, daß sie ihre eigene Gleichgültigkeit oder Feindschaft gegen die sprachliche Korrektheit auf ihre Schüler übertragen zu müssen glauben. Zwischen diesen Extremen liegen alle möglichen Zwischenstufen; aber ich fürchte, ich täusche

[1]) Vortrag, gehalten vor dem Bernischen Gymnasiallehrerverein am 28. Juni 1922.

mich nicht, wenn ich den Eindruck habe, daß in den letzten Jahren die Bewegung entschieden in der Richtung auf das zweite Extrem gegangen ist. Einem Kenner der neuesten Geschichte der theoretischen und praktischen Pädagogik, Didaktik und Schulorganisation müßte es leicht fallen, diesen Vorstoß der Sache gegen die Form festzustellen und seine Wirkungen aufzuzeigen: mir fehlt dazu die Allseitigkeit der Information und ich bin auf zerstreute Beobachtungen und auf den Allgemeineindruck angewiesen. Schließlich kommt auch darauf nicht viel an; die Hauptsache ist, daß es zu keiner Zeit völlig überflüssig ist, über die Frage der Sprachrichtigkeit nachzudenken und sich und anderen das Gewissen zu schärfen.

II. An der Ausbreitung der Gleichgültigkeit gegen die Sprachrichtigkeit ist die Sprachwissenschaft nicht ohne Schuld. Die Ursache liegt in der grundsätzlichen und tatsächlichen Einseitigkeit der modernen Sprachwissenschaft. Der russische Sprachforscher Porzeziński sagt in seiner 'Einleitung in die Sprachwissenschaft' (1910 in deutscher Übersetzung bei Teubner erschienen): 'Mit der Definition der Linguistik als Wissenschaft der Geschichte der menschlichen Sprache legen wir die Grenze fest, die sie von den verwandten Wissensgebieten trennt' (S. 3). Das Bändchen der Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt', in dem der Kopenhagener Linguist Sandfeld-Jensen die Sprachwissenschaft behandelt, beginnt mit den Worten: 'Es ist die Aufgabe der Sprachwissenschaft, die menschliche Tätigkeit, die wir die Rede nennen, zu erklären', und etwas später heißt es: 'Die Wissenschaft von der Sprache ist somit eine Kulturwissenschaft.' Wir sehen also, die Sprachwissenschaft faßt sich selber als reine Erfahrungswissenschaft auf. Allerdings weiß es Sandfeld-Jensen im Grund anders: 'Der Titel dieses Büchleins bedarf insofern einer Rechtfertigung, als nicht die Sprachwissenschaft in ihrem vollen Umfange hier behandelt wird, da z. B. Fragen über das Verhältnis zwischen Sprache und Denken, über Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit u. a. m. überhaupt nicht berücksichtigt werden' — so heißt es in seinem Vorwort; aber daß er trotz dieser besseren Einsicht einem Büchlein über die historische Sprachwissenschaft kurzweg die Überschrift 'Die Sprachwissenschaft' gibt, das beweist mit aller Deutlichkeit, daß er mit dieser einschränkenden Verwendung des Ausdrucks nicht auf Widerstand zu stoßen fürchtet.

Das ist typisch für die Sprachwissenschaftler: einzelne erkennen gelegentlich die Bedeutung der Fragen der Sprachrichtigkeit an, aber sie lassen sie praktisch beiseite, und im zunftmäßigen Betrieb herrscht die Gleichung: Sprachwissenschaft = Sprachgeschichte. Verschoben hat sich im Verlauf der einhundertjährigen Entwicklung der modernen Sprachwissenschaft nur die Verteilung des Interesses auf die verschiedenen Epochen der Sprachgeschichte: aber ob die Erforschung der Ursprache aller Menschen oder die vergleichende Rekonstruktion der ehemaligen gemeinsamen Sprache aller Indogermanen oder die Feststellung der Geschichte einer einzelnen Sprache von ihren ersten Denkmälern bis heute im Vordergrund stand, es war immer Sprachgeschichte. Wer will jedoch den Sprachwissenschaftlern einen Vorwurf machen, wenn sogar ihr

strenger Richter, der Philosoph Fritz Mauthner (II 1 S. 1), erklärt, er könne nicht einsehen, 'was in aller Welt Sprachwissenschaft sein sollte, wenn sie nicht Sprachgeschichte wäre'.

Mit der Gleichsetzung von Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte kennzeichnet sich die Sprachwissenschaft als echtes Kind ihrer Zeit. Der Entwicklungsgedanke des XIX. Jahrh. ist für sie zum Leitstern geworden wie für die Wissenschaft überhaupt. Dabei war sie in einer besonderen Lage: da die Sprache in besonders augenfälliger Weise von Faktoren, die in das Gebiet der Naturwissenschaften gehören, nämlich von den Sprachwerkzeugen, abhängig ist, so war die Sprachwissenschaft mehr als z. B. die politische Geschichte, die Literaturgeschichte, die Kulturgeschichte dem Einfluß des Entwicklungsgedankens preisgegeben, der ja seine Heimat in der Naturwissenschaft hat. So kommt es auch, daß die Sprachwissenschaft einer wertenden Betrachtung ihrer Objekte feindseliger gegenüberstand als die Literaturgeschichte usw. Da die Sprache als ein natürlicher Organismus aufgefaßt wurde, mußte es als unwissenschaftlich erscheinen, in diesen Organismus einzugreifen: 'Falsch und richtig gleichen der Schere des unerfahrenen Gärtners, der die jungen Sprößlinge, die ihm unnütz scheinen, mit roher Hand abschneidet. Der wissenschaftliche Beobachter weiß, wie nützlich oft diese jungen Pflänzchen sein können, und läßt sie gewähren.' So charakterisierte vor 25 Jahren ein schweizerischer Romanist[1]) den Unterschied zwischen dem Sprachreiniger und dem Sprachwissenschaftler. In zahllosen Fällen zeigt die Sprachgeschichte, daß sprachliche Bildungen, die einmal durchaus 'falsch' waren, nachher vollständig durchgedrungen, also 'richtig' geworden sind. Was Wunder, wenn die Linguisten an allen sprachlichen Entgleisungen ihre besondere Freude hatten! Wie sollten sie Fehler in heiligem Zorn verurteilen, in denen sie die Keime späterer Richtigkeit witterten? Sie konnten wirklich nicht anders, als die Wörter 'richtig' und 'falsch' nur noch in Anführungszeichen verwenden, oder, wie es Mauthner in seiner zugespitzten Art tut (S. 171), die Fragen 'Wer spricht richtig? Wann sprechen wir richtig?' zu beantworten: 'Niemand oder jeder. — Niemals oder immer.' Sie brauchten deshalb nicht selber ein liederliches Deutsch zu schreiben; aber die Pflege ihrer Sprache war ihnen mehr eine Sache des Anstands, der Konvention, der Gewöhnung, der Zweckmäßigkeit ohne Beteiligung des Herzens — etwa wie den meisten Leuten die Pflege der Zähne oder Haare.

Sie konnten sich daher auch mit den Bestrebungen, die auf die Schaffung und Durchführung einer straff normierten, unantastbaren Welthilfssprache ausgingen, nicht befreunden, so wenig wie sich ein Botaniker für einen Kunstgarten erwärmen wird, in dem Jahr für Jahr dieselben Blumen in denselben Beeten von derselben Größe gezogen werden. Schon das Volapük hatte den Widerspruch der Linguisten hervorgerufen, und gegen das Esperanto haben sich zwei der führenden Sprachforscher der letzten Jahrzehnte, der Indoger-

[1]) E. Tappolet, Wustmann und die Sprachwissenschaft. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, Heft III, Zürich 1898, S. 24

manist Brugmann und der Slawist Leskien, 1907 in einem Gutachten für die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften energisch gewandt.[1]) Brugmann nimmt das Bild des Homunculus, das schon früher für die künstlichen Weltsprachen gebraucht worden war, wieder auf und zitiert aus Goethes Faust:

> Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
> Das wagen wir verständig zu probieren,
> Und was sie sonst organisieren[2]) ließ,
> Das lassen wir kristallisieren.

Also zwischen der historischen Sprachforschung und den Sprachnormierungsbestrebungen klafft ein tiefer Abgrund.

III. Aber sollte nicht vielleicht die philosophische Sprachbetrachtung, die ja immer neben der historischen einhergegangen ist, befähigt sein, diese Kluft zu überbrücken? Das ist nun eine eigentümliche Sache. Wenn das Lateinische, wie man jahrhundertelang glaubte, wirklich eine wundervoll logische Sprache ist, so liegt es allerdings nahe, aus ihm ein Ideal zu machen und aus ihm Normen für die eigene Sprache zu holen; und gerade z. B. im Esperanto ist dieser Einfluß des Lateinischen mit Händen zu greifen. Das Esperanto weist triumphierend auf den Reichtum und die Geschmeidigkeit hin, die es mit Hilfe seiner Partizipien erreichen kann[3]): *amanta* 'liebend', *aminta* 'geliebt habend', *amonta* 'lieben werdend', *amata* 'geliebt werdend', *amita* 'geliebt worden seiend', *amota* 'geliebt werden werdend'; und dann die wundervollen Kombinationen *li estos amita* 'er wird geliebt worden sein' — wen überwältigen nicht selige Erinnerungen an das lateinische Futurum exactum? Schade, daß der Schöpfer des Esperanto nicht des Philologen Gottfried Hermann 1801 erschienene Schrift 'De emendanda ratione Graecae grammaticae' gekannt hat, in der 12 abhängige Zeiten konstruiert werden, u. a. ein *scripturus fueram* 'ich war im Begriff gewesen zu schreiben.' Doch Spaß beiseite: Der Traum der vollkommenen Logik des Lateinischen ist in der Wissenschaft längst ausgeträumt. Jede Sprache ist das Abbild der menschlichen Gemeinschaft, die sie spricht, und — der unzähligen Generationen, die sie früher gesprochen haben, und solange es kein logisch einwandfrei denkendes Volk gibt, gibt es auch keine logisch vollkommene Sprache; Volk und Sprache von Rom machen keine Ausnahme. Den entscheidenden Stoß hat das Dogma vom logischen Latein wohl von der historischen Sprachforschung erhalten: wenn wir im Lateinischen so gut wie in anderen Sprachen vor unsern Augen Änderungen eintreten sehen, die der Logik stracks widersprechen, wie soll da die Sprache logisch sein? Nein, der Mensch und seine Sprache ist nicht reine Logik, sondern es wirken darin Seelenkräfte, die mannigfach die Logik durchbrechen.

---

[1]) Karl Brugmann und August Leskien, Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen. Straßburg 1907.

[2]) D. h. sich 'organisch' gestalten.

[3]) J. Borel, Die Frage einer internationalen Hilfssprache und das Esperanto, 20. Aufl. Berlin 1910, S. 32 f.

So ist die logizistische Sprachbetrachtung von der psychologischen abgelöst worden. Die hat nun allerdings gründlich wieder niedergerissen, was etwa jene an der Brücke über den Abgrund zwischen Sprachhistorie und Sprachnormierung gebaut hatte. Die naturwissenschaftliche Linguistik hatte wenigstens noch naturgesetzartige Lautgesetze aufgestellt, Gesetze, die allerdings ein künstliches menschliches Eingreifen verpönten; die psychologische Linguistik hat als Objekt die menschliche Seele in ihren sprachlichen Widerspiegelungen, und die ist unberechenbar. Wer wollte es in den Jahrzehnten des schrankenlosen Individualismus wagen, die innersten Triebkräfte des Menschen und deren sprachliche Äußerungen in die Fesseln enger Normen zu schlagen? Wer hat Freude an einem Musterknaben? wer an einer jeder individuellen Färbung entkleideten Sprache? Galt in der bildenden Kunst der Satz: 'Wie es der Künstler sieht und darstellt, so ist es recht', wie sollte dem sprachlichen Darsteller gleiches Recht verweigert werden dürfen? Engherzige Normen, die frühere, weniger geniale Geschlechter geschaffen haben, sind eine unerträgliche Unterdrückung des eigengesetzlichen Ich. So vertieft die psychologische Sprachbetrachtung die Kluft, die zwischen der historischen und der normierenden gähnt. Müssen wir endgültig auf eine Überbrückung verzichten?

IV. Es ist Zeit, daß ich Ihnen ein Geständnis mache: meine bisherigen Ausführungen über die Einseitigkeit der Sprachwissenschaft sind selber einseitig gewesen; was ich zu charakterisieren versucht habe, ist nicht die Sprachwissenschaft überhaupt, sondern im wesentlichen nur die indogermanische, und da diese ihr Hauptquartier unleugbar immer auf deutschem Boden hatte, so trifft meine Schilderung vor allem die deutsche Sprachwissenschaft. Deshalb ist aber die Einseitigkeit noch keineswegs unbedingt schädlich; vielmehr hat sie zum mindesten ein geschichtliches Recht: die Indogermanistik hat in der gesamten modernen Sprachwissenschaft die Führung gehabt; die entscheidende Anregung ging von der Entdeckung des Sanskrit aus; die Vergleichung des Sanskrit mit den klassischen und anderen Sprachen schuf die Indogermanistik, und an ihr wurde die sprachwissenschaftliche Methode zuerst gründlich ausgebildet. Gerade der Umstand, daß das Hauptinteresse auf neu erschlossene, weit zurückliegende Perioden ging, bedingte die früher geschilderte Herrschaft der historischen Sprachbetrachtung. Erst allmählich machten die lebenden Sprachen ihr Recht geltend und brachten der Sprachwissenschaft eine Erweiterung ihres Aufgabenkreises.

Dieses Stärkerhervortreten der Gegenwart mußte notgedrungen in der Sprachwissenschaft die Folge haben, die es in der Geschichtswissenschaft zu allen Zeiten hat: über die Frage, wieviel Kasus das Urindogermanische gehabt hat, wieviele davon in den ältesten Sprachdenkmälern des Griechischen, Lateinischen, Slawischen usw. noch vorhanden sind und wie sich die Verschmelzung mehrerer Kasus erklären läßt, kann man ebenso objektiv, leidenschaftslos, rein wissenschaftlich nachdenken, schreiben und reden wie über die Kriege und die kulturellen Leistungen der ägyptischen Pharaonen. Sobald sich aber die Forschung der Gegenwart zuwendet, so stellen sich Wertfragen vor den Forscher. Nie-

mand verlangt von einem deutschen Historiker, er solle die Geschichte des Weltkriegs und seiner Folgen ohne eigene Stellungnahme schreiben; vielmehr wünscht man gerade, daß er, wenn möglich, aus seiner Erforschung der Tatsachen heraus einen Beitrag zur Beurteilung der Ereignisse erarbeite. So auch auf dem Gebiet der Sprache. Wenn ein Linguist unsere Mundarten studiert und dabei beobachtet,wie die Mundarten unter sich und mit der Schriftsprache in beständigem Kampf stehen, bei dem beide Teile Beulen davontragen, soll er da den uninteressierten, unbeteiligten, objektiv-wissenschaftlichen Zuschauer spielen? Hat er nicht gerade als Sprachforscher die Pflicht, aus seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen heraus zu einer Abklärung der Gegenwartsprobleme beizutragen? (Neutralität ist ja in diesem Fall gerade einem Deutschschweizer gar nicht möglich: sobald er Dialekt spricht, nimmt er eine bestimmte Stellung in der Frage des Mundartgebrauchs ein; sobald er in der Schriftsprache schreibt oder spricht, fällt er ein Urteil über Sprachrichtigkeit.) So wäre also, wie es scheint, die Brücke immer vorhanden gewesen und braucht nicht künstlich hergestellt zu werden; nur hatte man sich meist freiwillig das Gesichtsfeld so beschränkt, daß man die Brücke nicht sah,und es ist entschieden ein Verdienst der neuern Entwicklung der Sprachwissenschaft, daß sie den Blick freier schweifen läßt.

Bezeichnenderweise ist darin die außerdeutsche Sprachwissenschaft vorangegangen, namentlich die französische. Lassen Sie mich Ihnen eine besonders deutlich sprechende Stelle anführen: In dem vor wenigen Monaten in Paris herausgekommenen populären Büchlein 'La géographie linguistique' spricht der Romanist Albert Dauzat von der '*opération de police un peu rude qui a remis définitivement l'ordre, en français moderne, dans le bataillon turbulent et changeant des outils grammaticaux*' — nämlich der grammatischen Werkzeuge der Mundarten. Also die Mundarten sind eine Meuterergesellschaft, die von der Gemeinsprache mit fester Hand zur Ordnung gezwungen werden muß. Eine solche Auffassung wird man auch heute bei deutschen Linguisten vergebens suchen. Dieser Gegensatz hängt gewiß zunächst mit der Verschiedenheit der Einschätzung der Sprache und ihrer Bedeutung im kulturellen und politischen Leben zusammen, er hat aber noch einen weiteren, allgemeineren Hintergrund, den französischen Zentralismus.

Die französische Gemeinsprache ist eine Folge und ein Symbol der politischen Einigung Frankreichs; Politik und Sprache haben dasselbe Ausstrahlungszentrum: Paris, und das Bewußtsein, daß das politische und kulturelle Expansionsvermögen, die ganze Weltstellung des Landes auf diesem straffen Zusammenschluß um einen Mittelpunkt beruht, hat sich auch auf die Sprache übertragen: die Académie française als oberste Gesetzgeberin in sprachlichen Dingen ist dafür der sichtbare Ausdruck. Die politischen und kulturellen Verhältnisse brachten es auch mit sich, daß sich die Einheitssprache schnell ausbreitete; die Erforscher der französischen Mundarten mußten daher immer wieder auf dasselbe Problem stoßen: das Eindringen der Gemeinsprache in die Mundarten.

Ganz anders steht die deutsche Sprache da. Schon der Ausgangspunkt der Gemeinsprache ist ganz anders geartet: in Frankreich ist es die gesprochene

Sprache der kulturell dominierenden Residenz eines politisch zentralistischen Landes, in Deutschland eine provinzielle Kanzleisprache, tauglich gemacht zur Literatursprache eines politisch und kulturell zerrissenen Gebietes: Nord- und Süddeutschland, Österreich und die Schweiz hatten kein anderes Bindemittel als die Sprache, und auch da, wo die Grenzpfähle gefallen sind, wie zwischen Nord- und Süddeutschland, ist doch das regionale Empfinden so stark geblieben, daß sich kein Teil sprachlich einem andern völlig unterwirft. Auch fehlt es an einem alles überragenden kulturellen Zentrum.

So ist der Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Französischen in der Wertschätzung der korrekten Gemeinsprache wohl verständlich. Es würde sich wohl lohnen, zu untersuchen, ob nicht auch der Deutsche Sprachverein, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, viel von seiner Auffälligkeit und Verdächtigkeit verlieren würde: vielleicht braucht das Französische nur deshalb keinen Sprachverein, weil es längst erreicht hat, was der Deutsche Sprachverein will. Doch wir wollen nicht auf dieses heikle Gebiet abirren und lieber nachsehen, ob sich der Unterschied auch in der schon berührten Frage der künstlichen Weltsprachen geltend macht.

In der Tat täuscht uns unsre Erwartung nicht: Frankreich ist das erste Land, in dem das Esperanto unter den Gelehrten Boden gefaßt und lebhafte Verteidiger gefunden hat, wenn auch meines Wissens nicht unter den Sprachforschern. Aber sonst haben sich außerhalb Deutschlands einige Linguisten auf die Seite der Weltsprachbewegung gestellt: in Dänemark der Anglist Jespersen, in Rußland der Indogermanist Baudouin de Courtenay, in England der Sanskritist Max Müller. Eine Ausnahme bestätigt die Regel: Hugo Schuchardt, der greise Romanist in Graz, dessen 80. Geburtstag kürzlich die Schweizer Linguisten durch die Herausgabe eines 'Schuchardt-Breviers'[1]) gefeiert haben, ist von jeher für die Idee einer Welthilfssprache eingetreten[2]); aber er, der wissenschaftliche Aufsätze außer in den gangbaren modernen Sprachen auch in Spanisch, Dänisch, Russisch, Magyarisch und der keltischen Sprache von Wales schreiben konnte, dessen Arbeiten u. a. die Sprache der Berbern in Nordafrika und der Kreolen in Amerika, das Baskische, das Rätoromanische, das Georgische, das Slavonisch-Italienische betreffen, ist, wenn irgendeiner, international im besten Sinn des Wortes, wenn er auch in Deutschland geboren ist und studiert hat.

V. Die bisherigen Ausführungen haben wohl so viel ergeben, daß Gleichgültigkeit oder Feindschaft gegen die Sprachnormierungstendenzen nicht eine notwendige Folge linguistischen Denkens, sondern nur der Ausfluß einer einseitigen Auffassung vom Wesen und von den Aufgaben der Sprachwissenschaft ist. Es wäre nun aber ungerecht, wenn ich die ganze Schuld an dem Zwiespalt

---

[1]) Halle a. S. 1922. Untertitel: Ein Vademekum der allgemeinen Sprachwissenschaft.

[2]) Auf Anlaß des Volapüks, Berlin 1888. Weltsprache und Weltsprachen. An Gustav Meyer, Straßburg 1894. Bericht über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung (Almanach d. Wien. Ak. 1904, 281 ff.). Zur internationalen Fischereiausstellung in Wien (Beilage zur Allg. Zeitung 1903 I 33 ff. 44 ff.) Schuchardt-Brevier 306 ff.

zwischen der historisch-psychologisch eingestellten Linguistik und der Sprachpolizei einseitig der erstern zuschieben wollte. Nein, die andere Seite trägt auch ihr redliches Teil Schuld. Der Grundsatz, daß wichtige Entscheidungen auf Gebieten, die Spezialkenntnisse voraussetzen, nur nach Befragung mit Sachverständigen erfolgen dürfen, ist heute im allgemeinen durchaus anerkannt, und man sollte meinen, er müßte auch in sprachlichen Dingen gelten. Dem entspricht aber leider die Wirklichkeit durchaus nicht, und diese Tatsache wird dadurch nicht besser, daß sie wohlbegreiflich ist. In Fragen des Bankwesens, der Fischzucht, der drahtlosen Telegraphie wird selten einer dreinreden, der sich nie damit abgegeben hat. Für die Sprache gilt, was schon Goethe ausgesprochen haben soll: 'Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.' Als ob einer in Fragen der Atmung, der Herztätigkeit, des Stoffwechsels sachverständig wäre, weil er eine Lunge, ein Herz und einen Verdauungsapparat hat! So alt die Wahrheit ist, so neu und notwendig ist sie doch immer wieder: wer eine Sprache spricht, versteht damit noch nichts von ihr. Die Linguisten hatten es leicht, dem Leipziger Stadtbibliothekar Gustav Wustmann, als er i. J. 1891 mit seinem Büchlein 'Allerhand Sprachdummheiten' herausplatzte, nachzuweisen, daß ihm die sprachwissenschaftliche Methode ganz fremd sei, und da seither der Name Wustmann zum Symbol der Sprachrichtigkeitsbestrebungen geworden ist, so hat er sie in weiten Kreisen diskreditiert und die Annäherung der Sprachwissenschaft an die Sprachpflege erschwert. Was man an Wustmann tadelte, ist vor allem der Fehler, daß er die Grundsätze, nach denen er seine Entscheidungen traf, ganz willkürlich wechselte, und das ist allerdings ein Mangel, über den man unmöglich hinwegsehen kann. Hier tritt nun die Sprachwissenschaft in ihr Recht: ihre Aufgabe ist es, die Grundlagen der Sprachnormierung festzustellen, also die Frage zu untersuchen und wenn möglich zu beantworten: Was ist maßgebend für die Richtigkeit in der Sprache?

VI. Fast muß ich mich schämen, diese Frage überhaupt zu stellen; denn man kennt doch die Antwort: maßgebend ist der Sprachgebrauch. Was alle sagen, ist richtig; was nicht gebräuchlich ist, ist falsch. Das ist doch der objektivste Entscheidungsgrund, den man sich denken kann. Gewiß ist es eine große Errungenschaft, daß wir über den uralten Streit um das grundsätzliche Recht des Sprachgebrauchs hinaus sind. Das Altertum hat darum heftige Kämpfe ausgefochten; selbst der große Cäsar hat es nicht verschmäht, mitten in militärischen Unternehmungen mit einer Schrift in den grammatischen Streit einzugreifen. Den antiken Vertretern der Analogie, der Regelmäßigkeit, fühlt man noch die Freude an über die große Entdeckung, daß dieselbe Funktion immer wieder durch dieselbe äußere Form charakterisiert wird; da diese Übereinstimmung einer logischen Forderung entspricht, konnten die Anomalisten schwer dagegen aufkommen, da sie die zahlreichen Abweichungen von der Regel, die Anomalien, zwar nachzuweisen, aber nicht zu rechtfertigen wußten. Die moderne Sprachwissenschaft hat in zahllosen Fällen die Sonderbarkeiten der Anomalien auf lautgesetzliche oder assoziative Veränderungen zurückzuführen vermocht.

Z. B. daß der Vokalwechsel *i a u* in *binden band gebunden* und ebenso bei *finden, gelingen, ringen, schwinden, singen, sinken* funktionell genau derselbe ist wie der Wechsel von *i, a, o* in *beginnen, begann, begonnen,* und ebenso bei *entrinnen, spinnen, sinnen, gewinnen*, das widerspricht der Forderung der Analogie; sobald wir aber beobachten, daß einerseits das Mittelhochdeutsche *gewunnen* usw. sagte und unsre Dialekte noch heute so sagen, daß andrerseits der Übergang von *u* zu *o* vor *nn* auch in den Worten *Nonne, Sonne, Wonne* vorliegt, so erkennen wir in der sekundären Vokalverschiedenheit von *gebunden* und *begonnen* einfach die Wirkung eines bestimmt begrenzten Lautwandels, und es wird niemandem einfallen, zu sagen, es müßte 'eigentlich' auch *begunnen* heißen. Dem Fall *beginnen begann begonnen* steht der Fall *schwimmen schwamm geschwommen* gleich, wie wiederum der Vergleich einerseits mit dem ältern *geswummen* und dem mundartlichen *gschwumme*, anderseits mit *Sommer* — *Summer* zeigt. Die Analogie würde demnach auch *glimmen glamm geglommen, klimmen klamm geklommen* erwarten lassen; das mittelhochdeutsche *glamm* und *klamm* ist aber heute durch *glomm* und *klomm* ersetzt — warum? Da man sich durch die vielen Verben der Typen *stieg gestiegen, bot geboten* an die Übereinstimmung des Wurzelvokals im Präteritum und Partizipium gewöhnt hatte, bot sich in Fällen, wo das Präteritum selten verwendet, also durch den Sprachgebrauch nicht genügend gefestigt war, die Assoziation mit *bot geboten* als Muster bei der Neuschöpfung oder Wiederbelebung des Präteritums; also statt der Proportion *schwamm* : *geschwommen* = x : *geglommen* wirkte die Proportion *bot* : *geboten* = x : *geglommen*. Auch in *schor, schwor, focht, flocht, quoll, schwoll* hat der Vokal *o* des Partizipiums einen andern Vokal verdrängt. Warum im Einzelfall das eine Mal die aus dem bestimmten Lautwandel entstandene Form, trotzdem sie parallele Bildungen auseinanderriß, durchgedrungen, das andere Mal eine vorher nicht vorhandene Parallelität neu ins Leben getreten, das ist oft nicht feststellbar; die Schuld daran, daß die eine wie die andere Änderung des Bestehenden nicht wieder ausgemerzt worden, sondern geblieben ist, trägt die Ausgleichung individueller Verschiedenheiten durch den sprachlichen Austausch in der Sprachgemeinschaft, d. h. eben der Sprachgebrauch.

VII. Wenn nun der Sprachgebrauch in allen Einzelheiten so unzweifelhaft festgelegt wäre wie in den angeführten Formen, dann gäbe es gar kein Problem der Sprachrichtigkeit. Man kann vielleicht mehrere Seiten schreiben, ohne ein einziges Mal ein Bedenken zu fühlen, ob man dem Sprachgebrauch getreu, d. h. richtig schreibt, oder nicht. Aber es ist schauerlich, sich einen Menschen vorzustellen, der jede Wendung, jeden Satz, den er spricht, aus dem allgemeinen Sprachgebrauch belegen kann. Das Schöne am Sprechen liegt eben darin, daß wir mit dem überkommenen und immer neu zuströmenden Sprachmaterial selber etwas gestalten können; freilich ist auch gerade damit die Schwierigkeit gegeben: die eigene Gestaltung ist nicht vollkommen frei, sondern in einen gewissen Rahmen eingespannt, der durch die gegebene Sprache als Ganzes und durch eine Unmenge von Einzelheiten gebildet wird. Und da zeigt nun die Erfahrung, daß dieser Rahmen nicht allen Leuten gleich deutlich und niemandem in allen seinen Teilen absolut klar erkennbar ist.

Aber kann dem nicht abgeholfen werden, indem man einen festen, sichtbaren, allgemein verbindlichen Rahmen schafft? Oder haben wir am Ende schon einen in der Grammatik? Ich glaube, jeder, der einmal eine Woche lang gegenüber allem, was er liest und schreibt, sein Sprachgewissen aufs äußerste schärft und

in all den vielen Zweifelsfällen, auf die er dabei stößt, in einer Grammatik Rettung sucht, wird schwere Enttäuschungen erleben. Die Grammatik soll den Sprachgebrauch aufzeichnen. Tut sie das? Rudolf Blümel in München, der sich durch syntaktische Forschungen verdient gemacht hat, verneint die Frage in einem Aufsatz im letzten Jahrgang (1921) der Germanisch-romanischen Monatsschrift (S. 251—7); der Aufsatz trägt die Überschrift: 'Ist die Grammatik im Recht oder die Sprache?' Der Sprachgebrauch wandelt sich langsam, aber fortwährend, die Grammatiken haben ein starkes Beharrungsvermögen. Von Blümels Beispielen will ich zwei erwähnen: es darf in einer Grammatik nicht heißen: 'Das Präsens bedeutet Gegenwärtiges', denn die futurische Verwendung des Präsens in Sätzen wie: *Wann kommst du?*, *Ich verreise erst über acht Tage* ist völlig eingebürgert. Oder: die Deklination *der Tag, des Tages, dem Tage, den Tag* ist längst nicht mehr allgemeiner Gebrauch, vielmehr *des Tags, dem Tag* weit verbreitet.

Aber auch wenn die Grammatik immer den Wandlungen des Sprachgebrauchs folgt, wird sie nicht alle Ansprüche befriedigen, denn es ist ausgeschlossen, daß sie jemals vollständig wäre; in den Kapiteln von der Wortstellung, Satzgestaltung und Phraseologie werden auch in der umfangreichsten Grammatik Lücken bleiben. Nun bieten sich freilich zur Ausfüllung dieser Lücken viele Helfer an, bescheidene und aufdringliche. Aber wer etwa zwei oder drei solcher 'Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs' oder 'Führer durch Falsch und Richtig' oder wie sie sich sonst anpreisen, regelmäßig befragt, wird bald sehen, daß sie ihm die eigene Entscheidung nicht abnehmen können, schon weil sie sich allzuoft und allzuschroff widersprechen. Und selbst dann, wenn wir den 'Führer' als ausgezeichneten Kenner der deutschen Sprache schätzen und geneigt sind, uns seiner Führung bedingungslos gläubig anzuvertrauen, so fällt uns vielleicht plötzlich ein, daß sogar der Meister der deutschen Sprachgeschichte, Jacob Grimm, *der Brate, der Brunne, der Fetze* verlangte, nur weil man früher so sagte.

Es ist aber auch gar nicht erwünscht, daß die Grammatik vollständig sei: je größer die Grammatik, um so geringer ihre Wirkung auf die Praxis. Man kann nicht beim Schreiben beständig einen vielbändigen Nothelfer wälzen, beim Reden erst recht nicht. Zum Glück geht es in der Grammatik nicht um materielles Eigentum, sonst bekämen wir wie im Rechtsleben immer neue Tausende von Paragraphen, bis sich darin nur noch die routiniertesten Spezialisten zurechtfinden könnten — oder auch nicht. Wir wollen uns also dabei beruhigen, daß in der Sprache nicht alles normiert ist. Diesen Rest müssen wir notgedrungen dem Sprachgefühl überlassen. Manche werden diesen Ausdruck zu subjektiv finden; ich meine, gerade der subjektive Ausdruck ist dann am Platze, wenn der objektive Maßstab versagt. Darum sage ich lieber nicht 'Sprachgeist', wie Andresen, auch nicht 'Geist der Grammatik', wie viele andere. Diese Ausdrücke erwecken die Vorstellung (vielleicht mit Absicht), die Sprache oder die Grammatik sei eine personenartige Einheit. Sprachgefühl haben, bedeutet, möglichst viele Tatsachen des feststehenden Sprachgebrauchs in sich aufgenommen haben und darin für Zweifelsfälle brauchbare Anknüpfungspunkte finden.

Damit öffnen wir nicht etwa der Willkür des Einzelnen Tür und Tor, sondern wir stehen hier am entscheidenden Punkt, wo die Synthese von Sprachpflege und Sprachwissenschaft einsetzen muß: wenn auch immer Fälle übrigbleiben, in denen der Sprechende oder Schreibende ganz auf sein dunkles, subjektives Gefühl für richtig und falsch angewiesen ist, so sollen diese Fälle der Kompaßlosigkeit doch aufs äußerste reduziert werden. Das gilt schon dann, wenn ein Sprachgebrauch überhaupt nicht existiert oder dem Sprachbenützer nicht bekannt oder nicht bewußt ist, in viel höherm Maße aber in den zahlreichen Fällen, die wir bisher beiseite gelassen haben, wo der Sprachgebrauch selbst schwankend ist, wo mehrere Sprachgebrauchsweisen vorliegen — 'Sprachgebräuche' darf ich in einem Vortrag über Sprachrichtigkeit nicht sagen, aber der Plural hätte sein gutes Recht und wer aus dem Fehlen dieses Plurals schließen wollte, der Sprachgebrauch sei immer nur einer, eine Einheit, der würde schwer irren. Gerade da fängt ja die Sprachrichtigkeit an zum Problem zu werden, wo der Sprachgebrauch nicht mehr bestimmt und eindeutig die Richtlinien gibt.

Eine Scheinlösung wäre es, zu sagen: wenn zwei verschiedene Ausdrucksweisen bestehen, sollen beide erlaubt sein, so wie in der Schreibung nach Duden *im stande* und *imstande, Stillleben* und *Stilleben, unstät* und *unstet* usw. gestattet sind. Voraussetzung einer solchen duldsamen Regelung der Sprachschwankungen wäre ein Duden des Sprachgebrauchs, der sich wie der Orthographie-Duden auf die 'für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln' berufen könnte, und damit wären wir wieder bei der vollständigen Grammatik angelangt, die wir schon als unmöglich erkannt haben. Oder sollen wir das Heil in einer zu erstrebenden sprachregelnden Akademie nach dem Muster der Académie française suchen? Ob der Wunsch nach einer solchen für das deutsche Sprachgebiet auf Erfüllung hoffen dürfte oder nicht, brauchen wir nicht zu untersuchen; erst müßte die Wünschbarkeit selbst erwiesen und der Einwand, daß eine Akademie den Sprachgebrauch weder in vollem Umfang noch mit der nötigen Geschmeidigkeit erfassen könne, widerlegt werden. Die Erfahrungen mit der Académie française sind einer solchen Widerlegung nicht günstig. Auch die naive Resolution der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft vom J. 1899, es solle eine Kommission von Schulmännern eingesetzt werden, 'die in allen zweifelhaften Fällen entscheidet, was auf Grund des herrschenden Sprachgebrauches und der historischen Entwicklung fortan als das sprachlich Richtige in der Schule gelehrt werden soll' (Dunger[3] 49), war selbstverständlich zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Es wird also nötig sein, die Mittel zur Entscheidung bei Sprachgebrauchsschwankungen anderswo zu suchen.

Hier wie überall ist es das Nächstliegende, zu fragen, woher die Schwierigkeit kommt; das bietet die besten Aussichten, einen Ausweg zu finden. So wenden wir uns zunächst an die Sprachgeschichte, um Auskunft über die Gründe der Sprachschwankungen zu erhalten. Da stellt sich nun heraus, daß in sehr vielen Fällen zwei konkurrierende Ausdrucksweisen zeitlich verschieden sind, daß die eine jünger ist als die andere. Damit sind wir nun allerdings vor

die schwere Frage gestellt, auf welche Seite wir uns stellen wollen: Gilt auch im Sprachleben der Satz 'Die Jugend hat recht', oder hat das Alter schon durch sein Alter sein Daseinsrecht und seine Erhaltungswürdigkeit bewiesen?

Ein absolutes Recht hat keine von beiden Seiten. Schon ungezählte Male ist das Alte dem Neuen unterlegen: *sie sangen* war einst falsch, heute dulden wir das ältere *sie sungen* nur noch in dem bekannten Sprichwort dem Reim zuliebe. Und selbst sehr berühmte und sonst einflußreiche Schriftsteller der Vergangenheit stehen heute mit ihrem Eifern gegen Neuerungen manchmal geradezu blamiert da. Wer nimmt heute noch Anstoß an *Beeinträchtigung, Fahrlässigkeit, Sammler, Stimmenmehrheit, Urbild, Wohlgesinntheit, wörtlich, zerstreut, entfesseln, verlocken*? und doch sind alle diese Wörter von Gottsched und seinem Kreis heftig bekämpft worden. Die Wut, mit der Schopenhauer seine Abhandlung 'Über die Verhunzung der deutschen Sprache' geschrieben hat, läßt selbst Wustmann weit hinter sich; aber wenn sich der Ingrimm des Philosophen auch gegen Wörter wie *Hochschule, beanspruchen, Felswand, Gemsjagd, selbstverständlich, Berufung (= Appellation), Ansprache, Aufbesserung, Durchstich, Gedenkfeier, Geschick (= Geschicklichkeit), Maßnahme, Nachweis, Tragweite, achtbar, auffällig, bedauerlich, behäbig, ständig, vorwiegend* richtet, so entlockt uns das ein mitleidiges oder vergnügliches Lächeln (Dunger[3] 43).

Andrerseits ist das Junge nicht deswegen empfehlenswert, weil es jung ist; sonst müßten wir jedem Menschen das Recht einräumen, jeder Neuerungslaune nachzugeben, und müßten gar darauf eingehen. Wir werden also nicht krampfhaft am Alten kleben, aber uns auch nicht dem Neuen blindlings in die Arme werfen. Wenn Wustmann so sehr für das Dativ-*e* (*im Walde* usw.) schwärmt, weil sonst der alte Formenreichtum unsrer Sprache noch mehr geschmälert werde, so hat man ihm das mit Recht angekreidet. Hier ist, wie schon erwähnt, ein Punkt, wo die Grammatik dem Sprachgebrauch nicht nachgekommen ist. Ebenso unberechtigt ist Wustmanns Eifer gegen die adjektivische Verwendung von *teilweise, zeitweise* usw. in Ausdrücken wie *teilweiser Erfolg, zeitweise Unterbrechung, probeweise Anstellung* (Dunger[3] 32f.). Gewiß sind diese Ausdrücke zuerst nur adverbiell gewesen, und gewiß ist *der extrae Teller, das zue Fenster* u. dgl. nicht erlaubt; aber auch *zufrieden, behende, vorhanden* sind ursprünglich adverbiell gewesen und doch wird niemand mehr gegen *einen zufriedenen Menschen, einen behenden Kletterer, die vorhandenen Waren* etwas einzuwenden haben. Und Wustmann stellt ja selber fest, die fehlerhafte Verwendung von *teilweise* usw. habe sich 'mit erschreckender Schnelligkeit' verbreitet — also ist sie zulässig, richtig; wer sie vermeiden will, mag es tun, aber er darf sie nicht mehr verbieten: sie ist tatsächlich schon zu weit verbreitet und wird sich sicher in wenigen Jahrzehnten ganz durchgesetzt haben. So sind wir wieder zum Sprachgebrauch zurückgekehrt; das war unvermeidlich, da wir eben das ungebührliche Vordrängen der historischen Betrachtung zurückweisen mußten.

Es gibt aber zweifellose Beispiele, wo die Verteidigung des Alten ihr gutes Recht hat: das Wörtlein *von* führt einen erbitterten Kampf gegen den Genitiv; in den oberdeutschen wie in den niederdeutschen Mundarten hat es ihn längst

gewonnen; sein Sieg in der Gemeinsprache ist vorauszusehen, wenn wir ihn auch schwerlich erleben werden. Als Ersatz für formal unkenntliche Genitive ist *von* schon heute anerkannt: *die Einnahme von Paris, Herstellung von Maschinen, der Tod von 20 Mann* — überall ist der Genitiv unmöglich; andrerseits ist *die Einnahme von der Stadt, die Herstellung von landwirtschaftlichen Maschinen, der Tod von allen Verschütteten* schon da und dort zu lesen, aber noch Ausnahme. Wir werden also grundsätzlich *von* vermeiden, wo der ältere Genitiv noch bequem zu bilden und deutlich zu erkennen ist.

VIII. Aber wie, wenn der neue Ausdruck nicht einfach an die Stelle eines andern tritt, sondern gewissermaßen einen bisher freien Platz in der Gesellschaft der Wörter und Wendungen besetzt? Ich denke da an den Typus moderner Neubildungen, den ich durch das Beispiel '*notschlachten*' charakterisieren will.[1]) *Notschlachtung* ist zusammengesetzt aus *Not* und *Schlachtung*; weil nun aber neben *Schlachtung* das Verbum *schlachten* steht, wird auch zu *Notschlachtung notschlachten* gebildet. Bevor man dieses Verbum hatte, mußte man sagen: *mit dem Tiere mußte eine Notschlachtung vorgenommen werden*; zweifellos ist es bequemer, zu sagen: *das Tier mußte notgeschlachtet werden.* Daher haben derartige Bildungen gewiß eine Zukunft. Aber die Sache ist gegenwärtig noch sehr im Fluß. Das ist auch vielen Schreibern noch bewußt, wie die Anführungszeichen bezeugen, die man bei solchen neuen Wörtern oft findet; so in den folgenden drei Beispielen aus Zeitungen der letzten Jahre: ein Leser der 'Vossischen Zeitung' (1919, 1. Juli) in Zürich schreibt von einem Freund, der in Buenos Aires eine '*schwarzgelistete*' große Exportfirma besitzt; nach einem Stockholmer Telegramm der 'Neuen Zürcher Zeitung' (1918, Nr. 1078) wurde das gesamte Ärztekorps von Petersburg und Umgebung '*zwangsaufgeboten*'; und am 8. April 1920 las ich in der 'Vossischen Zeitung': 'die «*hausgesuchten*» Waffen fanden sich wieder an.' Wenn man sich über etwas lustig macht, muß es vorhanden sein und eine gewisse Bedeutung haben; in der Tat findet man derartige Ausdrücke schon oft in offenbar harmloser Weise gebraucht; einige Muster will ich Ihnen zur Erheiterung vorlegen: *8 Damen können zugleich frisiert und Kopf gewaschen werden*; es gibt *kriegsentstandene* Länder, *not-* und *kriegsgeprüfte* Kandidaten, *kriegsgeflüchtete* bessere Herrschaften, *ausfuhrverbotene* Waren, *fehlgeborene* Ministerkrisen, *zwangsernährte* Dienstverweigerer und *notgeschlachtete* Tiere.

Ich kann mir nicht versagen, die Sache sprachgeschichtlich und sprachpsychologisch etwas genauer zu analysieren. Vielleicht ist es aufgefallen, daß alle Beispiele das Partizipium der Vergangenheit aufweisen. Das hat meines Erachtens einen doppelten Grund: erstens einen negativen: man wagt nicht bestimmte Aussageformen zu verwenden, weil *er notschlachtete* ebenso ungeheuerlich erscheint wie *er schlachtete not*; daher wirkt es besonders scherzhaft, wenn in einem vor vier Jahren erschienenen und vom schwei-

---

[1]) Vgl. zu dieser Art der 'Rückbildung' Brugmann, Grundriß² II 1, 18 f.; Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte⁵ (Halle 1920) 248; Lindroth, Indog. Forsch. Anzeiger 38/39 (1920), 23; Debrunner, Griech. Wortbildungslehre (Heidelberg 1917) § 24 f.; Brender, Die rückläufige Ableitung im Lat. (Basler Diss., Lausanne 1920). Ferner Grimm und Wilmanns (s. S. 214 Anm. 1).

zerischen Bundesrat verbotenen Pamphlet zu lesen ist: *er gebar fehl.* Dagegen der Infinitiv, bei dem die Frage der Teilung des Kompositums wie beim Partizipium wegfällt, klingt nicht so komisch: *kann man frivoler polemisieren und ehrabschneiden?* so fragt einmal das 'Berliner Tageblatt'. Am 3. Juni las ich in den 'Basler Nachrichten' von den Problemen, 'die die Finanzkommission zu prüfen und *wegzuleiten* hatte', was natürlich heißen sollte: 'in denen sie eine *Wegleitung* zu geben hatte'. Fliegerleutnant Ackermann schreibt in der 'Neuen Zürcher Zeitung' (1915, Nr. 1419), er sei gezwungen gewesen, *notzulanden.*

Zum zweiten: das passive Perfektpartizip steht offenbar dem Abstraktum, das ja den Ausgangspunkt bildet, besonders nahe, weil dieses Partizip sehr leicht reines Adjektivum wird. Tätigkeitsabstrakta (Beispiel: *fesseln* — *Fesselung*) und Eigenschaftsabstrakta (Beispiel: *fröhlich* — *Fröhlichkeit*) gehen oft ineinander über: eine *Bestellung* ist die Tätigkeit des Bestellens oder die Eigenschaft des Bestelltseins. So ist eine *Kriegsprüfung* eigentlich eine Handlung, aber es ist auch ein Objekt dabei, das durch sie eine besondere Eigenschaft bekommt, eben die des *Kriegsgeprüften.* Vgl. das Wort *daseinsberechtigt,* das ich vor wenigen Monaten las und das ganz adjektivisch ist, aber auch aus *Daseinsberechtigung* zurückgebildet.

Sehr lehrreich ist es aber zu sehen, wie der Typus *notgeschlachtet* schon so viel Festigkeit und eigene Kraft gewonnen hat, daß er seine Herkunft vergessen kann: für *kriegsentstanden* und *kriegsgeflüchtet* wird man vergebens nach einem zugrunde liegenden Abstraktum suchen, sondern *krieg(s)-* ist ein selbständiges Kompositionsglied zur Determinierung von Partizipien im Sinn von *im Krieg. Schwarzgelistet* erinnert der Form nach an *schwarzgelockt, dunkelbelaubt, weißbehaart* u. dgl.; der Sinn ist aber nicht *eine schwarze Liste besitzend* wie *schwarze Locken habend,* sondern *von einer schwarzen Liste betroffen,* also wie *notgeschlachtet* = *von einer Notschlachtung betroffen. Ehrabschneiden* geht wohl von dem geläufigen *Ehrabschneider* = *Abschneider der Ehre* aus. Am ungeschicktesten ist vielleicht das erwähnte *wēgzuleiten,* weil sich beim Lesen allzuleicht das nicht gemeinte *wĕgzuleiten* = *fortzuleiten* einstellt; *Wēgleitung* ist so gut eingebürgert, daß kein Mißverständnis mehr möglich ist, aber das Verbum *wēgleiten* ist neu und wird Mühe haben, gegen die Konkurrenz des schon vorhandenen *wĕgleiten* aufzukommen. Anders deute ich *Kopf gewaschen:* Der Coiffeur fragt: '*Kopf waschen?*', d. h. '*Soll ich Ihnen den Kopf waschen?*' Wenn aber der Kunde mit einem '*Kopf waschen!*' zuvorkommt, so ist das kein Satzstück mehr, sondern schon eher ein Substantivbegriff wie *Frisieren* und *Rasieren,* und dann tritt eine der bekannten Proportionen ein: *Frisieren: er wird frisiert* = *Kopf waschen: er wird kopfgewaschen.* — Hoffentlich ist niemandem um meine Sprachrichtigkeit angst geworden, wenn ich mich so liebevoll in diese Neuerungen vertieft habe; einem Schüler würde ich diese Ausdrücke anstreichen — nicht weil sie neu sind, sondern weil sie n o c h zu n e u, noch nicht verbreitet genug sind. Übrigens haben sie selbstverständlich Vorgänger wie alle Sprachfehler: '*daß sie in der Noth nothgetaufet habe*' schreibt Luther; für unser *be-ratschlag-en* sagte man früher *rathschlagen,* und es findet sich sogar *er rathschlug* (statt *rathschlagte*); Fischart schreibt *welchs auf dem Rein wettlief den Preis.*[1]) Ganz gewöhnlich sind

[1]) Vgl. Grimm, Deutsche Grammatik, Neuer Abdruck II (Berlin 1878) S. 572 ff. (= [1]582 ff.). Es bestehen auch Berührungen zum Typus *pflichtvergessen, schneebedeckt, gottgesandt.* Anders *lobpreisen* usw. (hier ist kein *lobgepriesen* denkbar); vgl. Wilmanns, Deutsche Gr. II[2] § 93.

heute zusammengesetzte Verba mit *miß-* (*mißlingen, mißfallen* usw.); dieses *miß-* scheint aber ursprünglich ein Substantivstamm gewesen zu sein[1]); jedenfalls kennt es das Gotische nur vor Substantiven (vgl. unser *Misse-tat*).

IX. Also die Sprachgeschichte sagt uns, was alt und was neu ist, und wenn beides im Sprachgebrauch konkurrierend und streitend nebeneinander steht, so werden wir uns lieber ans Alte halten, aber das Neue nicht hassen. Allein mit dem Gegensatz Alt und Neu sind die sprachgeschichtlichen Unterschiede nicht erschöpft. Eine Neuerung pflegt nicht an mehrern Orten oder überall zugleich aufzutauchen, sondern von einem Punkt aus ihre Kreise zu ziehen. Es gibt daher zwischen der Alleinherrschaft des Alten und der des Neuen auf irgendeinem Sprachgebiet gewöhnlich eine Zwischenperiode, in der das Neue auf einem beschränkteren Gebiet herrscht, auf das weitere erst Vorposten geschickt hat. Für uns ist die Zweisilbigkeit von *Sprache, Sache* usw. in der Hochsprache selbstverständlich; aber noch im XVIII. Jahrh. behielt der Süden sein einsilbiges *Spraach, Sach* auch in der Schrift konsequent bei; ja weil Luther und der protestantische Norden *Sprache, Sache* sagten, kämpfte der katholische Süden erbittert gegen 'das lutherische *e*'. Der Sieg des *e* auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet ist das Verdienst des Aufblühens der schönen Literatur in Mittel- und Norddeutschland.[2])

In einem andern Fall ist Nord und Süd noch heute nicht ausgeglichen, in der Bildung der Verkleinerungen; hier kennt die allgemeine Hochsprache das niederdeutsche *-chen* und das oberdeutsche *-lein*. Allerdings gilt in kühler Prosa *-chen* als das Regelmäßige, außer wo es lautlich unbequeme Gebilde verursachen würde, also nach *ch*; so heißt es: *Väterchen, Kindchen, Röschen, Fensterchen, Stöckchen* usw., aber *Bächlein, Dächlein, Bäuchlein, Räuchlein*. Sonst hat *-lein* immer einen etwas familiären, lokalen, leicht affektischen Ton.

Nun noch zwei Beispiele, je eines aus dem Norden und aus dem Süden, für Provinzialismen, die, wenn ich recht sehe, in der allgemeinen Sprache große Eroberungen machen, aber doch noch nicht allgemeine Geltung beanspruchen dürfen. Auch der Gebildete sagt in Norddeutschland ungeniert: 'Ich mag von diesen *ganzen* Geschichten nichts mehr hören', 'die *ganzen* Kinder sind plötzlich verschwunden' usw.; auch der sorgfältigere Stil ist im Norden nicht frei von dieser Verwendung von *die ganzen* für unser *alle;* daß sie uns Oberdeutschen leicht die lächelnde Frage 'und die halben Geschichten?', 'wo sind denn die halben Kinder?' entlockt, beweist uns, daß wir den Ausdruck in gutem Stil noch nicht so oft gelesen haben, daß er uns harmlos geläufig wäre. Daß er sich später auch bei uns einbürgert, ist wohl möglich[3]); dann werden wir so wenig mehr darüber lachen wie die Norddeutschen oder wie die Franzosen über ihr *toutes les fois*, das vom klassischen Latein aus gesehen auch 'die ganzen Male' heißt So gut wir diesen norddeutschen Provinzialismus ablehnen und dem Norddeutschen zumuten, ihn im besseren Stil zu vermeiden, so gut sollten wir aber auch auf den süd-

[1]) Vgl. Grimm aaO. S. 444 f. 578 ([1]470 f. 587).

[2]) Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, Leipzig 1920, S. 334.

[3]) Ernst Klein (Schweizer?) in den 'Basler Nachrichten' vom 18. Mai 1922 schreibt in einer Korrespondenz aus Berlin: 'hetzte . . . *die ganzen Parteien* durcheinander'.

lichen Provinzialismus *ich bin gestanden, ich war gesessen* usw. verzichten und sagen *ich habe gestanden, ich habe gesessen.* Natürlich werden wir deswegen das norddeutsche *Wie hat es gegangen?* nicht mitmachen.

Das Ablegen eigener Provinzialismen ist freilich schwerer als die Ablehnung fremder; denn mancher südliche Provinzialismus kommt uns nicht als solcher zum Bewußtsein, wenn wir nicht oft Gelegenheit haben, mit Norddeutschen zu sprechen oder solche zu hören. Das Wirksamste ist immer noch ein Aufenthalt im Norden; jedenfalls hat es mir in meinen deutschen Studiensemestern einen bleibenden Eindruck gemacht, wenn mich meine gebildete Wirtin mit verbindlichem Lächeln korrigierte. Seither sage ich nicht mehr *es hat schon einen Zucker im Tee,* sondern *es ist schon ein Stück Zucker im Tee.* Ich brauche kaum zu versichern, daß ich die Berechtigung einer gewissen lokalen Färbung in Aussprache, Wortwahl und Phraseologie durchaus anerkenne. Aber ich meine, um diese Färbung braucht uns nicht bange zu sein, die bleibt sowieso; um so aufmerksamer müssen wir auf die Vermeidung der Provinzialismen ausgehen. Ein stärkeres Gefühl für saubere Scheidung zwischen Mundart und Gemeinsprache wäre weiten Kreisen in unserm Lande zu wünschen; denn man kann ziemlich sicher sein, daß der, der ein stark mundartlich gefärbtes Hochdeutsch spricht, auch seinen Dialekt durch hochdeutsche Einmengungen verschandelt.

X. Die wenigen Beispiele mögen gezeigt haben, wie ich mir die Mitwirkung der sprachgeschichtlichen Forschung an den Aufgaben der Sprachpflege denke. Kann die philosophische Betrachtung der Sprache vielleicht auch mitwirken? Die psychologische nur insofern, als sie uns die inneren Ursachen von Neuerungen nachweist und dadurch ihren äußeren Verlauf verstehen lehrt. Aber ob wir diese Gründe und ihre Folgen billigen sollen, darüber sagt uns die Psychologie nichts. Da müssen wir uns schon an eine verwandte Wissenschaft halten, die normativen Charakter hat, an die Logik. Die Sprachwissenschaftler sind im allgemeinen auf die Einmischung der Logik in die Sprachbetrachtung schlecht zu sprechen; hier tritt eben der Gegensatz zwischen der historisch-psychologischen Sprachforschung, die so unendlich oft auf Unlogisches stößt, und der Sprachreinigung, die oft von einer selbstgemachten Sprachlogik aus ihre Gesetze diktiert, besonders schroff hervor. Ich halte aber auch diesen Gegensatz für aussöhnbar.[1])

Lassen wir zuerst der rein historisch-psychologischen Betrachtung Gerechtigkeit widerfahren. Wir haben eine Reihe von zusammengesetzten Wörtern in unserer Sprache, die unlogisch sind; ich erwähne nur *Quellenkritik, Stahlfeder, Himbeerlimonade*: eine Quelle zu kritisieren ist sinnlos; eine Vogelfeder ist nicht aus Stahl; ein Fabrikat aus Limonen, d. h. Zitronen kann nicht aus Himbeeren hergestellt werden. Trotzdem nehmen wir keinen Anstoß mehr an diesen Komposita, und wir tun gut daran. Da bei uns der gewöhnliche Mensch nicht weiß, was eine Limone ist, so kann er ruhig das Fremdwort Limonade im Sinn von '(moussierender) Fruchtsaft' gebrauchen. Die Etymologie, d. h. die Herkunft

[1]) Vgl. Schuchardt-Brevier 258 ff.

des Wortes, bindet ihn nicht, da er sie nicht kennt. Ähnlich ist es mit dem Wort Stahlfeder: für den unreflektiert Sprechenden gibt es mehrere Wörter *Feder*: der Vogel (oder der Damenhut) hat *Federn*; zum Schreiben braucht man *Federn*; ein schüttelnder Tramwagen hat schlechte *Federn*. Diese drei Wörter *Feder* sind für das naive Bewußtsein nach ihrer Bedeutung unter sich gewiß so wenig identisch wie *der Mohr* und *das Moor*, der gesungene *Ton* und der geknetete *Ton*. Daß alle drei Bedeutungen von *Feder* aus einer einzigen erwachsen sind, ist leicht nachzuweisen und zu verstehen, aber man weiß es im allgemeinen nicht — und was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Mit dem Beispiel *Quellenkritik* befinden wir uns zwar im Herrschaftsbereich des *Zahnes der Zeit, der schon so viele Wunden geheilt hat, daß er auch darüber sein Gras wird wachsen lassen*, d. h. im Bereich der Bildervermischung. Aber ist das Wort *Quellenkritik* nicht eingebürgert und unentbehrlich, außerdem in seiner Bedeutung eindeutig festgelegt? Ich wüßte also nicht, was dagegen einzuwenden wäre. Immerhin hat der Ausdruck *Quelle* seine Bildhaftigkeit noch nicht so völlig verloren, daß man es wagen dürfte, *in den Quellen nachzugraben* oder *die Quellen zu zerpflücken*. Von dem Fall *Stahlfeder* unterscheidet sich der Fall *Quellenkritik* nur dadurch, daß bei *Feder* trotz einer sachlichen Neuerung das Wort geblieben, bei *Quelle* dagegen das Wort auf eine schon längst bestehende Sache bildhaft übertragen worden ist; aber gemeinsam ist die Verwendung eines vorhandenen Wortes für eine andere Sache. Was etymologisch betrachtet unlogisch ist, braucht es von der Gegenwart aus gesehen nicht zu sein.

Auch in der Satzgestaltung ist der Unterschied zwischen Logik und Grammatik mit Händen zu greifen. Wenn ich den Satz *Willst du das gefälligst bleiben lassen!* in schroffem Ton spreche, so verwende ich einen Fragesatz als Befehl. Und doch sind gewiß Frage und Befehl zwei logisch scharf geschiedene Dinge. Oder ich kann eine Frage in Form eines Aussagesatzes kleiden: *Du kommst doch mit?* Was haben Aussage und Frage logisch Gemeinsames? Wir sehen deutlich, Sprachkategorien und Denkkategorien, Grammatik und Logik decken sich nicht. Es ist gut, sich diesen Satz immer wieder einzuprägen; denn seine Nichtbeachtung ist schuld an vielen Irrtümern, die in unsern Grammatikbüchern weit, ja sozusagen allgemein verbreitet sind. Daher kommt z. B. nach meiner Überzeugung die Erfolglosigkeit aller Bemühungen um die Definition dessen, was man einen Satz nennt. Bevor man eine solche Definition versucht, sollte man sich darüber klar sein, was man definieren will. Will man von der Logik ausgehen, so hat man das Recht, sich um das, was in der Grammatik ein Satz heißt, nicht zu kümmern. Will man aber grammatisch definieren, so braucht man nichts nach der Logik zu fragen; außerdem muß man darauf verzichten, eine allgemeine grammatische Definition für den Satz aufzustellen, da es auch keine allgemeine, für alle Sprachen der Welt von Feuerland bis Grönland gültige Grammatik gibt. Es muß also immer gesagt werden, für welche Sprache oder Sprachengruppe die Satzdefinition gelten soll. Was man in den Grammatiken liest, trifft gewöhnlich nur die modernen Kultursprachen oder die indogermanischen Sprachen im ganzen. Das genügt auch gewiß für die Bedürfnisse

der Benutzer, aber gegen die Meinung, daß man damit eine logische Definition gewonnen habe, kann nicht oft und scharf genug Widerspruch erhoben werden.

XI. Freilich darf man zwischen Logik und Grammatik nicht das Tischtuch zerschneiden. Der Mensch will doch logisch sprechen, und solange er einigermaßen richtig denken kann, wird diese relative Denkrichtigkeit auch in der Sprache ihren Ausdruck finden müssen. Aber selbstverständlich bewahrt richtiges Denken nicht vor Sprachfehlern, d. h. vor Verstößen gegen den Sprachgebrauch; und umgekehrt kann ein grammatisch korrekter Satz logisch sinnlos sein. Allein trotz dieser Eigengesetzlichkeit von Denken und Sprache ist die Sprache ein Abbild des Denkens, natürlich nicht des absoluten, ideal richtigen Denkens, sondern des unvollkommenen, historisch gewordenen und gewachsenen. Das gilt insbesondere von den Bindewörtern; Wörtchen wie *denn, weil, damit, obschon, aber, sowohl-als auch* sind wichtigere Marksteine in der Entwicklung des Menschen als Stahl und Elektrizität. Kein Wunder, daß die Schüler beim Übersetzen gerade diesen Wörtchen feindselig gegenüberstehen und gerade deswegen dem Verständnis des Ganzen oft so fernbleiben. Kein Wunder auch, daß die modernste Schriftstellerei diese Wörtchen verpönt; wenn eine zyklopische Mauer aus unbehauenen Felsblöcken als besonders schön gilt, kann man keinen Mörtel brauchen. Biedere Leute, denen die Sprache immer noch ein Verständigungsmittel ist, werden gerade in diesen gedankenverbindenden Wörtchen den Zusammenhang zwischen Denken und Sprache schätzen. Ähnliches gilt übrigens vom Strichpunkt; die moderne Abneigung gegen dieses Satzzeichen ist, wie ich pointierend zu sagen pflege, ein bedenkliches Anzeichen für den Zerfall des Denkens.

Der Zusammenhang zwischen Denken und Sprache läßt es verzeihlich erscheinen, daß beide so oft gleichgesetzt werden. Die Denkkategorien haben das Bestreben, sich einen bestimmten sprachlichen Ausdruck zu schaffen: der Subjektbegriff schafft sich den Nominativ, der Zeitbegriff die Tempora, das Verlangen den Imperativ, die Frage den Fragesatz, das Folgerungsvermögen die folgernden Bindewörter, die logische Wertabstufung den Nebensatz, ja sogar der von der Wirklichkeit gelöste reine Denkakt den Bedingungssatz. Und diese Sprachformen dienen als normale Ausdrucksweisen für die Denkfunktionen, für die sie geschaffen sind. Aber je gebräuchlicher und alltäglicher die Sprachkategorien werden, um so mehr können sie verblassen und das Bedürfnis nach andern, kräftigern Ausdrucksmitteln wecken. Dabei spielt noch eine Neigung des Menschen mit, die halb spielerisch, halb boshaft ist: die Neigung zur Verletzung der Regel, zu ungewöhnlichem, verblüffendem Ausdruck. Die höfliche Bitte *Spazieren Sie bitte hinaus,* in einer Situation und mit einem Ton gesprochen, die an der Gefährlichkeit der Verweigerung keinen Zweifel lassen, ist viel raffinierter, schmeichelt dem Machtbewußtsein des Sprechenden viel mehr und demütigt den Angeredeten viel stärker als die normale Form des Befehls *geh hinaus.*[1]) Darauf beruhen auch viele Mißverständnisse im täglichen Leben, indem die sprachliche

[1]) Vgl. Deutsche Lit.-Ztg. 1919, 705 ff. 737 ff.

Äußerung in ihrer normalen Bedeutung verstanden wird, während sie anders gemeint, diese wahre Meinung aber nicht deutlich genug ausgedrückt war.

Also Denken und Sprechen, Logik und Grammatik hängen eng miteinander zusammen; daher bedeutet auch der Fortschritt des Denkens im Lauf der Geschichte einzelner Völker und der Menschheit einen Fortschritt der Sprache[1]); neue Begriffe und die Gliederung vorhandener drängen zur Schaffung neuer Wörter; die Bereicherung der logischen Beziehungen ruft neue grammatische Ausdrucksmittel hervor. Aber bei dieser engen Verknüpfung bleibt doch auch der Sprache, nicht nur dem Denken, ein gutes Stück Selbständigkeit. Das hat für den Beobachter der Sprachveränderungen etwas Beruhigendes: sprachliche Veränderungen bedeuten nicht notwendig eine Veränderung im Denken. Unser Dialekt kennt eigentlich keine besondere Form mehr für die Bezeichnung der Zukunft. Wenn wir erzählen, was wir morgen alles tun wollen, so brauchen wir dazu die Gegenwartsform, wie es auch in der Schriftsprache gestattet ist: *morgen stehe ich früh auf, fahre nach Thun, spaziere nach Merligen* usw. Haben wir deswegen die Vorstellung der Zukunft verloren? — Ein andres Beispiel, wo die Beurteilung weniger selbstverständlich ist: das deutsche einfache Präteritum entspricht zwei französischen Zeitformen, dem Imparfait und dem Passé défini; wollte man daraus schließen, das Deutsche habe sachlich den Unterschied zwischen Schilderung und Erzählung, zwischen einmaligem und wiederholtem Vorgang verloren, so würde man sich einer groben Voreiligkeit schuldig machen. Verloren hat das Deutsche nur die besondern Verbalformen für diesen Unterschied. Aber wenn ich sage: *während er noch redete, brach er zusammen,* so ist es jedermann klar, daß *redete* eine dauernde Handlung, *brach zusammen* ein momentanes Ereignis bezeichnet. Ebenso deutlich ist der Unterschied zwischen einmal und mehrmals in Sätzen wie *manchmal versuchte er's, endlich gelang es ihm.* Wir haben also keinen Grund, das Deutsche zu bedauern oder zu verachten, weil es kein Passé défini hat; auch in Frankreich ist übrigens das P. d. im Rückgang; Paris mit Umgebung hat es schon eingebüßt, gewiß ohne logischen Verlust.[2])

XII. Solche Beobachtungen werden uns davor bewahren, Neuerungen, die der Sprachlogik zu widersprechen scheinen, als Zeichen des Niedergangs im Sprechen und Denken zu erklären. Ein äußerst lehrreiches Beispiel ist der berühmte *lederne Handschuhfabrikant.*[3]) Dieser Typus ist ein beliebtes Thema für Witze geworden, und in der Tat lassen sich mit ungewohnten Verbindungen dieser Art sehr komische Wirkungen erzielen, so wenn man einen Heiratsvermittler *eine vierstöckige Hausbesitzerstochter, eine zwölfspännige Fuhrwerksbesitzerswitwe* und *eine gepolsterte Möbelfabriksbesitzerin* anpreisen läßt. Natürlich haben

---

[1]) Vgl. Jespersen, Progress in Language (Neudruck, London 1918, als 'Chapters on English'); Wackernagel, Vorlesungen über Syntax I (Basel 1920) 63.

[2]) Vgl. Meillet, Germ.-rom. Monatsschr. I (1909) 521 ff. = Lingu. historique et lingu. générale (Paris 1921) 149 ff.

[3]) Wustmann[1] 211; Matthias[1] 257; Dunger[3] 72 f.; Andresen[8] 223 ff.; Paul, Prinzipien[5] 338 f.

wir als Regel festzuhalten, daß das Adjektiv sich nicht auf das Anfangsglied des zusammengesetzten Wortes, sondern auf das ganze Kompositum bezieht; und von dieser Regel aus sind die angeführten Beispiele falsch. Aber es gibt doch Fälle, in denen beide Beziehungen denkbar und praktisch identisch sind.

Ein norddeutscher Kollege, der selbst für die Sprachrichtigkeit kämpft, sprach einmal von Rousseau, *diesem unklaren Begriffsmenschen*; ich bin überzeugt, er wollte ihn als *einen Menschen mit unklaren Begriffen* bezeichnen. Hätte man ihn aber darauf aufmerksam gemacht, so hätte er wohl erwidert, er habe sagen wollen, Rousseau sei ein unklarer Mensch, der bloß mit Begriffen wirtschafte, und diese Deutung wäre unanfechtbar gewesen. — In einem Reglement unsrer Hochschule werden *akademische Studienausweise* verlangt. Sollte es nicht heißen: *Ausweise über akademische Studien?* Wahrscheinlich. Aber hat es keinen Sinn und ist es unzulässig, zu fragen: *Was für Studienausweise werden verlangt?* und zu antworten: *akademische?* Vor kurzem las ich von polnischen Arbeitern, die *im schwarzen Diamantenschacht* fronen. Das ist sehr einfach zu verstehen: da *schwarze Diamanten* so viel bedeutet wie *Kohlen*, warum soll ich nicht statt *im Kohlenschacht* sagen *im schwarzen Diamantenschacht*, um so mehr, als ja der Schacht auch schwarz ist? Oder wie soll man sonst sagen? *Im Schacht, aus dem die schwarzen Diamanten zutage gefördert werden* oder *im Schacht der schwarzen Diamanten*? Beides ist unbefriedigend. Von solchen Fällen aus wird man wohl etwas milder über den *ledernen Handschuhfabrikanten* urteilen. Ein anderes Beispiel: Von Friedrich Kluge ist vor zwei Jahren ein Buch erschienen, betitelt *Deutsche Sprachgeschichte;* dagegen das weitbekannte Buch von Otto Behaghel heißt *Geschichte der deutschen Sprache*, ebenso ein neueres von Hermann Hirt. Wollen wir nun einen ausgezeichneten Kenner der deutschen Sprache gegen den andern ausspielen und Kluge in den großen Pfuhl werfen, wo Wustmanns und anderer Sprachreiniger Feinde schmoren? Lassen wir uns nicht ins Bockshorn jagen, wenn uns jemand vorhält: 'Kann denn eine Sprachgeschichte deutsch sein?' Stellen wir vielmehr die Gegenfrage: 'Ist denn die Grammatik, Phonetik, Wortbildungslehre, Satzlehre, Stillehre deutsch, weil wir von der *deutschen Grammatik, Phonetik* usw. sprechen?' Wir sehen also, die *deutsche Sprachgeschichte* ist in großer, guter Gesellschaft. Ebenso lassen sich auch die *akademischen Studienausweise* durch den Hinweis auf die *akademischen Zeugnisse* rechtfertigen, und der *unklare Begriffsmensch* hat im *unklaren Schwärmer* oder *Ideologen*[1]) einen nahen Vetter.

Die Sache liegt also so: *akademische Studien* ist eine sehr geläufige Wendung, *Studienausweise* ebenso; will ich beide verbinden, so kommen die *akademischen Studienausweise* zustande. Dabei kann freilich die Unannehmlichkeit entstehen, daß das Adjektiv, das dem Sinn nach näher zum Vorderglied des Kompositums gehört, sich der grammatischen Form nach an das Hinterglied anschließen muß. Possierlich ist es zu sehen, wie sich Schriftsteller und Sprachreiniger bei gewissen Wörtern mit dieser Unstimmigkeit plagen: *auf dem Armensünderstuhl — Armesünderstuhl — Armsünderstuhl, in der Sauregurkenzeit — sauern Gurkenzeit, sein Hohespriesteramt — Hohepriesteramt.*[2]) Und wie fühlt man den Seufzer der Erleichterung durch, wenn der Riß zwischen formaler und Sinnbeziehung überkleistert ist: im Nominativ *die saure Gurkenzeit, die*

[1]) Manchmal trägt die Verdeutschung von Fremdwörtern die Schuld an der falschen Beziehung des Adjektivs: *Lebensbeschreibungen berühmter Männer* statt *Biographien b. M.* (Matthias[1] 257), *zur Begriffsbestimmung der Koine* statt *zur Definition der Koine* (Titel eines Buches von Maidhof, Würzburg 1912).

[2]) Paul, Prinzipien[5] 339; Andresen[8] 94 f.

akademischen Studienausweise kann man sich darüber wegtäuschen, daß sich grammatisch *saure* nur nach *-Zeit, akademischen* nur nach *-Ausweise* richten darf; denn *saure* paßt ja auch zu *Gurken-,* zu dem es dem Sinn nach gehört, entsprechend paßt *akademischen* zu *Studien-*. Auch das ist ein Beweis, daß das Denken nicht völlig an die Grammatik gebunden ist. Dem Sinn nach ist *Sauregurkenzeit* ein Kompositum; aber das Gefühl für den adjektivischen Charakter von *saure* ist noch nicht erloschen, und man sagt ungezwungen *in der sauren Gurkenzeit*, indem man der Regel der grammatischen Kongruenz ihr Recht läßt ohne Schaden für die logische Beziehung.

Ich muß darauf verzichten, den größern Zusammenhang der besprochenen Erscheinung ebenso ausführlich zu besprechen; so begnüge ich mich mit knappen Andeutungen: daß grammatische Bestimmungsgruppen sich dem Sinn nach nur auf einen Teil des Wortes beziehen, auf das sie sich grammatisch beziehen, kommt auch in andrer Weise vor: *ein guter Erzähler* ist kein *Erzähler,* der *gut* ist, sondern die Eigenschaft *gut* kommt eigentlich nur dem im Wort *Erzähler* steckenden Tätigkeitsbegriff *erzählen* zu; ebenso ist es beim *falschen Spieler* oder beim *schnellen Läufer,* ähnlich auch beim *großen Esel.*[1]) Für eine andere Art von inkorrekten Beziehungen auf Kompositionsteile führe ich an: *rücksichtslos auf die Folgen = ohne Rücksicht auf die Folgen, in der Vertragsurkunde mit Chalkis = in der Urkunde des Vertrags mit Chalkis, die Ursprungsfrage der Sprache* (Schuchardtbrevier 201), oder mit voranstehendem Bestimmungsglied: *mit politisch Undenkenden = mit nicht politisch Denkenden, das, wie ich glaube, Königsgrab = das Grab (wie ich glaube, das eines Königs).*[2]) Gegen diese vier Beispiele wird die sorgfältige Sprache noch ein Veto einlegen; aber sie zeigen ein gutes Stück von dem psychologischen Hintergrund, auf dem sich der *lederne Handschuhfabrikant* abhebt.

XIII. Fassen wir zusammen, was sich aus der Prüfung der Rolle der Logik in der Sprachpflege ergibt: eine Sprachneuerung braucht noch lange kein Denkfehler zu sein, auch wenn sie den Rahmen der grammatischen Regel sprengt. Die Logik hat es mit der Denkrichtigkeit zu tun, die Sprachrichtigkeit ist Sache des Sprachgebrauchs. Aber der Sprachgebrauch ist zugleich der Niederschlag des früheren und jetzigen Denkens der Sprachgemeinschaft; daher ist bei schwankendem Sprachgebrauch natürlich die Ausdrucksweise vorzuziehen, die den grammatischen Regeln, wie sie sich aus dem übrigen, festen Sprachgebrauch ergeben, besser entspricht. Dieses Resultat entspricht dem, das wir aus der geschichtlichen Sprachbetrachtung gewonnen haben: die Wissenschaft hilft uns, die Ursachen der Unsicherheit im Sprachgebrauch verstehen; sie zeigt uns auf Schritt und Tritt die überragende Bedeutung des Sprachgebrauchs. Sprachgebrauch ist eine Norm, allgemein verbindlich für alle, die der Sprachgemeinschaft angehören. Damit erkennt die Sprachwissenschaft selber eine Norm an, die sie selbst nicht zu bestimmen und zu gängeln, sondern nur festzustellen, zu buchen und zu deuten hat. Sie weist aber auch nach, daß diese Norm nicht ein starres, ewig unwandelbares Gesetz ist, sondern geworden und veränderlich. Die früheren Veränderungen studiert die Sprachgeschichte, die Anfänge allfälliger künftiger Veränderungen beobachtet

---

[1]) Paul, Prinzipien [5] 366 f.

[2]) Beispiele aus den Klassikern bringt Paul, Prinzipien [5] 343 f. bei: *ein Herausforderungslied zum Zweikampf* (Lessing), *in einer andern als Kathedersprache* (Herder) usw.

die Sprachpsychologie; dazwischen liegt die heutige Norm mit demselben Daseinsrecht für heute, wie es künftige Normen für ihre Zeit haben werden. Damit ist meines Erachtens die Synthese zwischen Sprachwissenschaft und Sprachpflege gegeben. Sollte es für die Sprachwissenschaft nicht eine dankbare Aufgabe sein, auch dem Normativen mehr Aufmerksamkeit zu schenken als bisher?

Ein allseitiger Kenner der modernen Geistesströmungen könnte wohl auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten verfolgen, wie gegen Historismus und Psychologismus Sturm gelaufen und die 'Geltung', das Normative auf den Schild erhoben wird. Ich will nur auf zwei Stimmen hinweisen: der Berliner Philosoph und Pädagog Spranger hat letzten Herbst auf der Philologenversammlung in Jena gesagt[1]): 'Mit dem Verstehen erschöpft sich aber die Aufgabe der Geisteswissenschaft nicht: sie hat auch die Wertunterschiede zum Bewußtsein zu erheben. Max Weber hat unrecht, wenn er alle Normen und Werturteile aus der Wissenschaft ausschließen will. Das Ziel der Geisteswissenschaften ist weder unproduktive Wertfreiheit noch leidenschaftliche Subjektivität, sondern kritisch wertende Stellungnahme «auf Grund von» Verstehen und objektiver Geisteshaltung. Nur so ist es auch möglich, den Geisteswissenschaften Bildung abzugewinnen.' Daß sich auch in der Theologie die Gedankengänge der Jüngsten in derselben Richtung bewegen, das ersieht man z. B. aus der Schrift unseres Landsmanns Emil Brunner 'Erlebnis, Erkenntnis und Glaube' (Tübingen 1921). Es wäre kein Wunder und kein Schade, wenn dieser Verzweiflungsruf nach 'Geltung', der eine berechtigte Reaktion gegen die Einseitigkeit eines alles relativierenden Historismus und Psychologismus darstellt, auch in der Sprachwissenschaft eine verstärkte Berücksichtigung des Normativen bewirkte. Wie die übrigen Wissenschaften mit der Übertreibung, die mir in der modernen Strömung doch auch zu liegen scheint, fertig werden, weiß ich nicht; die Sprachwissenschaft ist durch ihre ganze Geschichte viel zu stark im Historischen verankert, als daß sie zu große Zugeständnisse machen könnte.

XIII. Ich kann nicht schließen ohne ein Geständnis. Das heutige Thema beschäftigt mich seit Jahren. Meine Vorliebe ging von jeher auf die Sprachen; mein Universitätsstudium und meine späteren wissenschaftlichen Interessen standen unter dem Zeichen der Linguistik. Daneben hatte ich als Lateinlehrer den Schülern die Schulgrammatik und ciceronianischen Stil einzubleuen und gerade in den Übersetzungen aus den alten Sprachen die zahlreichen Verstöße gegen die deutsche Grammatik und Ausdrucksweise anzustreichen. So sah ich mich gezwungen, zwischen beiden Seiten einen billigen Ausgleich zu suchen. Ich glaubte einen ganz erträglichen gefunden zu haben. Je näher ich aber der Behandlung des Themas trat, um so mehr mußte ich gewahr werden, daß es zweierlei ist, ob man für sich zu einer leidlichen Lösung gekommen ist, oder ob man diese vor anderen zu formulieren, zu begründen und klarzulegen hat. So möchte ich wünschen, ich hätte das, was ich sagen wollte, abgeklärter und befriedigen-

[1]) Verhandlungen S. 6; der ausführliche Wortlaut der Stelle bei Spranger, Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule (Leipzig-Berlin 1922) S. 44 ff.

der sagen können; aber auch so bin ich dafür dankbar, daß Sie mich zu schärferem Nachdenken über das Problem gezwungen haben, und bitte Sie, zwei Mahnungen mitzunehmen: 1. Vergessen Sie nie die Hochachtung vor unserer Gemeinsprache, die uns in eine große Kulturgemeinschaft hineinstellt, und schenken Sie der Pflege dieser Sprache immer ihre liebevolle Aufmerksamkeit! 2. Denken Sie daran, daß das Sprachgefühl, das in Zweifelsfällen den Ausschlag zu geben hat, einzig und allein auf dem Ausschnitt von Sprachgebrauch beruht, der jedem einzelnen bekannt ist; trachten Sie also danach, durch gute Lektüre und wenn möglich durch persönliche Bekanntschaft mit anderen deutschsprachigen Gegenden diesen Ausschnitt zu erweitern, Ihr Sprachgefühl zu verbessern, Ihr Sprachgewissen zu schärfen!

Gerade eine Lehrerschaft, deren Schüler zu einem guten Teil in mancher Hinsicht kulturell einen bestimmenden Einfluß auf die ganze Zukunft unseres Volkes ausüben werden, ist in besonderer Weise dazu berufen, auch an der Sprachpflege mitzuwirken. In erster Linie ist das natürlich die Aufgabe der Sprachlehrer. Aber es scheint mir, es gibt zwei Arten, auf die alle Fächer die Sprachpflege zu unterstützen haben. Zunächst müssen alle Lehrer ihre eigene Sprache in strenge Zucht nehmen und auch hierin ein Beispiel der Sauberkeit und Disziplin geben; ist es zu viel verlangt, wenn ich sage, sie müssen sich auch nach Möglichkeit theoretische Aufklärung über die Probleme der Sprachrichtigkeit zu verschaffen suchen? Und das zweite: es ist mir vollkommen unverständlich, wie man die Ansicht vertreten kann, mit der deutschen Ausdrucksweise der Schüler habe sich pflichtmäßig der Deutschlehrer abzugeben, die übrigen Fachlehrer seien davon dispensiert. Die deutsche Sprache ist doch nicht für die Aufsätze da, sondern für den Gebrauch in all den mannigfaltigen Verhältnissen des Lebens! Gerade die Anstalten, die auf den Namen Gymnasium Anspruch machen, dürften sich an das alte, viel mißbrauchte Schlagwort von der formalen Bildung insofern erinnern, als sie eines ihrer vornehmsten Unterrichtsziele darin sehen, daß sie die Muttersprache selber, nicht nur ihre Literatur, liebevoll und verständnisvoll pflegen. Die sprachwissenschaftliche Grundlegung der praktischen Sprachpflege fällt dem Deutschunterricht zu, diese selber allen Fächern.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über einen Einwand, der Ihnen vielleicht schon lange auf der Zunge liegt: Verdirbt nicht das ängstliche Achten auf die Sprachrichtigkeit bei sich und bei anderen jeden Genuß an der Sprache? Gewiß fällt es einem Korrektor einer Druckerei, dessen äußeres und inneres Auge seit Jahren auf Druckfehler eingestellt ist, schwer, den Inhalt dessen, was er liest, zu genießen. Aber nicht alle Menschen sind Druckfehlerkorrektoren, und nicht alle sind Sprachfehlerspezialisten. Dagegen trägt sprachliche Treue im Kleinen auch eine Belohnung in sich: besseres Verständnis und damit verfeinerten Genuß. Ein Konzertbesucher, für den die Musik nichts als ein Gewoge von Geräuschen ist und der von den Instrumenten mit ihren verschiedenartigen Klangwirkungen, von den Gesetzen der Harmonie, Melodie und Rhythmik nichts versteht, der kann wohl manche Freude an der Musik haben. Wer aber in

diese Bedingungen des Musizierens einen Einblick getan hat, wer beim eigenen Musizieren auch ein Ohr für die Genauigkeit und Korrektheit im Kleinen hat, dem weitet und vertieft sich die Welt der Schönheit. Und wenn er bei sich und bei anderen durch seine geschärfte Aufmerksamkeit Fehler gewahrt, so ist das ja ein Zeichen dafür, daß in ihm ein Ideal lebt, das über der Wirklichkeit steht, und er wird sich mit tiefster Befriedigung durch die unvollkommene Wirklichkeit in das Ideal versetzen lassen. Freilich gibt es in der Musik wie in der Sprache eine Grenze, deren Überschreitung dem Beobachter, der das Ideal in sich trägt, jeden Genuß verunmöglicht. Dann tritt an die Stelle des Genusses der Kampf gegen die Entartung. Scheuen wir auch den nicht! Ich für mein Teil möchte im Sprachleben so gut wie in der Musik weder bloß oberflächlicher Genießer noch bloß genauer Kenner und pedantischer Verbesserer noch auch bloß kaltherzig konstatierender und sezierender Beobachter sein, sondern durch wissenschaftliches Studium der Tatsachen das Gewissen schärfen und den Genuß vertiefen.

LITERATUR

K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. Leipzig 1880. 10. Aufl. 1912. — O. Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit (Wiss. Beihefte zur Zeitschr. des Allg. D. Sprachvereins VI 1894). — A. Bennewitz, Die Schwierigkeiten unserer Muttersprache. Übersichtl. Zusammenstell. der zweifelh. Fälle im mündl. und schriftl. Sprachgebrauch, mit bes. Berücks. d. kaufm. Sprache. Leipzig 1898. 4. Aufl. 1920. — P. Cauer, Von deutscher Spracherziehung. Beobachtungen und Ratschläge. Berlin 1905. 2. Aufl. 1919 (Kap. III Sprachgeschichte und Sprachrichtigkeit). — H. Dunger, Zur Schärfung des Sprachgefühls. 200 fehlerhafte Sätze mit Verbesserungen und sprachlichen Bemerkungen geprüft von einem Ausschusse des Allg. D. Sprachvereins. Mit einer einleitenden Abhandlung: Was ist Sprachgefühl? Warum soll es geschärft werden? Berlin 1906. 5. Aufl. 1917. — Ed. Engel, Deutsche Stilkunst. Wien und Leipzig 1911. 25.—29. Aufl. 1919. — Ed. Engel, Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig. Leipzig 1918. — W. Fischer, Die deutsche Sprache von heute. Leipzig und Berlin 1914 (Aus Natur und Geisteswelt Bdch. 475) (Kap. II. Sprachrichtigkeit). — K. G. Keller, Deutscher Antibarbarus. Beiträge zur Förderung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache. Stuttgart 1879. — Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig 1892. 5. Aufl. 1921. — Fr. Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Band II. Zur Sprachwissenschaft (Kap. I. Was ist Sprachwissenschaft? Kap. III. Sprachrichtigkeit). III. Zur Grammatik und Logik. Stuttgart 1901—2. 2. Aufl. 1912—3. — D. Sanders, Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Berlin 1872. Mehrere Auflagen. Große Ausgabe 1880. 31. Aufl. 1908. — Fr. Schurr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist. Marburg 1922 (Beihefte zu den neueren Sprachen 1). — L. Sütterlin, Werden und Wesen der Sprache. Leipzig 1913. — G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig 1891. 7. Aufl. von R. Blümel 1917. — K. Voßler, Der Einzelne und die Sprache (Logos VIII 1919/20 S. 266 ff.).

EIN JAHR GRIECHISCHER ZIRKEL

Von Bernhard gr. Kruse

Das humanistische Gymnasium steht und fällt mit dem Griechischen Nicht nur daß dieses Fach keine Abstriche verträgt, es muß auch alles versucht werden, den Unterricht innerlich und äußerlich auszubauen. Die Bestrebungen des Gymnasialvereins sind gewiß dankenswert, aber sie genügen nicht; sie wirken meistens nur in den Kreisen, die von vornherein Interesse für das Griechische haben.[1]) Von Schulreformen, von Regierungen, die ihr Interesse für das Griechische bekunden, kommt auch nicht das Heil. Das Gymnasium muß da selbst nach dem Rechten sehen; es muß in seinen Schülern, die es zu den mannigfachsten Berufen des Lebens vorbereitet, die Überzeugung erwecken, daß das Altertum mit der Gegenwart durch tausend Fäden zusammenhängt, daß ein wissenschaftliches Verständnis der Kulturerscheinungen der Gegenwart — und eine Gelehrtenschule zu sein bleibt der Stolz des humanistischen Gymnasiums — ohne das Studium des klassischen Altertums, insbesondere des Griechentums nicht zu erreichen ist. Hierbei soll sich der Lehrer in erster Linie nicht an die wenden, die klassische Philologie studieren wollen, sondern an die späteren Ärzte, Juristen, Techniker, Kaufleute usw. Wenn diese Schüler ins Leben treten, durchdrungen von der Wichtigkeit der klassischen Studien, dann kann auch damit gerechnet werden, daß sie später für die in der Jugend gewonnenen Ideale eintreten. Wenn so in breiteren Volksschichten, die nicht *pro domo* reden, Interesse und Verständnis für das Gymnasium, seine Aufgaben und Ziele vorhanden ist, dann wird es auch durch unsere, ihm nicht günstige Zeit hindurch sich behaupten und zu neuem Aufschwung gelangen.

Dem Betrieb des Griechischen, wie er sein müßte, um sein Ziel vollständig zu erreichen, steht aber die geringe Stundenzahl entgegen. Wir haben sechs Wochenstunden zur Verfügung, es sind aber nur Kurzstunden von je 45 Minuten, also tatsächlich nur $4\frac{1}{2}$ Stunden. Hiervon sind noch abzuziehen die Stunden, die für die Grammatik, zur Anfertigung und Verbesserung der schriftlichen Arbeiten benötigt werden, gelegentlich fällt eine Stunde aus: ich glaube, nur drei ganze Stunden können wöchentlich der Lektüre gewidmet werden. Das ist zu wenig, um sie wirklich fruchtbar zu gestalten.[2]) Die angedeuteten Erwägungen bestimmten mich zu dem Versuche, auf anderem Wege, außerhalb des schulplanmäßigen Unterrichts, zu gesteigerten Leistungen zu kommen: ich richtete einen griechischen Privatzirkel ein. Er hat nunmehr ein ganzes Jahr bestanden, so daß ich ein vorläufiges Urteil über das Ergebnis fällen kann. Über die gemachten Erfahrungen möchte ich berichten. Vielleicht würden Kollegen, die ebenfalls diese oder eine ähnliche Einrichtung getroffen haben, sich veranlaßt fühlen, von ihren Beobachtungen Mitteilung zu machen, andere diesen Weg auch einschlagen. Vielleicht lassen sich die Ausführungen auch verwerten, wenn es in Bälde allgemeiner zu der viel be-

[1]) Der Verein müßte übrigens seine Werbetätigkeit nicht auf seine Zentralen und die größeren Städte beschränken, sondern in die kleineren und kleinsten Städte gehen und aufklärend wirken, wie das in Bayern schon erfolgreich geschieht. Das gilt nicht zum mindesten fürs Rheinland. Der Boden ist für eine angemessene Propaganda meistens sehr geeignet.

[2]) Die preußischen Lehrpläne gestatten zwar eine Erhöhung auf sieben Stunden zu Lasten des Lateinischen, aber ich glaube nicht, daß an vielen Schulen von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht wird, besonders dann, wenn die beiden Fächer nicht in der Hand desselben Lehrers liegen.

sprochenen Gabelung, zu Studientagen und damit zu einem stundenplanmäßig intensiveren griechischen Unterricht kommen sollte.

Ich wollte nur freiwillige, für die Sache sich besonders interessierende Teilnehmer und glaube dieses erreicht zu haben. Von den Teilnehmern, die sich einmal gemeldet hatten, wurde dann aber der regelmäßige Besuch für ein Tertial gefordert. Die Zahl und das Interesse der Schüler entsprach durchaus meinen Hoffnungen. Die Sitzung fand jede Woche in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Vollstunden statt. Eine Präparation wurde nicht verlangt. Der Unterrichtston war freier, sozusagen kameradschaftlicher als in den Pflichtstunden. Es mußte naturgemäß mein Streben sein, soweit es überhaupt möglich ist, die Leistungen im Zirkel und die der planmäßigen Unterrichtsstunden auseinanderzuhalten; nur so ist es möglich, die Schüler zu veranlassen, in den Sonderstunden mehr aus sich herauszugehen. Der Zweck des griechischen Zirkels war nicht etwa, in Durchführung behördlicher Erlasse schwächere Schüler, deren Versetzung gefährdet war, zu fördern. Ich wandte mich vielmehr an die guten, die besten Schüler, um ihnen durch eine erweiterte und vertiefte Behandlung der griechischen Klassiker eine bessere Erkenntnis des klassischen Altertums zu vermitteln.

Grundlage und Anknüpfungspunkt bot die planmäßige Schullektüre. In einem in der Monatschrift für höhere Schulen 1918 S. 346 ff. erschienenen Aufsatz hat Hölk dankenswerte Anregungen für deren zeitgemäßen Betrieb gegeben. Er empfiehlt erstens — was ja schon vielfach gefordert wird — eine Erweiterung des bisher für die Lektüre üblichen Klassikerkreises; jede Schule soll einen nicht zu engen, für sie speziell passenden Kanon aufstellen. Zweitens fordert Hölk — und das ist besonders zu bemerken —, daß der Lehrer aus diesem Kanon nicht ein beliebiges Allerlei auswähle, sondern nach der Veranlagung der Schüler und seiner Neigung einen bestimmten Gesichtspunkt hervortreten lasse. So kann es z. B. Absicht des Lehrers sein, die Klasse besonders einzuführen etwa in die rhetorisch-historische Literatur, in die Poesie, in die Philosophie der Griechen. Darnach soll er seinen Lektüreplan entwerfen; von den übrigen nicht in diesen Kreis gehörigen Klassikern soll nur das Wichtigste gelesen werden. Meine Absicht war, die Klasse in den Jahren OII—OI besonders mit der Poesie und daneben mit der Philosophie der Griechen bekannt zu machen; ich hatte deshalb als Lektüre für die OII und das erste Tertial der UI — das genügt hier anzuführen — festgesetzt und zwar in der hier angegebenen Reihenfolge: Homer, Odyssee II. Teil, Herodots Novellen, Xenophons Memorabilien I 1, 2 und einzelnes aus den folgenden Büchern, Platons Kriton, Homer, Ilias I. Teil. An diese Schriftsteller mußte sich die Lektüre im Zirkel anschließen.

Wir wollen unsere Schüler zunächst Griechisch lesen lehren, sie müssen, wie v. Wilamowitz in seiner Einleitung zu seinem Lesebuch sagt, 'von der Sprache so viel gelernt haben, daß sie ein Buch um deswillen lesen können, was darin steht'. Daran hat es leider vielfach gefehlt, wir wollen es nur ruhig eingestehen, trotz aller Fortschritte in Methodik und Didaktik. Es mangelte eben an der notwendigen Übung. Hier mußte ich also auch im Zirkel einsetzen. Es kam mir aber dabei nicht so sehr darauf an, den Schülern das Verständnis des Textes durch genaueste grammatisch-logische Zergliederung des Satzbaus zu vermitteln, sie sollten es — bei aller Gründlichkeit — mehr intuitiv sogleich beim Lesen gewinnen.[1] Ich erlangte so zugleich ein rascheres Fortschreiten.

---

[1]) Beachtenswert erscheinen mir da die Gedanken Weisweilers in seinem Referate Verhandl. der X. Direktorenvers. in der Rheinprovinz 1911 S. 232 ff.

Dann hatte ich Gelegenheit, auf persönliche Interessen der Schüler und ihre besondere Veranlagung mehr einzugehen. Es gelang mir, sie zu größerer Selbsttätigkeit anzuregen und zum Zweifeln an den Darlegungen des Lehrers zu veranlassen: es kam so öfters zu recht lebhafter Aussprache. Es war nur noch ein Schritt, auf einzelne Themata hinzuweisen, deren Behandlung im allgemeinen die Kräfte eines Schülers nicht übersteigt; zur Ausarbeitung kam es aber noch nicht: ich hielt die Obersekundaner für noch nicht recht fähig dazu. Ich hoffe aber, im nächsten Jahre wird der eine oder andere Schüler ein passendes Thema bearbeiten. Dagegen unterließ ich es nicht, auf gute, den Anforderungen der Wissenschaft gerecht werdende Bücher hinzuweisen und zu ihrer Lektüre anzuleiten, so auf Bücher der bekannten Sammlungen Göschen, Wissenschaft und Bildung (Quelle & Meyer) oder Aus Natur und Geisteswelt (Teubner). Ein Schüler las mit großem Gewinn ausgewählte Abschnitte aus Finslers Homer, ein Unterprimaner studierte Oidipus von Robert usw.

Was im einzelnen die gelesenen Klassiker und die Art der Behandlung betrifft, so habe ich schon vorher ausgeführt, daß die planmäßige Klassenlektüre die Grundlage für das Pensum des Zirkels bildete. Im ersten Jahresdrittel der OII war Homers Odyssee II. Teil in Auswahl gelesen worden, das 22. Buch hatte den Schluß gebildet: im zweiten Drittel nahm ich im Zirkel das 23. und 24. Buch durch. In der Prima kann in der Klasse selbst der größte und wichtigste Teil der Ilias gelesen werden. Für die Odyssee als Anfangslektüre liegen die Verhältnisse naturgemäß nicht so günstig; viele schöne und wichtige Abschnitte müssen unberücksichtigt bleiben. An den Büchern 23 und 24 wollte ich aber nicht vorübergehen. Der Schüler hat in der Klasse den Freiermord gelesen, blutige Bilder sind an seinem Auge vorübergezogen, der Blutdunst der Erschlagenen liegt auf dem Ganzen. Nun soll er in unmittelbarem Anschluß daran sehen, wie der Ton umschlägt, daß der Dichter auch noch andere Farben auf seiner Palette hat: er hört von Wiedersehensfreude nach langen Jahren bitterer Trennung. Und im 24. Buche die 2. Nekyia, das Idyll auf dem Lande, Stücke von großer Schönheit! Dann ist besonders das 23. Buch wegen des hier verwendeten Motivs der *ἀναγνώρισις* von der größten Wichtigkeit für die kommende griechische und damit auch die ganze Weltliteratur. Leo handelt hiervon in seinen Plautinischen Forschungen[2] S. 158 ff. und S. 197. Er zeigt, wie der *ἀναγνωρισμός* aus der Odyssee, wo er das herrschende Motiv ist, in die Tragödie überging, in der vor allem Euripides von ihm Gebrauch machte; die neuere Komödie folgte ihm hierin, Menander gab dem *ἀναγνωρισμός* die hervorragende Stellung, und so findet er sich auch in den Stücken des Plautus und Terentius. Später, am Schluß des griechischen Unterrichts, kann mit den Schülern die Geschichte des *ἀναγνωρισμός*-Motivs behandelt werden, mit Ausblicken auf die Literatur der neueren Zeit, Shakespeare usw.; gerade solche zusammenhängende geschichtliche Betrachtungen sind im Unterrichte fördernd.

Großes Interesse zeigt der Schüler für Zusammenfassungen sprachgeschichtlicher, grammatischer, kulturgeschichtlicher u. ä. Art; daraus ergeben sich dann leicht Themata für freie Arbeiten. Leider fehlt es für solche Behandlung im planmäßigen Unterricht oft an Zeit: hier sollten somit die Stunden des Zirkels einspringen. Ich habe besprochen: den Ablaut, den Gebrauch der Präposition, Aktionsstufe und Aktionsart, älteste Geschichte des griechischen Volkes seit seiner Festsetzung auf der Balkanhalbinsel.

Von größter Wichtigkeit ist es, Klarheit über Art und Wirkung des Ablauts zu gewinnen. Nirgends aber kann diese Einsicht besser vermittelt werden als im Griechischen bei der Homerlektüre. Ich habe mit den Schülern zuerst folgende Formenreihen zusammengestellt:

τέκ-ος XXIII 5[1])	*τόκ-ος*	*ἔ-τικ-τε* <*τίκ-τω*	
ἔχ-ον 42 <*ἔχ-ω* *segh*	*ὄχ-ος*	*ἔ-σχ-ον*	
λέχ-ος 199	*ἄ-λοχ-ος*		
ἔ-τρεφ-ε 325	*τροφ-ός* (*τέ-τροφ-εν*)		
νέ-εσθαι 23 <*νεσ-ομαι*	*νόσ-τος*	*ἄσ-μενος* <*n̥s-smenos*	
ἔ-πειθ-εν 337	*πέ-ποιθ-α*	*ἀ-πίθ-ησαν*, *ἐπέ-πιθ-μεν*	
πεύ-σομαι 262	—	*πυθ-όμην*	
μέλπ-ω	*μολπ-ή* 145		
πένθ-ος 224	*πέ-ποσ-θε* <*πε-πονθ-τε*	*ἔ-παθ-ον*	

So wurde gelernt, daß in einsilbigen Wurzeln der Vokal als *e*, *o* oder überhaupt nicht vorkommt: *e*-Stufe, *o*-Stufe, Null-Stufe. Wenn ein Sonant zum Vokale hinzutritt, so ändert sich, wenn auch äußerlich ein buntes Bild sich zeigt, im Grunde genommen nichts. Zugleich fand sich bei den zuletzt angeführten Beispielen Gelegenheit, das Wesen der Sonanten, konsonantische Sonanten, Sonanten in Diphthongen, die vokalische Form der Sonanten eingehender zu besprechen.

Die Reihe *φέρ-εν* XXIII 317 *φορ-ά*, *φώρ* *δί-φρ-ος* lehrte, daß die *o*- bzw. *e*-Stufe auch in der Dehnung vorkommen kann. Zur Klarstellung von *ĕ* : *ē* wurde in Ermangelung passender Belege hingewiesen auf *sĕd-eo* (*ἕδος*, *ἕζομαι*) *sēd-ēs*, *sīdo* <*si-sd-o*. Die Reduktionsstufe habe ich in diesen Reihen unberücksichtigt gelassen.

So erhielten wir als Hauptablauttypus: *ĕ* (*ē*) | *ŏ* (*ō*) | Null. — Dieser Ablaut zeigt sich aber nicht bloß in den Stämmen, sondern auch in den Suffixen; die Formen *μῆτερ* XXIII 97, *πατρός* 98 führten dazu, den Ablaut des Suffixes *τηρ* der Verwandtschaftsnamen zusammenzustellen: *πατέρες*, *πατήρ*, *ἀπάτωρ*, *πατράσιν* usw. Dieser Hauptablauttypus wurde dann an den vielen im 23. Buche sich findenden Beispielen noch mehr verdeutlicht, es wurde auch das Lateinische und Deutsche herangezogen.

Darauf wurde übergegangen zum Ablaut in Wurzeln mit langem Vokal:

τί-θη-μι	*θω-μός*	*θέ-σαν* XXIII 11
στῆ 4	—	*στα-τός*
(*ἵ-στη-μι*, *ἵ-στᾱ-μι*)		
δί-δω-μι	—	*δο-τός* (*dă-tus*)
ῥῆγ-μα	*ῥωχ-μός*	*ῥαγ-ῆναι*

Somit ergaben sich drei weitere vom Haupttypus verschiedene Typen:

ē	*ō*	*ə*
ā	-	*ə*
ō	-	*ə*

Schließlich wurde noch kurz an der Hand eines Beispiels der Ablaut in zweisilbigen Basen behandelt: die Formen (*αἰει*)*γενετάων* XXIII 81, *γένηται* 117, *ἐκγεγαυῖα* 218 führten zur Wurzel *genə*, *gnē*: *genə*: *γενέτωρ*, *gen*: *γένος*, *gon*: *γέγονα* (*γέγαμεν*), *γόνος*, *gnē*: *γνήσιος*, *gnō*: *γνωτός*, *gn*: *γί-γν-ομαι*.

Es ergab sich hieraus soviel: dem Konsonant oder Sonant am Ende der Wurzel folgt noch ein *ē* oder *ō* oder *ā*, die mit *ə* ablauten. Wenn der erste Teil die *e*- oder *o*-Stufe hat, findet sich im zweiten die Nullstufe *ə*; weist der zweite Teil *ē*, *ō*, *ā* auf, so hat der erste die Nullstufe. Weiter bin ich für dieses Mal auf die Vielgestaltigkeit dieser Formen nicht eingegangen.

[1]) Die mit der Verszahl des 23. Buches genannte Form bildete jedesmal den Ausgangspunkt der Betrachtung; die weiter aufgeführten finden sich mit Ausnahme von ganz wenigen anderswoher den Schülern bekannten im selben Buche.

Aus der Syntax habe ich die Lehre von den Präpositionen behandelt. An Hand der älteren Spracherscheinungen Homers ist eine Besprechung dieser Wörter und in Verbindung damit einzelner Fragen des Kasusgebrauchs lohnend. Ich führte folgende Stellen aus dem 23. Buche vor:

I 283 *ἀμφὶ δὲ λαοὶ ὄλβιοι ἔσσονται*
339 *οἵ δή μιν πέρι κῆρι θεὸν ὣς τιμήσαντο.*

Der Schüler lernt hier, daß die sogenannten Präpositionen in ihrer ursprünglichen Bedeutung von den Adverbien nicht verschieden sind.

IIa) 27 *ἦλθ' Ὀδυσεὺς καὶ οἶκον ἱκάνεται*
359 *ἀλλ' ἤ τοι μὲν ἐγὼ πολυδένδρεον ἀγρὸν ἄπειμι*

(vgl. 36. 93. 108. 212. 224. 269. 296. 318. 327. 333. 354).

b) 98 *τίφθ' οὕτω πατρὸς νοσφίζεαι.*
c) 41 *ἡμεῖς δὲ μυχῷ θαλάμων εὐπήκτων ἥμεθα*
95 *ἄλλοτε δ' ἀγνώσασκε κακὰ χροῒ εἵματ' ἔχοντα*
115 *κακὰ δὲ χροῒ εἵματα εἶμαι*
102. 170 *ὅς . . . ἔλθοι ἐεικοστῷ ἔτει ἐς πατρίδα γαῖαν*
339 *οἵ δή μιν πέρι κῆρι θεὸν ὣς τιμήσαντο*
257 *ὁππότε θυμῷ σῷ ἐθέλῃς.*

Der Schüler sieht, daß im älteren Griechisch der bloße Kasus ohne Präposition in weit größerem Umfang zur Bezeichnung örtlicher Beziehungen dient, als er es bisher im klassischen Attisch kennen gelernt hat: sehr häufig dient der Akkusativ zur Bezeichnung einer Bewegung nach einem Ziele hin oder einer räumlichen oder zeitlichen Erstreckung; im Ablativ steht der Nominalbegriff, von dem eine Trennung ausgeht — diese Erscheinung auch in der Prosa —; im Lokativ steht der Nominalbegriff, in dessen Bereich eine Handlung vor sich geht; bei Zeitbegriffen ist er auch in der klassischen Prosa so noch üblich.

IIIa) 102. 170 *ὅς ἔλθοι . . . ἐς πατρίδα γαῖαν* (vgl. 338. 83)
138 *πρίν γ' ἡμέας ἐλθέμεν ἔξω ἀγρὸν ἐς ἡμέτερον*
67 *τῷ δι' ἀτασθαλίας ἔπαθον κακόν*
137 *μὴ πρόσθε κλέος . . . κατὰ ἄστυ γένηται*
155 *ἀμφὶ δέ μιν φᾶρος καλὸν βάλεν*
124 *σὴν γὰρ ἀρίστην μῆτιν ἐπ' ἀνθρώπους φάσ' ἔμμεναι.*
b) 164 *ἂψ δ' αὖτις κατ' ἄρ' ἕζετ' ἐπὶ θρόνου*
4 *στῆ δ' ἄρ' ὑπὲρ κεφαλῆς.*
c) 32 *ἀπὸ λέκτροιο θοροῦσα*
163 *ἐκ δ' ἀσαμίνθου βῆ.*
d) 28 *τὸν πάντες ἀτίμων ἐν μεγάροισιν* (vgl. 55. 60. 113. 132)
57 *τοὺς πάντας ἐτείσατο ᾧ ἐνὶ οἴκῳ*
71 *ἔνδον ἐόντα παρ' ἐσχάρῃ*
237 *πολλὴ δὲ περὶ χροῒ τέτροφεν ἅλμη*
294 *δάος μετὰ χερσὶν ἔχουσα*
366 *ἀμφ' ὤμοισιν ἐδύσετο τεύχεα καλά*
105 *θυμός μοι ἐνὶ στήθεσσι τέθηπεν* (vgl. 172. 337).

Der Schüler hat unter II den älteren weitergehenden Gebrauch des bloßen Kasus kennen gelernt. Dieser konnte aber eine gewisse Unbestimmtheit zur Folge haben; um die lokale Bedeutung zu sichern und klarer zu bestimmen (vgl. 153 *αὐτὰρ Ὀδυσσῆα μεγαλήτορα ᾧ ἐνὶ οἴκῳ Εὐρυνόμη ταμίη λοῦσεν καὶ χρῖσεν ἐλαίῳ*), traten Adverbien von der Art der unter I genannten hinzu. Diese konnten für den Sprechenden in nähere Beziehung zu dem in der Nähe stehenden Kasus treten in der Weise, daß der Kasus

als vom Adverb regiert erschien: aus dem Adverb wurde eine Präposition. In Wirklichkeit wird der Kasus durch die Natur des Verbums regiert, und so kommt es, daß eine Präposition mehrere Kasus regieren kann. In der griechischen Sprachentwicklung, namentlich in der Prosa wird die Präposition immer mehr Regel. Der Schüler ist es gewohnt, die proklitische Stellung der Präposition direkt vorm Substantivum als 'regelmäßig' zu betrachten. Die Präposition stand aber ursprünglich gewöhnlich hinter dem Nomen mit orthotoner Betonung: die sog. Postposition ist das 'Regelmäßigere'. Dafür konnte ich auf folgende Beispiele hinweisen:

46 *οἱ δέ μιν ἀμφί . . . κεῖατ'*
290 *ἔντυον εὐνὴν . . . δαΐδων ὕπο λαμπομενάων*
33 *βλεφάρων δ' ἄπο δάκρυον ἧκεν*
255 *ὄφρα καὶ ἤδη ὕπνῳ ὕπο γλυκερῷ ταρπώμεθα κοιμηθέντε*
283 *ὅς κέ με πέφνῃ γήραι ὕπο λιπαρῷ ἀρημένον.*

Die Gegenüberstellung der Stellen unter II und III zeigt, daß bei gleichen und ähnlichen Ausdrücken das eine Mal die Präposition gesetzt wurde, das andere Mal fehlte. Diesen Wechsel gibt es sogar in unmittelbarer Nähe:

314 *ἤδ' ὡς Αἴολον ἵκεθ', ὅ μιν πρόφρων ὑπέδεκτο*
καὶ πέμπ', οὐδέ πω αἶσα φίλην ἐς πατρίδ' ἱκέσθαι
257 *ὁππότε θυμῷ σῷ ἐθέλῃς, ἐπεὶ ἄρ σε θεοὶ ποίησαν ἱκέσθαι*
οἶκον ἐυκτίμενον καὶ σὴν ἐς πατρίδα γαῖαν (vgl. 89).

IV. Die genannten Adverbien schlossen sich aber nicht bloß dem Substantiv, sondern auch dem Verbum eng an; sie heißen dann Präverbia. Der Schüler kennt das Kompositum aus der Prosa, wo das Adverbium unmittelbar mit dem nachfolgenden Verbum verbunden ist. Diese alte Form der Verbindung ist bei Homer sehr häufig. Es findet sich aber auch, wenn auch seltener, die Stellung des Adverbs nach dem Verbum:

204 *ταμὼν ὕπο πυθμέν' ἐλαίης.*

Steht bei Homer die Präposition vor dem Verbum, so ist sie oft von diesem durch andere Wörter getrennt. Diese Erscheinung (Tmesis) ist gegenüber der Verbindungsart der Prosa keine 'Unregelmäßigkeit'; beide Arten sind regelmäßig und alt. Für die Tmesis verwies ich auf die Verse:

4. 165 *καί μιν πρὸς μῦθον ἔειπεν* (vgl. 349)
164 *ἂψ δ' αὖτις κατ' ἄρ' ἕζετο,*
201 *ἐν δ' ἐτάνυσσ' ἱμάντα βοός*
207 *ἀμφὶ δὲ χεῖρας δειρῇ βάλλ' Ὀδυσῆι*
231 *τῷ δ' ἔτι μᾶλλον ὑφ' ἵμερον ὦρσε γόοιο*
331 *ἀπὸ δ' ἔφθιθεν ἐσθλοὶ ἑταῖροι*
332 *αὐτὸς δὲ κακὰς ὑπὸ κῆρας ἄλυξεν.*

Bei einzelnen der vorher unter 'Tmesis' des Präverbiums angeführten Stellen bezweifelten viele Schüler die Zugehörigkeit der Präposition zum Verbum und wollten sie unter I rechnen. Ich nahm deshalb Veranlassung, hinzuweisen auf ähnliche Stellen:

16 *ταῦτα παρὲξ* (Doppelpräposition!) *ἐρέουσα*
166 *πέρι σοί γε γυναικῶν θηλυτεράων κῆρ ἀτέραμνον ἔθηκαν*
144 *ἐν δέ σφισιν ἵμερον ὦρσεν.*

Der Schüler lernte, daß es dort, wo mit der Sprachentwicklung eine grammatische Kategorie in die andere übergeht, immer solche zweifelhaften Grenzfälle geben muß. Der Vers 89 *ἕζετ' ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐναντίον* (vgl. 165) gab endlich Veranlassung, von

den sog. unechten Präpositionen zu sprechen, und wie aus diesen im Laufe der Sprachentwicklung 'echte' Präpositionen werden konnten.

Mehr als im planmäßigen Unterricht konnte ich im Zirkel die vorhandenen Anschauungsmittel ausnützen. Gute Dienste leistete da das Wörterbuch von Autenrieth-Kaegi (neueste Auflage) mit den schönen Abbildungen. Zum Schluß wies ich, indem ich einzelne während der Lektüre gemachte Beobachtungen zusammenfaßte, mit kurzen Worten auf das Vorhandensein einer homerischen Frage hin. Eingehender kann das Thema erst gegen Ende der Iliaslektüre besprochen werden.[1])

Nachdem ich die Odyssee zu Ende geführt hatte, wandte ich mich der Lektüre Hesiods zu. Die Wahl wird vielleicht manchem absonderlich erscheinen; und doch: v. Wilamowitz hat in seiner Griechischen Literaturgeschichte[3] S. 24 ff. die Bedeutung dieses Dichters gewürdigt. Ich meine, die dort ausgeführten Gedanken des Gelehrten rechtfertigen auch die Lektüre des Dichters in der Schule, zum mindesten in einem Sonderzirkel. Im Anschluß an die Odyssee habe ich zunächst die Theogonie und zwar ganz gelesen, später im Anschluß an die Ilias im Sommertertial 1921 die Erga bis V. 764. Ich verkenne nicht, daß besonders im ersteren Gedichte weniger interessante, katalogartige Partien sich finden, aber ich wollte sie doch nicht auslassen: wir konnten darüber schneller weglesen, dann ist es für den Schüler ein gewisses stolzes Bewußtsein, ein Epos endlich nicht nur in Bruchstücken, sondern ganz von Anfang bis zu Ende gelesen zu haben, und schließlich sieht er hier, daß damals auch für derartige Stoffe die epische Sprache verwendet wurde, weil sie eben die einzige literarische Form war; damit ist dann auch ein Ausblick auf die an den Namen Hesiods anknüpfende Katalogpoesie gegeben. Eingehender verweilten wir bei den poetisch wertvolleren Stücken, dem Proömium, in dem der Dichter seine Dichterweihe, dieses für die Weltliteratur so wichtig gewordene Motiv, schildert und als erster als Persönlichkeit hervortritt, bei dem Sturz des Uranos, der Gestalt der Hekate, der Geburt des Zeus, der Japetidensage, dem Titanenkampfe und dem Kampfe des Typhoeus. Von den Erga lasen wir genauer V. 1—382 und 695—764.

Die von Wilamowitz dargelegten Gedanken, die mich zur Lektüre bestimmten, suchte ich beim Lesen auch herauszuarbeiten. Dabei war folgendes interessant: die meisten Schüler kannten den Spruch: Homer und Hesiod haben den Griechen die Götter gegeben, und traten deshalb an die Theogonie mit der Erwartung heran, hier eine Art von später kanonisch gewordener Dogmatik zu finden. Und nun bei Hesiod selbst zuweilen nicht ganz ausgeglichene Gegensätze und ferner Widersprüche zu anderen griechischen Anschauungen, die ihnen schon bekannt geworden waren! Hier galt es aufzuklären und richtigzustellen, und das führte zu eingehenderen allgemeinen Erörterungen über Geschichte und Einheitlichkeit der griechischen Religion. Immer wieder stießen sich die jungen Leser an dem Mangel der Komposition, dem Fehlen eines deutlich zutage tretenden logischen Zusammenhanges. Da war es meine Aufgabe, das Verständnis für diese altertümliche Kompositionsart zu wecken und darauf hinzuweisen, daß aus ihr keine weitergehenden Schlüsse auf die Entstehung des Gedichtes, Überarbeitungen und spätere Einlagen zu ziehen seien.

Die Schüler lasen den Dichter gern. Die Solidität seiner Ansichten, seiner Sprüche gefiel ihnen, und sie wurden gepackt von manch schöner Schilderung. Es ist jedoch zu bedenken, ob nicht die Erga gegenüber der Theogonie in den Vordergrund zu stellen sind. Die Lektüre der Odyssee und Hesiods bot oft Veranlassung, zu dem Gelesenen,

---

[1]) Vgl. P. Cauer, Neue Jahrb. 1910 XXVI 130

wie z. B. zu den Zeichnungen mancher Gottheiten, der Schilderung der Titanomachie, Abbildungen griechischer Kunstwerke zu zeigen.

Im zweiten Tertial 1920/21 las ich in der Schule Herodot und zwar seine Novellen; der Schriftsteller wurde als Geschichtenerzähler, nicht als Geschichtschreiber gewertet.[1]) Im Anschluß hieran nahm ich im dritten Tertial 1920/21 und im Anfang des ersten Tertials 1921/22 den ersten Abschnitt des griechischen Lesebuchs von Wilamowitz vor. Ich wollte den bei der Lektüre Herodots aufgenommenen Faden weiterspinnen, zeigen, daß seine Novellen in ihrem Wesen und ihrer Form nicht isoliert stehen, und den Schülern die übrige Erzählungsliteratur der Griechen unmittelbar vorführen. So lasen wir ohne Auslassung nacheinander die Fabeln, Erzählungen und Sprüche: der Schüler empfand den Humor, den Witz, die Ironie, die Romantik dieser Stücke. Er wurde namentlich gefesselt durch die Wucht des Inhalts und die Eleganz der Form der *γνῶμαι* des Heraklit und Demokrit, wo Sätze wie Heraklit 7, 9, Demokrit 11—15 zum Vergleichen der politischen Verhältnisse der Gegenwart lockten. Übrigens war hier die Verbindung mit Hesiod, dem Vater der Gnome, gegeben.

Damit diese Stücke inhaltlich recht wirken konnten, wurde flott gelesen; das Buch sollte tatsächlich Lesebuch sein, und hier suchte ich die oben (S. 226f.) gezeichnete Methode durchzuführen. Gerade hier hätte ein langes grammatisches Zergliedern der Sätze den Genuß verdorben. Ich glaube, es gelang mir, wie v. Wilamowitz verlangt, in dem Schüler die Überzeugung zu erwecken, daß das Lesen von Übersetzungen für das Verständnis der griechischen Literatur nicht genügt, vieles nicht übersetzbar ist.

Des Herausgebers Einleitung zum ganzen Werk und die zu den einzelnen Abschnitten mußten nutzbringend gemacht werden. Ich hatte das Empfinden, daß sie für Schüler unserer Tage der Nachkriegszeit doch etwas zu hoch sind, und suchte so dem Verständnis nachzuhelfen. Dann war auch die Veranlassung gegeben, die Zusammenhänge der Lesestücke mit unserer gegenwärtigen Kultur aufzuzeigen. v. Wilamowitz hat selbst in seiner Griechischen Literaturgeschichte die wichtigsten Fingerzeige dafür gegeben. Diese Zusammenhänge dürfen dem Schüler nicht vorenthalten werden; sie rechtfertigen eigentlich vor allem für die Gegenwart die Lektüre der griechischen Klassiker.

Nach Abschluß dieser Lektüre lasen wir im Sommertertial 1921/22 im Zusammenhang mit Homers Ilias Hesiods Erga und griechische Lyriker.

In der geschilderten Weise beabsichtige ich den griechischen Zirkel bis zur Reifeprüfung durchzuführen; ich hoffe so, mein zu Anfang bezeichnetes Ziel zu erreichen. Ich bemerke noch, daß zur Ergänzung auch die römische Literatur heranzuziehen sein wird, so die römischen Komiker zum griechischen Drama. Dieser Unterricht bringt dem Lehrer gewiß Mehrarbeit, er macht ihm aber auch um so mehr Freude, weil er es in der Regel mit besonders interessierten Schülern zu tun hat. Und diese wissen ihm Dank. Er wird schließlich, wenn er es richtig anfängt, auch selbst einen großen wissenschaftlichen Gewinn aus dieser Tätigkeit ziehen.

[1]) Vgl. dazu meine Ausführungen in den Neuen Jahrb. 1921 XLVIII 75.

(22. September 1922)

LEOPOLD VON RANKES SCHULREDE AUS DEM JAHRE 1818

Eine Quelle zur Geschichte des Neuhumanismus

Von Elisabeth Schweitzer

Für den Herbst 1818 wurde der damals nahezu dreiundzwanzigjährige Franz Leopold Ranke an das Friedrichsgymnasium zu Frankfurt a. O. berufen. Das Kuratorium der Schule wollte die zweite Oberlehrerstelle mit einem Historiker besetzen und traf seine Wahl nach dem Vorschlag des Direktors der Anstalt Poppo, der Ranke im philologisch-pädagogischen Seminar Chr. Dan. Becks in Leipzig kennen gelernt hatte.[1])

Nahezu sieben Jahre (1818—1825) stand der größte deutsche Historiker im Frankfurter Schuldienst. Für Ranke bedeutete die Ernennung den Eintritt in einen Beruf, den er, wie die wenigen aus dieser Zeit veröffentlichten Briefe, ferner die Rückblicke, die er später auf diese Jahre warf, und die im folgenden gebotene Schulrede beweisen, immer sehr ernst nahm, den er pflichtgetreu erfüllte, zu dem er aber letztlich weder durch Neigung noch Begabung bestimmt war[2]), dessen Anforderungen für ihn jedoch zum Ausgangspunkt seiner Lebensarbeit wurden.[3]) Für den einstigen Schüler der sächsischen Fürstenschule Pforta, der nach seinem eigenen Zeugnisse[4]) wenig berührt worden war durch die deutschen Entscheidungskämpfe von 1813, für den einstigen Leipziger Studenten, dessen Heimat seit 1815 erst Preußen einverleibt war, handelte es sich zugleich um den bewußten Eintritt in den preußischen Staat. Ranke selbst hat ihn wenigstens in späteren Jahren als epochemachendes Ereignis in seinem Leben empfunden[5]) und in einem Rückblick auf die Frankfurter Zeit die geistige Atmosphäre charakterisiert, die ihn damals aufnahm: '... Ich komme hier auf meine Unterscheidung der verschiedenen Richtungen des europäischen Geistes zurück. Preußen gehörte der monarchischen und konservativen Richtung an, die aber durch die großartigen Neuerungen, welche die Siege vorbereitet hatten, doch wieder gemäßigt und in sich selbst mit heterogenen Elementen erfüllt war. Jedermann weiß, wie lebendig die Wogen der Gegensätze in den Jahren 1819, 1820, 1821 aufeinanderstießen.'[6]) Dem entspricht es, daß der spätere Konservative, der König Friedrich Wilhelm IV. persönlich nahestand, in dem Varnhagen von Ense zuletzt nur noch den Abtrünnigen und

[1]) C. Rethwisch, Leopold von Ranke als Oberlehrer in Frankfurt a. O. Beilage zum Jahresbericht d. K. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg, Berlin 1908, S. 4. — Leop. v. Ranke, Sämtl. Werke (S. W.), Leipzig 1867 ff., Bd. 53/54 S. 60.

[2]) Dem widerspricht natürlich auch nicht die Behauptung im Schlußabschnitt der Antrittsrede. Im übrigen vgl. S. W. 53/54 S. 34. 36 f. 60. 89. 97. 100. 122 und Rethwisch aaO. S. 14—20.

[3]) Rethwisch S. 18 ff.; S. W. 53/54 S. 39 u. 60; diesen Zusammenhang berührt nicht: Hans F. Helmolt, Leop. Rankes Leben und Wirken, Leipzig 1921, S. 19.

[4]) S. W. 53/54 S. 25 f. [5]) S. W. 53/54 S. 31. 47. 60. [6]) S. W. 53/54 S. 60.

Höfling sah, sein Leben lang am Schreibpult Jahns arbeitete[1]), mittelbar durch seine Brüder einen gewissen Anteil nahm an den Bestrebungen der Turner und Burschenschaften und sich mit Eifer gegen die ersten Zeichen der Reaktion wandte, die Brüder und Freunde bedrohte.[2])

Ranke begann seine Tätigkeit an der Frankfurter Schule im Jahre vor den Karlsbader Beschlüssen, als die große Woge der geistigen Erneuerung im preußischen Staate noch nicht verebbt war, als die Saat erst allenthalben voll aufging, die Humboldt, Schleiermacher, Nicolovius und Süvern in den Zeiten der höchsten Not mit unerschütterlicher Zuversicht und in weiser Selbstbeschränkung ausgestreut hatten. Die Arbeit am Frankfurter Fridericianum empfing in wissenschaftlicher Hinsicht Anstoß und Richtung durch die Leipziger Humanistenschule, die Gottfried Hermann führte, dessen Schüler Poppo wie Ranke waren; das Lehrziel und der eigentlich pädagogische Charakter der Anstalt war, wenn man von allen rein persönlichen Einflüssen absieht, bestimmt durch die erneuerte Ordnung der Abiturientenprüfung von 1812 und, sei es mittelbar oder unmittelbar, durch die 'Konstitutionsakte des neuen Gymnasiums', den Süvernschen Lehrplan, der '1816 als Richtschnur für die Unterrichtsverwaltung festgestellt', zwar 'niemals als allgemein verpflichtende Verordnung publiziert', aber 'den Provinzialbehörden als die vom Departement aufgestellte Norm der neuen Gelehrtenschule mitgeteilt und von diesen ohne Zweifel den einzelnen Anstalten als das Ziel, nach dem sie sich zu strecken hätten, vorgehalten worden' war.[3]) Das erst 1813 erweiterte Frankfurter Gymnasium, das sich der Fürsorge aller beteiligten Stellen um so mehr erfreuen durfte, als die Stadt durch den Ausbau ihrer Gelehrtenschule für den Verlust der alten, 1811 nach Breslau verlegten Universität entschädigt werden sollte,[4]) stand in der ersten Reihe dieser neuhumanistischen Anstalten Preußens.[5])

Der Geist des Neuhumanismus, allerdings in einer bestimmten und geistesgeschichtlich sehr interessanten Brechung, spricht auch aus der sog. 'Stiftungsrede'[6]), mit der Ranke Michaelis 1818 vor der Öffentlichkeit sein neues Amt antrat. C. Rethwisch, der sich bei seiner Arbeit über Rankes Oberlehrerzeit in Frankfurt a. O. auf Quellen aus dem dortigen Gymnasium stützen konnte, führt sie an unter dem Titel 'Die Vorstellungen der Griechen, Römer und Deutschen von dem Ideal der Erziehung'[7]), den Helmolt[8]) übernahm.

---

[1]) S. W. 53/54 S. 92; Helmolt S. 18.

[2]) S. W. 53/54 S 36. 47. 60. 79 ff. 129 f. 132; Helmolt S. 18 f.; vgl. auch F. Heinrich Ranke, Jugenderinnerungen, Stuttgart 1877, Kap 5 und 7; Leop. Rankes Brief an seinen Bruder Heinrich vom 11. VIII. 1848, Deutsche Revue XXIX 1 S. 88.

[3]) Friedr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, 3. Aufl. II 292. Nach Ed. Spranger, Historische Zeitschr. Bd. 104 (1910) S. 317 wurde der Plan schon 1815 den Lehranstalten als Richtschnur mitgeteilt.

[4]) Rethwisch S. 11.

[5]) Interessant sind die Berichte über die Arbeit im altsprachlichen Unterricht am Frankf. Gymnasium, die bei Paulsen II 302 ff. geboten werden.

[6]) Rethwisch S. 15. [7]) Ebd. S. 53 u. 15.

[8]) Helmolt S. 17.

Den Entwurf zu dieser Rede fand ich, als ich mit der gütigen Erlaubnis des Hrn. Pfarrers Otto von Ranke in Berlin nachgelassene Papiere[1]) Leopold von Rankes im Interesse einer anderen Arbeit durchsah.[2])

VOM IDEAL DER ERZIEHUNG

Wenn das Schiff vom Land stößt, und die Ruder schlagen fröhlich, und die Segel schwellen im Wind, und fort gehts im heitern Tact, — da fragt keiner, was doch die Gewalt sey, die das Schiff so hoch und sicher halte, worin wohl die Kunst liege, das Steuer zu lenken; es ergötzt sich das Volk bey Spiel und Gesang.

Anders ist's bey uns. Wie fröhlich wir auch unser Thun beginnen am muntern Tag, bald schweigt das Ergötzen, die Freude verstummt, in stiller Einsamkeit des Abends regen sich die schlummernden Geister; mit Zweifeln und banger Stimme. Dein Treiben ist beschränkt, sagen sie, in herkömmlicher Form gefangen. Die Griechen waren ein geistreiches Volk, nie haben sie fremde Sprachen erlernt noch viel gedacht über vergangene Zeit, ihre Dichter sind weit über den Unsern, doch ohne Schule, all' ihre Kunst steht unerreicht: noch ist keine Ahnung da, wie sie erreicht werden möchte, aber alles ist ihnen anders angebildet worden, nicht in dem dumpfen Gemach, sondern auf lebendigem Markt, im regen Treiben geselligen Spiels.

Da möcht' ich oft mir selber entgegnen: 'Sie waren dennoch einseitig wir wollen höher und weiter'; sogleich aber kommt mir die Antwort, 'Auch besser waren sie und stärker und begeisterter', und was ich sage, gleich widerleg' ich mich: kein Wort will Stich halten, das ich je gehört von der besten Erziehung: wie soll ich mir helfen? Wohlan, sag' ich, laßt uns die Geschichte fragen, welche erzählend belehrt, und die mildeste Meisterin ist, fragen, was doch der Sinn gewesen sey der alten Erziehung, ob wir mit der Unsern sogar verschieden sind von derselben im Wesen selbst und dem Geiste.

Und sogleich zu den Spartern. Da sehen wir die Knaben abgesondert wohnen, in eigenthümlicher Gemeine, in Reihen geordnet nach den Altern, unter Vorstehern aus ihrer Mitte, und die Reihen zu Schaaren gesammelt unter dem zwanzigjährigen Friedewalt. Sie sollen auf sich selber stehen lernen, frey von dem Schutze der Eltern, sehen wir, und früh ihr Eigenthum werden. Hier ringen sie und üben sie sich mit angestrengtem Leib, in mühseliger Arbeit bey geringer Kost: wie dem Schutz der Eltern, werden sie dem warmen Umschlag der Genüsse, dem blinden Trieb der Natur entzogen: sie lernen, daß sie nichts

[1]) Sie sind inzwischen in den Besitz der Preuß. Staatsbibliothek übergegangen.

[2]) Es handelt sich um drei zusammengeheftete Blätter im Quartformat; die ersten sieben Seiten sind unter Freilassung eines Randes durchaus, die Seiten 9 und 10 nur halbbrüchig von Rankes Hand beschrieben; Seite 8 wurde ausgelassen, Seite 11 und 12 sind frei. Die erste Seite trägt am Rand von anderer Hand den Bleistiftvermerk 'Aus Frankfurt a. O. wahrscheinlich 1818'. Ich biete den Text fortlaufend unter Einbeziehung von Rankes eigenhändigen Veränderungen; Worte, die nicht eindeutig leserlich waren, sind durch ein nachgesetztes Fragezeichen, Ergänzungen durch 〈 〉, ergänzte Abkürzungen durch ( ) bezeichnet.

haben als sich selber, dann sind sie zum Mahl beysammen. Der Friedewalt geht umher, legt ihnen Fragen vor; wer kurz antwortet, treffend, bündig, wird gelobt; damit die Knaben ihrer Gedanken Meister werden und ihrer Zungen, und niemals getroffen im unbedachten Geschwätz. Nur eins muß uns wundern. Der Friedewalt sendet den einen Knaben nach dem Gemeinmahl der Männer, daß er etwas davon nehme, einen andern nach den Gärten der Gemeine, einen dritten in das Holz: wirst du ertappt, sagt er, so wirst du gestraft. — Sie sollen sich nicht am fremden Eigenthum vergreifen lernen, sehen wir bald ein, denn, wovon sie nehmen ist Besitz der Gemeine, in gewisser Hinsicht auch ihr Eigenthum; sie sollen sich üben in der List, daß sie sich ganz in ihrer Gewalt habend völlig ihre eignen Herrn seyen.

Das will denn diese Erziehung erlangen, daß der Mensch sein ganz mächtig sey: sein selbst, wie er nackt ist, und ausgezogen von allem übrigen, — ganz mächtig, all seiner Kraft all seiner Anlage. Wie aber? Soll der Zufall nun kommen, und den Herrlichgebildeten hieher treiben und dorthin? Das Triebwerk ist fertig, noch fehlt das Bewegende: der Wille ist noch nicht in den Menschen, der feste nie schwankende, sicher ergreifende. Den Willen zu bilden, das ists, was alle Erziehung der Alten, Griechische, Römische, anstrebte und erreichte; nicht durch die verfliegende Lehre, das flüchtige Wort, sondern durch unabwendbare Angewöhnung, also, daß das innere Leben mit Nothwendigkeit dahin gerissen wird, wohin es soll. Selbst das Daseyn der Sparter war ein Geschenk der Gemeine. Denn die Gemeine nahm nicht auf von der Natur, wen sie gab; sie wählte, die da leben sollten, so wie sie geboren waren. Drum hatten die Eltern kein Recht über die Kinder: sie mochten's nicht, denn sie erkannten, daß sie gänzlich der Gemeine angehörten, beydes, sie selbst, und die sie erzeugt. Und sogleich der erste Kindesblick traf überall das Vaterland, die Gräber der hohen Vorfahren in der Stadt, mitten unter sich, die Väter bey gemeinsamem Mahl, in gemeinsamer Berathung, die Mütter männlich und entzündet, wie sie ihre Söhne in den Tod sandten, kühnen Blickes, kühlen Muthes, die jungen heimkehrenden Sieger; das nährte die frühe Jugend mit dem Anschaun der heiligen Liebe zum Vaterland. Die Liebe ward ihr selbst eingepflanzt. Und wuchs nun auf, wenn der Knabe in der Gemeine der Knaben war, schon vom siebenten Jahr an, allem Leben und Treiben der Einzelnen für sich selbst in Arbeit und Enthaltung und Gehorsam entfremdet, wiederum nichts vor Augen, als gemeinsame Sorge, Freude Mühe — ein einfaches Leben, in sich selbst beschlossen, in das nur die Lieder von den alten Helden der Hellenen, und der Sparter hereinklangen, die den Muth weckten, und die Lust, den Verherrlichten gleich zu seyn. Sey gesegnet, Gedächtniß des Lykurg! Du wußtest der Pflanzen des Vaterlandes zu warten! Denn nachdem also das innere Leben gebildet war, und ihm die unvergängliche Liebe eingepflanzt, die zur That treibt, der Wille, nicht mehr schwankend hin und her, fest gerichtet blieb auf Ein Ziel, waren sie da, die Helden des Leonidas, die ganz Asien aufhielten bey Thermopylä und all mit einander freudig hinuntergingen zum Hades, engverbunden, Brüder bis zum Tod, mit dem letzten Hauch eingedenk des Vaterlandes.

Also, wie der Mensch frey gemacht wurde von dem blinden Zwang der Natur, ward sein Wille zugleich ergriffen, hinweggerissen von der übeln Liebe zum Selbst, und fest aufs Vaterland gerichtet. Ein drittes kam hinzu, wie Plutarch sagt, zum Gebrauch, daß sie die Schrift lernten.

Aber anders, wie es scheint, wars zu Athen. Zuerst besorgte nicht die Gemeine, den öffentlichen Unterricht, sondern jeder Stamm für sich, und Einem von den Vornehmen war die Gymnasiarchie vertraut: dann war der Unterricht selbst gänzlich verschieden. Vom Cimon sagte Stesimbrot, der Thasier, er habe mehr ein Sparter geschienen, als ein Athener; denn er sey schlicht und truglos gewesen, nicht unterrichtet in der freyen Kunst und der Musik, und fern von der Attischen Redfertigkeit. Denn zwey Übungen vor allem andern trieb jeder Athenische Knabe, die eine leiblich, die Gymnastik, die andere geistig, die Kunst der Musen, Musik genannt. Geistig und leiblich sollte er seiner Kraft sich bewußt werden: sich fest stellen gegen Angewöhn(un)g und Natur und immer bleiben in der lebendigen Erkenntniß. Auch dürfen wir nicht zweifeln. Das Ziel, das sie hatten, ist ausgesprochen, klar, unzweydeutig in zweyen Dingen. Denn was will doch jene Attische Sophrosyne sagen, das höchste Ziel, wie alle berichten, ihrer Erziehung, welche Mäßigung zugleich begreift, und Nüchtern heit, und das heitere Halten an dem jedes Mahl Wesentlichen, wenn nicht eben diese Freyheit bey dem Eindringen der Leidenschaft, der Natur, des überwältigenden Geschickes? Dieß zuerst: das zweyte ist die Eigenthümlichkeit der der gänzlich attischen Philosophie des Sokrates. Worauf Sokrates vor allem gedrungen, was alle nachfolgenden Schulen beybehalten, trotz des vielfältigen Wechsels der Meinungen, ist dieß Eine, ein Jeder müsse erkennen, wie er leben solle, und leben, wie er erkannt. Siehe da dasselbe was wir bey den Spartern gesehen; ein jeder soll frey von dem blinden Trieb, vergessen all(e)s, was da nicht das Wesen ist, auf sich selber stehen, sich selbst beherrschen, sein eigener Herr seyn. —

Das ist das eine Element, wo aber das andere? das den Willen bilden soll und die Liebe einpflanzen in das Herz des erwachsenden Bürgers. Das ist das Glück des lebendig strebenden und wahrhaft geeinten Volkes, daß es einen Jeden unvermerkt mit sich fortreißt und unwillkührlich bildet. Damon, der den Pericles unterrichtete in der Musenkunst, erfüllte ihm zuerst Kopf und Herz mit dem Bild des geordneten Staates, das ihn all die Tage seines Lebens hindurch begeistert hat; Anaxagoras, der ihn philosophiren gelehrt, gründete die Hoheit der politischen Gesinnung in ihm, die ihm immer geblieben. Es ist nicht absichtlich geschehen und ist nicht einzeln herausgetreten in die Erscheinung, wie zu Sparta. Aber wenn wir hingiengen und sähen die Bildsäulen der herrlichen Vorfahren, die mit unzählichen Stimmen dem Stammverwandten an das Herz sprachen, oder hörten die Lieder des guten Homer an, die schon uns begeistern, wie viel mehr aber jene, denen sie von ihrer eignen großen Vergangenheit zeugten, die Bewahrer ihres eignen Geistes waren; oder wir träfens und vernähmen Platos Rede auf die Gebliebenen in den Schlachten fürs Vaterland, wie sie von weiter Vergangenheit den Ruhm der Stadt und der trefflichen

Bürger heraufführt bis auf die letzte Zeit und nun die Jugend ermahnt, nachzuarten den Vätern, ja sie übertreffen, dann würden sie befreundet einst in den Hades hinabkommen zu den Befreundeten, sonst aber nicht anerkannt von ihnen noch aufgenommen, wer würde dann noch weiter eine besondere Schul(e) suchen zur Erweckung edler Gesinnung, wo alles Schul(e) ist und die ganze Stadt mit lauten Zungen spricht und das gesamte Leben kein anderes Gefühl zuläßt.

Gleicherweis geschahs bey den Römern. Jenes Gefühl, das keinen Dichter, selbst nicht in Augustus Zeit, singen ließ, weder vom Landbau noch von seiner Liebe noch von den Sagen des Alterthums, ohne daß er der ewigen Rom gedachte, der Siegerin und Herrin der Welt, das keinen Redner reden ließ, weder von Betrug noch von falscher Rechtspflege, noch von Räubereyen, ohne daß er der Ahnen gedachte, der herrlichen Männer, groß in Einfachheit, kühn im Krieg, edel im Rath, dieß hohe Gefühl ward mit der ersten Milch gesogen, in dem Anschaun der Denkmahle der Stadt genährt, wenn sie hinaufgiengen zu dem ewigen Capitol, oder anbeteten vor dem Quirinus, dem Stammverwandten, dem Stifter der Stadt, vor dem Jupiter Stator, der ihnen geholfen in zweifelhafter Schlacht, vor der Venus, ihrer Ahnfrau, vor den Dioskuren, die ihnen den Sieg einst verkündet, vor dem Mars, dem Vater des Romulus: und so durchdrang es den ganzen Menschen und richtete all sein Trachten der Republik zu. Darum ist Virgilius groß, weil er dieß Gefühl des ächten Römers ausgesprochen und kunstreich dargestellt, der Vielverkannte heut zu Tag, der im tiefen [?] Geist einsah, was Noth thue der Römerwelt. Schon die Knaben spürtens, hielten Gericht, klagten an, vertheidigten und verurtheilten: in diesem Spiel zeigte sich die frühe Tugend des Kato. Übung des Leibes machte sie tüchtig zum Krieg: ihre Seele übten sie in nichts, als in einfacher Tugend und in der Liebe zum Vaterland. — Später sind sie Vieles Andere gelehrt worden, Redekunst, Philosophie, Grammatik: zu eigner Lust mehr, als zum Frommen des Staates; das Hauptsächliche war die unausbleibliche Bildung zum wahrhaften Römer.

In Sparta war's die Gesamtheit Aller, in Athen die Stämme, in Rom die Väter, die die Erziehung besorgten; der Idee gemäß, welche die ganzen Staaten leitete. In Sparta herrschte das Gesetz über Alle und Jede, die strenge Sitte der Altvordern, und so ward der Knabe nicht den Personen unterworfen, sondern dem Gesetz allein und der Sitte: in Athen ward der Staat als zusammengesetzt betrachtet aus den Stämmen: nach den Stämmen veränderte sich die Choregie das Tragen der Lasten: so trugen auch die Stämme die Sorge für die Erziehung. In Rom dachte man den Staat als zusammengefügt und erwachsen aus den einzelnen Mitgliedern, der Mann galt, drum war der Sohn gänzlich in den Händen des Vaters, so wie seine Erziehung.

Der leitende Gedanke jedoch ist überall, zuerst den Menschen zum Herrn und Meister sein selbst zu bilden, sodann sein Innerstes dem Vaterland zuzukehren mit Sicherheit. Diese Liebe der Römer war mehr ihre Religion, innerlicher empfunden, für das Leben bedeutender, als jener Dienst, den sie den Göttern thatlos erwiesen; ihrer ward zuerst gedacht. Sie thaten ganz Recht dünkt uns, die der griechischen Philosophie den Eingang nach Rom verwehren

wollten. Leicht konnte die dünkelhafte Halbweisheit, die sich selbst nicht verstand, irre machen, und die grade Spur vorm Auge verwirren, die die Sitte vorgezeichnet und das vergangene Leben des Volks.

Wie nun aber mit uns? Wer hat uns die Spur vorgezeichnet unsres Weges? Die Partheyungen in der Religion machen den Knaben irre, so wie er beginnt zu denken: es tritt nichts Großes ihn an, das ihn ganz einzunehmen vermöchte, und ihm sein Herz abzugewinnen, und ihn zu treiben, als das Leben seines Lebens. Nichts ist da, was ihn lebendig an das Vaterland erinnern möchte: kein vaterländisch Fest, kein vaterländisch Spiel, kein Markt, da ein reges Leben blühete, keine Versammlung des Volks, da es sein inne würde, da er sähe wie sichs lebt in lebendiger Gemeine. Die alten Denkmahle der Kunst stehen unverstanden, vernachlässigt verdorben: die Meisten weisen von sich, was uns kaum übrig geblieben zur Erinnerung an die Ahnen. Alles ist stumm und todt: die Helden des Vaterlands liegen vergessen, selbst Friedrich II wartet noch des Denkmals; — o sagt mir, woher soll dem deutschen Knaben die Richtschnur der That, woher ihm Liebe zum Vaterland kommen, woher der feste gewisse Geist? Nicht daß er ein hohles Bild erlange, sondern daß es innerlich bey ihm wachse, und der Antrieb in ihm dasey, in dem Tiefsten, der ihn treibe in s(einem) ganzen Leben, und hervortrete in all seinem Seyn. Seht da! die Spur vor uns ist von den Blättern verweht; die Höhe im Aug und das Ziel müssen wir uns selbst den Weg der Tugend führen.

Und da die Nation schweigt, muß das Ideal des Erziehers eintreten, da die Gegenwart nicht redet, muß der Gedanke selbstständig und kühn das Neue erzeugen. Was ein günstiges Geschick andern Nationen verliehen hat von selbst zu leben, ohne Mühe zu gewinnen, darzustellen im Spiel des gemeinen Verkehrs das muß bey uns ein einsames Denken in glücklicher Stunde wieder erneuern, wenn ihm der Himmel des Ideals ungetrübt ist von täglicher Noth; das muß ein ernstes Studium, bey nächtlicher Lampe aufwühlen im befleckten Pergamen: genug, die Wissenschaft muß die Gewohnheit ersetzen. Wohlan! wie mags wohl geschehen daß wir uns anschließen an die herrlichen Völker der alten Zeit, daß auch wir jene beyden Elemente ergreifend den Menschen zu seinem eigenen Herrn zu machen vermögen, sich selbst verständlich ganz und gar, und vor allem, seinen Willen zu bilden mit unabwendbarer Gewalt zum festen Ziel.

Von Außen kann das Bild nicht kommen, das allgewaltig begeistert: wie es bey Spartern Athenern und Römern kam, denn es ist ein Außen nicht da. Darum muß es erzeugt werden im Innern. Nicht durch speculatives Sinne⟨n⟩, dem Wenige gewachsen sind, das selten zum rechten Leben hervorbricht, sondern durch das wahrhaft innige Ergreifen des Alterthums. Das Erlernen der Sprache bildet den Geist, es ist nützlich im täglichen Gebrauch, aber wenn du dir nun das Bild des Alterthums leuchtend und klar herausgearbeitet vor die Seele, das Bild ihres Lebens daheim und auf dem Markt, im Krieg und im Frieden, siehst die Athener, wie sie des Mardonios Gesandte auf den Markt führen, als man sie zu den Persern hinüber schwatzen will, und sie hinauf-

weisen zur Sonne: 'solang die da oben geht, wollen wir hier unten an der Freyheit halten allzumal:' und wie sie die Stadt Preis geben dem Feind, und in die Schiffe wandern, die hölzernen Häuser, und dann nach Salamis: und wie all das Schöne, das sie gewonnen, nur entsprungen ist aus so großartigem Beginnen; siehest die Sparter, wie sie aller Orten die Tyrannen vertreiben; und an dem Kampf halten mit Persien, und unter sich selbst herrlich leben und glorreich: hast du sie also vor Augen möchtest gern wandeln im Hain Altis, da die Bilder der Besten von der Nation den Götter geweihet stehen, gern den Alkäos hören, der die Tyrannen verjagte aus Mitylene, — oder den Fabricius sehen, und den Decius, und die Beile des Brutus, dann wirst du einen Antrieb in dir haben, unbesiegbar, der da stets dich stachelt, solch Leben auch wo anders hervorzurufen, nicht in thörichter Nachahm(un)g, sondern im Geist. Denn du wirst erkennen, der Geist allein mache lebendig, und habe lebendig gemacht; und diesen Geist wirst du pflegen, in dir, in andern, im ganzen Volk, so weit du kannst. Es war ja nicht abgesonderte Fertigkeit in ihnen, die die hohen Werke vollbracht hat und uns hinterlassen, die wir jetzt bewundernd verehren, die ganze Art wars ihres begeisterten Lebens, da alle Kräfte in Regung kamen und Schwung, und der sichere feste Geist da war; unsere Literatur wird an die ihre nicht reichen, bis wir ähnlich leben, eben so selbstständig in uns, eben so in der immer gegenwärtigen geistigen That.

Darum nahen wir uns den hohen Geistern des Alterthums: schauen wir sie an mit lebendigem Blick, so ists uns eine Hülfe für den Mangel der Gegenwart. Es arbeitet sich der Jüngling das Bild aus eigener Anschauung, in dem Umfassen der eigenen Liebe zum Tag heraus: ein gegebenes überliefertes wird nur matt die Einbildung ergreifen, aber nicht den schaffenden Geist: dann wird er gewöhnt, wovon er das leuchtende Gesicht gesehen aus der Vorwelt, das darzustellen im Leben der Gegenwart.

Das ist das erste und vornehmste; zum zweyten aber muß er gebildet werden zu seinem eignen Herren, sich selbst verständlich, und unabhängig von dem fremden Antrieb. Vier Dinge sinds, die ihn beschränken, Angst vor der übermächtigen Natur, die Roheit des Geistes, die Unbehülflichkeit des Leibes, die blinde Wirkung der Vergangenheit; darum ists viererley, was den Menschen davon befreyen kann, Religion, die die Angst beseitigt, welche die alten Völker all' vor der eindringenden, unverstandenen Natur gehabt; geistige Übung in Wissenschaft und Kunst, die die blindstrebende Roheit verjagt und dem Menschen das Aug öffnet zu klarem Anschaun der Dinge, — leibliche Übung, die den unbeholfenen Leib zum Arm macht, den Menschen gewahr werden läßt, er könne was er wolle, — die ihn rüstig macht und stark, unabhängig von dem Bedürfniß, fern von der schüchternen Schwachheit; ganz wie dieselbe durch begeisterte Männer erweckt worden ist zu unsern Tagen, weit mehr gebend, als was man wohl von ihr verlangt hat; — endlich ein Viertes noch, — das ich näher bezeichnen will und tiefer begründen, weil es neu ist, und mir ganz besonders am Herzen liegt. — welches den überwältigenden Einfluß verstehe, und sein Schlimmes vertilge, den die Vergangenheit auf uns ausübt.

Denn wir sind nicht unser Eigenthum gänzlich geblieben, die Länge der Jahrhunderte. Erst kam die christliche Religion, die einheimischen Götter wurden verdrängt und fielen, die Sagen der Nation verstummten vor der neuen Wahrheit: das erste Alter ward vergessen. Aber dieselbe Lehre, die die nun verlebten [?] Griechen und Römer, matt angeregt, ward von dem frischen Volk freudig ergriffen: sie lebten sich hinein, die schöne Zeit der Ritterlichen Thaten begann, welche das heilge deutsche Reich gebildet, die Zeit des fröhlichen Gesangs, der heitern Liebe. Da wurden sie umstrickt von der Habsucht und dem Trug ihrer Priester, die Verbesser(un)g der Kirche that noth. Sie kam aber mit dem Trug ward weggeworfen, was der Geist der Nation selbstständig hinzugebildet zu der Lehre; mit der Lüge fürwahr auch einige Wahrheit: die ganze zweyte Zeit ward wiederum vergessen. Und so kam die dritte, in der die Alten gewirkt haben; da wiederum das Neue hinzutrat, doch ohne sich ganz und gar zu verfließen mit dem geistigen Leben. Viel schönes ist erreicht worden, Viel herrliches gediehen. Denn was hat die Nazion aus dem nichtigen Zustand errettet, in welchem sie vor einem Jahrhundert lag, ihr ein geistiges Besitzthum verschafft, als die Bemühungen ihrer dichterischen und wissenschaftlichen Helden? Die aber waren von den Alten angeregt; wir haben die Alten fast zu unserm eignen Besitz gewonnen.

Was nun in all diesem Treiben, und in dem vielfältigen andern, da die Mauren und Slaven eingewirkt, und die Töchternazionen, die Spanier und Franzosen, Eigenthümlichkeit der Nation gewesen, zu erkennen und zu unterscheiden von dem Fremdartigen, zu wissen, was der innere Geist gezeugt, und was aus Nachahm(un)g gekommen, wäre die wünschenswürdigste Erkenntniß für den Deutschen. Frey von dem tödtenden Einfluß des Unverstandenen und blind Wirkenden, seiner eignen Natur sich bewußt, mit dem göttlichen Antrieb im Herzen, — wird ein wahrer Mann herrlich leben, den Guten zur Freude, der Nation zum Besten.

Solche Erkenntniß aber kann nicht geschaffen werden, als durch die Geschichte; sie ist ihrer Natur nach geschichtlich. Nicht alles läßt sich erklären; nehmt Wanderungen und den Himmel des Landes, Meere und Wälder, Begebenheiten wie ihr wollt, immer wird durch die Geschichte jedes Volkes etwas hindurchgehen, das da ewig ist und ursprünglich, das ihr nicht zu erklären vermögt noch abzuleiten, sondern nur zu erkennen. Wie denn auch in des deutschen Volkes Geschichte die Begebenheiten und Zeiten wechseln und sich ändern, dennoch, wo der Geist irgend thätig hervortritt, thut er es in eigenthümlicher Gestalt, immer sich gleich [?]. Die Farben wechseln, das Licht ist dasselbe, das sich in ihnen bricht. —

Und so fassen wir denn dieselben Elemente der Erzieh(un)g auf wie die Alten: wir haben dasselbe Ideal im Wesentlichen wie sie: nur wir von dem deutschen Mann, wie sie von dem Athener Sparter und Römer und darin sind wir verschieden. Die beyden Elemente ergreifen wir, wie sie, — nur wir auf andere Weise. Sie bildetens im Leben aus: wir zuerst ⟨durch⟩ das Studium der Alten, zu zweyt durch das Studium der Geschichte. —

Und diese Studien zu fördern, an meinem Theil, bin ich hiehergezogen; mit gutem Willen und fröhlicher Lust.[1])

Dank daher den Behörden, deren Zutrauen mir so wichtiges Werk anvertraut, mich in einen Wirkungskreis berufen hat, der meinen Neigungen und Wünschen so ganz angemessen ist, Dank den vortrefflichen Freunden, den Herrn Lehrern, die mich mit Liebe empfangen in ihrem Kreis, Theil zu nehmen an dem Werk, das sie so schön begonnen hatten, — ja ich muß endlich bey weitem dem größten Theil meiner Schüler danken, die mich mit gutem Willen aufgenommen, und ihr Herz mir leicht geöffnet, und mit Liebe ergriffen haben, was ich ihnen bot. So hab ich denn nur den Wunsch, daß alles fortgehen möge, wie wirs angefangen; daß wir in Allen Dingen den Guten zur Freude, den Bösen zum Hohn, dem Vaterland aber zum höchsten Frommen arbeiten möge⟨n⟩; dazu wolle uns Gott umleuchten mit dem Stral des göttlichen Geistes.

Die Bedeutung der vorliegenden Rede kann auf zwei Seiten gesucht werden. Man kann fragen: welchen Beitrag bietet sie zum tieferen Verständnis der Entwicklung des späteren Historikers? und ebenso: welchen Aufschluß gewährt sie über die um 1820 hervorgetretenen pädagogischen Ideengänge? In dieser doppelten Hinsicht ist Rankes Schulrede ohne Zweifel wertvoll, wennschon in den beiden Richtungen der Fragestellung wichtigere und unmittelbar aufschlußreichere Quellenstücke vorliegen.[2]) Aber gerade der Umstand, daß hier der künftige große Historiker, den der innere Entwicklungsgang schon sehr bald von der Schule wegführte, der niemals in dem Sinn begeisterter Lehrer und Erzieher war wie etwa sein Lieblingsbruder Heinrich, seine ebenso gründlich durchdachten wie lebhaft empfundenen pädagogischen Ansichten aussprach, gibt der Rede als Quelle für die Geschichte der Pädagogik und für seine eigene Entwicklungsgeschichte eine besondere Stellung, und in dieser Hinsicht ist sie

[1]) Auf den Satz 'Und diese Studien . . . Lust' folgt eine durchstrichene Stelle, unter die sogar schon der Schlußstrich gezogen war. Da sie weniger konventionell, herzlicher gehalten ist als der Schlußabschnitt in seiner endgültigen Fassung, möge sie zum Vergleich damit als kleiner Beitrag zur Charakteristik des jungen Ranke folgen: 'Drey Wünsche hab ich, daß die gute Lust mir nicht getrübt werde durch schlimme Erfahr(un)g, daß die Schüler, wie sie [es denn bey weitem zu meist schon *durchstrichen*] gethan, mich mit freundlichem Zutrauen erkennen, [wie ich mich ihnen gebe *durchstrichen*] und daß wir in allen Dingen dem Vaterland nützen mögen. So grüß ich denn diese Stadt heut öffentlich und diese Schule, mit Liebe und Freude, wie ich sie lang für mich begrüßet.'

[2]) Im ersten Fall neben Rankes Erstlingswerk, seinen gleichzeitigen Briefen und späteren Diktaten zur eigenen Lebensgeschichte die von mir bei der oben besprochenen Gelegenheit gefundenen handschriftlichen Stücke: das Foliobuch von 1824 (zuerst zitiert bei H. Oncken, Aus Rankes Frühzeit, Gotha 1922, S. 20), ferner bis in die Portenser und Leipziger Studienzeit zurückreichende Notizhefte und offenbar bei der Vorbereitung für den Unterricht in der Prima entstandene Auszüge und Bemerkungen zur Literaturgeschichte der Antike (vgl. dazu C. Rethwisch aaO. S. 14 und 18 f. und S. W. 53/54 S. 39 und 60); — im zweiten Fall die Schriften der zeitgenössischen führenden pädagogischen Theoretiker und Praktiker.

allein schon ein neues Zeugnis für die Tiefe und den Umfang der pädagogischen Bewegung vor hundert Jahren.

Natürlich sucht man auch in der Schulrede Spuren des erwachenden historischen Genius und man findet sie. Was die Rede an historischen Bemerkungen bietet — und sei's auch der kurze und doch so interessante Überblick über die Entwicklung des deutschen Geistes von der Aufnahme des Christentums bis zur nahezu völligen und nun ihrerseits schöpferisch wirkenden Verschmelzung von eigenem und fremdem Gut in unserer klassischen Dichtung[1]) —, so tritt das doch gegenüber ihrem pädagogischen Sach- und Gefühlsgehalt in den Hintergrund.[2]) Auch auf die Beurteilung einzelner Tatsachen aus der Erziehungsgeschichte soll nicht im besondern hingewiesen werden; sie fallen für uns nicht ins Gewicht im Vergleich zu der trotz der stellenweise flüchtigen und schwerfälligen Diktion deutlich in Erscheinung tretenden Feinfühligkeit und Sicherheit, mit der Ranke die Beziehungen zwischen Erziehung einerseits, den soziologischen Verhältnissen und dem Volks- und Zeitgeist andererseits erkannt und herausgearbeitet hat.[3])

Vor allem aber handelt es sich in der Rede um die Entwicklung der Ansicht von der besten Erziehung für die deutsche Jugend, unter deren Führer Ranke nun getreten war. Die Meinung der Neuhumanisten, das Bildungsideal sei bei den Alten und insbesondere bei den Griechen zu suchen, ist für Ranke trotz der in der Einleitung geäußerten Zweifel und Einschränkungen[4]) letzten Endes selbstverständlich und bleibt ohne weitergehende Erörterung und Begründung. Durch die historische Analyse im ersten Teil, die sich wesentlich auf Berichte der Alten, vor allem Plutarchs aufbaut, sucht Ranke die Elemente

[1]) Vgl. auch Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, S. W. V 359 f.

[2]) Insofern scheint mir auch die allgemein gehaltene Überschrift, die Ranke der Rede gab, bezeichnend zu sein, während der ausführlichere Titel, den Rethwisch (aaO. S. 15) wohl den Frankfurter Schulpapieren entnahm — vorausgesetzt, daß die Rede in der Fassung des Entwurfes gehalten wurde —, von einem möglicherweise durch Rankes Ruf und Lieblingsstudien mitbedingten Mißverständnis des Berichterstatters zeugt.

[3]) Die Rede Rankes enthält in dieser Hinsicht Gedanken, die in der damaligen und früheren pädagogischen Historiographie, soweit ich sie vergleichen konnte, zum Teil wohl zerstreut angedeutet sind, nie aber in dieser weitschauenden und kraftvollen Zusammenfassung vorkommen. Vgl. R. E. Mangelsdorf, Versuch einer Darstellung dessen, was seit Jahrtausenden im Betreff des Erziehungswesens gesagt und getan worden ist. Leipzig 1779. — F. E. Ruhkopf, Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland. Bremen 1794. — A. H. Niemeyer, Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. 4. Ausg. Halle 1801, II. Teil. Anhang. — Ders., Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im XVIII. Jahrh. Halle 1801. — F. H. Chr. Schwarz, Erziehungslehre, 2. Aufl. Bd. I 1 und 2: Geschichte der Erziehung. Leipzig 1829. — Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß Ranke auch in seinen späteren großen und kleineren Werken des öfteren Schul- und Erziehungsfragen berücksichtigt, allerdings nirgends um ihrer selbst willen oder auch nur zur Abrundung des Kulturbildes einer Zeit, sondern immer in enger Verbindung mit der Darstellung des gesamten historischen Verlaufs, eben aus der Überzeugung heraus, daß sich die allgemeine Entwicklung stets und manchmal ganz charakteristisch im Bildungswesen einer Zeit und eines Volkes spiegelt.

[4]) Vgl. die ähnlichen Einschränkungen bei F. H. Chr. Schwarz aaO. I 1 S. XII u. 587.

zu gewinnen, die den Sinn der antiken Erziehung ausmachten und deren Übertragung auf die deutsche Erziehung das eigentliche Problem für Ranke ist. Es gelingt ihm, mit ebensoviel historischer wie pädagogischer Feinfühligkeit das Erziehungssystem der Alten in voller Klarheit und Geschlossenheit herauszustellen; er charakterisiert es im wesentlichen als unmittelbare Gesinnungs- und Willensbildung in formaler (vollkommene Selbstbeherrschung) und materialer Richtung (vaterländische und staatsbürgerliche Gesinnung). Auch dabei berührt sich Ranke mit den Vertretern des jüngeren, durch die preußische Erhebung, besonders auch durch Fichtes tiefdringende Wirksamkeit[1]) beeinflußten Neuhumanismus, zu dessen fruchtbarsten und unvergänglichen Leistungen auf dem Gebiete der pädagogischen Theorie gerade diese Erkenntnisse gehören.

Obwohl die erste Hälfte der Rede die zweite an Klarheit und Überzeugungskraft übertrifft, so werden Rankes Ansichten doch erst dann psychologisch und geistesgeschichtlich eigentlich interessant, wenn er das pädagogische Problem seiner Gegenwart unmittelbar zu betrachten beginnt. Der Pädagoge in ihm hat das Wesen der antiken Erziehung erkannt und will es übernehmen, hat die einstens zuverlässig wirkenden Erziehungsmittel der unmittelbaren Anschauung des Lebens und der Gewöhnung unter dem stetigen Eindruck einer großen Tradition herausgegriffen und ist sich ihrer allgemeingültigen Bedeutsamkeit bewußt; aber der Historiker in ihm erfaßt, bei aller feinsinnigen Beachtung der in Deutschland latent vorhandenen Erziehungsmittel, unbedingt sicher die äußere und innere Unmöglichkeit der Nachahmung unter den Verhältnissen seiner Zeit und seines Volkes und deutet mit einem ihm selbst wohl kaum bewußten Nachdruck auf die schwächste Stelle im neuhumanistischen Erziehungssystem und zugleich auf das noch heute ungelöste und doch für unsere Zukunft entscheidende deutsche Erziehungsproblem: 'Die Parteiungen in der Religion machen den Knaben irre, sowie er beginnt zu denken: es tritt nichts Großes ihn an, das ihn ganz einzunehmen vermöchte und ihm sein Herz abzugewinnen und ihn zu treiben als das Leben seines Lebens ... Die Spur vor uns ist von den Blättern verweht; die Höhe im Aug und das Ziel müssen wir uns selbst den Weg der Tugend führen.'

Und Ranke wählt den Ausweg in der Richtung der gerade damals verwirklichten Idee des Gymnasiums: 'Die Wissenschaft muß die Gewohnheit ersetzen'. Das willenbestimmende Ideal ihres Menschen- und Bürgertums, das nicht eindeutig außen vor ihr steht, muß sich die deutsche Jugend durch die selbständige Beschäftigung mit den Alten erarbeiten, ein Ideal, das dazu führt, 'daß wir ähnlich leben' und ähnliches leisten, 'nicht in törichter Nachahmung, sondern im Geist'. Obwohl Ranke dabei den Wert des Sprachunterrichts für die formale Bildung weniger betont als viele seiner Zeitgenossen[2]) und, seiner

[1]) Auch Ranke hatte sich in seiner Studentenzeit mit Fichtes populären Schriften beschäftigt. S. W. 53/54 S. 31. 59.

[2]) Vgl. Rethwisch aaO. S. 16. Auch in den verschiedenen preußischen Schulordnungsentwürfen wird die bloß formale Bildung der allgemeinen Erziehungsaufgabe der Schule nachgesetzt; vgl. die Zusammenfassung bei W. Dilthey, Süvern; Allg. D. Biogr. XXXVII 240f.

ganzen Veranlagung folgend, das lebendige Ergreifen der damals so hoch entwickelten und im politischen und pädagogischen Leben außerordentlich einflußreichen Spekulation[1]) vorzieht, so wandelt er doch in der Wahl des Erziehungsmittels und in der begeisterten Zuversicht auf die Wirkung einer allerdings ideal gedachten wissenschaftlichen Arbeit in der Schule durchaus bekannte, später wegen ihres Anspruchs auf allgemeine Gültigkeit mit Recht viel umstrittene Bahnen.

Einen wenigstens in der pädagogischen Ableitung und Begründung neuen Gedanken entwickelt er erst, wenn er nach den Mitteln für die formale Willensbildung, für die Erziehung zur Selbstbeherrschung und inneren Unabhängigkeit sucht. Er spricht da, mit auffallender Hervorhebung der negativen Funktion der Bildungsmittel, von der Festigung der Zöglinge gegenüber den dem eigenen Wesen letztlich fremden Antrieben einerseits durch die Religion und die geistige Übung in Kunst und Wissenschaft, was er hier sehr kurz, andererseits durch die Leibesübungen, die er mit einer gewissen inneren Anteilnahme und unter Betonung ihrer eigentlich pädagogischen Bedeutsamkeit erwähnt.[2]) Die Forderung des Studiums der Geschichte, auf das er ähnliche Hoffnungen setzt, erwächst ihm sowohl aus seiner Anschauung von den pädagogischen Bedürfnissen wie aus seinen historischen Neigungen und Einsichten. Durch das Studium der deutschen Geschichte im allgemeinen und des Gegeneinander- und Zusammenwirkens von einheimischem und fremdem Nationalgeist im besonderen, wobei zwar, wiederum charakterischerweise, weniger erklärt als erkannt werden, immerhin aber die Erkenntnis die Stelle der Aneignung durch das unmittelbare Erlebnis vertreten soll, will Ranke den jungen Menschen befreien von dem bedrohlichen 'überwältigenden Einfluß' der Vergangenheit und ihn vor allem führen zu bewußter Selbständigkeit gegenüber den fremden Einflüssen, in denen er gerade ein Hauptbildungsmittel unseres Volkes in Vergangenheit und Gegenwart gesehen hat.[3]) Ebenso interessant ist es, daß er auch von diesem Teil der Erziehung für die Jugend 'einen göttlichen Antrieb im Herzen', die noch zur Ergänzung notwendige inhaltliche Bestimmung des Bildungsideals erhofft, das ja nach dem bisher Gesagten grundsätzlich und zunächst bei der Beschäftigung mit den Alten erarbeitet werden soll. Diese merkwürdig zwiespältige, im Kern auffallend unklare Fassung der deutschen Erziehungsaufgabe ist nicht nur aus dem Zusammenwirken der überkommenen Grundvorstellungen und der persönlichen historischen Einstellung und Begabung Rankes zu erklären; sie ist zugleich ein charakteristisches Zeugnis für die Umbiegung, die der Neuhumanismus

[1]) Vgl. besonders Ed. Spranger, Philosophie und Pädagogik der preußischen Reformzeit. Hist. Zs. CIV (1910) S. 278 ff.

[2]) Sein Bruder Heinrich berichtet in seinen Jugenderinnerungen S. 103 — es mag sich um Ende 1818 oder Anfang 1819 handeln —: 'Nach meiner Rückkehr' (von einer Reise nach Berlin zu Jahn) 'betrieb ich mit meinem Bruder und andern Freunden die Errichtung eines Turnplatzes.'

[3]) Der Vergleich mit dem, was Fr. Nietzsche ein halb Jahrhundert später von einer ganz anderen Persönlichkeits- und Erfahrungsgrundlage aus bei vorübergehend ähnlicher Interessensphäre über 'Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben' (Unzeitgemäße Betrachtungen II) gesagt hat, drängt sich hier unwillkürlich auf.

durch die Berührung mit der in den Freiheitskriegen erstarkten und voll sich entfaltenden geistigen Strömung der Romantik erfahren hat. Ranke, der, ohne jemals Romantiker im eigentlichen Sinn zu sein, in lebhafter geistiger Beziehung zur literarischen Romantik stand[1]), zeigt sich auch in unserem Quellenstück bei der nachdrücklichen Berücksichtigung des deutschen Volksgeistes und bei seiner Beurteilung der deutschen Vergangenheit und ihrer Kunstdenkmale[2]) von dieser neueren geistigen Richtung beeinflußt.

So steht, wie der Verfasser selbst, von seinem Lebenswerk aus gesehen[3]), Rankes Schulrede von 1818 als historisches Dokument zwischen zwei verschieden gearteten Zeiten; ja sie veranschaulicht wegen ihrer Anspruchslosigkeit mit seltener Klarheit das Ineinanderfließen zweier geistiger Strömungen in einem Augenblick, in dem sich in ihrer äußeren Verbindung ihre inneren Wesensunterschiede noch deutlich erfassen lassen. Darin beruht der geistesgeschichtliche Wert der Rede.

Ihr sicher und beruhigt klingender Schluß, in dem Ranke, ohne die in der Einleitung geäußerten Zweifel wieder zu berühren, nochmals zusammenfassend auf die Erziehung der Alten und der Deutschen blickt, kann uns über den zugrunde liegenden Verzicht auf die angestrebte vollendete Übertragung des Wesens der einen auf die andere nicht täuschen: 'Die beiden Elemente ergreifen wir wie sie, nur wir auf andere Weise. Sie bildeten's im Leben aus: wir zuerst durch das Studium der Alten, zu zweit durch das Studium der Geschichte.'

Daß Ranke, während er mit scheinbarer Sicherheit seine pädagogischen Schlüsse zieht und von den idealen Erziehungsmitteln spricht, im Grunde in der ganzen Rede — letztlich allerdings ohne Erfolg — noch um die Erkenntnis des Ideals der deutschen Erziehung und dabei mit den größten Problemen ringt, die unserem Volk auf geistig-sittlichem Gebiete zur Lösung aufgegeben sind, das gibt der Rede die ergreifende innerliche Lebendigkeit und eine Bedeutung, die jenseits der historischen und pädagogischen Einzelforschung, im Gebiet der allgemein menschlischen Werte liegt.

DAS DICHTERISCHE SCHAFFEN

Von Alfred Biese

I

Es ist eine eigenartige Tatsache, daß umfassende Werke aus dem Bereiche der deutschen Literatur erst von Ausländern in Angriff genommen wurden, ehe sich deutsche Forscher an die schwierigen Aufgaben heranwagten — natürlich aus der klaren Erkenntnis eben dieser Schwierigkeit heraus, die jenen abzu-

[1]) Was man bisher darüber wissen oder vermuten konnte, fand ich in den oben erwähnten Heften und Blättern vollkommen bestätigt.

[2]) Sie hatten ihm auf seiner Rheinreise 1817 einen tiefen Eindruck gemacht; vgl. S. W. 53/54 S. 31. 107.

[3]) Vgl. die Kontroverse zwischen F. Meinecke und O. Diether, die vor allem die politisch-historische Seite des Problems heraushebt und über die am besten F. Meineckes Abhandlung 'Zur Beurteilung Rankes', Hist. Zs. CXI (1913) S. 582 ff., Aufschluß gibt.

gehen pflegt. Wie lange war doch Lewes' 'Life of Goethe' in deutscher Übersetzung die einzige lesbare Goethe-Biographie! So besitzen wir eine 'Geschichte des deutschen Liedes' von dem Franzosen Edouard Schuré, übers. von Helene Lobedan, eingel. von Ad. Stahr (Berlin, A. Sacco Nachf. 1870). Trotz der großen Lückenhaftigkeit, bei der z. B. Schiller und Hölderlin ganz fehlen, Mörike und Storm nur genannt werden, ist das feine Verständnis für Wesentliches — beim Volkslied, Luther, Hutten, Goethe, Heine, Uhland u. a. — nicht zu verkennen. Er ruft seinen Landsleuten offen zu: 'Es ist ein großer Mangel, daß unsere französische Lyrik weit mehr rhetorisch als musikalisch ist'; ebenso setzt heute Müller-Freienfels ('Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur' S. 109) sehr hübsch auseinander: 'Musik und Rhetorik, das ist der fundamentale Gegensatz des deutschen vom romanischen Stil, des Gegensatzes (soll heißen: ein Gegensatz), aus dem sich fast alle übrigen Unterschiede ableiten lassen'. Müller-Freienfels knüpft an Verlaines Forderungen an: *De la musique avant toute chose!..Prends l'éloquence et tords-lui son cou!..Fuis du plus loin la Pointe assassine, l'Esprit cruel et le Rire impur!* Schuré findet sogar bei dem in seiner Zeit als 'letzter Lyriker' umschwärmten Emanuel Geibel die Schwäche klar heraus, indem er schreibt: 'Was ihm fehlt, ist die Kraft und Originalität des Temperaments, die aus dem Dichter eine mächtige Persönlichkeit machen.' — Nur kurze Abrisse einer 'Geschichte der deutschen Lyrik' bieten Findeis und Spiero; Witkop sah ein, daß seine beiden Bände 'Die neuere deutsche Lyrik' (I. von Friedrich von Spee bis Hölderlin 1910, II. Novalis bis Liliencron 1913) nicht nur kürzender und bessernder Überarbeitung bedurften, sondern auch keine fortlaufende Geschichte, vielmehr nur Einzelporträts enthielten. So nennt sich die 2., veränderte Auflage 'Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche' (Leipzig, Teubner 1921, I. von Luther bis Hölderlin, II. von Novalis bis Nietzsche). So ungleich an Wert die Skizzen sind, so reich doch auch wieder an gut beobachteten Einzelzügen. Endlich aber unternahm es Emil Ermatinger, eine auf gründlicher Kenntnis und wissenschaftlicher Methode ruhende und die Gesamtentwicklung der Kultur- und Zeitverhältnisse zugleich darstellende Geschichte der deutschen Lyrik zu schreiben (I. von Herder bis zum Anfang der Romantik, II. von da bis zur Gegenwart, Leipzig, Teubner 1921). Künstlerisches Feingefühl, das sich in eine Dichterseele zu versenken vermag, ist Witkop und Ermatinger, die sich beide auch selbst dichterisch versucht haben, eigen; Ermatinger ist ihm wissenschaftlich durchaus überlegen, er geht weit mehr in die Breite und in die Tiefe zugleich; was er geleistet hat, ist freudiger Bewunderung wert; Witkop mag uns moderner, Ermatinger vielfach zu streng anmuten, aber es liegt in dem Wesen einer so subjektiven Kunst, wie die Lyrik ist, begründet, daß sie auch subjektive Beurteiler findet; so richten auch hier die beiden Kritiker recht verschiedene Schranken zwischen den Dichtergeistern älterer und neuerer Zeit auf. Man spürt deutlich, wem der eine, wem der andere sich seelenverwandt fühlt, wem nicht.[1]) Goethe, dem Ermatinger eine besonders

[1]) An anderer Stelle werde ich eingehender Gelegenheit haben, die beiden Darstellungsweisen zu beurteilen.

reiche, vorzügliche Darstellung widmet, und die Romantiker (mit Einschluß von Mörike und dem jungen Keller), die noch das Drängen und Wallen der Lebenskräfte in pantheistischer Inbrunst spüren, stellen den vielzackigen Gipfel deutscher Lyrik dar. Mit Hereinbrechen der realistischen Strömung rechnet Ermatinger den Übergang von der Kultur zur Zivilisation, den 'Verfall'. Die Art eines Storm bleibt ihm verschlossen; er rückt ihn weit ab von Mörike und Keller. Die Neueren beurteilt er überhaupt mit Strenge, auch wohl mit Härte. Die 'pantheistische Inbrunst' ist im deutschen Gemüt unausrottbar, das übersieht er, auch bei den Jüngsten! Jede Zeit hat eben ihr eigenes Gesicht, ihre eigene innerlich bedingte Seele. Wie der Dichter nun eine Synthese zwischen dieser und seiner besonderen Eigenart gestaltet, wie er sinnliche Frische und Farbigkeit der Auffassung und Darstellung mit geistigem Gehalte dieser oder jener Art verbindet, das zu erörtern muß die Hauptaufgabe sein. In vorzüglicher Weise hat Ermatinger selbst die Normen für die Beurteilung dichterischen Schaffens aufzustellen unternommen in dem Werke: 'Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte' (Leipzig, Teubner 1921). Das Buch gehört zu den erfreulichsten und wertvollsten Erscheinungen unserer Tage; es ist vortrefflich geeignet, Klarheit in der herrschenden Geschmacksverwirrung, ja -verwilderung zu schaffen. Das Erlebnis des schöpferischen Ichs, sei es Gedankenerlebnis, Wesen und Problem der Weltanschauung, sei es Stoff- und Formerlebnis, mit Lebensgefühl, innerer Motivierung und Symbolik, und mit der Wirkungsform des Stils in den verschiedenen Dichtarten: das ist der Inhalt des ebenso scharfsinnigen wie ergebnisreichen Werkes, das auch selbst in seiner Formgebung voll Anmut und Schwungkraft ist. Wie in dem Buche über Lyrik die Einstellungen und Analysen der einzelnen Dichter und Dichtwerke, so sind auch hier die Erläuterungen der Grundgedanken an den Typen ausgezeichnet — ob es ein Mythus, wie der von Dädalus und Ikarus, ob es 'Faust', 'Prinz von Homburg', Kellers 'Romeo und Julia auf dem Dorfe' ist, oder ob ästhetische Begriffe und Lebenswelten wie das Tragische und das Komische aufgerollt werden oder ein Gedicht wie Mörikes 'Um Mitternacht' seine Deutung findet. Ermatinger stellt der materialistisch-positivistischen Literaturgeschichtschreibung und der philosophisch-ästhetischen, zwischen denen es natürlich mannigfache Zwischenstufen gibt, die organische oder dynamische gegenüber. Diese faßt das Leben, also auch das dichterische Schaffen als Erleben, als Auseinandersetzung zwischen Ich und Welt, als Kampf, als Ausgleich von Spannungen polarer Kräfte (wie Gefühl bzw. Phantasie und Verstand; Sinnlichkeit — Geistigkeit; Leidenschaft — Pflicht u. a.) auf. Scharf werden Dichter und Schriftsteller geschieden. Bei diesem walten konventionelle Begriffe der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaften (wie Vererbung), bei jenem Ideen. Idee ist geistige Schau erlebter Wirklichkeit, wie die Monade Leibniz' Geisteseinheit und Triebkraft zugleich. Vor allem bei Goethe ist das Erleben immer symbolisch, das Anschauen ein Denken, das Denken ein Anschauen. Besonders fesselnd wird auch bei anderen Dichtern dargelegt, wie die Ideen den Stoff bildend durchdringen, welche Spannungen durch Gedankenerleb-

nisse, durch philosophische Systeme (Kant, Hegel, Fichte, Feuerbach) bei Kleist, Hebbel, Hölderlin, Keller hervorgerufen wurden. Um so mehr tritt die allumfassende Persönlichkeit Goethes in ihrer eigenartigen Entwicklung und Schaffenskraft ins Licht. Nicht überall sonst vermag ich Ermatinger beizustimmen. Manchem Dichter wird er doch nicht gerecht. Er will Storm das Vaterlands- und Staatsgefühl (neben dem Familiensinn) absprechen; ich halte ihm die kaum zu überschätzende patriotische Lyrik entgegen; Storm soll das kosmische Gefühl mangeln — trotz seiner so innigen Liebe zur Natur, trotz seines Bekenntnisses: 'Mir ist wie Blume, Blatt und Baum' —, ebenso die tiefere Natursymbolik — trotz der Wasserlilie in 'Immensee' —; wohl kennt Ermatinger jene so fein und zart gezeichnete Szene im 'Staatshof', wo Anna Lene an ein Bäumchen sich lehnt und die innere Bewegung ihres klopfenden Herzens hinüberzittert in die leise sich rührende Baumkrone, aber Ermatinger hält dies nur für 'äußere Form und Technik', 'mechanische Übertragung'; ich weiß aber nicht, warum das, was bei Goethe und Keller Genialität ist, bei Storm 'Kunstgriff' sein soll. Auch Humor soll Storm fehlen! Ich erinnere aber an das 'Oktoberlied', 'Beim Vetter Christian' u. a.[1]) Wie Storm die Begebenheit mit der Wasserlilie einem wirklichen Erlebnis nachgeschaffen hat[2]), so liebt er auch sonst die Symbolik. Die Schwalben in 'St. Jürgen' werden zum Sinnbild der Sehnsucht der Liebenden; in 'Renate' fließen die Schatten der in der Mondnacht wandelnden Liebenden zärtlich ineinander als Sinnbild der allmählich zum Bewußtsein reifenden Neigung. Von tiefsinniger Symbolik ist 'Juli', ist 'die rote Rose Leidenschaft' u. v. a. Für Storm fehlt eben Ermatinger das Organ. Er möchte ihn durchaus zum Vertreter jener Verflachung und Erstarrung des Lebens stempeln, die mit dem Siege des Materialismus im XIX. Jahrh. sich vollzogen hat. Man traut auch seinen Augen nicht, wenn man liest, ebenso wie Storm habe einem Manne wie Fontane 'ein lebendiges Staatsgefühl' gefehlt, diesem eingefleischten Märker und Preußen mit seinen 'Wanderungen durch die Mark', seinen Romanen 'Vor dem Sturm', 'Stechlin' u. a., seinen Bismarck- und Kaiser-Friedrich-Gedichten usw. Die größte Dichterin unserer Tage, Ricarda Huch, findet — wie auch in der 'Lyrik' — keine Erwähnung; ihr Bestreben dürfte nicht weniger bedeutsam sein als das der Dichter Paul Ernst und Wilhelm Schäfer.

Doch was besagen solche oder ähnliche Einwendungen gegenüber der Fülle fruchtbarer Anregungen und gesicherter Ergebnisse, die das Buch Ermatingers enthält! Möchte es bei Schaffenden, bei Genießenden und bei Lernenden und Lehrenden weiten und starken Widerhall finden!

II

Man kann Literaturgeschichte schreiben, indem man die einzelnen Dichterporträts in den Rahmen der Zeit- und Kulturverhältnisse und der sie bestimmenden Ideen stellt, oder man kann eine Geschichte der Ideen geben mit Ver-

[1]) Vgl. mein Büchlein: 'Theodor Storm. Zur Einführung in Welt und Herz des Dichters', 3. Aufl., Leipzig, Hesse & Becker, und die Einleitung meiner Storm-Ausgabe (ebd.).

[2]) Vgl. die Einleitung zu 'Immensee' in meiner Ausgabe.

anschaulichung durch die Dichtwerke der führenden Geister. In dieser zweiten Form bewegt sich der Versuch von Alfred Wien: 'Die Seele der Zeit in der Dichtung um die Jahrhundertwende' (Leipzig, R. Voigtländer, 1921. 327 S.). In einer Zeit der Not und der Schmach, in der wir nicht müde werden zu grübeln, wie es kam, daß wir von so stolzer Höhe in die Tiefe geschleudert wurden, fesselt es besonders, die kulturellen Strömungen der jüngsten Vergangenheit im Spiegel der Dichtung zu schauen. Den Januskopf einer Übergangsepoche, die so manches wertvolle Alte zertrümmert, ehe ein Neues geboren ist, bekundet die Jahrhundertwende in besonderem Maße. Der äußere Glanz einer in Technik und Industrie, in Reichtum und Genuß hervorragenden Welt warf seinen tiefen Schatten, und der fiel ins Innere des Menschen. Viele unserer Besten erkannten es und stemmten sich dem Strome der Materialisierung und Mechanisierung, der Entgottung des Lebens entgegen. Aber ihre Stimme verhallte. Vielen Lesern dieses Buches werden vielleicht die Augen erst über Dinge aufgehen die sie in ihrer verhängnisvollen Bedeutung nicht ahnten. Einen trefflich orientierenden Auftakt bietet das erste Kapitel, das Erwachen der Seele und des Lebensgefühls, von Sturm und Drang, Klassizismus, Romantik, Jungdeutschland über den Realismus zum Naturalismus und dann wieder zu geistiger Kunst in Neuromantik und Ästhetizismus hinführend. 'Naturanschauung und Naturgefühl', 'Die entgötterte Welt und der Glaube', 'Von der Masse und der Persönlichkeit' (der soziale Gedanke und das Dekadenzproblem), 'Liebe als Lebensgesetz' (Eros und Psyche — der Kult um die Dirne), 'Lebensgefühl und Tod' bilden die übrigen Kapitel. Es ist natürlich, daß bei solchem Querschnitt manchen Dichtern als Vertretern der Zeitrichtung zu viel Ehre geschieht, sintemalen sie nur in einem kleinen Kreise von Ästheten und Literaten Geltung hatten, und daß andererseits gerade die großen, zeitlosen Dichter, die dem Modegeschmack nicht huldigten, zu kurz kommen, wie hier z. B. Wilhelm Raabe, und daß ferner auf Dichter, die um 1900 herum noch im gärenden Drange sich befanden, während sie sich später klärten, ein einseitiges Licht fällt, wie hier z. B. auf Dehmel. Jedenfalls werden wichtige Zeitmomente anschaulich, die in ihrer Gegensätzlichkeit vielleicht noch schärfer hätten herausgearbeitet werden können, wie Lebensverneinung und Lebensbejahung, Entgottung der Welt und mystische Gottessehnsucht, Naturabmalung und Naturverklärung, Sinnenbrunst und reinster Minne- und Liebeskultus, revolutionärer Klassenhaß und echt soziales Mitgefühl, müdes Dekadententum und künstlerisches Hohepriestertum, die Auffassung des Todes als grausamen Endes, des Todes als Heilandswerkes der neuen Vergöttlichung, kurz: Verfallskeime und neue Blütenkeime, aber mehr Problematik als Erfüllung und Gewißheit, mehr Unruhe und Friedlosigkeit als innere Kraft und Sicherheit. Eine Beleuchtung des Heimats- und Vaterlandsgefühls und der Staatsgesinnung, die man vermißt, hätte ein ähnliches Bild zeigen können.

Zu den zahlreichen kurzen Abrissen der Literaturgeschichte, unter denen die von Hans Röhl (Leipzig, Teubner, 2. Aufl. 1917) wohl den Preis verdient, gesellt sich ein neuer beachtenswerter von Karl Kaulfuß-Diesch: 'Deutsche Dichtung im Strome deutschen Lebens' (Leipzig, R. Voigtländer,

1921, 316 S.). Das Buch ist von gesundem Urteil und warmer Vaterlandsgesinnung erfüllt, die das Ungesunde in unserer Dichtung und in unserem Leben schonungslos und beherzt aufdeckt. Die neuere und neueste Zeit sind natürlich nur gestreift. Der Leser, der die Werke noch nicht kennt, kann sich freilich bei ihrer Aufzählung, die weder Stoff noch Problem kennzeichnet, wenig dabei denken, wenn die Marken 'entzückend', 'leidvoll', 'erschütternd', 'ergreifend', 'düster', 'köstlich' (alles nur auf S. 271) aufgeklebt werden. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß das bewährte Buch von Heinrich Deckelmann: 'Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht' (Berlin, Weidmann) nunmehr in 4. und 5. Aufl. erschienen ist; die erste hatte 320, die zweite 517, die jetzige 563 S. Hinzugekommen ist ein Abschnitt über Rich. Wagners 'Lohengrin' und über den Expressionismus. Möge das treffliche Buch fortfahren, den deutschen Unterricht und in ihm die stolze Liebe zum Deutschtum zu beleben[1]).

Einen fesselnden Versuch bedeutet das Buch 'Dichtung der Gegenwart' von Gertrud Fauth und Georg Wolff (Langensalza, Beltz, 2. Aufl. 1921). Es will 'Neuland' erobern. Nun ist ja freilich schon längst die Berücksichtigung der Gegenwartsdichtung für den Unterricht gefordert worden[2]); also die von Liliencron, Falke, Dehmel u. a. Aber die gelten fast schon als veraltet. Die Expressionisten des Tages wie Werfel, Stadler, Trakl, Zech u. a. bilden die Losung! So wird denn eigentlich in diesem Buche der Expressionismus, d. i. die — scheinbar — von der Natur unbeeinflußte, rein geistige Kunst von der ältesten, ägyptischen und dann der gotischen Zeit bis auf die Gegenwart als die wahrhaft klassische Dichtung zumal der Zukunft verherrlicht. Aber es gilt doch für alle Epochen der Horazische Satz: *naturam expellas furca, tamen usque recurret.* Sehr fein dagegen sind die Zeichnungen der Charaktere etlicher Dichter und Dichterinnen und vor allem die Einstimmungen. Sie sind selbst von dichterischem Hauche durchweht und hüten sich, von dem Inhalt vor der Darbietung zu viel vorwegzunehmen und ihn nach dieser zu verwässern. Das sind zwei Klippen, an denen so viele Erklärer scheitern. — 'Marksteine der Entwicklung neudeutscher Dichtung' sucht Berthold Schulze in einem bei Ehlermann in Dresden herausgegebenen, für Lehrer und Schüler recht ansprechenden Heftchen zu errichten. Wer hat nicht gerne Klopstocks 'Zürcher See' und Goethes 'Auf dem See' verglichen und vergleichen lassen! Hier erscheinen sie unter der Marke 'das im Herkömmlichen gebundene' und 'das freigewordene Ich'. Von Goethe werden die 'Aufsätze von deutscher Baukunst', das drama-

[1]) Mehr und mehr wurde meine 'Deutsche Literaturgeschichte' (3 Bde., München, Beck) zu einem Volks- und Hausbuch; auch in diesem Jahr liegt wieder ein Neudruck vor (80. bis 84. Tausend, 1922), der dritte Band (1921: 738 S., jetzt 777 S.) führt bis auf unsere Tage.

[2]) Ich nenne die vorzüglichen Erläuterungen von A. Schmidt, Linde, Weber, Peper, Rauch; vgl. meinen Aufsatz 'Zur Erfassung und Deutung lyrischer Gedichte' (Pädagogik und Poesie III, 1913), meinen Vortrag in der Marburger Philologen-Versammlung: 'Die moderne deutsche Lyrik und die höhere Schule' (Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht 1913). Vgl. auch mein Buch: 'Wie unterrichtet man Deutsch?', Leipzig, Quelle & Meyer 1920.

tische Fragment 'Prometheus', 'Mahomets Gesang', 'Mächtiges Überraschen' und 'Seefahrt' abgedruckt und mit dem Zauberwort 'Genie' gedeutet. Für 'Volk und Menschheit' werden Schiller, Kleist, Hebbel, Lienhard als Verkündiger herangezogen, für den 'Impressionismus' 'Bahnwärter Thiel' von Hauptmann, für 'Neue Versenkung in Gott' Christian Morgenstern; als 'an der Grenze zwischen Eindrucks- und Ausdruckskunst' sich bewegend wird Rilkes wundersame 'Weise von Liebe und Tod des Kornets Chr. Rilke' dargelegt; wie die meisten Skizzen schon in Zeitschriften veröffentlicht waren, so wird die letzte der Leser dieser Jahrbücher gerne wieder finden (vgl. XLVII. Bd.). Schulze versteht knapp und lebendig das Wesenhafte in den Dichtwerken herauszuheben. Wem auch die Schrift von Paul Verbeek 'Der Weg zur Dichtkunst im deutschen Unterricht' (Dresden, Ehlermann) nicht viel Neues bietet, der wird es doch begrüßen, daß immer wieder, für die mannigfachsten Kreise, mit Begeisterung auf das Wichtigste hingewiesen wird: die Dichtkunst muß auch in der Schule Kunst bleiben! Das wird an Beispielen aus Lyrik, Epik, Drama sehr anmutend aufgedeckt — Eine Reihe auf ungewöhnlich guter Beobachtungsgabe beruhender Aperçus — neben wertlosen — enthält das Büchlein Max Darnbachers 'Vom Wesen der Dichterphantasie'[1]). Unbeschwert von Theorie, keck und frisch sind sie hingeworfen. Darnbacher wandelt auf Lessings Bahnen, indem er die Wichtigkeit der motorischen Phantasie betont, die das Objekt in Bewegung setzt und so das Bild vor unseren Augen entstehen läßt. Mit großer Feinfühligkeit besonders für visuelle Impressionen, für 'Sachlichkeit', welchen Begriff er — nicht gerade glücklich — für optische und akustische Anschaulichkeit einsetzen möchte, werden an einzelnen Sätzen, Beiwörtern, Vergleichen, Gleichnissen, 'Nuancen' die Kostbarkeiten dichterischen Stils aufgewiesen. Manche fruchtbare Ergänzung und Vertiefung würde er bei dem ungemein aufschlußreichen, für mich einst epochemachenden Buche Carl du Prels 'Psychologie der Lyrik', bei Rob. Vischer, 'Das optische Feingefühl', Ratzel, 'Über Naturschilderung' gefunden haben. Sehr warm würdigt er Georg Heym, den so früh und jählings (1912) aus dem Leben gerissenen Lyriker, der in grausen Visionen den Weltkrieg vorauskündete. Sehr energisch klopft er manchen Expressionisten auf den Busch, auch Fr. Werfel mit ihnen in einen Topf werfend; wie er diesen unterschätzt, so überschätzt er Spitteler. Er unterscheidet gar anmutend 'die Pressanten und die Gemächlichen'. Im selben Sinne äußert sich Ernst Lissauer in seinem gedankenreichen Buche 'Von der Sendung des Dichters'[2]), S. 117: 'Es ist mehr denn je notwendig, daß unter den zahllosen Geschwinden einige sich erhalten als Bewahrer der zeugenden Langsamkeit'.

[1]) Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst, Stettin 1921, jetzt Siebener-Verlag, Frankfurt a. M.

[2]) Kritische Schriften, Band I (Jena, Eug. Diederichs), Aufsätze mannigfachsten Inhalts, sei es, daß es sich um allgemeinere Fragen oder um einzelne Dichter handelt. Einen Schatz edelster Gedanken in edelster Form spendete Lissauer in dem Buche: 'Festlicher Werktag. Aufsätze und Aufzeichnungen' (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1921).

DER LATEINISCHE ANFANGSUNTERRICHT

Von Ernst Majer-Leonhard

Auf besondere Veranlassung hin möchte ich hier von einer neuen Methode des lateinischen Anfangsunterrichtes handeln, die seit einigen Jahren in Cambridge betrieben wird, und von der während des Krieges zwei Bücher berichtet haben, deren Anschaffung unser Valutaelend wohl vielen unmöglich machen wird, die sich sonst gerne damit befaßten. In der Sammlung 'Cambridge Handbooks for Teachers' (Herausgeber Fletcher) erschien 1915 'Via Nova or the application of the direct method to Latin and Greek by W. H. S. Jones' (Cambrigde, University Press) und im selben Verlag, von Appleton und Jones herausgegeben, 1916: 'Initium, a first Latin course on the direct method'.

Es handelt sich also um die Einführung der direkten Methode bei der Erlernung der alten Sprachen, vornehmlich des Lateinischen, wofür zunächst allein das Lehrbuch erschienen ist. Der englische Gymnasiast beginnt im 10. Lebensjahr als erste Fremdsprache Französisch, nach drei Jahren setzt Latein ein, nach abermals drei Jahren kommt Griechisch oder Deutsch. Die erste alte Sprache findet also im wesentlichen die Vorbedingungen wie bei uns in den Reformschulen, die mit Französisch beginnen und in Untertertia Latein aufbauen. Wer jemals diesen Lateinunterricht erteilt hat, weiß, warum ich den Ausdruck 'aufbauen' wähle; denn was alles dem Lateinunterricht durch den französischen Unterricht vorgearbeitet ist, das fühlt man erst so recht, wenn man dann wieder einmal nach dem alten Lehrplan mit Latein in Sexta anfängt. Und es liegt nun meiner Ansicht nach ein Verkennen dieses Aufbaugedankens darin, wenn man eine Fremdsprache ganz unabhängig von der anderen einführt, wenn man also nicht andauernd beim Lateinunterricht auf das Französische zurückgreift und immer wieder auf die Beziehungen der beiden Sprachen hinweist. Ganz abgesehen von der Erleichterung, die für den Schüler darin liegt — welch eine wertvolle geistige Arbeit liegt gerade im Aufspüren dieser Zusammenhänge, wirklich eine ideale Arbeitsschule!

Die Cambridger ignorieren diesen Zusammenhang vollkommen und beginnen das Lateinische wie ein Novum. Damit bietet sich also die Möglichkeit, diese direkte Methode auch bei uns — *mutatis mutandis* — in der Sexta zu verwerten unter Voraussetzung der geringeren geistigen Reife des Schülers. Allerdings bedauert Jones selbst dieses Nichtzusammenarbeiten der Sprachlehrer — *in water-tight compartments* — sehr lebhaft und schildert zunächst den Idealanfänger, der, bevor er an Latein herankommt, nicht nur systematische Kenntnisse in Phonetik und Grammatik, sondern auch eine ungefähre Kenntnis von Rom und seiner kulturellen Bedeutung mitbringen soll. Diese Grundlage kann entscheidend werden, weil die ersten Anfänge oft für die ganze Zukunft maßgebend sind; kommt aber ein Schüler unvorbereitet an Latein heran, so versteht er die Anfänge nicht, und alle Arbeit ist verloren. Das gilt insbesondere für Grammatik; wobei Jones lobend erwähnt, daß man diesen Mangel in Deutschland schon voll erkannt habe, während man in England und Frankreich noch

zur Antwort bekäme, wenn man das für Latein brauche, solle man es auch im Latein lehren; für die Muttersprache sei das unnötig. Nach solch allgemeiner Vorbereitung gibt Jones eine Einführung ins erste Jahr Latein, das er die kritischste Periode in der klassischen Laufbahn eines Knaben nennt. Der einfache Satz ist das Hauptziel, nicht einmal der Konjunktiv gehört in das erste Jahr. (Unser althumanistisches Gymnasium bringt den Konjunktiv im dritten Monat! Bei Neunjährigen!) Mit drei Hilfsmitteln arbeitet der Lehrer: mit der eigenen Umgebung, mit Bildern und erst an letzter Stelle mit Büchern, eigens zu dem Zweck in klassischem Stil und Ton geschrieben. In den ersten 12 Stunden wird kein Buch verwandt, denn erst Hören, dann Sprechen, dann erst Sehen oder Schreiben: das gilt es strikte anfangs zu beachten, denn so lernt das Kind auch die Muttersprache. Und nun gibt uns der Verfasser wörtliche Niederschriften seiner im September 1914 gegebenen Stunden. Ausgehend von *surgo* und *ego sum magister* lernt der Schüler also die dritte Konjugation und das Hilfszeitwort *esse*, das Substantiv *magister*. Sehr bald kommt *pulso*, *sedeo* und *aperio* hinzu, *libellus* und *magnus* sind die ersten Deklinationsparadigmen, alles durch reichliche Konversation eingeübt. Angeschriebene Sätze, in denen die Wortendungen fehlen, muß der Schüler ergänzen: *Tit— tabulam— nigr— purg—*. Es folgen weitere Deklinationen, die Zeiten des Verbs und das Passiv, das durch Handlungen wie *ianua clauditur, picturae moventur, creta frangitur, ianua panditur* eingeführt wird. Aber die Verbalformen sind so wichtig, daß besonderer grammatischer Drill unentbehrlich ist, der durchaus nicht monoton oder stumpfsinnig zu sein braucht.

Für die Kasuslehre tut Konversation gute Dienste, sie ist besser und unterhaltender als Übersetzungen, woraus der Schüler nichts lernt. Jones zeigt, wie man beispielsweise klarmacht — ganz auf Lateinisch — weshalb im Satz *Quintus a Tito ferula pulsatur* der lebende Titus im Ablativ mit *a*, das tote Instrumentum aber im bloßen Ablativ gesetzt werden muß. Dann wird die Klasse eingeteilt in zwei Abteilungen, deren erste *omnia agit, vel facit* — es ist die *vox activa*, während die alles duldende die *vox passiva* ist: *Vox activa est domina, ego sum serva, illa me increpat, ego ab illa increpor.* Beide Species verprügeln sich darüber, so daß der Schüler aufwacht aus seinem bitteren Traum, um sein Pensum (Aktiv und Passiv) zu wiederholen.

Man sieht, die Sache ist sehr amüsant und lustig, gar nicht *dull*. Und davon gibt nun auch 'Initium' eine sehr deutliche Vorstellung. Etwa in der dritten Woche bereits spielt die Klasse Cäsars Tod, wie denn überhaupt das Theaterspielen stark betrieben wird. Dialogisch werden die Glieder des Körpers erarbeitet, das Relativum wird eingeübt durch Lückenausfüllung, z. B.: *Lectus est id in — dormimus.* Folgt eine klare Übersicht über die Pronomina. Ein illustrierter Dialog zwischen Bürger und Soldat, zwischen Salutator und Janitor, und eine phantastische Schulszene, worin Physiognomon die Hirntumores höchst ergötzlich analysiert, führen hin zum Perfekt. Nach einigen kleinen Prosaerzählungen, die zum Futurum führen, folgt ein, wieder illustriertes, Gedicht in Distichen über die Stiefmutter, dann in Hexametern eine Erzählung über

das Haus des Jacchus, dessen einfache Bilder jeder Lehrer leicht an die Wandtafel zeichnen kann. (Das Versemachen spielt im Lateinunterricht bei uns längst nicht die Rolle wie in England.) Wir machen dann eine Luftreise mit Dädalus und Ikarus, kommen mit Merkur in die Unterwelt, machen eine Sklavenversteigerung mit und spielen endlich in einem Stückchen mit: *De puero, qui a ludo se abstinuit.* Dann verabschieden sich die Figuren des Buches in Distichen, und endlich spricht das Buch selbst zum Schüler einige Verse:

Hic meus liber, o puer
qui studes sapientiae,
si placet tibi, dum docet,
si docet, tibi dum placet,
munus omne peregit.

Scripta pagina fabulas,
picta pagina imagines,
pagina omnis habet iocos;
mixta seria cum iocis
taedium grave tollunt usf.

Auf diese 60 Seiten folgen etwa 20 Seiten Grammatik und dann — mustergültig wie in den englischen Büchern so oft, bei uns so selten! — ein ausgezeichneter Index vocabulorum, wobei aber nur ganz wenig englisch übersetzt ist. Wir kehren zurück zur 'Via Nova', die uns nun das zweite Jahr Latein kurz angibt. Es teilt sich in Reading-lessons und in Composition-lessons im Verhältnis 4 : 2 oder gar 5 : 1. Der Konjunktiv tritt auf, wobei nun gelegentlich Unterrichtsstunden in der Muttersprache erteilt werden. (Für dieses Jahr wird empfohlen 'Pons tironum', ed. Appleton and Jones — mir leider nicht bekannt und unerreichbar.) Im dritten Jahr wird die regelmäßige Grammatik vollendet, und nun beginnt die Lektüre: wenig von dem für dieses Alter ungeeigneten Cäsar, aber Vergil, Horaz, Livius. Im vierten und letzten Jahr Cicero de senectute und pro Archia, Aeneis VI, Tacitus Agricola und Ovid. Auch bei der Klassikerlektüre spielen natürlich Konversation, Dramatisierung, Paraphrasierung und Inhaltsangaben eine Rolle. Grammatik tritt nun sehr zurück; wohl aber treten etwa vierzehntägig Übersetzungen ein, und ebensooft werden ebenfalls jetzt erst Übertragungen in die Muttersprache, sog. *unseens*, angefertigt, deren sorgfältigste Korrektur und Einzelbesprechung anempfohlen wird. Dabei wird nachdrücklichst auf die Wichtigkeit grammatischer Durchbildung hingewiesen und deren Wert mehrfach betont. Die Grammatikstunde soll nicht mechanisches Memorieren darstellen und keinen Stumpfsinn aufkommen lassen, anfangs auch keine seltenen Ausnahmen bieten. Während das Grammatikbuch tunlichst ganz in Griechisch oder Lateinisch abgefaßt sein soll, treten vom zweiten Jahre ab vierzehntägig Grammatikstunden in der Muttersprache ein, die bereits zur wissenschaftlichen Grammatik hinführen können und bei allem Nutzen auch außerordentlich interessant sind.

Wie Jones der Grammatik durchaus nicht ablehnend gegenübersteht (anscheinend hat er sich gegen derartige Vorwürfe zu verteidigen), so sind auch Übersetzungen nicht rundweg verpönt, sollen aber erst einsetzen, wenn des Schülers Geist empfänglich ist für diese ernste Schwierigkeit. Denn Übersetzungen sind keine Lehrmittel, sondern selbständiges Ziel: als Prüfungen, als literarische Kunst oder zum Einüben bereits erworbener grammatischer Kenntnisse — welch letztgenanntes Ziel aber von manchen Reformern abgelehnt,

von andern als nützlich und notwendig bezeichnet wird. Hingegen soll die englische (Mutter-) Sprache nur dann erlaubt sein, wenn dem Lehrer gar kein anderer Weg mehr bleibt, um sich verständlich zu machen. (Jones selbst gibt zu, daß er sich der englischen Sprache auch im altsprachlichen Unterricht oft bedient.) Aber eigentlich soll ja der Lehrer überhaupt gar nicht so viel und so ausschließlich im Unterricht reden wie früher (man merkt hier deutlich unbewußte Anklänge an die Idee der Arbeitsschule), sondern die Schüler selbst sollen recht viel reden, sie sollen selbst die Rolle des Lehrers übernehmen, der nur noch als '*Umpire*' erscheint; das verlangt zwar ein ziemlich langes Training und viel Disziplin, aber deshalb braucht in einer solchen Klasse durchaus noch kein Chaos zu herrschen. Freundliche Beziehungen, gemäßigt durch heiligen Respekt, sollen zwischen Lehrern und Schülern herrschen. Kein Schultyrann, der die Kinder schlägt und straft, sondern ein Mann voll *discretion* allein kann die direkte Methode handhaben, ein Mann, der die Kinder als vernunftbegabte Wesen achtet und ihren Neigungen nachgeht, ohne in Disziplinlosigkeit zu verfallen. Zu diesen Neigungen gehört auch das mimische Talent der Kinder, das man unterstützen muß durch Zusammenarbeit mit ihnen, die dann schon nach wenigen Wochen mit größtem Vergnügen Theaterstückchen spielen werden. Und das Vergnügen wächst, und Geld wird gespart, wenn Lehrer und Schüler auch die Ausrüstung zum Theater selbst herzustellen versuchen. Diese Freudigkeit, die in Jones' Lateinstunden zu herrschen scheint, wird denn auch in einigen sehr interessanten Schüleraussagen über den Wert der direkten Methode immer wieder bestätigt, wobei freilich als Hauptbedenken gleichzeitig geltend gemacht werden, daß gerade bei der direkten Methode so viel von der Persönlichkeit des Lehrers abhänge und — eine schwer zu besiegende *tendency to inaccuracy in details*.

Allerdings wird von dem Lehrer der direkten Methode mehr verlangt als von dem der alten. Denn er muß ja Lateinisch reden können, und wenn auch Jones meint, daß Übung den Meister mache, so heißt es eben tüchtig üben! Denn genaue Einzelheiten lassen sich bei dieser Methode gar nicht geben. Die Schüler selbst werden den etwa irrenden Lehrer bald auf Fehler aufmerksam machen, worüber man dann nicht nervös werden soll, sondern mit einem *O me stultum magistrum* innerlich Besserung geloben soll. Um so nachsichtiger muß der Lehrer bei der Beurteilung seiner Schüler sein, die oft jahrelang nach der direkten Methode versagen, dann aber etwa im dritten Jahre plötzlich brillante Schüler werden. Die Prüfungen, die ja in England eine viel größere Rolle spielen als bei uns, hält Jones für gründlich reformbedürftig, und er behauptet, daß sie schuld seien an den jetzigen schlechten Lehrmethoden in England. Freilich, die Hauptsache bleibt immer der Lehrer. Sein Eigenwert macht $^4/_5$ vom Gesamtwert seines Unterrichtes aus, und nur $^1/_5$ entfällt auf die Methode. Aber selbst der *born teacher* braucht zur Reformmethode noch folgende Eigenschaften: enthusiastischen Glauben, Geduld, Ausdauer, Klarheit, Lebhaftigkeit; möglichst muß er zeichnen können und Theater spielen, und er darf unter keinen Umständen *dull* sein.

Aber die ganze Cambridger Sammlung wendet sich ja an Lehrer ohne Selbstzufriedenheit, sie will vornehmlich jungen Lehrern zeigen, wie es erfahrene Lehrer gemacht haben auf Grund rationellerer und wissenschaftlicherer Grundlage als früher. An sie tritt die Frage heran, ob überhaupt die alten Sprachen ein Recht auf Weiterleben im Schulbetrieb haben. Oft hört man die Klage, das Studium der alten Sprachen mache den Menschen weltfremd und stumpfsinnig, anstatt ihn fürs Leben vorzubereiten, und die aufgewandte Zeit entspreche nicht den Schulerfolgen. Mit warmen Worten preist Jones den immer noch unvergänglichen Wert der Antike und setzt sich für Beibehaltung der alten Sprachen ein; aber er glaubt doch den Beschwerden und Anklagen nachgehen zu müssen, wobei er dann zu dem Ergebnis kommt, daß wir bisher nach der alten Methode und im Hinblick auf veraltete Examensforderungen zu wenig das Ziel im Auge hatten: den Schüler wirklich das Altertum erleben zu lassen. Antike Literatur, Geschichte und Kultur zusammen mit den alten Sprachen gehören zweifellos zu den größten Dingen der Welt, und ihre Kenntnis bildet den Schlüssel zu unsrem modernen Leben. Freilich sind Jones die Gründe gegen eine klassische Erziehung oft überzeugend und zwingend erschienen: aber letzten Endes wird das nicht durch Diskussionen ausgetragen, sondern durch die Ergebnisse. Wenn man merkt, daß unsre Schüler durch eine bestimmte Schulart für das Leben geeigneter gemacht worden sind, für seine Pflichten, Plackereien und Erholungen, dann, aber auch nur dann wird der Kampf um die Schulerziehung zugunsten einer Schulgattung entschieden sein. Einstweilen gilt es, auch im gymnasialen Schulwesen dafür zu sorgen, daß die Ziele möglichst weitgehend erreicht werden; und dazu erscheint die direkte Methode geeignet, weil bei intelligenter Anwendung die Zahl der Schüler wesentlich zunimmt, die von den klassischen Sprachen Nutzen hat.

Ich habe noch kurz zu erwähnen, daß auf neun Seiten auch ein ganz knapper Überblick über die direkte Methode im griechischen Unterricht gegeben wird, daß ein sehr guter Index das Buch beschließt, dem Prüfungsergebnisse von Schülern vorausgehen, die nach der direkten Methode unterrichtet wurden, und daß in dem 1915 erschienenen Buch mit erfreulicher Sachlichkeit und warmer Anerkennung von den deutschen Gymnasien und ihrem Sprachbetrieb berichtet wird.

Absichtlich habe ich mich darauf beschränkt, bis hierher lediglich zu berichten, weil ja nur ganz wenige Kollegen die Bücher selbst besitzen werden und sich sicher mehr für den Inhalt interessieren als für meine eigne Ansicht, die ja überhaupt auf ganz unvollständiger Kenntnis beruht. Denn dazu müßte man eben unbedingt einmal in Cambridge selbst die Erfolge der Methode sehen und nicht nur die Berichte darüber lesen. Aber auch wer nur das tut, der muß sich doch freuen über den frischen Ton, der in Cambridge im altsprachlichen Unterricht herrschen muß und über die aufopfernde Arbeit der dortigen Lehrer: jede *via nova* ist eine *via aspera*. Man kann aber den englischen Wanderern nur Glück auf ihrem Wege wünschen und gespannt ihren Erfolgen entgegensehen. Denn daß die Altsprachler der Schuh drüben ganz an derselben Stelle drückt

wie uns in Deutschland, das wird einem beim Lesen des Buches recht klar, und ich habe natürlich absichtlich gerade solche Stellen hier herausgearbeitet. Unser altsprachlicher Betrieb muß reformiert werden, ob das nun durch die Arbeitsschule, durch die direkte Methode oder eine andere Methode geschieht, das stehe dahin. Daß aber ein Weg, der mit so viel Begeisterung, mit so viel Freudigkeit und mit so viel Sachkenntnis beschritten wird wie der Cambridger, sicherlich einen sehr wertvollen Beitrag zu der gemeinsam zu lösenden Aufgabe darstellt, das ist unbestreitbar.

ENTWURF EINES LEHRPLANES FÜR LATEINISCH UND GRIECHISCH AN DEN SÄCHSISCHEN GYMNASIEN ÄLTERER ORDNUNG

Bearbeitet von der Altphilologischen Fachgruppe des Sächsischen Philologenvereins

Der nachfolgende Entwurf ist bestimmt, dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts im Freistaate Sachsen als Vorschlag der Fachgruppe bei der zu erwartenden Neugestaltung der Lehrpläne vorgelegt zu werden. Diese soll die Lehr- und Prüfungsordnung für die Gymnasien vom 28. Januar 1893, abgedruckt bei Kretzschmar, Das höhere Schulwesen im Königreiche Sachsen, 1903, S. 148 ff. ersetzen. Vergleicht man die §§ 12—17 des Gesetzes von 1893, Kretzschmar S. 162—171, namentlich § 12 und § 15, so wird klar, daß der Entwurf auf ganz anderen Anschauungen beruht. Bei der Ausarbeitung im einzelnen, namentlich bei der Ansetzung der Stundenzahlen, waren die ideellen Bedürfnisse der Fächer maßgebend.

Im Verlaufe der Ausarbeitung hat der Text des Entwurfs den Altphilologen jedes einzelnen Gymnasiums ä. O. wiederholt vorgelegen. Gegenvorschläge zu den früheren Fassungen wurden zahlreich vorgebracht und tunlichst eingearbeitet. Die jetzige endgültige Fassung stellt also den einmütigen Wunsch der Altphilologen an den Gymnasien ä. O. des Freistaates Sachsen dar.

§ 12

LEHRZIELE DES ALTSPRACHLICHEN UNTERRICHTS

Der altsprachliche Unterricht auf dem Gymnasium, der die antike Kultur in ihrer Gesamtheit betrachtet, hat folgende Ziele:

a) Einführung in die moderne Kultur auf geschichtlich-antiker Grundlage ('Biologie der Kultur');

b) Würdigung, aber nicht kritiklose Bewunderung der Antike als einer abgeschlossenen Hochkultur;

c) Einführung in das Verständnis des sprachlichen Werdens und Lebens;

d) geistige Schulung, klares Denken, selbständiges Urteilen.

Für die einzelnen Stufen gelten folgende Ziele:

Unterstufe (im Lateinischen Sexta bis Untertertia, im Griechischen Unter- und Obertertia): Der Schüler eignet sich einen Wortschatz an, der der Prosa und soweit möglich auch der Poesie zugute kommt; er erwirbt die sichere Kenntnis der Formenlehre und behandelt den einfachen Satz. Beginn der Lektüre.

Mittelstufe (im Lateinischen Obertertia und Untersekunda, im Griechischen Untersekunda): In der Grammatik wird der zusammengesetzte Satz behandelt; die Lektüre wird vertieft und erweitert.

Die Oberstufe sucht mit dem oben a), b) dargelegten Ziele ein Bild der alten Kultur und ihres Nachlebens zu entwerfen so, daß es der Schüler selbständig erweitern kann (Privatlektüre).

Bei der Reifeprüfung sind ausschlaggebend:

1. die Leistungen des Schülers auf dem Gebiete der Oberprima, vor allem das Verständnis, das er kulturellen Fragen gegenüber bewiesen hat;

2. die Fähigkeit, leichtere Stellen aus antiken Schriftstellern ohne Vorbereitung zu übersetzen;

3. im Lateinischen der sprachlich-geschichtlichen Abteilung außerdem die Fähigkeit, deutsche Texte von mäßiger Schwierigkeit ohne gröbere grammatische und stilistische Verstöße zu übertragen.

§ 13

VERTEILUNG DES UNTERRICHTSSTOFFES IM LATEINISCHEN

Sexta: 9 Stunden

Nominalstämme und Verbalstämme (sog. regelmäßige Formenlehre) bis zu den Deponentia einschließlich. Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische und umgekehrt nach einem Übungsbuch. Syntaktisches, soweit es zum Verständnis des einfachen Satzes erforderlich ist.

Quinta: 9 Stunden

Ergänzungen zu den Nominal- und Verbalstämmen, selbständige Verben (sog. unregelmäßige Formenlehre); Wiederholung und Ergänzung der sog. regelmäßigen Formenlehre. Vorausnahme einiger Hauptregeln der Syntax (die gebräuchlichsten Konjunktionen, Acc. c. inf., Partizipialkonstruktionen, Präpositionen, Orts- und Zeitbestimmungen). Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische und umgekehrt nach einem Übungsbuche.

Quarta: 8 Stunden

Syntax des Nomens (Kasuslehre), das Wichtigste vom einfachen Satz. Wiederholung der Formenlehre. Übersetzungen ins Lateinische nach einem Übungsbuche.

Cornelius Nepos.

Untertertia: 8 Stunden

Ergänzungen der Syntax des Nomens (Kasuslehre). Der einfache Satz (Übereinstimmung, adverbiale Ergänzungen, Infinitiv-, Gerundivkonstruktionen). Übersetzungen ins Lateinische nach einem Übungsbuche.

Caesar, de bello Gallico; im Unterrichte sind davon wenigstens zwei Bücher zu lesen.

Im Winterhalbjahr nach Bedarf außerdem Einführung in die Prosodie; leichte poetische Stücke einer Chrestomathie.

Obertertia: 8 Stunden

Eingehendere Behandlung der Satzarten und des Satzgefüges. Übersetzungen ins Lateinische nach einem Übungsbuche.

Caesar, de bello Gallico, im zweiten Halbjahre unter Umständen Caesar, de bello civili oder eine leichte Rede Ciceros, z. B. eine Catilinarische.

Ovids Metamorphosen.

Untersekunda: 7 Stunden

Wiederholung der gesamten Syntax unter besonderem Eingehen auf die schwierigeren Abschnitte (Moduslehre, indirekte Rede, Gebrauch des Infinitivs und Partizipiums u. a. m.). Übersetzungen ins Lateinische nach einem Übungsbuche.

Cato maior und leichtere Reden Ciceros, z. B. pro Roscio Amerino, pro Ligario, de imperio Cn. Pompei, zur Abwechslung auch in einem Halbjahre Curtius.

Ovids Fasten und Elegien.

Obersekunda: 7 Stunden

Wiederholung, Stilbeobachtungen, Übersetzungen schwierigerer Texte ins Lateinische nach einem Übungsbuche.

Sallust, Livius, besonders Buch XXI und XXII, eine größere Rede Ciceros in Hauptpartien, z. B. pro Sulla, Philippica I., VII., pro Milone, in Verrem IV.

Vergils Äneis in einem Auszuge, der einen Durchblick auf das Ganze eröffnet. Auswahl aus Catull, Tibull, gegebenenfalls auch aus Vergils Georgica und Bucolica.

Unterprima:

a) Sprachlich-geschichtliche Abteilung: 7 Stunden

Schriftliche grammatisch-stilistische Übungen.

Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften und Briefen, Stücke aus Seneca, z. B. Briefe an Lucilius, de ira, de clementia, Briefe des Plinius, ein kurzer Abschnitt aus Petron (Cena Trimalchionis). Proben wissenschaftlicher lateinischer Prosa bis in die Neuzeit.

Auswahl aus den Oden und Epoden des Horaz und aus Martial. Nachleben lateinischer Dichtung.

Wahlfrei: Kurse über Kultur und Kunst des griechisch-römischen Altertums und ihr Fortleben, zweistündig. Auf Wunsch altphilologische Facharbeiten.

b) Mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung: 5 Stunden

Proben aus der silbernen Latinität, z. B. aus Plinius' Natur. hist., Proben wissenschaftlicher lateinischer Prosa bis in die Neuzeit. Auswahl aus den Oden und Epoden des Horaz und aus Martial.

Oberprima:

a) Sprachlich-geschichtliche Abteilung: 7 Stunden

Schriftliche grammatisch-stilistische Übungen.

Tacitus, Germania, Annales, Historiae. Monumentum Ancyranum. Proben aus anderen Historikern und ihren mittelalterlichen Nachfolgern, z. B. Einhard.

Satiren und Briefe des Horaz. Auswahl aus Lukrez. Plautus oder Terenz. Stücke aus Senecas Tragödien. Roswitha.

Wahlfreie Kurse und Facharbeiten wie in Unterprima.

b) Mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung: 5 Stunden

Wie in a) mit entsprechender Beschränkung der Lektüre und Wegfall der grammatischen Übungen.

Von Sexta bis Obersekunda und in den sprachlichen Primen ist das Gelernte nach einer festen Ordnung durch deutsch-lateinische Extemporalia und Scripta einzuüben; in den mathematischen Primen sind nur lateinisch-deutsche Extemporalia zu liefern.

§ 14

VERTEILUNG DES UNTERRICHTSSTOFFES IM GRIECHISCHEN

Untertertia: 7 Stunden

Nominalstämme, Verbalstämme (vokalische, verba muta, liquida).[1] Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische und umgekehrt nach einem Übungsbuche.

Obertertia: 7 Stunden

Verba auf -μι, erweiterte Verbalstämme (sog. verba anomala). Im Anschluß an die Verba nach Möglichkeit Kasuslehre. Artikel, Pronomen, Akkusativ. Ausgewählte Hauptregeln der Syntax im Anschluß an Übersetzungsbeispiele. Übersetzungen wie in Untertertia.

Xenophons Anabasis (im Winterhalbjahr).

Untersekunda: 8 Stunden

Dativ, Genetiv. Präpositionen. Tempus-, Genus- und Moduslehre. Infinitiv, Partizipium. Negationen. Wiederholungen der Formenlehre. Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische nach einem Übungsbuche.

Xenophons Anabasis.

Im zweiten Halbjahre Homers Odyssee.

Obersekunda: 7 Stunden

Ergänzungen zur Grammatik, systematische Wiederholungen durch Extemporalia aus dem Deutschen.

Herodot, Lysias, nach Wunsch Lukian, Xenophons Hellenika oder Kyropädie.

Homers Odyssee in möglichst reichhaltiger Auswahl.

Unterprima:

a) Sprachlich-geschichtliche Abteilung: 7 Stunden

Platons Dialoge, z. B. Apologie, Kriton, Laches, Symposion; weitere Werke in einer Auswahl nach einem Lesebuche, ebenso die Nachplatoniker.

Homers Ilias. Ein Stück des Euripides. Lyriker.

Wahlfreie Kurse und Facharbeiten: siehe § 13 UI a).

b) Mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung: 5 Stunden

Wie in a) mit entsprechender Beschränkung.

Oberprima:

a) Sprachlich-geschichtliche Abteilung: 7 Stunden

Auswahl aus Thukydides. Leichtere Reden des Demosthenes. Aristoteles, Staat der Athener; gegebenenfalls auch Plutarch.

Sophokles; wenn möglich, ein Stück des Aischylos oder des Aristophanes.

Wahlfreie Kurse und Facharbeiten: siehe § 13 UI a).

b) Mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung: 5 Stunden

Wie in a) mit entsprechender Beschränkung.

Von Untertertia bis Untersekunda einschließlich ist das Gelernte nach einer festen Ordnung durch deutsch-griechische Extemporalia und Scripta einzuüben, in Obersekunda durch deutsch-griechische Extemporalia. In den Primen sind nur griechisch-deutsche Extemporalia zu liefern.

[1]) Vorausgesetzt, daß 7 Vollstunden zur Verfügung stehen.

§ 15
BEMERKUNGEN ZUM ALTSPRACHLICHEN UNTERRICHT

1. Der Unterricht vermittelt möglichst nicht fertige Ergebnisse. Der Schüler muß, soweit dies überhaupt durchführbar ist, die Kenntnisse sowohl im grammatischen Unterricht wie in der Lektüre sich selbst erarbeiten. Bei ihrer Bewertung ist Hauptnachdruck auf die Leistungen im unvorbereiteten mündlichen und schriftlichen Übersetzen zu legen, in den oberen Klassen auch auf das Verständnis, das der Schüler Kulturfragen entgegenbringt.

2. Die grammatischen Lehraufgaben werden im einzelnen durch die Lehrbücher bestimmt. Der Inhalt der Übungen ist auf der Unterstufe Gedankenkreisen zu entnehmen, die dem Schüler geläufig oder leicht verständlich sind, auf der Mittelstufe besonders der äußeren antiken Kultur.

3. Reichliche sprachvergleichende Hinweise unter Heranziehung aller dem Schüler bekannten Sprachen und unter besonderer Berücksichtigung der Lehn- und Fremdwörter beleben und vertiefen schon von der untersten Klasse an den Unterricht. Dabei sind

a) nach Möglichkeit allgemeine Spracherscheinungen und Sprachzusammenhänge zu erläutern und in ihrer besonderen Nutzanwendung für das Neuhochdeutsche aufzuzeigen,

b) reichlich kulturhistorische Schlüsse zu ziehen, s. u. Nr. 8.

4. Ausgangspunkt und Grundlage der sprachlichen Unterweisung soll die sprachvergleichende Methode im allgemeinen nicht werden; auf keinen Fall darf sie gründliche Kenntnis von Vokabeln und Regeln außer acht lassen.

5. Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der alten Sprachen und Versübungen können in bescheidenen Grenzen (nicht als Aufsätze) zur Belebung des Unterrichts beitragen, stellen aber kein Lehrziel dar.

6. Die Lektüre legt den Hauptwert auf die lebendige Darstellung des Gelesenen in einer Form, die dem Gesichtskreis des Schülers und dem Geschmack eines Menschen der Gegenwart entspricht, ferner auf die Eigenart der gelesenen Literaturgattung, z. B. epische Breite, Gesetze des Dramas, Objektivität der historischen Darstellung u. a. Grammatisches erscheint, soweit es zum gründlichen Verständnis des Textes nötig ist.

7. Der altphilologische Unterricht beschränkt sich nicht auf Sprache und Literatur, sondern vermittelt nach Möglichkeit ein Gesamtbild der alten Welt. Er erstreckt sich auf alle Äußerungen und Zweige des antiken Lebens, z. B. Religion, Philosophie, Kunst, Staats- und Wirtschaftsformen, Technik, tägliches Leben. Darauf ist bei jeder passenden Gelegenheit hinzuweisen. Außerdem sind tunlichst zusammenfassende Überblicke über diese Gebiete des Kulturlebens und ihre bis in die Gegenwart durchlaufende Entwicklung zu geben. Bild, Lichtbild und Modell sind reichlich zu verwenden. Wünschenswert sind Vereinbarungen darüber, welche Abschnitte aus der Kulturgeschichte in den einzelnen Klassen durchzunehmen sind, damit Verfrühungen und unnötige Wiederholungen vermieden werden und andererseits keine wesentlichen Lücken bleiben.

8. Daneben hat der gesamte Unterricht die Aufgabe, die moderne Kultur in ihrer Entwicklung aus der antiken zu erläutern. So hat schon die Besprechung der Lehn- und Fremdwörter nicht rein sprachliche Zwecke, sondern weist nach, was die Deutschen und alle heutigen Kulturvölker dem antiken Einfluß verdanken. Beständig sind Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu ziehen. Sie vermitteln ein besseres Verständnis und einen Wertmesser für die antike und für die moderne Kultur.

9. Es empfiehlt sich die Benutzung eines Lesebuches, das möglichst alle Seiten und Zeiten der lateinischen Literatur berücksichtigt. Diese Erweiterung der Lektüre

darf die vertiefte Behandlung wichtiger Schulschriftsteller nicht beeinträchtigen. Als wichtige Schriftsteller gelten die oben bei den einzelnen Klassen an erster Stelle genannten, wobei aber Verschiebungen in benachbarte Klassen gestattet sind.

10. Um die Behandlung der Kulturfragen fruchtbar zu gestalten, ist die bisher übliche scharfe Trennung zwischen griechischer und lateinischer Lektüre bei Gelegenheit aufzugeben.

11. Der eingehenderen Behandlung einzelner Gebiete des griechischen und römischen Altertums dienen wahlfreie Kurse über Kultur und Kunst, an denen alle Schüler der Primen, auch die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung, teilnehmen können.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausg. von Harry Maync. Leipzig, H. Haessel.

Die Sammlung will das völkische Wesen und die geschichtliche Leistung der alemannischen Schweiz sowie deren Anteil an Kunst und Kultur des gesamten deutschen Sprachgebietes beleuchten. Der erste Band bringt Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, herausg. von Otto von Greyerz. Die Auswahl beginnt mit dem alten Tellenlied, bringt dann vor allem Lieder auf die Schlachten von Sempach und Näfels, von Granson und Murten; drei Proben behandeln die italienischen Feldzüge; 'Der alt Eidgenoß' von Gengenbach, zu dem man Goedekes Ausgabe S. 12. 436 u. 543 vergleiche, und Zwinglis Kappelerlied bilden den Abschluß. Dem tieferen Verständnis dient die Einleitung. Von Salomon Geßner hatte 1921 Will Vesper in den 'Statuen deutscher Kultur' eine Ausgabe veröffentlicht. Hermann Hesse gibt die Idyllen aufs neue heraus; seine Auslese deckt sich z. T. mit der Vespers. Knapp, aber innerlich geschlossen ist Vespers Einführung; wärmer, persönlicher ist die Einleitung Hesses. Mag uns die äußere Einkleidung der Idyllen bei Geßner oft stören, er beschert uns doch kleine lyrische, durch scharfe Naturbeobachtung ausgezeichnete Meisterwerke. In seiner Sehnsucht nach Einfachheit und naturhaft-ursprünglichem Wesen ist er ein Vorläufer Rousseaus. C. F. Meyers Gedichte bietet Eduard Korrodi in einer Auswahl. Treffende Bemerkungen über die Kunst des großen Schweizers, in dessen Liedern nur gedämpfte Seelenlaute erklingen, schickt er dem Bändchen voraus. Er bringt, um Meyers fast dämonisches Ringen um die letzte Stufe der ihm möglichen Vollendung zu beleuchten, wiederholt die ursprüngliche Fassung der Gedichte. Zur Ballade vom 'Fingerhütchen' gibt es, wie H. de Boor im Euphorion XXII (1920) S. 745 f. gezeigt hat, auf den faröischen Inseln ein Seitenstück. Höchst aufschlußreich für die Entstehung des 'Lutherliedes' ist der Briefwechsel zwischen Meyer und Rodenberg (Berlin 1918) S. 143 ff. Zu dem Gedicht 'Der Rappe des Komturs' vgl. man das Romanfragment 'Der Komtur' in C. F. Meyers 'Unvollendeten Prosadichtungen' I 12 ff. Gottfried Bohnenblust vereint Lieder und Gedichte Adolf Freys, des Freundes Gottfried Kellers und C. F. Meyers. Dumpf und herb sind oft Freys Verse, von Schwermut überschattet, zugleich aber zeugend von Mut und Kraft im Leid. Die Sehnsucht klingt immer wieder hindurch. Im letzten Jahrzehnt pflegte Frey gern jene Lyrik, die nicht bloß Augenlyrik, sondern vor allem Musik, Lied ist. Hohe Kunst bieten Jakob Boßharts Zwei Erzählungen; die erste eine Kindergeschichte von erschütternder Tragik, die zweite hinüberspielend in das Gebiet des Dämonischen. Knapp und künstlerisch gebändigt in der äußeren Form, zeichnen sich die Novellen durch Tiefe der Charakteristik und innere Geschlossenheit aus. — Die einzelnen Bände sind geschmackvoll ausgestattet. Die Sammlung, deren Fortsetzung wir mit Freude entgegensehen, kann dem Lehrer im Deutsch- und Geschichtsunterricht wertvolle Dienste leisten. Aber auch in der Hand älterer Schüler sähe man sie gern.

Helmut Wocke.

BADISCHE FERIENAKADEMIE 1922

Im südöstlichsten Winkel Badens, am Schwäbischen Meere, liegt die ehemalige Merdesburg, das heutige Meersburg, wie die Volksetymologie es nannte. Tausend Erinnerungen verknüpfen die Stätte mit der Vergangenheit von der Zeit der Pfahlbauern bis zu den kunstliebenden Bischöfen von Konstanz, unter denen Meersburg im XVIII. Jahrh. seine höchste Blüte erlebte. Noch heute steht die alte gotische Burg mit ihrem romanischen Bergfried. Nach dem Tode Konradins wurde sie Eigentum der Bischöfe von Konstanz, und seit den Tagen der Reformation, da Hugo von Landenberg aus dem protestantisch gewordenen Konstanz hieher seinen Sitz verlegte, war sie Residenz der Konstanzer Bischöfe, bis Kardinal de Rodt 1750 durch Bagnato das prunkvolle Schloß im Rokokostile erbauen ließ. Der eigentliche Schloßbau ist heute Taubstummenanstalt, und eines der Nebengebäude, zu dem man durch zwei Innenhöfe mit den zugehörigen Torbauten Zugang gewinnt, das ehemalige bischöfliche Seminar, ist heute Lehrerseminar.

Hier, hoch über dem See, mit prächtiger Fernsicht über Scesaplana, Altmann und Säntis, Glärnisch und Tödi, tagte vom 7.—19. August mit staatlicher Unterstützung die badische Ferienakademie, wie ihr Leiter, Geh. Hofrat Immisch (Freiburg), den Ferienkurs treffend bezeichnete. Denn neben den Vertretern des Unterrichtsministeriums und den akademischen Lehrern von Freiburg und Heidelberg saßen Direktoren, Professoren und Praktikanten zu gemeinsamer Arbeit und Erholung in dem gastlichen Hause, dessen Direktor Boos den Kursteilnehmern den Aufenthalt so angenehm machte, daß ein Plebiszit Meersburg und sein Seminar als ständigen Sitz der Ferienakademie forderte.

Die Vormittage waren neueren Horazproblemen gewidmet, die Immisch in je zweistündigen Vorlesungen mit Klarheit und sicherer Kritik darlegte. Das Thema der ersten Woche war Horaz und die äolischen Dichter. Dabei wurden zunächst die Versmaße einer eingehenden Untersuchung unterzogen und gegenüber der Christ-Kießlingschen Ansicht von dem angeblichen Derivationssystem des Horaz die Lösung auf dem von Heinze betretenen Wege in der Neigung der späteren Zeit zum Normalisieren gefunden. Ein zweites Kapitel, 'Horaz und seine Muse', knüpfte an den Reitzensteinschen Vortrag N. Jahrb. 1922 XLIX 24 ff. an und behandelte dann eingehend Pasqualis Buch 'Orazio lirico'. Am Schlusse der Woche gab Prof. Blank (Karlsruhe) ein beifällig aufgenommenes Referat über seine kritischen Studien zu den beiden Luciliussatiren I 4 und 10. In der zweiten Woche erläuterte Immisch die Ars poetica mit vorbildlicher Übersetzungskunst und tiefschürfender Interpretation, wobei insbesondere das Neoptolemosproblem und die Frage der Disposition der Ars besprochen wurde.

Für die Nachmittagsvorträge war eine größere Zuhörerschaft geladen. Zunächst fand Prof. Deubner (Freiburg) an drei Nachmittagen für sein Thema 'Die Entwicklung des griechischen Wohnhauses', das er an zahlreichen Lichtbildern erläuterte, gespannteste Aufmerksamkeit. Ausgehend von der primitivsten menschlichen Wohnung, der Höhle und der Rundhütte, zeigte er deren Fortdauer in dem θόλος der Grabbauten und Tempel und behandelte dann die verschiedenen Arten des rechteckigen Hauses, das Mäanderhaus, das Megaronhaus und den Typus des Peristylion. Der Vortrag von Immisch: 'Die humanistische Bildung und die Gegenwart' war eine glänzende Apologie des Erbes der Alten und seiner Pflege an unseren Gymnasien. Prof. Meister (Heidelberg) sprach in mehreren Vorträgen über das zeitgemäße Thema 'Der Vaterlandsgedanke im Altertum'. Schließlich erläuterte Geh. Hofrat Boll (Heidelberg), der vor kurzem aus Italien heimgekehrt war, aus dem Vollen schöpfend, so daß es ihm schwer wurde, den reichen Stoff in den Rahmen von zwei Vorträgen zu zwängen, unter Verwendung von Lichtbildern den Sternenglauben im Altertum.

Es war eine Tagung voll reicher wissenschaftlicher und praktischer Anregung, gehoben durch die Teilnahme weiter Kreise für die Fragen unserer höheren Bildung.

Josef Lengle.

EIN PROGRAMM FICHTES FÜR DIE DEUTSCHE JUGEND

Von Ludwig Kleeberg

Bei Jena war das alte Preußen zertrümmert. Von Jena ging der Geist der neuen Zeit aus. Jena war eine geistige Macht auch dann, als seine Repräsentanten sich in alle Welt zerstreut, wohin ihre Bestimmung sie rief. Die deutsche Jugend war, nachdem das alte Geschlecht in seiner Dürftigkeit niedergebrochen, die Trägerin der aufbauenden Ideenkräfte. In Berlin hatte sie sich um den Mann geschart, der, wie sein Name deutet, festgewurzelt stand im deutschen Mutterboden und zugleich in die Reinheit des Äthers ragend teilnahm am reinen Lichte der Gedankenwelt. Fichte ist ein Mann, dessen Erinnerung immer tiefe Gefühle der Begeisterung und Dankbarkeit hervorruft. Aus diesem Mann sprach der gute Genius des deutschen Volkes. Die Zuhörer erblickten in ihm nicht bloß den Professor Fichte, der seinen Schülern Philosophie vortrug: er erschien als ein Mensch, der dem geistigen Reiche als ein Eigener angehörte und die sinnliche Wirklichkeit nur um dessentwillen wert fand, was in ihr an Geistigkeit durchleuchtet und dem Ewigen angenähert ist. Ein Zeitgenosse schildert ihn folgendermaßen: 'Er dringt in die innersten Tiefen seines Gegenstandes ein und schaltet im Reiche der Begriffe mit einer Unbefangenheit umher, welche verrät, daß er in diesem unsichtbaren Lande nicht nur wohnt, sondern herrscht.'[1]) Sein Vortrag hat etwas Naturhaftes, Elementarisches. 'Er rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht . . ., aber er erhebt die Seele.' Seine Philosophie ist nicht 'ewige Polemik gegen Kantianer und Anti-Kantianer; Fichte will durch die seinige den Geist des Zeitalters leiten'.[1]) Durch seine Lehren sollte der Mensch selbst auf eine höhere Stufe gehoben werden. Er weckte die guten und edlen Kräfte der Menschenseele, daß sie sich der geistigen Welt willig öffne. Alles Wissen erhielt für ihn nur Wert, insofern es mit einem großen und reinen Willen verbunden die Menschheit ihren hohen Zielen entgegenführt. So riefen denn seine 'Reden an die deutsche Nation', die er in Berlin unter der gefahrdrohenden Anwesenheit der Franzosen hielt, eine tiefe Bewegung unter der deutschen Jugend hervor. Diese fühlte, daß ihr Bestes hier ausgesprochen und wunderbar belebt wurde. Funke schlug zu Funke. Das Bewußtsein vom deutschen Volkstum und dessen hoher Bestimmung war neu entzündet und loderte bald zu heller Flamme empor. Fichte entfachte die nationale Erhebung. Geist von seinem Geiste lebte in der deutschen Jugend, die nachmalig zu den Waffen eilte und den stolzen und schier unüberwindlichen Bau der Fremdherrschaft stürzte. Was verschlug's, wenn Napoleon über die Lützower als *enfanterie* spottete?[2]) Des Gewaltigen Hohn tötete ja nicht.

---

[1]) J. G. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne J. H. Fichte (2. Aufl. Leipzig 1862) I 221 f. [2]) H. Pröhle, Fr. L. Jahns Leben (Berlin 1855) 74.

Nicht allein die Tapferkeit gegen den Feind war die edelste Tugend solcher deutschen Jünglinge, die von Fichte begeistert hinauszogen, sondern ihr Mut war beseelt von etwas Höherem, das Fichtes Reden aufgerufen. Als er seine Studenten 1813 ins Feld entließ, hat er sie daran gemahnt, daß nicht sowohl auf die Streitkraft als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist gerechnet wäre, der hoffentlich, aus den Schulen der Wissenschaft ausgehend, ein guter Geist sein werde.[1]) Denn die Kämpfe der Nationen sind im letzten geistige Kämpfe. Das hatte ihnen Fichte eingeprägt auch in seinen Reden, daß nicht rohe Kraft entscheidet. Von dieser Seite aus war der Sieg nicht zu gewinnen. Die männliche Wehrhaftigkeit mußte beseelt sein von großen und tragenden, der Welt des Geistes entflossenen Gedanken. Zu einer wehrhaften Jugend und die zu einer solchen sich zu bilden bereit war, hatte Fichte gesprochen. Die Bewegung, die er verursacht, gewann begeisterte Jünger. Es bildete sich ein Bund, der 'Deutsche Verein' (Herbst 1810), die Volkserhebung wirksam und auf Grund einer inneren, sittlichen Regeneration vorzubereiten.[2]) Seine Tendenz wurde dahin ausgesprochen, daß sie gerichtet sei 'auf Ermutigung in den Drangsalen der Zeit, Erhaltung des deutschen Seins und Kräftigung, dem Feinde des Vaterlandes (den Franzosen) Widerstand zu leisten.'[3]) Es ist bestätigt, daß die Anregung zu diesem Bunde von Fichtes Vorlesungen ausging. Überzeugt, daß 'besonders durch eine strengere moralische Ausbildung der einzelnen, aller äußeren Hindernisse ungeachtet, dennoch wohl eine günstigere Lage für Deutschland bewirkt werden könnte und daß es somit unrecht sei, sich dem eben gedachten Unmut untätig hinzugeben'[4]), schloß sich ein Kreis der Freunde zusammen im heiligen Schwur, die Zeit emporzuführen aus dem Elend der Gegenwart. Des Deutschen Bundes Zweck sollte sein 'Erhaltung des deutschen Volkes in seiner Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, Neubelebung der Deutschheit und aller schlummernden Kräfte, Bewahrung unseres Volkstums, Schutz und Schirm wider heimliche Verderbung von innen, wider offenbare Knechtschaft von außen und alle Kunstgriffe, Listen und Betörungen der Ein- und Umschmelzung, Hinwirken zur endlichen Einheit unseres zersplitterten, geteilten und getrennten Volkes.' Die Pflichten jedes Eidgenossen, der geborener Deutscher sein mußte, sollten sein außer einem sittlichen, reinen Lebenswandel: 'sich zum Kämpfer weihen für Wahrheit, Recht und Vaterland — wider alle und jede Ausländerei reden, lehren und handeln — das Volksgefühl beleben, die Willenlosigkeit benehmen und alle Hirngespinste von Volksohnmacht und Feindes Übermacht — überhaupt deutsch werden und bleiben'.[5]) Es ist ganz offenbar, wie die Wirkung von Fichtes Reden — von der ersten bis zur letzten — hier durchgebrochen, ein einzigartiger Beweis für die Macht des Geistes über die Schicksale der Völker. Mehrere treffliche deutsche Männer waren es, die sich zunächst versammelten, unter ihnen Jahn und Friesen, letzterer einer der edelsten Vertreter der damaligen deutschen Jugend; bald wurde der Kreis

[1]) Fichtes Leben I 442; R. Köpke, Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (Berlin 1860) 113.

[2]) Pröhle 63 f. 327. 355. [3]) Ebd. 349. [4]) Ebd. [5]) Ebd. 351.

der Freunde vergrößert, und es entstand der Plan eines allgemeinen Zusammenschlusses der Studenten, d. h. derjenigen Jugend, welche unter den damaligen Zeitumständen in Betracht kam. Satzungen, die von Jahn ausgearbeitet waren, wurden von Friesen Fichte als dem Rektor der Universität überreicht. Dies geschah in den ersten Tagen des Februar 1812[1]) oder schon Ende 1811.[2]) Von jenem deutschen Vereine, insbesondere von Jahn, ging 'der erste Impuls zur Errichtung von Burschenschaften auf den Universitäten' aus. Und wie Jahn ihm zum Ziele gesetzt, die Jugend zu erkräftigen und sie tüchtig zum Kampfe zu machen bei Erweckung einer deutschen Gesinnung mit dauernder Eintracht, so wurde die Errichtung von Burschenschaften als dienliches Mittel betrachtet, jenen Zweck zu erreichen.[3]) Man sprach damals von körperlicher Erkräftigung[4]) — nicht Ertüchtigung, ein Wort, das im Munde der heutigen Sportanbeter einen massiv-brutalen Sinn erhalten hat. Der Körper als des Geistes Tempel sollte fähig gemacht werden, ein würdiges Mittel zu sein zur Erreichung hoher Ziele, damit die Ausfließungen des geistigen Reiches in rechter und wirksamer Weise dem Irdischen, Sinnlichen einverleibt und Leib und Geist gewissermaßen ein schönes Ganzes bilden könnten. Dieses war die vorschwebende Idee. Und so lauteten die in den Burschenschaften aufgestellten Grundsätze: 'Jeder Bursche muß mit der Einsicht die Kraft paaren: 1) etwas Tüchtiges lernen; 2) sich deutsch bilden für Volk und Vaterland leiblich und geistig; 3) sich in Waffen üben mit Blank- und Schießgewehr.' Das letzte entsprach dem zunächst liegenden historischen Zwecke. Außerdem hieß es allgemein, 'daß ein Bursche nie gegen die Volkstümlichkeit verstoßen und niemals vergessen müsse, daß die heilige Pflicht des deutschen Jünglings und Gelehrten sei, ein deutscher Mann zu werden und dereinst im bürgerlichen Leben für Volk und Vaterland kräftig zu wirken.'[5]) Die Umwandlung des Menschen wurde als das erste Notwendige anerkannt. Auch Jahn war sich bewußt, daß zu allererst 'die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes durch Ausbildung des Volkes als solches, nämlich durch Erweckung des deutschen Selbstgefühls, des moralischen kräftigen Sinnes, durch Entfernung aller Ausländerei usw. bezweckt werde, welches alles durch eine gewaltsame Revolution auf keine Weise bezweckt werden kann'[6]), — daß nur von einer Umwandlung des Menschen jede staatliche Reform ihren Ausgang nehmen muß, daß somit die letzte in der ersten ihre Voraussetzung hat: eine Wahrheit, der auch mehr als hundert Jahre nicht genügt haben, daß sie begriffen werde. Hat es doch schon Schiller im siebenten seiner Briefe über die ästhetische Erziehung ausgesprochen, daß der Staat die bessere Gesellschaft nicht schaffen könne, da er doch selbst auf ihr gegründet sein müsse. Aus diesem Grundsatz der Beziehung von Staat und Geistwirklichkeit ergibt sich klar, wie alle Versuche von vornherein zum Scheitern auch

[1]) Pröhle 361 f. und 412; Köpke 111.

[2]) J. H. Fichte gibt das letztere an (Fichtes Leben I 435). [3]) Pröhle 412 f.

[4]) So auch E. T. W. (A.) Hoffmann in seinem amtlichen Bericht über die gegen Jahn und den Deutschen Bund geführte Untersuchung (Pröhle 361).

[5]) Pröhle 413. [6]) Ebd. 401.

in Zukunft verurteilt sein werden, welche vom Staat aus die Gesellschaft zu verbessern unternehmen. —

Jener Entwurf der Satzungen wurde nun Fichte vorgelegt. Sein Gutachten war nicht rückhaltlos zustimmend. Aus dem Folgenden wird deutlicher hervorgehen, auf welche Punkte sich seine Erinnerungen bezogen.[1]) An den Anfang seines Gutachtens stellte Fichte den großgedachten Satz, daß den künftigen Gelehrten obliege, den Menschen in sich zu höchster Vollkommenheit hinauf zu erziehen. Recht dringend lege ihnen dieses die Gegenwart auf, wo durch den Andrang der Unbildung und Verbildung die ganze Fortdauer der Bildung bedroht werde. Aus solcher Zeitströmung löst sich dann die Aufgabe des deutschen Jünglings los. Es ist eine neue Zeit angebrochen. Fichte hat es in der dritten seiner Reden an die deutsche Nation ausgesprochen, daß die Menschheit im Beginn einer neuen Epoche stehe, nämlich in der sie mit Besonnenheit und nach einer Regel sich zu dem mache, was sie ursprünglich sei, und ein zweiter Hauptabschnitt der freien und besonnenen Entwicklung des Menschengeschlechtes an die Stelle des ersten Abschnittes einer nichtfreien Entwicklung treten würde. Diese Aufgabe einzuleiten, sei dem deutschen Volke zugefallen. Das Deutschtum hat also die Bestimmung, das Wort des Christus zu verwirklichen: daß Wahrheit frei macht. 'Diese Zeit legt darum (sagt Fichte)[2]) dem deutschen Jünglinge auf, jetzt mit deutlichem Bewußtsein nach einer Regel und mit Berechnung des Widerstandes zu tun, was ihm sonst ohne sein deutliches Bewußtsein zu Teil ward, sich deutsch zu bilden.' Nun ist aber das Deutsche für Fichte nicht etwas spezifisch Nationales, sondern etwas allgemein Menschliches, das hier im Bereiche eines Volkstums geschichtlich geworden ist. Im Namen 'deutsch' sieht er ausgedrückt das Bewußtsein der völkischen Ursprünglichkeit und Eigenart. Von einem älteren *thiuda*, *diota* = Volk abgeleitet, welches heute noch in Zusammensetzungen wie Detmold, Kirchditmold (= Volksmal) und Dietrich, auch im Verb deuten (= dem Volke verständlich machen) fortbesteht, war das Beiwort *thiudisco* (= volkstümlich) gebildet und erscheint zuerst in Verbindung mit lat. *lingua* als *thiudisca lingua*, um die Sprache des Volkes im Gegensatz zur fremden lateinischen zu bezeichnen. Es spricht aus solcher Benennung das in den Volksgliedern lebendige Bewußtsein eines inneren Gegensatzes gegen das Fremde, das Romanische, das nunmehr nach der ersten Abwehr durch die Deutschen als römisches Christentum wiederkehrte. So erhält denn für Fichte das Wort deutsch den Sinn des in sich selbst Gegründeten, von einem Andern Unabhängigen, Eigengesetzlichen: 'Deutsch sein heißt schon der Wortbedeutung nach völkisch, als ein Ursprüngliches und Selbständiges, nicht als zu einem Anderen Gehöriges und Nachbild eines Andern.' Daran schließt sich der Kernsatz jeder deutschen Menschenbetrachtung: 'Der eigene und selbständige Grundmensch ist ein Deutscher, der als Nachbild eines anderen lebendigen Seins in der Mitwelt oder Vorwelt Gebildete ist ein Fremder, Glied eines Ganzen, in welchem er nicht ist, oder welches vielleicht überhaupt

[1]) S. Fichtes Leben II 133 ff.; dazu Köpke 111; Pröhle 413.

[2]) Fichtes Leben II 133.

nicht mehr ist.' Der Gegensatz zu 'deutsch' ist somit 'fremd, fremdartig, — von diesem abhängig, unfrei.' Wir glauben diesen höchsten und wahren Begriff des Deutschen dadurch am besten erklären zu können, indem wir ihm Worte gegenüberstellen, die als der vollkommenste Ausdruck einer undeutschen Gesinnung gelten werden. Auf einer Tagung der katholischen Jugend, die zum wesentlichen Teile unter jesuitischer Leitung steht, führte ein jugendlicher Redner die naheliegende Möglichkeit aus, wie der von der geistlichen Behörde verordnete Präses zu der Jugend kein auf Vertrauen begründetes Verhältnis gewinnen könne, — um dann die Schwierigkeit durch geistige Selbstentmannung und Gewissenstötung endgültig zu lösen. 'Aber, so tönt die Stimme der inneren Wahrhaftigkeit, wie soll denn uns, uns der Präses Führer sein, Führer, Führer, wenn er uns vielleicht gar nicht versteht, wenn er unsere Art, unser Wollen gar nicht erkennen und nachfühlen kann? Welchen Ausweg? Keinen! Weil wir keinen brauchen. Der Angelpunkt katholischer Jugendbewegung ist ihr Beugen unter die Autorität, und der Präses ist der Vertreter der Autorität der Kirche'.[1]) Mit größerer Entschiedenheit kann das dem Deutschen strikte entgegengesetzte Prinzip romanischer Menschenerziehung schwerlich ausgesprochen werden. Es wird da unumwunden von einem deutsch sich nennenden Jüngling gefordert, daß die Stimme der inneren Wahrhaftigkeit zu schweigen und der Mensch sich jedweder Autorität zu unterwerfen habe. Es ist nicht abzusehen, welche Folgen es für die Zukunft Deutschlands, des politischen und geistigen, haben werde, wenn solche Grundsätze in einem bedenklicheren Ausmaße, als es offenbar schon der Fall ist, zu Geltung und Herrschaft gelangten. Fichte würde einer so gerichteten Menschenbildung den Ehrennamen einer deutschen auf das entschiedenste versagt haben, weil sie nicht beruhe in dem selbstdenkenden, sittlich selbstverantwortlichen Menschen, sondern abhängig sei von einer 'fremden' äußeren Macht. Und dieses eben ist undeutsch.

Zwei 'Grundsätze der Bildung eines selbständigen und deutschen Mannes' stellt Fichte auf: 1) daß beides, Körper und Gemüt, auf die gleiche Weise ausgebildet werde; 2) daß diese beiden für sich genommen auch allseitig ausgebildet werden. Hiermit ist dann ein hoher Begriff der Bildung zum Inhalt der Erziehung erklärt. Diese wird heute vielfach, ja überwiegend im Sinne einer Ausbildung der intellektuellen Fähigkeiten verstanden, so daß für 'gebildet' gilt, wer gewisse höhere Schulen besuchte, Universitäten und Akademien absolvierte, insbesondere, wer in Literatur und Wissenschaft wohlbewandert ist und darüber wohl zu reden weiß. Ein solcher Begriff ist einseitig und daher mangelhaft. Wir nennen eine Statue häßlich oder unschön, wenn Glieder oder Organe in einem ungleichmäßigen Verhältnis zum Ganzen des Körpers stehen; schön gebildet aber nennen wir sie, wenn dieses Verhältnis ein harmonisches ist. Eine 'schöne Bildung' harmonisiert mit der Idee des Menschlichen, die wir in uns tragen. Ist diese geistige Idee in der sinnlichen Erscheinung zum vollkommenen Ausdruck gekommen, so sprechen wir von dem 'Schönen'. Dieses

[1]) Noppel, Die katholische Jungmännerbewegung. Stimmen der Zeit 102, 172.

gibt uns die Empfindung von etwas Harmonischem, Ebenmäßigem. Diesen Begriff der Bildung hat man versäumt, künstlerisch auf den Menschen anzuwenden, den zum Kunstwerk, d. h. zum Ausdruck und Organ des Geistigen zu gestalten, Aufgabe aller Bildungsarbeit ist. Man wandte den Bildungsbegriff auf die intellektuellen oder Verstandesfähigkeiten des Menschen an und erblickte in deren Ausbildung das Höchste. Fichte nahm ihn allseitig und vereinigte unter dem Begriffe einer allseitigen Bildung den ganzen Menschen nach der Dreifaltigkeit zunächst seiner seelischen Fähigkeiten, die wir als Denken, Fühlen und Wollen zu bezeichnen gewohnt sind. Unbedenklich, aber mit Unrecht, wird ein Mensch gebildet genannt, dessen Verstand kräftig entwickelt ist, der mit diesem Verstand ausgedehnte Kenntnisse beherrscht. Es ist nicht selten, daß der Wille solcher 'hochgebildeten' Menschen entweder schwach und verweichlicht ist, oder aber auf der anderen Seite in brutaler und gewissenloser Weise das Wissen des Kopfes zu einem Mittel seiner Lüste erniedrigt. Wissen ohne Gewissen ist unheimlich. — Weiterhin bietet uns ein Mensch von robuster Willenskraft, aber ohne erleuchtenden Verstand oder von erstorbenem Gefühle nichts, das ihn der Vorbildlichkeit wert erscheinen ließe, auch nicht ein Mensch, der ohne klare Vorstellungen in Gefühlen schwelgt und nicht die Kraft findet zu tätigem Handeln. Wo eine Seelenkraft die andere überwiegt oder eine von ihnen verkümmert ist, da ist des Menschen 'Bildung' unvollkommen. Vollkommen schön ist sie erst da zu empfinden, wo die drei Seelenkräfte des Menschen als Denken, Fühlen und Wollen in gleichschwebendem Maße sich befinden. So wäre also gebildet erst ein Mensch dann zu nennen, wenn diese Kräfte gleichmäßig ausgebildet sind. Nun aber ist der Mensch auch ein körperliches Wesen, und es ist nicht die höchste Vorstellung vom Körper, die ihn mißachtet, aber auch nicht die höchste, die ihn anbetet als einen Götzen. Ein Tempel des Geistes, des eigentlichen Menschen, ist der Körper. Die engste Einheit verbindet Leib und Geist in der sinnlichen Existenz. Geistigkeit prägt sich aus in den Gebilden des Körpers. Dieser wiederum wird aus den Funktionen materieller Substanzen erhoben zu freien edlen Formen. Das Griechentum hatte die Aufgabe, den schönen Körper auszubilden. Treffend hat Hegel gesehen, daß die Griechen zuvor diese Ausbildung an lebendigen Menschen zu vollführen hatten, ehe ihre Künstler daran gehen konnten, das Menschenideal in Marmor und Erz zu bilden. Jenes geschah durch die olympischen und anderen Spiele, denen man unrecht tut, oder die man mißversteht, wenn man sie mit heutigen Sportveranstaltungen auf eine Stufe stellt. Nie galt dem Griechentum die Form des Körpers als die Darstellung des Menschlichen. Die Erscheinung des schönen, aber verderbten Alcibiades war ihm eine deutliche Lehre. Lebensideal war die Harmonie von Leib und Geist. Ein späterer Dichter formulierte es in einem heute viel mißbrauchten Worte dahin: ein gesunder Geist möge sein in einem gesunden Körper, *sit mens sana in corpore sano.* Gewiß, die Begriffe auch der 'Schönheit' haben sich vom Griechentum nach dem Deutschtum hin gewandelt, wir erlebten auch an Persönlichkeiten, insbesondere der Wissenschafts- und Kunstgeschichte (und jeder weiß Beispiele seiner Umgebung namhaft zu machen), daß in kranken und

schwächlichen Körpern ein souveräner Geist sich entfaltete und erblühte. Das ist Menschenschicksal, von dem oft ein reicher Segen ausfloß auf Menschen und Menschheit. Gleichwohl blieb vorbildlich stets das edle Gleichmaß von Körper und Geist. Das ist es, was Fichte aufnahm in seinen Plan zur Erziehung der deutschen Jugend: daß er dem Geiste gab, was des Geistes, und dem Leibe, was des Leibes ist, jedem das Seinige. Die Zeitverhältnisse forderten die Ausbildung auch einer körperlich fähigen Jugend. Mit vollem Bedacht stellt Fichte obenan, daß der Körper ausgebildet werde 'auch zur Führung der Waffen unseres Jahrhunderts, aber auch zum Laufen, Ringen, Schwimmen und allem, worin dessen Kraft sich äußert'. Der Unterschied von dem heute getriebenen und als Mittel zur Erstarkung Deutschlands gepriesenen amerikanischen Sport ist so weit als nur möglich. Dieser ist vielmehr das sicherste Mittel, Körper und Geist des heranwachsenden Geschlechts zu ruinieren, den Geist aber zuletzt in der Siedehitze der Rekord-Leidenschaft vollends zu verdampfen. Man kann wohl sagen, daß der Unterschied der von Fichte gemeinten Betätigung von dem undeutschen Sport in der Besonnenheit des Wollens beruht, welche einem hohen sittlichen Ziele vorleuchtet, zugleich aber den Zusammenhang mit der geistigen Ausbildung bewahrt. Sport als solcher war immer eine Erscheinung des Niederganges. Es ist ein Wahn, daß aus robusten Muskeln, wie das Harz aus dem Baume, sich diejenigen geistigen Kräfte absondern werden, ohne welche nimmermehr eine Gesundung der Nation sich vollzieht. Es war für Fichte nach seiner Auffassung des Menschen selbstverständlich, daß eine Ausbildung des Körpers ohne diejenige des Geistes hohl bleiben werde.

Ausgebildet werden soll 'der Geist oder die Intelligenz von Grund aus, zum allseitigen freien Gebrauch seiner selbst.' Das ist's denn nun, was den deutsch gebildeten Menschen ausmacht: das ganz in sich selbst Stehen, in der klar erkannten Wahrheit, das Handeln aus dem selbstbestimmten Willen, das Unabhängigsein der Gedanken in ihrer eigenen lebendigen Bewegung. Nun steht der Mensch in der Gesellschaft darinnen. So unendlich auch die Möglichkeiten sind seiner vielseitigen Ausbildung, so ist er doch nichts ohne die Gesellschaft, das Volk, innerhalb dessen er gestellt ist, oder den Staat (welchen Begriff Fichte diesmal in weiterem Sinne nimmt als die bloße Rechtsorganisation 'Staat'). Mit seinen Fähigkeiten dient jeder dem 'Staate'. Den Umkreis dieser Betätigung macht der Beruf aus. 'Wohl wird jeder einen besonderen und einzelnen Zweig der Wissenschaften sich aufsuchen müssen, um darin dem Staate einst zu dienen.' Aber dieser Beruf, der stets eine besondere Fähigkeit in das Leben einführt und in einer begrenzten Praxis sich betätigt, muß getragen sein von einer allgemeinen Weltanschauung und darf nie die lebendige Verbindung verlieren mit dem großen organisatorischen Ganzen der Wissenschaft und des Lebens. Hier wird ein Universalismus, — wenn nicht der Wirksamkeit, weil diesen zu erfüllen, den meisten ihre begrenzte Natur versagte, sondern ein Universalismus der Gesinnung gefordert, welcher jede Verdorrung des Menschen im engen Banausentum verhindert. Fichte fährt fort: 'Wer aber diesen [Beruf] nur einseitig faßt, der ist weder ein Deutscher noch Studierter, sondern ein

gelehrter Handwerker. Das Besondere muß aus dem Allgemeinen heraus, das man vorzüglich durch Philosophie und Geschichte sich erwirbt, erblickt werden'. Und nun folgt der Kernsatz von dem, was Fichtes Bildungsziel ist: 'Der Wille [ist auszubilden] zu Festigkeit, Wahrheit, Treue. Die eigentliche Sphäre dieser Willensübung ist eben der Beruf.' In einer solchen Ausbildung vollendet sich somit für Fichtes Denken jegliche Menschenbildung. Der Beruf ist nicht Mittel des Erwerbes allein, geschweige denn als sittlich und praktisch gleichgültige, nur der Anhäufung materieller Güter dienende Beschäftigung, sondern er ist jeweils der gegebene Tätigkeitskreis, in dem die sittlich-vernünftigen Ideale sich verwirklichen. Wie kann das Ziel und der Sinn der Menschenbildung schöner und treffender bezeichnet werden als in jener Dreiheit: Festigkeit, Wahrheit, Treue? — Festigkeit und Beharrung im Streben, unbeirrtes Erkennen und Bekennen der Wahrheit, Treue gegenüber den Idealen der Menschheit, gegenüber den Menschen, in denen sich das Ewige in verschiedenstem Maße offenbart, und Treue zuletzt gegen sich selbst. Unter diesem dreifachen Zeichen siegte Martin Luther über die Vorkämpfer romanischen Menschentums, als er das Panier des deutschen Geistes entfaltete, — der selbstverantwortlichen, im eigenen Gewissen gegründeten sittlichen Persönlichkeit. In Fichte lebte eine Persönlichkeit, welche den Zeitgenossen die Verkörperung war eines hohen, sittlich reinen Wollens, dem seine Antriebe aus der Welt des Geistes zuflossen. Man hatte die Empfindung bei Fichte, daß die Gewalt seines sittlichen Wollens auch dort ihre Tragkraft und sein Gedanke die Herkunft aus den Regionen des Geistes bewahrheite, wo etwa Fichte zu Ergebnissen gelangt, denen im Fortschritte der Wissenschaften ein Bestand versagt ist. So konnte ein Zeitgenosse über Fichte das scheinbar paradoxe Urteil in Hinsicht auf einen damaligen Universitätsphilosophen aussprechen: 'Alles Wahre, das J. geschrieben hat, ist nicht den zehnten Teil des Falschen wert, was Fichte geschrieben haben mag. Jener gibt nur eine kleine Anzahl bekannter Wahrheiten, dieser gibt nur vielleicht eine Wahrheit, öffnet aber dafür meinem Auge die Aussicht auf eine Unendlichkeit unbekannter Wahrheiten'.[1]) Eine solche Persönlichkeit war der geistige Führer der deutschen Jugend vor mehr als 110 Jahren.

Die von ihm vorgetragenen, oben dargelegten Grundsätze nun möchte Fichte 'ausdrücklich mit Beziehung auf Erhaltung des deutschen Volkes ausgesprochen' sehen, und daß (so heißt es weiter in seiner Kundgebung) 'die Studierenden aller deutschen Universitäten zur Ausübung derselben sich vereinigten und zur Verbreitung, Aufrechterhaltung und gegenseitigen Nachhilfe darin eine gesellschaftliche Verbindung gründeten.' Dann folgt eine gewichtige Mahnung, deren Berechtigung durch die Tatsachen erwiesen wurde: 'Nur wäre darüber zu wachen, daß das Mittel nicht größer angelegt würde, als der Zweck es erfordert, damit es nicht selbst Zweck werde und der wahre Zweck hinwegfiele'. Denn daraus eben entstehen die verhängnisvollsten Fehler, wenn Mittel und Zweck miteinander vertauscht werden und das Mittel den Zweck ersetzt.

[1]) Fichtes Leben I 220.

Der Zusammenschluß der Jugend war gerichtet auf die Befreiung des Vaterlandes. Die Kräfte, die seelischen sowohl als insbesondere die physischen, welche die Jugend dem Vaterlande zur Verfügung stellte, konnten nur in sinnvoller Verwendung dem großen Werke dienen. Anderes war nutzlose Verschwendung. Ganz entschieden erklärt sich Fichte deshalb gegen jeden regellosen Widerstand gegen überlegene Feindesmacht. Seine Forderung geht als wesentlich dahin, 'daß der Deutsche Bund auf allen Universitäten das Grundgesetz halte, daß bewaffneter Widerstand und überhaupt Widersetzlichkeit im Falle der Annäherung oder des Einrückens fremder Truppen in eine deutsche Universitätsstadt durchaus nicht geduldet würden, nicht um der persönlichen Gefahr willen (es steht ja jedem einzelnen frei, sich in die Reihen der bewaffneten Landesverteidiger einzuordnen), sondern weil der weit bedeutendere geistige Befreiungs- und Vernichtungskrieg die Erhaltung der Gesellschaft und der in ihr gebildeten Glieder erfordert.' Es wird ein Beispiel mitgeteilt, wo Fichte später durch sein persönliches Eingreifen den abenteuerlichen Plan eines gewiß mutigen und vaterlandsliebenden, aber an Eifer und Haß übereiligen jungen Mannes vereitelte, der mit seinen Freunden die französische Besatzung nachts in den Häusern überfallen und die Magazine anzünden wollte, wodurch wie auf ein Zeichen, wie sie hofften, sofort der Aufstand in Deutschland losgebrochen wäre. Diese Unbesonnenheit hätte der Stadt Berlin leicht verhängnisvoll werden können. Fichte selbst wendete durch seine Vermittlung das Unheil ab und verschaffte jenem Heißkopfe sowie einigen Genossen Aufträge, in denen sie an einen anderen Ort gesandt wurden, um (wie die Biographie sagt), während sie hier unschädlich wurden, ihren Mut und ihre Kraft für bessere Gelegenheit zu erhalten (I 450f.). Fichte war ein Gegner der rohen Gewalt. Er war sich bewußt, daß die großen Entscheidungen der Geschichte nicht durch die materielle Gewalt der Waffen und der Arme fallen, sondern durch die geistigen Kräfte, die unsichtbaren, aber trotzdem wirksamen, die nicht von Feuer und Eisen verwundet, geschweige denn getötet werden können, die also unbesiegbar sind. Mag immerhin der Schein der rohen Gewalt recht geben, indem ihr auf Zeit Bestand verliehen ist: sie dauert nicht länger als ein Atemzug des Weltgeistes. Die Weltgeschichte aber ist gleich jener Schlacht auf der katalaunischen Ebene, da, wie erzählt wird, über dem Leichenfeld in den Lüften die Geister der Gefallenen weiterkämpften; d. h. die Kämpfe der Völker werden auf dem geistigen Gebiete entschieden. Das wußte Fichte und sah kein anderes Mittel, die Unterdrückung, welche Deutschland darniederhielt, zu heben und zu stürzen, als durch das Mittel einer aus den Tiefen des Menschheitlichen geholten Geistesbildung. Fichte hat diese Anschauung in seinen Vorträgen ausgesprochen: daß eben in der unglücklichen Lage des Vaterlandes die Freunde der Geistesbildung durchaus nichts tun können, als was sie ohnedies tun würden, sich und andere mit allem Eifer bilden. Mit solchem Idealismus, welchem die sich praktisch dünkenden Realisten gern den leichten Vorwurf des Luftigen machen, war Fichte den Wirklichkeiten der Geschichte viel näher als jene Gläubigen eines derben Realismus, welche durch die Tatsachen ebenso kräftig wiederlegt zu

werden pflegen, als sie deren 'Realität' behaupten oder wenigstens zu behaupten sich Mühe geben. Fichte weiß, daß die Freunde der Geistesbildung 'nur ein höchst unbedeutender Teil der vorhandenen Körperkraft sind, wohl aber sind sie alle bis auf ihre Zeit entwickelte Geisteskraft, und in ihnen ist niedergelegt das Unterpfand eines dereinstigen besseren Zustandes.' Im stillen wächst die Arbeit, da bauen sich die Kräfte auf, welche eine neue Gesellschaft emportragen. Fichte erinnert an das leuchtende Beispiel der ersten Christen, 'die wir als die Fortpflanzer der höchsten auf uns herabgekommenen geistigen Bildung betrachten müssen.' Gleichsam aus den Tiefen der Katakomben emporwachsend, in Verborgenheit zu weltbewegender Macht ausgebildet, haben sie, selbst waffenlos, den Cäsar besiegt, — ein ewig gültiger Beweis für die Übermacht des Geistes über die rohe Gewalt. Für Fichte ist rohe Gewalt nicht die *ultima ratio,* sie ist ihm vielmehr das Unrationelle, der Vernunft Bare. Er vertraut den Kräften des Geistes — selbst gegenüber dem Schein des Erfolges, der den Waffen recht gibt, und selbst auf den andern Schein hin vertraut Fichte den siegreichen Kräften des Geistes, daß die Macht des Unterdrückers mut- und willenlos ertragen werde. In allem fest steht der sittliche, der deutsche Mensch, der sich der geistigen Quellen seiner Kraft bewußt ist. Fichte will den wahren Mut nur mit Bezug auf den eigenen, selbständigen Menschen gelten lassen. Der Begriff des Heldentums ist ihm nicht ein triebhaftes, blindes, blutgieriges Bramarbasieren. 'Um Mut zu zeigen, bedarf es nicht, daß man die Waffen ergreife: den weit höheren Mut, mit Verachtung des Urteils der Menge treu zu bleiben seiner Überzeugung, mutet uns das Leben oft genug zu' (I 440f.). Mit solcher Unbedingtheit verkündet Fichte die Suprematie des Geistes im geschichtlichen Leben der Völker. Es ist die Gesinnung der Bergpredigt, die in Fichte spricht, der Heroismus der Persönlichkeit, welche nicht der Roheit des Beleidigers unterliegt, insofern sie sich zu gleicher Roheit zwingen läßt. Es ist äußerste Selbstbehauptung eines Menschen, im Bewußtsein, daß rohe Gewalt nie durch rohe Gewalt überwunden wird, — selbst dem Schein der Schwäche zum Trotz — die innere überlegene Haltung zu bewahren. Fichte sagte nicht: es bedarf nicht allein der Waffen, sondern er sagte uneingeschränkt, daß der Gebrauch der Waffen selbst allein das Merkmal eines von sittlichem Mute erfüllten Menschen nicht sei. Die aus solchem Mute lebende und handelnde Persönlichkeit ist aber das Kernstück Fichteschen, deutschen Menschentums.

Aus solchen Grundsätzen beurteilt Fichte auch die Frage der 'Ehre', welche von der damaligen Jugend zu einer Kardinalfrage des akademischen Lebens gemacht wurde. Fichte bezeichnete, was über Rittergeist und *point d'honneur* aufgestellt wurde, kurzweg als Undeutschheit und Ausländerei. Der 'Geist der Ritterschaft' verliere sich in Abenteuer und verkenne Beruf und Pflicht, während der deutsche Geist in der Anerkennung eines solchen Berufes bestehe. Ungleich bemerkenswerter ist aber das andere, was Fichte gegen den damals aufkommenden undeutschen, den Franzosen abgeschauten und heute noch nicht überwundenen Ehrbegriff sagt. Dieser kennt bekanntlich nur eine Ehre, welche gewissermaßen durch gegenseitige Anerkennung entsteht, welche sogar durch Geburt schon

vorhanden ist, und kann infolgedessen diese 'Ehre' auf bestimmte Stände oder Berufskreise beschränken und sie Menschen absprechen, die keinen anderen Mangel zu beklagen haben, als daß sie den Auserwählten und Alleinbesitzern der Ehre nicht zugeschrieben werden. Was geschieht? sie haben keine Ehre. Solche Ehre wurde bei den Galliern allein den Druiden und Rittern zuerkannt (Caes. Bell. Gall. VI 13). Kein höherer Begriff, daß die Ehre zuerst besteht in der Selbstachtung, die der Mensch vor seinem reinen, prüfenden Gewissen haben darf und die zu erhalten er vor allem andern trachten soll. Das ist das durchaus Wesentliche und kann es nicht anders sein für einen Fichte. 'Der point d'honneur, der immer aufmerkt, was andere zu ihm denken oder sagen, zeigt, daß er bloß zum Scheine und um des Scheines willen lebt. Der deutsche Sinn geht aufs Sein und ist unbekümmert um den Schein. Was andere dazu sagen, verachtet er in der Regel viel zu sehr, als daß er darauf merken sollte. Nur wenn man in seinem Tun ihm entgegentritt, hält er sich für angegriffen.'

Dieses betraf den durchaus undeutschen Standpunkt der 'Ehre'. Mut aber könne man zudem (bemerkt Fichte nicht ohne leise Ironie) nicht versprechen, sondern setze ihn bei jedem, der die Ehre hat, Mitglied des Deutschen Bundes zu sein, voraus. Demgemäß bedürfe es keiner hervorhebenden Betonung in den Satzungen. Für das übrige, das Fichte an jenem Entwurf moniert, fassen wir uns kurz. Er erklärt sich gegen den Namen Bursche, weil dieser außer dem Nebensinn des Rohen, Ungeschliffenen, den er erhalten, zurück auf mittelalterliche Einrichtungen gehe, insofern *bursa* ein Haus gewesen sei, worin Studenten frei gespeist wurden, Bursche also eigentlich einen Konviktoristen bedeute. Er schlägt daher den Namen Deutsch-Jünger vor. — Ferner kann Fichte das, was hinsichtlich des deutschen Jugendlebens geglaubt wird, insbesondere seines Erwachens in der Jugend der Universitäten, nicht als historisch und philosophisch richtig anerkennen. Er rührt hier an eine Kulturtendenz, welche auf der einen Seite neue Perspektiven des gesamten Geisteslebens eröffnete, auf der andern aber politisch und religiös in das tiefste Dunkelmännertum hineinzuführen drohte: die Romantik. Es ist 'die gewöhnliche, viel Unheil anrichtende Verwechslung zwischen Mittelalterlich und Deutsch', die von Fichte mit Entschiedenheit abgelehnt und bekämpft wird. Denn für einen Geist wie diesen kann es nie ein 'Zurück in die Vergangenheit' geben, sondern nur ein 'Vorwärts in die Zukunft'. Anarchie[1]) war der Zustand der Gesellschaft des Mittelalters (sagt er), seitdem ging diese über in den Staat. Diese Veränderung erstreckte sich auch auf das Jugendleben, und nie dürfe das alleredelste Jugendleben, das der Studierenden, der Anarchie preisgegeben werden. Insgesamt aber, was die äußere Sitte beträfe, so müßten die Mitglieder des Deutschen Bundes zwar nicht einer Ab-

[1]) Insofern die Hierarchie als Herrschaft der Geistlichkeit eine den Menschen auferlegte, fremde Sittlichkeit erzwingt. Bei deren Fortfall entsteht Anarchie, bis die als Ganzes erstarkte Volksgemeinschaft (der 'Staat') die individuelle und soziale Sittlichkeit zu regulieren vermag. Jener ersterwähnte Zustand ist trotz seiner äußeren Zucht Anarchie, weil nicht auf die Herrschaft autonomer sittlicher Begriffe gegründet, die sich im Staate zur sichtbaren Organisation gestalten.

glättung, aber auch nicht der Roheit sich befleißigen, sondern diese Sitte ruhig und ohne weiter daran zu denken, aus ihrer tüchtigen Gesinnung hervorgehen lassen.

Denn die Bildung des Willenscharakters ist das Urerste — alles andere folgt aus diesem. Reinheit des Wollens und Klarheit des Denkens, das sind die Pole von Fichtes deutschem Menschentum, beides in Unabhängigkeit und Freiheit. Aufrufen will er alle Kräfte der Nation, alle in ihr lebenden Menschen, ohne Ausnahme, zum Befreiungskampfe, dessen Entscheidung gefällt wird allein auf dem Gebiete des Geistes. Aus einer Erneuerung erst des geistig-sittlichen Lebens wird sich das politische neu gestalten. Und mit Bewußtsein soll die neue, freie Gesellschaft heraufgeführt werden aus der Gebundenheit des Vergangenen. Fichte selbst ist sich bewußt, daß er eine Sendung vor dem deutschen Volke erfüllt, indem er die in ihm schlummernden, verborgenen Kräfte aufruft. Er weiß, daß nicht er spricht als vergängliche Persönlichkeit, sondern daß das Ewige des deutschen Geistes selbst in ihm sich aussprach. Wird die deutsche Jugend wieder hören auf diesen Geist, so hat sie die Verheißung, das Morgenrot der neuen Zeit heraufzuführen, und an ihr ist zum Spuk geworden der 'Untergang des Abendlandes'. Sonst aber furchtbare Wirklichkeit.

'NIEDER MIT DEM DEUTSCHEN AUFSATZ'?

Von Wilhelm Schnupp

'Nieder mit dem deutschen Aufsatz!' Denn er ist an allem schuld, der 'Schundliterat'. Warum schreiben Maier und Schulze ein so armseliges, unlebendiges, ja ein mit Fremdwörtern gespicktes, 'verludertes' Deutsch? Also fort mit dem Sündenbock! — Und doch verrät der Ruf nach Abschaffung des Aufsatzes mehr Temperament als ruhige Besinnung und Sachlichkeit. Auf solche Weise löst man einen Stein nach dem anderen aus dem Grundbau der Schule, ohne daß ein vollwertiger Ersatz geschaffen wird. Die Fahrt ins Ungewisse ist immer abenteuerlich und nicht nur in der Politik bedenklich. Wer sich von Über- wie von Unterschätzung des Sorgenkindes gleichweit entfernt weiß, wird nicht seiner Entrechtung zustimmen, aber eine Einschränkung der schriftlichen Übungen (ungefähr im Sinne der bayerischen Schulordnung) für wünschenswert halten, wird neben dem Bildungsziel auch das Nutzziel berücksichtigen. Ich will im folgenden versuchen den deutschen Aufsatz, seiner Bestimmung entsprechend, in naturgemäße Bahnen zu lenken; dabei knüpfe ich zum Teil an die Ergebnisse der Umfrage bei den 'Meistern des Stils'[1]) an, indem ich ihre Vorschläge ergänze und weiterführe.

Der deutsche Aufsatz ist ein Spiegelbild der inneren Entwicklung unseres Volkes. Gewöhnlich nachhinkend, mitunter in verzerrter Übertreibung, einmal

[1]) Meister des Stils über Sprach- und Stillehre. Beiträge zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller zur Erneuerung des Aufsatzunterrichts, herausg. von Wilhelm Schneider. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1922. VIII u. 138 S. 8°.

auch, wie wir sehen werden, in unmittelbarem Anschluß, wiederholt er im kleinen die Zeit- oder Modeströmungen oder er bequemt sich ihnen an. Die behaglichen Kalendergeschichten für große und kleine Kinder aus Biedermeiers Tagen liegen der Gegenwart freilich ebensofern wie die sittenpredigenden Traktätchen (z. B. über den Wert der Wahrhaftigkeit, Schicke dich in die Zeit!, den Schulmeisterspruch: Morgenstund hat Gold im Mund); denn lebensweise Ermahnungen und das unvermeidliche Drum- und Dranreden nehmen sich im Mund junger Leute wirklich nicht wie Gold aus und arten in leeres Strohdreschen, in seitenfüllendes Geschwätz aus. Im sittlichen Leben entscheidet die Tat; vgl. die ἀρεταλόγοι der Antike. Ebensowenig aber wie begriffliche Untersuchungen entspricht die Stoffüberschätzung der nachhegelschen Zeit unserem Standpunkt. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden die Aufsätze nicht selten nach dem Ellenmaß abgeurteilt und fünfzig Seiten lange Ungeheuer erhielten den Preis. Das ist natürlich ein Gipfel der Geschmacklosigkeit. Gleichwohl begegnet man immer noch Schwerfälligkeiten, die sich nur aus der Unvertrautheit mit den Anfangsgründen des geistigen Arbeitens erklären. Da wird Kleines und Kleinstes stoffwütig aneinandergereiht und der große Zug, die klare Linie gehen verloren. Ein geistreicher Franzose hat schon in älterer Zeit vor dieser Unsitte gewarnt: Wer alles sagt, sagt nichts. Eine Darstellung, die den Leser übersättigt, Geist, Phantasie, Gefühl nicht anregt, indem sie Anreize vermittelt, ist langweilig, ist geistlos. Noch mehr. Verzicht auf alles Nebensächliche, Störende, auf den Ballast, der das Ganze beschwert, Auslese dessen, was von sachlicher Geltung ist oder was das Ich als wertvoll empfindet, organische Gestaltung, so daß auch Einleitung und Schluß als notwendige Glieder herauswachsen, das sind immer die Kennzeichen großer Darstellung gewesen, die freilich nur hoher Begabung erreichbar ist. Dann lebt und atmet in dem Werk die schlichte und dabei naturhafte Einfachheit, die doch alles in sich birgt und immer wieder anregt, weil sie nie sättigt: Wirklichkeit, die sich gestaltet, Geist, der die Wirklichkeit formt. Gedanken (in der älteren und weiteren Bedeutung des Wortes) sind die Bildner des Stofflichen, aber in und mit den Gedanken muß die Wirklichkeit aufleuchten und durchschimmern. Auch für das geistige Schaffen gilt als erster Grundsatz: Nicht die nervöse Unruhe ist das Ziel, sondern alles Werden strebt zum Sein und über das vielleicht unzulänglich erscheinende Sein zum Werden. Das ist der Rhythmus jeder Entwicklung, solange nicht die Erstarrung eintritt.

Das Zeitalter der ästhetischen Tees und der kritischen Briefe für junge Damen bescherte uns nachträglich einen Mitesser, der bald, durch die Fürsprache von Laas und Klaucke, die ganze Tafel in Beschlag nahm: den literarischen Aufsatz. Gewiß soll der ältere Schüler in seinem Urteil selbständig werden; er soll lernen zwischen Echtem und Unechtem, zwischen Gestelztem und Naturhaftem zu unterscheiden. Diese kritische Besinnung ist eines der Verdienste der jüngsten Vergangenheit. Aber die Aufbauübungen und Turnkünste nach Freytagscher oder sonstiger Schablone waren doch eine bedauerliche, freilich echt schulmeisterliche Verirrung. Und sollte die naturalistische

oder die sich mehr und mehr subjektiv färbende impressionistische Richtung, die das Ich der photographischen Platte gleichsetzt und höchstens als aufnehmendes Organ gelten läßt, spurlos an der Schule vorübergehen? Nein, diese literarische Tat vollbrachten Jensen und Lamszus; 'da war für die Lehrer auf(!) höheren Schulen ein guter Grund geschaffen, auf dem sie hätten höher bauen können'. Ich bin der letzte, der gewisse Verdienste der Kampfschrift leugnet; aber daß sie weder in ihren Grundlagen hinreichend erkannt noch in ihren Schwächen und Einseitigkeiten durchschaut, sondern in weiten Schichten kritiklos bejubelt wurde, war doch für den allgemeinen Stand der Bildung bezeichnend. Sie hatten es freilich leicht überall Beifall einzuernten. Mit Rousseau verkündigten sie: Die Schule ist bis 1910 in der Irre gegangen. In jedem Kind steckt der Anlage nach ein Künstler, vielleicht sogar ein 'Meister des Stils'. Schulaufsatz und Schulmeister sind daran schuld, daß die Keime nicht aufblühten, sondern verdorrten. Das Kind schafft sich seine Sprache selber. Der Lehrer sitzt zu Füßen des Kindes, das nicht mehr Selbstzweck ist, sondern Gegenstand des Studiums, und belauscht als psychologischer Berichterstatter seine Offenbarungen. Und die Zeit muß sich jetzt (1922) erfüllen, wo die Aussaat Früchte trägt und sich von Hamburg aus ein reicher Dichter- und Meistersegen über die deutschen Gaue ergießt. Und aller Herzen waren entzückt von der Sprache in den Aufsätzchen der Großstadtkinder, diesen Lebensäußerungen unverbildeter (d. h. nicht gebildeter) Natur. Leider verblüht das Kinderparadies, und die Unmittelbarkeiten, die sich im Kindermund allerliebst ausnehmen, können sich Zwanzigjährige in der spottsüchtigen Welt kaum mehr leisten. Dazu Verwendung der Mundart, ja Rückkehr zu den Urlauten (vom Naturalismus bis zum Dadaismus). Auch ich halte die lebende und lebendige Umgangssprache (abgesehen von dem Mischmasch in den Großstädten) als den Nährbrunnen des Hochdeutschen in Ehren; aber um sie rein zu erhalten, müßte man alle Schulen abschaffen. Gerade in der Gegenwart ist jedoch blinder Eifer von Übel. Der Dialekt zerreißt, die Hochsprache einigt. Damit verband sich die höchste Weisheit des lebenden Geschlechts, sein Ziel und Stolz, sein letzter und einziger Halt. Man ist versucht, einmal weniger leichtgläubig einzuwenden: Ein Zeitalter, das sich, Schiffbrüchigen gleich, bloß mehr ans Leben und Erleben als den alleinigen Wert klammert, bewegt sich auf absteigender Linie. Doch wir wollen die Sache an sich einstweilen ungeprüft hinnehmen. Welch beglückende Aussicht! Die Aufsätze werden zu einem mehr oder minder umfangreichen Tagebuch von Selbstbekenntnissen, zu einem 'fortlaufenden Poem', ja ohne weiteres zu Dichtung und Wahrheit (was sogar einem Goethe erst nachträglich geglückt ist), zugleich zu einem schätzbaren 'Material für psychologische Forschungen'. Das wäre die allerbeste Vorbereitung für den künftigen Beamten und den wissenschaftlichen oder technischen Arbeiter. Nun ist freilich ein Haken, nicht nur ein Häkchen, dabei. Das wirkliche Erleben, das mit dem Mark des Ich verschmilzt, und die Erlebnisse, d. h. die Eindrücke, die sich bildhaft oder als Erleuchtungen tief und unauslöschlich ins Innerste eingraben, sind nicht so zahlreich wie die Gänseblümchen am Wege, vor allem lassen sie

sich nicht 'kommandieren'. Wenn man freilich den Begriff des Erlebens — unsere Sprache enthält eine Reihe von solchen mißhandelten und zu Tode gemarterten Begriffen — verdünnt und erweitert und damit entwertet, so bleibt alles beim alten; vgl.: 'Auch jede Beobachtung eines Gegenstandes um mich, jedes Eingehen auf Vorgänge in meinem Innern ist ein Erlebnis, in diesem Falle ein von mir aufgesuchtes.' In dieser Bestimmung fehlt gerade das, was Felix Krueger die 'Tiefendimension des Gefühlslebens' nennt, also hier das Wichtigste. Auch sucht man die eigentlichen Erlebnisse nicht auf oder erkünstelt sie zu irgendwelchen Zwecken, sie kommen wie Kinder des Glücks oder wie Boten des Leides. In ihrem Höchsten[1]) sind sie heilige Augenblicke, die man deswegen nicht gleich, wenn man ihrer würdig ist, im Tagesbedarf verbraucht, aufgespeichertes Gut, das dunkle Seelengründe aufhellt und den Menschen innerlich vertieft. Auch gilt hier nicht der Grundsatz der quantitativen Gleichheit von Ursache und Wirkung. Ein kleiner Anlaß kann, je nach der inneren Bereitschaft, sehr starke, und ein erschütterndes Schauspiel keine oder nur geringe Eindrücke hinterlassen, und nicht selten treibt irgendein Anstoß ganz andere, ja entgegengesetzte Regungen hervor. Aus alledem ergibt sich eines mit Sicherheit. Wer den Erlebnisaufsatz zum Alleinherrscher macht, verstößt damit den Aufsatz überhaupt in die Wüste oder er lenkt notgedrungen mittels begrifflicher Umdeutungen in alte Bahnen zurück. Dazu stellt er zum mindesten an die Hälfte der Schüler unerfüllbare Anforderungen und verführt sie zu der Unart, die wir bekämpfen: zur bombastischen Phrase und zu lügenhaftem Schwulst. In diesem wüsten Garten wuchern nach und nach am üppigsten die Giftkräuter des krankhaften Individualismus, der nur sich selbst kennt, weil er zu armselig ist, um ein Verhältnis zur Sache zu gewinnen. Das tote Geleise, in das die ganze Richtung unfehlbar einmündet, ist der 'Schundliterat' selbst (wenn wir den geschmacklosen und unmöglichen Ausdruck gebrauchen wollen). Zudem wurzelt die ganze Auffassung in unzureichendem Grunde. Kundige brauche ich nur an die Einseitigkeiten von 1770 oder 1890 zu erinnern. So vollzieht sich aber die produktive Tätigkeit nicht. Nur die Kinder geben ihre ersten Regungen naiv wieder; auch kommt es nicht auf das impressionistische Treffen allein an. Das alles sollte Gebildeten, zumal den Lehrern des Deutschen, aus Schillers Ausführungen über die sentimentalische Dichtung (geistige Tätigkeit) und den Schriften der Romantiker (innere Zwiesprache) vertraut sein. Damit ist die Sache für uns erledigt. Den Hamburgern bleibt jedoch das Verdienst, daß sie die neuen Grundsätze für den deutschen Aufsatz verwendet und auf den Wert der Unmittelbarkeit und des Erlebens nachdrücklichst hingewiesen haben.[2])

[1]) Leben und Erleben sind natürlich nicht dasselbe. Die vieldeutigen Begriffe reichen, je nach der Art des Menschen, vom plebejischen Sichausleben bis zu den tiefsten inneren Erschütterungen, den Icherlebnissen.

[2]) Ohne die einseitigen Übertreibungen habe ich schon in meiner Deutschen Aufsatzlehre (1907) die Wichtigkeit der Erfahrung und des Erlebens sowie des eigenwüchsigen Ausdrucks betont.

Verhältnismäßig frühzeitig, mit und nach dem Kriege, hat der Expressionismus Eingang gefunden. Die neue Jugend strebte begreiflicherweise nach Erlösung von der Last des Stofflichen und auch von dem Zwang der Sachlichkeit; sie will und soll sich aussprechen. Einsichtige Lehrer haben schon früher derartige Aufgaben gestellt. Freilich ist die Ausdruckskunst — der Name trifft nur annähernd die Sache — nicht das Heil und kann es in ihrer Verzerrung erst recht nicht sein. Aber sie kündigt doch einen Weg an.

Mitten in diese Entwicklung fällt der Ruf nach Abschaffung des deutschen (nicht des englischen oder französischen) Aufsatzes. Es war vorauszusehen, daß es so kommen mußte. Einseitigkeiten enden, auf die Spitze getrieben, in Unnatur. Jedenfalls können sich die Gegner des Schulaufsatzes auf beachtenswerte Tatsachen und Gründe berufen: auf zahlreiche Mißgriffe in der Auswahl der Themen und ebenso bedenkliche Mißurteile. Mit dem relativistischen Sprüchlein *De gustibus non est disputandum* darf man sich dabei nicht entschuldigen. Es gibt treffende, tiefdringende, feinsinnige, aber auch flache, unsichere, verschrobene Urteile, je nach der geistigen Höhe und Bildungsstufe des Auffassenden. Mißstände bessern sich nicht, indem man sie totschweigt.

In wohlmeinender Absicht, um die Oberlehrer aus ihrem Winterschlaf aufzurütteln, wandte sich Wilhelm Schneider, Studienrat in Eschweiler, an die Kronhüter deutscher Sprachkunst (darunter einige sehr zweifelhafte Größen) mit der Anfrage: 'Wie lehrt man guten Prosastil?' Über dreißig 'Meister des Stils' (etwa die Hälfte der Nothelfer) haben geantwortet. Ihre Vorschläge durchkreuzen, verschlingen sich, widersprechen einander natürlich nach allen Richtungen. Fanatische Hasser der Schule, eigenwillige Sonderlinge, klar und besonnen urteilende Persönlichkeiten, alle kommen zu Worte. Männer auf der Höhe des Lebens sollten übrigens wissen, daß die Erde kein Paradies ist und die Menschen nicht Halbgöttern gleichen. Von prickelndem Reiz ist dabei, daß mehr als einer der Berufenen die moderne und modernste Schreibweise unausstehlich findet oder gegen die Grundregeln der 'Sprach- und Stillehre' bedenklich schlegelt. Ja, ja, es wäre doch gut, wenn der 'alte Pauker' hie und da wieder anklopfte.

Man sieht von vornherein: die Frage ist schief und einseitig gestellt, aus mehreren Gründen. Die Meister der wissenschaftlichen Prosa fehlen fast ganz. Und dann: 'Lehrbarkeit des Prosastils'? Das erinnert an Rousseausche Erziehungsweisheit: *On façonne les plantes par la culture et les hommes par l'éducation.* Übertragbar sind solche Fähigkeiten nicht; erwecken, anregen, fördern: mehr kann der beste Lehrer nicht leisten. Schneider denkt dabei zunächst an das Handwerkmäßige der Kunst; aber der unklare Wortlaut hat auch die Ratgeber in die Irre geführt. Und schaden die wenigen Aufsätzchen wirklich in allen Fällen soviel, selbst wenn unter den Deutschlehrern lauter Nullen und Nieten wären? Erstarkt nicht die echte Begabung gerade im Ringen mit dem Zeitüblichen, vielleicht im Kampf gegen das Schulmäßige, wie Mauthner u. a. mit Recht hervorheben? Also sollte Eulenberg seinem alten, bissigen Schultyrannen mit dem 'spitzen Ziegenbart' dankbar sein, daß er ihn durch Feg-

feuer und Hölle gezerrt hat. Und geht nicht das, was wir Stil nennen, im wesentlichen aus der einheitlichen Zeitstimmung hervor, die uns fehlt? Endlich wirkt auch das ewige Gejammer über das Aufsatzelend auf die Dauer langweilig. Gibt es nicht ein Mathematikelend, ein Redeelend und zehn oder zwanzig andere Elende, die viel schwerer auf uns lasten? Es ist immer bedenklich Ursache und Wirkung zu verwechseln. Die Anfrage sollte eigentlich lauten: Woher kommt es, daß wirkliche Begabungen so selten sind? Und darauf könnte auch kein Meister antworten. Übrigens sieht ja aller Pessimismus einseitig. Ich kenne aus Erfahrung Schulaufsätze, deren jugendliche Frische und ursprüngliche Eigenart kein Erwachsener erreichen könnte. Natürlich würde ein griesgrämiger Sauertopf hier wie überall kritteln. Einmal habe ich einem solchen Herrn eine köstliche Arbeit eines Zwölfjährigen gezeigt. Mitgeteilte Freude vergällte Freude. 'Wie können Sie ...? Hier fehlt ein Beistrich; dort sollte ein Strichpunkt stehen! Und gleich auf der nächsten Seite ist der Satzbau ganz regelwidrig!!' Hervorragende Leistungen sind Ausnahmen wie in allen anderen Fächern. Wer aber die Schüler den rechten Weg geführt hat — und dazu gehört auch viel Geduld und Ausdauer —, kann sie früher oder später freisprechen; sie gehen oder laufen dann von selbst und bewegen sich auf dem neuen Feld ohne Zwang und ohne Preisgabe ihrer Eigenart. Im Gegenteil! Bei Minderbegabten wird man sich ohnehin mit dem Notwendigen bescheiden müssen.

Diese Auffassung klingt auch aus zahlreichen Urteilen der Berichterstatter mehr oder minder deutlich entgegen. Verhältnismäßig wenige fordern Abschaffung des deutschen Schulaufsatzes, andere Ersatz durch mündliche Übungen. Also 'Improvisationen' nicht nur 'im Juni'? Ich weiß nicht, was Eulenberg dabei denkt, wenn er sich von einem einzigen mündlichen Vortrag, 'den Sie Ihre Jungens halten lassen', die reinsten Wunderdinge verspricht. Die Jungen mögen ihre Einfälle hervorsprudeln, der ältere Schüler wird aus Furcht vor Entgleisungen behutsamer; denn nicht jeder blamiert sich gern vor der Öffentlichkeit. Folglich ist auch hier die innere Vorbereitung unentbehrlich; gemeingefährliche Schwätzer, an denen es ohnedies nicht fehlt, wollen wir nicht großziehen. Das eine Wort *Ex tempore* sagt dem Kundigen alles. Es geht also im letzten Grunde nur auf einen Unterschied in der Ausdrucksform hinaus. Zu mündlichen Übungen, die die Schlagfertigkeit und Redegewandtheit fördern, bietet sich in allen Lehrstunden und in den besonderen Vorträgen reichlichst Gelegenheit. Zudem sind die tiefsten Denker keine Schnelläufer und Dauerredner, sondern stille und innerliche Menschen gewesen, was auch der deutschen Eigenart entspricht. Das beste Mittel zu ruhiger und gesammelter geistiger Arbeit, zu sorgfältiger sprachlicher Gestaltung ist und bleibt der deutsche Aufsatz. Zu den beglückenden Zukunftsträumen gehört auch eine weitere Forderung: der Schüler (auch das kleine Kind) wählt sich seine Aufgaben selbst. Neben der politischen, technischen, astronomischen überspringt die pädagogische Phantasie leicht alle Schranken. Leider trifft die Gleichung Kind = Künstler nicht immer zu. Nüchtern, aber treffend sagt Rudolf Huch: 'Die Begabungen, die für unser Volk heute durchschnittlich sind, liegen beim Kinde noch un-

getrennt in der Seele. Der gemeinsame Keim, aus dem sie herauswachsen, ist mehr als jede einzelne dieser Sprossen, und er ist nicht völlig zu bestimmen, so daß der Phantasie des Betrachtenden der weiteste Spielraum gegeben ist. Immer wieder erwartet man etwas Besonderes, da doch genau so viel, wie gewöhnliche Menschen auf einen ungewöhnlichen kommen, gegen eins zu wetten ist, daß ein gewöhnlicher Mensch daraus wird.'[1]) Wenn nun selbst bei hervorragenden Dichtern auf Zeiten der Flut Ebbe folgt, wenn Berliner Literaten um 1900 (und vielleicht jetzt noch), auch unter Anwendung von Reizmitteln, vergeblich auf Erlebnisse und geniale Einfälle warteten, wenn um das Vorrecht von Ideen Prozesse entstanden, wenn die Aufgaben zu Dissertationen meist gestellt werden, so kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie die Wirklichkeit aussieht. Der Tatsachenbeweis ist übrigens schon lange geliefert. Wie schwer wird es manchen Schülern für mündliche Vorträge, worin ihnen freie Wahl zusteht, auch nur das einfachste Thema aus dem Kreis ihrer Erfahrung zu finden! Immer wieder muß der Lehrer eingreifen. Die Stellung geeigneter Aufgaben ist vielleicht die schwierigste Anforderung des Unterrichts überhaupt. Wenn aber den oder einzelnen Schülern dieses Kunststück aus selbständiger Kraft gelingt, dann werden wir die freie Wahl begrüßen und auch die Schulordnung erlaubt dieses Verfahren bei Hausaufgaben. Schließlich noch einige Worte über das Verhältnis zwischen deutschen und Facharbeiten. Die Herübersetzung aus dem Lateinischen ist eine ausgezeichnete, unentbehrliche Schule für geistiges Arbeiten und für sprachlichen Ausdruck; sie leistet jedoch aus bekannten Gründen nicht immer das, was sie vermöchte. 'Die Voraussetzung einer guten Verdeutschung ist die Synthese zwischen dem Philologen und dem Nachdichter, und die ist leider nicht häufig . . . Gute philologische Kenntnisse kann man sich erarbeiten, aber zum Nachdichter muß man die Begabung mitbringen' (Fr. von Oppeln-Bronikowski). Warnende Beispiele sind die berüchtigten 'Oberlehrerübersetzungen', die Geschmacklosigkeiten in gewissen Kommentaren, die philologisch richtigen oder verbesserten, aber farblosen und unlebendigen Übertragungen antiker oder moderner Autoren. Namen will ich ebenfalls nicht erwähnen. Physikalische und chemische Beschreibungen sollen vor allem auch die Sehtätigkeit schärfen und ausbilden. Sie erfordern kühle und nüchterne (d. h. naturalistische) Beobachtung und dementsprechenden Ausdruck, aber sie beschäftigen nicht den ganzen Menschen. Erst in anregenden deutschen Aufgaben kann sich das Ich befreien und rückhaltlos ausgeben.

Erfreulich ist, daß sich zahlreiche 'Meister' nicht an der allgemeinen Hetzjagd beteiligen, sondern die Schule von ungerechten Vorwürfen entlasten. Als wichtige Ursachen des Tiefstandes bezeichnen sie die schlampige Umgangssprache, das gewöhnliche Zeitungsdeutsch, die Gespreiztheit und den Schwulst moderner Ausdrucksunart, die Vorherrschaft der Phrase, zu der die 'Ära der Politisierung' einlade, ja kommandiere. Walter von Molo verwirft sogar den freien oder persönlichen Aufsatz als Brutstätte von 'Stildilettanten'. 'Die Menge der Schüler darf nicht so unterrichtet werden, daß unter Hunderttausenden, die

[1]) Vom Diesseits und Jenseits. Berlin, Borngräber.

sich bürgerlichen Berufswegen zuwenden, der eine, der vielleicht künstlerische Begabung in sich trägt, gefördert wird (wenn es für derlei Begabungen überhaupt direkte Schulförderungen gibt), auf Kosten aller anderen ... Der freie Aufsatz erzieht fast durchaus, bei der Unreife seiner Erzeuger, zur bombastischen Verwendung angelesener, literarischer, uneigner Wendungen oder der aus dem Alltag in die jungen Hirne einschwärmenden Phrasen.' Wir können die Abwehr solcher Einseitigkeiten wohl verstehen, ohne daß wir jedoch gleich die letzte Folgerung ziehen. Jedenfalls ist die naive Meinung, als ob der Dichter nur tatsächliche Erlebnisse, d. h. Wirklichkeiten, wirklichkeitsgetreu darstelle, mit aller Entschiedenheit zu berichtigen. Über diesen Köhlerglauben spottet Grillparzer mit Recht. Es handelt sich weniger um das Erlebthaben als um das Erlebenkönnen und besonders um die Gestaltung. Jedenfalls ist die Schärfe bemerkenswert, mit der fast alle vor der Gefahr warnen, eingebildete Dichterlinge und Literatursnobs, literarisches Proletariat, heranzuzüchten.

Einigkeit besteht auch in der Ablehnung der sog. literarischen Aufgaben, besonders wenn sie Dichter und Schriftsteller zu platten Schwätzereien ausbeuten, sich nicht auf der Höhe der Sache halten. Da kehren in endlosem Einerlei, von Hand zu Hand überliefert, die 'ewigen' Themen aus Hermann und Dorothea (z. B. Der Apotheker und der Löwenwirt S. 19) oder aus Wilhelm Tell wieder, während draußen die Natur grünt und blüht, das wirkliche Leben in und um uns tätig ist. Und doch sind Aufgaben aus Dichtern nicht in Bausch und Bogen zu verwerfen. Das geschieht auch nur im Eifer des Gefechtes. Ich weiß aus nächster Erfahrung, daß solche Themen, wenn sie den jungen Menschen ansprechen, offene Herzen finden und das Höchste erreichen, seelische Kräfte freimachen. Nur des echten Lehrers bedarf es, der, selbst empfänglich und voll innerer Frische, mit unmittelbarem Sinn auf das seelische, nach Entfaltung drängende Leben der Jugend eingeht. Ich könnte ein Schock von anregenden literarischen Themen aufzählen; aber wozu? die Aufgaben müssen aus der inneren Vorbereitung, aus der Gesamtstimmung nicht einer, sondern der besonderen Klasse hervorwachsen. Man kann nicht jede Frucht in ein fremdes Erdreich verpflanzen. Um so bestimmter ist jedoch gegen Fragen, die sich auf alte oder neuere Kulturzusammenhänge beziehen, Einspruch zu erheben. Niemand in der Welt wäre imstande, etwa die Einwirkungen der griechischen oder römischen Kultur auf die 'Menschheit' sachgemäß und gründlich zu behandeln; man braucht dabei nicht einmal an den Orient oder die arabische Wissenschaft zu denken. Selbst Gundolf, der mit kühnem Mut die Verbindung zwischen Shakespeare und dem deutschen Geist herstellte, hat seine Aufgabe nicht rest- und widerspruchslos durchgeführt. Denn in all diesen Angelegenheiten handelt es sich nicht um mechanische Übertragung, sondern um innere Aneignung, um Bildung und Umbildung nach der eigenen Individualität, und all die schwierigen und schwierigsten Fragen melden sich an. In absehbarer Zeit wird es nötig sein, auch in staatsbürgerlichen und volkswirtschaftlichen Aufsätzen eine Schranke aufzurichten; denn Verstiegenheiten und Krähwinkeleien drohen den berechtigten Kern der Sache zu überwuchern.

All diese Grenzüberschreitungen und sinnwidrigen Zielsetzungen verringern oder vernichten den Bildungswert des deutschen Aufsatzes und bringen ihn in Verruf; wir tun deshalb gut, uns an seine nächste Bestimmung zu erinnern. Eine Selbstverständlichkeit spricht Walter von Molo aus; wir aber waren nahe daran im Narrentanz von idealen Forderungen an eine ideale Schülerschaft das Selbstverständliche zu verlernen: 'Die Schule hat dafür zu sorgen, daß der Kaufmann, der Ingenieur, der Arzt, der Jurist, der Journalist, daß die praktischen Berufe einen deutschen, rein zweckvollen Stil schreiben,' 'Einfachheit und Verständlichkeit sind das Schwerste und das Schönste; sie können, sie müssen anerzogen werden.' 'Sachlichkeit' ist auch nach Thomas Mann 'der Begriff, von dem der Pädagoge auszugehen hat'; denn 'Sachlichkeit ist Liebe zur Sache und Ehrfurcht vor der Sache'. Ohne eine 'bestimmte Durchschnittsform' geht es nicht, hält Johannes Schlaf aller Überspannung entgegen. Und worin liegt der eigentliche Grund für die geringen Leistungen? Man höre und staune: Aufsatzelend ist Denkelend, Erziehung zu klarem Denken die nächste und dringlichste Pflicht der Schule, indem die jungen Leute 'veranlaßt werden, sich die Dinge genau anzusehen, das genau Gesehene sich begrifflich klarzumachen und es dann scharf und richtig auszudrücken' (Paul Ernst). In gewissen Kreisen war schon das Wort anrüchig. Ja Erleben, doch nicht Denken! Es ist bezeichnend, daß uns Dichter Vernunft predigen müssen, es kennzeichnet zugleich den Kreis derer, die weder Dichter noch Denker sind. Mit Denken verbanden sie irgendeine verschwommene Vorstellung von leerem Begriffsspalten, Schlußfolgern, unnützem Verstandesspiel, während es in Wirklichkeit, besonders in Verbindung mit dem Gegenstand, inneres Tun und die Grundlage jeder geistigen Arbeit ist. Alles echte Denken entspringt aus Einfällen und intuitiven Quellen. Nur wo Anschauungen und Gedanken fehlen, kann von Phrase und Schund die Rede sein. Der deutsche Aufsatz fällt nach zutreffendem Urteil mit der 'Lehre der Gesamterkenntnis und Gesamtbildung' überhaupt zusammen; er ist zugleich der sicherste Gradmesser für die Begabung, weil er nicht nur geistige und seelische Kräfte in Tätigkeit setzt, sondern auch ihren Ausdruck erfordert. Außer wenn wir endgültig in Schutt und Stoffmassen versinken. 'Die Einsicht, daß die kostbaren Jugendjahre nicht dazu da sind, mehr oder weniger überflüssige oder oberflächliche Kenntnisse zu sammeln, sondern daß sie dazu benutzt werden sollen, die geistigen Fähigkeiten auszubilden, ist ja so ziemlich verloren gegangen' (Paul Ernst).

Aber selbst der Taglöhner wehrt sich innerlich dagegen, in einem fort gegängelt und bevormundet zu werden. Das Kind verliert alle Freude am Spiel, wenn es nicht in seinem Kreis schaffen und erfinden darf. Gerade bei begabten Schülern erklärt sich die Unlust und der passive Widerstand auch aus der naturwidrigen Knebelung durch die Worte und Ansichten des Lehrers (vgl. u. a. die scharfen Ausführungen Josef Pontens). Wo bleibt dann die vielgepriesene Selbsttätigkeit? Sie verflüchtet sich in ein Nichts, und die beste Gelegenheit, die Forderungen der Arbeitsschule zu verwirklichen, geht verloren. Die Sitte oder Unsitte, die Aufsätze auch in den obersten Klassen zu leeren

Stilübungen herabzudrücken, ist durchaus verwerflich, eine Versündigung an dem begabteren Teil der Jugend. Fr. von Oppeln-Bronikowski erspart mir weitere Ausführungen: 'Der Vorschlag, den alten Aufsatz ganz durch Stilübungen zu ersetzen, rechnet nicht mit dem positiven, auf Inhalte drängenden Wesen der Jugend. Bloße Stilübungen ohne Inhalt werden, zum Prinzip erhoben, zur Spielerei oder Quälerei und führen leicht zu pedantischem Formalismus ... Was die Jugend lernen soll, ist, Inhalte mit dem Gedanken oder dem Gefühl zu erfassen und diesem Ausdruck zu geben. Sie soll weder zu Philologieprofessoren noch zu Vielwissern, noch zu Schönrednern erzogen werden.' Inhalt und Form, die ein organisches Ganzes bilden oder bilden sollen, zu trennen wäre ein Unding. Der schaffenden und gestaltenden Tätigkeit ist, von den unteren Klassen beginnend, immer mehr freier Raum zu lassen. Damit verbieten sich verschrobene Aufgaben von selbst, und die Beurteilung erschwert sich so, daß beschränkte 'Einpauker', die, nach gewissen Stoßseufzern zu schließen, als Alpe nächtlings die schwergeprüften Dichter heimsuchen, unbedingt versagen. Ja, man muß noch weiter gehen. Plattheiten und Selbstverständlichkeiten langweilen, weil sie den Geist nicht beschäftigen. Wenn ich jemand breitspurig erzähle, daß jeder Mensch einen Kopf hat (des Inhalts sind manche Aufsätze), so schüttelt er selbst den Kopf. Anregend muß jedes Thema sein, ohne jedoch die Sehweite zu überschreiten. Nur wer die hellen Lichtungen, die Trübnisse und Hemmungen des geistigen Arbeitens in sich selbst erfährt, wer sich dem Ringen mit dem Stoff, den Schwierigkeiten der Gestaltung und des sprachlichen Ausdrucks nicht entzieht, hat Aussicht, seine Höhe zu erreichen. Das ist ein Lebensgesetz des geistigen Schaffens (wie der körperlichen Arbeit), dem auch der Meister unterworfen bleibt. Und von solchen Vorbildern kann der Anfänger zugleich lernen, daß der erste Entwurf noch viele Kleinarbeit im einzelnen erfordert. Daß freilich für den Schüler manches Problem ist, was 'Athenes Vogel kein Geheimnis', darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren; denn sonst wäre ja selbst ein Eulenberg altmodisch und die Zeit der Erfüllung nahe.

Ein Gedanke wird in den Berichten kaum angedeutet und doch ist er von entscheidender Wichtigkeit: der dialogische Verlauf, der geheimnisvolle Zwang alles geistigen Schaffens. Hier kann man freilich an einen Naturvorgang, an das Wachstum einer Pflanze, erinnern und doch ist dieses Wachstum wesentlich anderer Art. Es vollzieht sich nicht in der vielberufenen und für die Erklärung so bequemen Finsternis des Unbewußten, vielmehr in einem eigentümlichen Zustand innerer Abgeschlossenheit und des Versunkenseins in die Sache. Da tauchen dann, jedoch schon durch den Gegenstand und die Richtung des vorschwebenden Zieles bestimmt, aufflammenden Blitzen, mitunter auch Irrlichtern gleich, Ideen empor; vgl. das volkstümliche: 'Es geht mir ein Licht auf'. Aber diese Einfälle treffen nicht immer ins Schwarze. Manchmal sind sie unmittelbar einleuchtend; gewöhnlich aber tritt eine zweite Instanz in Tätigkeit, die ihre Zweckmäßigkeit, ihren Sinn oder Unsinn einschätzt, und zwar durchaus im Hinblick auf den Gegenstand oder die Einheit des Ganzen. Zwischen Anschauung

und Phantasie einerseits, dem Verstand, bzw. Geist anderseits bewegt sich alle produktive Tätigkeit, soweit sie über mechanische Wiederholung oder statistische Feststellung hinausstrebt. Wie der Stoff, den wir verwenden, das Werkzeug, mit dem wir arbeiten, eine gewisse Herrschaft über uns ausüben, so verlangt erst recht die Sache, die wir behandeln, ihre Rechte. Wer sich diesem naturgemäßen Zwang entzieht, geht rettungslos in die Irre. Zu den Stiefkindern der Natur, denen wir überall, auch in der Vergangenheit begegnen, gehören die unschöpferischen Menschen, denen nichts einfällt, und die Unheilbaren, die ihre Wahnideen nicht durch klaren Geist, durch Wirklichkeitssinn zu zügeln vermögen. Es ist der tiefste Zug im Leben der Natur, daß sie in allem, von den Kristallen bis zu den höchsten Organismen, der Form und Einheit zustrebt und Fremdartiges von sich zu stoßen sucht. Dasselbe geheime Gesetz wirkt auch im dichterischen Schaffen, wenn auch hier der intuitiven Ursprünglichkeit das Beste entquillt. Sogar in der nüchternsten Beschreibung findet eine Auswahl des Wesentlichen statt, das sich zur Einheit des Gegenstandes verbindet oder verbinden soll, in der ganz persönlichen Darstellung eine Auslese des subjektiv Wertvollen.

Auf diese Weise entsteht die eigentümliche innere Zwiesprache, in die uns Lessings bekannte Abhandlung über eine Aufgabe im Deutschen Merkur einen lehrreichen Einblick gewährt. Es kommt nun dabei wesentlich auf den Anteil des Ich an: entweder beschränkt es sich auf die Aufnahme der Sinneseindrücke, wird zum beobachtenden Organ oder es wirkt in der ganzen Fülle seiner Innerlichkeit mit (vgl. Naturalismus — Expressionismus). Daraus ergeben sich die zwei Naturformen der Darstellung: Beschreibung und Schilderung, die sich ebenso auf das Sein wie auf das Werden beziehen. Der Beschreibung des Gegenständlichen haftet eine gewisse Einseitigkeit an; sie bleibt an und für sich immer mehr oder weniger unverständlich und erfordert als Ausgleich die Zeichnung. Um so wichtiger ist für den deutschen Aufsatz die Beschreibung des Werdenden. Naturkunde und naturwissenschaftliche Fächer sind für solche Übungen, die vielleicht noch zu sehr gegen Berechnungen zurücktreten, in erster Reihe zuständig und verantwortlich. Man zieht die Grenzen der Beschreibung gewöhnlich zu eng. Auch Entwicklungen, Begründungen, Beurteilungen gehören im wesentlichen hieher. Solche Fragen stellen das Leben und der Beruf immer wieder von selbst, und sie drängen sich auch der Jugend auf. In der Schilderung handelt es sich nicht um möglichst sachliche Wiedergabe äußerer oder innerer Zustände und Vorgänge, die bloß die Anreize vermitteln; nicht die naturalistische oder impressionistische Malerei, die leicht Wertvolles mit Nebensächlichem vermengt, kann hier unbedingtes Vorbild sein, sondern die schöpferische Kraft mit all dem Schmelz, dem Eigenton des Individuellen haucht ihr blut- und lebendurchglühte Fülle ein und gestaltet ein einheitliches Ganzes. Selten genug wird diese Stufe erreicht, z. B. in der Darstellung der seligen Ruhe in der Nacht, der Geliebten, des Augenblicks, der die Ewigkeit umschließt, in Lenaus 'Bitte' (gegen die Maßregelung nach einer theoretischen Einseitigkeit) oder in der Sehnsucht nach Frieden, Goethes Nacht-

liedern. Häufig sinkt die Schilderung rasch zur Nüchternheit des Gedankens herab oder erliegt der Gefahr der rhetorischen Phrase, indem sie anstatt persönlichster Eindrücke allgemeine Redensarten einsetzt, den Verstand anstatt der Phantasie beschäftigt. Die Schilderung als rein dichterische Darstellung ist weder lehr- noch lernbar, so wenig wie ich jemand befehlen kann: Erlebe, erlebe! Ausbildungsfähig freilich wie jede Anlage; aber doch mehr durch eigenes Zutun oder den 'idealen' Lehrer, der in pädagogischen Paradiesen vorausgesetzt wird. Jedenfalls müssen beide Ausdrucksformen als gleichberechtigt gelten. Dazu entwickelt sich in jedem begabten Menschen allmählich eine besondere Einstellung, eine innere Grundspannung, die nicht nur den Ausdruck, sondern auch sein Weltverhältnis bestimmt. Man kann von dem (reichlich überschätzten) 'kunstliebenden Klosterbruder' nicht verlangen, daß er wie Kant denkt und schreibt. Wer für solche Ungreifbarkeiten keine Witterung besitzt, wird immer wieder mit groben Händen dazwischenfahren. Auch die üblichen Auslassungen über die Beziehungen zwischen Schiller und Goethe und andere literarische Fragen würden sich bei richtiger Auffassung von selbst vertiefen.

Aus diesen Grundlagen erwachsen zwei Arten von deutschen Aufsätzen, die in ihrem Wechsel allen Möglichkeiten gerecht werden: sachliche Arbeiten und persönliche Aussprachen oder Ichdarstellungen. Letztere sind durchaus nicht neu; sie waren vor hundert und mehr Jahren unter dem Namen Herzensergießungen sehr im Schwang. Freilich wählen oft Unberufene das ihrer Eitelkeit zusagende oder 'moderne' Thema; dann aber ist es 'fürchterlich. Und der Mensch . .!' Welch ein armseliges Ergebnis vollends, wenn der Lehrer oder 'Meister' selbst in wirklichkeitsfremder Schönseherei flügellahme Haus- und Hofvögel mit Falken und Adlern verwechselt! Die Schilderung persönlicher Erlebnisse tritt in den obersten Klassen naturgemäß zurück; nicht jeder gibt sich gern der Öffentlichkeit preis. Es empfiehlt sich daher die mittelbare Darstellung. Aufgaben, die an das Erleben anknüpfen, Gemütskräfte in Tätigkeit setzen, zeichnen sich häufig durch innere Wärme und eigenwüchsige Sprache aus. Es ist ein glücklicher Umstand, daß manche Themen beide Möglichkeiten, ohne Verquickung der Ausdrucksformen, in sich vereinigen, z. B. aus Shaftesburys Moralisten: 'O herrliche Natur, deren Erforschung soviel Weisheit, deren Betrachtung soviel Wonne bringt!' (Nur in der obersten Klasse verwendbar, wenn der Unterricht in den vorausgehenden Jahren mehr als die Oberfläche gestreift hat; auch für den Durchschnittslehrer kein Kinderspiel). Künstlerische (nicht dilettantische) Begabungen, die sich trotz allen gegenteiligen Versicherungen ziemlich selten finden, was vielleicht auch an dem Vorwiegen des nüchtern wissenschaftlichen Unterrichts liegt, sind besonders zu berücksichtigen. Den Mißstand des Massenunterrichts können wir dadurch einigermaßen ausgleichen. daß wir in den obersten Klassen mehrere Themen zur Auswahl stellen.

Aus naheliegenden Gründen kann ich auf weitere Fragen (Gliederung, Ausdruck, unterrichtliche Behandlung) nur andeutungsweise eingehen. Jede Aufgabe erfordert ihre eigene, nicht übertragbare innere Form und ihre besondere Ausdrucksweise. Abwege sind Zuchtlosigkeit, die das Thema mißhandelt

und den Leser mit dem belästigt, was ihr gerade einfällt, Manier, die handwerksmäßig ihre sämtlichen Artikel über denselben Leisten schlägt. Ob die Aufgabe heißt: 'Was verdanke ich dem Umgang mit der Natur?' oder: 'Die Maschine ein Dämon', gleich holt man aus dem oder jenem Schubladen die bereitliegenden Schemata, wie körperlich — geistig, im allgemeinen — im besondern oder Vorerörterung — Erörterung. Ist denn damit überhaupt etwas gesagt? Wenn aber Wilhelm Schäfer mit dem zornigen Wort schließt, das, wohl ohne seine bewußte Absicht, ein sehr geeignetes Thema für die Wiederholung der Reifeprüfung enthält: 'Wie bilden wir unsere Professoren, oder wie vernichten wir die zur Bildung unfähigen, damit sie nicht Generation für Generation mit ihrem Gelehrsamkeitsdünkel plagen?', so empfiehlt sich hier ausnahmsweise Vierteilung. Gelehrter Kleinkram hat freilich im deutschen Aufsatz keine Spur von Berechtigung. Mache und Schablone wirken hier ebenso tödlich wie in der Kunst und Kunstbetrachtung. Die eigentliche Disposition, die weder zu ausgedehnt noch ein ausgezirkeltes Kunststück sein soll, ergibt sich aus der inneren Zwiesprache von selbst. In den unteren und mittleren Klassen genügt eine Angabe der Merkworte; hier übernimmt der Lehrer die Rolle des prüfenden Organs. Jede Anordnung, deren Glieder nicht in organischem Zusammenhang unter sich und mit dem Ganzen stehen, ist von vornherein verfehlt. Der Unsinn solcher Einteilungen entpuppt sich sofort, wenn man diese Manier auf einfachste Fragen überträgt. In der organischen Einheit werden die Teile durch das Ganze bestimmt; sonst ergibt sich höchstens eine mechanische Aneinanderreihung oder ein verzerrtes Zwitterding. Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, ohne daß die Sache ihrer Wichtigkeit entsprechend beachtet wurde, und wiederhole es jetzt an betonter Stelle: Alles dichterische, alles geistige Schaffen überhaupt vollzieht sich im Banne beherrschender Motive, die sich wieder in Teilmotive verästeln, jedoch so, daß der letzte Zweig, ja das entfernteste Blatt noch in organischer Verbindung mit der Nährquelle bleibt. Der größte Meister wie der schlichteste Aufsatzschreiber arbeiten unter dem Zwang des gleichen Naturgesetzes, nur daß die Grade der Bewußtheit verschieden sind. Der eine besitzt diese organische Einheitlichkeit dank einer glücklichen inneren Ausstattung, der andere muß sie sich durch Selbstzucht aneignen, soweit dies möglich ist. Andernfalls gerät er unfehlbar auf Irrwege. Nur wer sich im geistigen Arbeiten auskennt, ist imstande andere zu fördern; sonst verzettelt er sich unfehlbar in Äußerlichkeiten. Wenn uns das Schaffen in seinen Ursprüngen ein Mysterium ist, so bleibt uns doch der Einblick in die inneren Vorgänge und Tätigkeiten nicht verschlossen. Nur die Grundlinien konnte ich andeuten. Von hier aus treten zahlreiche, nicht vorauszusehende Möglichkeiten ein: eigenartige, von der Mittelstraße ablenkende Zielrichtungen, mitunter auch neue und deshalb um so erfreulichere Bahnen. Dabei wird sich herausstellen, daß begabte Schüler auch die Lehrer des Lehrers sein können. Es gibt in der Tat in derselben Angelegenheit mehr als einen Weg nach Rom, aber er muß auch nach Rom führen. Die Schüler unter das Zwangsjoch einer fremden, vielleicht äußerlichen Disposition zu stellen ist unter allen

Umständen verkehrt. Von der 7. Klasse (Obersekunda) an muß selbständiges Arbeiten die Regel sein. Wie in allen Fächern sind jedoch auch hier gelegentliche mündliche Übungen[1]) notwendig, die zugleich in wichtige Lebensbeziehungen einführen. Freilich ist das eine schwierige Aufgabe, die an den Leiter des Zwiegesprächs, seine Urteilsfähigkeit und erfinderische Kraft, an seinen Geschmack und seine Geistesgegenwart die höchsten Anforderungen stellt. Aber es bleibt dabei. Wenn der Meister versagt, kommt der Lehrling nicht vorwärts. Anders in der Genieschule. Man hält sich darüber auf, daß der heranwachsenden Jugend allmählich die Unmittelbarkeit des Kindes verloren gehe. Das hängt auch von der Tatsache ab, daß sich die innere Umbildung, die neue Einstellung anbahnt und vollzieht. Damit braucht keineswegs eine Einbuße an naturhafter Innerlichkeit verbunden zu sein. Im Gegenteil, die Selbstbesinnung, die Richtung in die Tiefe künden sich an.

Wenn der Aufsatz nicht in das geistige Arbeiten einführt, ist er zwecklos, ebenso, wenn er nicht der Schärfung und Ausbildung des Sprachgefühls dient. Lehrer, die kein 'Gefühl für den in ihren Schülern schlummernden Stil haben und es nicht verstehen, diesen zu wecken,' trifft der Vorwurf Clara Viebigs mit Recht. Die schmucke Form der Franzosen, die aus allem etwas macht und auch bei innerer Armut blendet, kann für uns nicht vorbildlich sein, weil wir weder Franzosen noch Französlinge sind. Lebensvolle Anschauungen, Gedanken, die aus wirklicher Tiefe aufdämmern, wenn auch in schwerer Rüstung, sind unserer Art — leider! höre ich einwenden — vertrauter als welsches Wortgepränge oder zierliches Mittelmaß. Und ist es tatsächlich ein so schwieriges Kunststück, begabte Schüler allmählich an Einfachheit und schlichte Darstellung zu gewöhnen? Zwei Forderungen sind besonders vordringlich. Einklang zwischen Gegenstand und Ausdruck, auch das gehört zum guten Stil, und das erwachende Sprachgefühl und der sich entwickelnde Geschmack oder der Lehrer, der außer den neunundneunzig Eigenschaften des Genies noch einige andere besitzen soll, wird euch die Augen öffnen, daß ihr auch in solchen Dingen zwischen Gut und Böse unterscheiden lernt. Dann seht ihr mit der Zeit vielleicht ein, wie gedankenlos Gerhart Hauptmann über das sog. Pathos Schillers redet. Er mutet dem Königsaar zu, daß er sich 'mühsam kaum vom Boden hebe.' Alles echt Individuelle ist einmalig und deshalb unnachahmlich. Wie aber der rhetorischen Nichtigkeit und Wortverschwendung begegnen? Ich kenne kein besseres Mittel: Übertragt doch euren Schwulst in die lebendige Sprache, dann merkt ihr, wie gespreizt, wie inhaltlos eure Wortsündflut ist. Schreibt ein natürliches Deutsch, das nur euch und nicht dem verbildeten Durchschnitt zugehört! Vor allem aber achtet darauf, daß nicht an die Stelle des lebendigen oder treffenden Ausdrucks die verwaschene Allerweltsphrase, die nichtssagende Verallgemeinerung tritt! Und doch bietet sich euch von früher Jugend auf Gelegenheit zu persönlicher Aussprache. An die Nacherzählungen, die freilich auch eurem Sinn entsprechen müssen, schließen sich bald lustige und ernste

[1]) Ähnliche Übungen empfehlen u. a. Paul Ernst, Flake, Kellermann.

Aufsätzchen aus eurer eigenen Erfahrung. Ich erinnere mich gern an solche Arbeiten und störte meine und die fremde Freude nicht durch den überpeinlichen Ernst der damals gültigen Rechtschreibung, die man hier nicht als die Hauptsache anzusehen braucht. Diesem Zwecke dienen besondere Rechtschreibübungen, 'wiewohl damit nicht das geringste für einen kernhaften, echten Menschen geleistet ist!' Sonst müßte auch der junge Goethe hinter dem ersten besten Rechtschreiber zurückstehen. Kleinlichkeit kann hier allen Eifer und alle Unmittelbarkeit ertöten. 'Was unser Papagei heute mittag getrieben hat!' Unter dieser selbstgewählten Überschrift hat mir einmal ein elfjähriger Weltbürger ein köstliches Geschichtchen berichtet. Und was wissen die kleinen Leute alles, immer in eigenartiger, in kindlicher Färbung, von ihren Liebhabereien, Spielen, besonderen Vorgängen, von den Tieren (den einzelnen, nicht der Gattung!) zu erzählen! Eine unerschöpfliche Fülle von Stoffen. Ich habe ein Bilderbuch von meiner Jugend her; da ist nach echtem Kindersinn dargestellt, wie die Hauskatze um Mitternacht auf Besuch zu ihrer Freundin geht und plötzlich, als die Mäuse den tollsten Schabernack treiben, heimkehrt. Eine Schulaufgabe darüber, sonst keine willkommene Arbeit, hatte 'durchschlagenden' Erfolg. Allmählich wächst die Jugend über Kindergeschichten hinaus. Aber auch den älteren Schülern gönnen wir zur Abwechslung[1]) gern die Möglichkeit, sich über ihre Beziehungen zur Natur und zum Leben (im weitesten Sinne, aber in notwendiger Umgrenzung des Themas) auszusprechen. Mit einer Einschränkung. Reif sein ist alles. Kein größeres Wort kennen wir von Shakespeare. Wer jemand Freiheiten einräumt, wofür die innere Bereitschaft fehlt, braucht sich nicht zu wundern, wenn sie in Zuchtlosigkeiten ausarten; wer verschrobene und unmögliche Ansprüche stellt, gefährdet bei der Mehrheit nicht nur die geistige Entwicklung, sondern auch den Charakter.

Denn die letzte Entscheidung liegt in der Persönlichkeit des Lehrers: darin stimmen auch die Berichte der 'Meister' überein. Solange die Universität mehr Gelehrsamkeit als schaffende Tätigkeit verlangt, wird es beim alten bleiben. 'Erzieherische Menschen, denen die Schüler glauben und nachstreben', fordert Gundolf. 'Der denkende Lehrer wird geeignete Themata finden, der andere wird den alten Unsinn durch die Jahre weiterschleppen, ohne sich durch irgendwelchen Rat beeinflussen zu lassen' (von Gleichen-Rußwurm).

Und die eingangs gestellte Frage: 'Nieder mit dem deutschen Aufsatz'? Wir lassen dem Dr. Eisenbart seine Heilmethode und seine Heilerfolge und uns das Recht und die Pflicht, die Schädlinge auszurotten, das Lebenskräftige aber zu erhalten und zu fördern. Den deutschen Aufsatz als den Gradmesser der Begabung und der erreichten Bildungsstufe, als den besten Vorarbeiter für künftige Arbeiten im Leben und im Beruf können wir weniger entbehren als manches andere.

[1]) Die bayerische Schulordnung läßt hierin dem Lehrer die wünschenswerte Bewegungsfreiheit.

KULTURAUFGABEN DES GESCHICHTSUNTERRICHTS

Von Bernhard Kumsteller

Es war in den letzten Jahrzehnten des alten Jahrhunderts. Die Epigonen der realistischen Schule der Geschichtschreibung arbeiteten empirisch weiter, solid und tüchtig. Immer neuen Stoff schleppte die Forschung zur Verarbeitung heran, immer neue Spezialgebiete der Historie entstanden. Die Geschichtschreibung verlor die Verbindung mit dem fließenden Leben. Sie schwieg mit Ausnahme der ultramontanen und der sozialistischen zu den brennenden Streitfragen der Weltanschauung. Die Geschichtsphilosophie beschäftigte sich ausschließlich mit Fragen der Logik und Erkenntnistheorie.

Inzwischen wurden Zeichen einer neuen Entwicklung sichtbar. Lamprechts Versuch, in der Geschichte eine Einheit zu sehen, fand Nachahmer (Breysig). Die inhaltliche oder materiale Geschichtsphilosophie, die sich mit dem Sinn der historischen Entwicklung befaßt, um zu einer historischen Weltanschauung zu gelangen, lebte neu auf. Die Achtung vor der reinen Empirie begann zu sinken. Das junge Geschlecht hatte genug der Überfütterung mit Stoff, des Gedächtnisdrills und der Verstandeskultur. Unter ihr fand der Ruf Nietzsches 'Los vom Historismus' lebhaften Widerhall.

Wie verhielt sich der Lehrbetrieb der Geschichte an Universität und Schule zu diesem aufkeimenden Neuen? Man muß sagen, daß die Universität als Lehranstalt an ihm im großen ganzen vorüberging. Recht lehrreich ist in dieser Beziehung ein Blick auf die Themen der Dissertationen: Kleinarbeit und Spezialforschung.

Die preußische Schulreform von 1901 verwirklichte ebenfalls nicht die aufkommenden Gedanken. Dagegen zeigten sich Ansätze neuer Entwicklung unter den Schulhistorikern, indem sich die Forderung nach historisch-politischer oder, wie es hieß, nach staatsbürgerlicher Bildung bei ihnen hervorwagte. Man verstand darunter Kenntnis der Entstehung der uns heute umgebenden historischen Formen in Politik, Verfassung, Wirtschaft. An diesem Stoffe sollte der historische Sinn, historisches Denken, historisches Urteil und sozial-staatsbürgerliches Wollen geübt werden. Aber auch diese Kräfte waren doch wohl noch allzu stark mit der Vergangenheit verwurzelt. Wir sehen, wie unter den Zielen die Stärkung des Intellekts die erste Stellung einnimmt. Das ethische Ziel ist hier auf die Ausbildung des Menschen als Gemeinschaftswesen beschränkt. Von der Pflege des Gefühlslebens finden wir nichts. Je mehr die staatsbürgerliche Schule an Anhängern gewann, um so stärker schob sich auch hier wieder der nackte Materialismus vor. Man kann ein Grauen bekommen vor den Listen in den 'Staatsbürgerkunden', in denen aufgezählt war, was der gute Staatsbürger alles wissen sollte.

In diesen Zustand der Unfertigkeit platzten Weltkrieg und Revolution hinein. Man brüllte: 'Weg mit!' ... 'Nieder mit! ...' Andererseits hatte man weder Schwung noch Kraft, die Keime, die sich schon vor der Revolution so glück-

verheißend gezeigt hatten, zur vollen Entfaltung zu bringen. Das zeigten deutlich die Verhandlungen über den staatbürgerlichen Unterricht in der Reichsschulkonferenz 1921.[1]) In erster Linie drehte sich die Debatte um die stoffliche Abgrenzung der Staatsbürgerkunde und die Frage, ob Staatsbürgerkunde ein besonderer Lehrgegenstand sein sollte oder nicht. Die von F. Rühlmann hervorgehobene ethische Seite fand in der Debatte viel zu wenig Beachtung.

Vier Jahre sind seit der Revolution verflossen, und noch sind wir mit dem Wiederaufbau nicht einen Schritt vorwärts gekommen. Das Volk klafft nach wie vor politisch, wirtschaftlich, sozial in zwei feindliche Lager auseinander. Noch immer kein Ausgleich zwischen Altem und Neuem! In dieser Lage ist es heute noch mehr als vordem die Pflicht des Geschichtsunterrichtes, endlich einzugreifen, Menschen bilden zu helfen, die stark und befähigt sind, die Krankheiten an unserem Volkskörper zu heilen.

Auch wir sind der Ansicht, daß das historische Vorstellungsvermögen, d. h. die Gabe, jede Erscheinung in ihrer zeitlichen und sachlichen Bedingtheit sich vorzustellen, zu schärfen ist. Wenn diese Vorstellungsweise mehr Allgemeingut würde, müßte auch die Geschichtsbetrachtung der Parteien, die pseudohistorisch ist, weil sie synthetisch und systematisch vorgeht, an Ansehen verlieren. Und damit wäre schon manches gewonnen.

Wollten wir uns aber hiermit allein bescheiden, so würden wir in bloßem Relativismus und Historismus stecken bleiben, der so oft der Historie vorgeworfen wird. Der Geschichtslehrer muß vielmehr fähig sein, eine lange Reihe von historischen Erscheinungen zusammenzufassen. Dies geht über bloße historische Vorstellung hinaus, es wird historisches Denken. Denn nach unserem Dafürhalten ist Denken nichts anderes, als mehrere Vorstellungen oder Wahrnehmungen zugleich zu haben und das Unterschiedene und Einheitstiftende in ihnen zu sehen. Und weiter: die Bedingungen des Denkens sind im Subjekt selber zu suchen; oder: nur die Besonderheiten, Merkmale kann ich als unterschiedene oder einheitstiftende wahrnehmen, deren Allgemeines ich selbst habe. Daraus geht hervor: der Glaube an die Allgemeingültigkeit der Empirie kann nicht mehr aufrechterhalten werden. Die Vorstellung stürzt zusammen, als sei die Geschichte eine Photographie. Vielmehr verhält sich Geschichte und Leben so wie die Natur zu einem Bilde. Geschichte ist Konstruktion, Ergebnis eines Denkprozesses; abhängig vom Subjekt. Dadurch nun, daß wir das Zusammengeschaute durch immer neue konzentrische Kreise erweitern und bis zum letzten Allgemeinen vordringen, wird aus dem wirren Durcheinander des Lebens ein Sinnganzes, von dem wir selbst als Einheit stiftendes Subjekt ein Teil sind. Damit haben wir das erreicht, was wir historische Weltanschauung nennen.

Hieraus ergibt sich für den Geschichtslehrer eine doppelte Aufgabe, einmal: die historische Denkweise des Schülers zu wecken. Das geschieht, indem der Lehrer selbst, soweit es nur irgendwie angängig ist, eine möglichst große Zahl von historischen Besonderheiten vorführt und aus diesen durch den Schüler

[1]) Vgl. Amtl. Bericht S. 743.

den Begriff wie ein Mosaikbild zusammensetzen läßt. In dieser Übung scheint uns der Kern des historischen Arbeitsunterrichtes zu liegen. Notwendig ist dazu, daß die Geschichte nicht als dürres Gerippe gegeben wird, sondern daß man sich endlich entschließt, bestimmte Abschnitte für eine vertiefte Behandlung auszuwählen.

Und das zweite: der Lehrer muß dem Schüler nahebringen, daß die Historie kein fertiges Lehrgebäude ist. Der reifere Schüler muß auch einmal etwas darüber erfahren, wie häufig nicht nur das eigene Subjekt, sondern auch das des Überlieferers an der Formung der Geschichte Anteil hat. Dazu bietet sich oft genug Gelegenheit, z. B. bei der Behandlung der Ursachen der Blüte und des Verfalls Athens, bei der Beurteilung der Reformation oder der Französischen Revolution. In solchen einzelnen Fällen soll sich die historische Weltanschauung des Lehrers offenbaren. Aber ist das nicht 'Politik in der Schule'? Man stecke nicht den Kopf in den Sand. Unsere Jugend vernimmt das Wettergrollen des heutigen Lebens. Sie hört Gespräche im Elternhaus und in Jugendvereinen, sieht Bücher in Schaufensterauslagen und liest sie. Sie grübelt und spintisiert über soziale, religiöse, philosophische Probleme; viele Primaner quälen sich beispielsweise heute mit Spenglers 'Untergang des Abendlandes' genau so ab wie die vor 15 Jahren mit Häckels 'Welträtseln'. Die Jugend will, daß der Lehrer ihr in ihrer seelischen Not helfe. Der ist kein Erzieher, der sich dem verschließt. Die Losung 'keine Politik in der Schule' ist also *cum grano salis* zu verstehen. Unhistorisch und deshalb verwerflich ist Agitation für die eigenen Anschauungen oder gar moralischer Zwang, ebenso verwerflich ist politisches Kannegießern und Verabreichung eines verdünnten Aufgusses des Parteiprogramms und der Leitartikel des Leibblattes anstatt wissenschaftlich begründeter Weltanschauung. Die Parteien mögen endlich ihre Furcht vor der Politik der Geschichtslehrer aufgeben. Unsere Jugend ist doch selbständiger, als sie ahnen. Großzügigkeit, wie sie dem englischen Gemeinwesen eigen ist, ist erforderlich, damit die guten Lehrkräfte sich frei, ohne Bespitzelung fürchten zu müssen, auswirken und solche, die zu Unrecht an ihrem Platze stehen, beeinflussen können.

Schon die Erwägung, daß historische Vorstellung ein gegenständliches Wiederhaben ist, sollte uns bestimmen, bei unseren Schülern die Fähigkeit wahrzunehmen, Gegenständliches zu haben, zu pflegen. 'Nur die Augen nicht vergessen, nur diese Eingangstore der Seele weit öffnen!' (Hans Thoma). Die Klage ist ja nicht neu, daß unsere Schule zu sehr Buchschule ist, daß sich der Unterricht zu wenig auf Eigenbeobachtung begründet.[1])

Wie soll das nun geschehen? Ist nicht Geschichte die Wissenschaft vom Gewesenen? Wird dagegen Wahrnehmen nicht durch Sinnesreize bedingt? Es ist richtig, die handelnden Menschen sind verschwunden. Aber in vielen Fällen ist der Ort des Geschehens unverändert geblieben, in anderen Fällen haben Teile von historischen Individualitäten, Stücke der Begebenheiten selbst, der

[1]) Vgl. zuletzt Fritz Brather, Schülerwanderungen, Leipzig 1922, S. 7 ff.

Zeit getrotzt und sich als 'Überreste' in die Gegenwart hineingerettet. Zu historisch denkwürdigen Stätten gehören z. B. Schlachtfelder und Städte sowie einzelne Häuser, in denen berühmte Ereignisse stattgefunden oder berühmte Männer gelebt haben. Wir besuchen also mit den Schülern ein Schlachtfeld und lassen sie hier von einem erhöhten Platze aus wahrnehmen, welche geographischen Bedingungen gerade diese Stätte zum Schlachtfeld geeignet machten. Wir zeigen, wo die einzelnen Heere standen, und lassen aus der Landschaft ablesen, warum die Örtlichkeit für den einen Gegner zum Siege, für den anderen zur Niederlage wurde. Eine solche Übung läßt sich z. B. auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf anstellen. Der Schüler nimmt da förmlich die geographische Ursache der Niederlage Friedrichs d. Gr. wahr.

Zu den Überresten rechnen wir u. a. die Schöpfungen der Kunst und der Technik: Dome ebenso wie Dorfkirchen und Feldkapellen, Städte wie Dörfer, Patrizierhäuser wie Bauernhäuser, Burgen, Türme, Mauern, Tore, Erzgüsse, Steinbilder, Holzschnitzereien. Der Schüler soll geübt werden, das historisch Bedeutsame an ihnen sofort wahrzunehmen. Was drückt Nürnberg den Stempel der Reichsstadt des XVI. Jahrh. auf? Oder: Was ist das historisch Bedeutsame und Unterscheidende an den Stadttoren von Nürnberg, Bamberg, München? Indem wir dieses wahrnehmen, haben wir zugleich ein Stück Geschichte dieser drei Städte. Den Industrialismus, die soziale Frage sieht der Schüler beim Besuch eines industriellen Werkes erst recht deutlich. Man ahnt, wieviel noch zu tun ist, um unsere Wandertage wirklich fruchtbringend zu gestalten und sie zu einem unentbehrlichen Mittel des historischen Wahrnehmens zu machen.

Bewußt und viel stärker als bisher ist das Zuständliche, d. h. das Gefühl, das mit dem Gegenständlichen maßgebend verknüpft ist, zu pflegen. Wenn der Lehrer richtig vorführt, wie die Menschen in ihrem Suchen nach der letzten Einheit die Geschichte konstruiert haben, wenn der Schüler dann sieht, wie die handelnden Personen um bestimmter Ziele willen gekämpft, geirrt, gelitten haben, und das Jahrhundert für Jahrhundert, wird in ihm zugleich ein Gefühl der Achtung vor dem ehrlichen Streben und Ringen anderer, ein Gefühl des Verbundenseins mit den Menschen der Vergangenheit und Gegenwart erwachsen: Toleranz-, Humanitäts- und Gemeinschaftsgefühl. Daran fehlt es ja bei uns ganz besonders. Statt Toleranzgefühl schulmeisterliche Rechthaberei. Man möchte die ganze Welt nach der eigenen historischen Weltanschauung als der alleinseligmachenden uniformieren. Statt menschlichen Gemeinschaftsgefühls sehen wir die Herrschaft des brutalen Satzes: Jeder sieht, wo er bleibt. Welcher Historiker spürt nicht, daß dieses Krankheitserscheinungen sind, an denen unser Volk zugrunde gehen muß, wenn nicht der Unterricht das charakterisierte Gefühl im jungen Geschlecht stärkt?

Mit der Pflege des Gemeinschaftsgefühls allein kommen wir aus unserer Not jedoch nicht heraus, wenn man unter Gemeinschaft ausschließlich eine Partei-, Klassen- oder Vereinsgemeinschaft versteht. Vielmehr muß noch eine Besonderheit des Gemeinschaftsgefühls ergänzend hinzutreten: das Nationalgefühl. Nichts ist bezeichnender für die Krankheit unseres Volkes, als daß dies

Zuständliche von vielen geleugnet und aufs widerlichste umkämpft wird. Wie sollen wir da den Krieg nach dem Kriege, den ein unversöhnlicher, rachsüchtiger Gegner gegen uns führt, bestehen? Jede historische Einheit — und eine solche ist auch das Nationalgefühl — ist Gewirktes und wirkende Bedingung zugleich. Sie enthält in gleicher Weise Vergangenheit und Zukunft. Auf unseren Fall angewandt: Nationalgefühl ist einmal gleichbedeutend mit der Freude am Erreichten und an der Macht und dem Fortschritt des eigenen Volkes. Mit ihr soll sich aber zum zweiten das Gefühl der Bescheidenheit und Verantwortung verbinden, daß wir als Nation nur dann Daseinsberechtigung haben, wenn wir neue Kulturwerte schaffen, durch die die ganze Menschheit gefördert wird. Erst indem das Nationalgefühl in Vergangenheit und Zukunft zugleich verwurzelt ist, ist es eine lebendige historische Einheit. Das Nationalgefühl in dieser Deutung ist kein unversöhnlicher Gegensatz zum Humanitätsgefühl. Es nähert sich dem Nationalgefühl Fichtes und der angelsächsischen Völker.[1])

Die Einsicht in das Wesen der historischen Erscheinung als einer Zweiheit aus Vergangenheit und Zukunft wird von der Achtung vor dem Gewordenen begleitet sein, an deren Mangel wir augenblicklich so stark kranken. Was die alte Zeit zu historisch war, das ist die heutige zu anhistorisch. Den Wert dieses Gefühls lernen wir an der englischen Geschichte, die verheerenden Folgen seines Fehlens an der Geschichte des modernen Rußlands kennen. Achtung vor dem Gewordenen ist auch das Autoritätsgefühl. Dieses begleitet die Wahrnehmung bzw. Vorstellung einer solchen historischen Individualität, deren Bestimmtheiten wir als richtunggebend auch für unser Leben anerkennen. Kein Volk unterscheidet mit glücklicherem Takt zwischen dem Einzelwesen und den Bestimmtheiten an diesem Einzelwesen, denen die Autorität gilt, als das englische. Dringend not erscheint uns auch die Erziehung der Jugend zur Achtung vor den historisch wertvollen Überbleibseln und Denkmälern. Zu diesen gehören außer den bereits aufgezählten auch Straßen-, Flur-, Hausnamen, Sprichwörter, Volkslieder, Volksbräuche, Volkstänze. Mit welcher Rücksichtslosigkeit werden heutzutage diese Schöpfungen deutschen Volksgeistes behandelt! Hier wird in einer kleinen Stadt ein Stadttor eingerissen, weil es 'den Verkehr hemmt'. Dort wird ein Schloß oder ein Dom 'freigelegt'. Burgen werden 'restauriert' und in Kneipen verwandelt. Uralte Straßennamen werden umgewandelt. Diejenigen, die solchen Radikalismus üben, wissen gar nicht, welch einen Abbruch sie damit der Entwicklung des Nationalgefühls tun, da dieses doch im Angesicht derselben Vergangenheit, derselben Schöpfungen und Denkmäler des Volksgeistes erwächst.

Wenn das Zuständliche in unseren Schülern gepflegt wird, wird sie tiefe Trauer über die Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit überfallen, gleichzeitig aber auch ein Lustgefühl bei der Vorstellung, daß diese Ideen einmal verwirklicht sein könnten. Und aus diesen beiden Bedingungen soll in unserer

[1]) Einem solchen Nationalgefühl sprachen vor dem Kriege z. B. Friedrich Lienhard (Der Spielmann, Thüringer Tagebuch) und Paul Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt, Königstein-Leipzig, bes. Kap. 2 und 7 das Wort.

Jugend der Wille erwachsen, die Spannung zwischen Wirklichkeit und Idee zu überwinden. Wir sollen sie so erziehen, daß dieser Wille auch wirkende Bedingung für bewußtes Handeln bei ihr wird. Diese Forderung ist gerade unter Hinweis auf die englisch-amerikanische Erziehung auch von einsichtigen Laien gestellt worden.[1])

Der Geschichtsunterricht erwecke den Willen zur Gemeinschaft schlechthin. Die abendländische Kultur braucht ihn. Es muß aber für jeden Sehenden klar sein, daß dieser Gemeinschaftswille unter den heutigen Verhältnissen insbesondere im Hinblick auf die Gemeinschaft Staat zu fördern ist. Wir verlangen also Erziehung zum staatsbürgerlichen Wollen, fassen jedoch den Begriff weiter, als es gemeinhin geschieht. Wir verstehen darunter nicht bloß den Willen, 'sich auf den Boden der Verfassung zu stellen', d. h., die Funktionen des Staatsbürgers im Rahmen des augenblicklichen Verfassungsstaates zu erfüllen, obwohl auch damit schon viel gewonnen ist, sondern begreifen darunter den Willen, die Arbeit im Rahmen dieses Staates auf ein höheres Ziel einzustellen: auf den Idealstaat, den absoluten Rechts- und Kulturstaat.[2]) Damit erst bekommt die Arbeit in diesem Staat ihre sittliche Weihe. Wir sind uns klar darüber, daß eine solche Tätigkeit nur möglich ist, wenn wir den Willen zur Gerechtigkeit und Billigkeit gegenüber den Interessen der Mitmenschen fördern; wenn wir den Willen stärken, sich selbst in die Schanze zu schlagen ohne Rücksicht auf persönlichen Vorteil, an der Schöpfung neuer Autoritäten mitzuarbeiten und den alten zu dienen. Andernfalls bleibt die staatsbürgerliche Betätigung öder Mechanismus.

Wenn wir staatsbürgerlichen Willen in diesem weiten Sinne fassen, ist er zugleich nationaler Wille. Nur das Objekt, auf das sich das Wollen richtet, ist im zweiten Falle umfassender, weil sich bei uns Nation und Staat leider nicht decken. Deshalb soll die Beschäftigung mit dem Deutschtum im Auslande derart betrieben werden, daß in den Schülern der felsenfeste Wille geboren wird, diesen Brüdern in Not zu helfen und ihr Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem Mutterlande zu stählen.

Und zu guter Letzt: Der Unterricht erwecke im Schüler das Streben, die Entwicklung der Menschheit zur Idee in sich selbst als in einem Mikrokosmos zu vollenden.

Wie kann aber der Geschichtsunterricht diese Erziehung leisten? Dann nicht, wenn er sein Ziel lediglich durch didaktische Kniffe zu verwirklichen sucht. Die Didaktik muß vielmehr von allgemeinen pädagogischen Maßnahmen begleitet sein. Die Anleitung zur Selbsttätigkeit und die Selbstverwaltung müssen bei jeder Gelegenheit eine große Rolle spielen. Und vor allem, und das ist das wichtigste, der Lehrer sei selbst die Persönlichkeit, zu der der Schüler erzogen werden soll. So wird die Frage der Reform des Geschichtsunterrichtes letzten Endes eine Frage der Lehrerbildung. Groß ist die Verant-

[1]) Vgl. u. a. Staatsmann, Niederbruch und Aufstieg. Leipzig 1921, S. 226 ff.

[2]) Vgl. auch Georg Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung, Leipzig-Berlin 1919, besonders S. 43 ff. 58 ff.

wortung, die die Universitäten haben. Sie müssen sich in ihrem Lehrbetrieb mehr mit den Fragen der Gegenwart und der Problematik der Geschichte beschäftigen. Geschichtsphilosophische Kollegs dürfen auch an der kleinsten Universität nicht fehlen. Seminare, Kolloquien, Debatten müssen im Mittelpunkte des Lehrbetriebes stehen, weniger die Kollegs. Exkursionen müssen auch auf den Universitäten planmäßig geübt werden. Die Privatdozenten dürfen nicht lediglich auf Grund einer spezialwissenschaftlichen Arbeit, sondern auch pädagogischer Bewährung zugelassen werden. Durch das alles wird die pädagogische Einwirkung der Universitätslehrer vertieft und nachhaltiger gestaltet werden. Groß ist auch die Verantwortung bei der Ausbildung der Studienreferendare. Die Assessorprüfung darf nicht in didaktischem Formelkram erstarren, wie es augenblicklich zu befürchten ist. Vielleicht kommt dann auch die Zeit, in dem Geschichte nicht mehr als 'Nebenfach' gerechnet wird.

SCHILLER UND OVID

Daß Ovid von seiner Beliebtheit bei den Zeitgenossen wie von seinem Fortleben bei der Nachwelt überzeugt war, davon geben verschiedene Stellen seiner Dichtungen Zeugnis, so besonders Trist. II 116 ff., sodann der selbstbewußte Epilog zu den Metamorphosen, der in die Prophezeiung ausklingt: *Ore legar populi perque omnia saecula fama . . . vivam*, und die schönen Dankesworte an die Muse am Schlusse des IV. Buches der Tristien, wo er u. a. sagt: *In toto plurimus orbe legor. Siquid habent igitur vatum praesagia veri, Protinus ut moriar, non ero, terra, tuus.* Seine stolzen Worte sind in Erfüllung gegangen: Ovids Name und Einwirkung sind zu allen Zeiten lebendig geblieben. Auch bei unseren deutschen Dichtern lebt er fort, und sie schmücken gerne ihre Werke mit Blüten aus dem hortus Ovidianus. Beweise dafür begegnen uns allenthalben. Storm z. B. gibt in seiner Novelle 'Psyche' in engem Anschluß an Met. XII 39 ff. eine ansprechende Schilderung des ehernen Hauses der Fama. Riehl lehnt sich in den 'Lehrjahren eines Humanisten' bei Schilderung des geträumten Sturmes an Ovids Beschreibung des Seesturmes, T I 2, an (vgl. zu 'Das Schiff flog aus dem Abgrund zum Himmel und vom Himmel zum Abgrund' Ov. V. 20. 22), und der Held betet mit Ovid: *Di maris et caeli* usw. (V. 1 u. 2). In derselben Novelle wird auch F VI 5 *Est deus in nobis* usw. zitiert. In 'Gräfin Ursula' schreibt die Gräfin die Heimwehverse Ovids, P I 3, 35 f., in ihr Buch und gibt dazu 'eine der Verskunst jener Zeit entsprechende Übersetzung'. Dann sei noch erinnert an Riehls 'Ovid bei Hofe' mit dem Motto M I 1, mit dem Zitat *semibovemque virum semivirumque bovem* (A II 24), mit den Hinweisungen auf die Tristien und die Briefe vom Pontus, den mancherlei Anspielungen auf die Erzählungen in Ovids Metamorphosen und den in der Novelle selbst vorgeführten 'Verwandlungen'. Bei Raabe heißt im 'Odfeld' der Rabe '*dirum mortalibus omen*' wie der *bubo* M V 550, und ebenda begegnen wir dem ovidischen *Perfer et obdura* (Am. III 11, 7; A II 178; T V 11, 7). In 'Prinzessin Fisch' wird Janus 'nach dem Ovidius' geschildert. R. Herzog bringt in den 'Wiskottens' an einer Stelle gleich zwei Zitate aus Ovid (H 2, 85 und A I 459). Im 'Poetischen Gedenkbuch' von D. Fr. Strauß (Ed. Zeller) steht vor den Gedichten 'Aus dem Krankenzimmer' als Motto: *Sic tamen absumo decipioque diem* (T IV 10, 114). Bei Herm. Kurz finden wir Bd. VIII (Heyse) S. 149 den Vers *Emollit mores nec sinit esse feros* (P II 9, 48) und Bd. X 66 den bekannten Ausspruch aus T III 4, 25: *bene qui latuit, bene vixit.* Und in einem Brief an Mörike sagt Kurz mit Ovid (T I 1): *sine me, liber, ibis* usw.

Auch unsere beiden größten Dichter

verdanken Ovid nicht wenig. Auf die Früchte von Goethes Ovidstudien ist mehrfach hingewiesen worden, so in diesen Jahrbüchern von Heller (1863) und Bronner (1893). Der letztere sagt geradezu (S. 247): 'Ovid hat den Dichter durchs ganze Leben begleitet.'

Anders liegt die Sache bei Schiller. Wohl ist über seine Beeinflussung durch Vergil viel geschrieben worden, aber von einer Einwirkung Ovids auf den Dichter ist wenig die Rede. Man setzt Schillers 'Hero und Leander' zu Her. 18 und 19 in Beziehung, der Schillererklärer stellt ab und zu fest, daß ein bei Schiller uns begegnender Stoff auch in Ovids Metamorphosen behandelt worden sei: das ist aber auch so ziemlich alles. Und doch läßt sich nachweisen, daß Ovid auch auf Schiller stark eingewirkt hat.

Schiller hat schon in der Ludwigsburger Lateinschule neben Vergils Aeneis auch Ovids Tristien kennen gelernt (Minor S. 66), und in der Hohen Karlsschule, in die er 1773 eintrat, wurden nicht nur die Metamorphosen, sondern auch die Elegien Ovids gelesen (Klaiber, Der Unterricht i. d. ehem. Hoh. Karlsschule in Stuttgart, S. 30). Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß auch diese Lektüre in des Dichters empfänglichem Geist ihre Spuren hinterlassen hat, wenn er sich auch zu dem ihm innerlich näher stehenden Vergil mehr hingezogen fühlte. Und wirklich erinnert uns bei Schiller vieles an Ovids Dichtungen. Manche dieser Anklänge mögen zufällig sein; bei Schilderung gleicher Situationen können Dichter verschiedener Völker und Zeiten ganz unabhängig voneinander auf ähnliche Wendungen kommen. Es bleiben aber noch Fälle genug, in denen zweifellos Beeinflussung vorliegt. Ob man dann im einzelnen Fall bewußte Nachahmung oder unbewußte Reminiszenz annehmen will, ist nicht von Belang; die Hauptsache ist die Feststellung, daß der neuere Dichter durch das Studium des alten angeregt und befruchtet worden ist. Inwieweit dieser Nachweis gelungen ist, darüber möge man sich aus den im folgenden angeführten Parallelen selbst ein Urteil bilden.

Daß Schiller von dem Dichter der Metamorphosen in erster Linie auf dem Gebiet der Mythologie beeinflußt wurde, ist natürlich, und so sind manche Dichtungen Schillers voll von solchen Anklängen. Im 'Triumph der Liebe' z. B. heißt es: 'Einstens hinter Pyrrhas Rücken Sprangen Menschen aus dem Stein ... Stein und Felsen ihre Herzen'; bei Ovid lesen wir von Deukalion und Pyrrha M I 393 *lapides ... iacere post terga,* 414 *Inde genus durum sumus.* Zu 'stieg Aurora aus dem Schoß des Meeres' vergleiche man M V 440 *udis veniens Aurora capillis*, zu Pygmalion X 243 ff., zu Leda und Jupiter VI 109, Am. I 10, 3 f, H 8, 78; 17, 55, zu 'des Helios weiße Sonnenrosse' Am. II 1, 24 *niveos Solis equos*, zu der Orpheus gewidmeten Strophe M X 40—46. Auch das Gedicht 'Die Götter Griechenlands' enthält eine Menge von Sagenbestandteilen, die Ovid in den Metamorphosen mehr oder weniger ausführlich behandelt hat: Daphne, des Helios goldener Wagen (M II 107 f.), Niobe, Syrinx, Philomele, Demeter und Persephone, Venus und Adonis, Bacchus mit Thyrsus, Panthern, Mänaden und Satyrn, Orpheus, Philoktet, das 'Zwillingspaar'. An Anklängen im Ausdruck fehlt es dabei nicht: 'Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe' — M I 707 (Syrinx): *motos in harundine ventos Effecisse sonum similem querenti*; 'Und des Thrakers seelenvolle Klage Rührte die Erinnyen' — X 45 *Tunc primum lacrimis victarum carmine fama est Eumenidum maduisse genas.*

Vielfach sind bei Schiller Götter und Heroen mit Zügen ausgestattet, die uns von Ovid her wohlbekannt sind. 'Jupiters königlicher Vogel' (Räuber I 2) geht wohl auf Ovids *regia ales* (M IV 362) zurück. Von Neptun sagt Schiller im Eleusischen Fest: 'Auch den Meergott sieht man eilen; Rasch mit des Tridentes Stoß Bricht er die granitnen Säulen ... los', bei Ovid aber heißt es M VI 75: *Stare deum pelagi longoque ferire tridente Aspera saxa facit.* Im 'Abend' winkt Tethys dem Sonnengott aus des Meeres kristallner Woge, M II 69 sagt Phaethon: *quae me subiectis excipit undis, Tethys.* 'Der bläulichte Gott' (Spaziergang) ist Ovids *caeruleus deus* (F III 874; Plur. M II 8; P IV 16, 22). Ovids *umbrarum rex* (M VII 249) und *umbrarum dominus* (X 16) erscheint in der

Glocke als Fürst der Schatten, *niger Avernus* (Am. III 9, 27) in den Künstlern als des Avernus schwarzer Ozean. Im Eleusischen Fest ladet Themis des Styx verborgne Mächte zu Zeugen ein nach dem Vorgang von M II 45 *testis adesto Dis iuranda palus, oculis incognita nostris*, vgl. noch I 737, II 101, III 290. *Cunctane Lethaeis mersa feruntur aquis* (T I 8, 36) spiegelt sich wider in Hektors Abschied: 'All mein Sehnen will ich . . . in des Lethe stillen Strom versenken'. Die Erinyen schildert Schiller in den Kranichen des Ibykus ebenso wie Ovid: 'das furchtbare Geschlecht der Nacht . . . Versöhnen kann uns keine Reu' — M IV 451 *sorores nocte genitas, grave et implacabile numen*; 'Wo die Haare . . . flattern, . . . sieht man Schlangen' — V. 454 *Cumque suis atros pectebant crinibus angues*. Die Fackeln haben wir V. 482, sowie X 349 *crinitas angue sorores, Quas facibus saevis oculos atque ora petentes Noxia corda vident* (vgl. 'Wohl dem, der frei von Schuld . . . Bewahrt die . . . Seele, Ihm dürfen wir nicht rächend nahn').

Wenn Amor bei Schiller 'der mächtigste der Götter' (Die Blumen), 'Überwinder' (Triumph der Liebe), 'der die Herzen bezwingt, der lächelnde Gott' (Das Glück), 'der lächelnde Knabe' (Dithyrambe) ist, so erinnert das lebhaft an Ovidische Ausdrücke: M VII 55 *maximus deus* (vgl. auch die ausführliche Schilderung von Amors Macht V 365ff.), Am. I 2, 37 *superas hominesque deosque*, M V 366 *superas omnes*; Am. I 1, 3 *risisse Cupido dicitur*, 6, 11 *risit Cupido*, II 18, 15 *risit Amor* (Verg., Cat., Tib., Prop. kennen einen lachenden Amor nicht).

Auch Gedanken und Wendungen aus der Schilderung des goldenen Zeitalters, M I 89ff. und sonst, treffen wir bei Schiller wieder: Räuber I 2 das goldene Alter — M I 89 und XV 96 *aurea aetas*; Die vier Weltalter: 'Erst regierte Saturnus . . . Die Erde gab alles freiwillig her' — Am. III 8, 35 *cum regna Saturnus haberet, . . . humus . . . dabat curvo sine vomere fruges* und M I 102 *per se dabat omnia tellus*; F IV 369 *veteres usi memorantur . . . herbis, sponte sua si quas terra ferebat*. Vgl. dazu auch Nadowessiers Totenlied: 'Wo mit Mais die Felder prangen, Der von selber sprießt'; ebenda: 'Wo kein Schnee mehr ist' — M I 107 *Ver erat aeternum*.

Die Sage von Amalthea (Der Spaziergang: 'Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn') erzählt als einziger römischer Dichter Ovid, F V 115—128 (121 *cornu sustulit nymphe et plenum pomis tulit*, 127 *nutricis fertile cornu*). Die Anrede an Goethe: 'Du . . ., der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange erstickt' ruft uns A I 187 in Erinnerung: *Tirynthius angues Pressit et in cunis iam Iove dignus erat*. Den Gedanken: Ajax fiel durch Ajax' Kraft. Ach, der Zorn verderbt die Besten! (Siegesfest) finden wir ebenso M XIII 390: *Ne quisquam Aiacem possit superare nisi Aiax*, 385 *unam non sustinet iram*. Die Sage vom Stier des Perillus (Räuber IV 5: 'Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet?') erzählt Ovid ausführlich T III 11, 39—54; s. noch A I 653f.; T V 1, 53f.; 12, 47; Ib. 437ff.; P II 9, 44; III 6, 42.

Doch nicht nur auf dem Gebiet der Mythologie, auch sonst lehnt sich unser Dichter öfter stark an Ovid an. Wem fällt nicht bei den Worten: 'Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen das königliche Angesicht' (Die Künstler) M I 85f. ein: *Os homini sublime dedit caelumque tueri Iussit et erectos ad sidera tollere vultus*? Und die bekannten Verse aus der Erwartung: 'Hör' ich das Pförtchen nicht gehen? Hat nicht der Riegel geklirrt? Nein, es war des Windes Wehen' decken sich, worauf schon A. Zingerle (Ovidius u. s. Verh. z. d. Vorgängern usw., 1869, I, 91) und dann P. Brandt hingewiesen hat, nach Form und Inhalt ganz mit Am. I 6, 49: *Fallimur, an verso sonuerunt cardine postes, Raucaque concussae signa dedere fores? Fallimur: impulsa est animoso ianua vento*.

Besonders viele Anklänge an Ovid weisen Schillers Balladen auf. 'Der Kampf mit dem Drachen' erinnert vielfach an des Kadmos Drachenkampf, M III 28ff.: Str. 6 Grimm über die Tötung der Genossen und Wunsch, sie zu rächen — Ov. V. 55ff.; Str. 10 der Zähne stachelichte Reihn; die Zunge gleicht des Schwertes Spitze, Die kleinen Augen sprühen Blitze — V. 33 *Igne micant oculi . . . vibrant*

linguae, triplici stant ordine dentes. Rollt um sich selber fürchterlich — V. 41 f., Str. 16 eine Grotte ... Hier hausete der Wurm — V. 31 *conditus antro Martius anguis erat*, Str. 18 Und von sich haucht den gift'gen Wind, und 19 seines Atems gift'gem Wehen — V. 49 *necat afflati funesta tabe veneni* und 75 *quique halitus exit ore ... vitiatas inficit auras*; Str. 19 das erste Geschoß 'prallt vom Schuppenpanzer ab' — 63 *serpens ... loricae modo squamis defensus et atrae Duritia pellis validos cute reppulit ictus*; Str. 21 Und stoße tief ihm ins Gekröse, Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl — 67 *totum descendit in ilia ferrum.*

In der Ballade 'Die Kraniche des Ibykus' geht die Wendung: 'Er ruft die Menschen an, die Götter, sein Flehen dringt zu keinem Retter' offensichtlich zurück auf M II 578: *Inde deos hominesque voco, nec contigit ullum Vox mea mortalem,* und den Worten: 'So muß ich hier verlassen sterben, Auf fremdem Boden, unbeweint' (ähnlich Jungfrau II 7: 'O schwer ist's, in der Fremde sterben, unbeweint!') entspricht genau T III 3, 37: *Tam procul ignotis igitur moriemur in oris ... nec me qui fleat, ullus erit*; vgl. ebd. V. 46: *Indeploratum barbara terra teget.*

Sehr ausgiebig ist auch 'Die Bürgschaft'. Die drei ersten Strophen bieten deutliche Anklänge an F II 101—105: 'Was wolltest du mit dem Dolche?' — *Quid tibi cum gladio?* 'Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit Und bitte nicht um mein Leben' — *Ille ... mortem non deprecor, inquit*; 'Gnade geben ... drei Tage Zeit ... Da lächelt der König ... Frist' — *Dant veniam ridentque moram.* Die Strophen 6—9 enthalten ein ähnliches Motiv, wie Am. III 6, wo der zur Geliebten eilende Dichter durch einen stark angeschwollenen Fluß aufgehalten wird. Im einzelnen vergleiche man: Eilt heim — *Ad dominam propero*; Von den Bergen stürzen die Quellen — *Nunc ruis adposito nivibus de monte solutis*; Da reißet die Brücke der Strudel hinab — *Nec tibi sunt pontes*; Kein Schiffer lenket die Fähre — *nec quae sine remigis ictu Concava traiecto cumba rudente vehat*; Und der wilde Strom wird zum Meere — *Nec capit admissas alveus altus aquas*; O hemme des Stromes Toben! — *Siste parumper aquas!* Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut — *increscit latis spatiosior undis*; Und wirft sich hinein in die brausende Flut — *Atque ita se in rapidas ... misit aquas.* Zu 'Und teilt ... den Strom' vgl. F VI 740 *Dividit ... aquas.* Für 'Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell' (Str. 13) möchte ich von entsprechenden Ovidischen Ausdrücken beisetzen: M XI 602 *saxo exit ... Rivus ... cum murmure labens unda*; II 455 *de quo cum murmure labens Ibat ... rivus*; F II 316 *garrulus rivus*, ebd. 250 und M III 27 *rivi fontes.* (Auch Horaz hat Carm. III 13, 15 *Saxis, unde loquaces lymphae desiliunt tuae.* Die ganze Stelle mit ihrer Fortsetzung 'Und erfrischet die brennenden Glieder' erinnert auch ein wenig an Cat. 68, 58: *Rivus ... prosilit e lapide ... praeceps ... dulce viatori lasso in sudore levamen*).

Zum Schlusse führe ich noch eine Reihe von einzelnen Wendungen an, die lebhaft an Ovid gemahnen und zum Teil wohl auch aus ihm geschöpft sind: Bis sich Brust mit Brust vereint (Klage der Ceres) — M II 604 *cum pectore iuncta pectora*, Her. 15, 191 *iungi mea pectora tecum*; die Zeit mit Spielen betrügen (Fiesco I 7) — T III 3, 12 *tempora narrando fallat*, vgl. auch M VIII 651 *medias fallunt sermonibus horas* (doch werden so ja auch *ἀπατᾶν*, *tromper*, *ingannare* und *to beguile* gebraucht); Und so fliehen meine Tage, Wie die Quelle, rastlos hin (Jüngling am Bach) — F VI 772 *Et fugiunt dies*, A III 62 *Eunt anni more fluentis aquae*, M XV 179 *assiduo labuntur tempora motu, non secus ac flumen*; die goldenen Ähren (Eleus. Fest) — M IX 689 *spicae florentes auro*; Als er's Licht noch sah (Nadowessiers Totenlied) — M IX 779 *videt haec lucem*, und T V 9, 37 *Dum ... lumen vitale videbo* (vgl. das homerische ὁρᾶν φάος ἠελίοιο); Bringet her die letzten Gaben (ebd.) — Am. III 9, 50 *ultima dona tulit*, H 7, 192 *Iam dabis in cineres ultima dona meos*; Die Treue ... kein leerer Wahn (Bürgschaft) — H 10, 116 und A I 740 *nomen inane, fides*; purpurisch Blut, Purpurblut (Melancholie an Laura) — T IV 2, 6 *purpureus sanguis* (Il. 17, 361 πορφύρεον αἷμα); der purpurne Wein (Vier

Weltalter und sonst) — A II 316 *purpureum merum*; taube Felsenwände (Räuber IV 5) — Am. III 7, 58 *surda saxa*; der Tugend steiler Hügel (An die Freude) — A II 537 *ardua virtus*, P II 2, 113 *tendit in ardua virtus*; des Mondes Angesicht (Künstler) — Am. I 8, 12 *lunae vultus*; des Auges Wolke (Eleus. Fest) — M XII 32 *nubemque oculis obiecit*; Ein Bächlein rauschte durchs Feld, Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt (Graf von Habsburg) — F II 219 *torrens undis pluvialibus auctus per sata perque vias fertur*; der Tränen stürzenden Quell (ebd.) — H 8, 62 *Perque sinus lacrimae fluminis instar eunt*; ebd. 64 *fons perennis* = Tränenquell, F II 820 *fluunt lacrimae more perennis aquae*, M IX 656 *lacrimarum rivus*; in dem Busen der Gott (Spaziergang) — A III 549 und F VI 5 *Est deus in nobis*, M II 641 *deo, quem clausum pectore habebat*, P III, 4, 93 *deus est in pectore nostro*; Fürstin der Götter . . . des Himmels goldnes Zepter (Semele) — F VI 37 *princeps dearum . . . aurea sceptra*; die äolische Harfe (Würde der Frauen) — Am. II 18, 26 *Aeolia lyra*; tausend Hände . . . helfen sich in munterm Bund (Glocke) — F IV 275 *mille manus coeunt*; Samen bergen wir in der Erde Schoß (ebd.) — P I 5 34 *condere semen humo*; Sieht er die Jungfrau vor sich stehn. Da faßt ein namenloses Sehnen . . . Errötend folgt er ihren Spuren (ebd.) — M III 371 *Vidit et incaluit, sequitur vestigia furtim* (vgl. auch I 531 f.).

Die Ansicht, daß der Nachweis solcher Anklänge eine Herabwürdigung unserer Dichter sei, vermag ich nicht zu teilen. Wie diese zu der Sache sich stellen, zeigt Goethes Spruch:

Selber erfinden ist schön, doch glücklich von andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

Und Geibel sagt in seinen Distichen aus Griechenland:

Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder,
Blättre wieder, und so fliehn mir die Stunden dahin.
Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ist's das Gefühl, selber ein Dichter zu sein.
Aber ich flehe zu euch, ihr Götter, erhaltet mir gnädig
Jenen beweglichen Sinn, der sich auf beides versteht!
Laßt wie die Biene mich sein, die bald in der Rose sich festsaugt,
Bald den gewonnenen Saft emsig in Honig verkehrt!

Wenn unsere Dichter selbst so denken, brauchen wir um ihre Ehre nicht zu eifern. Wohl aber muß darauf, wie viel unsere großen Denker und Dichter der Antike verdanken, immer und immer wieder hingewiesen werden, zumal in einer Zeit, da übel beratene Kurzsichtigkeit den Zugang zu den Quellen, die so belebend und befruchtend wirken, unserer Jugend beschränken, ja am liebsten ganz versperren möchte.

Carl Ganzenmüller.

HARDENBERG UND DIE ANTIKE

Zum 100. Todestag (26. November 1922)

'Ich verlange nicht, daß er ein vollkommener Lateiner und Grieche werde, dieses aber begehre ich, daß er das Latein sowohl in ungebundener als gebundener Rede deutlich verstehe und von dem Griechischen so viel wisse, daß er nicht nötig habe, sich die Kunstwörter fast aller Wissenschaften erklären zu lassen.' So schrieb Hardenbergs Vater am 30. November 1762 an den Lehrer seines Sohnes Karl August, des späteren preußischen Staatskanzlers. Bislang hatte der Oheim Friedrich Karl v. Hardenberg, der Gönner der Göttinger Universität, die Ausbildung seines Neffen geleitet. Gegen Ende des Siebenjährigen Krieges starb er, und die Erziehung von Karl August übernahm nunmehr der Vater selbst, der aus dem Siebenjährigen Kriege nach ehrenvollem Kampfe für Friedrich den Großen zurückgekehrt war.

Die Eindrücke, die der Unterricht in den klassischen Sprachen auf Karl August gemacht hat, sind tief und nachhaltend gewesen. Zeigt er doch sein ganzes Leben hindurch ein großes Interesse vor allem für lateinische Schriftsteller. Mit 6 Jahren hatte er begonnen, Latein zu lernen; im Alter von 15 Jahren verfaßte er für den Geburtstag des Vaters ein Gedicht, dem das Horazische '*Serus in coelum redeas diuque laetus intersis populo*' zum Vorbild

diente. Seine spätere diplomatische Tätigkeit in hannoverschen, dann braunschweigischen und ansbach-bayreuthischen, zuletzt preußischen Diensten ließ ihm keine Muße, sich mit seinen Lieblingsschriftstellern Tacitus und Horaz zu beschäftigen. Es waren die unruhvollen Zeiten nach der Französischen Revolution. Erst als er als Minister des Auswärtigen am 1. April 1806 auf französische Forderung hin entlassen wurde und gar vor Abschluß des Tilsiter Friedens Napoleon seine Ausweisung aus dem verstümmelten preußischen Staat verlangte, nahm er seine Zuflucht zu den geliebten Alten. Auch mit einem Neulateiner beschäftigte er sich, mit dem französischen Staatsmann des 16. Jahrhunderts Thou (Thuanus), dessen resignierte Worte:

> *Aula vale — aulaeque ministri,*
> *quos coluisse pudet, quos memorare piget.*
> — — — — *Suffragia libera de me*
> *posteritas, praesens nam vetat aura, feret*

er auch auf seine Lage anwendet. Er begibt sich nach Riga in die Verbannung. Hier verfaßt er im Jahre 1807 seine Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates, der er als Leitspruch Horazens Worte: '*Quem vocet divum populus ruentis imperi rebus?*' vorausschickt. 1808 nimmt er seinen Aufenthalt in Tilsit; er schreibt seine Erinnerungen, die mit Stellen aus Tacitus, Horaz und Sallust durchsetzt sind. Seine Denkwürdigkeiten beginnen mit der Frage, ob es passend sei, seine eigene Geschichte zu schreiben. Wielands Urteil im Agathon, 'die Geschichtschreiber ihres werten Selbst als noch verdächtiger hinzustellen als irgendeine andere Klasse von Geschichtschreibern', lehnt er als unrichtig ab 'Wer wird nicht lieber demjenigen Glauben beimessen, der selbst an den Begebenheiten, die er erzählt, teilnahm und die Triebfedern der Handlungen kennenzulernen Gelegenheit hatte, wie z. B. Thuanus, als dem, der die Tatsachen aus der Feder oder dem Munde eines Dritten oder gar aus seiner Einbildungskraft, und wie oft vom Parteigeiste entstellt, gibt und darüber nicht selten in einem ganz verkehrten Sinne urteilt. — — — Lieber pflichte ich also dem mit Weltkenntnis und Klugheit begabten Geschichtschreiber Tacitus bei, der im Leben des Agricola sagt: *Ac plerique suam ipsi vitam narrare fiduciam potius morum quam arrogantiam arbitrati sunt . . .*' Den Grafen Haugwitz charakterisiert er mit dem Taciteischen Wort: '*Quod facillimum factu est, pravus et callidus bonos et modestos anteibat*' (Erinnerungen II 138). Als Ende 1805 nach dem unglücklichen Austerlitz bei den Verhandlungen über den Schönbrunner Vertrag der König den Grafen Haugwitz Hardenberg vorzieht, trägt Hardenberg in seine Erinnerungen (II 408) ein: 'Hat Graf Haugwitz einmal jenes Vertrauen mehr als ich, so halte ich es für sehr rätlich, daß der König ihm auch die Leitung der Geschäfte ausschließlich übergebe. Solchenfalls werde ich getrost in Tempelberg mein Feld bauen.

> *Non enim gazae neque consularis*
> *summovet lictor miseros tumultus*
> *mentis et curas laqueata circum*
> *tecta volantes.*

Ich schmeichle mir zwar, daß Seine Majestät es alsdann billig finden werden, mir für die Dienste, die ich, soviel ich vermochte, seit 15 Jahren dem preußischen Staate leistete, eben das zu bewilligen, was dem Grafen Haugwitz bewilligt wurde, was Minister Buchholz bezieht, nämlich 6000 Taler jährlich. Ich bedarf es, indessen werde ich auch dieses ganz dem Gutfinden und der Gerechtigkeit Seiner Majestät unterwerfen.

> *Vivitur parvo bene, cui paternum*
> *splendet in mensa tenui salinum.*'

Den Marquis Lucchesini, den preußischen Gesandten in Paris, charakterisiert er als einen '*vernaculus*' (aaO. II 164).

Am 5. November 1808 bringt er seine Erinnerungen in Tilsit zum Abschluß Pessimistisch klingen seine Worte aus Horaz, die er am gleichen Tage in sein Tagebuch einträgt:

> *Omnes eodem cogimur, omnium*
> *versatur urna serius ocius*
> *sors exitura.*

Er gibt aber dennoch die Hoffnung nicht auf. So schreibt er in den Erinnerungen (III 528 f.) Worte, wie sie auch auf unsere trüben Zeiten angewandt werden können: 'Aber was hätte nicht alles geschehen können, was könnte nicht täg-

lich noch geschehen, wenn nicht der Geist des Großen und Edlen so ganz von uns gewichen wäre! Möchte er, wo er noch schlummert, doch endlich geweckt werden! Mit tief bekümmertem Herzen rufe ich mit dem römischen Dichter aus:

— Signa ego Punicis
affixa delubris et arma
militibus sine caede —
derepta vidi, vidi ego civium
retorta tergo brachia libero
portasque non clausas et arva
Marte coli populata nostro.

Möchte ich nicht auch mit ihm sagen müssen:

neque amissos colores
lana refert medicata fuco,
nec vera virtus, quum semel excidit,
curat reponi deterioribus.'

Karl Gerth.

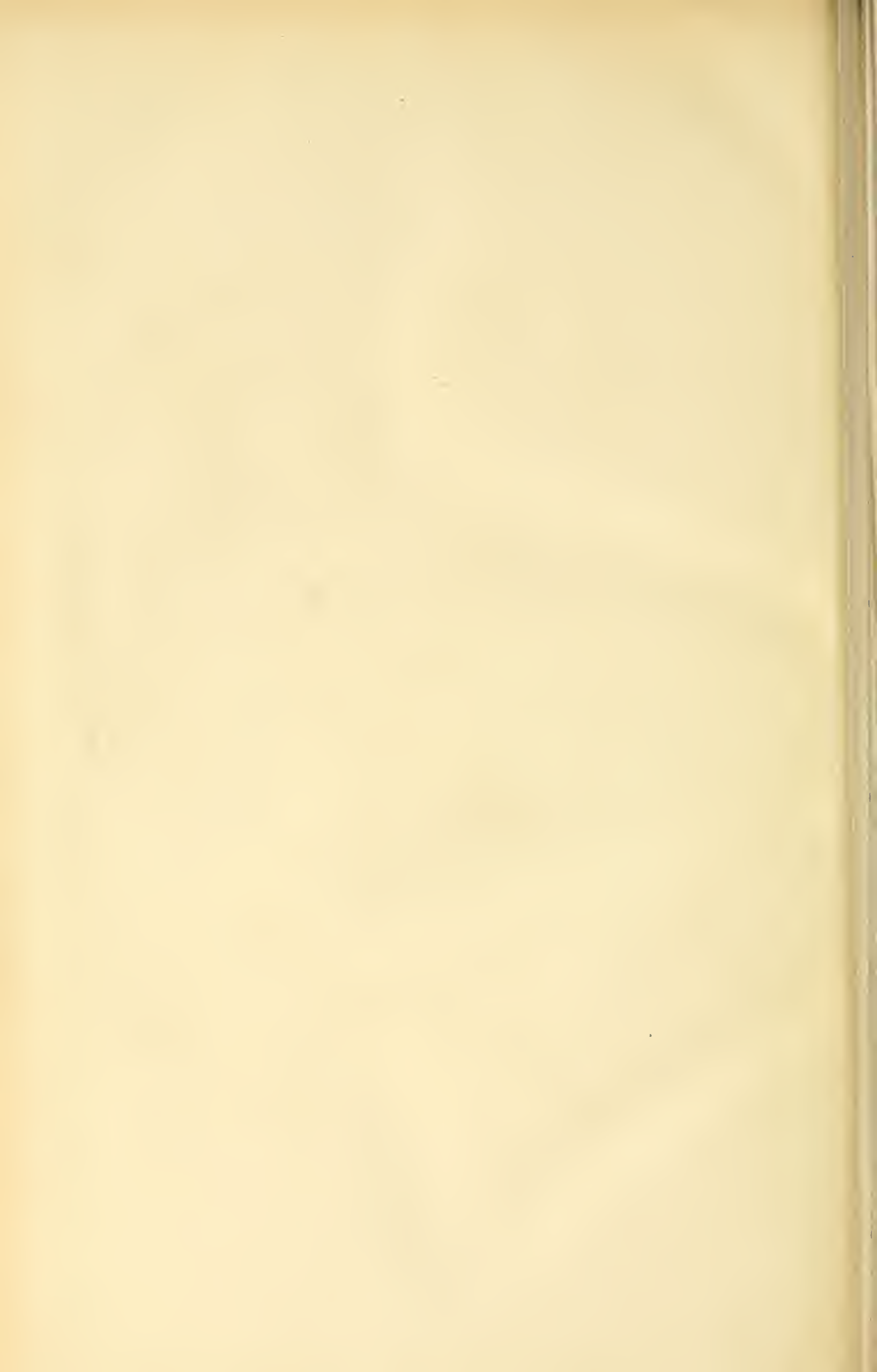
SACHREGISTER

(9 Dezember 1922)









PA
3
N664
Bd.49-
50

Neue Jahrbücher für das
klassische Altertum,
Geschichte und deutsche
Litteratur und für Pädago-
gik

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

